Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P
O
486

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

1296282 20 III 15

3777

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES.

All Books subject to Recall.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 087 701 292

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Neununddreißigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1914

Stuttgart und Leipzig 1914 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

A.296282

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIX

(Juli bis September 1914)

Seite

Vizeadmiral a. D. **v. Ahlefeld:** Die englische Kriegsflotte in Kiel . . . 1
Freiherr **v. Falkenhausen,** General der Infanterie z. D.: Die Macht des Goldes und der Krieg 4
M. v. Köller: Reichsländisches 10. 203
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. III. IV. V. . . 15. 134. 266
Dr. Freiherr **v. Jettel:** Oesterreich-Ungarn und Italien in Albanien . 28
General **Izzet Fuad-Pascha:** Ruhe und Glück in der Türkei 31
Freiherr **v. Hengelmüller:** Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie 33. 217
Professor Dr. **Otto Cohnheim** (Heidelberg): Verdauung und Psyche . . 48
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 56. 146. 294
Ernst Posse: Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung (Schluß) . . 80
Fürstin **Schahovskoy-Strechneff:** Die Legende der Martha Boretzky 92. 243. 370
Die Neutralisierung Afrikas. Schreiben eines hervorragenden Kolonialpolitikers an den Herausgeber der „Deutschen Revue" . . . 99
H. Sartorius: Die Psychologie der Massen und die Panik im Kriege . 102
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden (Schluß) 112
Prof. Dr. **Max Eckert** (Aachen): Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient 121
Die Früchte der Bluttat von Serajewo 129
Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz: Nobile officia. Ein offener Brief an jedermann 131
Hans v. Staff: Ueber die Entstehung der Gebirge 170
Friedrich Prinz Hohenlohe-Waldenburg: Erinnerungen an Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse 179

Digitized by Google

Seite

Senatspräsident und Prof. Dr. **Heinrich Harburger**: Die internationale Hochschule für internationales Recht im Haag 187
Strobl v. Ravelsberg: Gablenz in Briefen an seinen Bruder 191
Generalleutnant z. D. **v. Görtz**: Die deutschen Kaisermanöver und die Probemobilmachungen und Truppenverstärkungen im Westen des russischen Reiches 211
Prof. Dr. med. **Ernst Weber** an der Universität Berlin: Eine physiologische Methode, die Leistungsfähigkeit ermüdeter Muskeln zu erhöhen 227
General der Infanterie **v. Beseler**: Soldatischer Gehorsam 240
Prof. Dr. **Theodor Schiemann**: Wir und sie 257
Generalleutnant **v. Görtz**: Deutschlands Erhebung 260
Prof. Dr. **Kuno Francke**, Kurator des Germanischen Museums der Harvard-Universität, Cambridge, Mass.: Die deutschen Klassiker und das amerikanische Geistesleben 262
Prof. Dr. **Arnold Hiller**: Ueber Kriegsseuchen 274
General der Infanterie **v. Goßler**: General Konstantin v. Alvensleben vor Le Mans 278
Graf Cavour auf der Bühne und in der Volksseele Italiens 284
Friedrich v. Duhn: Ein Rückblick auf die Gräberforschung 318
Dr. **Johannes Heldwein**: Erinnerungen an Stiftspropst Dr. Ritter v. Türk 337
W. J. Holland, Sc. D., LL. D. etc., Direktor des Carnegie-Museums in Pittsburgh: Ein vor kurzem entdeckter Brief von Alexander v. Humboldt 344
August Kestner: Aus dem Buche der Kunst und Literatur 352
Oscar Montelius: Germanische Opferschalen aus Gold 362
Prof. Dr. **R. Süring** (Potsdam): Atmosphärische Gefahren für die Luftfahrt 364

Berichte aus allen Wissenschaften

Nautik. **L. Persius**, Kapitän zur See a. D.: Die Sicherheit auf See . 250
Strahlentherapie. Dr. med. **Adolf Schnée** (Frankfurt a. M.): Die therapeutischen Wirkungen der Röntgen- und Radiumstrahlen . 375

Kleine Revuen

Literarische Berichte 124. 253. 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 380

Digitized by Google

Die englische Kriegsflotte in Kiel

Von

Vizeadmiral a. D. v. Ahlefeld

Zur Kieler Woche kommt dieses Jahr ein englisches Geschwader und mit ihm der Marineminister Churchill."

Diese Nachricht löste verschiedene Empfindungen aus. Die Jugend freut sich auf schöne Feste und daß „etwas los" ist, die Kommandanten und Admirale überlegen, inwieweit eine Anfeierung oder würdevolle Zurückhaltung am Platze sein wird. Die Marineleitung fragt sich: „Was wird er wollen?" Die Politiker fürchten vielleicht auf der einen Seite die neuerliche Betonung des Gedankens, England werde die Ostsee niemals als ein mare clausum anerkennen, auf der andern Seite können sie den Besuch willkommen heißen als Beweis dafür, daß die Annäherung Englands an Deutschland zunimmt, die Wahrscheinlichkeit eines russischen oder französischen Bündnisses aber abnimmt.

Im großen deutschen Volke gibt es wohl ebenfalls vielerlei Meinungen. Während die einen hoffen, daß endlich ein ernsthafter Vorschlag zum Nichtweiterrüsten aus dem Besuche, vornehmlich aus der Aussprache beider Marineminister, erwachsen möge, werden andre in dem Besuche nur einen neuen Versuch Englands erblicken, uns durch List und schöne Worte mit der freundlichsten Miene von der Welt von dem Plane abzubringen, unsre Flotte nach dem Flottengesetze auszubauen. Zwischen beiden Extremen werden daneben natürlich allerhand Varianten in den Geistern des Volkes und seinen Zeitungen umgehen; darunter die Einzelheiten unsrer Seefragen vom Tage, wie Uebernahme von vakanten Kolonien oder solchen, die es demnächst werden sollen, Seebeute- und Blockaderecht, Abtretung der Walfischbai usw.

Was nun tatsächlich Plan und Wunsch unsrer demnächstigen Besucher ist, kann unsereins natürlich nicht wissen; uns bleibt aber unbenommen, zu wünschen, daß nur solches bei dem Besuche herauskomme, was dem Vaterlande dient und frommt. Es wird wohl nicht möglich sein, eine starke Majorität zusammenzubringen für die eine oder andre Form dessen, was unter diesem „dienen" und „frommen" zu verstehen ist, ob eine Rüstungsvermehrung oder Rüstungsverminderung, aber eine gemeinschaftliche Basis läßt sich vielleicht doch finden. Vor

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

allem muß nach wie vor und ein für allemal ausgeschlossen sein, daß von England ein Anspruch erhoben oder uns auch nur zugemutet wird, unsre Heeres- und Flottenstärke nach englischem Wunsche zu bemessen. Es kann wohl anerkannt werden, daß gerade die Frage, die früher alle englischen Politiker beherrschte: Wozu baut ihr eine Flotte? nicht mehr gestellt wird und somit eine Wandlung zum Besseren vorgegangen ist. Trotzdem wäre es gut, auch bei dem bevorstehenden Besuche den unveränderten Willen der Nation erkennen zu lassen, daß wir jeden Versuch einer Einwirkung auf unsre militärische Stärkebemessung als einen Hinderungsgrund aller Verständigungsverhandlung ansehen.

Dahingegen kann man der von so Vielen hüben und drüben sehnlich gewünschten Entspannung sehr wirksame Förderung angedeihen lassen, wenn sich der Gedanke durchringt oder fördern läßt, daß weder England noch Deutschland es auf eine gegenseitige Interessenschädigung absehen, sondern im Gegenteil ihre Interessengemeinschaft zum Ausgangspunkt aller Verhandlungen nehmen.

Bisher stand gerade dieser Forderung oder politischen Entwicklung bei den wenigen Engländern, die sie überhaupt für erwünscht gehalten haben, die erst vor wenigen Jahren gebildete, nur in unnatürlichem Mißtrauen gegen Deutschland erzeugte und geborene nahe Interessenverbindung mit Frankreich und Rußland im Wege. Daraus folgert für uns, daß wir abzuwarten haben werden, erstens, ob England sich zu einem solchen Frontwechsel entschließt, und zweitens, daß es an uns mit entsprechenden Vorschlägen herantritt, nicht umgekehrt.

Es ist damit nicht im geringsten gemeint, daß England gegen Rußland und Frankreich die früher seit Jahrhunderten bestehende feindselige Politik wieder aufnehmen solle. Es ließe sich doch wohl eine freundschaftliche, wenn auch kühle Politik diesen Mächten gegenüber verfolgen, aber eine innigere Interessengemeinschaft mit ihnen, noch dazu mit erkennbarer Spitze gegen uns, ist allerdings nicht geeignet zu Verhandlungen in der Kieler Woche.

Kann, wie zu vermuten und in England schon wiederholt ausgesprochen worden ist, von einem solchen Aufhören oder nur von einer Lockerung der Freundschaft unter den drei Reichen nicht die Rede sein, dann werden auch wir den Verhandlungen höchstens in gleichgültigeren Einzelfragen ein williges Ohr leihen dürfen und im übrigen besser tun, ja vielmehr allein richtig handeln, wenn wir uns auf unsre eignen Kräfte verlassen.

Würde aber wirklich Mr. Churchill annehmbare Vorschläge in der uns genehmen, oben angedeuteten Richtung mitbringen, dann freilich wäre der diesjährige Besuch des englischen Geschwaders ein Anlaß zu so ungetrübter Freude, wie wir sie vor nun leider schon vielen Jahren bei einem solchen Anlaß wie der bevorstehende zu empfinden gewohnt waren.

Für das Wohl unsrer Marine ist im besonderen zu wünschen, daß mit dem Schwinden der unnatürlichen Spannung zwischen Deutschland und England das Fahren im Ausland wieder wie früher im großen betrieben werden wird. Wir haben die Zeit des unfreiwilligen Zusammenhaltens unsrer Schiffe in den heimischen Gewässern zwar sehr nützlich verwendet, um die Geschwader- und

Digitized by Google

Flottentaktik mit den ganz neuen Kampfmitteln zu finden und auszubauen, aber es kann auch des Guten zuviel werden.

Es bilden sich bei langen Perioden gleichartiger Uebungen zu leicht Uebertreibungen — „Spitzen", die beim Gebrauch im Kriege hernach abbrechen, d. h. sich als Fehler erweisen und daher Gefahren erzeugen. Da ist es denn sehr gut, wenn einmal ein etwas langsameres Tempo eintritt und man einigen Abstand gewinnt, um das Gewonnene zu überblicken, richtig zu bewerten und sich für das Fortschreiten ein richtiges Augenmaß zu sichern.

Dazu zum ersten taugt das Auslandsfahren, insofern es die alleinige Aufmerksamkeit auf den Flottendienst zeitweilig unterbricht. Es ist aber zum zweiten nicht nur gut, sondern sogar notwendig, um den Offizieren und Mannschaften das Zusammentreffen mit neuen, unbekannten und ungewohnten Verhältnissen wieder zum täglichen Brot zu machen. An ihm übt sich der schnelle Entschluß, die Fähigkeit, in unerwarteten und ganz neuen Lagen das Richtige zu tun. Dieser pluck — wir haben leider kein deutsches Wort dafür — ist ein ganz wesentlicher Bestandteil der Kriegstüchtigkeit und kann nicht besser erworben werden als im Auslande.

Ein dritter Vorzug des Auslandfahrens ist die gänzliche Losreißung der Schiffe mit ihren technischen Bedürfnissen von den heimischen, sehr bequemen Werften.

Die jüngste Reise unseres abgesonderten Geschwaders nach Südamerika wird das Vorstehende in allen drei Punkten wieder bestätigt haben; außerdem aber hat diese Reise in politischer Hinsicht zur Stärkung, Hebung und Zusammenfassung des Deutschtums im Auslande so viel beigetragen, daß man allein aus diesem Grunde sehr zufrieden sein kann, daß sogar die schon bisher spürbare englisch-deutsche Entspannung wenigstens diese eine Reise gestattet hat.

Wenn nun gar die Kieler Begegnung in gleichem Sinne wirksam werden sollte, so wäre das nur aufs freudigste zu begrüßen, und zwar nicht nur für uns und unsre Marine, sondern auch für die englische, denn auch dort hat man aus ähnlichen Gründen wie bei uns schon lange schmerzlich empfunden, daß bisher fast die gesamte Flotte an die Heimat gefesselt war.

Fassen wir das Vorgesagte zusammen, so wird der englische Besuch uns hoch willkommen sein dürfen, falls er die englisch-deutsche Interessengemeinschaft wirklich fördert. Es bleibt aber Sache der Engländer, uns ihren ernsten Willen dazu unmißverständlich zu erkennen zu geben.

Digitized by Google

Die Macht des Goldes und der Krieg

Von

Freiherrn v. Falkenhausen, General der Infanterie z. D.

Unter den Mächten, die die Welt bewegen und die Geschicke der Menschen beeinflussen, steht das Gold an erster Stelle. Schon die uralte Sage von dem aus dem Rheingold geschaffenen Ring des Nibelungen gibt dem Empfinden Ausdruck, daß es maßlose Macht verleiht und gleichzeitig ein Fluch auf ihm ruht. Seitdem hat sich das Gold auf der Erde ins ungeheure vermehrt; in gleichem Maße ist seine Macht gestiegen. Der Arme ist schwach und muß sich bescheiden, der Reiche ist stark und herrscht. Noch mehr wie für den einzelnen gilt dies von dem Gemeinwesen, dem Staat. Nach Treitschkes scharfsinnigen Ausführungen in seiner „Politik" ist der Staat Macht. Um sie auszuüben, bedarf er des Goldes. Es verschafft ihm die Mittel, seine Zwecke zu erreichen, sein Begehren durchzusetzen. In erster Linie, wenn er die äußersten Mittel der Macht zur Anwendung bringt — im Krieg.

Die Zeiten haben einen starken Wandel erfahren. Menschenzahl und Verkehrswesen sind ins riesige gewachsen. Mit ihnen die Kampfmittel jeder Art zu Lande und zu Wasser und ihre Ausrüstung, bei der die großartigen Erfindungen des Menschengeistes der Neuzeit zu höchster Geltung gelangen. Wenn in früheren Zeiten Kriege geführt wurden, so gehörte dazu auch damals nach Montecuccolis bekanntem Ausspruch: „Geld, Geld und abermals Geld", wie auch Wallensteins Emporkommen beweist. Aber es handelte sich um begrenzte Summen, die als Kriegsschatz aufgestapelt lagen oder durch einfache Mittel zu beschaffen waren, von der Prägung minderwertigen Geldes an. Jetzt stehen wir bei der größten Kraftleistung des Staates im Kriege auch mit den erforderlichen Geldmitteln an den äußersten Grenzen des die Jetztzeit kennzeichnenden Massenhaften. Millionen von Streitern werden aufgeboten. Milliarden sind erforderlich zur Vorbereitung und Durchführung des Krieges.

Die Art und Weise der Vorbereitungen für kriegerische Zwecke ist gegen früher gewaltig gestiegen. Die Erhaltung und Ausbildung starker Friedensstämme erfordern Summen, die den Staatshaushalt schwer belasten. Deshalb wollen die Stimmen nicht zur Ruhe kommen, die Erleichterungen dieser Lasten fordern. Statt dessen tritt das Gegenteil ein. Die Rüstungen nehmen mehr und mehr zu. In schreiendem Gegensatz zu dem Friedensbedürfnis, den Friedensversicherungen und den Friedensbestrebungen an allen Orten, die wieder fortwährend durch den Verlauf der Dinge in der Wirklichkeit auf das schroffste widerlegt werden. Eine Verwirrung hat sich damit der Geister bemächtigt; niemand findet einen Ausweg aus diesem Irrgarten. Woran liegt es? Im wesentlichen daran, daß man die Sache am falschen Ende anfaßt und Unmögliches verlangt.

Digitized by Google

Der Ausgangspunkt der bestehenden Verwirrung war die Einberufung der Haager Friedenskonferenz und die sich daran knüpfenden weiteren Bestrebungen. Der Gedanke war gewiß gut gemeint, aber es fehlte ihm von Anfang an der Boden der Wirklichkeit. Wenigstens für die großen Fragen von durchschlagender Bedeutung. Einige nebensächliche Erfolge kommen demgegenüber nicht in Betracht. Was ist über diese Fragen hin und her gestritten worden, um schließlich immer wieder durch die Tatsachen zu der Feststellung zu gelangen, daß kein Staat in eine Abrüstung willigen, daß keiner seine Lebensinteressen jemand anderm unterordnen kann als sich selbst. Statt zur Beruhigung beizutragen, hat der Vorschlag Mißtrauen erweckt und Unwahrhaftigkeiten gezeitigt. Statt die scharfe Kriegsbereitschaft einzudämmen, ist sie überall gesteigert worden. Das beweist klar und unwiderleglich die Unfruchtbarkeit dieses Weges.

Der Grundsatz: „Si vis pacem para bellum“ steht zurzeit, der Weltlage entsprechend, mehr an der Spitze alles Denkens und Trachtens als je. Bei aller seiner Vortrefflichkeit enthält er trotzdem einen verborgenen Widerspruch. Daß ein Staat so gut als möglich gerüstet sein will, ist an sich selbstverständlich, es gehört zu seiner Daseinsbedingung. Er wird dadurch stark und gefürchtet. Das ist notwendig. Daß er damit dem Frieden dient, trifft nur in bedingtem Maße zu. Es wird zwar behauptet, daß die Steigerung der Rüstungen der Großmächte den Frieden unter ihnen bis jetzt erhalten hätte. Der wirkliche Grund ist aber doch wohl der, daß jeder Staat die unabsehbaren Folgen des drohenden Weltkrieges scheut. Dagegen hat die allgemeine Verschärfung der Kriegsvorbereitungen einen Zustand herbeigeführt, der für die friedliche Entwicklung in hohem Grade bedenklich geworden ist. In Wahrheit geschieht doch die Rüstung, um Krieg zu führen, nicht um den Frieden aufs äußerste zu bewahren. Man hat auch in unsrer vom Wirtschaftsleben beherrschten Zeit die großen Kosten der Rüstungen als eine Versicherungsprämie für den Frieden hingestellt. Die Ansicht besticht, ist aber angreifbar. Bei dem fortdauernden Wettrüsten liegt anderseits das Bedenken vor, ob die Lasten auf die Dauer ertragen werden können und sollen, ob nicht schließlich, um weiterer Steigerung zu entgehen, die so lange aufgeschobene Entscheidung gesucht werden wird. Selbst auf die Gefahr für den Augenblick größerer Opfer hin. Günstig erscheint der bestehende Zustand nicht. Jedenfalls führt er eine starke Anspannung der Staatsmittel herbei. Die zur Erhaltung der Heere und Flotten erforderlichen Summen haben sich reißend vermehrt. Das hängt naturgemäß zusammen mit dem erheblichen Anwachsen der Streiter nach Zahl und Art, der starken Differenzierung ihrer Bedürfnisse, der allgemeinen bedeutenden Erhöhung aller Preise, der ausgiebigen Ausgestaltung der erforderlichen Kampfmittel, insbesondere der kostspieligen Anforderungen der fortgeschrittenen Technik auf dem Gebiete der Festungen, der Schiffstypen und der Luftschiffahrt. So reichen die gewöhnlichen Mittel des Staates, besonders für die letztgenannten Bedürfnisse, nicht aus; er muß zu Anleihen greifen und den Staatshaushalt mit Schulden belasten.

Der Gedanke, sich dem zu entziehen und die Ausgaben für kriegerische

Digitized by Google

Zwecke zu beschränken, ist ebenso einfach auszusprechen als schwierig durchzuführen. Daß nicht verschwendet wird, dafür ist ausreichend gesorgt; aber das Nötige muß unbedingt beschafft werden, wenn man nicht hinter andern zurückbleiben und sich Niederlagen aussetzen will. Ersparnisse in dieser Richtung haben sich immer bitter gerächt und das Heerwesen des Einschränkungen fordernden Staates in Verfall geraten lassen. Entweder durch die drängende Notwendigkeit schleuniger Wiederherstellung des Verabsäumten oder gar durch einen verlorenen Krieg ist dann ein nicht zu berechnendes Vielfaches der ersparten Summe gefordert worden.

Es ist auch die Ansicht ausgesprochen worden, daß auf dem Wege der Steigerung der Streitmittel nicht nur haltgemacht, sondern umgekehrt werden müßte. Die aufzustellenden Massen wären derart ungefüge und in ihrer kriegerischen Beschaffenheit herabgemindert, daß Rückkehr geboten wäre zu kleineren, vorzüglich ausgebildeten und geführten Streitkräften, die mit Erfolg gegen die schwerfälligen Massen zu verwenden wären. Die dabei zu erzielenden Ersparnisse sind einleuchtend. Der Gedankengang ist einfach und in gewissem Sinne zutreffend; ebenso schwierig aber seine Verwirklichung. Ein derartiger Umschwung läßt sich nicht plötzlich herbeiführen, er würde nur das Ergebnis einer längeren Entwicklung sein können. Auch unter dieser Voraussetzung ist es fraglich, ob er dem jetzigen Standpunkt der Kriegskunst entspricht. Daß die Zahl im Kriege nicht den Ausschlag gibt, sondern die Beschaffenheit und Verwendung der Kräfte, ist eine alte Weisheit. Auch sie besteht nur cum grano salis. Bei der jetzigen Ausdehnung der Menschheit wird es sich aller Voraussicht nach niemals mehr um so kleine Heereskörper handeln, wie sie Friedrich der Große ins Feld führte. Eine Wiederholung von Leuthen mutatis mutandis ist nicht ausgeschlossen, aber sie dürfte auch bei dem schwächeren Teile nur mit Massenheeren ausgeführt werden. Dazu tritt das Schwergewicht der Flotten, die bei der jetzigen Weltlage unabweislich in die Wagschale kriegerischen Wirkens fallen. Es ist nicht in Aussicht zu nehmen, daß wir in absehbarer Zeit von den Massen der Streitkräfte und damit von der starken Belastung der Staatsmittel befreit werden könnten. Ganz gewiß nicht, wenn der der Sachkenntnis völlig entbehrende Gedanke der Milizheere zur Ausführung gelangen sollte.

Durch die somit unausbleiblichen Anleihen gerät der Staat daher schon für die Friedensbedürfnisse in Abhängigkeit von den Geldmächten. Eine Geldmacht ist auch jetzt unter den ausgedehnten und verwickelten Verhältnissen der Volkswirtschaft im wesentlichen, wer über große Massen Goldes verfügt; denn nach dem vorhandenen Gold richtet sich der zurzeit unser Dasein beherrschende Kredit. Nun ist der Staat in erster Linie selbst eine Geldmacht. Er verfügt mittelbar über das Gold des Staatsvermögens und der staatlichen Banken. Aber diese Mittel hängen einmal eng zusammen mit der allgemeinen weit verbreiteten Geld- und Kreditwirtschaft, und dann reichen sie nicht aus. Es bedarf der Mitwirkung privater Geldinstitute. Zunächst des Inlandes. Da das Gold aber vorwiegend international ist, da wir eine ausgebildete Welt-

Digitized by Google

wirtschaft haben, auch des Auslandes. Auf diese Weise wird die Macht des Goldes im weitesten Sinne empfindlich fühlbar für den Krieg und alles, was mit ihm zusammenhängt.

Es wird immer wieder betont, daß die Steigerung der Rüstungen von den Interessenten betrieben würde, deren Vorteil in den mannigfachen Lieferungen für Kriegszwecke bestünde. Diese Unterstellung beruht vorwiegend auf parteipolitischer Grundlage. Sie verschiebt die ausschlaggebenden Beweggründe, enthält eine Ueberschätzung der Macht und des Einflusses dieser Kreise und leidet an einem Widerspruch an sich. Die weitverzweigte Industrie betätigt sich auf den verschiedensten Gebieten, nicht nur auf denen der Anfertigung von Waffen und des Schiffbaues. Die Eisenbahnschienen dienen erst in zweiter Linie den Kriegszwecken, Schiffe werden nicht nur für die Kriegsflotte gebaut. Die Gesetze der menschlichen Arbeit, des Handels und des Verkehrs dürften andern und weiteren Gesichtspunkten unterliegen als denen einer einseitigen Interessenwirtschaft. Es soll eben überall Geld verdient werden, viel Geld: das ist die Losung. Bedenken liegen bei diesem Bestreben allerdings weniger vor als früher. Der Wettbewerb zeitigt gelegentlich wenig wohlriechende Blüten. Non olet ist schon vom Altertum her bekannt. Wenn naturgemäß auch bei den Rüstungen viel Geld verdient wird, so schädigt anderseits ein Krieg, den sie zur Folge haben, in so hohem Grade das Ergebnis des Gewerbefleißes und die ausgedehnte Kreditwirtschaft, daß die Besorgnis davor in den beteiligten Kreisen sogar eine beängstigende Höhe erreicht hat.

Die Mitwirkung der Geldmächte ist danach eine der Höhe der Ausgaben entsprechende bedeutende, keine einseitig gewollte, sondern durch die unabänderliche Lage herbeigeführte. Würden sie versagen, so wäre die Zufuhrquelle verstopft. Daß dies nicht geschieht, entspricht ihrem Vorteil. Ein Treiben zum Kriege würde sie in der Ausübung ihrer Wirksamkeit schädigen, kann ihnen daher folgerichtigerweise nicht gut nachgesagt werden. Kommt es zum Kriege, so werden sie allerdings von entscheidendem Einfluß. Einer der Rothschilds soll schon vor Jahren geäußert haben, es gäbe keinen Krieg, wenn er nicht wolle. Wenn der Ausspruch auch erfunden sein mag und jedenfalls übertrieben ist, so kennzeichnet er doch scharf die bestehende Lage. Die Verwendung der massenhaften Streitkräfte unsrer Zeit im Kriege erfordert so ungeheure Summen, daß es der Anspannung aller Mittel und Kräfte bedarf, um sie herbeizuschaffen. Das Bedürfnis geht bald über das eigne Land hinaus, der Weltmarkt des Goldes tritt in seine Rechte. Eine Geldmacht von besonderer Stärke kann dabei tatsächlich von großer, wenn auch nicht ausschlaggebender Bedeutung werden. Es wäre kurzsichtig, die Macht des Goldes in ihrer Einwirkung auf den Krieg zu unterschätzen. Aber es erscheint ebenso als ein Irrtum, ihren Einfluß zu überspannen. Wenn kleine oder in ihrer Geldwirtschaft herabgekommene Staaten in dem Entschluß zum Kriege und seiner Durchführung von auswärtigen Geldquellen abhängig sein mögen, große festbegründete staatliche Körper werden die Kraft zur Kriegführung im wesentlichen in sich selbst finden. Sie werden freilich gezwungen werden

Digitized by Google

können, bis an die äußersten Grenzen ihres Kredits zu gehen, sogar durch außergewöhnliche Maßregeln diese zu überschreiten. Aber es wird immer anzustreben sein, diese letzten Mittel zu vermeiden, um die Lebensbedingungen des Landes auf keine zu harte Probe zu stellen — und deshalb bleibt die Macht des Goldes groß. Daß sie an sich unsittlich wäre, kann nicht ohne weiteres behauptet werden. Die Geldwirtschaft trägt mindestens ebenso wie andre zur Wohlfahrt der Menschheit bei. Sie kann die Kreise ihrer Tätigkeit nicht eng begrenzen, ohne ihre Wesenheit aufzugeben. Wenn es als ein Vergehen empfunden wird, daß Geldmächte des Dreibundes ihre Mittel Staaten zur Kriegführung zur Verfügung stellen, die nicht dieser politischen Gruppierung angehören, so dürfte dies nur dann anzuerkennen sein, wenn diese Mittel gegen das eigne Land zur Verwendung gelangen. Erst dann würde ein strenger Vorwurf vaterlandslosen Handelns erhoben werden müssen. Eine genaue Abwägung der politischen Lage bei dem Eingehen von geschäftlichen Unternehmungen zu verlangen, dürfte über das Ziel hinausschießen und schwer ausführbar sein. Es steht auch wohl außer Zweifel, daß die großen Bankgruppen und die Leitung der Politik des Landes in genügend enger Verbindung stehen, um Schädlichkeiten vorzubeugen. Jedenfalls liegt auf diesem Wege die Möglichkeit, die richtigen Bahnen zu verfolgen, ohne ängstliche Beschränkung. Dem Geldumlauf in der Welt enge Fesseln anzulegen, erscheint in unsrer Zeit ebensowenig vorteilhaft als durchführbar. Mit wie geringen Bedenken auch früher in dieser Beziehung verfahren wurde, beweist die Tatsache, daß der Gemahl der Kaiserin Maria Theresia als eifriger Geschäftsmann in den schlesischen Kriegen Preußen Tuch für dessen Soldaten lieferte, ohne daß freilich dies Beispiel als nachahmenswert bezeichnet werden könnte. In dem Grundsatz „Geschäft ist Geschäft" zu weit zu gehen, ist gewiß nicht zu billigen, aber es muß zugegeben werden, daß bei den jetzigen hochgespannten Verhältnissen die Grenzen nicht so leicht zu ziehen sind als in vergangenen Zeiten. Wenn demnach Geldmächte naturgemäß sich an den größten Möglichkeiten beteiligen, die ihnen durch Beschaffung der Mittel zur Führung der Kriege geboten werden, so erscheint es doch aus den schon früher angegebenen Gründen nicht angängig, sie deshalb für die Kriege verantwortlich zu machen.

Kriegerische Verwicklungen sind weder zu vermeiden durch Einschränkung der Rüstungen noch durch Fesselung der Geldmächte. Beides entzieht sich der Durchführung. Rüstungen und Kriegsanleihen sind eine notwendige Folge des naturgemäß entwickelten Laufs der Dinge. Der wahre Grund, daß die Sehnsucht nach dem Aufhören oder der Einschränkung der Kriege nicht gestillt wird, ist auf einem andern Felde zu suchen. Er liegt in der hochgradigen Begehrlichkeit des Menschengeschlechts. Diese tief in der menschlichen Natur wurzelnde Eigenschaft ist von den frühesten Anfängen an die Ursache der Kriege gewesen. Das Begehren der Völker und Staaten nach Vermehrung ihres Besitzes kann an sich nicht als verwerflich gelten. Das Streben nach Macht ist im Wesen des Staates begründet; es gehört bis zu einem gewissen Grade zum Selbsterhaltungstrieb. Wie ein Vater für seine Kinder sorgt, so sorgt der Staat für seine Bewohner. Beide

Digitized by Google

können in diesen berechtigten und wohlmeinenden Absichten zu weit gehen. Es wird nicht leicht festzustellen sein, wie weit das Bedürfnis nach Ausdehnung an Besitz und Macht in den von Recht und Sitte gezogenen Grenzen bleibt oder diese überschreitet. Die Pfade der Diplomatie sind gewunden und schwer erkennbar. Man kann auch über die Kabinettskriege früherer Zeiten nicht ohne weiteres den Stab brechen. Auch bei ihnen bestand oft der Beweggrund einer bewußt oder unbewußt gefühlten Notwendigkeit, die Macht zu erweitern, um nicht von Mächtigeren vernichtet zu werden. In höherem Grade gilt dies von den Kriegen der Staaten und Völker der neueren Zeit. Wenn wir nach einem auf leichtfertiger Grundlage uns aufgezwungenen siegreichen Kriege, den wir mit großen Opfern führen mußten, den Wall der Vogesen zwischen uns und den westlichen Nachbar gelegt haben, so war dies, ebenso wie das Aufstreben Preußens zur Vormacht in Deutschland, im Selbsterhaltungstrieb begründet. Die Notwendigkeit eines Schutzes gegen weitere, seit Jahrhunderten ausgeübte Einfälle ist etwas andres als die willkürliche Fortnahme nicht zur Lebensbedingung eines Staates gehörender fremder Gebiete und die Befriedigung des Ehrgeizes eines ins Unermessene schweifenden Eroberers. Zustände, wie sie auf der Balkanhalbinsel herrschten, mußten unvermeidlich zu kriegerischen Zusammenstößen führen.

In neuester Zeit ist bei der großen Vermehrung der Menschen auch für das staatliche Leben das Gesetz des Wettbewerbes maßgebend, wie in wirtschaftlichen Fragen. Das Gebiet der Volkswirtschaft hat bei der nahezu völligen Aufteilung der Erde oder dem Ringen um den letzten Rest eine solche Bedeutung erlangt, daß die Ursachen der Kriege — wie übrigens auch schon früher — vielfach auf diesem zu suchen sind. Hier zeigt sich am deutlichsten die schädliche Macht des Goldes in ihrem Einfluß auf den Krieg — sein Fluch! Die Geschichte hat der Beispiele genug, wo nicht nur Ländergier, sondern die nackte Gier nach Gold das Menschenblut in Strömen fließen ließ. Hier sollten die Bestrebungen einsetzen, die die Kriege vermindern wollen. Zu beseitigen sind sie nicht, solange die Menschennatur sich nicht ändert. Die Erfahrung von Tausenden von Jahren spricht nicht dafür, daß dies möglich wäre. Im Gegenteil. Die menschlichen Begierden sind stärker denn je. Auch kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!

Daß die schlechten menschlichen Triebe nicht ausarten, dafür müßte mehr gesorgt werden als früher, wo der Reibungsflächen nicht so viele waren. Deshalb sollte das Bestreben der Allgemeinheit und aller Kräfte, die auf sie von Einfluß sind, dahin gehen, daß Gut und Blut der Völker nur dann eingesetzt wird, wenn hohe sittliche Zwecke, das Dasein des Staates es verlangen. Nicht aber, wie man behauptet hat, um Goldminen, Holzlager oder dgl., auch nicht um den Wettbewerb im Geschäft zu vernichten, mit dem man sich auch vergleichen und auseinandersetzen kann. Nur wenn die Lebensbedingungen des Gemeinwesens auf dem Spiele stehen, ist die zu jetziger Zeit bedingte Verwendung der gesamten Volkskraft sittlich berechtigt. Ganz gewiß nicht zur Bereicherung einzelner oder zu bestimmten Zwecken untereinander verbundener Gruppen. Es

Digitized by Google

will dem unbefangenen Beobachter oft erscheinen, als ob die Leitung der Geschicke der Menschheit sich jetzt nicht immer ausschließlich in den dazu berufenen Händen befindet. Man ahnt geheime Mächte, die nicht greifbar unter der Oberfläche an der Arbeit sind, um für ihre Zwecke zu wirken. Daß hier auch die Macht des Goldes im Spiel sein könnte, ist ein naheliegender Gedanke. Sie zu bekämpfen, ohne die mit ihr zusammenhängenden notwendigen und berechtigten Bestrebungen zu treffen, wird nicht leicht sein. Aber der Weg müßte betreten werden, um auf diese Weise den unfruchtbaren, ja der Sache schädlichen Friedensbestrebungen andrer Art entgegenzutreten. Um das Mißverhältnis aufzudecken und zu beseitigen, daß unmittelbar neben den weitgehendsten und unzweckmäßigsten Versuchen, den Frieden zu erhalten, die leichtfertigsten und gewissenlosesten Mittel in Anwendung gebracht werden, um ihn zu stören.

Wenn Begehrlichkeiten aller Art mehr gezügelt, weitschweifende, doch nicht zu verwirklichende Pläne auf Machterweiterung, aussichtslose Rachegelüste und maßloses Streben nach Reichtum fallen gelassen werden könnten, dann würde auch wieder mehr Vertrauen und Ruhe in den Weltlauf einkehren, die zurzeit so sehr fehlen. Dann könnten auch die Rüstungen wieder auf ein geringeres Maß zurückgehen und mit ihnen die Besorgnisse vor dem Weltkrieg schwinden. Wie weit die Menschen unsrer Tage dazu imstande wären, wie sie nach dieser Richtung zu beeinflussen sind, das steht dahin. Der Einsicht, daß es besser so wäre, können sie sich schwerlich entziehen. Ideale sind nicht zu erreichen; wohl aber ist es nötig, sie nach Kräften zu erstreben und die gangbaren Wege dafür zu finden.

Reichsländisches

Von

M. v. Köller

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,"

sagt Schiller von Wallenstein im Prolog zur Trilogie. Ungesucht klingt der Ausspruch einem an das Ohr, wenn man die neuere Geschichte Elsaß-Lothringens betrachtet. Man lese die Tagespresse aller politischen Färbungen über das Volk der Reichslande — das Charakterbild „schwankt", von der Parteien Gunst und Haß verwirrt. In Norddeutschland ist von Gunst oder Haß am wenigsten zu merken. Je mehr nach Norden, desto schwerdenkender, desto einseitiger, desto konzentrierter auf die unmittelbare Umgebung ist das angeborene Naturell der Menschen. So ist dort naturgemäß das Interesse für das Land „fern am Fuße der Vogesen" nicht derartig, daß die Presse des Tages gezwungen wäre, ihre Leser damit zu unterhalten. Von Zeit zu Zeit einmal etwas ganz Allgemeines, cela suffit. Es sei denn, daß eine Zeit der Krise, eine Gärungs- und, hoffen

Digitized by Google

wir, Klärungsperiode, wie Aus- und Inland sie dort eben staunend miterlebt haben, aufträte als „dompteuse du jour“. Dabei ist es unerklärlich, wie wenig orientierte Berichterstatter die größten Zeitungen des Nordens in jener Zeit zu Worte kommen ließen!

Anders wird die Frage nach dem Charakter von Land und Leuten der Reichslande in Mittel- und Süddeutschland behandelt. Das Interesse ist wach für den verwandten Volksstamm, für gleiches Recht und Sitte — aber als unmittelbare Grenznachbarn haben die Disharmonien dort natürlich einen schärferen Klang als in weiterer Entfernung. So schwankt auch in der dortigen Beleuchtung das Charakterbild der Reichslande, „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt“. Charakteristisch ist in dem Sinne, daß der Elsässer alle Deutschen mit dem Sammelnamen „Schwob“ nennt, also „Schwaben“, das ihm zunächst wohnende Volk, das im sechsten und dann wieder im zehnten Jahrhundert mit ihm vereint, demselben Herzog von Schwaben und Elsaß Kriegsfolge leistete. Diesem Namen „Schwob“ bietet dann von deutscher Seite der „Wackes“ — unfrohen Angedenkens — das Paroli.

Elsaß und Lothringen sind nicht „ein“ Land, wie die Geschichte lehrt — die Kombination ist erst 1870 gemacht —, und man kann schlechterdings nur zwei Charakterbilder geben, eins vom Elsaß, eins von Lothringen. Für beide aber hat die öffentliche Meinung im Norden wie im Süden — so wie sie durch die Presse und die politischen Parteien letzthin bekannt geworden ist — wenig Verständnis und noch weniger Sympathie bekundet. Nun ist es wohl erklärlich, daß die Urteile ungünstig ausfallen, wenn bei schweren politischen Durchgängen, die wie eine Art Vivisektion auf die Gemüter und die Verhältnisse wirken, begreiflicherweise auch die Schattenseiten zutage treten, aber die „Geschichte“ des Elsasses wäre doch wohl geeignet, gerade in Altdeutschland mildernde und Verständnis fordernde Kritiken zu zeitigen. Diese „Geschichte“ aber — so scheint es fast — ist ganz vergessen, und doch kann niemals ein richtiges wahrheitsgemäßes Bild von den Reichslanden gewonnen werden, kein objektives, gerechtes Urteil entstehen ohne diesen Ariadnefaden im Labyrinth der hin und her führenden Lebenspfade des alten deutsch-französischen Grenzlandes.

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“

Dieses Goethesche Faustwort gibt der schwersten Last Ausdruck, welche die Bewohner der von zwei verschiedenen Nationalitäten eingeschlossenen und von ihnen bedrängten Länder tragen. Es klingt auch im Elsaß hindurch durch die Jahrhunderte der Landesschicksale, auf welche die uralten Gottesberge der Vogesen herabgeblickt haben — durch die Urzeiten der Römerkämpfe unter Cäsar und Arioviſt, durch die Zeit der Alemanneninvasionen; es ringt sich auf und nieder, als die Westfranken Herren im Lande waren und doch einheimische, selbständige Herzöge der Elsässer unter ihrer Oberherrschaft bestehen ließen. Von 600 bis 700 entstanden die großen Klöster, und die religiöse Veranlagung der Elsässer tritt hervor, im Keim schon „die zwei Seelen“ der seinerzeit durch die Reformation geschaffenen Verhältnisse bergend.

Digitized by Google

Durch die Teilungen nach Karls des Großen Tode begannen sich die Begriffe Deutsch und Französisch zu entwickeln. Die politischen Teilungen haben „innerliche Scheidungen" gereift unter den vielerlei Nationalitäten, die damals das Elsaß bevölkerten. Die deutsch-alemannische Art allein hat ihr Recht behauptet bis zum heutigen Tage, auch in der Sprache, denn das „alemannische" Deutsch ist die Wurzel des heutigen „Ditsch". In dem Sinne ist das Elsaß nie ganz französisch geworden. Im Jahre 870 ist die Zugehörigkeit des Landes zum ostfränkischen Reich, also zu dem jetzigen Deutschland — mit Ausnahme des Nordens —, auf Jahrhunderte festgestellt worden. Als „Herzogtum Schwaben und Elsaß" hat das elsässische Land all die vielen Veränderungen mit durchlebt, in geographischer, politischer, sprachlicher, kirchlicher und staatsrechtlicher Art, bis zum Ende der Staufenherrschaft. Als im dreizehnten Jahrhundert das schwäbisch-elsässische Herzogtum aufhörte, und der letzte Herzog, Konradin von Hohenstaufen, 1268 in Neapel auf dem Schafott geendigt hatte, da teilte sich das Land in allerlei selbständige reichsunmittelbare Herrschaften und Gemeinwesen, unter welchen diejenigen der „Reichsstädte" die wichtigsten Rollen der politischen Zukunft in der Hand behalten sollten. Diese Zersplitterung war die Gasse, durch welche Frankreich den Weg zur Annexion des Elsaß zu finden hoffte. Der Zwiespalt nach rechts und nach links hat am Mark des Reichslandes gezehrt. Die zwei Seelen in der Bevölkerung sind Ursache und Wirkung zugleich für das Suchen und „Nichtfinden" einer ruhigen Fortentwicklung in gesicherten Vaterlandsverhältnissen. Frankreichs Diplomatie hat das benutzt und nicht aufgehört, das Land zu beunruhigen, private Besitze zu erwerben oder einfach wegzunehmen. Unter der altdeutschen Kaiserzeit hat man — ähnlich wie Ende des achtzehnten Jahrhunderts — diesen Annexionsgelüsten ein „laisser faire" gegenübergestellt, das man nur erklären kann durch den Unfrieden im Innern Deutschlands, das Auge und Kräfte konzentrierte auf die Mitte des Reiches. So hatte der Nachbar der Westgrenze freie Hand. Indessen hielten die Bischöfe, die Herren der Reichsstädte, wie Straßburg — das schon 1205 zur freien Reichsstadt erhoben war —, Hagenau, Schlettstadt, Kaisersberg usw. immer fest zu Kaiser und Reich und wollten von der Grafen- und Fürstenherrschaft im Lande nichts wissen. Auch als die unzufriedenen Reichsstädter das „weltliche" Regiment der Bischöfe abschüttelten und aus dem Adel, Bürgern und Handwerkern ihre Stadtverwaltung bildeten, verlor man das Bewußtsein, zum „Deutschen Reiche" zu gehören, nicht. Die immer wieder im Elsaß erscheinenden Franzosen trieb man mit Waffengewalt fort — so 1365 und 1445 —, ohne dabei von Deutschland her Schutz und Beistand zu haben. So gewöhnten sich die Landbewohner immer mehr daran, ihre Hilfe bei den Städten zu suchen, weil sie auch bei den mächtigen „Landgrafen" auf keine Unterstützung rechnen konnten. Im Oberelsaß hatten die Grafen von Habsburg — besonders unter Kaiser Rudolf von Habsburg — großen Besitz und weilten oft und gern im Lande, ohne indes sonst auf die Interessen und Bedürfnisse des alten Reichslandes zu achten.

Digitized by Google

Die Städte waren auf Selbsthilfe angewiesen, der Adel lebte in stetem Zank und Streit untereinander und in dauernder Auflehnung gegen die Regierenden — die ganze Landbevölkerung blieb schutzlos den fremden Mächten preisgegeben.

Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert ist für das Elsaß eine Zeit fortwährenden Ringens und Kämpfens im Innern des Landes gewesen. Bischöfe, Adel, Bürger und Handwerker bauten kämpfend an dem elsässischen Staatsgebilde, und dem Handwerkerstand war es vorbehalten, sich in gewissenhafter Arbeit, wirklicher Bildung und ehrenhaftem, religiösem Charakter emporzuringen zu voller Blüte und Macht, so daß 28 Handwerker im Rate der Stadt Straßburg mitsaßen und über Straßburgs Wohl und Wehe mit zu entscheiden das Recht hatten. Die schreckliche Judenverfolgung, in der 6000 der unglücklichen Opfer auf dem Judenfriedhof verbrannt wurden, fällt in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, das die grausige Pest 1419 auch nach dem Elsaß brachte. Alte Chroniken besagen, daß die Seuche überall den vierten Teil der Bevölkerung hinweggerafft habe.

Wie die Politik des Landes, so ist auch, wie bekannt, die Kultur und Literatur des Elsasses ganz deutsch in jener Zeit. Die Meisterwerke der Baukunst künden deutsche Namen, ebenso hatten die bedeutendsten deutschen Dichter des Mittelalters ihre Vertreter in Straßburg.

Die Wiege mittelalterlicher deutscher Kultur steht zweifellos im Elsaß, und wenn auch die Ritter des Landes anfingen, auf allen Gebieten französischen Schliff und Firnis einzuführen, das Bürgertum, die Künstler und Gelehrten blieben deutsch bis in die Klöster hinein.

Auch die Reformation ist, unterstützt von der ersten Buchdruckerei, die Gutenberg aus Mainz in Straßburg auftat, in Schrift und Wort deutsch eingeführt worden, und die bedeutendsten, eingreifendsten Reden von Straßburgs Reformatoren sind von der Kanzel des herrlichen, altehrwürdigen Münsters, in welchem von dem Schöffengericht der Stadt 1529 die Messe abgeschafft worden war, herab in deutscher Sprache gehalten worden. Wie überall in der Welt, ist auch im Elsaß Blut und Schwert, Verbannung, Gefängnis und Tod im Gefolge der Reformation gewesen, und die falsch gedeutete Lehre Luthers von der „Freiheit der evangelischen Christen" hat in den furchtbaren Bauernkriegen, auch im Elsaß, Verwüstung und Vernichtung angerichtet, denen auch unendlich viel „Schönheit" des Landes zum Opfer gefallen ist.

In die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege fällt die entscheidendste Wendung in dem gesamten Schicksal des Elsaß in der neueren Zeit: Die Hinneigung des größten Teiles der Bewohner zum französischen Reich beginnt. Die Habsburger Erzherzöge damaliger Zeit haben diese Wendung herbeigeführt. Um einem ihrer Familienmitglieder die Erbfolge in Steiermark, Böhmen und Ungarn zu sichern, traten sie die Rechte ihres habsburgischen Hauses im Elsaß an Spanien, dann an Frankreich ab. Das Elsaß wurde dadurch vertragsmäßig den Bourbonen überliefert. Frankreich erhielt nach dem Westfälischen Frieden genau dieselben

Digitized by Google

Rechte, die Oesterreich vor dem Dreißigjährigen Kriege den Spaniern abgetreten hatte. Die Absicht des Herzogs von Weimar, aus dem Grenzlande ein selbständiges Fürstentum zu machen, war durch seinen Tod vereitelt worden. So kam von dem alten freien Reichslande ein Stück nach dem andern — auch die Reichsstädte, Straßburg 1681 vor allem — erst in die militärische, dann in die administrative Gewalt Frankreichs. Die Kunst der Diplomatie vollendete das Werk, unbehindert durch die Gegenpartei, indem sie die Bedingungen des Westfälischen Friedens zu ihren Gunsten auslegte, in Frankreichs Interesse. Es half nichts, daß der Große Kurfürst von Brandenburg das Schwert in die Hand nahm, die deutschen Interessen an der Westgrenze zu wahren. Ein Exposé des späteren ersten Königs von Preußen, das, an den deutschen Kaiser gerichtet, ihm die Wichtigkeit der Wiedererlangung Straßburgs besonders und der alten deutschen Grenzgebiete klar darlegte, blieb ohne Antwort. Die Schlacht bei Malplaquet demütigte Frankreich so, daß Ludwig XIV. bereit gewesen wäre, Straßburg und mehrere andre Reichsstädte zurückzugeben. Oesterreich hatte seine eignen Interessen im Auge — es schwieg, und Elsaß war und blieb Frankreich überlassen. Die Angliederung an das große, einheitlich geordnete Staatswesen mußte auf das alte zerrissene Reichsland mit den vielen Sonderbesitzen und Privilegien, den vielgliedrigen Herrschaften und Oberhoheiten wohltuend wirken, vor allem auf die minderbegünstigten Stände. Man wurde mit dem Gedanken, sich der Schutzhoheit der französischen Krone unterzuordnen, immer vertrauter, um so mehr als an den nationalen und kirchlichen Verhältnissen im Lande und in den Städten vorläufig nichts geändert wurde. Erst nach 1685 begannen erneute Unruhen für das Reichsland. Diesmal kirchlich-konfessioneller Art. Der allerchristlichste König von Frankreich führte mit Schwert und Blut die katholische Lehre wieder ein, und die grausamen Verfolgungen jener Zeit sind für das Elsaß wohl eine der schwersten Perioden seiner inneren Geschichte geworden. Daß sich, wie vielfach behauptet wird, auch heute noch die Begriffe katholisch und französisch, evangelisch und deutsch decken, trifft durchaus nicht immer zu.

Im Jahre 1789 gelangten in Straßburg die Franzosenfreunde zur Regierung. Die Pariser Jakobinerherrschaft aber brachte der Verwaltung kein Vertrauen entgegen. Der damalige Maire der Stadt, Dietrich, der in den schweren Zeiten ebenso weise als gerecht seines Amtes waltete, wurde, als der Freundschaft mit den Deutschen verdächtig, gefangen genommen und guillotiniert. Die Schreckensherrschaft der großen Revolution von 1792, die auch in Straßburg unter Eulogius Schneider zerstörend und verderbend ihre mörderische Geißel schwang und neben vielen andern Denkwürdigkeiten dort auch die alte französische Universität zerstörte, führte im letzten Ende doch dazu, daß die Verständigung zwischen Franzosen und Elsässern sich immer mehr befestigte.

Napoleons Ruhm und Fürsorge verdunkelte alle deutschen Erinnerungen im weitaus größten Teile des Elsaß, und gewann Volk und Land für die französische Nationalität. Aber das Franzosentum ist und bleibt eine „Neueinpfropfung“ auf den alten deutschen Volksstamm, und Deutschlands Ansprüche

Digitized by Google

an die Reichlande erklären sich genügend aus der vorzugsweise deutschen Vergangenheit des Landes.

Die flügellahme Oberhoheit des alten deutschen Kaiserreichs konnte dem Grenzlande nichts mehr bieten und ihm nichts mehr sein. Das neue deutsche Kaiserreich aber wird das Elsaß sich nicht selbst überlassen, wie das alte es so folgenschwer getan. Ueberall im Lande sieht man in den äußeren Verhältnissen das Aufblühen eines Volksstammes, der in sicherer Hut ist!

Möge nun auch in den inneren Verhältnissen die Verwaltung deutscher Nationalität dem „Zwei-Seelen-Schicksal" des Landes Rechnung tragen und dem Grenzlande Ruhe und Beruhigung zuteil werden lassen, deren es, wie seine Geschichte beweist, mehr als alles andern bedarf. (Schluß folgt)

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapst (Paris)

III

General Bourbaki bei der Kaiserin

Im Wagen begann Herr Regnier wieder mit seinen überspannten Reden: „Sie werden für mich gehalten werden ...," sagte er zum General Bourbaki. „Sie werden für die ganze Welt, ausgenommen für die Kaiserin, Regnier sein. Sie werden im Kreis meiner Familie in Hastings leben und Sie werden nur abends auf der Mole spazieren gehen. Ein Brief wird Ihre Majestät unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit diesem Plan bekannt machen."

Er übergab dem General seine Brieftasche, die alle seine Papiere enthielt seinen Paß, seinen Passierschein und seine Aufzeichnungen. Dazu legte er noch zwei Briefe, einen für seine Frau und einen für eine Dame X., den seine Frau besorgen würde.

Der General nahm die Brieftasche, ohne seinen melodramatischen Ermahnungen Beachtung zu schenken. Die Kaiserin hatte ihn rufen lassen, und er zerbrach sich den Kopf, um herauszufinden, warum; einen andern Gedanken hatte er nicht.

Im Hause Malherbe in Moulins angekommen, ließ Herr Arnous-Rivière den General und seine Gefährten aus dem Wagen steigen und bot ihnen seine Gastfreundschaft an. Jeder richtete sich ein so gut er konnte und schlief bis 5 Uhr morgens.

Um 6 Uhr wurden der General, Herr Regnier und die sieben Aerzte in die deutschen Linien geführt. Der Offizier, der sie empfing, erklärte ihnen, daß sie zu Fuß bis Ars gehen müßten.

Der Marsch wurde auf der Landstraße gemacht. Er war während der drei

Digitized by Google

ersten Kilometer leicht; nachher fand man die Straße durch zahlreiche Verhaue gesperrt. Alle Bäume, die an der Straße standen, waren 1,50 Meter über dem Boden abgesägt und quer über den Weg geworfen. Man mußte sie überklettern, und für den am Fuße verwundeten General war diese Gymnastik äußerst unangenehm.

In Ars traf Herr Regnier den Freiherrn v. Willisen wieder. „Ich warte seit gestern um 3 Uhr auf Sie," sagte der Offizier im Ton des Vorwurfs. Herr Regnier entschuldigte sich; General Boyer hatte tags zuvor geschrieben, um die Verspätung zu melden, aber sein Brief war nicht angekommen. Das Gespräch wurde fortgesetzt, und Herr v. Willisen erzählte Herrn Regnier, daß die Delegierten des luxemburgischen Roten Kreuzes, die Herren Charles Munchen und Tony Dutreux, schon tags vorher um 9 Uhr abgereist seien, ohne über das Schicksal ihrer Landsleute Gewißheit zu haben; man vermute, daß sie sich in Marange im Hauptquartier des Generals v. Voigts-Rhetz befänden, und habe ihnen einen Eilboten nachgeschickt, um ihnen von dem Erfolg ihres Schrittes Kenntnis zu geben.

Ein Gesellschaftswagen näherte sich, und Freiherr v. Willisen bat den General Bourbaki, indem er ihn mit einer Verbeugung begrüßte, einzusteigen. Nachdem Herr Regnier und die Aerzte ebenfalls Platz genommen hatten, fuhr der Wagen nach Corny, wo Halt gemacht wurde.

Zweihundert Meter zur Rechten sah man das Schloß, in dem Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Herr Regnier bat den Doktor Hebercheid, das Paket mit Briefen, das ihm Marschall Bazaine anvertraut hatte, abzugeben, dann begab er sich zu dem Prinzen, während General Bourbaki, unter den herrlichen Ulmen der Allee auf und ab gehend, auf ihn wartete. Als Herr Regnier wieder erschien, fragte er den General, ob General v. Stiehle ihn begrüßen dürfte und ob er den Prinzen Friedrich Karl aufsuchen und einen Imbiß annehmen wolle, der auf dessen Befehl für ihn in Bereitschaft gehalten werde. „Nicht um die Welt," antwortete der General. „Ich will unerkannt bleiben. Ich will keinen von ihnen sehen und nehme ihre Einladung nicht an; ich würde an ihrem Brot ersticken." Als Herr Regnier einen Versuch machte, ihn umzustimmen, unterbrach ihn der General mit den Worten: „Drängen Sie mich nicht so, ich müßte es sonst aufs tiefste bedauern, mit Ihnen gegangen zu sein."

Man begab sich auf die Suche nach einem Frühstück, und nach einem halbstündigen Herumlaufen entdeckte man schließlich eine Wirtschaft, in der die Reisenden eine Kleinigkeit zu sich nahmen. Herr Regnier wiederholte zum zwanzigsten Mal dem General Bourbaki seine Ermahnungen. Er solle seine Persönlichkeit verleugnen und nur noch Regnier sein usw. Sodann verabschiedete er sich von ihm. Er begebe sich zu Herrn v. Bismarck: er hoffe in zwei oder drei Tagen einen Vertrag in der Tasche zu haben; er würde ihn der Kaiserin vorlegen, und wenn der General sie unterdessen für seine Ideen gewonnen habe, würde sie dazu bereit sein, ihn zu unterzeichnen.

Digitized by Google

Der General, der mit seiner fixen Idee beschäftigt war, hörte nicht zu. Er bereute es, seinen Posten verlassen zu haben: es waren kaum mehr als zwei Stunden verflossen, seitdem er Metz verlassen hatte, und schon wollte er dorthin zurückkehren. „Sobald er in London war," äußerte später Regnier, „hatte er alles vergessen, was ich ihm gesagt hatte, und wußte nicht mehr, was er wollte."

„Die Stellung des Herrn Regnier bei den preußischen Regierungsvertretern," so hat General Bourbaki seinerseits erklärt, „ließ mich glauben, daß ich mich verirrt hätte, und als ich später die belgischen Zeitungen las, schien es mir unmöglich, daß die Kaiserin in diesem Augenblick einen Vertrag unterzeichnen könne, und ich bereute bitter, Metz verlassen zu haben."

Gegen 10 Uhr stellte sich Oberst Freiherr v. Loë, Kommandeur der Königshusaren, der mehrere Jahre lang Militärattaché in Paris gewesen und mit einer Anzahl von Familien des Faubourg St. Germain befreundet war, dem General Bourbaki vor. Er war beauftragt, ihn bis Remilly zu begleiten, wo ein Sonderzug bestellt war, um ihn über Saarbrücken bis an die luxemburgische Grenze zu bringen.

General Bourbaki und Oberst v. Loë erkannten sich wieder, machten aber keinerlei Anspielung auf ihre ehemaligen Beziehungen.

Der Wagen fuhr über die Mosel und dann durch Wälder, kam eine Meile von Peltre entfernt in die Ebene heraus und von da in offenem Gelände nach Mercy-le-Haut. General Bourbaki konnte im Laufe dieser Fahrt die Feldbefestigungsarbeiten des Feindes sehen und die Plätze ihrer Vorratsmagazine kennen lernen, die ihm ungeheuer groß vorkamen. Er begann jetzt zu fürchten, daß er nicht mehr würde zurückkehren können. Die Preußen, dachte er, hätten ihn nicht ihre Feldbefestigungsarbeiten und ihre Lebensmitteldepots sehen lassen, wenn sie die Absicht gehabt hätten, ihn zurückkehren zu lassen.

Oberst v. Loë war eifrig um das Wohl des Generals Bourbaki bemüht und von der ausgesuchtesten Höflichkeit. Als er an der Grenze von ihm Abschied nahm, sagte er ihm, daß er ihn erkannt habe. „Ich habe Sie auch erkannt," antwortete der General, „aber die Umstände sind so traurig für mich und ich bin augenblicklich so schwer bekümmert, mein Armeekorps verlassen zu haben, daß ich nicht den Mut gehabt habe, zu sprechen. Ich hoffe, daß wir uns in besseren Zeiten wiedersehen werden."

Der General und die Aerzte waren in einem von der preußischen Regierung reservierten Coupé gereist und hatten in Saarbrücken und Trier Aufenthalt gehabt. Am 27., im Laufe des Vormittags, kamen sie in Luxemburg an. Der General verabschiedete sich von seinen Gefährten und begab sich ins Hotel, um zu essen. Dort stellte sich ihm auch noch der Platzmajor von Luxemburg, Alphonse Munchen, vor, um ihn zu begrüßen. Der General, der von seiner Zuvorkommenheit sehr gerührt war, bat ihn, den Brief auf die Post zu geben, den Marschall Bazaine ihm für seine Frau anvertraut hatte, und fuhr am Nachmittag mit dem Zuge ab, der ihn direkt nach Ostende brachte.

Die Aerzte setzten, sobald sie in ihre Heimat zurückgekehrt waren, den

Digitized by Google

französischen Vizekonsul Herrn de Cussy von dem, was sie wußten, in Kenntnis, und Herr de Cussy schickte sofort an den Vertreter Frankreichs in Brüssel, Herrn Tachard, folgende Depesche:

„Luxemburg, den 27. September 1870, 3 Uhr 50 nachmittags.

„Gestern von Metz zurückgekehrte luxemburgische Aerzte versichern, Festung sei gut verproviantiert, Gesundheitszustand gut, Verwundete auf dem Wege der Heilung, aber die meisten Amputierten sterben."

Diese Herren wären wie General Bourbaki die getreuen Interpreten der Ideen des Marschalls Bazaine gewesen, wenn er sie mit irgendeiner Mitteilung an die Regierung der nationalen Verteidigung beauftragt hätte. Wenn er es nicht tat, so hatte das seinen Grund darin, daß er nicht in Verbindung mit der neuen Regierung treten wollte.

General Bourbaki kam am 27. September abends in London an. Hier erfuhr er, daß die Kaiserin von Hastings, wo sie im Hotel logiert hatte, abgereist und in das Schloß Chislehurst übergesiedelt sei.

Dorthin begab er sich am folgenden Morgen (28. September).

Seine Besorgnisse und sein Bedauern waren noch stärker geworden, je mehr er sich von Metz entfernte und sich in seinem Gedächtnis die Einzelheiten seiner Abreise vergegenwärtigte.

Am 28. September um 10 Uhr morgens betrat er die Allee des Schlosses Chislehurst.

Die Herren Henri und Léon Chevreau befanden sich in einem Gemach zu ebener Erde, dessen Fenster auf die Allee hinausgingen.

Als sie einen Wagen hörten, blickten sie hinaus und sahen den General Bourbaki die Freitreppe heraufkommen, eine Reisetasche in der Hand, mit einer Krankenträgermütze auf dem Kopf und in zu weiten Kleidern. Sie stürzten ihm entgegen: „Wie, General, Sie sind es? Ist Metz genommen?"

„Ich bin es, und zwar schrecklich aufgeregt ... Sie haben mich nicht erwartet? ... Ich bin das Opfer einer ungeheuerlichen Mystifikation ..."

Frau Lebreton, die die Stimme ihres Bruders zu erkennen glaubte, schaute zum Fenster hinaus; als sie ihn gesehen hatte, kam sie die Treppe herunter und stürzte sich in größter Erregung in seine Arme.

„Mein Sohn — ist er getötet?" rief sie.

Der General beruhigte sie.

Die Kaiserin, die Lärm gehört hatte, erkundigte sich und ging, da ihr die Anwesenheit des Generals Bourbaki unverständlich war, ebenfalls hinunter.

„Wie, Sie sind es! Metz ist also genommen?"

„Nein, nein, Majestät; ich komme, weil Euer Majestät mich haben rufen lassen."

„Nein, niemals ... was hat das zu bedeuten?"

Da rief General Bourbaki aus: „Dann bin ich also entehrt."

Die ganze Gruppe stand barhäuptig, mit verstörten Mienen auf der Freitreppe.

Digitized by Google

Die Kaiserin lud den General ein, in den Salon einzutreten, und ging selbst hinein. Alle Anwesenden, zu denen noch der Fregattenkapitän Ch. Duperré und der Major Clary hinzugekommen waren, folgten ihr dorthin.

Sie fragte den General Bourbaki aus, der von seiner Odyssee erzählte. Und jeder fragte sich, wie Regnier „sein ganzes Gerüst ohne jede Unterlage" hatte aufbauen können.

Da der General erwähnt hatte, daß er die Brieftasche des Herrn Regnier bei sich habe, wurde diese untersucht. Man fand darin die Aufzeichnungen über seine Unterredungen mit Herrn v. Bismarck und dem Marschall Bazaine, einen Paß, eine Karte, auf der der nördliche Teil des Elsaß in Quadrate eingeteilt war, und Briefe, darunter einen an seine Frau. Diese Briefe waren die eines Sehers: „Die Trompeten warten auf mich ... Der Himmel wird sich aufhellen ... Man muß den Schlüssel in die Hand nehmen ... Die Vergangenheit ist abgetan ..."

General Bourbaki war überzeugt, der Spielball eines preußischen Agenten gewesen zu sein, der nach Metz geschickt worden war, um die Armee zu desorganisieren. Er war niedergeschmettert. Die Kaiserin forderte ihn auf, einen Protestbrief an den König von Preußen zu richten. Gewiß würde Lord Granville, der Minister des Auswärtigen, sich nicht weigern, ihn dem Grafen Bernstorff zu übergeben.

General Bourbaki zog sich mit Herrn Léon Chevreau und dem Major Clary zurück und diktierte ihnen ein Memorandum über die näheren Umstände seiner Abreise von Metz.

Dieses Memorandum liegt der vorstehenden Darstellung der Vorgänge zugrunde.

Am Nachmittag empfing die Kaiserin den General Bourbaki in besonderer Audienz, aber bald überwältigte sie die Aufregung so sehr, daß sie einen Weinkrampf bekam und die Unterredung abgebrochen werden mußte.

Die Herzogin de Mouchy befand sich in London. Lord Granville, der Minister des Auswärtigen, kannte sie von Geburt an. Er war mit ihr auf sehr vertrautem Fuße geblieben und kam alljährlich nach Paris, um sie zu sehen. An sie wendete sich die Kaiserin, um einen Schritt zugunsten des Generals Bourbaki zu tun.

Am Nachmittag begab sich Herr Léon Chevreau zu der Herzogin und trug ihr die Wünsche der Kaiserin vor. Die Herzogin bat sogleich den Grafen Granville, zu ihr zu kommen, und am Abend sprach er bei ihr vor.

Die Herzogin erzählte ihm summarisch die Ereignisse und übergab ihm das Memorandum des Generals. „Die Kaiserin und der General," sagte sie, „halten sich beide für entehrt. Die Kaiserin hat keinen andern Gedanken als Frankreich. Sie will, ohne sich um die Republik zu kümmern, tun, was an ihr liegt, um es zu retten. Sie wünscht in diesem Augenblick die Ehre des Generals Bourbaki zu retten und vereinigt sich mit ihm in der an Sie gerichteten Bitte, ihm zu Hilfe zu kommen und Mittel und Wege zu suchen, um ihn nach Metz zurückkehren zu lassen."

Digitized by Google

Lord Granville hörte sie an und antwortete, daß er keinen Rat noch irgendeine Antwort geben könne, ehe er darüber nachgedacht habe.

Dieses Ergebnis der Unterredung wurde am andern Morgen, den 29., in Chislehurst bekannt, und General Bourbaki schrieb an Lord Granville folgenden Brief:

„Chislehurst, den 29. September 1870.

„Verehrter Herr Graf, ich bitte um die Mithilfe Eurer Exzellenz in einer Sache, an der meine militärische Ehre lebhaft interessiert ist.

„Ein Herr, der sich als Franzosen bezeichnet, den Namen Regnier führt und Inhaber eines von dem Grafen v. Bismarck unterzeichneten Passierscheins für zwei oder drei Personen ist, hat sich am 23. September dem Herrn Marschall Bazaine vorgestellt ... Er hat sich auf mündliche Weisungen berufen, die von Ihrer Majestät der Kaiserin ausgegangen seien.

„Diese Weisungen sollen die sofortige Entsendung des Marschalls Canrobert oder meiner Person zu ihr zum Gegenstand gehabt haben.

„Herr Regnier erklärte übrigens, daß die preußische Regierung keine Einwendung gegen die Abreise des einen von uns beiden erheben würde, und legte als Beweis dafür den Passierschein vor, der für ihn ausgestellt war.

„Der Marschall Bazaine hat dieser Erklärung Glauben geschenkt und mir den Befehl erteilt, abzureisen, da Marschall Canrobert leidend war.

„Wir haben bei den Vorposten einen Oberst der preußischen Armee getroffen, der seit dem vorigen Tage auf uns wartete. Es ist mir in jeder Weise erleichtert worden, mich nach Belgien zu begeben, und ich bin gestern in London angekommen.

„Gleich bei den ersten mit Ihrer Majestät gewechselten Worten ist es klar geworden, daß wir die Opfer von Handlungen und Ereignissen waren, die unerklärlich bleiben. Ihre Majestät hatte weder direkt noch indirekt, weder schriftlich noch mündlich irgendeine Weisung an irgend jemand für den Marschall Bazaine ergehen lassen. Meine militärische Pflicht gebietet mir, zu meinen Soldaten zurückzukehren und ihr Schicksal zu teilen.

„Ich bitte Eure Exzellenz inständig, in meinem Namen beim König von Preußen vorstellig zu werden. Ich ersuche um einen Passierschein, der mir ermöglicht, auf meinen Posten zurückzukehren.

„Der König wird, dessen bin ich sicher, das Ehrgefühl verstehen, das meine Bitte veranlaßt, und das Verhalten eines loyalen Soldaten nicht schmerzlichen und ungerechten Deutungen aussetzen wollen.

„Ich erwarte mit einer Ungeduld, die Sie in Ihrer Güte gewiß berechtigt finden werden, sowohl Ihre Antwort wie diejenige, die Sie von Seiner Majestät dem König von Preußen erhalten werden.

„Genehmigen Sie ... C. Bourbaki."

Die Kaiserin hatte am Nachmittag des 29. September eine weitere Unterredung mit dem General Bourbaki. Sie sagte ihm, sie sei mehr als je ent-

Digitized by Google

schlossen, den Bemühungen der Regierung der nationalen Verteidigung keine Hindernisse zu bereiten und die Anknüpfung von Unterhandlungen abzulehnen.

Am andern Tage ließ die Kaiserin die Herzogin von Mouchy bitten, bei Lord Granville nochmals auf eine rasche Lösung zu dringen, und übersandte ihr mehrere der Briefe, die sie von Regnier mit dem Memorandum des Generals Bourbaki erhalten hatte.

Lord Granville folgte abends dem Rufe der Herzogin. „Die Kaiserin bedauerte den vertraulichen Charakter ihrer Mitteilung vom vorherigen Tage," so äußerte sich die Herzogin de Mouchy, „Ihre Majestät wünschte im Gegenteil, daß sie bekannt würde."

Die Herzogin las sodann die Briefe des Herrn Regnier und das Memorandum des Generals und entwarf das Bild Regniers, der, wie sie sagte, „trotzdem er Französisch ohne jeden Akzent spricht, sich wie ein Fremder ausdrückte."

„Ich wiederholte," schrieb Graf Granville, „daß ich keinen Rat geben könne."

Der Minister hatte indessen getan, was in seinen Kräften stand. Er hatte den Grafen Bernstorff, den preußischen Botschafter in London, aufgesucht und ihn gebeten, dem König Wilhelm das Gesuch des Generals Bourbaki zu übermitteln, indem er ihm sagte, wie sehr sich die Kaiserin für die Sache interessiere.

Auf seiner Reise war der General zu großen Anstrengungen und langen Märschen gezwungen gewesen. Seine Wunde am Beine, deren Behandlung seit seiner Abreise nicht hatte fortgesetzt werden können, hatte sich wieder geöffnet. Er mußte sich zu Bett legen und einen Chirurgen kommen lassen, der ihm einen Verband anlegte. Er lag noch zu Bett, als ihm am 4. Oktober ein Schreiben Lord Granvilles übergeben wurde.

„Walmer Castle, den 4. Oktober
Deal.

„Herr General!

„Ich habe soeben von dem preußischen Botschafter einen Brief erhalten, in dem er mir folgendes mitteilt: Ich habe an das Hauptquartier telegraphiert. Graf v. Bismarck hat mir mit folgender auf den General Bourbaki bezüglichen Depesche geantwortet: Prinz Friedrich Karl hat von hier Weisung erhalten, dem General Bourbaki seinem Wunsche gemäß die Erlaubnis zur Rückkehr nach Metz zu erteilen und ihm sogar dabei behilflich zu sein. Regnier macht den Eindruck eines Abenteurers, scheint aber die ehrliche Absicht gehabt zu haben, der Kaiserin Eugenie nützlich zu sein, indem er den General Bourbaki zu ihr brachte.

„Genehmigen Sie usw. Granville."

Am Abend des nächsten Tages, des 5. Oktobers, verließ der General, da er sich wohler fühlte, England, fuhr auf dem Paketboot „Henriette-Marie" über den Kanal, stieg in Ostende ans Land und begab sich nach Luxemburg, von wo er sogleich den Kommandanten von Trier, General Stolz, benachrichtigte, daß er, nachdem er vom König die Erlaubnis dazu erhalten habe, sich anschicke, auf dem Wege durch das deutsche Gebiet nach Metz zurückzukehren.

Die Antwort wurde ihm am Abend zugestellt.

Digitized by Google

„Den 6. Oktober 5 Uhr 40 Min. abends. Von Trier nach Luxemburg.

„General Bourbaki, Hotel Cologne, Luxemburg.

„Da ich Ihre Ermächtigung, sich nach Metz hineinzubegeben, persönlich sehen muß, bin ich genötigt, Sie zu bitten, hierher zu kommen. Wenn Sie dieses Telegramm vorweisen, werden Sie die Erlaubnis erhalten, die preußische Grenze zu überschreiten. Stolz, Generalmajor."

General Bourbaki schickte darauf, ohne Luxemburg zu verlassen, den Brief von Lord Granville ein, in dem der des Grafen Bernstorff wiedergegeben war.

Doch Prinz Friedrich Karl war nicht gesonnen, „die Rolle eines Portiers zu spielen, der die Leute aus und ein gehen läßt, ohne zu wissen, was sie tun". Er gab einen ablehnenden Bescheid, und General Stolz erhielt den Auftrag, dem General Bourbaki davon Mitteilung zu machen:

„Den 7. Oktober, 3 Uhr 15 Min. nachmittags.

„An den General Bourbaki.

„Auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit habe ich Ihnen mitzuteilen, daß Sie in Luxemburg warten möchten bis zum Empfang einer von Seiner Majestät dem König von Preußen erbetenen Antwort. Stolz."

Herr Tachard, Advokat und Abgeordneter von Mühlhausen im Gesetzgebenden Körper, war am 13. September um 9 Uhr abends von seinem Freund, Herrn Jules Favre, nach dem Quai d'Orsay gebeten worden. In fünf Minuten hatte ihm der Minister des Auswärtigen seine Entsendung nach Brüssel als Vertreter der neuen Regierung angekündigt: „Ich rechne auf Sie. Sie werden Ihr Bestes tun. Suchen Sie hauptsächlich Nachrichten von Metz zu erhalten. Fürst Metternich und der Kommandeur Nigra sind da und erwarten mich. Ich kann Ihnen nicht mehr darüber sagen."

Herr Tachard war nach Hause zurückgekehrt, hatte einen Koffer genommen, sich von einem Freunde 300 Franken geliehen, war um 7 Uhr in den Wagen gestiegen und hatte sich am nächsten Tage im Gesandtschaftshotel, Place de l'Industrie 14, häuslich niedergelassen.

Bemüht, seine Frau nicht sehen zu lassen, die eine Deutsche war, verbarg er sie vor aller Welt und richtete im Hotel de Flandres einen Salon ein, in dem die Gräfin Walewska präsidierte und in den er jeden Abend ging.

Dort traf er die Mitglieder des diplomatischen Körpers, die Marschallin Canrobert, den Herzog von Albufera, den General de Montebello, den Marquis de Piennes und Herrn Canofari, den ehemaligen Gesandten des Königs von Neapel in Paris. Madame Kalergis, die Nichte Nesselrodes, berühmt wegen des unvergleichlichen Glanzes ihrer Haut, „der den Glanz des Schnees verdunkelt hätte", kam ebenfalls mit einem Herrn Enoch, einem russischen Untertanen, dorthin. Wie Madame Kalergis, schickte auch dieser Letztgenannte, eine

Digitized by Google

Art diplomatischer Nebenagent, über alles, was er erfuhr, Berichte nach Petersburg.

Herr Tachard, eine schöne, stattliche Erscheinung und eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit von höchst originellem Geist, beteiligte sich an den Klatschereien dieses improvisierten Salons und holte sich dort zahlreiche Auskünfte.

Ein ernsthafterer Gewährsmann jedoch war für ihn Herr Berdens, Appellationsgerichtsrat in Brüssel und Direktor der allgemeinen Sicherheitspolizei, der ihm alle Augenblicke Nachrichten brachte oder die Zeitungsenten dementierte.

Bis zum Abend des 4. Oktober befand man sich in Brüssel in vollständiger Unkenntnis über die Machenschaften des Herrn Regnier. An diesem Tage gab Graf Vitzthum, der österreichische Gesandte, ein großes Diner, und bei Tische erzählte einer der Gäste, daß General Bourbaki sich in London befinde, da er von Marschall Bazaine zur Kaiserin geschickt worden sei. An demselben Abend kam der englische Gesandte, Herr Lumley, nachdem er die österreichische Gesandtschaft verlassen hatte, ins Hotel de Flandres und erzählte Herrn Tachard, was er soeben bei dem Grafen Vitzthum erfahren hatte. Am Morgen des nächsten Tages bestätigte Herr Berdens ihm die Tatsache, aber schon begann die englische und belgische Presse von Herrn Regnier zu sprechen. In den folgenden Tagen widmete sie ihm zahlreiche Spalten.

In England wie in Belgien sprach man seit vierzehn Tagen von einer bonapartistischen Restauration. Kaiser Napoleon III., Marschall Bazaine und die deutsche Regierung, hieß es, seien einig über die Wiederherstellung der am 4. September verschwundenen Regierung.

Die Zeitungen der beiden Länder hatten ein apokryphes, angeblich von Napoleon III. unterzeichnetes Manifest wiedergegeben. Statt den Krieg fortzusetzen, hieß es in diesem Manifest, sollte man lieber Frieden schließen. Deutschland würde von Frankreich weder eine Gebietsabtretung verlangen noch eine andre demütigende Bedingung stellen. Frankreich würde, erkenntlich für soviel Hochherzigkeit, sich mit Deutschland verbünden, und die aufrichtige und unzerstörbare Verbindung der beiden Völker würde die denkbar reichsten Früchte tragen.

Dieses phantastische Literaturprodukt wurde, obwohl es in einem ganz andern Stil gehalten war als in dem Napoleons III., der es auch sogleich desavouierte, und obwohl es zum mindesten bizarr hätte erscheinen müssen, von den Zeitungen auf beiden Seiten des Kanals ernst genommen, die ihm die Ehre antaten, es in Kommentaren von unverhältnismäßiger Länge zu besprechen.

Dieselben Gerüchte fanden in den Staatskanzleien Glauben. So setzte die englische Regierung „vertraulich die Delegation in Tours von der Eröffnung von Verhandlungen zwischen dem Marschall Bazaine, dem Fürsten v. Bismarck und dem Kaiser Napoleon“ in Kenntnis, und Herr Lumley versicherte Herrn Tachard, es bestehe „eine von den Preußen begünstigte und vor Metz genährte bonapartistische Verschwörung“. Er brachte das sogar mit solchem Nachdruck

Digitized by Google

vor, daß er seinen Kollegen von der Richtigkeit seiner Angaben überzeugte und dieser an seine Regierung telegraphierte.

„Hier bleibt die diplomatische Gesellschaft bei dem Glauben, daß Herr v. Bismarck den Gedanken einer Regentschaft durch den ruhmreichen Bazaine nicht aufgibt," so äußerte sich Herr Tachard am 30. September. „Man sagt, daß ihm von Wilhelmshöhe kommende Mitteilungen mit Zustimmung des Prinzen Friedrich Karl gemacht worden seien. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf die bonapartistischen Manöver, die Bazaine und die Regentschaft zum Gegenstand haben. Man hofft auf Bazaine, obwohl er nichts versprochen hat. Er hört hin ..."

„Die Verhandlungen mit Bazaine nehmen ihren Fortgang," sagte Herr Tachard wieder fünf Tage später. „Preußen bietet ihm günstigere Bedingungen, als die Herrn Favre gestellten ... Die Hoffnung von Wilhelmshöhe ist, daß Bazaine die Regentschaft proklamieren wird, trotz der andern Marschälle und Generäle ..."

Dann, zwei Tage später, kam eine etwas anders lautende Bemerkung: „Die Haltung der Bonapartisten scheint mir sich geändert zu haben ... Man rechnet aber auf die mit Preußen vereinbarte Diktatur Bazaines."

Die Kaiserin dagegen stellt er als unbeteiligt hin, erklärt, sie stehe jeder Intrige fern, und macht dies bekannt.

„6. Oktober 1870. Brüssel, 5 Uhr abends.

„An den Delegierten der Regierung in Tours.

„Sichere Auskünfte. Wenn in Wilhelmshöhe gehegte und von Preußen begünstigte Hoffnungen auf eine Regentschaft mit Bazaine bestehen, so teilt die Kaiserin sie nicht und weigert sich entschieden, sie willkommen zu heißen. Bourbaki muß die Ueberzeugung nach Metz mitgenommen haben, daß die Kaiserin und der kaiserliche Prinz diesen Bestrebungen in keiner Weise Vorschub leisten würden, wenn sie beständen.

„Ich kann nicht behaupten, daß der General Bourbaki die preußischen Linien wieder überschritten hat, aber ich weiß, daß er Metz in einer Verkleidung und ohne Wissen aller verlassen hat. Tachard."

Trotz der unendlichen Zahl von Spalten, die Herrn Regnier und den bonapartistischen Machenschaften gewidmet wurden, blieb Herr Tachard achtundvierzig Stunden im Ungewissen über den Verbleib des Generals Bourbaki und den wahren Zweck seiner Reise. Am 7. Oktober um 2 Uhr nachmittags wurde er darüber durch ein Telegramm des französischen Vizekonsuls in Luxemburg, des Grafen de Cussy, aufgeklärt:

„Luxemburg, den 7. Oktober, 12 Uhr mittags.

„Der General Bourbaki befindet sich hier. Er sucht nach Metz zurückzukehren. Wenn es ihm nicht gelingt, wird er nach Tours gehen, um sich der Regierung zur Verfügung zu stellen. Ich komme nach Brüssel, um Ihnen Briefe und Auskünfte zu übergeben. Cussy."

Digitized by Google

Im Lauf des Abends erzählte Herr de Cussy Herrn Tachard die Abenteuer des Generals Bourbaki und übergab ihm eine Denkschrift, in der der General für den Minister darüber berichtet hatte.

In dieser Denkschrift, die Herr Tachard nach Tours schickte, nachdem er eine Abschrift davon genommen hatte, erzählte der General die uns bekannten Tatsachen und gab zum Schluß eine Reihe von Auskünften über die Armee von Metz.

„Die Soldaten haben Patronen für einen Gefechtstag," sagte er.

„Die Munitionswagen der Artillerie sind weniger gut versehen.

„Solange die Armee in ihren Stellungen verbleibt, wird der Feind die Stadt nicht ernstlich angreifen können.

„Die Ration der Mannschaften betrug 500 Gramm Brot und 400 Gramm Pferdefleisch.

„An Salz fehlte es.

„Die Brotration mußte auf 300 Gramm herabgesetzt werden.

„Von den Pferden bekamen die einen 3 Kilogramm, die andern 2 Kilogramm Getreide aller Art. Sie litten stark, und es muß nur noch sehr wenige dienst-taugliche geben.

„Die Haltung der Mannschaften war gut, und die Disziplin wurde aufrecht-erhalten.

„Seit dem 24. August hatte der Marschall Bazaine keinerlei Nachricht von der Regierung erhalten. Er hat uns sein Wort gegeben, daß er keine Nachricht bekommen habe.

„Er hat mir mehrmals gesagt, daß wir 250000 Preußen um uns hätten.

„Die Wege sind gesperrt. Es sind zahlreiche Batterien erbaut und durch Laufgräben und Verhaue geschützt.

„Dahinter befinden sich die feindlichen Massen in Feldbiwaks oder öfter noch in Dörfern, wo sie unter dem Schutz ihrer Einschließungslinien kantonieren.

„Viele glaubten, daß es möglich sei, die preußischen Linien zu durchbrechen; aber am nächsten Tage, sagte der Marschall, würde man sich — was auch sehr wahrscheinlich ist — ohne Lebensmittel, beinahe ohne Patronen, ohne Artillerie beträchtlichen Streitkräften gegenüber befinden und rettungslos der vollständigen Vernichtung verfallen sein. Ich glaube, daß dieses Räsonnement, das heute richtig ist, es vor zwanzig Tagen weniger war.

„Wenn sich die Seuchen nicht zu verheerend in Metz und im Lager aus-breiten, so glaube ich, daß die Armee sich noch einen Monat halten kann. Her-nach wird der Hunger dazu zwingen, sowohl hinsichtlich der Stadt als der Truppen, irgendeinen Entschluß zu fassen.

„Ich gehe bei dieser Rechnung von der Voraussetzung aus, daß die Mannes-zucht bis zum letzten Tag aufrechterhalten bleiben wird.

„Es befinden sich in Metz nicht mehr als 12000 bis 15000 Verwundete. Die Zahl der Kombattanten beläuft sich auf ungefähr 90000 Mann, aber die Einwohner, die Isolierten und die verschiedenen Verwaltungskörper mitgerechnet,

Digitized by Google

ist, wie es heißt, die Zahl der zu Unterhaltenden auf 180000 Köpfe zu berechnen.

„... Ich hoffe einigermaßen, meinen Passierschein in drei Tagen zu erhalten. Es drängt mich, wieder unter meinen Soldaten zu sein ...

General Bourbaki."

Sobald Herr Tachard von der Anwesenheit des Generals Bourbaki in Luxemburg Kenntnis erhalten hatte, benachrichtigte er die Regierung davon, die ihm antwortete:

„Tours, den 7. Oktober, 10 Uhr 41 abends.
Erhalten in Brüssel 8 Uhr 10 morgens.

„Bitten Sie den General Bourbaki von seiten der Regierung und im Interesse des Vaterlandes, sich nach Tours zu begeben, wo er aufs beste aufgenommen werden wird und wo er dem Lande die größten Dienste leisten kann.

Cremieux."

Herr Tachard beeilte sich nach Möglichkeit, dieser Weisung nachzukommen. Er telegraphierte an Herrn de Cussy:

„Brüssel, den 8. Oktober, 12 Uhr mittags.

„Bitten Sie den General Bourbaki, unverzüglich zu mir zu kommen. Ich habe ihm eine Mitteilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen. Ich werde den General die ganze Nacht Place de l'Industrie 14 erwarten. Zeigen Sie dem General Ihre Uebersetzung und Chiffre und geben Sie ihm eine beglaubigte Abschrift dieser Depesche mit dem Stempel des Konsulats. (Sehr dringend.)

Tachard."

Herr de Cussy ging zu dem General, um ihm die Mitteilung zu machen, und nachdem er in das Konsulat zurückgekehrt war, berichtete er über seinen Besuch:

„Luxemburg, 8. Oktober, 6 Uhr 35 abends.
Erhalten in Brüssel 9½ Uhr abends.

„Ihre Depesche ist nach Abgang des Zuges nach Belgien angekommen. Ich habe sie sogleich dem General Bourbaki mitgeteilt. Er liegt zu Bett, da er an einer Wunde am Bein leidet, und kann erst in vierundzwanzig oder sechsunddreißig Stunden abreisen. Er wird seine Ankunft telegraphisch anmelden.

Cussy."

General Bourbaki war durch einen Betrug von Metz weggelockt und genötigt worden, das Kommando über die kaiserliche Garde niederzulegen, daher glaubte er, daß man es ihm schuldig sei, ihn auf seinen Posten wieder zurückkehren zu lassen, und er rechnete um so sicherer auf diese Genugtuung, als er durch den Grafen Granville wußte, daß der König von Preußen sie ihm geben wollte. Ehe er daher Luxemburg verließ, telegraphierte er am andern Tage an den General Stolz:

„9. Oktober, mittags.

„Herr General! Ich habe Ihnen den Brief Lord Granvilles vom 4. Oktober zur Kenntnis gebracht, durch den er mir mitteilt, daß Seine Majestät

Digitized by Google

der König von Preußen mir erlaubt hat, auf meinen Posten zurückzukehren, und daß er den Prinzen Friedrich Karl davon verständigt hat.

„Seit vier Tagen warte ich hier. Ich kann hier nicht länger in der mir bereiteten Lage bleiben. Wenn ich heute keine bestimmte Antwort erhalte, so werde ich mich dahin begeben, wohin mich die nationale Verteidigung ruft."

Nach Abgang dieses Telegramms hatte der General Bourbaki, der sich wohler fühlte als am vorherigen Tage, eine lange Unterredung mit einem seiner Freunde, dem Baron de Geiger, ehemaligem Senator und Maire von Saargemünd, und Herrn de Cussy. Die Herren de Geiger und de Cussy rieten ihm, sich nach Brüssel zu begeben. Er könne dort so gut wie in Luxemburg die Antwort des Generals Stolz abwarten; Herr de Cussy würde sie ihm zuschicken, und er könne sich mit Herrn Tachard über sein weiteres Verhalten verständigen.

Er ließ sich überzeugen, reiste im Laufe des Tages ab und hatte noch an demselben Abend eine erste Besprechung mit Herrn Tachard.

Am nächsten Tage erhielt er folgendes Telegramm:

„Die Antwort des Königs ist noch nicht eingetroffen. Stolz."

Zum Glück war inzwischen die Gattin des Generals angekommen. Es gelang ihr, ihn wieder aufzurichten, und sie veranlaßte ihn, der Heilung seiner Wunde, durch die er immer mehr litt, wieder Aufmerksamkeit zuzuwenden. Am nächsten Tage, den 10. Oktober, blieb er im Hotel, ohne auszugehen, und am 11. hatte er mehrere Unterredungen mit seiner Frau und Herrn Tachard. Herr Tachard beschwor ihn, nach Tours zu gehen, wohin seine Pflicht ihn rufe. Frau Bourbaki redete ihm in demselben Sinne zu, aber der General wollte noch immer nicht auf das Kommando der Garde verzichten.

Gegen 11 Uhr abends erhielt Herr Tachard ein Telegramm aus Tours:

„Der Delegierte der auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Gesandten in Brüssel:

„Tours, 11. Oktober, 7½ Uhr abends.

„Bitte mir umgehend mitzuteilen, ob der General Bourbaki nach Tours abgereist ist. Die Regierung erwartet ihn mit Ungeduld. Chaudordy."

Am nächsten Tage, den 12. Oktober, begab sich der General, nachdem er früh morgens Kenntnis von diesem Telegramm erhalten hatte, mit seiner Frau zu Tachard.

Die Unterredung verlief sehr erregt. Der General wollte um jeden Preis nach Metz zurückkehren, da der König sich verpflichtet habe, ihn dorthin zurückgelangen zu lassen. Er kam sich wie entehrt vor, wenn er sein Kommando nicht wieder übernahm.

Es wäre nach seiner Anschauung eine Feigheit von ihm gewesen, seine Soldaten in dem Augenblick zu verlassen, wo die Lage kritisch wurde und wo man von ihnen das höchste Maß von Aufopferung fordern würde. Herr Tachard suchte ihn zu überzeugen, daß seine Anwesenheit in Metz weniger von Nutzen

Digitized by Google

sein würde als in Tours, wo er die neuen Armeen würde zu formieren und gegen den Landesfeind zu führen haben.

Im Laufe der Auseinandersetzung wurde die Marschallin Canrobert gemeldet. Herr Tachard ließ sie eintreten, und sie vereinigte ihre dringenden Bitten mit denen des Gesandten und der Frau Bourbaki. Doch der General gab ihnen nicht nach. Er wiederholte in einem fort: „Ich bin entehrt ... Was habe ich denn nur getan, daß man mich hat entehren wollen ..." Plötzlich — so hat uns Herr Tachard erzählt — zog er einen Revolver aus der Tasche und machte Miene, ihn zum Kopfe zu heben. Herr Tachard bemerkte es und führte einen Schlag gegen den Arm des Generals, so daß die Waffe zu Boden fiel. Frau Bourbaki hob sie auf. Angesichts der Aufregung des Generals zog sich Herr Tachard zurück und ließ ihn mit seiner Frau und der Marschallin Canrobert allein. Sie wußten so geschickt auf ihn einzuwirken, daß, als Herr Tachard nach einer halben Stunde wiederkam, seine Ueberreiztheit sich gelegt hatte und er entschlossen war, am nächsten Tag in erster Stunde abzureisen, wenn bis dahin König Wilhelm ihm die versprochene und so sehnlich erwartete Antwort nicht geschickt hätte.

Herr Tachard benachrichtigte die Regierung davon:

„12. Oktober, 11½ Uhr morgens.

„Soeben habe ich den General Bourbaki verlassen. Er wartet heute noch auf die so sehr gewünschte Erlaubnis, nach Metz zurückzukehren. Aber heute abend ist er vollständig entschlossen, nach Tours abzureisen. Er wird morgen früh die Reise nach Lille antreten und direkt ohne Aufenthalt reisen.

Tachard."

Am nächsten Tage, den 13. Oktober, begab sich der General in der Tat nach Tours, wo ihm sogleich das Kommando der Nordarmee übertragen wurde.

Oesterreich-Ungarn und Italien in Albanien

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Wenn heute die Meldungen über eine aufständische Bewegung in Mittelalbanien, durch die selbst die Residenz des Fürsten eine Weile bedroht schien, die Oeffentlichkeit in eine gewisse Unruhe versetzen, so geschieht dies gewiß nicht deshalb, weil in diesen Unruhen eine bisher unbekannte Erscheinung zu erblicken wäre. In Albanien haben wohl zu keiner Zeit paradiesische Zustände geherrscht. Die Albanesen nahmen es mit der Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten niemals allzu ernst; sie zahlten Steuern, wenn sie mußten, stellten Soldaten, wenn sie wollten, und wenn die Regierung eine ihnen mißliebige Maß-

Digitized by Google

regel traf, zogen sie, bis an die Zähne bewaffnet, in die Hauptstadt des Wilajets oder der Kaza und blieben dort so lange, bis der ihnen unbequeme Beamte, den sie für alles verantwortlich machten, abgesetzt war oder ihre Anführer durch Geschenke oder Verleihung höherer militärischer Würden zur Ruhe gebracht waren. Dann kehrten sie friedlich in ihre Heimstätten zurück. Aber schon das jungtürkische Regime, das an die Albanesen mit ihnen unverständliche Forderungen herantrat, verursachte eine tiefergehende Bewegung, der man von Konstantinopel aus mit Waffengewalt entgegentreten zu müssen glaubte, um schließlich in unverantwortlicher Kurzsichtigkeit dieses so treue Volk seiner Waffen zu berauben und damit das Land den Einfällen seiner Nachbarn schutzlos preiszugeben.

Daß nicht sofort, nachdem Albanien seine Selbständigkeit erlangt und einen eignen Fürsten erhalten hatte, sich dort idyllische Zustände einstellen würden, konnte nicht überraschen. Die Bewohner der Balkanhalbinsel sind Naturvölker mit überwiegend demokratischer Gesinnung; es fehlt ihnen im großen und ganzen der monarchische Sinn und, von einigen wenigen europäisch gebildeten Leuten abgesehen, wohl auch das Verständnis für die Wohltaten der europäischen Zivilisation. Kein Wunder, daß sie neuen Einrichtungen, wenn nicht feindselig, so doch mißtrauisch gegenüberstehen. Mag auch die gegenwärtige Bewegung von auswärts gefördert werden, hat sie ihre Wurzeln also gewiß im heimatlichen Boden. Man sollte ihr aber keine zu große Bedeutung beilegen. Die Lust an bewaffneten Zusammenrottungen liegt den Albanesen im Blute, und es ist bisher in der Regel gelungen, unter Anwendung der bewährten Mittel des hamidischen Regimes die aufgeregten Gemüter wieder zu beruhigen. Man wird sich aber nicht wundern dürfen, wenn sich solche Widerstände gegen die neue Ordnung der Dinge wiederholen, und wenn platonische Maßregeln, wie europäische Flottendemonstrationen, dagegen wirkungslos bleiben. Der Balkan war für ausländische Fürstengeschlechter stets ein heißer Boden. Fürst Bismarck gab einmal dem Prätendenten auf einen Balkanthron den Trost mit auf den Weg, seine Regierung werde für ihn jedenfalls eine angenehme Erinnerung bleiben.

Eine weitaus größere Gefahr für den europäischen Frieden als die andauernde Unzufriedenheit der Albanesen mit den gegenwärtigen Zuständen wäre ein durch die Unsicherheit der Lage verursachter Konflikt zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien. Die Frage der staatlichen Zugehörigkeit der östlichen Gestade des Adriatischen Meeres mit all den militärischen und verkehrspolitischen Problemen, die sich daran knüpfen, bildet seit langer Zeit den Gegenstand ernster Sorge auf seiten der beiden andern Uferstaaten. Sie führte 1897 zu einer Verständigung zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien, die gelegentlich eines Besuches des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern Grafen Goluchowski in Monza zustande kam und dahin ging, daß beide Staaten solange als möglich für die Aufrechterhaltung des türkischen Besitzstandes eintreten, wenn sich dieser Zustand aber nicht mehr aufrechterhalten ließe, keiner von beiden sich in Albanien festsetzen solle, sondern daß sie dann die Selbständigkeit dieses Gebietes anstreben würden. In dieser Abmachung sah man das geeignetste Mittel, die

Digitized by Google

Aufrechterhaltung des Gleichgewichts in der Adria zu verbürgen. Sie wurde gelegentlich wiederholter Besuche, die die beiderseitigen Minister des Aeußern austauschten, immer wieder erneuert und erweitert. Die italienischen Parlamentsberichte geben darüber mehr Aufschluß als jene der österreichischen und ungarischen Vertretungskörper; denn die jeweiligen Minister des Aeußern Italiens waren nur zu oft genötigt, diese Politik des beiderseitigen Desinteressements gegen die Angriffe der Opposition zu verteidigen, die Oesterreich-Ungarn eigennützige Absichten unterschoben und ihrer Regierung vorwarfen, sie lasse es an einem genügenden Schutze der italienischen Interessen fehlen. Bildet doch das Mare nostro einen ständigen Glaubensartikel der italienischen Nationalisten, die in D'Annunzio ihren beredtesten Vorkämpfer besitzen. Daß aber für Oesterreich-Ungarn die Neutralisierung der adriatischen Ostküste geradezu eine Lebensfrage bildet, in viel höherem Maße als für Italien, wird von ihnen wohl absichtlich übersehen.

Visconti-Venosta machte der Kammer von dem getroffenen Uebereinkommen in der Sitzung vom 18. Dezember 1900 mit den Worten Mitteilung, daß die beiden Mächte ihre beiderseitigen Interessen an der türkischen Küste des Adriatischen Meeres erörtert und erkannt hätten, daß diese Interessen ihren besten Schutz in der Erhaltung des territorialen Statusquo fänden. Seither haben sich alle italienischen Minister des Aeußern fast mit denselben Worten auf diese Verständigung berufen. Erwähnenswert ist insbesondere eine Rede Tittonis vom 14. Mai 1904, in der es hieß, Oesterreich-Ungarn habe wiederholt erklärt, daß es nicht an eine Besetzung albanesischen Gebietes denke, die gegen das Spezialabkommen mit Italien wegen gegenseitiger Nichteinmischung verstoßen würde. Italien sowohl als Oesterreich-Ungarn liege nichts ferner als der Gedanke an eine Besetzung oder an eine Teilung Albaniens. Daß man in Wien eine Teilung Albaniens mit Italien perhorreszierte, ist wohl begreiflich, selbst wenn man sich der üblen Erfahrungen nicht erinnerte, die man mit dem Kondominium in Schleswig-Holstein gemacht hat.

Aber auch sonst würde ein Tete-a-Tete mit Italien in Albanien unzweifelhaft Gefahren in sich bergen. Die feste und ehrliche Absicht der beiden Regierungen, an dem getroffenen Abkommen festzuhalten, ist über jeden Zweifel erhaben. Allein in der Praxis und in Detailfragen bieten sich oft genug Anlässe zu Meinungsverschiedenheiten, deren Ausgang nicht immer vorauszusehen ist. Uebereifer auf einer Seite, Mißtrauen auf der andern können unermeßliches Unheil anrichten, und es wird fortgesetzter Aufmerksamkeit der beiden Regierungen und vielen Taktes bedürfen, um solche Zwischenfälle zu verhüten oder ihnen doch ihre Schärfe zu nehmen. Daß die Haltung der chauvinistischen Presse viel zur Aufreizung der öffentlichen Meinung beiträgt und den Regierungen ihre Arbeit erschwert, braucht nicht erst gesagt zu werden. Der gegenwärtige italienische Minister des Aeußern, Marchese di San Giuliano, dessen albanesische Briefe höchst lesenswert sind, hat erst vor wenigen Tagen der italienischen Kammer von dem Ergebnis des neuerlichen Gedankenaustausches Mitteilung

Digitized by Google

gemacht, der zwischen Wien und Rom infolge der jüngsten Vorgänge stattfand. Es ist zu hoffen, daß die vereinbarten Maßregeln von Erfolg begleitet sein mögen, denn die Gefahren, die die Lage in sich birgt, können nur unter der Voraussetzung eines vertrauensvollen Einvernehmens dieser beiden Mächte und durch eine Konsolidierung der Verhältnisse in Albanien beschworen werden.

Ruhe und Glück in der Türkei

Von

General Izzet Fuad-Pascha

Augenblicklich geht alles gut, und der allgemeinen Lage nach auch auf lange! Die jungtürkische Regierung hat Wunder vollbracht — ich gestehe es offen, trotz eines kleinen politischen Grolles, den ich gegen sie hegte. Ich weiß aber nicht, ob ihre Zukunft immer rosig sein wird. Ich hoffe es jedoch für sie und für uns alle, denn wir sind aufs engste und von ganzem Herzen mit ihren Schritten, ihren Erfolgen und Nöten verbunden!

Heute gibt es keine Oppositionspartei mehr im Lande, und sogar in der neuen, kürzlich vom Sultan eröffneten Kammer wird sich kein Ruhestörer finden. Ist dies gut oder schlecht?

Gewiß braucht ein konstitutionelles Land eine Opposition, und besonders eines, in dem der autokratische und selbst der Feudalgeist noch tiefe Wurzeln besitzen. Und gerade deshalb kann in unserm geliebten Land eine nützliche und auf praktische Arbeit gerichtete Opposition keine guten Erfolge zeitigen, denn die Mehrzahl derer, die an der Spitze dieser Opposition stünden, sind entweder ehemalige Feudale oder heimliche Autokraten, die bei der ersten Gelegenheit — wenn sie das Glück zur Macht brächte — bereit wären, sich gegen den Liberalismus zu wenden. Und wo in der Welt kann eine Opposition mit Nutzen auftreten, wenn die Abgeordneten ihrer Partei mit der Auflösung der Kammer bedroht sind, oder wenn sie Beamte sind, Gefahr laufen, abberufen zu werden? Heimgeschickt oder abberufen, wären sie der Not preisgegeben.

Obwohl begeisterter Oppositioneller, gestehe ich, daß das leidende Reich augenblicklich Ruhe braucht. Und Ruhe in der Türkei ist Ruhe für die Welt!

Ich weiß wohl, daß wir noch nicht am Ende der berühmten orientalischen Frage sind. Ich sage im Gegenteil, wir stehen erst am Anfang ... Ich weiß wohl, daß noch schwere, sehr schwere Wolken am Horizont stehen; aber ich glaube auch, daß es besser ist, sie zu erwarten und ihnen mit heilen Lungen und mit kräftigen Armen entgegenzutreten ... Wir müssen — sogar im Interesse Westeuropas — bereit sein, und hierzu brauchen wir Ruhe. Hier ist die Gelegenheit, die glückliche Stelle aus der Rede, mit der neulich der Sultan die Kammer eröffnete, zu zitieren: „Wir wünschen, daß Sie zum Wohl des Landes

Digitized by Google

von Ihrem Recht, die Regierung zu kontrollieren, ernsthaften und wohlüberlegten Gebrauch machen."

Es scheint, daß die Zukunft dieser neuen Kammer auf der Beherzigung dieser väterlichen Worte ruht.

Da wir (infolge der Ueberrumpelungen) aus dem schrecklichen Krieg sehr geschädigt hervorgingen, haben wir weder Zeit noch die Mittel, „Phantasien" und „Versuche" zu bezahlen ... Wir müssen viel tun, wir müssen rasch handeln, aber in der größten Ruhe!

Wir können nicht umhin, zu gestehen, daß das Kabinett Said-Halim[1]) damals der Welt den Maßstab für unsre politische und nationale Lebenskraft gab, als alle unsre Herzen einmütig für die Wiedernahme unsers Adrianopel schlugen! ...

Das finanzielle Uebereinkommen, das wir soeben mit Frankreich trafen, läßt uns einen großen Schritt zur Ordnung unsrer wirtschaftlichen Lage tun. Das ganze Ministerium ist zweifellos einig in dem Wunsche, auch das große Deutschland möge uns seine wertvolle Hilfe leihen, denn wir haben auch mit ihm in vielen Angelegenheiten gemeinsame Interessen.

Unser Land sowohl als unsre Regierung haben Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung und Opferwilligkeit gegeben ... Es liegt jetzt an Griechenland, hierfür auch den Beweis zu liefern. Es ist unnütz, wegen Dingen, die die Zeit allein regeln kann, die allgemeine Ruhe zu stören und aufs Spiel zu setzen. Es mußte sehen — und wenn Griechenland es noch nicht sah, so muß man es ihm sagen —, daß wir nicht die Leute sind, zurückzuweichen, wenn es gilt, für unsre Unabhängigkeit zu sterben.

Es gibt weder in Griechenland noch in Bulgarien und Serbien einen ernsthaften Offizier, der nicht davon überzeugt wäre, daß unsre Niederlagen im Jahre 1912 keine militärischen waren, sondern eine logische Folge des allgemeinen Zustandes des ganzen türkischen Reiches zu diesem Zeitpunkt!

Die ganze politische und militärische Welt wußte damals — nicht bei uns, aber bei unsern Gegnern —, daß uns in einem Kriege jede gute Leitung fehlen würde. Sie waren über unsre Angelegenheiten besser unterrichtet als wir selbst. Das war der gegebene psychologische Moment; hieraus mußte Nutzen gezogen werden. Und sie haben in großem Maße Nutzen davongetragen. Er war das äußerste aller Hoffnungen ...

Aber heute ...?

---

[1]) Nicht mit dem kürzlich verstorbenen Kutchuk-Said zu verwechseln.

Digitized by Google

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

In Wien hatten Bismarcks Auslassungen Mißtrauen, Besorgnis und Erbitterung erregt. Rechberg war nicht geneigt, die Diskussion aufzunehmen, da auf dem von Preußen vorgeschlagenen Boden ein Einverständnis nicht zu erzielen war. Er hatte sich diesfalls Baron Werther gegenüber mit aller Bestimmtheit ausgesprochen und schrieb nun an Karolyi — vorläufig bloß zu dessen persönlicher Information —, daß es für die Herstellung vertrauensvoller Beziehungen zwischen Wien und Berlin kein andres Mittel gäbe als beiderseitige Achtung des bestehenden Rechtes, und wir daher Herrn v. Bismarck auf das Feld willkürlicher Dispositionen über Deutschlands politische Verfassung nicht folgen könnten. Wir könnten dies selbst dann nicht tun, wenn seine Anwürfe nicht in so einseitigem preußischen Interesse und mit Verkennung unsrer Lebensinteressen vorgebracht wären. Der österreichische Minister wirft daher den Zweifel auf, ob es von Nutzen sein würde, sich in eine nähere Beleuchtung der mit solcher Offenheit dargelegten Anschauungen einzulassen, und ob der vorliegende Fall nicht zu jenen gehöre, wo der Fragende eine bejahende Antwort oder keine wünscht.[1])

Wie Karolyi,[2]) so drängte sich auch seinen Auftraggebern in Wien die Frage auf, welchen Zweck Herr v. Bismarck mit seinen Eröffnungen eigentlich verfolge, ob dieselben einem feststehenden Plane zur Lösung der deutschen Frage, eventuell auf die Gefahr des Krieges, oder den Komplikationen der momentanen Lage und dem Bedürfnis nach einem Ausweg entsprungen wären.

Diese Schwierigkeiten waren mittlerweile zu akuten und gefährlichen geworden. Wie oben geschildert,[3]) hatten die Wiener Konferenzen vom vorigen Juli mit der Vereinbarung des Projektes einer am Bundestag einzuführenden Delegiertenversammlung geendet. Der bezügliche Antrag sollte jetzt in Frankfurt zur Abstimmung gelangen. Preußen verwahrte sich hiergegen auf das entschiedenste, erklärte die Frage für eine solche, für welche Einstimmigkeit aller Bundesregierungen erforderlich sei, und verlangte deren Zurückstellung. Der Ausbruch des offenen Konfliktes stand in Sicht, falls zwischen Wien und Berlin eine gütliche Vereinbarung über das Schicksal des in Frankfurt eingebrachten Antrages nicht erzielt werden konnte.

---

[1]) Rechberg an Karolyi, 13. Dezember 1862.

[2]) Siehe „Deutsche Revue", Oktober 1913, S. 39 bis 49.

[3]) „Deutsche Revue", September-Heft 1913, S. 306 bis 307.

Digitized by Google

Am 4. Dezember hatte die berühmte Konversation Bismarcks mit Karolyi stattgefunden.[1]) Acht Tage später besuchte der preußische Staatsmann den österreichischen Gesandten und kam unter Hinweis auf die am Bundestage schwebende Streitfrage auf den ganzen Ernst der österreichisch-preußischen Beziehungen zurück. Er bemerkte, daß Baron Kübeck und Herr von der Pfordten vom Grafen Usedom die beschleunigte Abgabe seines Separatvotums verlangt hätten, um danach einen Majoritätsbeschluß fassen zu können, und erklärte weiter, daß er seine Gesandten in Wien und München zur Anfrage beauftragen werde, ob sich die dortigen Kabinette zu dieser Sprache bekennen, und aus der erhaltenen Antwort die Konsequenzen ziehen werde. Preußen beharre auf dem Erfordernis der Stimmeneinhelligkeit, stehe hierbei auf dem Boden des Bundesrechtes und werde, wenn dessenungeachtet mit dem Antrag vorgegangen würde, seinen Gesandten und Militärbevollmächtigten vom Bundestag zurückziehen und seine Zahlungen an die Bundeskasse sistieren. Der König habe sich für Einhaltung dieser Politik ausgesprochen, und sein jetziges Ministerium werde das Vermächtnis zwölfjähriger Schwäche und Energielosigkeit nicht weiter tragen.

Karolyi sah die Lage als eine sehr ernste an. Ihm war es vor allem darum zu tun, Wahres vom Scheinbaren zu unterscheiden und abzuwägen, wie weit in Berlin die Entschlüsse feststünden. Diesfalls war er überzeugt, daß Bismarck seine Drohungen ausführen, eine Niederlage am Bunde nicht akzeptieren, vielmehr seinen Gesandten abberufen und sich jeden Rückzug abschneiden werde. Das Reformprojekt war zu einer Prestigefrage zwischen Preußen und Oesterreich geworden. Sachlich hatte die Frage geringe Bedeutung, denn es war klar, daß ohne Preußens Beteiligung die Delegiertenversammlung nicht lebensfähig sein würde. Formell handelte es sich um eine juridische, mit Argumenten kaum austragbare Kontroverse, ob nämlich die projektierte Versammlung als gemeinnützige Institution oder organische Einrichtung aufzufassen sei und demgemäß Majoritätsbeschluß genüge oder Stimmeneinhelligkeit erforderlich wäre. Tatsächlich war aber die österreichische Regierung so weit gegangen, daß sie das einfache Fallenlassen des Antrages als Demütigung empfinden mußte, während Preußen in demselben den Kulminationspunkt der durch die identischen Noten vom Februar inaugurierten Politik sah.

Die Lage erfuhr eine weitere Verschärfung, da am 19. Dezember der Ausschußantrag auf Einführung der Delegiertenversammlung am Bundestage eingebracht und von diesem die Abstimmung auf den 22. Januar festgesetzt wurde. Die Frage, ob es im Bunde zum Bruch und infolgedessen zum Kriege zwischen den beiden deutschen Großmächten kommen würde, schien an dem Schicksal dieser Abstimmung zu hängen. Bismarck sagte diesfalls Karolyi, daß der König sich auf Abberufung seines Bundestagsgesandten beschränken wolle, er aber der Ansicht sei, daß ein bloß friedlicher Bruch zu neuer Erniedrigung Preußens führen würde, und es daher vorzöge, wenn es zum Kreuzen der Bajonette käme, wozu

[1]) „Deutsche Revue", Oktober 1913.

Digitized by Google

das Verhältnis der preußischen Besatzungen in den Bundesfestungen nach Austritt aus dem Bunde genügende Handhabe böte.

Unter diesen Auspizien begann Karolyi seinen vierten Winter in Berlin. Die Verhältnisse hatten sich so entwickelt, daß er, der nach Berlin entsendet worden war, um die Beziehungen zu Preußen möglichst enge zu knüpfen, jetzt seiner Regierung schreiben mußte, daß die Argumentationen mit dem preußischen Kabinette über eine Verständigung mit uns die unerquicklichste und trostloseste Sache der Welt wären. Die herrschende Spannung und Gereiztheit fand in der Presse beider Länder damals scharfen Ausdruck und führte zu öfteren unangenehmen Inzidenzien.

Ende November 1862 war in der „Sternzeitung" ein Communiqué erschienen, worin unter Anführung eines vor zehn Jahren geschehenen Falles dem Diplomatischen Korps eine Verwarnung erteilt wurde, die ihre Spitze gegen Karolyi zu richten schien. Einer seiner Vorgänger hatte bei seinem Abgang aus Berlin einen Schreibtisch verkauft, in dessen Schublade Papiere gefunden wurden, welche seine Verbindung mit der oppositionellen Presse erwiesen. Die preußische Regierung hatte hiervon keinen Gebrauch gemacht, weil der Gesandte von seinem Posten geschieden war. Der Artikel besagte nun, daß „damals" wie „jetzt" jede Regierung gegen einen so handelnden Gesandten vorgehen und dessen Abberufung verlangen müßte. Im Diplomatischen Korps herrschte hierüber Erregung, Beschwerden wurden bei Herrn v. Bismarck erhoben, der es aber ablehnte, etwas zu tun, weil die Regierung nur für die offizielle Zeitung, den „Staatsanzeiger", verantwortlich wäre. Karolyi gegenüber, der ihm sein Bedauern über die Aufwärmung einer alten Geschichte ausgesprochen hatte, durch welche der Anschein erweckt würde, als wäre er gemeint, gab Bismarck zu, daß der Artikel vorsichtiger hätte abgefaßt sein sollen, erklärte es als selbstverständlich, daß Karolyi nicht gemeint wäre, wies aber auf die Konventikel deutscher Diplomaten in Berlin und auf die Verbindungen einzelner derselben mit der Presse hin.

Hierauf erschien in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 26. November eine Korrespondenz, wonach laut der „Kreuzzeitung" mit dem Zurückkommen auf „Damals" doch nur ein „Jetzt" gemeint sein könne, und der Artikel überhaupt keinen Sinn habe, wenn er nicht an Karolyis Adresse gerichtet sei. Hierauf schrieb Karolyi an Bismarck, um den Hinweis auf die Vergangenheit noch einmal zu bedauern, und erhielt von ihm folgende Antwort:

„Der Artikel der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" rührt offenbar von jemand her, der mit den hiesigen Verhältnissen hinreichend bekannt ist, um zu wissen, daß gerade gegen Sie persönlich der bewußte Artikel der „Sternzeitung" am allerwenigsten gerichtet sein konnte. Die Spitze, die man ihm kürzlich gegen Sie anzudichten sucht, ist reine tendenziöse Erfindung. In ganz Berlin wird sich niemand finden, der ernstlich vermutet, daß die „Sternzeitung" einen Stein in Ihren Garten habe werfen wollen. Uebrigens ist letzteres Blatt nicht mehr und nicht weniger als Regierungsblatt anerkannt, als der „Beobachter" in Wien, dessen Artikel sich sehr viel deutlicher auf mich und unsre Regierung beziehen,

Digitized by Google

als der in der „Sternzeitung“ auf irgendein Mitglied des hiesigen Diplomatischen Korps, und demnach glaube ich nicht, daß eine Reklamation an Baron Werther diesfalls zu erwarten ist.“ [1])

Wie Bismarck über Karolyi dachte, hat er kurze Zeit nach diesem Zwischenfall mit Wärme und Entschiedenheit ausgesprochen.

Anfangs Januar 1863 reiste Graf Thun, unser damaliger Gesandter in St. Petersburg, durch Berlin, um sich auf seinen Posten zurückzubegeben. Es war bekannt, daß er von demselben zu scheiden beabsichtigte, und Gerüchte brachten auch Karolyi mit seiner Nachfolge in Verbindung. Bismarck brachte dieselben Thun gegenüber zur Sprache, hob hervor, daß Karolyi sein volles Vertrauen besitze, was er ja auch durch seine letzten vertraulichen Mitteilungen bewiesen habe, daß er seinen Worten traue, ihn mit der größten Offenheit behandle und seine Belassung in Berlin sehr wünsche.

Thun schrieb diesfalls an Rechberg: [2]) „Glauben Sie mir, falls es mit Preußen nicht zum Bruche kommt, was ich noch immer hoffe, so sorgen Sie dafür, daß Karolyi hierbleibt. Er ist geachtet, man kennt ihn schon mit seinen Eigenheiten, was hier mehr macht als anderswo, und selbst die, welche ihm Indolenz und Mangel an Interesse vorwerfen, erkennen seine Rechtlichkeit, Ehrenhaftigkeit, seine Gentlemanheit, seine Ruhe an, alles Eigenschaften, die hier unendlich wichtig sind.“

Wir möchten auf Grund langjähriger vertrauter Bekanntschaft bemerken, daß die hier Karolyi zugeschriebenen Eigenschaften, nämtlich Indolenz- und Interessemangel, rein äußerlich waren und deren Anschein eben durch die besondere Ruhe seiner Manieren erweckt wurde. In Wahrheit nahm es mit der Erfüllung seiner Pflichten und Aufgaben — im öffentlichen wie im Privatleben — niemand genauer wie er. Dies erstreckte sich selbst auf ganz unbedeutende Dinge. Es ist dem Verfasser erinnerlich, Karolyi einmal auf einem Spaziergang begegnet zu haben, wie er mit sich zu Rate ging, ob er einen bereits geschriebenen Brief in den Postkasten werfen oder vernichten solle. Der Brief enthielt einen Glückwunsch auf eine Verlobungsanzeige, und Karolyis Skrupel kamen daher, daß es ihm zweifelhaft schien, ob er seinem Freunde zu der angekündigten Heirat wirklich gratulieren solle.

Mit der Absicht der Versetzung Karolyis nach St. Petersburg war es indessen in Wien Ernst. Dieselbe war der russischen Regierung angekündigt und von ihr beifällig aufgenommen worden. Um sie zu verhindern, schrieb Bismarck Anfang März an Werther:

„Seine Majestät haben mir befohlen, Euer Exzellenz um die dringlichste Verwendung für das Verbleiben des Grafen Karolyi auf seinem hiesigen Posten zu ersuchen. Schon im Laufe des Winters waren Gerüchte hierher gelangt, daß Graf Karolyi bestimmt sei, den Grafen Thun in St. Petersburg zu ersetzen, und

[1]) Bismarck an Karolyi, 30. November 1862. Staatsarchiv Wien.

[2]) Thun an Rechberg, 7. Januar 1863.

Digitized by Google

schon bei dieser Gelegenheit sprach Seine Majestät mit lebhaftem Bedauern von einer solchen Eventualität.

Um den Beziehungen zwischen Höfen diejenige vertrauensvolle Sicherheit zu erhalten, deren sie in schwierigen Situationen im Interesse beider Teile bedürfen, ist es vor allem wünschenswert, daß die gegenseitigen Vertreter das volle Vertrauen der Regierung, bei welcher sie akkreditiert sind, besitzen und dadurch geeignet sind, die Organe eines offenen und rückhaltlosen Austausches der beiderseitigen Auffassungen und Absichten zu bilden. Dies Bedürfnis wird gegenwärtig, wie durch Euer Exzellenz in Wien, so hier durch den Grafen Karolyi in ausgedehntem Maße befriedigt. Der kaiserliche Gesandte hat sich die Achtung und das Vertrauen wie Seiner Majestät so auch der weiteren amtlichen und gesellschaftlichen Kreise in hohem Grade erworben, und seine persönlichen Eigenschaften setzen mich in den Stand, mit ihm die geschäftlichen Angelegenheiten mit einer Sicherheit und Offenheit zu besprechen, welche bei einem etwaigen Nachfolger erst das Ergebnis eines längeren persönlichen Verkehrs sein könnte."

Dieses Schreiben hatte die erwünschte Wirkung. An Stelle Thuns wurde Graf Revertera ernannt. Karolyi blieb in Berlin, worüber er selbst sehr erfreut war.

Bismarck und Thun waren in Frankfurt und St. Petersburg Kollegen gewesen, und des letzteren Aufenthalt in Berlin gab der kaiserlichen Regierung erwünschte Gelegenheit, auch durch ihn mit dem führenden preußischen Staatsmann Fühlung zu nehmen und darüber Orientierung zu erlangen, ob dieser es auf den Krieg mit uns abgesehen habe. Thun fand Karolyis Berichte und Auffassung in allem bestätigt. Gleich ihm war er der Ueberzeugung, daß die preußische Regierung in der Frankfurter Streitfrage nicht nachgeben werde, gleich ihm hielt er diese nicht für wichtig genug, um es ihrethalben auf den Bruch ankommen zu lassen, war überdies in der Lage zu melden, daß ihm Bismarck sein Wort gegeben habe, daß er es nicht auf den Bruch abgesehen habe und wir nicht zu befürchten hätten, daß, wenn wir jetzt nachgäben, er später einen andern Konfliktsfall vom Zaune brechen werde.

Bismarck hatte Thun zwei Auswege aus dem schwebenden Dilemma vorgeschlagen. Entweder möge der Ausschußantrag mit der Motivierung zurückgezogen werden, daß die Frage wegen Widerspruchs einer Minorität noch nicht spruchreif wäre, oder man lasse den Vortrag erstatten, und der Präsidialgesandte erkläre sodann, daß Stimmeneinhelligkeit erforderlich, Preußens Widerstand nicht zu besiegen wäre, und der Antrag daher abgelehnt erscheine. Thun regte seinerseits den Gedanken einer persönlichen Zusammenkunft Rechbergs und Bismarcks an.

Ueber diese beiden Fragen, nämlich den vorgeschlagenen Ausweg und die angeregte Zusammenkunft, drehten sich die Verhandlungen zwischen Wien und Berlin während der nächsten Wochen. Sie drehten sich aber im Kreise. Die kaiserliche Regierung fand es für unmöglich, das in Angriff genommene Reformwerk ohne ein gültiges Motiv zu sistieren. Als solches wäre ihr eine Zusicherung des preußischen Kabinetts erschienen, daß es sich an neuen Verhandlungen über eine

Digitized by Google

Bundesreform auf Grundlage Aufrechterhaltung bestehender Rechte Oesterreichs, Gleichberechtigung aller Bundesmitglieder und Einführung eines Repräsentativsystems beteiligen wolle. Würde Bismarck eine solche Zusicherung erteilen, so würde Rechberg sofort zur vorgeschlagenen Begegnung nach Leipzig oder Breslau kommen. Bismarck anderseits erklärte sich zur Begegnung gleichfalls bereit, das Auffinden eines Ausweges aus der schwebenden Streitfrage aber als sine qua non für alles weitere. Hinsichtlich der von Rechberg gewünschten Versicherung fand es Bismarck unmöglich, sich sofort in eingehende Erörterungen einzulassen. Im Prinzip lehnte er eine gemeinschaftliche Beratung über Bundesreform nicht ab, verlangte aber nähere Aufklärungen über deren Ausgangspunkt und Tragweite, und erklärte, daß die geforderte Gleichberechtigung der deutschen Fürsten den realen Machtverhältnissen nicht entspreche. Für Preußen handle es sich um die Alternative, entweder Aufrechterhaltung der bestehenden Bundesverträge und dann keine Reform oder Reform und dann auf Grund der wirklichen Verhältnisse, also zugunsten Preußens.

Bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Ausgangs- und Endpunkte war eine Einigung nicht möglich. Daß die durch die Verträge von 1815 geschaffenen Bundeseinrichtungen den heutigen Verhältnissen nicht mehr entsprächen, wurde auch in der Thronrede, womit am 14. Januar der preußische Landtag eröffnet wurde, ausgesprochen, zugleich aber die Pflicht gewissenhafter Beobachtung derselben und der Entschluß, volle Gegenseitigkeit hierin zu fordern, betont. Ganz derselbe Standpunkt wurde in Wien eingenommen. Wo sofort die klaffende Differenz zutage trat, war bei der Frage, wie jene Verträge und die auf ihnen beruhenden Einrichtungen zu reformieren wären. Oesterreich hatte das Reformwerk in Angriff genommen, und Preußen war entschlossen, die Verwirklichung dieses Projektes nicht zuzulassen. In seiner Bekämpfung desselben bediente sich Bismarck einmal schärfer, dann wieder versöhnlicher Sprache, stellte sich einmal auf den Boden konservativer Grundsätze und des Statusquo, bald wieder auf den eines Nationalparlamentes, drohte mitunter mit dem offenen Bruche und schlug dann wieder unter Zurückstellung der deutschen Fragen eine Verständigung Oesterreichs und Preußens als europäischer Mächte vor. Kurz vor der Frankfurter Abstimmung schilderte Karolyi alle die wechselnden Phasen, die seine Verhandlungen mit Bismarck durchlaufen hatten, und zog aus denselben die folgenden Konklusionen:

1. Bismarck ist gegen die angeregte Bundesreform, er will jetzt den Sieg in Frankfurt, dann vorläufig den Statusquo.

2. Bismarck wird die Hand zu gemeinschaftlicher Beratung einer Bundesreform mit uns nicht bieten.

3. Majorität am Bunde gegen den Delegiertenantrag wäre Bismarck das erwünschteste Mittel zur Beseitigung der momentanen Differenzen.

4. Findet sich diese Majorität, so wird Bismarck den Weg zur Reform mit uns um so weniger beschreiten wollen.

5. Sollte Preußen dennoch durch kommende Ereignisse zur Reform sich ver-

Digitized by Google

anlaßt sehen, so wird es das Hauptgewicht auf Einführung direkten repräsentativen Elementes legen.

6. Bismarcks Wunsch nach guten direkten Beziehungen zu uns auf dem europäischen Felde müßte erst auf die Probe gestellt werden.

Bekanntlich ist in Frankfurt die Entscheidung im Sinne der Wünsche Bismarcks ausgefallen.[1]) Am 22. Januar wurde der Ausschußantrag mit 9 gegen 7 Stimmen abgelehnt. Damit war die momentane Krise beseitigt und auch der eigentliche Anlaß zur Begegnung zwischen Bismarck und Rechberg zu Boden gefallen. Dem ersteren war dieselbe als Mittel zur Auffindung eines Ausweges erschienen, der letztere stets nur mit halbem Herzen bei dem Projekt gewesen.

Inzwischen war der Aufstand in Russisch-Polen ausgebrochen und hierdurch ein neues Element der Verwirrung und Beunruhigung in die europäische Lage getragen worden. An und für sich wäre die polnische Erhebung keine europäische Frage gewesen. Was sie hierzu machte, war die von Preußen mit Rußland abgeschlossene Militärkonvention und die von Frankreich diesfalls eingenommene Haltung.

Die Geschichte der Mission des Generals v. Alvensleben nach St. Petersburg und der von ihm dort geschlossenen Konvention ist bekannt.[2]) Fürst Bismarck hat in seinen Memoiren die Motive dargelegt, welche ihn bei diesem Schritte leiteten.[3]) Karolyi gegenüber hat er aus denselben schon damals kein Geheimnis gemacht, ihm vielmehr die Alvensleben erteilten Instruktionen vorgelesen. In den zahlreichen Konversationen, welche er um jene Zeit mit dem österreichischen Gesandten führte, kam Bismarck immer wieder mit Entschiedenheit darauf zurück, daß Polen für Preußen eine Lebensfrage bilde, dieses die Wiederherstellung des Königreichs nie zugeben, wenn Rußland mit dem Aufstand nicht bald fertig werden sollte, seine militärische Kooperation anbieten, und falls die neurussische Partei mit ihren auf die Räumung Polens gerichteten Tendenzen siegen sollte, selbst dahin einrücken würde.

Für den Abschluß einer Konvention hatte bekanntlich Alvensleben weder Auftrag noch Vollmacht erhalten. Zweck seiner Sendung war, den Zaren in seinem Widerstande gegen die dem polnischen Elemente günstige Partei zu stärken und zu diesem Behufe, wie es in den Instruktionen hieß, nach Belieben mit dem preußischen Säbel zu rasseln. Der Konventionsentwurf war dann von Gortschakow ausgearbeitet und von Alvensleben im Geiste dieser Instruktionen sofort unterzeichnet worden.

In Frankreich erregte der Abschluß der preußisch-russischen Konvention einen Sturm der Entrüstung. Die Sympathien für Polen beruhten dort auf alten Traditionen, solange aber der Rußland gegenüber engagierte Kaiser sich reserviert

---

[1]) Siehe diesfalls Sybel, II, S. 467.

[2]) Siehe Sybel, II, S. 469 bis 540.

[3]) „Gedanken und Erinnerungen", I, S. 306 bis 315.

Digitized by Google

verhielt, kümmerten Publikum und Presse sich wenig um den Aufstand. Jetzt aber wurden unter dem Vorwand des Wiederauflebens der heiligen Allianz die Schleusen losgelassen, und die Presse wetterte gegen Preußen wie 1859 gegen uns.

Diese von oben genährte Stimmung der französischen Nation, der Wunsch, für Polen etwas zu tun, und der dahinter liegende Gedanke, die eingetretene Situation zu der gewünschten Umgestaltung Europas benützen zu können, führten Kaiser Napoleon zum Versuche intimster Annäherung, womöglich Abschlusses einer Allianz mit Oesterreich. Der persönliche Verkehr des Fürsten Metternich mit dem französischen Kaiserpaare wurde in jenen Tagen ein besonders vertrauter, die weitgehendsten Pläne wurden erörtert, aber wenn man auch in Wien den Wunsch nach intimer Verständigung mit Frankreich teilte, so stellte sich doch sofort heraus, daß für dieselbe jeder reale Boden fehlte. Das Bild, welches dem französischen Herrscher von der neu zu gestaltenden Karte Europas vorschwebte und welches Metternich im intimen Verkehr mitgeteilt wurde, war ungefähr folgendes: Rußland sollte Polen freigeben, dafür Kompensationen in der asiatischen Türkei erhalten, in Wahrheit also nach dem Oriente zurückgedrängt werden. Preußen sollte Posen an das neue Königreich Polen, Schlesien an Oesterreich, das linke Rheinufer an Frankreich abtreten, dafür Sachsen, Hannover und alle Kleinstaaten nördlich vom Main erhalten, Oesterreich hätte Venedig an Italien, Lemberg und Krakau an Polen abzutreten und bekäme dafür einen langen Grenzstreifen längs des Adriatischen Meeres, Schlesien und so viel Kompensationen in Süddeutschland, als es nehmen wolle und könne. Italien erhielte Venedig, restituiere dagegen Neapel an den König Franz. Frankreich allein hätte nichts abzugeben, sondern nur das linke Rheinufer zu gewinnen.

Es war klar, daß auf dieser Grundlage eine Allianz mit uns nicht zu erzielen war. Wir sollten damit beginnen, zwei Provinzen aufzugeben und als Ersatz auf vage Eventualitäten in der europäischen Türkei verwiesen werden, denn die deutschen Kompensationen erschienen doch als nicht ernst zu nehmende Illusionen. Rechberg schrieb auch an Metternich, daß wir diese Pläne zwar nicht als Scherz, sondern als offenbare napoleonische Tendenzen ansähen, durch solche Lockungen aber nicht zu verführen wären.

Den Standpunkt der kaiserlichen Regierung zur akuten polnischen Frage hatte Rechberg bereits am 11. Februar in einem nach Paris und London gerichteten, Karolyi mitgeteilten Erlasse dahin präzisiert, daß wir die preußisch-russische Konvention nicht zu kritisieren wünschen, unsre eignen Schritte aber nach den Erfordernissen der eignen Lage bemessen, und keine unnötigen, durch die Zustände in Galizien nicht motivierten diplomatischen oder militärischen Maßregeln ergreifen wollen. Der polnische Aufstand finde bei uns keine Konnivenz, wir gingen aber nicht weiter, als die eigne Lage erfordere.

Zehn Tage später erfolgte in Wien und London der französische Vorschlag zur Ueberreichung identischer Noten in Berlin, um gegen die preußisch-russische Konvention vorstellig zu werden. Bekanntlich hat die kaiserliche Regierung den-

Digitized by Google

selben abgelehnt.[1]) Ihr Standpunkt zur Frage und zu dem französischen Wunsche nach offener Bekundung des gegenseitigen Einverständnisses wurde von Rechberg am 27. Februar in einer Reihe von Erlassen an Metternich niedergelegt.

Gleich Frankreich fänden auch wir die Konvention für inopportun und daher für bedauerlich, aber vom Standpunkt allgemeiner Prinzipien und unsrer speziellen Interessen könnten wir uns einer dagegen erhobenen Einsprache nicht anschließen. Oesterreich habe das Recht der Intervention, wenn im Einvernehmen mit betreffender Regierung ausgeübt, stets verteidigt, können unsrer bisherigen Haltung nicht mit einem Male widersprechen. Preußens Anwürfe, uns seinem Schritte anzuschließen, haben wir abgelehnt, fänden es aber nicht konvenabel, einen Tadel desselben auszusprechen. Ueberdies legten uns unsre speziellen Interessen eine abwartende Haltung auf, da wir diesfalls anders situiert wären als Frankreich und England, und nicht verkennen dürfen, daß die Bewegung auch auf Galizien hinübergreifen könne.

Herr Drouyn de Lhuys hatte in seinen Mitteilungen drei Eventualitäten als möglichen Ausgang des polnischen Aufstandes aufgestellt, hinsichtlich derer gemeinsames Einvernehmen zu erzielen wäre, nämlich 1. die Beendigung der Wirren, bevor eine diplomatische Aktion begonnen wäre, 2. die durch deren längere Dauer den Westmächten gebotene Gelegenheit, von Rußland die Herstellung der Autonomie Polens im Sinne der Verträge von 1815 zu verlangen, und 3. die Wiederherstellung des polnischen Königreiches. Zur ersten bemerkte Rechberg, daß dann überhaupt nichts zu tun wäre und unsre bisherige Haltung allem entsprochen habe, was Frankreich wünschen könne, zur zweiten, daß die angeregte Berufung auf die Verträge von 1814 und 1815 für uns wegen Krakau ein heikler Punkt wäre, und zur dritten, daß dieselbe vorläufig als bloße politische Tripotage erscheine, auf die wir uns nicht einlassen wollten.

Die Auffassung der kaiserlichen Regierung zur Frage einer möglichen Wiederherstellung Polens findet sich in einem interessanten, im Nachlasse des Grafen Rechberg vorgefundenen Memorandum erörtert, gehört aber nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Ungleich dem preußischen Kabinette betrachtete das österreichische diese Wiederherstellung nicht als eine Lebensfrage für die Monarchie, sondern als eine Eventualität, mit der es sich unter Umständen abfinden konnte. Diese Umstände waren aber nicht eingetreten, auch nicht von uns herbeizuführen, und vorläufig erschienen die französischen Anwürfe als eine Einladung zu einer Jagd auf Abenteuer, der Folge zu leisten man in Wien nicht gesonnen war. Rechberg schrieb diesfalls auch an Metternich, daß die polnische Frage uns Sorge einflößen würde, wenn wir nicht glaubten, daß englische Vorsicht französisches Ungestüm mäßigen werde.

Merkwürdigerweise herrschte eben damals in Berlin der Eindruck vor, daß in der polnischen Frage England das treibende, Frankreich das mäßigende Element sei. Die englische Regierung hatte zwar den französischen Vorschlag identischer

[1]) Vgl. Sybel, I, S. 512 bis 514.

Digitized by Google

Noten gleich uns abgelehnt, aber an ihren Botschafter in Berlin eine die Militärkonvention tadelnde Depesche gerichtet, welche Sir Andrew Buchanan Bismarck auftraggemäß vorlas und hierdurch dessen Entrüstung erregte. Talleyrand aber hatte sich begnügt, Bismarck den Entwurf der fallengelassenen identischen Noten vorzulesen.

Am 25. Februar, also knapp vor unsrer Ablehnung, hatte Napoleon III. eine neue Unterredung mit Metternich, wobei er den Botschafter durch das Ungestüm seiner Offenheit überraschte. Metternich berichtete nach Wien, daß des Kaisers Sprache an seine großen Tage vor dem Krim und italienischen Kriege erinnert und seinen maßlosen Ehrgeiz wie seine Energie offengelegt habe, und schrieb dann weiter:

„Der Kaiser lobte unsre Politik seit drei Jahren. Wir würden die Früchte derselben ernten, und er wünsche nichts mehr als uns die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, daß nämlich Umstände und Wahrung gegenseitiger Interessen die besten Allianzen machen. Der Tag wäre gekommen, wo wir alles, was wir verloren, und mehr zurückgewinnen würden. Die weiter zu bringenden Opfer würden reich kompensiert werden, und er sei bereit, sich unserm Kaiser Leib und Seele zu verpflichten.

Napoleon erging sich sodann in Details, sprach im dynastischen und antirevolutionären Sinne, bemerkte, wie er begreife, daß ein Tete-a-tete mit ihm uns anfänglich in Verlegenheit setzen könne, und wie er unsre aus der Vergangenheit geschöpften Bedenken gegen ihn anerkenne. Darum wolle er eine Verstandesheirat mit England, ein enges Liebesverhältnis mit uns.

Metternich erwiderte, daß, was dem Kaiser Napoleon, der nichts verlieren sollte, sehr einfach schiene, es für uns nicht so wäre. Wir sollen unsre Liaison mit ihm mit chirurgischen Amputationen beginnen. Der uns eröffnete splendide Horizont gliche einem Phantomgebilde. Wir könnten nicht verstehen, warum wir den Ereignissen vorgreifen und uns im voraus amputieren lassen sollen, statt uns ohne Tragödien zu verständigen.

Der Kaiser gestand, daß die Lage beider Länder verschieden wäre, Frankreich nur zu gewinnen, wir Opfer zu bringen hätten. „Aber wäre es nicht besser, ohne Hypokrisie zu sprechen. Die Vorteile für mich wären ungeheuer, wenn es mir gelänge, die polnische und italienische Frage zu regeln. Ich habe es mit Rußland und England versucht, es ist mir nicht gelungen. Ich sage es offen, daß ich der Macht gehören werde, die mir hierzu verhilft, und es wäre mir am liebsten, mich mit Oesterreich zu verständigen, weil unsre Interessen identisch sind."

Vom Rheine sprach der Kaiser kein Wort. Metternich begnügte sich, ihm zur Vorsicht und Achtung vor den Prinzipien zu raten und zu bemerken, daß, wenn Umstände allein Allianzen herbeiführen können, man sie eben abwarten müsse.

Wenige Tage nach dieser Unterredung trafen Rechbergs Erlässe mit unsrer Ablehnung der Berliner Demarche in Paris ein. Die dadurch geschaffene Situation

Digitized by Google

war die, daß Oesterreich freie Hand behielt, sich aber zusammen mit Frankreich im Kreise drehte. Die Formel für eine Allianz war nicht gefunden, ließ sich bei der Verschiedenheit der Ausgangspunkte nicht finden. Napoleon begann mit dem Verlangen der Aufgabe Galiziens und Venedigs, versprach für ersteres Kompensationen im Oriente, für letzteres seine Förderung unsrer Präponderanz in Deutschland. Die kaiserliche Regierung erwiderte, daß sie kein brennendes Verlangen nach der Rekonstituierung Polens und Italiens trage, keine Vergrößerung im Oriente oder in Deutschland wünsche, überhaupt nicht einsehe, warum sie mit Opfern ohne Sicherheit für Folgen beginnen solle, anstatt sich über Kompensationen für den Fall des Eintrittes von Notwendigkeiten zu verständigen.

Dies waren die Umstände, unter denen Anfang März die Berufung Metternichs nach Wien erfolgte, welche damals in der politischen Welt viel Staub aufwirbelte.[1]) Der Zweck dieser Berufung war ein rein informatorischer, und ihr Resultat ein negatives. Alles, was aus derselben hervorging, war ein Briefwechsel zwischen den beiden Souveränen von Oesterreich und Frankreich und ihren Ministern des Aeußern.

Kaiser Franz Josefs Brief enthielt die Versicherung seiner Dankbarkeit für die Offenheit, mit der Kaiser Napoleon zu Metternich gesprochen, wie den der Hoffnung, daß der französische Kaiser die Schwierigkeiten unsrer Lage würdigen und uns weiter das loyale Vertrauen schenken werde, das zu erwidern er zur Wahrung der gegenseitigen Interessen stets bereit sein werde.

Kaiser Napoleons Antwort war viel länger. Sie begann mit dem Ausdruck seiner Befriedigung über die Würdigung der Offenheit, mit der er zu Metternich über heikliche, den aktuellen Umständen noch ferne Probleme gesprochen, und führte dann weiter aus, wie er es seit seiner Thronbesteigung sich stets zur Aufgabe gemacht habe, sobald ein gemeinsames Interesse ihn zu einem Einverständnisse mit einer der Großmächte geführt hätte, mit derselben eine allgemeine Entente herzustellen, daß er dies jetzt mit uns anläßlich der Eventualität der Wiederherstellung Polens für möglich gehalten und darum zu erfahren gewunschen habe, ob es den Absichten Kaiser Franz Josefs entspreche, nicht nur über die Tagesfrage eine Verständigung zu erzielen, sondern zum Abschluß einer wirklichen Allianz zu gelangen. Ueber die Bedingungen einer solchen Allianz ließ sich Kaiser Napoleon nicht aus, sondern hob nur die Vorteile hervor, welche sie für beide Teile haben würde, falls sie auf bestimmten, die Ziele beider Teile präzisierenden Grundlagen geschlossen werden sollte.

Rechbergs Schreiben an Drouyn de Lhuys hob die Schwierigkeiten unsrer Lage sowie die Nuancen hervor, die uns noch von Frankreich trennen, betonte unsern Wunsch, in allen großen Fragen mit Frankreich zusammenzugehen, aber auch die Erwägungen, die uns verhindern, uns in Abenteuer zu stürzen. Der französische Minister erwiderte, daß die Kühnheit der Voraussicht nicht die Vor-

[1]) Vgl. Sybel, II, S. 523.

Digitized by Google

sicht im Vorgehen ausschlösse, und die Ausführung von Entwürfen den Umständen angepaßt werden müßte.

Nach Paris zurückgekehrt, berichtete Metternich nach Wien:

Das negative Resultat meiner Reise, vom Kaiser Napoleon vorhergesehen, hat in ihm Velleitäten eines Revierements seiner Politik erweckt. Ich habe die Wandlungen in seinem Geiste beobachtet, die schließlich zum Resultate führten, eine Pause eintreten zu lassen, uns zu beobachten und den Ereignissen ihren Lauf zu lassen.

Drouyn de Lhuys verbarg schlecht seinen Depit über den springenden Punkt unsrer Entschließung, uns heute nicht in Vorwärtsgehen einzulassen. Er hatte zwar ein Eingehen auf die abenteuerlichen Pläne seines Souveräns nicht erwartet, jedoch einen Schritt von uns erhofft, der als Fahne für unsre Entente erscheinen würde."

Der Kaiser meinte, unsre Antwort bringe die Entente nicht vorwärts, schade aber auch nicht. „Er hat mir den Wunsch ausgedrückt, daß wir den Anschein haben sollten, uns verständigt zu haben. Er wolle nicht, daß es den Anschein habe, er habe einen échec erlitten, da das Publikum an Vorschläge von seiner Seite glaube. Er hoffe, wir würden nichts dem Anscheine einer Entente Gegenteiliges tun und ihm nicht alle Hoffnung benehmen, dieselbe später hergestellt zu sehen. Seinerseits verzichte er für die Form auf jede an seine Allianzträume erinnernde Demarche."

Wir sind bei dieser Phase der damaligen europäischen Politik länger verweilt, weil unsers Wissens dieselbe nach österreichischen Quellen bis jetzt nicht dargestellt worden ist und die in deutschen Geschichtswerken enthaltenen Erzählungen[1]) notwendigerweise lückenhaft waren. Uebrigens ist sie auf unser Verhältnis zu Preußen zu jener Zeit nicht ohne Rückwirkung geblieben.

Diese Rückwirkung war vorerst eine günstige. Rechberg hatte Werther über unsern bezüglich der polnischen Frage eingenommenen Standpunkt[2]) Erklärungen gegeben, und Bismarck hatte sich über dieselben sehr befriedigt ausgesprochen, zu Karolyi auch bemerkt, daß König Wilhelm gleiche Befriedigung empfinde. Sichtlich trat auch in allen Konversationen Bismarcks mit Karolyi während der nächsten Monate das Bestreben hervor, die Beziehungen zu Oesterreich zu verbessern und das in Wien herrschende Mißtrauen zu besänftigen. Zu wiederholten Malen sprach der preußische Minister dem österreichischen Gesandten sein Bedauern darüber aus, daß dieses zwischen den beiden Kabinetten seit längerem herrschende Mißtrauen einen offenen und rückhaltlosen Gedankenaustausch unmöglich mache.

Dieses Mißtrauen bestand in Wien und erhielt durch Zwischenfälle fortwährend neue Nahrung. Ende Februar wurde mit einem Male Bismarcks Zirkulardepesche vom 23. Januar über seine Unterredung mit Karolyi in der

---

[1]) Siehe speziell Sybel, II, S. 523.

[2]) Siehe oben S. 39.

Digitized by Google

„Frankfurter Zeitung" veröffentlicht, was in Wien unangenehm berührte. Dann kam die Unterredung Bismarcks mit Herrn Behrend, Vizepräsidenten der preußischen Kammer, bezüglich des absoluten Widerstandes, den Preußen der Errichtung eines selbständigen Polens entgegensetzen müsse und werde. Werther hatte hierüber Rechberg eine Depesche Bismarcks vorgelesen, wonach letzterer Privatgespräche mit einzelnen Abgeordneten für ein notwendiges Mittel halte, um die polnische Frage in parlamentarischen Kreisen einer unbefangenen Würdigung zuzuführen. Karolyi, dem Bismarck aus diesem Anlasse eine Zirkulardepesche an die preußischen Missionen vorgelesen hatte, bemerkte hierzu, daß Bismarck durch Mitteilung eines Programmes für den Fall eines russischen Aufgebens Polens die Eroberung des Königreiches wohl noch nicht als positives Ziel seiner Politik hingestellt habe, aber doch weiter gegangen sei, als bloß einen Abgeordneten von der Gefährlichkeit der Lage zu überzeugen. Schließlich erhielt Rechberg eben um die Zeit, da Bismarck über den Mangel an gegenseitigem Vertrauen klagte, die Mitteilung, daß der französischen Regierung drei Schriftstücke, nämlich eine Depesche, ein Schreiben Bismarcks und eines von einem Beamten des Ministeriums des Auswärtigen in Berlin in die Hände gespielt worden waren, worin erzählt wurde, daß Karolyi im Auftrage seiner Regierung in Berlin den Vorschlag auf Erneuerung der alten Allianz Oesterreichs, Rußlands und Preußens gemacht habe gegen die alleinige Bedingung des Fallenlassens des preußisch-französischen Handelsvertrages. Von wem diese Mitteilung in Paris gemacht wurde, und ob ihr eine berechnete Absicht, gegen uns Argwohn einzuflößen zugrunde lag, wußten wir nicht, schien auch Karolyi zweifelhaft, aber unter den Umständen war der Fall geeignet, die vorhandene Stimmung zu stärken.

In Berlin blickte man damals nicht ohne Besorgnis auf die Lage. Ungeachtet der Militärkonvention konnte Bismarck die Sorge nicht los werden, daß Rußland schließlich sich doch mit Frankreich abfinden und Polen weitgehende und die preußischen Interessen berührende Konzessionen machen werde. Häufig wiederholte er Karolyi diese Befürchtung, und noch am 2. Mai, als von Rhedern bestimmt lautende gegenteilige Meldungen aus St. Petersburg eingelaufen waren, sprach er sich in diesem Sinne aus. In einem solchen Falle lag für Preußen die Möglichkeit vor, sich gleichzeitig mit Rußland und Frankreich im Konflikt zu befinden, und zwar, wie die Dinge damals standen, ohne jede Rückendeckung von irgendeiner Seite.

Im April erfolgte bekanntlich der Schritt Oesterreichs und der Westmächte in St. Petersburg zugunsten Polens. Auch dieser brachte in unsre Beziehungen zu Preußen kein störendes Element. Die russische Antwort erschien, wenn auch in der Sache abweisend, so doch friedfertig und schloß in Bismarcks Augen die Möglichkeit einer schließlichen direkten Verständigung zwischen Rußland und Frankreich nicht aus. In einer Unterredung, die er diesfalls mit Karolyi Mitte Mai hatte, kam er neuerdings auf die Wichtigkeit eines Einverständnisses mit uns für den Fall russischer Räumung Polens zurück und proponierte hierüber einen Gedankenaustausch. Karolyi schien es klar, daß er hierbei ein Einver-

Digitized by Google

ständnis zur Verhinderung der Wiederherstellung Polens, eventuell also dessen gemeinsame Besetzung im Auge hatte. Interessant ist, daß er sich bei Besprechung dieses Anwurfes derselben Argumente bediente, die wir, da es sich um die von uns gewünschte Allianz mit Preußen handelte, durch zwei Jahre nutzlos angewendet hatten. Er sagte nämlich Karolyi, daß Preußen nicht so isoliert und in seiner europäischen Stellung gedrückt wäre, daß es sich die Allianz mit uns erkaufen müßte. Er biete Bajonette für Bajonette, die Garantie Galiziens für die Posens. Geradeso hatte Rechberg gesprochen, als es sich um die preußische Garantie für Venetien handelte.[1]) Aber eben dieser Argumentation war Bismarck in seiner berühmten Unterredung mit Karolyi entgegengetreten.[2])

Um Karolyi einen weiteren Beweis seines Wunsches nach Wiederherstellung vertrauensvoller Beziehungen mit dem kaiserlichen Kabinette zu geben, teilte ihm Bismarck unter Berufung auf spezielle Erlaubnis des Königs Wilhelm zwei eigenhändige Briefe desselben an den König von Württemberg und an den König der Belgier mit, welche den offensten Ausdruck seiner Ansichten in bezug auf die preußische Politik gegenüber der polnischen Frage enthielten.

König Leopold I. war damals voll Besorgnis über Frankreichs kriegerische Absichten wegen Polens. König Wilhelm erklärte ihm diesfalls, daß Preußen in einem eventuellen Kriege zwischen Rußland und Frankreich vorerst neutral bleiben werde, falls nicht ein Angriff auf preußische Grenzen erfolge. Rußland habe bisher auch keine Andeutung fallen lassen, daß es eine Allianz mit Preußen wünsche, die angefeindete Konvention habe nur den Zweck gehabt, Rußland zu zeigen, daß es 1. in Berlin bessere Freunde habe als in Paris, und 2. der Revolution kein Asyl in Preußen aufzuschließen.

Dann ging der König zur Erörterung der Eventualität eines selbständigen Polens über und bemerkte, daß dieses immer ein Alliierter Frankreichs im Rücken Preußens und Oesterreichs sein würde. Die russische Antwort auf die Notenintervention habe in Frankreich vorerst einen zufriedenstellenden Eindruck gemacht und die Kriegsgefahr hinausgeschoben, aber nicht aufgehoben. Frankreich Mexikos wegen für nicht kriegsbereit zu halten, wäre ein Irrtum.

Schließlich kam der König auf Oesterreich zu sprechen und führte aus, daß, sowenig Preußen auch sich der Gunst Oesterreichs zu erfreuen habe, doch der jetzige Moment nicht dazu angetan wäre, um solche Widerwärtigkeiten in den Vordergrund treten zu lassen. Fragen, welche die beiden Mächte und Deutschland uneinig machten, sollten schweigen, wenn es sich darum handelt, gemeinschaftlichen Gefahren gemeinschaftlich zu widerstehen. Der Haltung Oesterreichs bezüglich der preußisch-russischen Konvention zollte der König Anerkennung, bemerkte aber, daß das Wiener Kabinett seine Ansicht wegen Zurückstellung andrer Fragen nicht voll teile, denn es wolle die Gelegenheit wahrnehmen, die Handelspolitik in den Vordergrund zu ziehen, daher er auch König Leopold bat, in

[1]) Vgl. „Deutsche Revue", Mai 1913, S. 166, Juni S. 283, Juli S. 37.
[2]) Siehe „Deutsche Revue", Oktober 1913, S. 38.

Digitized by Google

Wien seinen Einfluß wegen Zurückstellung dieser Divergenzpunkte geltend zu machen.

Abschriften dieser Briefe sandte Bismarck gleichzeitig an Werther, betonte seinen Wunsch nach Wiederherstellung vertrauensvollen Verkehrs, erwähnte hierbei der von Rechberg im März beklagten Indiskretionen (Mitteilung von Briefen an die französische Regierung), wofür er absolut nichts könne, und schrieb dann wörtlich:

„Euer Exzellenz werden ermessen können, wie lebhaft mein Wunsch nach einer Besserung unsrer Beziehungen ist, wenn ich mich durch die gemachten Erfahrungen von der Erneuerung meines Versuches nicht abschrecken lasse. Ich werde hierbei von meinem Vertrauen in den Charakter des Grafen Rechberg geleitet."

Bismarck wies weiter auf die Solidarität aller revolutionären Elemente und das gebotene Aneinanderschließen der konservativen hin, und forderte Werther auf, den in Wien vielleicht herrschenden Glauben zu bekämpfen, daß Preußen durch die momentane Lage mehr bedroht wäre als Oesterreich und daher für Sicherheit des Zusammenhaltens andre Zugeständnisse machen müsse. Volle Gegenseitigkeit, nichts weiter. Innere und handelspolitische Fragen wären vorerst zurückzustellen, da sie doch nur sekundäre Bedeutung hätten.

Also auch hier argumentierte der preußische Staatsmann geradeso, wie es Rechberg vor drei Jahren getan hatte.

In Wien fanden die neuen Anwürfe Bismarcks eine kühle Aufnahme. Zu weit war man seit der Dezembernote Bernstorffs auseinandergekommen, als daß sich jetzt auf der Grundlage der Aufrechthaltung des beiderseitigen polnischen Besitzes unter Zurückstellung aller deutschen Fragen eine wahre Einigung hätte erzielen lassen. Auch war in Wien die Besorgnis lebendig, daß jede unsrer Aeußerungen benützt werden könnte, um uns in Paris und London zu schaden. Rechberg schrieb auch diesfalls an Karolyi, daß unser tiefes Mißtrauen nicht durch Worte, sondern nur durch tatsächliche Beweise einer gänzlichen Lossagung von der bisherigen preußischen Politik geheilt werden könne.[1])

Hierzu kam der eben damals akut gewordene Zwiespalt in der Frage der Handelsverträge.

---

[1]) Rechberg an Karolyi, 16. Mai 1863.

Digitized by Google

Verdauung und Psyche

Von

Professor Dr. Otto Cohnheim (Heidelberg)

Recht viele Menschen wissen aus eignem Erleben, daß Schmerz und Kummer ihnen den Appetit benehmen und den normalen Ablauf ihrer Verdauung verlangsamen und stören. Und es ist anderseits eine alte Lebensregel, daß man einem Menschen, von dem man etwas will, nach Tisch nahen soll, am besten nach einem guten Diner. So lehrt die tägliche Erfahrung, daß Stimmung und Verdauungsorgane in einer engen Wechselbeziehung stehen, aber die Physiologie, die sich die exakte Erforschung der Tätigkeit der Organe zum Ziel setzt, ist nur zögernd herangegangen, diesem unleugbaren Zusammenhang nachzuspüren. Erst die Forschungen der letzten Jahre haben uns die Möglichkeit gebracht, ihn genauer festzustellen und zu umgrenzen. Zuerst war es der große russische Physiologe Pawlow, der die Einwirkung des Gehirns auf die Absonderung des Magensaftes entdeckte. Ihm folgte der Amerikaner Cannon, der am Röntgenschirme sichtbar machte, wie Unlustgefühle die Bewegungen des Magens und Darmes hemmen und stillstellen. Mehr und weiteres ist seitdem hinzugekommen. Und wer sich, wie ich, seit Jahren mit der Physiologie und experimentellen Pathologie der Verdauung befaßt und dabei besonders den Beziehungen der Organe zueinander nachgeht, der stößt auf Schritt und Tritt auf Verknüpfungen der Verdauungsorgane mit dem Zentralnervensystem, dem Sitze der Empfindung und geistigen Vorgänge.

Die verschluckte Nahrung kommt zunächst in den Magen, in dem sie als in einem Vorratsraum eine Zeitlang gespeichert wird, dann tritt sie in den Dünndarm über, das eigentliche Zentrum der Verdauung, in dem der wichtigste Teil der chemischen Umsetzungen geschieht und in dem die Hauptmasse des Verwertbaren aufgesogen wird. Der Rest erreicht den Dickdarm, in dem aus manchen Nahrungsmitteln durch eine Nachverdauung noch einiges herausgeholt wird, und in dem die Nahrungsreste wieder etwas länger verweilen, bis sie dann, zusammen mit ausgeschiedenem Körpermaterial, ausgestoßen werden. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß wir von der Nahrung etwas fühlen, solange sie in der Mundhöhle ist, und wieder, wenn sie das unterste Stück des Dickdarms erreicht hat, und die physiologische Forschung hat ergeben, daß Anfang und Ende des Verdauungskanals in enger Beziehung zum Gehirn stehen, während die Mitte viel unabhängiger ist.

Das erste Verdauungssekret, das sich auf die Nahrung ergießt, ist der Speichel, der den Bissen durchtränkt und schlüpfrig macht. Je nach der Beschaffenheit der Nahrung wird er in sehr wechselnder Menge abgesondert, auf ein trockenes Brötchen 50 Kubikzentimeter, auf ein eingeweichtes Butterbrot nur 3. Ausgelöst wird diese Absonderung durch einen Reflex, d. h. einen nervösen Vor-

Digitized by Google

gang, der von den Geschmacks- und Tastorganen der Mundhöhle ausgeht. Dieser Reflex ist angeboren. Aber im Laufe des Lebens tritt die Reflexbahn Mundschleimhaut, Gehirn, Speicheldrüse in Beziehung mit Nervenbahnen, die von andern Sinnesorganen her ins Gehirn einmünden. Assoziationen nennt die Psychologie solche Verknüpfungen zwischen verschiedenen Sinneszentren, und diese Assoziationen sind bei dem erwachsenen Tiere so entwickelt, daß man alle Nerven durchschneiden kann, die von der Schleimhaut der Mundhöhle her zum Gehirn laufen, ohne die Speichelsekretion auf die gewöhnliche Nahrung des Tieres merklich herabzusetzen. Die Reize von der Nase und vom Auge her genügen, um den ursprünglichen Reiz von der Mundhöhle aus zu ersetzen, so wie wir erwachsenen Menschen an einem Stück Zucker nicht erst zu lecken brauchen, um seinen Geschmack zu erkennen. Der optische Eindruck eines Gegenstandes von bestimmter Form und Farbe genügt uns, um vorher zu wissen, daß dieser Gegenstand süß schmecken wird. Das Wasser läuft einem im Munde zusammen, wenn man von dem Essen nur hört.

Natürlich sind diese Assoziationen bei einem Tiere nur für die Dinge vorhanden, mit denen es in seinem Leben regelmäßig in Berührung gekommen ist. Pawlow hat aber gezeigt, daß man solche „bedingten Reflexe" jederzeit künstlich hervorrufen kann. Er hat Hunden die Ausmündung eines Speichelganges so verlagert, daß der Speichel der betreffenden Drüse nach außen floß und beobachtet werden konnte. Nachdem sich die Tiere von der kleinen Operation erholt hatten und die Wunde gut verheilt war, hat er dann wochen- und monatelang den Tieren eine bestimmte Nahrung zu fressen gegeben und dabei gleichzeitig einen Ton angeschlagen oder eine bestimmte Figur gezeigt. Später genügte es, ohne jede Nahrungszufuhr den Ton anzuschlagen oder die Tafel zu zeigen, um den Speichel strömen zu lassen, und es war nun möglich, zu prüfen, wie weit Hunde Figuren, Farben, Töne usw. unterscheiden. So gelang es, festzustellen, daß Hunde einen Ton von ganz bestimmter Tonhöhe mit Sicherheit wiedererkennen und ihn von jedem andern Tone, auch wenn er nicht gleichzeitig erklingt, unterscheiden. Hunde besitzen also, was man beim Menschen absolutes Gehör nennen würde. Weiterhin war es möglich, die Festigkeit von Assoziationen und manches andre zu prüfen, das man bisher nur beim Menschen hatte untersuchen können. Pawlow hat so eine objektive Psychologie der Tiere ausgebildet, die weit sicherer begründet ist als die psychologischen Beobachtungen bei Pferden, von denen neuerdings wieder die Zeitungen berichten. Ist doch die Absonderung des Speichels dem Willen entzogen, womit eine Menge von Versuchsfehlern ausgeschlossen sind, die bei Dressurversuchen stören können.

Beinahe ebenso wie die Absonderung des Speichels steht die des Magensaftes unter der Herrschaft des Nervensystems. Pawlow, dessen geniale Methodik auch hier den Weg gewiesen hat, hat Hunden eine Magenfistel angelegt, die Speiseröhre am Halse durchschnitten und die Wundheilung abgewartet. Denn alle diese Tiere, an denen man das Nervensystem und die von ihm abhängigen

Digitized by Google

Funktionen prüfen will, dürfen weder Schmerz noch Unbehagen empfinden, und die Anwendung der chirurgischen Technik hat es den Physiologen heute ermöglicht, Hunde mit solchen Fisteln jahrelang in Wohlbefinden und Frische im Laboratorium zu halten. Füttert man nun solch ein Tier, so fällt das Gefressene zu der Speiseröhre heraus, ohne den Magen zu erreichen — Scheinfütterung —, und trotzdem beginnt alsbald der Magensaft zu fließen. Der Freßreiz an sich ist Erreger der Magensaftabsonderung, und die Entdeckung dieses „Appetitsaftes" oder „psychischen Magensaftes" hat großes Aufsehen erregt. War er doch der erste experimentelle Beweis, den die Physiologie für die Bedeutung des Appetits erbracht hat. Es ergab sich dann freilich, und hier zeigt sich, daß der Magen weniger abhängig von der Psyche ist als die Speicheldrüsen, daß der Appetit nicht der einzige Erreger der Magensaftabsonderung ist. Bestimmte chemische Stoffe der Nahrung erregen ihn auch, wenn sie im Magen aufgesogen werden. Die wirksamen Stoffe befinden sich unter den sog. Extraktivstoffen, die besonders im Fleisch reichlich vorhanden sind, und so kann wohl Bouillon oder Fleischextrakt den mangelnden Appetit ersetzen, was ja mit alten ärztlichen, am Krankenbette gewonnenen Erfahrungen übereinstimmt.

Mit derselben Technik der Magen- und Speiseröhrenfistel konnte später festgestellt werden, daß auch die Bewegungen des Magens von dem Appetit abhängen. Denn bei einem derartig vorbereiteten Tiere, bei dem der Magen durch die Fistel zugänglich ist, kann man Flüssigkeiten und Speisen unbemerkt in den Magen einführen und kann den Hund gleichzeitig füttern oder nicht füttern und damit den Appetit ein- und ausschalten, ohne den Magen selbst zu berühren. Der Magen wird schneller leer, wenn der Appetit eingeschaltet wurde, doch war auch hier der Appetit nicht der einzige Reiz für die Bewegungen des Magens. Einmal führt eine Füllung des Magens an sich schon eine langsame Entleerung herbei, und dann wird die Bewegung des Magens außer durch den Appetit auch durch die Salzsäure hervorgerufen, die ein normaler Bestandteil des Magensaftes ist, so daß Salzsäure oder ein Erreger der Salzsäure, wie Fleischextrakt, den Appetit auch hier ersetzen können.

Mit dem Magen endet in der Hauptsache die Einwirkung des Gehirns auf die Verdauungsorgane, um erst an ihrem Ende wieder deutlich zu werden. Daß der Akt der Stuhlentleerung vom Willen, d. h. vom Gehirn abhängt, weiß ja jeder Mensch, und jede Mutter wendet bedingte Reflexe an, wenn sie ihr Kind daher erzieht, daß es auf bestimmte Reize hin sein Geschäft besorgt. Am Dickdarm wird auch ebenso wie am Magen noch etwas andres deutlich, nämlich der hemmende Einfluß von Schmerz und Unlustgefühlen. Sie hemmen die vorher vorhandenen Bewegungen von Magen und Dickdarm. Bei Katzen genügt es bisweilen, sie gegen den Strich zu streicheln, um die Peristaltik aufhören zu lassen. Wir Physiologen haben gelernt, daß wir unsre Versuchstiere ausgezeichnet behandeln, verwöhnen und verhätscheln müssen, wenn sie normale Magen- und Darmbewegungen haben sollen, und die Psychiater betonen stark, daß bei depressiven Geistesstörungen die Verdauungsorgane schwer in Mitleiden-

Digitized by Google

schaft gezogen sein können, ohne selbst eigentlich krank zu sein, nur auf Grund der bestehenden psychischen Hemmung.

Auf die andern Organe, die zwischen Magen und Dickdarm gelegen sind, den Dünndarm und die in ihn mündenden Drüsen, Pankreas und Leber, ist der direkte Einfluß des Großhirns gering. Damit ist indessen nicht gesagt, daß nicht auch ihre Tätigkeit durch nervöse Einwirkungen geregelt ist, vielmehr besteht eine äußerst sinnreiche und komplizierte Maschinerie, die ein Organ an das andre kettet. Wenn ein Bissen oder ein Schluck die Speiseröhre hinabgleitet, so erweitert sich der Magen, so daß Platz wird, ihn aufzunehmen. Wenn der Magen Bewegungen macht, die seinen Inhalt in den Dünndarm weitertreiben, so schaffen die Muskeln des Dünndarms Platz und schieben den Inhalt weiter, und wenn der Dünndarm sich eine Zeitlang bewegt hat, so beginnt der Dickdarm seine Peristaltik, selbst wenn gar nichts in ihn hereinkommt. Die genaue Analyse der Tätigkeit des Pankreas oder der Bauchspeicheldrüse hat ergeben, daß diejenigen Nahrungsstoffe, zu deren Verdauung der Pankreassaft bestimmt ist, gar keine Erreger für die Absonderung dieses Saftes sind. Erregt wird das Pankreas durch den Eintritt des Magensaftes in den Dünndarm. Hat der Pankreassaft einmal zu wirken begonnen, so entstehen bei dieser Wirkung Stoffe, die dann ihrerseits Erreger der Pankreassaftabsonderung sind. So stehen die unteren Verdauungsorgane zwar nicht direkt unter der Herrschaft der Psyche und des Großhirns, aber sie bedürfen zu ihrer normalen Tätigkeit des Anstoßes, der ihnen von den oberen, vom Gehirn abhängigen Organen gegeben wird. Ist der Anstoß einmal gegeben, so läuft der ganze verwickelte Verdauungsapparat stundenlang in zweckmäßiger Weise ab.

Hat so die experimentelle Physiologie in unendlich mühevoller Arbeit die Bedeutung des Appetits auf die Verdauung klargelegt, so beginnt sie sich auch mit der Frage nach dem umgekehrten Wege zu befassen, dem Wege vom Verdauungskanal zum Gehirn. Daß ein solcher Weg existiert, ist klar, das lehren die bekannten Allgemeinempfindungen Hunger und Durst, Appetit und Sättigung. Ja es müssen von den Verdauungsorganen aus noch viel feiner abgestufte Einflüsse tätig sein. Ißt ein Mensch weniger, als seinem Bedarf an Brennmaterial entspricht, so zehrt er sein Körperfett auf und magert ab. Ißt ein Mensch mehr, so lagert er Fett an und nimmt an Körpergewicht zu. Da nun die große Mehrzahl der Menschen ihr Gewicht jahre- und jahrzehntelang unverändert beibehalten, so müssen sie offenbar im Durchschnitt genau ihrem Bedarf entsprechend essen. Der Bedarf des einzelnen Menschen hängt hauptsächlich von seinen Ausgaben für die Muskelarbeit ab und ist daher nach Temperament und Beruf verschieden. Wer aber kennt diesen Bedarf? Doch nur der Physiologe oder der physiologisch gebildete Arzt. Wenn trotzdem die große Mehrzahl der Menschen, die ihre Nahrung frei wählen können, im Durchschnitte des Jahres richtig nach diesem Bedarfe essen, so muß ihre Nahrungsaufnahme irgendwie unwillkürlich reguliert sein. Das Essen ist eine Handlung, die vom Gehirn abhängt. Es muß also eine Einwirkung auf das Großhirn statthaben. Aber

Digitized by Google

welcher Art ist diese Einwirkung? Man könnte daran denken, daß das Blut oder die Säfte der Gewebe sich in ihrer Zusammensetzung ändern und daß hier die wirksamen Reize liegen. Man könnte daran denken, daß Hunger auftritt, wenn der Magen leer ist, und Sättigungsgefühl, wenn er gefüllt. Derartiges kommt in der Tierreihe vor, und ich habe es zum Beispiel bei einer frei im Meere schwimmenden Raubschnecke beobachtet. Das Tier ist trotz seiner Größe und der Kompliziertheit seines Baues so durchsichtig wie Glas und läßt sich daher so schön beobachten wie kaum ein andres Tier. Bei ihm liegt der Magen dicht hinter dem Kopfe. Ist der Magen leer, so schwimmt das Tier mit aufgerichtetem Kopfe durch die Wellen und beißt nach allem, was es berührt. Füllt sich aber der Magen mit etwas Schwerem, so kippt das Tier nach vorne um, und das Sinnesorgan, von dem das Zubeißen abhängt, gerät auf die Rückseite des Körpers, wo es nicht berührt werden und also auch keine Beißbewegung auslösen kann. Bei dieser Schnecke ist also das Problem der Sättigung höchst einfach auf rein mechanische Weise gelöst. Bei den höheren Tieren aber oder bei uns selbst wissen wir leider gar nichts Sicheres, und diese unsre Unkenntnis kommt zum großen Teil daher, daß unser hauptsächlichstes Versuchstier, der Hund, zur Lösung gerade dieser Frage ungeeignet ist. Am Menschen kann man wohl gelegentlich Beobachtungen machen, aber nicht experimentieren. Fast alles, was wir von der Verdauungsphysiologie wissen, beruht auf Experimenten am Hunde, und wo eine Kontrolle möglich war, hat sich in zunehmendem Maße herausgestellt, daß sich in bezug auf ihre Verdauung Mensch und Hund viel mehr gleichen, als man das von vornherein hätte erwarten sollen. Die Bewegungen von Magen und Darm, die wirksamen Reize, die Zusammensetzung der Säfte, sie alle stimmen ganz oder mit wohlbekannten kleinen Abweichungen überein. Auch die psychischen Einwirkungen scheinen beim Hund nicht anders zu sein als beim Menschen, nur daß natürlich das, was gut schmeckt, und das, was psychische Hemmungen hervorruft und besonders nicht hervorruft, beim Hunde anders ist. Nur auf dem Gebiete des Hungers und der Sättigung weicht der Hund vom Menschen dadurch stark ab, daß er seinen Raubtiertypus beibehalten hat. Das Raubtier ist in der Freiheit gezwungen, gelegentlich einmal riesige Massen Nahrung aufzunehmen und dann wieder lange zu hungern. Unser domestizierter Hund frißt, wenn man ihm gutschmeckende Sachen gibt, fast beliebig viel, und man kann ihn anderseits auch durch Hunger nicht zur Aufnahme von Sachen bekommen, die ihm nicht munden. Dem Hunde fehlt der regelmäßige Wechsel zwischen Hunger und Sättigung, der für den Menschen charakteristisch ist. Andre Versuchstiere haben sich als technisch ungeeignet erwiesen; der weitere Fortschritt hängt hier wesentlich davon ab, daß man ein Versuchstier findet, an dem man experimentieren kann und das sich auch finanziell im Rahmen wissenschaftlicher Institute halten läßt.

Ist so die nächstliegende Frage der Einwirkung der Verdauungsorgane auf die Psyche leider noch ganz ungelöst, so wissen wir doch sonst einiges über die Leitung vom Magendarmkanal zum Gehirn. Aus den Erfahrungen der Chirurgen,

Digitized by Google

die Patienten mit Lokalanästhesie, d. h. also ohne Narkose bei voll erhaltenem Bewußtsein operierten, wissen wir, daß die Verdauungsorgane schmerzunempfindlich sind. Nur das Zerren an dem Mesenterium, an dem die Organe befestigt sind, ist schmerzhaft, und auch spontane Schmerzen kommen nur dann zustande, wenn es auf irgendeine Weise zu einer solchen Zerrung kommt. Damit ist freilich nicht gesagt, daß diese Organe überhaupt keine sensible Nerven und keine Sinnesorgane besitzen. Sie verfügen vielmehr über Organe zur Reizaufnahme, die so empfindlich sind wie die Geschmacksorgane unsrer Zunge. Aber von diesen Rezeptionsorganen führt kein Weg bis zum Großhirn, sie sind keine mit Empfindung begabten Sinnesorgane.

Nur der Magen besitzt noch eine gewisse Sensibilität. Nicht für chemische Stoffe, nicht für Berührung, nicht für Wärme und Kälte, wohl aber kennen wir gewisse, allerdings wenig deutliche Empfindungen, die wir in den Magen zu verlegen gewöhnt sind, nämlich das Gefühl von Sättigung oder das Gefühl der Völle, das wir nach reichlicher und besonders nach überreichlicher Nahrungsaufnahme auch bei voller Gesundheit haben, das sich aber leicht einmal zu unangenehmeren Empfindungen, wie Magendrücken, steigert. Ja dieses unklare Gefühl hat, wie andre Sinnesempfindungen, zu Sinnestäuschungen Anlaß gegeben. Es ist allgemein üblich, zwischen leicht und schwer verdaulichen Speisen zu unterscheiden, und die Untersuchung ergab bald, daß man als schwer verdauliche solche Nahrungsmittel bezeichnet, die lange im Magen liegen, und als leicht verdaulich solche, die ihn schnell verlassen. Die genauere Untersuchung aber ließ dann bei vielen Nahrungsmitteln einen ausgesprochenen Gegensatz zwischen Magen und Darm erkennen, indem gerade solche Stoffe, die lange im Magen liegen bleiben, dort auch weitgehend verdaut und aufgesogen werden und dadurch den Dünndarm entlasten, während die Stoffe, die schnell aus dem Magen herausgehen und deshalb als leicht verdaulich bezeichnet werden, dem Dünndarm bisweilen vermehrte Arbeit zuschieben. Noch viel ausgesprochener kann sich dieser Gegensatz unter pathologischen Verhältnissen geltend machen, und daß alle Störungen des ganzen Verdauungskanales von Laien immer als „verdorbener Magen" bezeichnet werden, auch wenn sie im Dünndarm oder Dickdarm ihren Sitz haben, hängt damit zusammen, daß nur der Magen eine gewisse Sensibilität besitzt, die dem Dünndarm völlig abgeht.

Mit dem Magen hängt eine weitere eigentümliche Sinnestäuschung zusammen. Subjektiv ist es vielen bekannt, daß die Aufnahme einer kleinen Menge wohlschmeckender Nahrung erfrischt und ein Gefühl neuer Kräftigung verleiht, und durch messende Versuche ist festgestellt, daß durch die Zufuhr einiger Stücke Zucker, von etwas Schokolade u. dgl. die Muskelleistung, deren der Mensch fähig ist, vorübergehend erhöht wird. Sportsleute haben davon Gebrauch gemacht, bei Soldaten hat man das Essen von Zucker während des Marsches empfohlen, der praktische Nutzen ist jedenfalls sicher. Diese Wirkung beruht nun auf dem Appetitsaft des Magens. Der Magensaft ist sauer, durch seine Absonderung wird dem Körper, dem Blute und den Gewebsflüssigkeiten Säure entzogen, und

Digitized by Google

damit muß sich das Gleichgewicht im Blute nach der alkalischen Seite verschieben. Bei stärkerer Muskelarbeit entstehen in den Muskeln organische Säuren, denen eine Beziehung zur Ermüdung zukommt, und die Entsäuerung des Blutes geht somit gegen die Ermüdung an. Die Absonderung des sauren Magensaftes ist es, die dem Menschen das Gefühl von Frische und Kraft verleiht und ein Uebermüdungsgefühl verschwinden läßt. Wird mit Appetit gegessen, so vereinigt sich mit diesem Gefühl das Behagen der Befriedigung des Appetits. Aber es gibt einen Stoff, der auch ohne Appetit Magensaft strömen läßt, Fleischextrakt oder Bouillon, und das ist die Ursache, weshalb dem Fleischextrakt seit so langer Zeit die Gabe zugeschrieben wird, dem Menschen besondere Kraft zu verleihen. Die Physiologen wissen, daß Fleischextrakt so gut wie keinen Nährwert besitzt. Die Sinnestäuschung, die mit dem Magen zusammenhängt, macht aber den alten Glauben an die kräftigende Wirkung des Fleischextraktes unausrottbar. Die Beeinflussung unsrer Psyche durch einen Vorgang in den Verdauungsorganen hat zu einem wissenschaftlichen Irrtum beigetragen.

Die allermerkwürdigste und tiefgehendste Beeinflussung aber, die von den Verdauungsorganen auf Geist und Stimmung des Menschen ausgeübt wird, ist das unbehagliche, peinigende Gefühl, das bei Verstopfung entsteht. Woher es kommt, das wissen wir nicht. Denn daß Bakterientoxine bei der Obstipation gebildet und resorbiert würden, ist eine reine Vermutung. Sie ist nicht einmal besonders wahrscheinlich. Wissen wir doch, daß zu jedem Nahrungsmittel eine bestimmte Menge Kot gehört. Unaufgeschlossene Pflanzennahrung, Gemüse, Obst, Salat, grobes Brot bilden viel und reichlich Kot, der schnell entleert wird. Fleisch, Milch, Eier, feines Brot bilden äußerst wenig Kot, aber nicht etwa, weil die Nahrungsreste lange im Dickdarm verweilen, sondern weil diese Stoffe im Dünndarm restlos verdaut und aufgesogen werden, und den Dickdarm, den Hauptort der Bakterienwucherung, überhaupt nicht erreichen. Es ist also nur ein normales, physiologisches Geschehen, wenn bei einer Kost, die hauptsächlich dem Tierreich entnommen wird, nur spärlich Kot gebildet wird, während der Mensch, der sich von Pflanzennahrung nährt, auch in seiner Kotbildung dem Pflanzenfresser nahesteht. Aber dies durchaus normale Verhalten, die spärliche Kotbildung bei überwiegender Fleischnahrung, ist mit subjektiven Störungen verbunden, die wir zwar nicht erklären können, mit deren Vorhandensein wir aber rechnen müssen, und diese Empfindungen sind gerade in ihrer Unbestimmtheit von einer erstaunlichen Macht auf die Stimmung und das Gemüt des Menschen.

In diesen unbehaglichen Empfindungen, die von den Verdauungsorganen ausgehen, liegt die Wurzel des Vegetarianismus. Dem Vegetarianer ist dieser Zusammenhang nicht klar, er kämpft in der Regel mit ethischen oder Stimmungsgründen. Aber Hunderttausende von Anhängern gewinnt man nicht mit solcher Propaganda, wenn sich nicht in vielen Menschen ein Gefühl regt, daß etwas falsch ist in der gewohnten Lebensweise. Dem Bauern, der schwere Muskelarbeit verrichtet und für den eine Kost aus grobem Brot, Kartoffeln usw. darum physiologisch adäquat ist, könnte man lange Vegetarianismus predigen, er wird doch, so

Digitized by Google

oft er kann, Fleisch essen, weil er merkt, daß ihm diese gemischte Kost gut bekommt. Anders der Städter, den sein Beruf zu sitzender Lebensweise zwingt, der Gelehrte, der Beamte, der Kaufmann. Bei der geringen Inanspruchnahme seiner Muskeln und der infolgedessen niedrigen Gesamtmenge seiner Nahrung ist für ihn eine Kost, in der die eiweißreichen Stoffe Fleisch, Eier und Milch die Hauptrolle spielen und die Vegetabilien zurücktreten, physiologisch begründet, ja notwendig. Aber damit droht ihm dauernd die Gefahr der Obstipation, sie macht ihn geneigt, Vegetarianern und andern Propheten zu glauben, die ihm mit der Nahrung des Bauern dessen Beschwerdelosigkeit versprechen. Könnten sie ihre Versprechungen auch nur immer halten! In manchen Fällen glückt es, gewöhnlich macht sich bald der Zwiespalt geltend, daß der Gesamtbedarf des Körpers eine animalische, die Besonderheiten der Verdauungsorgane eine vegetabilische Kost erfordern. Der Unglückliche kann erst genesen, wenn er das Uebel an der Wurzel packt und die Ausgaben seines Körpers durch vermehrte Muskelarbeit erhöht. Die Muskelarbeit, die ihm im Berufe versagt ist, muß er außerhalb des Berufes suchen, d. h. im Sport.

Es gibt vermutlich noch andre Gründe, die es dem Menschen verwehren, sich die Muskelarbeit abzugewöhnen, aber fast das einzige, das physiologisch faßbar und analysierbar ist, sind diese Störungen, die von den Verdauungsorganen ausgehen. Diese unbehaglichen Allgemeinempfindungen tragen wesentlich mit dazu bei, den Städter eine Unlust an seiner zivilisierten Lebensweise empfinden und ihm das Leben des Landmannes, das Leben in der Natur als Ideal erscheinen zu lassen. Es mag vermessen erscheinen, scheinbar rein geistige Stimmungen und Gedanken auf körperliche Ursachen zurückführen zu wollen. Aber der Physiologe kann sich hier auf Goethe berufen, der den Mephisto als geistiges Verjüngungsmittel die Muskelarbeit und die Bauernnahrung empfehlen läßt:

„Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben:
Begib dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang an zu hacken und zu graben;
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise;
Ernähre dich mit ungemischter Speise;
Leb' mit dem Vieh als Vieh und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, selbst zu düngen;
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr' dich zu verjüngen!"

Digitized by Google

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Das Jahr 1878 fängt an mit der vom Großfürsten Nikolaus aus Bogot gesandten Nachricht, daß General Gurko mit seinem Korps glücklich den Balkan überschritten hat. Sowohl dem Kaiser Alexander als dem Großfürsten sendet Fürst Carol seine telegraphischen Glückwünsche zum Balkanübergang und zur Besetzung von Sofia.

Am Abend des 22. Dezember/3. Januar gibt Fürst Carol in Bukarest ein großes Diner zur Feier der Verleihung des Ordens Pour le mérite, womit der Deutsche Kaiser ihn ausgezeichnet hat. Außer der deutschen Vertretung sind hierzu auch die deutschen Militärärzte eingeladen worden, die nunmehr in ihre Heimat zurückkehren werden. Der Fürst hebt in seinem Toaste auf den Deutschen Kaiser hervor, daß die ihm erwiesene Ehre einen Abglanz auf die ganze rumänische Armee werfe, die sich jederzeit mit Stolz erinnern werde, daß der ruhmreiche Führer des deutschen Heeres ihren Mut anerkannt habe.

Am selben Tage hat Fürst Carol an Kaiser Wilhelm folgenden Brief gesendet:

„Mir fehlen die Worte, um meine tiefe Rührung über die lieben Zeilen zu schildern, mit denen Eure Majestät mir den so wertvollen Orden Pour le mérite gesandt haben! Die Anerkennung, die Eure Majestät als Familienoberhaupt mir selbst in so weiter Ferne haben zuteil werden lassen, ist für mich der schönste Lohn nach einer kampf- und mühevollen Vergangenheit; ich werde stets in treuer Dankbarkeit diesen Orden tragen, dessen Besitz mich mit gerechtem Stolz erfüllen darf.

„Als ich im Jahre 1866 von Eurer Majestät Abschied nahm, drückte Eure Majestät Ihr Bedauern darüber aus, daß ein Hohenzoller sich unter den Halbmond stelle. Diese Worte waren mir ein Stich ins Herz, den ich tief empfand. Damals antwortete ich darauf: „Die Suzeränität des Sultans erkenne ich für den Augenblick zwar an, aber nur, um mich in nicht ferner Zukunft auf würdige Weise von ihr losmachen zu können!" Elf Jahre sind seither verstrichen, und meine ganze Arbeit, mein ganzes Streben in ihnen war auf dieses eine Ziel gerichtet. Besonders meine junge Armee galt es für diese Arbeit vorzubereiten. Ich folgte dem Beispiele unsrer Vorfahren und unsres heißgeliebten, innig verehrten Familienoberhauptes, indem ich alle meine Arbeitskraft der Wehrmacht meines Landes zuwendete, deren Lebensfähigkeit ich

Digitized by Google

von vornherein anerkannte. Aber oft schien mir die Zeit dabei endlos lang — und neben dem schönen Erfolge ist es mein herrlichster Lohn, daß Eure Majestät mein Streben zu würdigen wissen: mein Heer, das ganze Land ist mit mir stolz darauf.

„Vom Anfang des Krieges an war ich überzeugt, daß Eure Majestät mit Aufmerksamkeit und Teilnahme den Operationen folgen würden. Kaiser Alexander, dessen edlen Charakter und großes Herz ich in dieser Zeit habe schätzen lernen, teilte mir immer die Depeschen Eurer Majestät mit. Als Eure Majestät ihm einen Sieg wie den von Sedan wünschte, sagte ich ihm: „Le jour ne sera pas trop éloigné, où Plewna deviendra un second Sedan, grâce à la persistance de Votre Majesté!“ Kaiser Alexander allein war es auch, der nach der dritten Schlacht vor Plewna, als alle ziemlich kleinmütig waren, ein standhaftes Ausharren forderte! ... Leider ist man heute noch immer nicht an das Ziel der Kampagne gelangt, die bei diesem harten Winter auf große Schwierigkeiten und Hindernisse stoßen wird.

„Meine Truppen, die, mit Ausnahme einer für die diesseitige Donaulinie bestimmten Division, gegen Widin operieren, kommen in einen Bereich, wo die Lebensmittel noch nicht so erschöpft sind wie im übrigen Nordbulgarien. Vorläufig soll Widin nur zerniert werden, denn eine regelmäßige Belagerung würde in den Wintermonaten schwer durchzuführen sein. Ich bleibe daher in Bukarest, das mich bei meiner Rückkehr auf das herzlichste empfangen hat, und werde mich erst dann, wenn es zur Aktion kommt, nach Calafat resp. Artscher Palanka begeben.

„Gott gebe, daß dieser blutige Krieg bald sein Ende erreicht und daß ein dauerhafter Friede alle unsre Wünsche erfülle und die Länder an der unteren Donau einer neuen kräftigen Entwicklung entgegenführen möge ...“

Den 28. Dezember/9. Januar sendet Fürst Carol dem Großfürsten Nikolaus folgende Depesche: „A la nouvelle que la Sublime Porte aurait l'intention de traiter directement avec le Grand Quartier Général d'un armistice qui embrasserait en même temps les préliminaires d'une paix définitive, l'opinion publique en Roumanie s'est émue et préoccupée du cours que pourraient prendre des pourparlers où les intérêts du pays seraient en jeu. — Tes sentiments amicaux pour moi et la bienveillance que Tu as témoignée, dès le début de cette guerre, à mon pays, me tranquillisent absolument, et je Te prie d'avoir l'obligeance, quand le moment décisif approchera, de me faire savoir de quelle manière nous pourrons nous entendre sur la participation qui doit être reservé à la Roumanie dans les négociations d'un armistice qui comprendrait déjà les bases de la paix. Cette participation est justifiée par la coopération à la guerre de mon armée, qui a été fière de combattre et de verser son sang à côté de la vaillante Armée Impériale pour une cause commune. — Je m'adresse donc à Toi, malgré les nombreuses occupations qui T'accablent, pour Te prier, de m'aviser

Digitized by Google

en temps opportun, afin que je sois en mesure de T'exposer mes vues relativement aux conditions qui devraient être stipulées en faveur de la Roumanie."

Am 1./13. Januar langen außerordentlich herzliche Antworten des russischen Kaisers und der Großfürsten auf die Glückwunschdepeschen des Fürsten Carol an. — Fürst Gortschakow sagt: „Espérons que le Seigneur nous assistera pour mener à bonne fin l'œuvre à laquelle Votre Altesse a pris une si glorieuse part." — General v. Todleben antwortet aus dem Hauptquartier des Thronfolgers: „Le souvenir de Plewna est pour moi inséparable de celui de Votre Altesse — que Dieu Vous accorde de cueillir les fruits de Vos exploits."

Den 2./14. Januar sendet Fürst Carol den Obersten Arion ins russische Hauptquartier nach Kazanlik, um an den dort stattfindenden Verhandlungen teilzunehmen, und zeigt dies dem Großfürsten Nikolaus telegraphisch an.

Die Instruktionen des Obersten Arion lauteten, daß er darauf bestehen solle: 1. daß bis zum definitiven Friedensschluß die Festungen Nikopoli, Rahowa, Lom-Palanka und Widin sowie das ganze Donauufer zwischen diesen Festungen von rumänischen Truppen besetzt bleibt; 2. daß die vollständige und formale Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens ausgesprochen wird; 3. daß die türkischen Donaufestungen von Adakaleh im Westen bis zur Mündung im Osten geschleift werden; 4. daß sämtliche Mündungsarme der Donau, denjenigen von St. Georg einbegriffen, wiederum an Rumänien abgetreten werden, entsprechend den alten rumänischen Besitztiteln; 5. daß Rumänien seine Kriegsentschädigung von 100 000 000 Franken zugesprochen wird, bis zu deren Entrichtung Nikopoli, Rahowa, Lom-Palanka und Widin von rumänischen Truppen besetzt bleiben sollen; 6. für den Fall endlich, daß zu den Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen ein Bevollmächtigter Rumäniens nicht zugelassen werden sollte, ist Oberst Arion angewiesen, gegen jegliche Beschlüsse, welche Rumänien betreffen, aber ohne dessen Mitwirkung zustande kommen würden, zu protestieren und sie für null und nichtig zu erklären.

Den 6./18. Januar sendet Fürst Carol dem russischen Kaiser einen Brief, worin er ihn erinnert an die Versicherungen, die er das Glück gehabt habe, aus seinem eignen Munde zu vernehmen — généreuses assurances qui gardent pour mon pays une valeur plus haute, une portée plus élevée que les traités formels. Der Ueberbringer dieses Briefes, der diplomatische Agent General Fürst Jon Ghika, soll in den Petersburger Regierungskreisen dafür wirken, daß der rumänische Delegierte zu den Waffenstillstandsverhandlungen hinzugezogen wird. Da General Ghika während des Feldzuges dem russischen Kaiser attachiert war und dessen Wohlwollen genoß, hoffte man auf günstigen Empfang.

Am 11./23. Februar ist Oberst Arion in Kazanlik angekommen. Großfürst Nikolaus telegraphiert von dort dem Fürsten Carol: „Je Te remercie pour Tes deux lettres confiées au Colonel Arion. Je ne propose à l'accep-

Digitized by Google

tation des Turcs que les bases essentielles de la paix qui m'ont été envoyées de Pétersbourg et dans lesquels les intérêts roumains n'ont pas été oubliés. Dans le cas où nous en viendrons à conclure l'armistice, je T'en ferai aussitôt connaître les dispositions. Pour ce qui est des détails des conditions de paix et des négociations futures, adresse-Toi à Pétersbourg, je ne les connais pas."

Vom 11./23. Januar berichtet Oberst Arion, daß der Großfürst Nikolaus ihn in sehr schmeichelhafter Weise aufgenommen, ihm aber keine Gelegenheit zur Erörterung der Gründe gegeben habe, aus denen seine Teilnahme an den Waffenstillstandsverhandlungen zu rechtfertigen wäre. Herr v. Nelidow sei seinem Ersuchen um Zulassung als Vertreter Rumäniens mit der Erwiderung entgegengetreten, daß die Verhandlungen mit Rumänien in Bukarest oder Petersburg geführt werden sollten, und habe schließlich erklärt, daß hier, wo nur über die aus Petersburg gesandten Bedingungen zu verhandeln sei, könne keine Rede von einem rumänischen Bevollmächtigten sein. Als der Oberst darauf erwiderte, dann würde das, was hier ohne Rumäniens Teilnahme abgeschlossen werde, auch für Rumänien nicht maßgebend sein, schien Herr v. Nelidow sehr verwundert und behauptete, vorausgesetzt zu haben, daß die rumänischen Bedingungen bereits in Poradim zwischen dem Kaiser und dem Minister Bratianu zur Sprache gekommen wären; jedenfalls müsse die rumänische Regierung sich nach Petersburg wenden, von wo die Bedingungen gekommen seien. Herr v. Nelidow erwähnte noch, daß Rußland übrigens nur tue, was Preußen 1871 getan, als es im Namen aller seiner Verbündeten den Frieden verhandelt habe, und Rumäniens Interessen befänden sich in besten Händen. — Auf des Obersten Einwand, daß, bei aller Dankbarkeit für die von Rußland beabsichtigte Fürsorge, Rumänien seine Interessen doch lieber selber vertreten möchte, antwortete Herr v. Nelidow, daß Rumänien die Detailfragen direkt mit der Pforte regeln solle.

Den 13./25. Januar teilt Baron Stuart dem Minister Cogalniceanu mit, daß General Graf Ignatiew sehr bald in Bukarest eintreffen würde, auf seinem Wege ins russische Hauptquartier, und daß man den Fürsten Carol ersuchen möge, Bukarest in diesem Augenblicke nicht zu verlassen, da General Ignatiew einen Brief des Kaisers ihm einzuhändigen habe.

Am 15./27. Januar bringt General Fürst Jon Ghika auf telegraphischem Wege offiziell zur Kenntnis seiner Regierung, daß der Kaiser und sein Kanzler ihm formell ihre Absicht ausgesprochen haben, den rumänischen Teil Bessarabiens zurückzunehmen; zum Ersatz solle Rumänien das Delta der Donau und die Dobrudscha bis Küstendje erhalten. — Als Motive für ihren Entschluß hat die russische Regierung folgendes angeführt: Das betreffende Gebiet ist nicht an Rumänien, sondern an die Moldau zediert worden, nachdem es Rußland durch einen Vertrag entrissen war, von welchem gegenwärtig kaum eine einzige Bestimmung mehr in Kraft geblieben ist als diese eine; es wäre daher nicht gerecht, wenn man

Digitized by Google

verlangte, daß Rußland allein, zu seinem Schaden, diesen Vertrag noch weiter respektiere; außerdem aber ist es für Rußland eine Frage der nationalen Würde und Ehre, dieses Stück Bessarabiens zurückzuerlangen. — General Ghika hatte gegen diese Argumentierung die ab antiquo Rechte der Rumänen geltend gemacht, stieß aber auf eine unerschütterliche Festigkeit der Absicht. Auf seine Frage, ob diese Forderung auf einem Kongresse entschieden oder ob die Verhandlungen direkt zwischen Rußland und Rumänien gepflogen werden sollten, entgegnete man ihm, daß Rußland den letzteren Weg einzuschlagen gedenke, und daß General Ignatiew zu diesem Zwecke sich mit dem Fürsten Carol und seiner Regierung in persönliche Verbindung setzen werde.

Es ist notwendig, die betreffenden Bestimmungen des Pariser Friedens vom 30. März 1856 ihrem Wortlaute nach hier wiederzugeben: Art. 4: S. M. l'Empereur des Français, la Reine du Royaume-Uni de la Grande Bretagne et de l'Irlande, le Roi de Sardaigne, et le Sultan, s'engagent à restituer à S. M. l'Empereur de toutes les Russies les villes et ports de Sevastopol, Balaklava, Kamiesch, Eupatoria, Kertsch, Jeni-Kaleh, Kirnburn, ainsi que tous les autres territoires occupés par les troupes alliées. Art. 20: En échange des villes, ports et territoires énumérés dans l'article 4 du présent Traité, et pour mieux assurer la liberté de la navigation du Danube, S. M. l'Empereur de toutes les Russies consent à la rectification de la Bessarabie. Art. 21: Le territoire cédé par la Russie sera annexé à la Principauté de Moldavie sous la Suzeraineté de la Sublime Porte. — Die Zession der bessarabischen Distrikte und der Donaumündungen ist also durch den Pariser Frieden vom Jahre 1856 nicht aus Rücksicht auf die Vergrößerung der Moldau erflossen, sondern aus politischen Rücksichten der Mächte — als „échange" der von den alliierten Mächten besetzten Territorien und um Rußland von den Donaumündungen fernzuhalten. Sodann wurden die bessarabischen Distrikte durch den Pariser Vertrag von 1856 der Moldau, die damals unter der Suzeränität der Pforte stand und von welcher der Art. 1 der Pariser Konvention vom 19. August 1858 sagt: „Les Principautés de Moldavie et de Valachie, constituées désormais sous la dénomination de Principautés-Unies de Moldavie et de Valachie, demeurent placées sous la Suzeraineté de S. M. le Sultan ..." Die bessarabischen Distrikte wurden also als integrierende Teile Rumäniens anerkannt und blieben auch solche durch die Anerkennung des Fürsten Carol von Hohenzollern als erblichen Fürsten der „Principautés Unies Moldo-Valaques" durch den Sultan am 18. Oktober 1866.

Cogalniceanu hat in einem Telegramm an den rumänischen Vertreter in Petersburg sogleich auf das entschiedenste gegen die Zumutung protestiert, die das russische Kabinett dem rumänischen gestellt hat. Er hat die Konvention vom 4./16. April und alle Gründe moralischer Natur ins Feld geführt und gibt dem General Ghika die Weisung, noch einmal auf das energischste diese Zumutung zurückzuweisen.

Digitized by Google

General Fürst Ghika antwortet, daß Fürst Gortschakow ihm jede Diskussion über die bessarabische Frage mit den Worten abgeschnitten habe: „Welche Argumente Sie auch immer anrufen, unsre Entschlüsse können Sie nicht modifizieren, denn sie sind unerschütterlich, Sie stehen vor einer politischen Notwendigkeit." Er hat dann noch hinzugefügt, daß die rumänische Regierung ihr gefährliches Spiel, die Sendung von Spezialbevollmächtigten an die ausländischen Höfe und die Aufreizung der Bewohner Bessarabiens zu Protestpetitionen, aufgeben solle, denn gefährlich sei dieses Spiel deshalb, weil es den Rumänen die Sympathien des Kaisers entfremde.

Cogalniceanu weist in einer längeren Depesche an den General Ghika die Anschuldigungen des Fürsten Gortschakow gegen die rumänische Regierung zurück. Die letztere habe wegen der bessarabischen Frage keine Agenten ins Ausland gesandt und habe auch keine Petitionen zu ihren Gunsten in dem bedrohten Landesteile hervorgerufen; sie stütze sich einzig und allein auf den Art. 2 der Konvention vom 4./16. April 1877, der ihr die Integrität des rumänischen Territoriums zusichere.

Am 19./31. Januar berichten Jon Bratianu und Cogalniceanu dem Fürsten Carol, daß General Ignatiew angekommen sei und daß derselbe absolut auf der Rückgabe Bessarabiens besteht.

General Ignatiew ist der Ueberbringer eines Briefes des Fürsten Gortschakow an den Minister des Aeußern vom 11./23. Januar folgenden Inhalts: „Sa Majesté l'Empereur a jugé le moment venu d'élucider certaines questions que j'ai déjà été dans le cas d'aborder en termes généraux avec Votre Excellence, en vue de la paix future. C'est dans le but de les écarter que Mon Auguste Maître envoie l'Aide-de-Camp Général Comte Ignatiew à Bucarest. Il vous exposera les vues du Cabinet Impérial. Votre Excellence en connaît déjà la direction générale. Elle sait que nous désirons faire pour la Roumanie tout ce qui nous sera possible sur le terrain diplomatique. Mais Elle sait aussi que nous avons des intérêts et des droits à sauvegarder, sur lesquels nous ne pouvons pas transiger. Ce que nous attendons du Gouvernement Roumain, c'est une appréciation juste et rationnelle de sa situation et de la nôtre. C'est dans cette voie que peuvent se perpetuer et se consolider les traditions qui unissent la Roumanie à la Russie. Votre pays leur doit tout son passé et je crois qu'il y trouvera également son plus solide appui dans l'avenir. Je compte sur la haute intelligence de Votre Excellence et de M. le Président du Conseil, afin de faire prévaloir les vues élevées de l'homme d'état sur les entrainements et les passions de parti, dans un moment qui peut être décisif pour les relations de nos deux pays."

Um 5 Uhr hat General Ignatiew selber Audienz beim Fürsten, dem er folgenden undatierten, nur mit der Ortsangabe „Petersburg" versehenen Brief des Kaisers, worin das Wort „Bessarabien" überhaupt nicht ausgesprochen ist, überbringt: „J'ai confié à Mon Aide-de-Camp le Général Comte Ignatiew

Digitized by Google

la mission de s'expliquer nettement avec les Ministres de Votre Altesse sur quelques questions que se rattachent à l'éventualité de négociations de paix. Le Comte Ignatiew connaît ma pensée, les sentiments d'affection qui m'unissent à Votre Altesse, et l'intérêt sympathique que je porte à la Roumanie. C'est dans cet esprit qu'il a pour instructions de rechercher une entente. Je crois que la Roumanie y trouvera dans l'avenir, comme dans le passé, le meilleur gage de sa sécurité et de sa prospérité, je compte fermement sur le concours personnel de Votre Altesse afin d'écarter les obstacles que des considérations de parti pourraient y apporter. — Je prie Votre Altesse de recevoir l'assurance de ma sincère affection. — Alexandre."

Auch Graf Ignatiew erwähnt den heiklen Punkt nicht. Erst als der Fürst selbst ihn fragt, ob Rußland die Frage der Grenzberichtigung aufzuwerfen gedenkt, erwidert er, daß der Kaiser persönlich darauf halte, Bessarabien wieder an Rußland zu bringen. — Fürst Carol vermag sich dieser Auffassung nicht anzuschließen, sondern spricht seine Ueberzeugung aus, daß es eine, nicht vom Kaiser ausgehende, einflußreiche politische Strömung ist, die auf dieses Ziel hinarbeitet und es liebt, dabei die Person des Kaisers vorzuschieben. Er werde an den Kaiser schreiben, denn er könne seine Einwilligung zur Abtretung Bessarabiens nicht geben. Bei dieser Erklärung bleibt der Fürst, wie eifrig auch Graf Ignatiew zu beweisen versucht, daß der Eintausch der Dobrudscha lediglich ein Gewinn für Rumänien sei. — Ignatiew wird von Bukarest aus sich ins russische Hauptquartier begeben, um die weiteren Verhandlungen mit der Türkei zu führen; eine Waffenruhe wird schon vorher eintreten, während die eigentlichen Präliminarien erst in acht Tagen ratifiziert werden sollen. Zu den Bedingungen gehört, daß russische Truppen bis auf die Höhe von Konstantinopel marschieren und dieselbe besetzt halten. Bis $^1/_2$7 Uhr bleibt Graf Ignatiew beim Fürsten und teilt ihm die Friedensbedingungen mit und auch, daß später eine Konferenz stattfinden soll.

Abends berät Fürst Carol sich mit Bratianu über die Maßregeln, welche angesichts der Schwierigkeit der Lage zu ergreifen seien.

Den 20. Januar/1. Februar empfängt Fürst Carol seinen Minister des Aeußern Cogalniceanu. Als dieser die Ansicht äußert, man müsse die öffentliche Meinung auf den Verlust Bessarabiens vorbereiten, er habe dieses Unglück schon lange kommen sehen, betont ihm der Fürst seine Ueberzeugung, daß nicht nachgegeben werden dürfe, solange noch zur Abwehr dieses Verlustes nicht alle Mittel erschöpft seien — er gedenke sich in dieser Angelegenheit an den Kaiser persönlich zu wenden.

Am Abend speist Graf Ignatiew bei dem Fürstenpaar. Seine Unterhaltung ist lebhaft und geistreich, mit einer Fülle von Anekdoten gewürzt. Gleichsam absichtslos berührt er während des Mahles — die Möglichkeit der Wahl des Fürsten Carol für den bulgarischen Fürstenstuhl und fragt sogar, wie der Fürst sich dieser Eventualität gegenüber verhalten würde. Fürst Carol antwortet ausweichend und wirft ein andres Gesprächsthema auf, um auf die Frage nicht

Digitized by Google

einzugehen. — Ueber den Waffenstillstand meint Ignatiew, daß er erst unterzeichnet würde, wenn die Russen vor Konstantinopel ständen. — Er geht dann zur bessarabischen Frage über und sagt, er habe den Eindruck erhalten, es seien die Minister des Fürsten eher zu einem Tausche geneigt als Fürst Carol persönlich. Letzterer entgegnet ernst, daß seine Minister mit ihm die ungeheure Schwere der Verantwortung fühlten, und verbreitet sich ausführlich über die innere und äußere Lage, wie sie sich nach der Abtretung Bessarabiens für ihn und sein Land gestalten würde.

General Ignatiew reiste am 21. Januar/2. Februar weiter nach Adrianopel.

Am 20. Januar/1. Februar sendet Fürst Carol folgenden Brief an den russischen Kaiser nach Petersburg ab:

„Le Général Ignatiew m'a remis la lettre que Votre Majesté m'a fait l'honneur de m'adresser, et m'a entretenu du désir du Gouvernement Impérial de voir s'effectuer, à l'occasion de la paix, certaines modifications territoriales.

„Votre Majesté sait combien je serai toujours heureux de Lui être personnellement agréable, et combien je suis fier d'avoir pu, au cours des derniers événements, prouver, dans la mesure de mes faibles moyens, ma déférence aux désirs de Votre Majesté. Le passé est donc un sûr garant de mes dispositions à rechercher et à trouver les solutions qui seraient de nature à tout concilier.

„Les questions de rectifications de frontières sont toujours des plus délicates, car elles touchent de près les susceptibilités nationales et méritent ainsi une solution toute particulière.

„C'est donc mon devoir de ne pas dissimuler à Votre Majesté quelles difficultés rencontrerait en Roumanie la proposition de certains changements.

„Confiant dans la magnanimité dont Votre Majesté a donné des preuves si éclatantes quand Elle a pris en main la défense des nationalités opprimées de l'Orient, et qu'Elle a su, par les brillantes victoires de Ses armées, assurer le succès de la grande cause dont le triomphe a été poursuivi avec une si généreuse persistance par les Souverains de la Russie — confiant aussi dans les précieuses assurances que j'ai eu le bonheur de recueillir de la bouche de Votre Majesté, j'ose espérer que le Gouvernement de Votre Majesté trouvera une solution, qui n'amoindrirait pas la dignité de la Roumanie et sauvegarderait ses intérêts.

„Votre Majesté verra s'accroître encore, s'il est possible, les sentiments de reconnaissance et dévouement dont les cœurs roumains sont remplis envers Son Auguste Personne."

Aus Adrianopel trifft folgendes Telegramm des Großfürsten Nikolaus vom 19./31. Januar an den Fürsten Carol ein: „Je félicite de l'heureuse issue de la guerre. Les bases de paix proposées par nous, ayant été acceptées par la Porte, un armistice a été signé pour la durée des négociations de

Digitized by Google

paix; je Te prie en conséquence de faire cesser immédiatement les opérations militaires et de Te préparer à faire occuper par Tes troupes Vidin et Belgradjik, qui doivent entre autres nous être livrés par les Turcs; les détails d'armistice et l'époque d'évacuation seront envoyés par courier."

Den 23. Januar/4. Februar ist Ministerrat beim Fürsten Carol, in welchem die folgende Depesche an den Großfürsten Nikolaus beschlossen wird: „J'ai reçu la dépêche par laquelle Votre Altesse Impériale m'annonce la conclusion de l'armistice; avant tout je viens La féliciter du fond de mon cœur ainsi que la vaillante Armée Impériale, pour les brillants succès et pour les glorieux résultats obtenus. Je regrette vivement qu'on n'ait pas tenu compte à St. Pétersbourg de notre prière, que le Délégué Roumain participe à la conclusion en qualité de Représentant d'une nation belligérante et alliée. Ceci met mon Gouvernement dans une position fort difficile vis-à-vis du pays. Tout en faisant mes réserves sur cette exclusion non-méritée, je donnerai l'ordre de préparer l'occupation de Vidin et de Belgradjik, et que je tiendrai en gage ces forteresses et les autres villes du littoral du Danube jusqu'au payement des frais de guerre et des dédommagements que la Turquie doit à la Roumanie."

In der Kammer wird am 24. Januar/5. Februar folgende Motion einstimmig angenommen: „Nachdem die Kammer durch eine ministerielle Erklärung Kenntnis erhalten hat von der Absicht Rußlands, einen Teil des rumänischen Territoriums gegen ein Stück Landes jenseits der Donau einzutauschen, beschließt sie folgende Resolution: In Anbetracht dessen, daß die Integrität Rumäniens durch die Großmächte garantiert ist, in Anbetracht dessen, daß speziell Rußland durch die Konvention vom 1. April 1877 diese Integrität nochmals garantiert hat, indem der Art. 2 der Konvention lautet: „Damit für Rumänien keinerlei Unannehmlichkeit oder Gefahr aus dem Durchzuge der russischen Truppen erwachse, verpflichtet sich die Regierung Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen, die politischen Rechte des rumänischen Staates aufrechtzuerhalten und Sorge zu tragen, daß dieselben so geachtet werden, wie es die Landesgesetze und die bestehenden Verträge erfordern; ferner verpflichtet sich die Regierung Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, die dermalige Integrität Rumäniens aufrechtzuerhalten und zu beschützen;" in Erwägung, daß Rumänien den aus dieser Konvention erwachsenen Verpflichtungen treu nachgekommen ist, und in der vollen Ueberzeugung von dem hohen Gerechtigkeitsgefühl Seiner Majestät des Kaisers von Rußland; in Erwägung der großen Opfer, auch der Opfer an Blut, die das Land für die Wahrung seines Besitzstandes und die Festigung seiner Unabhängigkeit gebracht hat, in Erwägung, daß ein unabhängiges und in sich gleichartiges Rumänien ebensosehr den Interessen seiner Nachbarn wie denen von ganz Europa entspricht, erklärt die Versammlung, daß sie entschlossen ist, die Unverletzlichkeit des Territoriums Rumäniens aufrechtzuerhalten und die

Digitized by Google

Entfremdung eines Teiles desselben unter keinerlei Beziehung und gegen keinerlei Kompensation oder Entschädigung zuzulassen."

Der Ministerpräsident teilt der Versammlung mit, daß auch der Senat einstimmig sich dem Votum der Deputiertenkammer angeschlossen hat.

General Fürst Jon Ghika telegraphiert noch einmal aus Petersburg, daß für ihn aus der letzten Unterredung mit dem Fürsten Gortschakow hervorgehe: erstens, daß man Bessarabien auf jeden Fall nehmen und Rumänien, wenn es widerstrebe, einfach keine territoriale Entschädigung dafür geben werde, zweitens, daß man diese Abtretung von der Türkei verlangen werde, da ganz Rumänien, also auch das rumänische Bessarabien, ein integrierender Bestandteil der Türkei sei. Uebrigens hat das Votum der rumänischen Kammern die kaiserliche Regierung sehr irritiert.

Den 27. Januar/8. Februar schreibt Fürst Carol dem Deutschen Kaiser folgenden Brief:

„Vertrauensvoll wende ich mich an Eure Majestät in dem Augenblicke, wo nach dem blutigen Kriege die Friedensverhandlungen beginnen und an uns eine schwerwiegende Frage herantritt, deren Auftauchen wir nach dem Einmarsch meiner Armee in Bulgarien nicht mehr für möglich halten konnten.

„Der Vertrag, der den Durchzug des russischen Heeres durch Rumänien regelt, garantiert uns die Integrität unseres Territoriums. Dies war das einzige, was wir von Rußland verlangten, während das ganze Land alles aufbot, was in seinen Kräften lag, um den Aufmarsch und die Operationen der russischen Armee zu erleichtern. Nicht gering war daher unsre Ueberraschung, als General Ignatiew auf seiner Durchreise durch Bukarest offen die Frage der Rückgabe der drei bessarabischen Distrikte uns zur Erwägung vorlegte und Kompensation auf dem rechten Donauufer in Aussicht stellte. In einem Schreiben, das er mir im Auftrage Kaiser Alexanders übergab, wird die Sache nicht direkt erwähnt, sondern nur in allgemeinen Ausdrücken die Regelung verschiedener Fragen angedeutet. Ich machte den General Ignatiew auf die große Schwierigkeit aufmerksam, der eine Grenzregulierung im Lande begegnen würde, und schrieb gleichzeitig an den Kaiser Alexander, der niemals mit mir über diese Angelegenheit gesprochen hat, um ihn zu bitten, daß seine Regierung eine Lösung suchen möchte, durch welche die öffentliche Meinung nicht zu sehr verletzt würde.

„Ich wage zu hoffen, daß Eure Majestät mir in diesem kritischen Augenblicke Ihr warmes Interesse nicht versagen werden, denn ich kann Eurer Majestät nicht verhehlen, daß die Aufregung über die von Rußland gestellte Zumutung einen hohen Grad erreicht hat, und ich nur mit Mühe die erhitzten Gemüter von gewaltsamen Aeußerungen und Handlungen zurückhalten kann. Es werden schon Vorwürfe laut, warum meine Regierung beim Donauübergange nicht von neuem die Integrität unseres Territoriums von Rußland verlangt hätte. Ich fand es damals ritterlicher, ohne Bedingungen in die Aktion einzutreten und nicht den Augenblick, wo das Glück den russischen Waffen ungünstig war, zu

Digitized by Google

einem solchen Handel zu benützen. Damals wie heute noch vertraue ich fest auf den edlen Charakter des Kaisers Alexander, daß er eine Idee aufgeben wird, die Rußland geringen Nutzen bringen, mich und mein Land aber in die peinlichste Lage versetzen wird.

„Möge Eure Majestät mit Nachsicht beurteilen, daß ich es gewagt habe, mich in dieser heiklen Angelegenheit an Eure Majestät zu wenden, ich halte es aber für meine Pflicht, meinem Lande gegenüber alles getan zu haben, was eine Schmälerung seiner Interessen abwenden könnte.

„Im festen Vertrauen auf die liebevolle Teilnahme, die Eure Majestät mir stets und namentlich in ernsten Augenblicken bewiesen, verbleibe ich usw."

Den 2./14. Februar teilt Cogalniceanu dem Fürsten Carol die Noten mit, die er über die Anerkennung der rumänischen Unabhängigkeit an die Großmächte und auch an die Hohe Pforte richtet.

In ersterer greift er auf die Note vom 22. Mai/3. Juni zurück, worin den Kabinetten mitgeteilt worden war, daß Rumänien, der unwiderstehlichen nationalen Bewegung folgend, seine Unabhängigkeit proklamiert habe, daß es aber die Anerkennung dieses Schrittes für den Augenblick nicht erbitte, sondern nur die Mächte ersuche, ihm bis zur entscheidenden Stunde ihr traditionelles Wohlwollen zu bewahren. Diese entscheidende Stunde sei jetzt gekommen, wo die Mächte sich über die Neuordnung der Dinge im Orient auszusprechen hätten, und Rumänien hoffe, nachdem es mit den Waffen in der Hand die von ihm proklamierte Unabhängigkeit besiegelt habe, daß es nunmehr für würdig erachtet werde, in die große europäische Familie einzutreten. Es erwarte darum, von den Großmächten in den Stand gesetzt zu werden, seine Mission an der unteren Donau zu erfüllen. Außerdem ersucht die rumänische Regierung die Mächte, daß sie an der künftigen Konferenz einen rumänischen Delegierten zulassen möchten, damit derselbe vor dem europäischen Areopag die neuen Bedürfnisse Rumäniens, die durch die politische Umwandlung entstanden seien, vertreten könne.

Die für Konstantinopel bestimmte Note drückt den Wunsch der rumänischen Regierung nach Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zur Hohen Pforte aus. Sie gibt einen kurzen Rückblick auf die Gründe, durch welche Rumänien in die kriegerische Aktion hineingetrieben worden, spricht anerkennend von dem auf beiden Seiten bewiesenen Heldenmut und Patriotismus und weist dann nach, einerseits, daß ein zu selbständigem Leben sich entwickelndes Rumänien notwendig zur Lösung seines Vasallenverhältnisses gelangen mußte, anderseits, daß mit der spontanen Anerkennung der bereits tatsächlich vorhandenen Unabhängigkeit durch die Türkei zwischen dieser und Rumänien ein Band geschaffen werden würde, welches fester und wertvoller wäre als jenes soeben gerissene, welches nun der Vergangenheit angehöre.

Cogalniceanu hat ferner ein langes Antwortschreiben auf den durch Graf Ignatiew ihm überbrachten Brief des Fürsten Gortschakow verfaßt. Die Verzögerung dieser Antwort entschuldigt er damit, daß er hätte abwarten müssen, bis die kompetenten Staatsgewalten gesprochen, die in so schweren Umständen

Digitized by Google

die einzigen sicheren Wegweiser einer Regierung seien. Dann fährt er fort: „Bien que l'indépendance de notre pays n'ait pas encore obtenu la consécration de l'Europe, nous nous sommes rendu compte, avec ce sentiment profond de dignité d'un peuple qui a conscience de lui-même, qu'aucune partie du sol, proclamé la veille indépendant, ne pouvait être le lendemain, du consentement de la nation, distraite de notre patrimoine. Les propositions du Général Ignatiew ont été d'ailleurs présentées d'une manière si inattendue que tous — Souverain, Ministres et Nation — nous avons été comme frappés d'une douloureuse surprise. Nul ne pensait que la Roumanie, pour prix de ses services, de ses efforts et de ses peines, gagnerait de perdre une portion de son territoire, que l'agrandissement justement espéré dût se convertir en morcellement, et la récompense méritée tourner brusquement à un cruel sacrifice. — Il me souvient, et je reconnais qu'un début de la guerre, avant que nous n'eussions été appelés à un concours militaire effectif, Votre Altesse m'avait parlé d'une retrocession de la Bessarabie en termes généraux. Mais Votre Altesse se rappellera comme moi, qu'Elle n'a même pas posé la question, puisqu'Elle ne m'a pas demandé de réponse. Cette idée, sur laquelle Votre Altesse n'a pas insisté, pouvait dès lors passer pour une simple échappée de conversation, pour une de ces mille hypothèses qui surgissent et tombent, naissent et meurent dans l'espace d'un entretien. — Depuis, et durant un séjour de six mois à Bucarest, toute allusion à ce sujet a été évitée, et Votre Altesse n'a plus touché mot à cet égard, ni au Prince, ni aux Ministres, ni aux hommes politiques, qui, sans s'occuper activement des affaires en ce moment, ne laissent pas de s'en préoccuper toujours.“ Hierauf erwähnt Cogalniceanu die Verheißungen, welche Kaiser und Großfürst im Hauptquartier so oft für die Zukunft Rumäniens gemacht hätten, dessen Stellung als „état belligérant et allié“ sie offiziell anerkannt und bezeugt hätten. Er erwähnt ferner die „généreuses paroles“, die der Kaiser noch im Augenblicke seiner Abreise aus Rumänien in Jassy an ihn gerichtet habe: „Que les Roumains pouvaient dans l'avenir compter, en toute occasion, sur son sympathique et puissant appui.“ Wie furchtbar sei hernach das Erwachen gewesen! Nach den schönsten Träumen sei am Tage der Abrechnung Rumänien vollkommen beiseite geschoben worden! In Kazanlik zu den Verhandlungen nicht zugelassen, sondern nach Petersburg gewiesen, von Petersburg aber auf den General Ignatiew vertröstet, habe es aus dessen Munde endlich sein Schicksal vernommen, und in heftigem und gerechtfertigtem Ausbruche habe sich die empörte öffentliche Meinung Luft gemacht und hätten alle Parteien sich vereinigt, um einstimmig das Ansinnen Rußlands zurückzuweisen! Das Schreiben schließt mit der Bitte, das Kammervotum, das er nicht zu rechtfertigen brauche, denn es sei gerecht, nicht als eine russenfeindliche Manifestation aufzufassen oder als einen „manque de respect à la personne de Sa Majesté l'Empereur“. „Notre attitude passée garantit assez la réalité de ce que nous éprouvons pour le Grand Empire et pour le

Digitized by Google

magnanime Libérateur de l'Orient Chrétien. Nous nous sommes montrés et nous restons des alliés fidèles et loyaux."

Ein am 20. Januar/1. Februar abgefaßter Bericht des Obersten Arion an den Fürsten Carol bedauert, so wenig haben ausrichten zu können. Schon am Vormittage des 19./31. Januar hatte der Oberst indirekt in Erfahrung gebracht, daß die Verhandlungen über alle Hauptpunkte der Friedenspräliminarien abgeschlossen seien, und daß die letzte Zusammenkunft um 5 Uhr nachmittags nur noch den Zweck habe, die neutrale Zone für die Dauer des Waffenstillstands festzusetzen. Nachdem dann auch dieses geschehen, wurde die Einstellung der Feindseligkeiten offiziell verkündet und gefeiert. Am 20. Januar/1. Februar wurde ein Tedeum abgehalten, und beim Großfürsten fand ein Festmahl statt, nach welchem Nelidow aus eignem Antriebe dem Obersten Mitteilung von den Punkten der Friedenspräliminarien machte, welche Rumänien betreffen. Unter den fünf Artikeln der Präliminarien befindet sich einer, der die absolute Unabhängigkeit Rumäniens, Serbiens und Montenegros, sowie eine bedeutende Entschädigung für Rumänien verlangt. Nelidow fügte hinzu, daß Rußland, welches faktisch die Unabhängigkeit Rumäniens anerkannt habe, dies auch von den andern Mächten verlangen werde, ebenso die Notwendigkeit einer Kriegsentschädigung. Wie groß diese sein solle, werde in einer späteren Konferenz, an welcher General Ignatiew und rumänische Delegierte teilnehmen sollten, festgestellt werden. Von den übrigen Friedensbedingungen läßt sich immer noch nichts Sicheres melden, da sie geheimgehalten werden; doch heißt es, daß Bulgarien als tributäres Fürstentum eine autonome Verwaltung unter einem eignen Fürsten erhalten werde; außerdem Schleifung der Donaufestungen und Erzerums, Abtretung von Batum und Kars an Rußland usw.

Der Großfürst Nikolaus sendet dem Fürsten Carol einen aus Adrianopel datierten Brief vom 21. Januar/2. Februar folgenden Inhalts: „Je crois devoir transmettre ci-après à Votre Altesse un exemplaire de la Convention d'Armistice qui a été signée hier entre mes délégués et ceux de la Sublime Porte. Ainsi que je Vous en ai informé précédemment, la conclusion de cet acte n'a pu s'effectuer qu'après l'acceptation par les Plénipotentiaires Ottomans, envoyés à mon Quartier Général, des bases de paix qui m'ont été transmises de St. Pétersbourg. Les intérêts de la Roumanie y trouveront une juste satisfaction par la reconnaissance de son indépendance de la part de la Porte, et par un dédommagement territorial qui lui est assuré en principe. Quant aux détails de ces arrangements, je les ignore entièrement et ne puis qu'engager Votre Altesse de s'adresser au Cabinet Impérial ou bien de s'aboucher avec l'Aide-de-Camp Général Comte Ignatiew, dont l'arrivée au Quartier-Général pour les négociations des Préliminaires de Paix m'est annoncée par Sa Majesté l'Empereur. — Je prierai en attendant Votre Altesse de vouloir bien donner les ordres nécessaires, pour que les stipulations de l'armistice,

Digitized by Google

en tant qu'elles se rapportent à l'Armée Roumaine, soient immédiatement mises à exécution et fidèlement observées. Ainsi toutes les opérations militaires devront être suspendues sans retard, et les Turcs seront autorisés à évacuer les places fortes de Vidin et de Belgradjik, qui auront à être occupées par nos troupes. Je prie en conséquence Votre Altesse de vouloir bien faire occuper provisoirement ces places par les détachements de troupes roumaines aux conditions énoncées dans la Convention d'Armistice. — Heureux d'une pareille issue de cette guerre, où une confraternité d'armes a établi des liens nouveaux entre la Russie et la Roumanie, je m'empresse de Vous offrir, Monseigneur, mes très sincères félicitations, et d'y ajouter l'expression des vœux chaleureux qu je ne cesse de former pour le bonheur de Votre Altesse et la prospérité de la Roumanie."

Den 8./20. Februar schreibt Fürst Karl Anton von Hohenzollern dem Fürsten Carol: „Mehr als je bin ich geistig in Deiner Nähe, angesichts der schweren Krisis, welche Dynastie und Land Rumäniens in diesem Augenblick zu bestehen haben. Solange Du jenseits der Donau und vor Plewna standest, war ich weniger besorgt als jetzt, denn an der Spitze einer tapferen Armee kann auch der Fürst eines kleinen Landes der schlimmsten Lage gewachsen sein, während er in den Kämpfen am grünen Tische immer Gefahr läuft, als der schwächere Teil vergewaltigt zu werden! Wenn es auch erklärlich ist, daß Rußland sich von allen Konsequenzen des Pariser Friedens lossagen möchte, so ist doch kaum verständlich, daß es einem Lande eine Demütigung zufügen will, welches mit Gut und Blut ihm treulich ausharrend zur Seite stand. Die Haltung der rumänischen Kammern gegen den russischen Anspruch auf Abtretung des durch feierliche Staatsverträge einverleibten Donau-Bessarabiens war eine würdige und gebotene, konnte indessen nur einen moralischen Druck ausüben, weil materieller Widerstand ja Unvernunft gewesen wäre. Wie die politischen Verhältnisse heute liegen, ist für Rumänien nirgends Aussicht auf Unterstützung vorhanden. Rußland wird infolgedessen alles erreichen, was es will, und jedermann wird es begreiflich finden müssen, wenn Rumänien, um sich nach der russischen Seite hin seine völlige Unabhängigkeit zu erringen, dem Unvermeidlichen sich fügt. Das angebotene Stück der unproduktiven Dobrudscha ist zwar kein Ersatz für die Abtretung Bessarabiens, aber immerhin annehmbar, wenn Küstendsche mit in den Tausch fällt, ja, die Erlangung dieses Hafens am Schwarzen Meer wäre vielleicht von größter Bedeutung für die Zukunft des aufblühenden rumänischen Handels! Conditio sine qua non für die Einverleibung eines rechtsufrigen Landstrichs muß aber die Schleifung der Donaufestungen sein, denn ein autonomes Bulgarien bedarf an seiner Nordgrenze keines Festungsschutzes, während bei veränderter und verschobener Zeitlage diese Festungen für Rumänien sogar eine Gefahr bilden

Digitized by Google

würden, da sie in Kriegszeiten zu ebenso vielen Ausfallstoren werden könnten. Für Dich handelt es sich jetzt lediglich darum, ehrenhaft und gekräftigt aus der Krise hervorzugehen, unabhängig nach innen, namentlich aber nach außen, emanzipiert von jedem Protektorat, unter welcher Form es sich auch geltend machen dürfte, und rein unter die hoffentlich wiederkehrende Garantie des europäischen Staatsrechts gestellt ..."

Den 9./21. Februar antwortet Fürst Carol seinem Vater:

„Wir leben in einer Aufregung und Sorge, die selbst den Stärksten aufreiben könnte; ich bin von Geschäften erdrückt und habe fast weniger unter all den Strapazen und Entbehrungen des furchtbaren Krieges gelitten als unter der jetzigen Zeit. Die bessarabische Frage hat hier eine ungeheure Aufregung hervorgerufen; wir müssen bei den Protesten alles vermeiden, was Rußland verletzen könnte. Doch durfte ich persönlich nicht unterlassen, Ignatiew zu sagen, daß mich die Absicht Rußlands, seinem Alliierten ein Stück seines Landes zu nehmen, sehr befremden müsse, und daß die in Aussicht gestellte Kompensation wenig Eindruck auf mich mache; die Unabhängigkeit hätten wir uns mit unserem Blute erkauft und verdanken sie demnach uns allein. Nach dieser Unterredung mit Ignatiew machte ich brieflich den Kaiser Alexander und einige Tage später auch den Kaiser Wilhelm auf meine schwierige Lage und die Aufregung im Lande aufmerksam und habe noch keine Antwort. Vor einigen Tagen kamen die jungen Großfürsten hier durch und dejeunierten bei uns. Nach ihrer Abreise sandte ich dem Kaiser eine Depesche, welche mit den Worten schloß: „Je compte sur Votre Majesté dans ces moments difficiles." Am nächsten Tage bekam ich eine herzliche Antwort, die folgendermaßen endigte: „Que Dieu nous vienne en aide pour éviter de nouvelles complications." Danach wäre die Situation keineswegs heiter. Ich bin zwar überzeugt, daß der Krieg definitiv zu Ende ist, die Unterhandlungen resp. die Konferenz werden sich aber so in die Länge ziehen, daß man monatelang in der größten Ungewißheit leben wird. Was unsre Frage betrifft, so glaube ich nicht, daß wir uns Illusionen machen dürfen; Rußland wird uns unter stillschweigender Zustimmung Europas die bessarabischen Distrikte nehmen; ich aber werde zuvor alle Mittel versuchen, namentlich beim Kaiser Alexander, der in dieser Sache sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat. In St. Petersburg ist man gegen uns aufgebracht, da man von Rumänien einen so energischen Widerstand nicht erwartet hatte. Unser nächstes Augenmerk haben wir auf die baldige und vollständige Räumung des Landes durch russische Truppen gerichtet. Da jedoch die Okkupation Bulgariens zwei Jahre dauern wird, so wird die russische Heeresleitung es als selbstverständlich ansehen, daß ihre Etappenstraße durch Rumänien geht ...

„Deine lieben Briefe mit ihrer klaren, richtigen Auffassung der Dinge haben mir große Freude bereitet. Deine Ansichten stimmen vollkommen mit den meinigen überein. In diesem Kriege konnten wir keine andre Haltung annehmen als die, welche wir gehabt haben, um unser Prestige zu wahren und unsre militärische

Digitized by Google

Kraft zu zeigen. Die Anerkennung unsrer Unabhängigkeit seitens der Großmächte und der Türkei haben wir durch identische Noten verlangt. Ich weiß nicht, warum die Mächte zögern, dieselbe auszusprechen; Italien ist darin liberaler, und ich sehe in der Absendung einer italienischen Mission eine indirekte Anerkennung . . ."

Den 12./24. Februar sind die rumänischen Truppen in Widin und Belgradjik eingerückt, und die Türken haben sich beeilt, allen ihren Wünschen auf das zuvorkommenste zu begegnen. Zwischen Isset-Pascha und General Manu, im Namen des rumänischen Oberkommandos, wurde am 11./23. Februar Militärkonvention abgeschlossen.

Am 19. Februar/3. März telegraphiert der Großfürst Nikolaus aus San Stefano dem Fürsten Carol: „C'est avec joie et plaisir que je T'annonce que la Paix vient d'être signée." — Auch General Ignatiew kündigt den Abschluß der Friedensverhandlungen telegraphisch dem Fürsten und dem Ministerpräsidenten Bratianu an.

Von den Bedingungen dieses Friedens verlautet noch nichts.

Der russische Generalkonsul Baron Stuart übermittelt dem Minister des Aeußern Cogalniceanu eine Abschrift des folgenden Telegramms, worin der Großfürst Nikolaus seinem kaiserlichen Bruder den Abschluß der Friedensverhandlungen mitteilt: „J'ai le bonheur de féliciter Votre Majesté à l'occassion de la Signature de la Paix. Le Bon Dieu a voulu permettre que la grande œuvre entreprise par Votre Majesté soit couronnée le jour de l'émancipation des paysans. A cette date Vous avez consommé la délivrance des Chrétiens du joug des Ottomans."

Am 20. Februar/4. März antwortet Fürst Carol dem Großfürsten nach San Stefano; er enthält sich dabei jeder Aeußerung über das Verhältnis Rumäniens zu dem ohne seine Mitwirkung zustande gekommenen Frieden: „Je Te remercie pour Ton aimable communication de la Signature de la Paix. Accepte, je Te prie, mes sincères félicitations et les vœux que je forme pour que cette paix soit heureuse et durable pour la Russie!"

General Ghika hat wiederum eine Unterredung in der bessarabischen Frage mit dem Reichskanzler Fürsten Gortschakow gehabt, der ihm versicherte, daß es für Rumänien vollkommen überflüssig sei, sich zu beschweren und Klage zu führen; die Rückgewinnung der drei bessarabischen Distrikte sei des Kaisers unerschütterlicher Wille. Rußland wolle hierüber direkt mit Rumänien unterhandeln; wenn aber letzteres nicht nachgebe, würde Rußland ihm das fragliche Gebiet einfach entreißen, ohne jede Kompensation. Eine andre Wahl habe Rumänien nicht, da ein Versuch bewaffneten Widerstandes vergeblich und für die nationale Existenz Rumäniens gefährlich sein würde. Was übrigens den Art. 2 der Konvention vom April 1877 angeht, auf den Rumänien sich, da er ihm die Integrität seines Besitzstandes zusichert, in der bessarabischen Frage

Digitized by Google

beruft, so hat Fürst Gortschakow dem Fürsten Ghika folgende eigenartige Auslegung gegeben: In diesem Artikel habe Rußland, als es die Konvention angesichts eines mit der Türkei zu führenden Krieges geschlossen, nur dazu sich verpflichtet, der Türkei gegenüber Rumäniens Besitzstand zu gewährleisten; auf Rußland selber und sein Verhältnis zu Rumänien beziehe sich der Artikel nicht; Rußland habe sich durch ihn in seinen eignen Ansprüchen durchaus nicht gebunden noch zu irgend etwas verpflichtet.

Endlich ist der Wortlaut des Friedensvertrages von San Stefano am 9./21. März zur Kenntnis der rumänischen Regierung gelangt durch eine Nummer des „Journal de Saint Pétersbourg", welche General Ghika seiner Regierung übersendet hat.

Der einzige Artikel dieses Vertrages, der sich direkt auf Rumänien bezieht, ist der Art. V: „La Sublime Porte reconnaît l'Indépendance de la Roumanie, qui fera valoir ses droits à une indemnité à débattre entre les deux parties. Jusqu'à la conclusion d'un Traité direct entre la Turquie et la Roumanie, les sujets roumains jouiront en Turquie de tous les droits garantis aux sujets des autres Puissances."

Die ersten vier Artikel beschäftigen sich mit Montenegro und Serbien; beide erhalten ihre Unabhängigkeit und Grenzerweiterungen.

Die Art. VI und VII bestimmen, daß Bulgarien ein tributpflichtiges autonomes Fürstentum mit christlicher Regierung und nationaler Miliz wird; seine Grenzen sollen durch eine türkisch-russische Kommission festgesetzt werden.

Art. VIII handelt über die Besetzung Bulgariens:

„L'armée ottomane ne séjournera plus en Bulgarie, et toutes les anciennes forteresses seront rasées aux frais du Gouvernement local. La Sublime Porte aura le droit à sa guise du matériel de guerre et d'autres objets appartenant au Gouvernement Ottoman, et qui seraient restés dans les forteresses du Danube déjà évacuées en vertu de l'armistice du 19/31 Janvier, ainsi que de ceux qui se trouveraient dans les places fortes de Schoumla et de Varna.

„Jusqu'à la formation complète d'une milice indigène suffisante pour le maintien de l'ordre, de la sécurité et de la tranquillité, dont le chiffre sera fixé plus tard par une entente entre le Gouvernement Ottoman et le Cabinet Impérial de Russie, des troupes russes occuperont le pays et prêteront main-forte au Commissaire en cas de besoin. Cette occupation sera limitée également au terme approximatif de deux annés.

„L'effectif du corps d'occupation russe, composé de 6 divisions d'infanterie et de 2 de cavalerie, séjournera en Bulgarie, après l'évacuation de la Turquie par l'Armée Impériale, n'excédera pas 50000 hommes. Il sera entretenu aux frais du pays occupé. Les Troupes d'Occupation Russes en Bulgarie conserveront leurs communications

Digitized by Google

avec la Russie non seulement par la Roumanie, mais aussi par les ports de la Mer Noire, Varna et Bourgas, où elles pourront organiser, pour la durée de l'occupation, les dépôts nécessaires.

Die Art. XII und XIII handeln von der Schleifung der Donaufestungen, den Rechten der Internationalen Kommission der unteren Donau und der Wiederherstellung der Schiffahrt an der Sulinamündung.

Art. XIX handelt von der an Rußland zu entrichtenden Kriegsentschädigung von 1410000000 Rubel.

Infolge des „embarras financiers de la Turquie" bewilligt der Kaiser von Rußland „à remplacer le payement de la plus grande partie des sommes énumérées par les cessions territoriales suivantes: a) Le Sandjak de Toultcha, c'est-à-dire les districts de Kilia, Soulina, Mahmoudié, Isaktcha, Toultcha, Matchine, Babadagh, Hirsova, Kustendjé et Medjidié, ainsi que les Iles du Delta, et l'Ile des Serpents. Ne désirant pas s'annexer ce territoire et les Iles du Delta, la Russie se réserve la faculté de les échanger contre la partie de Bessarabie détachée par le Traité de 1856 et limitée au midi par le Thalweg du Bras de Kilia et l'embouchure de Stary-Stamboul. La question du partage des eaux et des pêcheries devra être réglée par une Commission russo-roumaine dans l'espace d'une année après la ratification du Traité de Paix. b) Les territoires situés en Asie: Ardahan, Kars, Batum, Bajazet et le territoire jusqu'à Jaganlugh; c) les territoires mentionnés dans les paragraphes a) et b) sont cédés à la Russie comme équivalant de la somme de 1100000 Roubles.

Den 21. März/2. April teilt Cogalniceanu dem Fürsten Carol folgenden Bericht des Generals Ghika aus Petersburg mit: Fürst Gortschakow hatte denselben zu sich bitten lassen und ihn mit der Frage empfangen: „Ist es wahr, daß die rumänische Regierung gegen den Art. VIII des Vertrages von San Stefano (Etappenstraße durch Rumänien, zur Verbindung der in Bulgarien verbleibenden Okkupationstruppen mit Rußland) zu protestieren gedenkt? Wenn der Kaiser, der schon wegen Ihrer Haltung in der bessarabischen Frage gegen Sie eingenommen ist, erführe, daß Rumänien einen derartigen Protest wirklich erhoben hätte, dann würde seine Geduld reißen. Er hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, damit Sie es Ihrer Regierung mitteilen, daß, wenn Sie die Absicht hätten, gegen den erwähnten Artikel zu protestieren oder sich ihm zu widersetzen, er Rumänien besetzen und die rumänische Armee entwaffnen lassen würde." — General Ghika entgegnete, die rumänische Regierung und mit ihr das ganze Land finde, daß dieser Artikel die Rechte und die Würde Rumäniens verletze. Nicht mit der Türkei, die nichts über Rumänien zu bestimmen habe, sondern mit Rumänien selbst hätte Rußland sich über diesen Punkt verständigen müssen; das sei nicht geschehen, und daraus gehe hervor, daß Rußland die mit Rumänien abgeschlossene April-Konvention für abgelaufen ansehe. Anstatt sich nun mit der rumänischen Regierung in Unterhandlungen über die Verlängerung der Konvention

Digitized by Google

einzulassen, habe die kaiserliche Regierung nur mit der Türkei verhandelt. — Fürst Gortschakow erwiderte: Sich weiter mit Rumänien einzulassen, daran sei Rußland durch die in der letzten Zeit angenommene Haltung Rumäniens verhindert worden; Rußland müsse aber auf dem freien Durchzuge durch das Land bestehen, und die Erklärung des Kaisers sei kategorisch.

Fürst Carol gibt Cogalniceanu den Befehl, dem General Ghika sofort zu telegraphieren, daß er dem Fürsten Gortschakow sagen möge, der Fürst von Rumänien könne nicht annehmen, daß jene Drohungen vom Kaiser ausgingen, und seine Antwort laute dahin, daß eine Armee, welche vor Plewna unter den Augen Kaiser Alexanders II. gekämpft, sich wohl vernichten, aber nicht entwaffnen ließe.

Den 23. März/3. April telegraphiert General Ghika, daß v. Jomini, den er eben gesehen, ihm mitgeteilt habe: Fürst Gortschakow habe sich geirrt oder den Kaiser falsch verstanden, wenn er nur von einer eventuellen Besetzung Rumäniens und Entwaffnung der rumänischen Armee gesprochen; der Kaiser gedenke beide Maßregeln ins Werk zu setzen, und zu diesem Zwecke seien die russischen Truppen in Rumänien schon verstärkt worden.

Den 24. März/4. April empfängt Fürst Carol den Baron Stuart und sagt ihm, was er auch schon dem General Ghika nach Petersburg hat telegraphieren lassen: Die rumänische Armee werde ihre Pflicht ebensogut in dem gegenwärtigen Augenblicke wie auf den Schlachtfeldern Bulgariens zu erfüllen wissen! Der Fürst aber könne nicht annehmen, daß diese Drohung vom Kaiser selbst ausgegangen sei, da derselbe nicht eine Armee werde entwaffnen wollen, die sich unter seinen Augen so tapfer geschlagen, und die er dafür mit mehreren Hunderten St.-Georgs-Kreuzen ausgezeichnet habe! Der Baron möge dies seiner Regierung berichten, zugleich aber auch, daß es der aufrichtige Wunsch und die Hoffnung des Fürsten sei, zu einer Verständigung und zur Wiederherstellung der herzlichen Beziehungen zu Rußland zu gelangen, wozu das beste Mittel beiderseitiges Entgegenkommen sein würde.

Fürst Carol unterschreibt am selben Tage ein Dekret, welches die Stiftung seines stählernen Erinnerungskreuzes an den Donauübergang „Trocerea Dunarei 1877“ verfügt, und auf dem Revers die Chiffre des Fürsten zeigt. Es soll nur vom Fürsten Carol verliehen werden an alle, die unter dem Kommando des Fürsten Carol als Kombattanten oder Nichtkombattanten am Feldzuge von 1877/78 jenseits der Donau teilgenommen haben, folglich nicht nur an das rumänische Heer, sondern auch an alle russischen Truppen, die unter dem Oberbefehl des Fürsten an der Belagerung von Plewna teilgenommen haben.

Die drohenden Aeußerungen des Fürsten Gortschakow gegen Rumänien sind durch Indiskretion nicht nur in den rumänischen Kammern, sondern durch ganz Europa bekannt geworden. Die Presse nimmt allgemein Partei für Rumänien gegen Rußland.

Den 29. März/10. April wird Baron Stuart vom Fürsten empfangen und

Digitized by Google

legt ihm ein Telegramm des Fürsten Gortschakow vor, nach welchem Rußland eine neue Militärkonvention mit Rumänien abzuschließen bereit ist. Fürst Carol hält sich diesem Anerbieten gegenüber gänzlich reserviert.

Den 4./16. April hat General Ghika der russischen Regierung eine Protestnote Rumäniens über die russischen Truppenansammlungen in Rumänien übergeben.

Am 7./19. April überbringt Baron Stuart dem Fürsten Carol folgenden Brief des Kaisers Alexander, der aus St. Petersburg vom 1./13. April datiert ist: „J'ai déjà répondu par le télégraphe à Votre lettre du 24 Février. Mais je tiens à Vous réitérer par écrit combien je suis sensible à Vos paroles affectueuses et l'intérêt constant et cordial que je Vous porte ainsi qu'à la Princesse Elisabeth. Les relations pénibles créées par les procédés de Vos ministres ne sauraient l'altérer. Je regrette d'avoir dû leur faire pressentir les mesures éventuelles auxquelles leur manière d'agir pourrait m'obliger. Vous ne doutez certainement pas combien je me félicitais de pouvoir m'en dispenser. Ce n'est pas dans cette voie que je voudrais voir placées des relations traditionnellement amicales, cimentées par notre confraternité d'armes, et je suis certain que personnellement Vous partagez mes sentiments. Je comprends le désir de Votre Gouvernement de régulariser par un arrangement spécial les rapports que nécessiterait la prolongation du séjour de mon armée au-delà du Danube. Mais la Paix n'est pas encore définitive, et nos Conventions n'ont par conséquent pas cessé d'être en vigueur. Vous comprendrez aussi certainement qu'il m'est impossible de laisser planer la moindre incertitude sur les communications et l'approvisionnement de mes troupes. Un arrangement amical entre nos deux Gouvernements eût facilement pu régulariser les choses en vue de la situation nouvelle que créerait la paix définitive. Je suis tout disposé à m'y prêter, et j'ai en conséquence ordonné l'envoi à Bucarest d'un fonctionnaire spécial, qui sera chargé de s'en expliquer avec Vos ministres. Je serai charmé de voir s'établir une entente et je crois qu'elle serait plus dans les intérêts de la Roumanie que la tension actuelle de vos relations. J'espère que Vous y apporterez Votre concours, et Vous pouvez être assuré du mien. Veuillez Vous charger de mes amitiés pour la Princesse Elisabeth et croyez à ma sincère et invariable affection. — Alexandre."

Den 7./19. April telegraphiert Cogalniceanu an die Vertreter Rumäniens im Auslande, daß der Rückmarsch des russischen Heeres durch Rumänien zu einer wahren Besetzung des Landes geführt, und daß die immer häufiger werdenden Konflikte zwischen russischen Militärbehörden und rumänischen Verwaltungsorganen tiefe Verstimmung und Beunruhigung in der Bevölkerung hervorgerufen hätten. Zu gleicher Zeit hat er eine Zirkularnote den diplomatischen Vertretern übersandt über die durch Rußlands Uebergriffe entstandene Gefährdung des Handels auf der Donau, mit der Weisung, die Aufmerksamkeit der Regierungen hierauf zu lenken.

Digitized by Google

General Ghika meldet aus Petersburg, daß man ihm daselbst folgende Aufklärung über die russischen Truppenansammlungen in Rumänien gegeben habe: Da Rumänien gegen den Art. VIII des Vertrags von San Stefano protestiert habe, müsse Rußland schon jetzt seine Maßregeln treffen, damit seine Verbindungen mit den in Bulgarien stehenden Truppen nicht abgeschnitten würden. Auf General Ghikas Einwurf, daß dieses Argument schwer aufrechtzuerhalten sei, habe man ihm erwidert, diese Sicherheitsmaßregeln seien ebensosehr gegen Oesterreich-Ungarn wie gegen Rumänien gerichtet, da Oesterreichs Haltung anfange zweideutig zu werden, und es könnte eines Tages Rumänien die Hand reichen; wenn daher die militärischen Maßnahmen Rußlands Rumänien beunruhigten, brauche letzteres nur eine Konvention von zweijähriger Dauer mit Rußland abzuschließen.

Cogalniceanu fordert darauf Ghika auf, behufs mündlicher Besprechung nach Bukarest zu kommen. Er möge aber vor seiner Abreise in Petersburg noch einmal erklären, daß in Rumänien Regierung, Kammern und Nation gegen die Besetzung des Landes durch russische Truppen protestieren, und daß man um so geringere Hoffnung auf eine neue Konvention setze, als ja die erste vom vorigen Jahre schon vor ihrer Ratifikation durch die Kammern von den Russen verletzt worden und bisher ein toter Buchstabe geblieben sei.

General Ghika telegraphiert, daß Fürst Gortschakow ihn in Abschiedsaudienz empfangen und beauftragt hat, der rumänischen Regierung Ruhe und Mäßigung anzuempfehlen, da seiner Ansicht nach die Spannung sich beseitigen lasse; er rate Rumänien, so bald wie möglich eine neue Durchzugskonvention mit Rußland abzuschließen. Auf die rumänische Protestnote gegen den Art. VIII des Vertrags von San Stefano werde die kaiserliche Regierung durch ihren Vertreter in Bukarest antworten.

Den 8./20. April feiert Fürst Carol seinen neununddreißigsten Geburtstag. Die Kammern begeben sich in corpore ins Palais, um ihm zu dem doppelten Jahrestage, seiner Geburt und seiner Fürstenwahl, zu gratulieren. Im Namen des Senats spricht D. Bratianu, im Namen der Kammer C. A. Rosetti. Der Fürst drückt in seiner Antwort die feste Ueberzeugung aus, daß unter Beihilfe aller es gelingen werde, das Land durch die gegenwärtige ernste Krisis zu führen.

Den 10./22. April hat Fürst Carol einen Brief aus Sigmaringen vom Fürsten Karl Anton vom 1./18. April erhalten: „Eine Verwirrung wie die, in welcher die heutige politische Lage sich befindet, ist in der Geschichte beinahe unerhört: auf der einen Seite Hinterlist, auf der andern Seite Unentschlossenheit und Mutlosigkeit — dazwischen die bedauerlichste Unklarheit und absolute Scheu, Farbe zu bekennen und entschieden zu handeln! Rumänien allein hat bei dieser Konfusion gewonnen, indem es sich nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch die Achtung Europas erzwungen hat, und wenn das auch bis jetzt nur ein moralischer Gewinn ist, so ist zu bedenken, daß nur der Staat, welcher auf moralischer Basis steht, die Zukunft für sich hat.

Digitized by Google

Ich gehöre zu den seltenen Ausnahmen, welche in der äußerst kritischen Situation Rumäniens dennoch einen hoffnungsvollen Lichtpunkt erkennen, vorausgesetzt freilich, daß folgende durchaus nötige Bedingungen erfüllt werden: das ist die Mäßigung der Kammern, welche ihren Ausdruck in der völligen Unterdrückung des Parteigetriebes finden sollte, dann die Anerkennung des Unvermeidlichen, daß nämlich die unter der Zustimmung der Pariser Traktatmächte erfolgte Abtretung des rumänischen Bessarabiens nie und nimmermehr rückgängig gemacht werden kann, und das Bestreben, mit Rußland einen „modus vivendi" zu finden. Letzteres wird zwar gegen die berechtigte Nationalempfindung verstoßen, gehört aber zu jenen schweren Opfern, welche im Interesse der Selbsterhaltung und gesunden Fortentwicklung zu bringen sind. Ueber moralische Proteste hinauszugehen, würde eine große Gefahr in sich schließen, weil nicht zu erkennen ist, ob die Großmächte nicht etwa bereit wären, Rußland um den Preis des Friedens noch größere Konzessionen zuzugestehen. Wo so viele europäische Interessen sich unmittelbar berühren wie bei der orientalischen Frage, da ist es nicht schwer, auf Kosten eines minder wichtigen Staates sich zu verständigen ... Die Ueberschwemmung Rumäniens durch russische Truppen sollte von Europa auf das ernsteste mißbilligt werden, da dieselbe nicht allein für Rumänien eine Bedrohung bedeutet; das Schweigen der Großmächte scheint aber für Rumänien ein Fingerzeig zu sein, daß es auf Einigkeit und ihr eventuelles Einschreiten nicht zu rechnen haben wird. Das gewalttätige Vorgehen Rußlands in bezug auf Konzentration und Dislozierung seiner Truppen in Rumänien sollte in die Form einer Vereinbarung gebracht werden, um wenigstens den Schein des Rechts zu retten. Wenn je, so heißt es hier „faire bonne mine à mauvais jeu"; das Unvermeidliche, wenn es noch so drückend ist, geht auch endlich vorüber, und aus momentanen Kalamitäten entsprießt oft sogar eine gedeihliche Frucht. Obwohl es zweifellos scheint, daß die brave rumänische Armee von der russischen Uebermacht nichts mehr zu besorgen hat, so ist doch deren Konzentrierung in der Kleinen Walachei eine durchaus kluge Maßregel, denn gegenüber der russischen Haltung müssen alle Berührungen und Begegnungen der beiderseitigen Truppen vermieden und der Funke vom Pulverfaß ferngehalten werden. Die russische Drohung mit Entwaffnung des rumänischen Heeres gehört hoffentlich zu den überwundenen Standpunkten; an und für sich wäre aber ihre Ausführung ein eminenter politischer Fehler, weil Rußland dadurch die noch schwankenden Mächte in die schroffste Gegnerschaft hineintreiben würde. Dein Wort in dieser Beziehung war zur rechten Zeit gesprochen, ein echtes Hohenzollernwort, welches zündend auf die öffentliche Meinung gewirkt und Dir allgemeine Sympathien eingetragen hat. Also, wie schon gesagt, **Rußlands Vorgehen hat den unschätzbaren Erfolg gehabt, Rumänien aus seiner Isolierung und Vergessenheit zu ziehen; man beschäftigt sich mehr mit Rumänien als mit dem Lose der Türkei, und das ist ein moralischer Gewinn ...**"

Den 17./29. April wird der Geburtstag des russischen Kaisers in Bukarest festlich begangen. Auf der Metropolie findet ein Tedeum statt, dem auf Befehl

Digitized by Google

des Fürsten außer den Ministern auch alle diejenigen Offiziere des rumänischen Heeres beiwohnen, die im Besitze russischer Orden sind. Nach dem Tedeum empfängt der Fürst die in Bukarest anwesenden russischen Generale. — Das Fürstenpaar sendet dem Kaiser folgende Glückwunschdepesche: „A l'occasion de l'anniversaire de la naissance de Votre Majesté, Elle nous permettra de Lui exprimer nos vœux les plus sincères pour Son bonheur, ainsi que pour celui de Son Auguste Famille. Nous avons été bien touchés du souvenir affectueux que Votre Majesté nous témoigne, et nous n'avons comme Elle qu'un désir, celui de voir la Paix se rétablir le plus tôt possible. Que Dieu protège Votre Majesté!" — Der Kaiser dankt umgehends auf das wärmste für die Glückwünsche.

Großfürst Nikolaus, der zum Feldmarschall ernannt ist, kehrt nach Rußland zurück und teilt dies dem Fürsten in folgender Depesche, datiert aus Pera, den 18./30. April, mit: „Relevé du commandement de l'armée à cause de l'état de ma santé, il m'est agréable de me souvenir de nos rapports personnels et du temps que nous avons passé ensemble. Je T'en remercie sincèrement et Te prie de transmettre mes remercîments et mon bon souvenir à Ton armée. — Nicolas."

Den 19. April/1. Mai telegraphiert Fürst Carol dem Großfürsten nach Odessa: „Ton aimable dépêche m'a vivement touché. Tous mes vœux T'accompagnent à Ta rentrée en Russie après cette longue et pénible absence. Le souvenir des soucis et des joies que nous avons traversés en commun, me sera à jamais précieux. Je communiquerai à mon armée Tes gracieuses paroles. Elisabeth se joint à moi pour Te serrer amicalement la main."

Den 20. April/2. Mai hat infolge der fortwährenden Drohungen Rußlands und des Vorrückens der russischen Truppen der Ministerrat unter des Fürsten Vorsitz beschlossen, daß das rumänische Heer eine Defensivstellung an den Karpathen, zwischen Piteschti-Campulung und Tirgowiste, einnehmen solle. Vorher wird der Fürst die Truppen aber noch in ihren alten Standorten inspizieren.

Den 22. April/4. Mai gibt Fürst Carol ein Diner dem General Drenteln und seinem ganzen Stabe, zehn Generalen, an dem auch rumänische höhere Offiziere teilnehmen. General Drenteln spricht bei dieser Gelegenheit dem Fürsten die Hoffnung aus, daß derselbe Bukarest nicht verlassen werde; die Verhandlungen zwischen dem russischen Kommando und der rumänischen Regierung erforderten so oft die staatsmännische Ausgleichskunst des Fürsten. Fürst Carol erwidert aber, daß sein Soldatenherz ihn zu seinen Truppen ziehe.

Den 24. April/6. Mai richtet Cogalniceanu eine neue Note an den Baron Stuart über die russischen Truppenkonzentrationen. Er hebt darin hervor, daß die Durchzugskonvention vom 4./16. April allerdings auch für den Rückmarsch des russischen Heeres in Geltung bleibe, nicht aber für spätere Komplikationen. Was jedoch die Hauptsache sei: der Abmarsch der russischen Truppen aus Rumänien nach der Heimat stehe nicht im Verhältnis zu ihrem Einmarsch aus

Digitized by Google

Bulgarien; die Truppenverschiebungen hätten den Anstrich einer „marche transitoire“ verloren und glichen eher einer „installation quasi-permanente“. So lagere eine Infanteriedivision seit mehr als einem Monat südlich von Bukarest, ohne daß irgendein besonderer äußerer Umstand sie dazu veranlaßt habe. Und sowohl aus Rußland als auch aus Bulgarien kämen täglich Truppenkörper an, die sich nach festgesetztem Plane bewegen. Rumänien könne zu dieser Verletzung seiner Unabhängigkeit und Souveränität nicht mehr schweigen, sondern sehe sich genötigt, zum zweitenmal Einspruch dagegen zu erheben.

General v. Todleben schreibt dem Fürsten Carol aus San Stefano den 23. April/5. Mai: „Ayant été appelé par la volonté de sa Majesté l'Empereur, mon Auguste Maître, au Commandement en Chef de Son armée, je me fais un agréable devoir d'en informer Votre Altesse Sérénissime. Témoin de la belle conduite de la jeune et glorieuse Armée Roumaine, combattant à coté de l'Armée Russe, je me flatte de l'espoir que la mémoire impérissable de ces lauriers cueillis en commun sur le champs de gloire servira toujours de base aux relations futures des deux pays. Pour ma part, les journées mémorables passées sous les murs de Plewna auprès de Votre Altesse et toujours comblé par Sa gracieuse bienveillance resteront à tout jamais le souvenir le plus précieux et le plus agréable de toutes mes campagnes passées.“

Den 29. April/11. Mai reist Fürst Carol abends gegen 6 Uhr mit großer Begleitung nach der Kleinen Walachei ab. Unterwegs, in Chitila, erwies ein rumänisches Bataillon dem einfahrenden Zuge die militärischen Ehrenbezeigungen. Auf der Fahrt nach Titu erblickte der Fürst Kosakenpatrouillen, während die in Titu stehenden Kalaraschenschwadronen ihre Vorposten bis an die Eisenbahnlinie vorgeschoben hatten. Der Zug fuhr aber zwischen beiderseitigen Beobachtungsposten, eine Lage der Dinge, die den Fürsten mit Sorge erfüllte, daß trotz der von ihm erteilten strengen Gegenbefehle die geringste Unvorsichtigkeit einen ernsten Zusammenstoß veranlassen könnte. Seit der russischen Drohung mit der Entwaffnung herrscht eben in der rumänischen Armee eine unleugbare und starke Erbitterung.

Am 30. April/12. Mai in der Frühe erfährt Fürst Carol, daß am Tage zuvor in Berlin ein Attentat gegen den Kaiser Wilhelm verübt worden ist. Der Kaiser ist aber Gott sei Dank nicht verwundet worden. Fürst Carol ist tief erschüttert und telegraphiert sofort dem Kaiser und dem Kronprinzen. Letztere Depesche lautet folgendermaßen: „Auf einer Inspektionsreise in der Kleinen Walachei erhalte ich die mich tief erschütternde Nachricht von dem Attentatsversuche gegen den geliebten Kaiser. Mit freudigem Herzen sende ich Dir meine wärmsten Glückwünsche zur glücklichen Errettung Deines Vaters, den der Allmächtige noch eine lange Reihe von Jahren zur Freude all der treuen Herzen, die für ihn schlagen, erhalten möge.“

Die Inspektionsreise der rumänischen Truppen durch den Fürsten Carol ging von Bukarest nach Piteschti, Slatina, Crajowa nach Turnu-Severin, von wo der Fürst einen kleinen Ausflug nach Vâvcerowa und Adakaleh macht.

Digitized by Google

Sodann fährt er mit dem Dampfer „Szechényi" nach Calafat und Widin, wo er vom russischen Gouverneur Staatsrat Tuholka und dem türkischen Kommissar Fanu-Bei, vom Primar Kyriak Zankow, von Türken und Bulgaren feierlich empfangen wird. Darauf fährt der Fürst nach Calafat zurück und von da nach Crajowa, Curtea de Argesch, Rucav, Campulung und Tirgoviste. — Diese Inspektionsreise des Fürsten Carol, welche vom 29. April/11. Mai bis zum 14./26. Mai dauerte, hatte den Zweck, überall die einzelnen Truppenteile zu inspizieren, um sich persönlich zu überzeugen, ob die Defensivstellungen seiner Truppen genau ausgeführt worden sind, und um weitere Befehle zu geben.

Die politischen Nachrichten, welche dem Fürsten Carol in Tirgoviste zugehen, besagen, daß die Weltlage sich friedlicher gestaltet und der Kongreß zum 16. Juni nach Berlin einberufen sein soll.

Den 15./27. Mai reist der Fürst nach Bukarest ab, wo auf dem Bahnhof ein großartiger Empfang stattfindet.

Am 17./29. Mai schreibt Fürst Carol an General v. Todleben folgenden Brief: „J'ai reçu la lettre par laquelle Vous m'annoncez que Sa Majesté l'Empereur, Votre Auguste Maître, Vous a appelé au Commandement en Chef de Son Armée. La renommée militaire, réunie au noble caractère et aux vues élevées de mon illustre Adjoint au siège de Plevna, ont associé son nom si intimement aux glorieux événements de notre confraternité d'armes, que je n'ai pu accueillir qu'avec la plus vive statisfaction l'annonce du choix qu'a fait Sa Majesté en Votre personne pour ce poste d'honneur. J'éprouve un véritable plaisir à Vous exprimer ces sentiments, qui sont indépendants des titres que Vous avez obtenus à mon estime personnelle. La mémoire des glorieux exploits accomplis sous mes yeux par la vaillante Armée Impériale me sera toujours chère, ainsi que le souvenir de la part qui Vous revient dans l'heureuse issue de cette mémorable campagne. — Veuillez bien agréer, Excellence, les nouvelles assurances de ma sincère amitié. Carol."

(Fortsetzung folgt)

Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung

Von

Ernst Posse

(Schluß)

Die Zeitung als Instrument der öffentlichen Meinung

Wir haben gesehen, daß die Zeitung, wirtschaftlich betrachtet, ein kapitalistisches Erwerbsunternehmen ist; wir haben uns in kurzem Umriß die Beziehungen der Zeitung zum Publikum und zur öffentlichen Meinung klarzumachen gesucht. Es erübrigt noch, die Frage zu beantworten, wie es kommt, daß dieses private Erwerbsunternehmen eine so bedeutende Rolle im öffentlichen Leben spielt, ob

Digitized by Google

und weshalb die Zeitung berufen ist, ein Instrument der öffentlichen Meinung genannt zu werden.

Gehen wir wieder aus von dem unverrückbaren Fundamentalsatz, daß der allgemeine, der redaktionelle Teil der Zeitung ausschließlich den öffentlichen Interessen vorbehalten ist. Nun hört man aber häufig und aus allen Parteilagern die Behauptung, die Angliederung des Anzeigenteils mache den allgemeinen Teil untauglich zur Vertretung öffentlicher Interessen, mache die Zeitung als Instrument der öffentlichen Meinung stumpf und unwirksam. Diese Behauptung kann zutreffen, sie braucht aber nicht richtig zu sein und trifft glücklicherweise für die meisten deutschen Zeitungen nicht zu. Bei ihnen ist vielmehr — wie übrigens auch in England — das gerade Gegenteil der Fall: durch die Angliederung des Anzeigenteils wird die große Zeitung erst wirtschaftlich und politisch unabhängig und dadurch erst befähigt, ein unbestechlicher Hüter und Diener des Gemeinwohls zu sein. Bei einer großen modernen Zeitung decken die Einnahmen aus Abonnement und Einzelverkauf nicht einmal die Hälfte der Herstellungskosten, die andere Hälfte, den Unternehmergewinn und etwa notwendige neue Aufwendungen für den allgemeinen Teil muß der Anzeigenteil hereinbringen. Deshalb datiert auch erst von der Aufhebung des Intelligenzzwanges, von der Angliederung des Anzeigenteils an den allgemeinen Teil der Aufschwung des deutschen Zeitungswesens. Die großen Mittel, die dem Unternehmer aus der neuen Einnahmequelle zufließen, werden zum Teil auf die Vervollkommnung des allgemeinen Teils verwendet. Daß das auch geschieht, dafür sorgt die Konkurrenz und das Bestreben des Unternehmers, durch möglichst weite Verbreitung und möglichst großen Einfluß des allgemeinen Teils seiner Zeitung auf das Publikum, die Wirksamkeit seines Anzeigenteils zu erhöhen. Nun ist ja freilich die verbreitetste Zeitung nicht notwendigerweise die beste Zeitung. Es gibt Zeitungen, die durch die Spekulation auf die Sensationslust und die öffentliche und private Neugier des Publikums eine möglichst große Publizität zu gewinnen suchen, und dann noch obendrein behaupten, sie dienten dem öffentlichen Interesse. So lange das Publikum — denn ich wiederhole: vom Publikum lebt und stirbt die Zeitung — solche Blätter kauft, abonniert und mit Anzeigen speist, liegt die einzige Gewähr dafür, daß die Zeitung ein wirksames Organ der öffentlichen Meinung sei, in der Persönlichkeit des Unternehmers. Ist der Verleger ein Mann von starkem Staatsempfinden und gesundem Sinn für öffentliche Moral, ist er nicht einzig und allein darauf aus, Geld zu verdienen, sondern nur zu verdienen mit den Mitteln, die die ideale Aufgabe der Zeitung ihm an die Hand gibt — und daß damit nicht nur ein anständiges, sondern auch ein gutes Geschäft zu machen ist, zeigen viele deutsche und englische Zeitungen —, so ist das Organ der öffentlichen Meinung in guter Hut. Diese in der Person des Verlegers liegende so wünschenswerte Gewähr dafür, daß die Zeitung ihrem idealen Berufe nicht entfremdet werde, durch irgendwelche staatliche Maßnahmen zu sichern, ist dadurch so erschwert, daß die Gefahr besteht, durch solche Maßnahmen zugleich die Unabhängigkeit der Zeitung zu gefährden. Denn das ist

Digitized by Google

ja das Eigenartige im Zeitungswesen, daß eine Zeitung nur dann der Oeffentlichkeit, dem Staate wirksam zu dienen vermag, wenn sie ein Privatunternehmen bleibt, d. h. wenn sie, unabhängig von Regierung, Partei oder sonstigen Interessenten, nur das tut, was das öffentliche Gewissen ihres Besitzers und seiner Mitarbeiter, der Redakteure, ihr vorschreibt. Wenn aber der privatwirtschaftliche Unternehmer sein Geschäft mit dem allgemeinen, öffentlichen, staatlichen Interesse als dem Rohstoff seines Unternehmens — möchte man sagen — macht, so legt ihm das natürlich auch Pflichten gegen die Allgemeinheit auf, und man wird billigerweise verlangen dürfen, daß er zur Förderung seines privatwirtschaftlichen Interesses nichts in der Zeitung tut, was geeignet wäre, das öffentliche Interesse zu schädigen. Diese Pflicht, gegen die leider oft genug verstoßen wird, ist bisher nur eine platonische Forderung der öffentlichen Moral; wenn aber erst der Staat die richtige Stellung zur Presse gefunden hat, nach der er bis jetzt immer noch tastend sucht, dürfte sich doch vielleicht die Möglichkeit finden, diese Pflicht auch gesetzlich zu erfassen. Bis dahin wird man sich dabei bescheiden müssen, dem Unternehmer immer wieder vor Augen zu führen, daß sein eignes wirtschaftliches Interesse es erfordert, die Zeitung tauglich zu erhalten, der öffentlichen Meinung als wirksames Instrument zu dienen, ihm klarzumachen, daß diejenige Zeitung den einträglichsten Anzeigenteil haben wird, deren allgemeiner Teil am erfolgreichsten die öffentlichen Interessen vertritt. Zu dem Ende wird man vor allem verlangen müssen, daß der Unternehmer eine strenge und reinliche Scheidung zwischen dem allgemeinen Teil und dem Anzeigenteil rücksichtslos durchführt, daß er die beliebten Hinweise auf Anzeigen im allgemeinen Teil ausdrücklich auf die Fälle beschränkt, die öffentliches Interesse haben und daß er zur Entscheidung darüber, was öffentliches Interesse hat, seine Redaktion, und nur diese allein, bevollmächtigt.

Nur so kann es verhindert werden, daß die deutsche Presse auf die tiefe Stufe hinabsinkt, auf der heute die französischen Zeitungen (von einzelnen Ausnahmen abgesehen) angelangt sind. Ueber diese traurigen Zustände in der französischen Presse haben der spätere Justizminister Vallé in einem Bericht über die Panamaenquête und der Abgeordnete Jaurès am 6. April 1911 in der Deputiertenkammer vernichtend geurteilt. Ohne Schminke, aber auch ohne Scham schildert neuerdings Louis Lazarus in den beiden Januarnummern der Revue de Paris diese Gepflogenheit der französischen Presse, das Publikum zu täuschen, indem sie bezahlte Anzeigen in den allgemeinen Teil setzt und sie mit der Form des allgemeinen Interesses umkleidet: „Die Preise für solche Anzeigen und Reklamen," sagt er, „wechseln je nach der Seite, auf der sie stehen sollen. Die Zeile, die auf der achten Seite 6 Franken kostet, kostet auf der zweiten Seite 30 Franken und auf der ersten Seite 40 Franken. Das sind aber nur die Preise für die großen Zeitungen; übrigens hat jedes Blatt seinen Tarif, den es jedem vorlegt, der danach fragt. Wir verzichten deshalb auf nähere Angaben, die für die ärmeren Blätter unvorteilhaft sein würden."

Es wäre ungerecht, nicht auch bei dieser Gelegenheit festzustellen, daß in

Digitized by Google

letzter Linie der große Schuldige an einer solchen Entartung der Presse wiederum das Publikum selbst ist, dasselbe Publikum, das als Masse zusammengeballt, nicht müde wird, die Zeitung zu mahnen, daß es ihre Pflicht sei, öffentliche Interessen, die Interessen der Allgemeinheit zu vertreten, und das, in Individuen aufgelöst, vom Redakteur alsbald einen jener „Hinweise" verlangt und an ihn das schamlose Ansinnen stellt, er möge die Anzeige, daß bei dem Krämer Müller eine Sendung neuer Heringe eingetroffen sei, mit dem Mantel des öffentlichen Interesses umkleiden und im allgemeinen Teil erwähnen. Solche Ansinnen, private Interessen in öffentliche Interessen umzufälschen, treten täglich an jede Zeitung heran, der Zeitungsverlag, das Organ deutscher Zeitungsverleger, wimmelt von Beispielen. Das Publikum, das sie stellt, macht die Zeitung untauglich, ihm, der Allgemeinheit, wirksam zu dienen, beschmutzt also sein eigenes Nest; der Verleger aber, der solchem Ansinnen stattgibt, macht sich der Verletzung seiner öffentlichen Pflichten schuldig, verleitet den Redakteur zur Pflichtverletzung und handelt letzten Endes auch gegen sein eigenes privatwirtschaftliches Interesse.

Der Staat und die Zeitung

Wie stellt sich nun der Staat zur Presse? Man sollte meinen, der Staat müsse ein ganz besonderes Interesse daran zeigen, dieses für ihn so wichtige Hilfsmittel, das allgemeine Wohl zu fördern, lebhaft zu unterstützen. Diese Erkenntnis bricht sich jedoch sehr langsam Bahn; immerhin scheint es, daß wir neuerdings auf dem Wege dazu sind. Der Staat benutzt zwar die Verbreitung der Zeitung, um seine Verordnungen und Gesetze bekannt zu machen, er unterhält wohl auch selbst zu dem Zweck Publikationsorgane, ja er macht die Rechtsgültigkeit seiner Gesetze von der Veröffentlichung in gewissen Zeitungen abhängig. Aber bei den Einzelwesen, die immer und überall mit der Lenkung der Staatswesen betraut sind, ist das Bewußtsein, daß die in der Zeitung ihren Ausdruck findende öffentliche Meinung fast stets die Auflehnung des Gesamtwillens gegen den Einzelwillen ist, offenbar so stark, daß sich daraus ein gegensätzliches, fast feindliches Verhältnis zwischen Staat und Presse entwickelt. Auf der andern Seite sind freilich, wie anerkannt werden muß, leider die Mißbräuche in der Presse und die dadurch hervorgerufenen Schädigungen des Gemeinwohls noch so groß, daß der Staat sich zur Abwehr gezwungen sieht und daß ihm dadurch die Erkenntnis des gemeinen Nutzens der Presse erschwert wird. Und so sind wir denn bei uns zu dem ganz unmöglichen Zustande gekommen, daß die Gesetze und die Gerichte sich weigern, anzuerkennen, daß die Zeitung und der Redakteur öffentliche Interessen vertreten. Sie leugnen also die offen am Tage liegende Wesenheit der Zeitung, um nicht daraus die Folgerung ziehen zu müssen, daß die Zeitung ein gemeinnütziges Institut sei, dem gewisse Vorrechte zuerkannt werden müssen. Und noch mehr: Unsre Richter zwingen den Redakteur, der sich bei Vertretung öffentlicher Interessen eine Beleidigung hat zuschulden kommen lassen und den Schutz des § 193 — die Vertretung berechtigter Interessen — anruft, zu dem unmoralischen Nachweis, daß er seine eignen egoistischen

Digitized by Google

Interessen vertreten habe. Gelingt ihm durch irgendeine Verschiebung oder Verschleierung der Wahrheit dieser Nachweis, so wird er freigesprochen, gibt er aber der Wahrheit die Ehre und erklärt, er habe gar nicht daran gedacht, seine eignen Interessen wahrzunehmen, sondern sei berufs- und pflichtmäßig für die Interessen der Allgemeinheit eingetreten, so wie er es gelernt habe und es täglich tue, dann wird er verurteilt. Das sind Zustände, für die kein Ausdruck stark genug ist. Wer da behauptet, die Zeitung vertrete keine öffentlichen, sondern private Interessen, oder sei nicht dazu da, öffentliche Interessen zu vertreten, der kann mit demselben Recht auch behaupten, die Gerichte seien nicht dazu da, Recht zu sprechen, und der Bäcker backe nicht Brot, sondern Ziegelsteine.

Die Auffassung des Gesetzgebers müßte genau die entgegengesetzte sein; er müßte sich sagen: Der Zeitungsunternehmer macht sein Geschäft mit der Vertretung öffentlicher Interessen. Da er sich nun für sein Geschäft einen Rohstoff ausgesucht hat, der die Gesamtheit, also den Staat, nahe angeht, so kann dieser ihm und seinen Mitarbeitern auch die Pflicht auferlegen, sein Geschäft sauber zu halten oder zum wenigsten so zu führen, daß die Allgemeinheit darunter keinen Schaden leidet. Deshalb ist er oder sein Beauftragter, der verantwortliche Redakteur, zu bestrafen, falls er gegen das Wesen der Zeitung verstoßen und statt öffentliche private Interessen vertreten und dadurch Schaden gestiftet hat. Jedenfalls wäre im geraden Gegensatz zur heutigen Praxis dem Redakteur der Schutz des § 193 zuzubilligen, falls er den Nachweis zu führen vermag, daß er geglaubt hat, öffentliche Interessen zu vertreten, im Interesse des Gemeinwohls zu handeln. Einem also vom Gesetzgeber instruierten Gericht könnte dann ruhig die Entscheidung darüber, was öffentliches Interesse in jedem einzelnen Falle ist, überlassen werden. Denke man sich, so etwa sei die Auffassung — und nur auf die Auffassung kommt es mir an, daraus die entsprechenden Gesetzesvorschläge abzuleiten, bin ich nicht berufen —, so ständen Behörden und Gerichte zur Presse; man ginge bei der Beurteilung der Presse von dem natürlichen, eigentlich selbstverständlichen Gesichtspunkte aus, daß man ihr das Wesen der Zeitung, öffentliche Interessen zu vertreten, zugrunde legte! Welche Aussicht eröffnete sich da für Staat wie Presse! Die bisherigen Konfliktsanlässe fielen weg, denn Staat wie Presse wären sich ja darin einig, daß die Zeitung ein Instrument der öffentlichen Meinung sei, und auch darin, daß Mißbräuche der Presse, Verstöße gegen den Beruf der Zeitung als Mißbrauch der freien Gedankenäußerung gerichtlich zu ahnden sind. Vielleicht könnte man dann sogar dem Unternehmer beikommen, der wider das öffentliche Interesse verstößt, indem er mit der Sensationssucht Geschäfte macht oder als öffentliche Angelegenheiten frisierte Reklamen der Privatwirtschaft in den allgemeinen Teil setzt. Zum wenigsten würde eine solche staatliche Auffassung dem wirtschaftlich schwachen Verleger den Rücken stärken und ihn stützen, wenn er Forderungen des Publikums auf Hinweise und sonstige gegen den Beruf der Zeitung verstoßende Gefälligkeiten abzuweisen hat. Dann wäre auch leicht die in den letzten Jahren so oft behandelte Frage zu lösen, wie man die Persönlichkeit vor dem unbefugten

Digitized by Google

Eindringen der Presse in Privatangelegenheiten schützen und die Unverletzlichkeit des Privatgeheimnisses sichern kann. Wenn man sich nicht weigert, das Wesen der Zeitung darin zu sehen, öffentliche Interessen zu vertreten, so drängt sich die Lösung geradezu auf, daß der verantwortliche Redakteur strafbar ist, wenn er nicht den Nachweis führen kann, daß er geglaubt habe, solche Mitteilungen über Privatangelegenheiten im öffentlichen Interesse machen zu müssen. In dem Sinne haben denn auch Frankreich, Spanien, Portugal, Belgien, Italien und England diese Materie geregelt; ob die Mitteilung erweislich wahr ist oder nicht, bleibt außer Betracht, der Beklagte wird zum Wahrheitsbeweis deshalb gar nicht zugelassen. Der Kommissionsentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch — und das ist einer der Hoffnungsstrahlen, der zu der Annahme berechtigt, daß auch bei uns die Wahrheit auf dem Marsch ist — hat sich der Auffassung dieser Länder angeschlossen.

Die bei uns herrschende falsche Auffassung des Staates über die Presse scheint mir dem Grundirrtum zu entspringen, daß man auf dem Kontinent im Gegensatz zu England in der Preßfreiheit, dem Rechte der freien öffentlichen Meinungsäußerung, lediglich ein Individualrecht, nicht ein Recht der Allgemeinheit, des Volkes sehen will. Als aber die Völker sich auf die Barrikade stellten, bereit, sich um ihre Forderung der Preßfreiheit totschießen zu lassen, da dachten sie sicher nicht daran, dieses Recht irgendeinem Zeitungsschreiber oder irgendeinem federgewandten Bürger X oder Y zu erkämpfen, sondern sie verlangten für sich selbst, für das Volk, für die öffentliche Meinung das Recht, sich unbelästigt und offen zu äußern; sie dachten bei der Zeitung lediglich an das Institut der öffentlichen Meinung, das ihren Wünschen, dem Gesamtwillen im Gegensatz zum Einzelwillen Ausdruck geben sollte. In diesem Sinne trat schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der preußische General v. Thielmann im „Rheinischen Merkur" für Preßfreiheit ein „als das Palladium der Freiheit der Völker und als das schönste Kleinod der errungenen Siege". So betrachtete denn auch die erste französische Republik die Preßfreiheit geradezu als ein Mittel zur Durchführung der Volkssouveränität, und wenn man bei uns wirklich so sehr davon überzeugt wäre, daß die Preßfreiheit nur die Individualmeinung deckt, so hätte man folgerichtigerweise, wie es bekanntlich Napoleon III. getan, die Anonymität in der Presse verbieten und die Namenszeichnung erzwingen müssen. Statt dessen läßt der Staat die Anonymität bestehen und setzt im verantwortlichen Redakteur eine Mittelsperson ein, die ihm dafür haften soll, daß die unpersönliche, anonym auftretende öffentliche Meinung in der Zeitung keinen Unfug treibt.

Schon aus diesen Andeutungen ersieht man, wie eng die so viel angefeindete Anonymität mit dem Wesen der Zeitung als dem Instrument der öffentlichen Meinung verknüpft ist. Sie ist in der Tat gar nicht davon zu trennen. Wäre jeder Artikel mit dem Namen gezeichnet, wie es alle Machthaber verlangen, denen öffentliche Meinung und Presse unbequem sind, so käme in der Zeitung nicht mehr die öffentliche Meinung zu Wort, sondern sie diente dann lediglich dem Recht des Individuums auf freie Meinungsäußerung. Dann würde auch

Digitized by Google

die wichtigste Obliegenheit des Redakteurs, nämlich die, Dolmetsch der öffentlichen Meinung und Beamter der Oeffentlichkeit zu sein, wegfallen, und alle die für das öffentliche Interesse oft so wichtigen Anregungen, die heute aus Furcht vor Strafe und Rache anonym gegeben werden, würden ausbleiben. Selbst im äußeren Bilde der Tageszeitung ist die Anonymität besser zu ertragen als die Namenszeichnung. Stelle man sich einmal vor, daß in einer Zeitung — etwa in der viermal täglich erscheinenden „Kölnischen Zeitung" — immer dieselben Namen wiederkehrten. Das Publikum würde, fürchte ich, sehr bald sagen, daß es den Herrn Schulze oder Müller, der da täglich in der „Kölnischen Zeitung" schreibe, nun nachgerade in- und auswendig kenne, und daß es unerträglich werde, immer wieder das Geschreibsel derselben Leute zu lesen. Wir haben ja eine solche persönliche Zeitung, die ziemlich weit verbreitet ist, den „Tag". Aber obschon der „Tag" keine Partei bevorzugt und sich an die weitesten Kreise wendet, wundert man sich, wie klein verhältnismäßig die Zahl seiner Mitarbeiter ist und wie oft dieselben Namen wiederkehren. Selbst in dieser Zeitung wird man es müde, immer wieder Ergüsse derselben Federn zu lesen, wieviel mehr würde das der Fall sein bei einem mehrmals täglich erscheinenden politischen Blatte, dessen Mitarbeiterzahl durch die politische Richtung, der es folgt, begrenzt wäre. Solche Blätter wie der „Tag" sind ja recht nützlich, solange es gilt, in schwierigen Fragen durch die Diskussion die öffentliche Meinung zu bilden und zu klären; ein Ersatz für die Zeitung als Mundstück der unpersönlichen öffentlichen Meinung werden sie aber nie werden. Deshalb wird meines Erachtens auch der Versuch, die Namenszeichnung in Nachahmung — der in längeren Zwischenräumen erscheinenden Zeitschriften, wo sie berechtigt ist —, auf die Tageszeitung zu übertragen, bei uns nicht durchdringen.

Dem Redakteur fallen in der Zeitung ganz andre Obliegenheiten zu als die, täglich seinen Namen unter seine Artikel zu setzen. Er ist oder soll sein der Vertrauensmann und der Dolmetsch der öffentlichen Meinung; ihm vertraut sie sich an, er erlauscht, erspäht, errät ihre Empfindungen, und wie der Anwalt den ungelenken Worten seines Klienten, so gibt der Redakteur den oft unklaren Empfindungen der öffentlichen Meinung Form, Farbe und Wirkungskraft. Der Oeffentlichkeit und dem Gesetz dient er in der Person des verantwortlichen Redakteurs als Bürge dafür, daß mit der Preßfreiheit kein Mißbrauch getrieben wird; er und der meist ebenfalls mit seinem Namen auf der Zeitung angegebene Chefredakteur sind auch dafür haftbar, daß unter dem Schutze der Anonymität keine sonstigen Ausschreitungen begangen werden, die der Schreiber mit seinem Namen nicht decken würde, daß z. B. die Polemik in den Formen bleibt, die sie auch haben würde, wenn mir der Gegner Auge in Auge gegenüberstände. Löning meint daher, kraft dieser Funktion sei der Redakteur an die Stelle des früheren Zensors getreten und ein Organ der Selbstverwaltung des Volkes geworden. Man kann in der Tat behaupten, daß der Redakteur ein Diener der Allgemeinheit, ein öffentlicher Beamter im Sinne des § 53 der Strafprozeßordnung sei, denn öffentliche Beamte sind nach Stenglein „alle Personen, die vermöge

Digitized by Google

eines öffentlichen, sei es mittelbaren, sei es unmittelbaren Dienstes, zur Kenntnis von Umständen kommen, auf welche sich die Pflicht zur Amtsverschwiegenheit bezieht". Eine solche Pflicht zur Amtsverschwiegenheit wird bekanntlich von jedem deutschen Redakteur freiwillig anerkannt, nicht nur, weil das ein selbstverständliches Gebot persönlicher Ehrenhaftigkeit ist, sondern auch in der beruflichen Ueberlegung, daß die Anonymität und mit ihr die Aufgabe der Zeitung, Instrument der unpersönlichen öffentlichen Meinung zu sein, hinfällig würden, wenn der Redakteur sich dieser Pflicht der Amtsverschwiegenheit entziehen wollte. Das Gesetz sucht ihn durch den Zeugniszwang dazu zu zwingen, diese Pflicht zu verletzen, und erst neuerdings bei der Reform der Strafprozeßordnung macht man Anstalten, den Redakteur ähnlich wie den Geistlichen, den Arzt, den Anwalt von der Zeugnispflicht zu entbinden. Aber das wird nicht etwa, wie jene berufliche Ueberlegung des Redakteurs es tut und wie es in der Natur der Sache liegt, mit dem Wesen der Zeitung begründet, sondern mit dem schweren Konflikt mit andern Pflichten, in den der Redakteur bei dem Zwang zur Zeugenaussage geraten könnte. Noch im Jahre 1899 hatte die Regierung die Befreiung des Redakteurs vom Zeugniszwang abgelehnt, weil es sich ja bei ihm nicht „um ein vom Staate geschaffenes Vertrauensverhältnis handle" — denn der Wesenheit der Presse verschloß sich ja der Staat bis vor kurzem grundsätzlich —, und in der Kommission für die Reform des Strafprozesses hat man geltend gemacht, der Geistliche, der Arzt und der Rechtsanwalt könnten als Beispiele für die Befreiung des Redakteurs nicht herangezogen werden, bei ihnen sei das Verhältnis eigentlich umgekehrt, weil jenen etwas anvertraut werde, damit sie es verschwiegen, dem Redakteur aber, damit er es verbreite. Ich habe an dieser Stelle[1]) schon früher darauf hingewiesen, daß dieser Einwand insofern richtig ist, als er das Verhältnis kennzeichnet, in dem der Redakteur im Gegensatz zum Geistlichen, Arzt und Anwalt zur Oeffentlichkeit, zur Allgemeinheit steht. Der Geistliche spendet Trost in seelischen, der Arzt Hilfe in körperlichen Nöten, also in Dingen, die ganz privater, individueller Natur sind; auch die Tätigkeit des Rechtsanwalts erstreckt sich nur auf Individuen oder individuelle Interessen. Der Redakteur wird dagegen rein privaten und individuellen Beschwerden kein Gehör geben oder sie doch nur dann verbreiten, wenn das private Interesse, was an sich möglich ist, zugleich ein öffentliches Interesse einschließt. Denn sein Beruf besteht ausschließlich darin, öffentliche Interessen zu vertreten. Gerade dieser Einwand verdeutlicht daher die Tatsache, daß der Redakteur nicht die Vertrauensperson des einzelnen, sondern der Oeffentlichkeit ist oder sein soll, daß er dem Privatmann Verschwiegenheit nur deshalb schuldet, weil er allgemeinen, öffentlichen Interessen zu dienen hat.

Es bleibt eben nichts andres übrig — die Tatsachen zwingen dazu —, als sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß der Redakteur ein Diener der Allgemeinheit, ein Beamter der Oeffentlichkeit ist.

---

[1]) „Deutsche Revue", November 1910.

Digitized by Google

Rückblick und Aussichten

Zum Schluß möchte ich noch einmal zusammenfassen, was ich hier in den Umrissen skizziert habe: Die Zeitung ist ein privatwirtschaftliches Erwerbsunternehmen, das mit öffentlicher Meinung handelt. Der allgemeine redaktionelle Teil ist ausschließlich öffentlichen Interessen, engern oder weitern Gemeinschaftsinteressen, vorbehalten, während der Anzeigenteil dem privatwirtschaftlichen Verkehr nach Angebot und Nachfrage dient. Beide Teile sind innerlich untereinander und aneinander gebunden, weil die Einnahmen aus dem Anzeigenteil es dem Unternehmer erst ermöglichen, den allgemeinen Teil lebensfähig, leistungsfähig und unabhängig zu halten, ihm die Publizität zu geben, deren die Zeitung anderseits bedarf, um die Anzeigen für den privaten Wirtschaftsverkehr wirksam zu machen. Die öffentliche Meinung ist die Aeußerung einer engern oder weitern Gemeinschaft, eines Publikums, über Worte oder Handlungen, die ihm geeignet erscheinen, auf das Gemeinschaftsinteresse dieses Publikums Einfluß zu üben. Sie kommt, nachdem solche Worte oder Handlungen, meist durch die Presse, bekannt geworden sind, zustande durch Besprechung von Mund zu Mund, durch Versammlungen, durch die Verhandlung der Parlamente, vor allem aber durch die Presse, sei es durch eine klärende Diskussion, sei es, daß die Zeitung, die öffentliche Meinung belehrend und leitend, alsbald der Meinung ihres Publikums Ausdruck gibt. Zu dem Zweck konstruiert sich der Redakteur sein Ideal von öffentlicher Meinung nach den Normen, die er zur Förderung des Gemeinschaftsinteresses, dem die Zeitung dient, für die richtigen hält. Er wird damit der Dolmetsch, der Wortführer der öffentlichen Meinung.

Da nun weder Zeitungsverleger noch Redakteure Idealmenschen sind, es auch ein Publikum von Idealmenschen nicht gibt, so kommt es vor, daß Zeitungen gegen ihren Beruf verstoßen, private Interessen für öffentliche Interessen ausgeben und, um größere Publizität zu erzielen, den üblen menschlichen Instinkten schmeicheln. Da solche Zeitungen das Gemeinwohl mehr schädigen als fördern, ist der Staat berechtigt und verpflichtet, gegen sie einzuschreiten. Jede Handlung des Staates der Presse gegenüber sollte aber getragen sein von der grundsätzlichen Erkenntnis, daß es der Beruf der Zeitung ist, dem gemeinen Wohl zu dienen; dann wird er die Zeitung in ihrem Berufe fördern müssen, und dann mag er — die Presse wird sich darüber nicht zu beklagen haben — Schaden stiftende Verstöße gegen diesen ihren Beruf unnachsichtlich strafen.

Es gäbe ja noch ein andres, natürlicheres Mittel, die Zeitungen zu zwingen, nicht über die Stränge zu schlagen und sich ihrem gemeinnützigen Beruf nicht entfremden zu lassen. Dieses Korrektiv würde in der Hand des Publikums liegen; wenn es Schmutz- und Sensationsblätter nicht kaufte, abonnierte und mit Anzeigen speiste, wenn es nie den Versuch machte, Privatinteressen als öffentliche Interessen in die Zeitung einzuschmuggeln, würde der Staat selten Gelegenheit finden, die Zeitung zur Ordnung zu rufen. Werden wir diesen Idealzustand je erreichen? Ich glaube nicht; wenn die Entwicklung wie bisher

Digitized by Google

weitergeht, werden wir uns vielmehr immer weiter von ihm entfernen. Indes möchte ich doch nicht versäumen, bei der Gelegenheit auf die Entwicklung in Ungarn hinzuweisen, die fast wie ein Lichtpunkt über dem Wege zu einer besseren Zukunft erscheinen könnte. Dort ist bekanntlich vor einigen Wochen ein neues Preßgesetz beraten worden, das ganz erhebliche, die Zeitungen schwer treffende Verschärfungen enthält. Begründet werden sie damit, daß die Presse immer mehr entarte, immer sensationslüsterner werde, immer schamloser von Privatgeheimnissen, die kein Mensch etwas angehe, den Schleier wegziehe, so daß das Publikum selbst gegen sie aufbegehre und eine Aenderung dieses Zustandes verlange. Ich kenne ungarische Verhältnisse nicht genügend, um zu entscheiden, ob diese Begründung richtig ist, ob sich in Ungarn wirklich das Publikum von seinem Instrument, der Presse, nachdem sie ihrem Berufe untreu geworden ist und weil sie die Gemeinschaftsinteressen schädigt, abgekehrt und den Staat zum Eingreifen veranlaßt hat; aber bezeichnend scheint mir nach der Richtung eine Aeußerung des „Neuen Pester Journals" vom 26. Oktober 1913 zu sein, einer Zeitung, die sich aufs unwilligste gegen das neue Preßgesetz wendet, schließlich aber doch zu dem folgenden interessanten Schuldbekenntnis kommt:

„Die alten Traditionen der ungarischen Presse haben wir zum Teil längst abgestreift und uns in den Wirbel der sensationslüsternen, nervenkitzelnden, unruhevoll hastenden Flut gestürzt. Statt der öffentlichen Meinung die Richtung zu geben, wird die Presse von ihr getragen und trachten manche Organe, ihre bösesten Gelüste zu befriedigen. Nur eines kann dem bewußten Teil der Presse zur Entschuldigung dienen: der Keim der Verrohung, der Verwilderung, der Skandalsucht, der Scharfmacherei wurde von den Politikern auf die Presse übertragen. Und dieselben Politiker wollen nun unsre gestrengen Richter sein. Der Presse geschieht recht, aber die Herren Politiker sollten auch wenigstens den Mut besitzen, ganze Arbeit zu verrichten und überhaupt das Preßgesetz abzuschaffen. Lieber gar kein Preßgesetz als ein solches."

Diese Vorgänge in Ungarn würden uns also lehren, daß das Publikum schließlich selbst gegen die Presse aufbegehrt, wenn diese den Bogen überspannt und statt dem Gemeinwohl zu dienen, nur noch Druckerschwärze auf Papier setzt, um die öffentliche Neugier zu befriedigen. Da aber schon recht beträchtlicher Schaden angerichtet sein muß, bevor es zu einer Auflehnung des Publikums kommt, und da bei dem Rückschlag, den die Entrüstung über die Presse mit sich bringt, sicherlich auch Werte in Scherben gehen, die für den gemeinnützigen Beruf der Presse nicht entbehrt werden können, so ist es besser, nicht eine solche Bewegung im Publikum abzuwarten, sondern den Staat zu veranlassen, endlich die richtige, in der Natur der Sache begründete Stellung zur Presse zu finden und dann durch Gesetze dem Schaden vorzubeugen.

Er wird dabei meines Erachtens sein Augenmerk weit mehr, als es bisher geschehen, auf den Verleger, den Unternehmer der Zeitung, und erst in zweiter Linie auf den von diesem beauftragten Redakteur zu richten haben. Denn in dem Bureau des Unternehmers entspringt fast stets die Fehlerquelle, auf die es zurückzuführen ist, wenn die Zeitung die öffentlichen Interessen schädigt, statt sie zu fördern. Ich glaube nicht, daß es einen deutschen Redakteur gibt, der sich

Digitized by Google

weigern sollte, die Verantwortlichkeit, die sein Beruf ihm auferlegt, zu tragen; aber man sollte diese Verantwortlichkeit auch so verteilen, wie es dem Wesen der Zeitung entspricht. Wenn nun eine Zeitung eine Richtung einschlägt, die das Gemeinwohl schädigt — von einzelnen Entgleisungen ist hier nicht die Rede —, so ist dafür zweifellos in erster Linie der Verleger verantwortlich. Der Redakteur wird eine solche Tendenz gern aufgeben, denn ihm macht es sicherlich keine Freude, gegen das zu verstoßen, was er als das Wesen seines Berufs erkannt hat. Diese Pflicht der Verantwortlichkeit erwächst dem Unternehmer aus der Sache selbst, wenn er sich entschließt, mit so gefährlichen Dingen wie öffentliche Meinung zu handeln; wer mit Sprengstoff umgeht, muß für den Schaden aufkommen. Denn wie der Zeitungsunternehmer mit seiner Persönlichkeit unter Umständen die Gewähr und — wie die Dinge liegen — oft die einzige Gewähr dafür bietet, daß die Zeitung ihrem Beruf nicht entfremdet wird, so liegt in seiner Person auch die Gefahr, daß das geschieht.

Ich habe davon, so weit sie die moralische Richtung der Zeitung und die Vermischung des allgemeinen Teils mit Anzeigen angeht, schon gesprochen; neuerdings aber droht dem Zeitungswesen aus den kapitalistischen Auswüchsen des Unternehmertums eine neue, vielleicht die größte und am schwersten zu vereitelnde Gefahr; ich meine die Vertrustung des Zeitungswesens. Der Gedanke des Zeitungstrustes ist in Europa bekanntlich an die Namen Pearson und Harmsworth — er heißt jetzt Lord Northcliffe — geknüpft, die in England gewaltige Zeitungstruste ins Leben gerufen haben. Sie haben auch in Deutschland Schule gemacht, so daß auch uns die Gefahr der Vertrustung des Zeitungswesens auf den Nägeln brennt. Das Ideal Alfred Harmsworths ist mit den annähernd zwanzig Zeitungen, die er jetzt in seiner Hand vereinigt — er hat bekanntlich jetzt auch in der „Times" einen ausschlaggebenden Einfluß —, nicht erfüllt; ihm schwebt, wie er neulich in einer Neuyorker Monatsschrift mitgeteilt hat, die fünfzigfache Zeitung vor. Es würde genügen, meint er da, daß sich drei bis vier bedeutende Tageszeitungen Londons oder Neuyorks zusammentäten, um dem gegenseitigen Wettbewerb ein Ende zu bereiten; sie wären dann die Herren des Marktes. Sie würden imstande sein, die beiden Geister: Zeitungen und Maschinen zu kaufen und Eigendrahtleitungen zu bauen oder das ausschließliche Nutzungsrecht vorhandener Telegraphen- und Kabellinien zu erwerben. Bald müßten dann die Konkurrenzblätter eingehen oder Mitglieder des Syndikats werden. Die Tatsache, daß sie über unbegrenzte Kapitalien, einen stetig wachsenden Leserkreis, die vorzüglichsten Federn und den besten Nachrichtendienst verfügten, würde die Leiter der fünfzigfachen Zeitung in die Lage versetzen, nach Art der großen nordamerikanischen Industrietruste jede Gegnerschaft oder Konkurrenz auszumerzen. Es stünde in ihrer Macht, jede Zeitung zum Verkauf oder zur Mitgliedschaft zu zwingen, wenn sie nicht zugrunde gehen wolle. Auch würden sie ihre gleichzeitige Syndikatspresse jeder Stadt und jedem Bezirk aufdrängen können, kurz, sie hätten ein regelrechtes Zeitungsmonopol. Eine solche Zeitung könnte auch ein hohes literarisches Niveau haben und dadurch die denkbar höchste er-

Digitized by Google

ziehliche Bedeutung erlangen. Ferner würde sie der gegenwärtig so blühenden Schmutzpresse ein Ende machen. Wie müßten, meint Harmsworth endlich, die Missetäter und die Feinde des Gemeinwohls zittern, wenn die überwältigende Mehrheit der Presse eines Landes mit der gleichen Stimme spräche, die gleichen Grundsätze verföchte und die gleiche Politik unterstützte.

Nach meinen Darlegungen über Wesen und Beruf der Zeitung brauche ich kaum zu sagen, daß ich diese Ansichten des englischen Zeitungsmagnaten nicht teile. Ich bin im Gegensatz zu ihm davon überzeugt, daß die Feinde des Gemeinwohls triumphieren würden, wenn sich seine Pläne verwirklichten, denn das wäre der Tod der öffentlichen Meinung oder doch wenigstens der Versuch, ihr den Garaus zu machen. Daß der Versuch gelingen könnte, glaube ich zwar nicht, denn dann würde der Kampf um die also geknebelte Preßfreiheit von neuem anheben, und die öffentliche Meinung selbst, als Ausdruck des Gesamtwillens, würde sich dagegen auflehnen, daß man ihr den Einzelwillen einiger weniger Zeitungsunternehmer aufzwingt. Gerade im Zeitungsgewerbe ist die Konkurrenz eines der unentbehrlichen Korrektive, welche die Fehler, die der Allgemeinheit aus dem privatwirtschaftlichen Charakter des Zeitungsunternehmens erwachsen, ausgleichen und verbessern. Ich habe darauf hingewiesen, als ich zeigte, daß die maßgebende öffentliche Meinung meist erst aus einer Diskussion der gesamten Presse hervorgeht, ein Prozeß, der also die Konkurrenz in weitestem Maße voraussetzt; und auch darin, daß die Konkurrenz den Unternehmer zwingt, im Interesse der Allgemeinheit stets neue Anforderungen für den redaktionellen Teil zu machen, die Zeitung als Instrument der öffentlichen Meinung tauglich zu erhalten, ist eines jener Korrektive zu erblicken. Petroleum oder Kohle bleiben schließlich immer Petroleum und Kohle, ob der Handel damit vertrustet ist oder nicht; die öffentliche Meinung aber entsteht und äußert sich erst durch die Zeitungen, das Wort in möglichst weit gefaßtem Plural und möglichster Mannigfaltigkeit genommen. Eine Vertrustung des Zeitungswesens nach dem Plane Harmsworths würde uns statt des Naturprodukts öffentliche Meinung, wie es durch den geschilderten Prozeß zustande kommt, ein nach der Willkür und Laune einzelner geformtes Kunstprodukt liefern, und müßte daher — fast möchte ich sagen — als Falschmünzerei bestraft werden.

Wenn das Zeitungswesen, und vor allem unser deutsches Zeitungswesen, wenn die Allgemeinheit vor diesem bittern Ende bewahrt werden sollen, so tut es vor allem not, daß die Presse, das Publikum und der Staat sich endlich einmal darüber klar werden, was die Presse ist und bedeutet, nämlich ein an das privatwirtschaftliche Unternehmertum gebundenes, gemeinnütziges Instrument der öffentlichen Meinung.

Digitized by Google

Die Legende der Martha Boretzky

Von

Fürstin Schahovskoy-Strechneff

Der Niedergang der glorreichen Republik Nowgorod begann in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Unheilverkündende Anzeichen und dunkle Warnungen beunruhigten die Bevölkerung Nowgorods. Am Horizont erhob sich ein drohendes Gespenst: Die wachsende Macht Moskaus. Und als Iwan III., der Ahnherr der Zaren aller Reußen, geboren wurde, läutete der berühmte Prophet Michael Klopsky[1]) die Glocken der Sophienkirche und erklärte seinen versammelten Mitbürgern, dem Großfürsten Waßilij, dem Blinden sei ein Sohn geboren worden, der dazu berufen sei, der Schrecken der Völker und der Vernichter ihrer Freiheit zu werden.

Mit dieser gespenstigen Gefahr von außen verband sich die der innern Kämpfe, denen der vollständige Mangel an Männern von Charakter und Begabung jede Aussicht auf endgültigen Austrag nahm. Die einzige überragende Gestalt in dieser schrecklichen Verwirrung ist die einer Frau, der Bürgermeisterin Martha,[2]) die sich durch geistige Gaben und leidenschaftliche Vaterlandsliebe über die Verrätereien und Charakterlosigkeiten, die sie umgeben, erhebt. Sie war Witwe des Bürgermeisters (Posadnik) Isaak Boretzky. Sein Tod und das Unglück hatten aus der jungen, furchtsamen und zurückhaltenden Frau, die sich nur um die Ihrigen kümmerte, ein kühnes, kriegerisches Weib gemacht. Der Chronik nach hatte sie der Verstorbene bei ihrem letzten Abschied durch einen feierlichen Schwur seiner patriotischen Aufgabe verpflichtet. „Unsre Kinder liegen noch in der Wiege", hatte er zu ihr gesagt, als er sie verließ, um zu dem gegen Moskau kämpfenden Heer zu stoßen, „dir fällt die Aufgabe zu, mich im Dienst des Vaterlandes zu ersetzen." Die reiche und einflußreiche Familie der Boretzky stand nicht wie die übrige Aristokratie Nowgorods im Gegensatz zur niederen Klasse. Das Volk liebte Martha; es gab ihr beständig Beweise von Anhänglichkeit und bewahrte ihr bis ans Ende Treue, während die hohen Bojaren sie verrieten. Die Landessitten gaben den Witwen aus erlauchten Häusern sehr große Autorität. Infolgedessen befand sie sich an der Spitze der Nationalpartei, die mit der moskowitischen um die Macht stritt und ihre Blicke nach Westen auf den Polenkönig Kasimir richtete, von dem sie die Rettung erwartete. In den Landesversammlungen dieser Partei wurde die Stimme Marthas entscheidend.

Im Jahre 1470 nahm der Konflikt eine ernstere Wendung. Trotz heftigen Widerstands setzte sie die Reise einer Gesandtschaft durch, die ein Bündnis mit Polen zustande bringen sollte. Aber ihre Gegner wurden nicht entwaffnet

---

[1]) Leben Michael Klopskys und Kostomaroff, Geschichte von Nowgorod, S. 159.

[2]) Marfa Posfadnitza, die Bürgermeisterin Martha.

Digitized by Google

und fuhren mit ihren Umtrieben bei Iwan III. fort, in der Hoffnung, die Unabhängigkeit ihres Landes trotz der wiederholten Angriffe des perfiden Großfürsten zu erhalten. Vielleicht gaben sich auch nur vor, an seine trügerischen Versprechungen zu glauben, um persönliche Interessen, die Iwan klug benutzte, zu befriedigen.

Martha verdoppelte ihre Anstrengungen. Der Bojarenpalast (boyarsky dwor) der Boretzky glich in keiner Weise den Häusern der Moskauer Großen, die durch ihre grobe Architektur und die schreienden Farben ihrer Ornamente in tartarisch-byzantinischem Stil auffielen. Nowgorod, die älteste der russischen Städte, war von diesem barbarischen Geschmack nicht verunziert, und die Wohnung Marthas entsprach denen der Leute ihres Standes im europäischen Mittelalter. Im Innern waren die schönen Gegenstände frühslawischer Herkunft mit den Werken abendländischer Kultur vereinigt, und es war augenscheinlich, daß hier „das Fenster nach Europa", das Peter der Große mehrere Jahrhunderte später schlagen sollte, schon seit langem offen war. Martha machte aus diesem luxuriösen Heim den Mittelpunkt der Verschwörung, deren sämtliche Fäden sie in Händen hielt. Sie bediente sich des Glanzes der Feste und Bankette, die sie der Aristokratie gab, um den Eifer unentschlossener Anhänger neu zu beleben. Unter das Volk verteilte sie Brot. Uebrigens war sie während dieser traurigen Ereignisse nicht die einzige, die in den zeitgenössischen Annalen eine Rolle spielt. Nastasia Grigorowitsch, die Gemahlin eines Mitgliedes der an König Kasimir geschickten Gesandtschaft, hatte gleichfalls zu ihrer Zeit bemerkenswerten politischen Einfluß, jedoch unendlich geringeren als die Bürgermeisterin. Unglücklicherweise muß man infolge des Mangels an sicheren Dokumenten und der Ungenauigkeit in den Einzelheiten, die uns Geschichtschreiber überliefern, an deren Wahrheitsliebe gezweifelt werden muß, die Biographie einer Frau dieser Zeit mehr als Legende denn als eine auf bewiesenen Tatsachen ruhende Erzählung ansehen. Die Persönlichkeit Marthas, deren Andenken noch im Gedächtnis des Volkes lebt, ist nicht genügend erhellt, und die Lücken in ihrem Lebenslauf sind nur allzu zahlreich. Es ist jedoch bewiesen, daß sie die Anstifterin des Kampfes gegen den fremden Einfall war und bis zuletzt Nowgorod, dessen verfallende Kräfte sie zu sammeln wußte, verteidigte. Sie versöhnte und einigte, wenigstens vorübergehend, die entgegengesetzten Elemente, die den Untergang förderten; sie zeigte großen Mut, völlige Aufopferung, und der Glanz, der sie umgibt, ist nicht nur leere Täuschung.

Das Salische Gesetz wäre mit den Sitten Rußlands, wo die Frauen stets ihren unbestrittenen Platz sowohl in der Familie als auch im Staat gehabt haben, nicht vereinbar gewesen. Ihr Zurücktreten dauerte nur so lange, als die Vorherrschaft der Tartaren, von denen die Russen die Sitte annahmen, sie in das Frauengemach (Terem) zu verweisen. Aber die freien Männer von Nowgorod unterwarfen sich dem mohammedanischen Joch nicht, und mehr als irgendeine Zarin wußte Martha ihren Willen im Verlauf der letzten Zeiten der Republik geltend zu machen. Ihre Söhne waren ihr dauernd ebenso ergeben und gehorsam als die Parteihäupter, die ihrer männlichen Intelligenz, die sich mit großem weiblichem Reiz und Gewandtheit verband, blindlings folgten.

Digitized by Google

Einer der bedeutendsten russischen Historiker, Karamsin, beschuldigt sie brennenden Ehrgeizes. Die Strenge dieses Urteils bedarf sehr des Beweises, denn als begeisterter Verherrlicher der Anfänge des Zarentums neigt der berühmte Schriftsteller dazu, das Verdienst derjenigen zu vermindern, die allein fähig gewesen war, dem autokratischen Eroberer standzuhalten. Es lag in der Ungunst der Dinge, daß die homogene Macht einer absoluten Souveränität, die sich in einem Fürsten wie Iwan III. verkörperte, über eine Republik triumphierte, die auf dem Höhepunkt ihrer Blüte stand, aber gerade durch das Zuviel an materiellem Wohlergehen und auch durch die Ansteckung mit den moskowitischen Sitten, deren Einfluß mit Moskaus Macht wuchs, und den Intrigen der nowgorodischen Bojaren, die die großen Traditionen der Vergangenheit[1]) vergaßen, verdorben und geschwächt war.

Iwan III. hatte die Eigenschaften eines Menschenführers: Er war außerordentlich intelligent, verschlagen, hartnäckig, im Innersten Despot, obwohl gelegentlich von überraschender Nachgiebigkeit. Den Gatten der Sophia Paläologa, Tochter des letzten Kaisers von Byzanz, schildert der Venetianer Contarini körperlich als sehr schönen, mageren Mann von hohem Wuchs, mit ruhigem Temperament, Geduld und großer Anlage zu natürlicher Grausamkeit.[2])

Daß Martha Boretzky die Fahne der alten Freiheit gegen den Herrscher von Moskau hätte wieder aufrichten können, ist ein Beispiel von der Macht der slawischen Frau, für die sie eines der schönsten Beispiele ist. Daß ihr nicht der armselige Wunsch, an der Spitze zu stehen und zu glänzen, die Waffen in die Hand gab, scheint unbestreitbar, denn sie befand sich — sowohl infolge ihrer persönlichen Gaben als äußerer Umstände wegen — von Anfang an auf dem Gipfel befriedigter Eitelkeit. Die Nachwelt verstand, daß kein frivoles Motiv, sondern ein göttliches Gefühl diese Heroine des alten Rußland zur Aufopferung ihres Lebens, der tiefsten Gefühle und vielleicht einer letzten Liebe führte. Ein zeitgenössischer Chronist behauptet, Michael Olelowitsch, ein Bruder des Fürsten Simon und Statthalter des Königs von Polen in Kiew, hätte sie heiraten wollen. Sie war sicherlich, obwohl sie Mutter erwachsener Kinder war, verführerisch genug, Leidenschaft einzuflößen, und wahrscheinlich empfand der junge Kiewer Prinz eine solche zu ihr. Aber ihre strenge Keuschheit, die eifrige Tätigkeit, die sie ihrer politischen Aufgabe widmete, läßt daran zweifeln, daß sie einer verliebten Empfindung hätte unterliegen können. Außerdem widmete sie sich der Erinnerung ihres Gatten, und eine lange Witwenschaft scheint ihre Trauer nicht geschwächt zu haben. Was aber alle andern Gefühle übertraf, war der

---

[1]) Herbestein besuchte Moskau ein Jahrhundert nach dem Fall Nowgorods und sprach sich über seine ganze Bevölkerung in den Worten aus: „Es war ein außerordentlich humanes und ehrliches Volk; aber als die Moskowiter die „moskowitische Pest" hineintrugen, wurde es eines der verderbtesten." (Novagardia gentem quoque humanissimam ac honestam habebat; sed quae nunc, procul dubio peste moscovitica, quam eo commeantes Mosci secum invexerunt, corruptissima est.)

[2]) Soloview, Geschichte von Rußland, Bd. V, S. 9.

Digitized by Google

leidenschaftliche Patriotismus, sogar das Opfer eines Sohnes verminderte dessen Heftigkeit nicht und riß die Mutterliebe über den Tod eines zweiten ihrer Kinder hinweg.

Erfahrung und Vernunft, wenn nicht ein klarsehender Instinkt, ließ sie ihr Vaterland in die Arme des Königs Kasimir werfen. Nowgorod wäre durch das Bündnis mit Polen der Vernichtung entgangen. Mit Litauen vereinigt, wären seine Freiheiten unangetastet geblieben, denn der König wollte sich an den Rechten und Privilegien der verbündeten Städte nicht vergreifen, und ein Edikt erhob die Stadtbürger und Grundeigentümer zu völliger Unabhängigkeit. Allein die brennende Frage der jedem Russenherzen so teuren Rechtgläubigkeit schien unlösbar. Man hatte die Wahl: entweder auf alle Vorurteile zu verzichten, sich einem katholischen Könige zu unterwerfen und die Selbständigkeit zu bewahren oder sie durch Anlehnung an Iwan III. aus Furcht vor dem Katholizismus zu verlieren. Die Entscheidung hing hauptsächlich vom Erzbischof (Vladika) ab, der die höchste Autorität besaß; sogar außerhalb seines Amtes besaß er unbestrittenen Einfluß auf die Reichtümer der Kirche und insbesondere durch seine, in Anbetracht seines Amtes vor allen andern geachtete Stimme „Wetsch".[1]) Die Bedeutung dieser mächtigen Geistlichen in der Geschichte Nowgorods ist sehr groß: Sie überragten manchmal durch hervorragende Eigenschaften ihre erlauchtesten Mitbürger, niemals fürchteten sie den Zorn eines Kirchenhauptes oder die Verfolgung eines Großfürsten, und die ihnen zur Verfügung stehenden pekuniären Hilfsquellen verwendeten sie stets für das öffentliche Wohl. Seit Menschengedenken wurden sie vom Metropoliten in Moskau investiert; als um den ersten Schritt zur Befreiung handelte es sich darum, diese geistige Herrschaft nach Kiew zu verlegen, wo auch ein orthodoxer Metropolit saß.

Die entscheidende Stunde kam rasch. Die Nachrichten ließen keine Hoffnung auf Frist, und trotz des erhofften Zögerns Iwans III. stand der Angriff bevor. Martha kam zuvor; sie ließ die Glocke des Wetsch (vetchevoï kolokol) läuten, die das freie Volk zu den Gerichtstagen auf den Großen Platz rief, der dem seit fünf Jahrhunderten verlassenen Jaroslawpalast gegenüberlag und nicht weit von den Ufern des Wolchow, des Nowgorodischen Flusses, entfernt war.

Eine ungeheure Menge versammelte sich bei ihrer seltsamen Stimme, die nichts mit den unzähligen Tönen der umliegenden Kathedralen und Kirchen gemeinsam hatte. Das Volk schrie: „Wir sind freie Leute. Warum wollen wir unsern Erzbischof von Moskau bestätigen lassen? Schicken wir ihn hierzu nach Kiew. Wir wollen zum König von Polen, zu Kasimir; unter seinem Schutz werden wir frei bleiben." Die gegnerische Partei schrie gegen das gefährliche abendländische Bündnis. Zuletzt bewarfen sie sich gegenseitig mit Steinen. Diese Kämpfe dauerten mehrere Tage, und der Sturm legte sich erst bei Ankunft des Fürsten Michael Olelowitsch, der von Martha und ihren Anhängern herbeigerufen wurde. Der Enthusiasmus beim Empfang steigerte sich durch die Nachricht,

[1]) Wetsch, die berühmte Volksversammlung.

Digitized by Google

daß der Gast der Republik den orthodoxen Glauben angenommen hatte, ein Umstand, der geeignet war, die Bedenken der gottesfürchtigsten Gemüter zu beschwichtigen.

Seit dem ersten Zusammentreffen mit Martha hatte Michael Olelowitsch eine heftige Neigung für sie gefaßt. Er huldigte ihr mit der ritterlichsten Ergebenheit, und noch am Abend seiner Ankunft sah man ihn der Dame seines Herzens öffentlich den Hof machen, indem er mehrmals unter ihren Fenstern auf einem prächtigen, schwarzen Streitroß vorbeiritt.

Einstimmige Zurufe folgten überall dem Kiewer Fürsten, und die Bojaren unterwarfen sich in ihren Versammlungen, die er fast wie ein Herrscher leitete, seinen Ansichten.

Diese Vorgänge kamen Iwan III. zu Ohren. Er schickte nun seinerseits eine Gesandtschaft nach Moskau. Die Bürgermeisterin und ihre Anhänger wußten sich aber auf den Willen des Volkes zu stützen und schickten sie mit Schande wieder heim. Trotz des Zornes, den der Großfürst empfand, ließ ihn seine unerschütterliche Klugheit, die alle seine Handlungen charakterisiert, den Krieg noch nicht erklären. Er wartete und schien mit seiner Geistlichkeit und Bojaren zu beratschlagen; er ging zurück, um besser springen zu können ... Während dieser Zeit erschwerte sich die Lage der Republik. Fürst Michael Olelowitsch verließ die Stadt nach mehrmonatlicher nutzloser Anwesenheit plötzlich, da er durch den raschen Tod des Fürsten Simon, der sein Erbe ohne Verteidiger hinterließ, nach Kiew zurückgerufen wurde. Der Widerstand Marthas gegen seine Liebe hatte zweifellos in gleichem Maße auf diesen Entschluß, wegzugehen, eingewirkt. Nach seiner Abreise rottete sich eine große Menge auf dem Großen Platz zusammen und schlug sich — inmitten wütender Kämpfe — von einer Partei zur andern.

In diesem Aufruhr erschien plötzlich Martha. Sie stieg die Stufen zur Tribüne hinauf, und mit klarer, silberheller Stimme, die die Menge beherrschte, begann sie eine Ansprache, die die Schrecken der moskowitischen Gefahr, das Grauen vor der Herrschaft eines verabscheuungswürdigen Despoten heraufbeschwor und klarlegte, daß die einzige Zuflucht das Bündnis mit Polen sei. Ein furchtbares Geschrei antwortete ihr, immer aufs neue rief das Volk: „Wir wollen nicht die Vasallen des Fürsten von Moskau werden. Nowgorod ist von jeher ein freies Land, Nowgorod ist sein eigner Herr!“ Die Auseinandersetzungen endigten aber nicht damit, den Krieg unmittelbar zu erklären, obwohl die moskowitische Partei geschlagen war; die Patrioten hatten sich noch nicht völlig dafür entschieden. Nach dem Besuch des Kiewer Fürsten suchte Nowgorod den Autokraten durch Uebersendung einer Gesandtschaft, die jedoch nicht seine Unterwerfung brachte, zu beschwichtigen.

*

Das Jahr ging seinem Ende zu. Iwan verlor die Geduld, er drohte gegen die Republik zu marschieren, die sich angesichts dieser Drohung an die Republik Pskow, ihre Verbündete, um Hilfe wandte. In diesem Augenblick starb der Erz-

Digitized by Google

bischof Johann, der sehr alt und seit Monaten unfähig zur Teilnahme an den Vorgängen war. Martha, seit langem auf seinen Hingang vorbereitet, hatte schon ihren Kandidaten, der mit den alten Gebräuchen brechen und seine Bestätigung vom Metropoliten in Kiew erhalten sollte. Die Kämpfe im Wetsch brachen bei dieser Gelegenheit von neuem heftiger und unversöhnlicher aus. „Wir wollen von dem Großfürsten nichts wissen, wir halten zum König von Polen," riefen ihre Anhänger. „Keinen von den Lateinern bestätigten Erzbischof," antworteten ihre Gegner.

Ein solches Argument trug immer den Sieg davon und Martha konnte den blinden Fanatismus der Massen trotz ihrer Popularität nicht meistern. Umsonst suchte sie zu beweisen, wie sehr die Gefahr, bei der die Furcht ihre religiösen Skrupel zum Schweigen brachte, sich näherte; sie erhielt die Zustimmung der Mehrheit nicht, und Theophil, der Günstling des Großfürsten, nahm den Bischofssitz als unwürdiger Nachfolger seiner Vorgänger ein. Trotz dieses nicht wieder gutzumachenden Schlages hatte Martha nichts von ihrem Ansehen eingebüßt. Iwan III. selbst bemühte sich um sie, und als Zeichen der Achtung, die er für sie hegte, ernannte er ihren kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohn Dimitri zum „Bojaren von Moskau". Sie bewies keinerlei Dankbarkeit für die Gnade, die ihr erwiesen wurde und fuhr mit noch größerer Leidenschaft als vorher fort, das nowgorodische Volk gegen den Unterdrücker aufzureizen. Die Zusammenkünfte der Verschwörer fanden häufiger in ihrem Hause statt, und ihre geheimen Umtriebe beim König Kasimir nahm sie wieder auf.

Damals, am Vorabend schwerster Heimsuchungen, regierte sie sozusagen unumschränkt. Alle Stimmen verstummten vor der ihrigen im Wetsch.

In dieser Zeit erschien der Einsiedler des Klosters Solovetzk, der „heilige" Zosimus, um den Machthabern der Versammlung gegenüber Bodenansprüche zu verteidigen. Sein Kloster war das Opfer von Einfällen und Gewalttätigkeiten der Bojaren an der Dwina. Er kam als Beauftragter zu der stolzen Bürgermeisterin, die große Besitztümer in diesen Gegenden hatte. Von Verleumdern getäuscht, weigerte sie sich, ihn zu empfangen. Da streckte der heilige Mann, dem man Prophetengabe zusprach, die Hand nach der ungastlichen Wohnung aus und sprach die unheilverkündenden Worte: „Bald wird der Tag kommen, wo die Bewohner dieser Räume keine Spur mehr hinterlassen werden und die Türen dieses Hauses leere Räume schließen werden."

Einige Zeit darauf erkannte Martha ihren Irrtum und gab den zu lange gegen die Ansprüche des Mönches geleisteten Widerstand auf. Sie lud ihn zu einem Feste ein, an dem auch die vornehmsten Einwohner der Stadt teilnahmen.

Umgeben von ihren Frauen und ihren beiden Söhnen, Dimitri und Feodor, empfing sie Zosimus mit den Beweisen tiefster Ehrfurcht und küßte ihm die Hand, während er sich vor den Bildern der Heiligen bekreuzigte.

Im Verlauf des Mahles, beim Klang der Musik, des freudigen Summens der Gäste, wurde der Einsiedler plötzlich von einem Zittern erfaßt; seine Augen hefteten sich schreckensvoll auf die Bojaren, die den Tisch umgaben und zuletzt

Digitized by Google

brach er in Tränen aus. Er begann nicht wieder zu essen und zu sprechen und verharrte in trauriger Niedergeschlagenheit.[1])

„Wovor fürchtetest du dich während des Mahls?" fragte ihn nachher einer der Bojaren, der fromme Pamphilus, der sich nach dem Untergang seiner Vaterstadt auch in das Kloster von Solovetzk zurückziehen sollte. „Was hast du gesehen?"

„Ich sah die Bojaren," antwortete er, „in der Runde sitzen: auf ihren Körpern saß aber kein Kopf." Es waren die Bojaren, die einige Jahre später auf Befehl des Großfürsten enthauptet wurden.

Als die prophezeite Wendung in ihrem Leben eintrat und das Unwetter nahte, wollte Martha außerhalb der Welt und ihren steten Lügen moralische Unterstützung suchen. Sie dachte an ihren Großvater Theodosius, einen fast hundertjährigen Greis, der früher einer der glänzendsten Bojaren Nowgorods und Bürgermeister gewesen war. Jetzt lebte er seit langem einsam an den Ufern des Ilmensees als Einsiedler. Martha ließ das ihr gehörige Schiff instand setzen und widmete sich den Vorbereitungen der geheimen Reise, die sie allein, ohne jede Begleitung machen wollte.

Sie begann sich bei dem Gedanken an ihr baldiges Zusammentreffen mit dem glücklichen Einsiedler zu beruhigen, der fern von den Schmerzen und Kämpfen des Lebens zu völliger Ruhe gelangt war.

Als sie nach ihrer Reise an Land gestiegen war, veränderte sich plötzlich die Landschaft. Ihren Weg verfolgend, fand sie den Einsiedler im Gebet auf den Knien vor seiner Hütte. „Mein Vater," sagte sie zu ihm, „betet für uns, Sturm und Unheil bedroht Nowgorod." Er antwortete ihr: „Ich weiß es schon," und wies auf den Himmel, den über ihrer Vaterstadt eine große Wolke bedeckte, der Blitze und leuchtende Kugeln aussandte; um die Kirchen kreisten Raubvögel, wie nach dem Mahle hungrig. Im selben Augenblick erhob sich aus dem in nächtlichen Schatten getauchten Wald das schreckliche Geheul der Raubtiere, und die jahrhundertalten Fichten rieben, vom Sturm geschüttelt, ihre Aeste aneinander mit durchdringendem Lärm, der zu dem Schrecken ein unheilverkündendes Geschrei fügte.

Das Vorzeichen war schrecklich. Martha empfand indessen nur Schmerz, sie murmelte, den Arm des Theodosius ergreifend: „Mag der ganze Himmel in Flammen stehen und die Erde zittern, so hätte ich keine Furcht. Kann man leben, wenn Nowgorod untergehen soll?" Und sie zog ihn mit sich in die Einsiedelei. Dort erzählte sie ihm mit von Bewegung gebrochener Stimme die letzten Ereignisse, die Unruhe und Unentschlossenheit, die sie am Vorabend des Krieges peinigten .... Zuletzt verlor sie die Gewalt über sich und weinte schluchzend über das Schicksal ihres Vaterlandes: „Oh, du hast es so sehr geliebt," sagte sie zu ihm, „du hast ihm deine Jugend und dein Mannesalter geweiht, du schuldest ihm deine letzten Kräfte, die Einsicht deines Geistes, dem nichts

[1]) Kostomaroff, Geschichte von Nowgorod, S. 181.

Digitized by Google

gleichgekommen ist, seitdem du dich zurückgezogen hast." Der Greis schloß sie in die Arme, eine glühende Flamme belebte seinen erloschenen Blick und aus der Tiefe seiner mit Gebeten glühenden Seele stiegen die einstigen Gefühle. Mit zitternder Hand suchte er unbewußt an der Hüfte das Schwert, das er so lange getragen hatte:

„Meine Tochter, ich komme mit dir, wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Die Neutralisierung Afrikas

Schreiben eines hervorragenden Kolonialpolitikers an den Herausgeber der „Deutschen Revue"

Wenn ich, Ihrem Wunsche entsprechend, den Gesamteindruck, den ich aus den verschiedenen in Ihrer Zeitschrift auf die Frage: „Ist eine Neutralisierung Afrikas möglich?" veröffentlichten Antworten gewonnen habe, hier kurz zusammenfassen soll, so komme ich zu folgendem Ergebnis und Schlußfolgerung.

Vorausschicken möchte ich, daß vielleicht schon der Wortlaut der gestellten Frage nicht ganz glücklich gewählt war oder doch vorher einer genaueren Definition bedurft hätte. Denn offenbar gingen die Ansichten der einzelnen Herren, die sich zur Sache äußerten, über den mit dem Worte „Neutralisierung" zu verbindenden Begriff vielfach auseinander, wodurch an sich schon eine Verständigung erschwert wurde.

Darüber, daß eine Neutralisierung in dem gewöhnlichen landläufigen Sinne dieses Wortes, also eine Neutralisierung wie etwa diejenige der Schweiz, Hollands und Luxemburgs auf das zum größten Teil aus mehr oder minder unselbständigen Kolonialgebieten bestehende Afrika nicht anwendbar und somit also nicht möglich ist, scheint allseitige Uebereinstimmung zu herrschen. Um darüber kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, ist denn auch die Frage nachträglich etwas anders formuliert worden. So heißt es im Jahrgang 38 Abteilung II S. 313: „Damit läßt sich die Frage: Wäre eine Neutralisierung Afrikas möglich? auch anders formulieren: Wird ein Staat, um ein einem andern Staate gehörendes Stück afrikanischen Landes zu annektieren, einen Krieg beginnen?", und weiter unten wird fortgefahren, diese Frage könne vernünftigerweise nur mit einem „glatten Nein" beantwortet werden. Die Neutralisierung würde demnach in einem internationalen Abkommen bestehen, durch das ein lediglich aus Annexionslust unternommener Krieg in Afrika verhindert werden soll.

Solange die afrikanischen Länder in dem Stadium ihrer heutigen Entwicklung stehen, wird man sich der Verneinung dieser Frage ohne Weiteres anschließen können; denn welche Macht sollte das Risiko eines afrikanischen und damit europäischen Krieges auf sich nehmen, lediglich um ihr afrikanisches Gebiet etwas vorteilhafter abzurunden oder sich einige weitere hundert Kilometer zuzu-

Digitized by Google

legen. Intensive, nicht extensive Politik wird in Afrika noch auf Jahrzehnte hinaus die allgemeine naturgemäße Losung sein. Wenn aber eine derartige Gefahr zugestandenermaßen in absehbarer Zeit nicht existiert, wozu dann die internationalen Vorkehrungen, um sie abzuwenden, wozu den Teufel an die Wand malen, an dessen leibhaftiges Erscheinen doch niemand glaubt?

Darauf wird man mir freilich erwidern: Ja, das ist ja gerade der Grund, weshalb ein solches Abkommen jetzt noch möglich ist und jetzt geschlossen werden soll, weil jede koloniale Macht ihm leichten Herzens zustimmen kann, ohne wesentliche koloniale Interessen dabei zu opfern. Aber die Zeiten ändern sich, und wenn der jetzige günstige Moment verpaßt ist, könnte es leicht überhaupt zu spät sein. Diese Replik liegt, wie gesagt, nahe, aber nicht minder nahe auch die Duplik: Nicht nur die Zeiten ändern sich, sondern auch die Menschen, deren Anschauungen und Interessen. Die Gründe, die heute gegen jeden afrikanischen Annexionskrieg sprechen und darum die internationale Vereinbarung ermöglichen und erleichtern, werden mit der Zeit in Wegfall kommen. Höhere sog. vitale Interessen — wirkliche oder eingebildete — werden sich geltend machen und statt der bisherigen intensiven eine extensive Potitik auf Kosten der Nachbargebiete notwendig erscheinen lassen. Dann werden, wie in Europa und jedem andern Weltteil, so auch in Afrika, die realen Verhältnisse und Interessen mächtiger sein als alle schriftlichen Abkommen und nach Erschöpfung der friedlichen Mittel eben behufs Geltendmachung dieser vitalen Interessen auch hier der Krieg die ultima ratio sein; mit andern Worten: solange die internationale Vereinbarung gehalten werden wird, ist sie nicht nötig, und wenn sie nötig ist, wird sie nicht mehr gehalten werden.

Nach einer andern Lesart sodann soll unter der Neutralisierung Afrikas nur eine wechselseitige Garantie des gegenwärtigen afrikanischen Besitzstandes verstanden werden. Diese Garantie würde sich also wohl nicht bloß auf die Kolonien der europäischen Kolonialmächte, sondern auch auf die Republik Liberia und auf Abessinien erstrecken. Diese beiden und die kleineren schwächeren Kolonialmächte, die ihren eignen Besitzstand nicht selbst zu garantieren vermögen, auch vielleicht diejenige Macht, die jetzt schon in Afrika im Besitze des Löwenanteils ist, mögen an einer derartigen Garantie ein mehr oder minder großes Interesse haben, wir Deutsche aber doch gewiß am wenigsten. Wo sollen wir im Fall eines europäischen Krieges unsre Kompensationen holen, wenn Afrika für den Sieger in diesem Kriege ein noli me tangere ist. Freilich soll, wenn ich die Herren Artikelschreiber richtig verstanden habe, in diesem Falle die Garantie überhaupt hinfällig sein, weil sich eben eingestandenermaßen das Los der Kolonien von dem des Mutterlandes nicht trennen läßt — dann liegt aber doch die Frage nahe, für welche Fälle soll dann die Garantie überhaupt wirksam sein? Soll etwa, wenn zwei Kolonialmächte sich auf ein friedliches Geschäft einigen, etwa auf eine Abtretung eines kolonialen Gebietes im Wege des Tausches oder Kaufes, wodurch ja allerdings der gegenwärtige Besitzstand auch geändert wird, soll zu einer solchen friedlichen Aenderung die Zustimmung der Garantie-

Digitized by Google

mächte gleichfalls erforderlich sein? An und für sich und in der Theorie ist diese Frage ja ohne weiteres zu verneinen, immerhin liegt die Befürchtung nahe, daß in der Praxis auch ein solcher bloß für den Kriegsfall abgeschlossener Garantievertrag allen denjenigen Mächten, die sich durch die friedliche Veränderung benachteiligt und beunruhigt fühlen, eine willkommene Handhabe bieten würde, um wenigstens mit einem Anschein von Recht Widerspruch zu erheben, so daß in diesem Falle die wechselseitige Garantie mehr dazu angetan wäre, Schwierigkeiten und Komplikationen zu schaffen, anstatt zu vermindern. Gerade aber für uns Deutsche könnte dieser Fall sehr leicht einmal praktisch werden. Somit komme ich zu dem leidigen Schluß, daß die Neutralisierung Afrikas auch in dieser abgeschwächten und beschränkten Auslegung im ersten Falle, wenn auch an sich möglich, so doch ziemlich belang- und wertlos, im zweiten aber nicht nur nicht wertlos, sondern geradezu mit unsern deutschen Interessen im Widerstreit wäre.

Zum Beweis, daß ich mit obiger Auffassung nicht ganz allein stehe, und in sachgemäßer Ergänzung meiner eignen Ausführungen darf ich hier vielleicht noch eine Persönlichkeit zitieren, die in juristischen und kolonialpolitischen Fragen mehr Autorität für sich in Anspruch nehmen kann als der Verfasser dieser Zeilen und die, über das vorliegende Thema und meine daran sich knüpfende Beurteilung befragt, sich dahin äußerte: Mit Recht heben Sie hervor, daß die Verfasser der in der „Deutschen Revue“ erschienenen Artikel von zwei ganz verschiedenen Begriffen der Neutralität ausgehen und daher aneinander vorbeireden; der eine Begriff, daß niemand einen Krieg solle beginnen dürfen, zum Zweck, afrikanisches Gebiet einem andern zu entreißen, und der andre Begriff, daß der afrikanische Besitzstand wechselseitig gegen gewaltsame Wegnahme gewährleistet werden solle, haben nicht nur einen völlig verschiedenen Inhalt, sondern treffen auch gar nicht das, was man als Neutralisierung bezeichnen kann und was als solche sachlich einen Wert hätte. Wertvoll wäre eine Neutralisierung bloß dann, wenn dadurch vermieden werden könnte, daß schließlich die Eingeborenen die Oberhand gewännen und die weißen Ansiedler abschlachteten.

Aber all diese Abmachungen haben, wie Sie mit Recht sagen, keinen tatsächlichen Wert. Die erstere ist unnötig, weil gegenwärtig niemand daran denkt, wegen Erwerbung afrikanischer Gebiete einen Krieg zu beginnen; wenn es aber auch je anders käme, wer wollte der den Krieg beginnenden Macht nachweisen, daß dies Zweck und Grund des Krieges sei; wegen andrer Gründe würde sie wohl nicht in Verlegenheit sein, man denke nur an die nationale Ehre und deren Empfindlichkeit. Auch darin bin ich mit Ihnen und Herrn Dr. Peters einig, daß es für Deutschland gar nicht erwünscht wäre, wenn als Preis eines in Europa geführten Krieges afrikanischer Landerwerb ausscheiden sollte. Ich glaube übrigens, englischerseits würde darauf auch gar nicht eingegangen werden, bevor es nicht gelungen sein wird, uns aus Deutschsüdwestafrika wieder hinauszudrängen und auf das heiße unbesiedelbare Zentralafrika zu beschränken, das uns wohl angeschmeichelt werden soll, damit wir, die es allein nötig haben, keine

Digitized by Google

Siedlungskolonien in Afrika schaffen können, denn die sind es ja vor allem, die dem Mutterland eine feste Stütze und Machtstellung gewähren. Aber gesetzt auch, daß eine solche Vereinbarung zustande käme, wer würde am Ende eines siegreichen Krieges hervortreten und mit Gewalt dem Besiegten eine afrikanische Kolonie retten? Bei all diesen völkerrechtlichen Erörterungen fällt mir immer wieder unwillkürlich der Spruch ein, der, wenn ich nicht irre, von Justus Möser herrührt: „Der Gelehrte macht's, der Starke verlacht's".

Die Psychologie der Massen und die Panik im Kriege

Von

H. Sartorius

Wie in der antiken Welt der Glaube an das persönliche Eingreifen der Gottheiten in die Schicksale der Menschen und Völker den Alten die Erklärung der wunderbaren Erscheinungen im Menschenleben bot, so gibt uns heute die wissenschaftliche Forschung die Mittel an die Hand, die meisten dieser Erscheinungen nach Ursachen, Form und Wirkung auseinanderzulegen. Wie wir heute den panischen Schrecken von der Psychologie der Massen ausgehend betrachten, so wurde im Altertum diese Erscheinung dem Hirtengotte Pan zugeschrieben. Dem Pan, *Παν στρατιώτης*, der bei Marathon den Athenern geholfen hatte, und dem auch, wie wir aus dem Botenbericht in den „Persern" des Aeschylus entnehmen können,[1]) die vernichtende überraschende Niederlage der Perser bei Salamis zugeschrieben wurde. Pausanias, ein Zeitgenosse Hadrians, berichtet,[2]) daß, als die Kelten im Jahre 278 v. Chr. Delphi belagerten, in der Nacht ein panischer Schrecken (*φόβος σφίσιν ἐμπίπτει Πανικός*) über sie kam, sie glaubten den Lärm von heranbrausenden Rossen und Feinden zu hören, ergriffen ihre Waffen und töteten einander. Auch die Römer schrieben die panische Flucht der Etrusker in der Schlacht im Walde Arsia einem Gott, dem altitalischen Faunus zu.[3])

Mit dem Hinschwinden der antiken Götterwelt veränderte sich der Begriff dahin, daß man nun unter „Panik" die plötzliche Aeußerung eines Massenschrecks versteht. Dieser Schreck, der, ohne von hemmenden Gegenvorstellungen bekämpft zu sein, von den Gemütern einer Menge Besitz nimmt, veranlaßt sie zu kopflosem Handeln nur in dem einen Gedanken: Rettung des eignen Lebens. Das zeigen uns die schrecklichen Beispiele von Paniken bei dem Brand des Wiener Ringtheaters und des Pariser Basars. Nein! Wie ist so etwas

[1]) „Die Perser" Aeschylus', Verdeutscht von H. v. Wolzogen. Leipzig. S. 15—20.
[2]) Pausanias. X, 23, 7.
[3]) Dionysius von Halikarnaß, Röm. Geschichte. V, 16.

Digitized by Google

möglich, hat wohl mancher beim Lesen der Schilderungen dieser Katastrophen ausgerufen. Werfen wir daher einen Blick in die Psychologie der Massen, deren Kenntnis für den Staatsmann wie für den Soldaten von großer Wichtigkeit ist.

Eine solche Menge, die, wie die obenerwähnte, von einer Panik erfaßt wird, nennt Le Bon,[1]) einer der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiet, eine „psychologische Masse". Lassen wir diesen wichtigen Begriff von berufener Seite erklären. Dr. Hans Gudden[2]) sagt in seiner Schrift über Massensuggestion: „Eine psychologische Masse ist eine Ansammlung von Menschen, welche unter dem Eindruck eines bestimmten, gemeinsamen Reizes steht und dadurch gewissermaßen organisiert wird." Während bei einer Menge, die dichtgedrängt ein Warenhaus durchflutet, ein jeder seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit bewahrt, sehen wir, daß bei einer psychologischen Masse die einzelne bewußte Persönlichkeit erlischt und an ihre Stelle eine unbewußte Persönlichkeit tritt, welche eben die Masse ist. Eine solche Menge kann dadurch z. B. zu einer psychologischen werden, daß ein Brand ausbricht oder daß ein Diebstahl in dem Hause bekannt wird und der gemeinsame Gedanke der Verfolgung des Diebes aufkommt. Ist eine Menge so von einem gemeinsamen Gedanken erfaßt oder orientiert in ihrer Gedankenrichtung, so ist nicht mehr mit der Seele der einzelnen, die Masse zusammensetzenden Elemente zu rechnen, sondern es bildet sich, wie Le Bon es ausdrückt,[3]) „eine Kollektivseele, die wohl transitorischer Art, aber von ganz bestimmtem Charakter ist. Diese psychologische Masse bildet ein einziges Wesen und unterliegt dem Gesetz der seelischen Einheit der Massen (loi de l'unité mentale des foules)". Wie ähnlich oder unähnlich die Einzelindividuen auch sein mögen, sie alle tauchen durch die bloße Zugehörigkeit zur psychologischen Masse in die „âme collective" ein, so daß sie ganz anders fühlen und handeln, als sie als Einzelwesen je fühlen und handeln würden. Der Mensch steigt durch seine momentane Zugehörigkeit zu einer psychologischen Masse mehrere Stufen auf der Leiter der Zivilisation herab. „Er besitzt die Spontanität, die Heftigkeit, die Wildheit, aber auch den Enthusiasmus und Heroismus primitiver Wesen." Es sind nämlich nicht die intellektuellen Kräfte, die als das den einzelnen Elementen etwa Gemeinsame hervortreten, sondern gemeinsam sind meist nur die allgemeinen Charakteranlagen, die denn auch bestimmt und eingeschränkt durch die Rasseeigentümlichkeiten den einzelnen psychologischen Massen stets eine besondere Färbung verleihen. Taten, zu denen besondere Intelligenz nötig war, haben die Massen noch nie hervorgebracht, denn wie Le Bon sagt: „Es ist die Dummheit, nicht der Geist, was sich in den Massen akkumuliert."

Welches sind nun die Ursachen der Umwandlung der Einzelcharaktere zur Massenseele? Jede Masse stellt eine gewisse Macht dar, jedenfalls eine größere

---

[1]) Le Bon, Psychologie des foules. Leipzig 1912.

[2]) Dr. Hans Gudden: Ueber Massensuggestion. München 1908. S. 4.

[3]) Le Bon, S. 10.

Digitized by Google

als die jedes einzelnen. Das kommt ihr, d. h. ihren Gliedern, zum Bewußtsein, sie fühlen ihre Kraft und glauben nun von allen Schranken befreit zu sein zur Durchsetzung ihrer Pläne. Daher wird die Masse so oft gewalttätig, wie wir es bei Revolutionen, bei Streiks gesehen haben. Da die Masse außerdem die sofortige Erfüllung ihrer Wünsche will, ohne die natürlichen Hemmnisse zu erwägen, so greift sie, da ihr ja auch das Verantwortungsgefühl fehlt, zu den unerhörtesten Mitteln. Denken wir an die Septembermorde, an die Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals Auerswald bei Frankfurt a. M. 1848.

Die zweite Ursache ist der Nachahmungstrieb, der uns Menschen, wie in erhöhtem Maße auch die Tiere, beherrscht. Die Empfänglichkeit für geistige Ansteckung ist bei den Menschen verschieden, bei den Massen wird sie erhöht dadurch, daß einer den andern ansteckt und daß von allen Seiten die Einwirkungen kommen. Diese psychische Ansteckung ist eine abgeschwächte Erscheinungsform der Suggestion, ja sogar der Hypnose. Gerade weil eine psychologische Masse bereits in ihrer gemeinsamen Gedankenrichtung orientiert ist, verfällt sie desto leichter der Suggestion. Solche Suggestionen können einen gewaltigen Umfang nehmen, wenn erst irgendeine Masse davon erfaßt ist. Sind nicht die Kreuzzüge, besonders der Kinderkreuzzug 1212, die Geißelfahrten der Flagellanten und die Wiedertäuferbewegung Erscheinungen von Massensuggestionen, wenn auch religiöse bzw. sexuelle Momente mitspielen! Die Suggestion kann die Menge auch zu selbstlosen edlen Taten, die über ihrem Durchschnittsstandpunkt liegen, begeistern, wie z. B. bei nationalen Fragen, bei Kriegsgefahr und im Kriege selbst. Dabei kommt es meist nur auf einen bedeutenden Führer an, der die Anregung gibt. Wenn aber der Führer der Masse sein Prestige verliert, wenn er eine Niederlage erleidet, dann wirft ihn die Masse zum alten Eisen, denn ihre Seele ist wandelbar, ist launisch, ist weibisch. Es ist interessant, gerade bei dem Franzosen Le Bon[1]) zu lesen: „Ueberall sind die Massen weibisch, die weibischsten aber sind die lateinischen." Sehen wir nicht auch im Kriege 1870/71 die begeisterte Stimmung, den Elan der Franzosen umschlagen in Mutlosigkeit, in Untätigkeit!

Wir sprachen bisher nur von mehr oder minder bunt zusammengesetzten heterogenen Massen, die durch einen gemeinsamen Reiz leicht zu psychologischen Massen werden. Auf unserm speziellen Gebiet, dem militärischen, haben wir es mit homogenen Massen zu tun. Unsre Truppe besteht zwar aus den verschiedenartigsten Leuten, verschieden durch Abstammung, Bildung und Beruf, aber sie sind durch die militärische Erziehung, durch Unterricht und Drill in eine eiserne Form gegossen, sie sind „zusammengeschweißt". Eine Truppe ist nur dann im psychologischen Sinne als organisierte Menge zu betrachten, wenn sie durchaus erzogen ist.

Wie geschieht nun die Entwicklung eines Massenschrecks, einer Panik? Einige besonders empfindliche Menschen werden plötzlich von einem Schrecken

[1]) Le Bon, S. 22.

Digitized by Google

erfaßt. Sie geben ihrer inneren Angst, ihrem Schrecken unwillkürlich Ausdruck durch Gebärden oder Ausrufe. Die Umstehenden werden mit ihren Gedanken in derselben Richtung interessiert, sie werden angesteckt, sie werden gleichfalls von dem Schrecken erfaßt. Rückwirkend wird die Angst der zuerst von dem Schrecken erfaßten Leute erhöht. Die Masse wird von dem gleichen Gedanken durchdrungen, sie wird zur psychologischen Masse. Henry Joly sagt treffend:[1]) „Der einzelne läßt sich mitreißen durch die Schreie, er selbst schreit, er beschleunigt seinen Blutkreislauf durch die innere Bewegung, seine Vorstellungen werden übertrieben, er glaubt ohne Nachprüfung alles und ist für alle Suggestionen empfänglich." Der Selbsterhaltungstrieb regt sich mächtig, der Schrecken löst in den Gehirnen physiologische Folgen, z. B. Blutleere des Gehirns, aus[2]) und bringt psychomotorische Reize hervor, die sich in unbewußten, heftigen Bewegungen, Gebärden und Ausrufen äußern. Die Masse hört auf zu denken, sich zu erinnern oder abzuwägen, das Gefühlsleben beginnt allein ihre Triebe zu beherrschen. Die Vorstellungen erlangen, nicht begrenzt durch den Intellekt, hypnotische Kraft. Es ist die Kollektivseele nämlich nicht bloß eine Summe der einzelnen Elemente der psychologischen Menge, sondern eher ein Produkt, rein mathematisch gesprochen. Die Gruppen von Menschen, von denen die Panik ausgegangen ist, zu bestimmen, ist meist sehr schwer. Keiner der von dem Strom der Flüchtenden Mitgerissenen wird objektive Angaben machen können, und ungern nur spricht die Kriegsberichterstattung von solchen Vorgängen bei den eignen Truppen. Daher die wenigen Nachrichten über richtige Paniken in der Kriegsgeschichte, denn eine wilde Flucht vor einem verfolgenden, siegreichen Feinde her ist keine Panik. Anderseits gehören auch die Fälle von Massensuggestion, in denen eine Truppe, wie die ausfallenden Franzosen bei Noisseville, die die ungeschützt dastehende preußische Artillerie gleichsam hypnotisiert anstarrte, ohne sofort anzugreifen, nicht in das Gebiet der Panik, wenn man auch dafür den Begriff der „Lähmungspanik" eingeführt hat.

Betrachten wir nun im folgenden einzelne Paniken, die die Kriegsgeschichte überliefert hat, so werden wir etwas allen Gemeinsames finden, was ich den Stimmungshintergrund nennen möchte. Die Truppen, die von panischem Schrecken ergriffen wurden, waren fast immer schon vorher in einem besonderen geistigen oder körperlichen Zustand, der ihre plötzliche Umwandlung aus einer organisierten in eine desorganisierte, psychologische Menge begünstigte.

Eine düstere Stimmung lastete 1806 auf dem preußischen Volk und dem Heere. Napoleons Erfolge im vergangenen Jahre, der Zusammenbruch der Allianz bei Austerlitz, die plötzliche Vereinsamung Preußens ließen das preußische Heer von vornherein an einem Siege verzweifeln. Seine Führer, Hohenlohe und Ferdinand von Braunschweig, gaben den Gedanken an eine Offensive auf

---

[1]) Henry Joly, La France criminelle. Paris 1889. S. 406.

[2]) Kraepelin, Psychiatrie. Leipzig 1903. Bd. 1, S. 17.

Digitized by Google

und waren damit moralisch schon unterlegen. Bei dem durch zwecklose Hin- und Hermärsche beunruhigten, durch mangelnde Verpflegung geschwächten preußischen Heere riefen die Unglücksbotschaften von Schleiz und Saalfeld große Bestürzung hervor. Als die aus dem Gefecht von Schleiz zurückkehrenden Truppen gegen 3 Uhr nachmittags durch Jena zogen, erhob sich in den Straßen ein Tumult, von allen Seiten schrie man, die Franzosen seien dicht vor der Stadt. In der Stadt fuhren sich die Gespanne fest, die Knechte schnitten die Stränge durch und ritten auf den Pferden davon. Die Menge der in der Stadt zerstreuten hungernden Sachsen warf die Gewehre und die Patrontaschen weg. In Wirklichkeit war nichts vom Feinde weit und breit zu sehen, denn er hatte an diesem Tage noch die falsche Richtung auf Gera beibehalten. Vereint mit einem solchen Stimmungshintergrund besitzen Rufe wie „Der Feind ist da!“ oder „Zurück, zurück, wir sind umgangen, verloren!“ eine gewaltige Suggestionskraft. In ähnlicher Weise erlagen die russischen Truppen im Verteidigungskampfe gegen die Japaner verschiedentlich Paniken. Die Kintschoustellung, vorwärts von Port Arthur, war geräumt, die Japaner folgten nicht, es wurde in Nan-kwanling für die Nacht zur Ruhe übergegangen. Verwundete wurden auf die Bahn verladen. Da löste sich von einer andern Haltestelle ein Eisenbahnwagen mit Verwundeten los. Die Insassen riefen: „Achtung!“, damit die Truppen, die etwa auf dem Bahnkörper ständen, ausweichen könnten. Durch die Rufe, deren Sinn niemand verstand, gerieten die Truppen in Aufregung, jemand rief: „Japanische Kavallerie!“, einige begannen zu schießen. Eine Panik riß ein, ein regelloses Schießen begann. Zum Unglück gab der Maschinist des Verwundetenzuges Fahrt, die Mannschaften stürzten sich auf den Zug, so daß mehrere dabei unter die Räder kamen. Als der Zug fuhr, wurde auf ihn gefeuert. General Fock, der zufällig da war, ließ „Das Ganze halt!“ blasen, und schließlich begann die Musik die Nationalhymne (Boshe, Zarja chram) zu spielen. Das wirkte beruhigend auf die Sinne der kopflosen Masse.[1]) Waren es hier die fortwährenden Mißerfolge, die den angeborenen Gleichmut der Russen in das Gegenteil verwandelt hatten, so war es die Unentschiedenheit des Erfolges in der Schlacht bei Preußisch-Eylau, am 7. und 8. Februar 1807, der ersten „partie remise“ Napoleons, die am nächsten Tage den Grund zu der Panik legte, die ausbrach, als einige Reiter mit dem Rufe „Casaques!“ ins Lager gejagt kamen. Zu der Unsicherheit über die Lage kamen noch hinzu die Verpflegungsschwierigkeiten, die außerordentlich auf den geistigen Stand der Truppen zu drücken pflegen. Unter dem Druck der Entbehrungen und Strapazen kann auch eine bis dahin erfolgreiche Truppe niederbrechen. Die Brigade Grivicic hatte in der Schlacht bei Trautenau den preußischen linken Flügel umfaßt und bei dem zweiten Angriff zurückgedrängt. Auf dem siegreich behaupteten Gefechtsfelde wurde biwakiert, doch versagte der Verpflegungsnachschub vollkommen. Am nächsten Tage ging's bei drückender Hitze, im dichten Staub über das Schlacht-

[1]) Russisches Generalstabswerk. Bd. 5, S. 217.

Digitized by Google

feld des Vortages nach Süden, dem neuen Feind entgegen. Es kam zum Begegnungsgefecht mit diesem, wobei die Brigade sich sehr tapfer schlug, bis sie infolge des Zurückgehens der Nachbarbrigade plötzlich Flankenfeuer erhielt von der Seite, an der man sich angelehnt glaubte. Da tauchte der Gedanke auf: wir sind umgangen und wir werden abgeschnitten. Als nun auch der Führer fiel, brach die tapfere Truppe zusammen. Alles ergriff die Flucht. Der Stimmungshintergrund ist hier gegeben durch die übergroßen Anstrengungen und die Entbehrungen an Verpflegung. Eine Truppe, die hungrig und abgespannt ins Gefecht tritt, trägt in sich nicht mehr die Hemmungen, die den Ausbruch einer Panik verhindern könnten. Bemerkenswert ist, daß von den Gesamtverlusten der drei österreichischen Brigaden von 123 Offizieren und 3696 Mann auf die Brigade Grivicic allein 87 Offiziere, 2434 Mann entfielen. Ein Beweis dafür, daß eine panikartige Flucht die Verluste nicht vermindert, sondern gewaltig erhöht.

Wir sahen, wie gefährlich Angstrufe und offen ausgesprochene Befürchtungen werden können. Dann zumal tritt dies ein, wenn eine Truppe des Feindes besonders befürchtet wird, wie 1807 die Kosaken und im Burenkriege die flinken Reiter der Buren. Dort genügte z. B. bei Nicholsons Neck, 30. Oktober 1899, der Ruf: „Boer cavalry!“, um die Kolonne Carleton auseinander laufen zu lassen. Die Ueberraschung verstärkt den Eindruck, den solche Rufe machen. Die Ueberraschung wirkt besonders auf junge kriegsunerfahrene Mannschaften, die den plötzlichen Eindrücken des Krieges noch nicht gewachsen sind. Am 29. Mai 1901 kehrten die Engländer von einer Streife zurück durch die Steppe. Plötzlich flammte das Steppengras auf, dichter Rauch hüllte alles ein, da attackierten die Buren im Schutze des Rauches, Schüsse fielen. Die Engländer, von denen ein großer Teil zum erstenmal in das Gefecht kam, rissen aus trotz ihrer tapferen Führer, von denen die meisten fielen. Gewöhnten sich auch mit der Zeit die Führer und die Mannschaften an die plötzlichen Ueberfälle der Buren, so hatten diese doch noch öfter die Wirkung, daß der Troß der Engländer in Unordnung gebracht wurde. Verschiedentlich brach eine Panik unter den Maultieren aus, die zum Verlust der ganzen Bagage führte. Es ist selbstverständlich, daß gerade der Troß und insbesondere die Bespannung des Trosses leicht Opfer einer Panik werden. So geschah es bei Jena, bei Custozza, am Tage nach der Schlacht bei Solferino und bei Miskoles am 29. Juli 1866.[1]) Da die Pferde auf Grund des Herdentriebes und ihrer Schreckhaftigkeit sehr leicht von der Angst angesteckt werden, so werden die berittenen Truppen viel häufiger von Paniken mit fortgerissen. Die Reservekavalleriebrigade Bredow mußte bei Trautenau in einem steilen Hohlwege kehrt machen, da ihre Batterie auf diesem Wege nicht mitkommen konnte. Da wurde „Kehrt! Trab!“ geblasen. Dabei stürzten einige Reiter auf dem abschüssigen Wege, andre verstärkten die Gangart, um die Lücken zu schließen. Schließlich galoppierte alles, man nahm an, der

[1]) v. Lettow-Vorbeck. 1866. S. 338.

Digitized by Google

Feind sei dahinter her. Endlich ward aus dem Traben eine wilde Flucht. Aehnlich erging es den 9. Husaren am 18. August 1870. Bei diesem Regiment waren gerade erst die Reservisten auf den Augmentationspferden eingetroffen und als 5. Schwadron formiert am Ende des Regiments aufgestellt worden. Das Regiment stand mittags in der Mancéschlucht. Als es nun zurückging, um eine gedecktere Aufstellung zu nehmen, fiel die jetzt vorderste 5. Schwadron in ein verstärktes Tempo. Die durch den Gefechtslärm in der Mancéschlucht aufgeregten Pferde gingen durch, in voller Flucht jagte die 5. und halbe 4. Schwadron zurück. Der Rest des Regiments dagegen blieb ruhig. Diese Panik fiel zeitlich etwa zusammen mit einer Panik, die kurz vorher einzelne Teile der Infanterie südlich St. Hubert ergriffen hatte.

Marschall Leboeuf befahl beim Herannahen des II. Armeekorps einen Gegenstoß aus der Linie Steinbrüche von Point-du-Jour bis Chausseeknick östlich St. Hubert. Die Widerstandsfähigkeit der dort im freien Felde liegenden Schützengruppen, die größtenteils führerlos und durch stundenlangen, verlustreichen Kampf erschüttert waren, zeigte sich diesem Ansturm nicht gewachsen. Sie fluteten nach dem Waldrande zurück. War der Rückzug der vordersten Abteilungen noch verhältnismäßig ordnungsmäßig erfolgt, so wurde er, je weiter er sich unter den rückwärts befindlichen Infanterietrümmern fortpflanzte, immer regelloser und eiliger. So entstand hinter der vordersten Gefechtslinie eine Panik. Die Bemühungen der Offiziere, den Strom, der sich unaufhaltsam zur Mancéschlucht ergoß, zu hemmen, blieben erfolglos. Im Waldrande stehende deutsche Abteilungen feuerten auf die Franzosen, dabei traf aber manches Geschoß die weichenden eignen Abteilungen. Die auf der Chaussee zurückflutende Menge hatte auch den Anfang des Regiments Nr. 72 in Unordnung gebracht. Der Führer, Major v. Binecke, ließ die Fahnen enthüllen und zum Angriff schlagen. Dem vorgehenden Regiment schlossen sich zurückgehende Truppen wieder an. Die 1. Schwadron Husaren 9 machte auf Befehl des Generals v. Goeben eine Attacke, die nur den Zweck hatte, die eignen Truppen wieder moralisch zu festigen. Da räumte der Feind auf die wiederholten Vorstöße hin seine Schützengräben. Die Ehre des Tages war auch auf diesem Teile des Schlachtfeldes wiederhergestellt. Diese Begebenheit soll uns nun zu den Paniken führen, die sich auf dem eigentlichen Schlachtfelde großer Entscheidungskämpfe abspielten. Da es mir nicht darauf anzukommen scheint, möglichst viele, sondern nur einzelne typische Beispiele wiederzugeben, so greife ich zurück auf die Kriege Friedrichs des Großen, auf die Schlachten: Roßbach, Leuthen und Zorndorf.

General v. Seydlitz beobachtete, vor der Schlacht bei Roßbach, von dem Janushügel, während seine Kavallerie hinter dem Pölzenhügel zur Attacke bereitgestellt war, den Vormarsch der feindlichen Kavallerie, die in dem festen Glauben, der König sei im Rückzuge begriffen, ohne irgendwelche Sicherung etwa 200 Schritt vor ihren Infanteriemarschkolonnen marschierte. Als sie etwa 1000 Schritt von dem ihn deckenden Höhenrand entfernt war, brach Seidlitz mit 15 Eskadrons im ersten, mit 18 im zweiten Treffen vor. Die vordersten österreichischen Regi-

Digitized by Google

menter vermochten noch aufzumarschieren, die Regimenter der Reichskavallerie kamen nicht mehr dazu. Sie gerieten in Unordnung und steckten die andern an. „Ihr Brüder lauft, was ihr laufen könnt; es ist alles verloren!" so riefen die vorbeijagenden Reiter den Reichstruppen zu. Kein Wunder, daß da eine Panik ausbrach. Sie flohen in völliger Auflösung, zum Teil warfen sie die Gewehre weg. Die Stückknechte schnitten die Stränge durch und jagten mit den Pferden davon. Nach dem Bericht des bayrischen Generals Manson befahl der Maréchal de Camp de Planta den Tambouren, mit dem Schlagen des Signals „charge" aufzuhören, um Ordnung schaffen zu können. Dieses Aufhören des Signals galt aber damals zugleich als ein Zeichen zur Salve. Daher soll das zweite Glied eine Salve in die Luft abgegeben und dann die Flucht ergriffen haben. Bezeichnend für den Volkscharakter der Franzosen ist, was Toqueville als Grund der Panik bei Roßbach angibt.[1]) „Les Français, restés seuls sur le champ de bataille, se croyent trahis, et le cri de trahison qui retentit, ébranla les plus fort courages." Denken wir da nicht an den „Verrat von Metz" und an Aurelle de Paladines Schicksal nach Orleans? Aehnlich erging es den Oesterreichern bei Leuthen. Sie hatten sich nach dem Dorfe Leuthen, aus ihrer alten Verteidigungsstellung herausgehend, in dichte Massen zusammengezogen und konnten kaum die Angriffe der preußischen Infanterie abwehren. Der General v. Luccheſe entschloß sich zur Attacke gegen den linken preußischen Flügel und ritt dazu an. Diese Absicht wurde von General v. Driesen erkannt; er setzte zur überflügelnden Gegenattacke gegen die Flanke Luccheſes an. Als endlich die 30 Reserveschwadronen des Prinzen von Württemberg eingriffen, wandten sich die österreichischen Reitergeschwader zur Flucht und jagten, rings Schrecken verbreitend, in die eigne Infanterie hinein. Dort am rechten Flügel warfen ganze Bataillone die Gewehre weg und liefen dem schützenden Weistritzabschnitt zu. Selbst hinter diesem gelang es noch nicht, eine richtige Nachhut zu bilden. Wie hier kam es bei Zorndorf auch infolge von Kavallerieangriffen zu Paniken bei der Infanterie. Auf dem linken, im Zurückweichen begriffenen preußischen Armeeflügel attackierte Generalleutnant v. Seidlitz die russischen Schwadronen der Brigade Gaugreber, warf sie zurück und stürzte sich auf die feindliche vorgehende Infanterie. Ein erbittertes Handgemenge entstand, endlich wankten die Russen und flohen zum Teil in die Wälder nördlich Quartschen, zum Teil erreichten sie die Bagage und plünderten sie. Die einschreitenden Offiziere wurden mißhandelt, sogar einige getötet. Der reichlich vorgefundene Branntwein tat ein übriges, um die Bande der Disziplin zu zerreißen.

Wir haben gesehen, wie die Franzosen und die Italiener, wie Engländer und Russen, wie schließlich Oesterreicher und deutsche Truppen Opfer von Paniken wurden. Kein Volkscharakter schützt vor der Uebermacht der Masse. Sollten wir da nicht auch einmal die Schuldfrage berühren, die von militärischen Be-

[1]) Toqueville, Histoire de Louis XV., II, S. 215.

Digitized by Google

arbeitern dieser Frage bisher ganz außer Auge gelassen worden ist? Napoleon I. hat über die Septembermorde gelegentlich gesagt: „Les crimes collectifs n'engagent personne", doch glaube ich, daß dies mehr eine politisch gewandte Formel war als der Ausdruck seiner Ueberzeugung, denn bei der Verurteilung einiger seiner Generale hat er bewiesen, daß er für unglückliche Zufälle keine mildernden Umstände kannte. Unser Militärstrafgesetzbuch sieht bei Massenvergehen erhöhte Strafe vor. Für die strafrechtliche Beurteilung der Panik kommen in Betracht die §§ 58, 6; 84 und 85 des Militärstrafgesetzbuches, von denen ich hier nur § 84 dem Wortlaute nach wiederholen will: „Wer während des Gefechts aus Feigheit die Flucht ergreift und die Kameraden durch Worte oder Zeichen zur Flucht verleitet, wird mit dem Tode bestraft." Trifft so den oder die Anstifter, wenn sie nachzuweisen sind, die gerechte Strafe, so sollte auch jeder einzelne der von der Panik erfaßten Menge zur Verantwortung gezogen werden wegen der Gefährlichkeit des Verbrechens für das Staatsinteresse. Denn der einzelne hat seinen Teil zu der Massenpsyche gestellt. Er ist Durchgangs- und zugleich auch Ausgangspunkt der ansteckenden Suggestionen geworden. Er hat in sich nicht die nötigen Hemmungsvorstellungen des Verstandes walten lassen und hat damit auch aktiv beigetragen.

Nur dann, wenn offen und rücksichtslos gegen solche Verfehlungen vorgegangen wird, bleibt der Ehrenschild der Armee fleckenlos. Was stellte das Vertrauen des Volkes zu der Armee nach 1806 wieder her? Das rücksichtslose Vorgehen gegen alle Verfehlungen der Offiziere und Truppen, wie es König Friedrich Wilhelm III. durch sein „Publikandum" befohlen hatte.[1]) Es heißt darin: „2. Jedes Regiment, welches den erhaltenen Befehl, anzugreifen, nicht vollzieht oder wohl gar ohne Befehl das Treffen verläßt, wird, wenn es zuvor Seiner Majestät gemeldet, kassiert und untergesteckt. Jeder Soldat, der auf der Flucht seine Waffen wegwirft, wird erschossen."

Es scheint mir noch eine Frage der Beantwortung offen zu stehen. Wie kann man, wenn einmal eine Panik ausgebrochen ist, den Strom der Menge hemmen, wie kann man die aufgeregte Masse wieder zur Ruhe bringen? Wir haben bereits gesehen, daß die Psyche der Massen sehr wandelbar und für neue Sinneseindrücke sehr empfänglich ist. Deshalb ist das beste Mittel, der im Gefecht von der Angst erfaßten Menge eine Gegengefahr entgegenzusetzen. So ließ Masséna bei Wagram die einzige der Masse zur Flucht zur Verfügung stehende Brücke sperren und auf die Flüchtenden mit Artillerie schießen. Ein gleiches geschah bei Polotsk 1812. Präsident Krüger befahl zwar auch bei Poplar Grove den Buren, auf ihre fliehenden Landsleute zu schießen, doch wurde dieser Befehl nicht ausgeführt. Schließlich bleibt als wirksames Mittel der Waffengebrauch der Offiziere. Ein andres Mittel ergriff General Fock, um die oben beschriebene Panik bei Nankwanling (siehe S. 106) einzudämmen. Er ließ „Das Ganze halt!" blasen und die Nationalhymne spielen; der Erfolg gab ihm

[1]) „1806". Das preußische Offizierkorps . . . S. 7 bis 10.

Digitized by Google

recht. Selten wird es möglich sein, daß der Führer die Panik persönlich aufhält dadurch, daß er sich mit seinem Stabe den Flüchtenden entgegenwirft; dann wird er, wie General Fermor bei Zorndorf, meist mitgerissen. General Hawkins brachte allerdings im Südamerikanischen Kriege eine Panik des Neuyorker Freiwilligenregiments dadurch zum Stehen, daß er sich auf dem einzigen, durch einen unpassierbaren Wald führenden Weg den Flüchtenden entgegenstellte. Anderseits können und müssen die Führer aber durch ihr Beispiel wirken.[1]) Die Führer, die höheren wie die niederen, müssen vor allem selbst den ruhigen Blick für die Lage bewahren. Ein leuchtendes Beispiel sei uns da Friedrich der Große bei dem Ueberfall von Hochkirch. Bei ihm trifft zu, was Clausewitz von dem Führer verlangt:[2]) „An der Glut in seiner Brust, an dem Licht seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller andern von neuem entzünden; sowie das aufhört, sowie sein eigner Mut nicht mehr stark genug ist, den Mut aller andern zu beleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die niedere Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt." Sind dies einerseits die Anforderungen, die an den Führer gestellt werden, so muß anderseits auch die Masse, die Truppe ihre Führer kennen und gewohnt sein, ihnen unbedingt zu folgen. Das ist natürlich Erziehungssache. Die sittlichen und geistigen Kräfte des Soldaten zu heben, ist nach der Felddienstordnung, Nr. 2, das Ziel der Erziehung. Anstrengungen und Entbehrungen sind als Mittel zur Erziehung des Soldaten von hohem Wert (F.-O. 37). „Es gehört ein starkes Geschlecht dazu, um den Krieg der Zukunft erfolgreich zu führen. Wenn die Vorbereitung und Erziehung zum Kriegsdienst schon bei der heranwachsenden Jugend anhebt, wird dies bei umsichtiger und sachgemäßer Anwendung zweifellos gut zu verwerten sein. Die Erziehung des Soldaten besteht aus dem Drill und nicht zuletzt aus dem Unterricht, in dem versucht werden muß, den Leuten eine feste Willensrichtung zu geben, die sie im Verein mit der vollen Hingabe an Kaiser und Reich widerstandsfähig machen kann gegen die nervenzerrüttenden Einflüsse des Krieges. Drill und Erziehung ist nicht dasselbe, beides muß vereint sein, wie der Prinz von Preußen 1856 schrieb, als die dreijährige Dienstzeit wieder eingeführt wurde.[3]) „Denn die zweijährige hatte den Beweis geliefert, daß wir eine gedrillte, aber keine erzogene Linientruppe hatten, und weil sie nicht erzogen war, so wurde die Landwehr von Jahr zu Jahr schlechter, bis sie 1849 rebellierte und vor dem Feinde ihre Schuldigkeit nicht tat. Denn sie war nicht erzogen in Disziplin und daher auch nicht vor dem Feinde zu gebrauchen." Ist durch die Erziehung das feste Band des Vertrauens zwischen Truppe und Führern geschaffen, ist durch den Drill die Truppe zu einer „organisierten" Menge zusammengeschweißt, dann können wir getrost allen Gefahren ins Auge sehen. Moltke spricht dasselbe in

---

[1]) Vgl. auch Ex.-R. f. d. J. 1906, Nr. 266, 268.
[2]) Clausewitz, Vom Kriege. Berlin 1832. I. Buch, S. 65.
[3]) Militärische Schriften Kaiser Wilhelms des Großen, I, S. 212.

Digitized by Google

seinen Kriegslehren (Die Schlacht, S. 127) aus mit den Worten: „Autorität von oben und Gehorsam von unten, mit einem Wort: Disziplin ist die ganze Seele der Armee."

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Schluß)

Berlin, den 17. März 1870.

Das Ungewitter, welches sich über Leopolds Haupt gelagert, scheint sich zu verziehen; ich glaube, daß Du keine Angst mehr zu haben brauchst. Die Sitzung bei mir war von höchstem Interesse. Sämtliche Hauptwürdenträger des Staates haben sich für sans phrase ausgesprochen — der König allein ließ das Herz sprechen. Man war bis zu Tränen gerührt. Ich wollte Dir das Detail schreiben, bin aber nicht dazu gekommen. Das Diner war ganz geschickt bei mir arrangiert. Man blieb 4 Stunden lang, davon 2½ Stunden Beratung in feierlichster Stimmung. Ich schicke Dir später alles. — Ich muß zum Geburtstag bleiben; es geht nicht anders ... Karl Anton.

Es ist das die wichtige Sitzung und Beratung, die verschiedentlich angezogen wird und von der Karl Anton seinem Sohne, dem Fürsten Karl, nach Bukarest schrieb. (Vgl. „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", II, S. 72, und R. Fester, Briefe und Aktenstücke des Heft I, Nr. 110 ff.; E. Marx, Bismarck und die Hohenzollernkandidatur in Spanien, S. 8.) Wenn Bismarck später diese Beratung abgestritten hat, so lag dabei ganz bestimmt kein staatsmännisches Interesse, sondern nur persönliches vor. Man hatte diese Sitzung als eine Konferenz, Sitzung, Beratung des Ministeriums hingestellt. Das war es, was Bismarck abstritt. Es war eben keine Ministerberatung. Als Bismarck das noch weiter bestritt, tat er es, weil er es nicht leiden mochte, daß man sich mit der Sache beschäftigte und weil er mit dem schließlichen Vorgehen des Fürsten Karl Anton und des Erbprinzen Leopold nicht einverstanden war, als Karl Anton am 12. Juli 1870 an Marschall Prim telegraphierte, daß er „wegen des nunmehr konstatierten unvermeidlichen Kriegsausbruches zwischen Preußen und Frankreich" von der Thronkandidatur absehe. Daß Bismarck das nicht gerne sah, ist doch begreiflich, wie es auch sehr begreiflich ist, daß die schwäbischen Hohenzollern so handelten. Bismarck konnte nicht gleichgültig zusehen, daß Frankreich nun doch schließlich triumphieren würde. Das sah ja ganz danach aus, als habe Preußen Furcht vor Frankreich. Das konnte und durfte Bismarck nicht billigen, dazu war er auch nicht der Mann, und Frankreich war zu beleidigend vorgegangen.

Digitized by Google

Eines darf immer mehr betont werden: Die fast zärtliche Besorgnis des Fürsten für seine Gemahlin. Karl Anton ließ trotz alledem den Plan nicht gerne fallen; denn es war für das fürstliche Haus „eine ruhmvolle Aufgabe — unser Haus steht vor dem Wendepunkt eines welthistorischen Ereignisses", wie er am 30. März 1870 an seine Tochter, die Gräfin von Flandern, schreibt. Aber auf die zartfühlende, sehr ängstliche und ihre Kinder außerordentlich liebende Mutter nimmt er stets weitgehende Rücksicht. Gerade in jenen Tagen, am 20. März, schrieb er seinem Sohne Karl nach Bukarest u. a.: „Deiner lieben Mutter wird es einen ungeheuern Kampf kosten; allein sie wird schließlich nicht in den Gang der Weltgeschichte eingreifen wollen."

Zwei Tage vorher schreibt er an seine Gemahlin:

Berlin, den 18. März 1870.

Gestern ist der erfolgreiche Schritt geschehen: Leopold hat definitiv abgelehnt, und somit ist ein Gegenstand nach heftigster Bekümmerung, Angst und Sorgen für ihn und seine hoffnungsvollen drei Söhne beseitigt. Er hat sich musterhaft während dieser ganzen Zeit benommen und als echter Mann, Sohn, Gatte und Vater sich bewiesen, vollbewußt der äußerst wichtigen Entscheidung. Man mußte zunächst diese ganze wichtige Frage rein objektiv betrachten und überlegen; denn es wäre eine ungeheure Verantwortung, über das preußische Staatsinteresse hinwegzuschreiten und eine persönliche Empfindung zur Geltung zu bringen.

Der König hat sich ungemein edel und groß benommen und treu zu uns gehalten. Als König von Preußen und Oberhaupt des Hauses Hohenzollern mußte er die Annahme wünschen; denn die Macht und der Glanz der Krone erheischten nach dem einstimmigen Rat der gewiegtesten Männer des Landes das persönliche Opfer. Einstimmig mit Bismarck waren von Schleinitz, Roon, Moltke, Thiele und Delbrück, denen der Kronprinz schweren Herzens sich anschließen mußte, die Familienpflicht anerkennend, dem Rufe der spanischen Nation zu folgen. Es waren durchaus nicht blinde Bismarckverehrer, die so sprachen. — Es gab keine Meinungsverschiedenheit, sondern nur Meinungsnuancen.

Leopold und seine Nachkommenschaft wären also für uns glücklich gerettet.

Nun aber kommt eine andre Frage, bei welcher ein Widerstand nicht mehr entgegenzusetzen ist. Es handelt sich nämlich um Fritz. Allerdings nur erst dann, wenn ohne Initiative von hier seine Berufung von den Cortes beschlossen werden würde. Bei ihm läßt sich die Frage der Annahme oder Ablehnung nicht mehr beseitigen. Er muß nach der Sachlage der deutschnationalen Politik annehmen. Ich schreibe Dir das toût crûment ohne viel vorbereitende Worte und Einleitungen; denn wozu Verhüllungen, wenn man die Sache bei ihrem richtigen Namen bezeichnen will.

Fritz wird eventuell seine Aufgabe lösen können. Als streng konstitutioneller König wird er keines Regierungstalentes bedürfen, was für den Anfang sogar

Digitized by Google

schädlich wäre, und bei seinem natürlichen Verstande wird er sich bald orientieren können.

Ich gebe zu, daß tausend Gründe dagegen mit Leichtigkeit geltend gemacht werden können und nur zehn Gründe dafür, aber die besten wiegen politisch so schwer, daß wir als Angehörige des Gesamthauses Hohenzollern nichts dagegen aufkommen lassen können.

Ich bitte Dich um Gottes willen, recht ruhig und gelassen bei Durchlesung dieses Briefes zu bleiben. — Agitation hilft ja nichts und verdunkelt das Urteil — es ist eine providentielle Fügung, gegen die man nicht ankämpfen darf. Hier ist wieder ein Wink der Vorsehung, der mit Gottvertrauen zum Handeln auffordert.

Ich kann mich in Deine Lage versetzen, allein, Deinen Gedanken anheimgegeben, traurigen Vorstellungen und Bildern zugeneigt — es ist wahrlich kein erheiterndes Dasein. Doch festen Mut, noch sind die Würfel nicht gefallen, noch kann alles vielleicht sich nicht verwirklichen; aber es ist meine Pflicht, darauf zu wirken, daß Du mit diesem Gedanken Dich vertraut machst. Der König wünscht, daß Fritz sofort hierher komme und hat nach Paris telegraphiert, um zu erfahren, ob er etwa im Hotel Bristol schon angekommen ist. Danach werde ich ihn bescheiden.

Mein Aufenhalt hier wird sich demnach in die Länge ziehen; vor dem Geburtstage ist es unmöglich, abzureisen, und nachher ist es problematisch. Ich glaube, das beste wird sein, daß Du nach dem Geburtstage auf ein paar Tage hierher kommst, um Dich an der Quelle der Ereignisse zu befinden. Vorher ist es nicht möglich, weil der König gestern sagte, er wisse nicht, wohin alle seine Gäste zu logieren.

Meinetwegen brauchst Du Dich nicht zu besorgen; ich bin sehr wohl, überanstrenge mich nicht, sondern gehe nirgends hin, als in das Palais des Königs oder des Kronprinzen, fahre jeden Tag im offenen Wagen spazieren und lebe regelmäßig.

Karl Anton.

Der Fürst schrieb jeden Tag. Man merkt dem Inhalt der Briefe an, daß er nicht viel zu berichten hat, aber er will die besorgte Gemahlin und liebevolle Mutter stets beruhigen.

*

Berlin, den 22. März 1870.

Nur ein paar Worte inmitten des Trubels des heutigen Tages. Deine Kommission habe ich ausgerichtet, und der König läßt Dir sehr danken für Deine Glückwünsche. Es war ganz enorm, dieser ungemeine Fürstenkongreß. Es war eine wahre Hoheitsatmosphäre. Kaum daß ich Zeit für ein paar Worte für Dich finde. Alles drängt sich zu Visiten. Um 5 Uhr Familiendiner von 32 Fürstenkuverts, d. h. nur aus regierenden Häusern. Die Unzahl andrer Fürstlichkeiten nicht eingerechnet. Allgemein findet man unsre Antoinette am schönsten. Sie hat aber auch wirklich eine sehr gute tenue und ist das enfant gâté. Diese

Digitized by Google

Hommages schaden ihr übrigens nicht, soweit ich bemerken kann. Auch Leopold wird allgemein anerkannt ... Karl Anton.

Antoinette war die Gemahlin Leopolds, die am 27. Dezember 1913 starb.

*

Berlin, den 24. März 1870.

Mein Telegramm wird Dich wohl erschreckt haben, allein ich konnte die Einladung nicht abwenden, und es ist besser, Du bist hier und agitierst Dich weniger. Die Majestäten freuen sich aufrichtigst, Dich zu sehen. Es ist ihnen sogar Bedürfnis, mit Dir alles zu besprechen. Ich denke, daß Du nicht zu lange bleiben brauchst, etwa fünf bis sechs Tage, so daß wir gegen Ende der Woche wieder in Düsseldorf sein können.

Fritz trifft hier von Paris via Metz Samstag abend oder Sonntag früh ein. Ich habe ihm nach Paris telegraphieren lassen ... Karl Anton.

Die Fürstin ging nach Berlin, womit die fesselnde Korrespondenz leider abbricht. Prinz Fritz kam am 26. März an; wie der Fürst seiner Gemahlin mitteilt: „Fritz ist wohlbehalten, von seiner Reise ganz erfüllt, heute nachmittag hier angekommen."

Prinz Fritz lehnte die Kandidatur entschieden ab, wenn ihm nicht der König, als Haupt der Familie, den Befehl gebe, sie anzunehmen. Das tat König Wilhelm nicht (vgl. Zingeler, a. a. O., S. 240/241). Am 30. März schrieb der Fürst an seine Tochter, die Gräfin von Flandern, den inhaltreichen Brief (Zingeler, a. a. O., S. 241 f.). Er ging dann nach Nauheim ins Bad, da ihm sein Bein viele Schwierigkeiten machte. Am 14. Mai kam er dort an.

Major v. Versen war Anfang April nach Spanien gereist, um Land und Leute kennen zu lernen. Nach seiner Heimkehr besuchte er auch den Fürsten in Nauheim. Am 25. Mai 1870 schrieb Karl Anton an seine Gemahlin u. a.:

Major v. Versen erzählt höchst interessant über Spanien und, wie ich glaube, ohne Uebertreibung. Leopold scheint mir wirklich zu bedauern und zu bereuen, und wer weiß, ob nicht nach einiger Zeit nochmals Anläufe versucht werden, wobei aber sodann Leopold sich kategorisch über ja oder nein aussprechen muß; denn für uns wäre es auch nicht erwünscht, stets einen Stachel in seiner Gemütsruhe zu erblicken ... Karl Anton.

*

Nauheim, den 5. Juni 1870.

... Gestern war ich 1/4 Stunde in Gießen, um den König zu sehen, der von Ems nach Berlin zurückkehrte. Er läßt Dich vielmals grüßen und gute Kur wünschen ... Die Fürstin war in Landeck ... Beim Wegfahren erblickte ich einen Moment, nur in einem andern Zuge, den Fürsten Fritz Hohenlohe, Bruder von Katharina. Wir riefen uns aus dem Fenster bloß bon jour zu. Ich weiß nicht, wohin er reist. Heute hatte ich den Besuch von Demeter Sturdza, der von Bukarest nach Berlin in Eisenbahngeschäften geht. Er kam von Monrepos, wohin er Briefe zu überbringen hatte, und ist auch Träger eines Briefes von

Digitized by Google

Karl für Dich, den ich Dir zuschicke. Seine Mitteilungen sind überaus beruhigend. Er macht einen äußerst günstigen Eindruck durch bon façon, Bonhomie und Geistesbildung; er ist eigentlich der rumänische Gesandte in Konstantinopel. Er versichert, daß alles gut geht, und daß die Zeitungen augenblicklich alles übertreiben oder verfälschen ...

Karl Anton.

*

Der Fürst war am 8. Juni von Nauheim nach Düsseldorf zurückgekehrt. Er erzählt der Fürstin, „daß er in dem Coupé auf einem improvisierten Tisch von Pappdeckel mit Massenbach und Courth Whist und Ecarté" gespielt habe. Samstag, den 11. Juni, reiste er nach Ems und Monrepos, und kehrte dann Montag über Ramersdorf nach Düsseldorf zurück.

Düsseldorf, den 13. Juni 1870.

... Am Sonnabend also war ich in Ems beim Kaiser (von Rußland), der äußerst gütig war und sich sehr wohlwollend für Karl ausgesprochen hat. Er lobte ihn sehr und verwahrte Rußland gegen den Vorwurf, als schüre es in Rumänien, um keine Ordnung dort zustande kommen zu lassen. Ich glaube, daß der Kaiser dieses sehr aufrichtig ausspricht, aber daß dessenungeachtet die altrussische Partei ein Interesse daran hat, den Orient im allgemeinen nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Uebrigens ist es stets gut, von einer solchen kaiserlichen Erklärung Akt zu nehmen.

Karl Anton.

Ueber v. Massenbach haben wir schon berichtet. Assessor Courth, der häufig bei Hof verkehrte, war gleichfalls beim Fürsten gut angeschrieben. In Ramersdorf wohnte eine Freundin des Hauses, Frau v. Franqu.

*

Sigmaringen, den 20. Juni 1870.

Ich würde hier in vollster Zufriedenheit und Ruhe sein, wenn nicht seit kurzem wieder die spanische Frage mit erneuter Dringlichkeit an uns herangetreten wäre, deshalb konnte ich Dir nicht schreiben; denn ich bin seit zwei Tagen ohne Unterlaß damit beschäftigt.

Ich sehe kaum eine Möglichkeit, daß Leopold ihr entgeht, weil die allerwichtigsten Interessen damit im Spiele sind; allein wir hoffen, Zeit zu gewinnen, und haben nur einen Wunsch, daß Du Dich nicht unnötig agitieren möchtest und in Gemütsruhe Deine Badekur vollendest. Nachher haben wir noch alle Zeit bis in den Herbst, über diese Sache zu reden und zu diskutieren. Schriftlich läßt sich nicht viel darüber sagen; denn das Thema ist unerschöpflich, aber mündlich desto mehr.

Ich würde Deine Baderuhe nicht gestört haben, wenn ich nicht besorgen müßte, daß doch irgendeine Zeitungsindiskretion vorgehen könnte, und dann, weil ich es für meine Pflicht erachte, Dir in Familiensachen nichts zu verschweigen ...

Leopold ist von Reichenhall deshalb zurückgekommen und geht bald wieder dahin ab. Anstatt in Ruhe und in unserm Lokalinteresse uns bewegen zu können,

Digitized by Google

treten wiederum diese ernsten Erwägungen vor die Seele. Wofür man im Winter so viel Zeit hätte, stört immer den Sommer!

Doch genug von diesem unliebsamen Thema, über welches der gute Fritz außerordentlich schlecht orientiert war und der durch seinen Kleinmut diese Verlegenheiten mir bereitet hat ... Karl Anton.

Der Fürst schreibt dann, offenbar um die Gemahlin zu beruhigen und zu zerstreuen, alles mögliche.

Schon am Tage vorher hatte Erbprinz Leopold an den König den inhaltreichen Brief geschrieben, in welchem er das Oberhaupt der Hohenzollern bittet, „mich autorisieren zu wollen, dem Andrängen der spanischen Regierung keinen weiteren Widerstand mehr entgegenzusetzen". (Zingeler, a. a. O., S. 245.)

Am 22. Juni 1870 teilt Karl Anton der Fürstin mit, daß Leopold „heute abend oder morgen früh nach Reichenhall zurückkehre". Für sein Gehvermögen ist von Interesse zu erfahren: „Ich schlafe jetzt mit meinem Stock in einem unteren Zimmer; dadurch vermeide ich die Treppe."

*

Sigmaringen, den 25. Juni 1870.

... Die spanische Sache präokkupiert mich unausgesetzt. Leopold hält es für seine Pflicht, anzunehmen. Nun kommt alles darauf an, Zeit zu gewinnen. Die Frage ist so schwerwiegend und politisch für Preußen-Deutschland so wichtig, daß es Kleinmut und Engherzigkeit wäre, sich ihr zu verschließen.

Mein Stilleben hier ist dadurch sehr gestört, um so mehr, als ich niemand habe, dem ich mein Herz darüber ausschütten kann. Gottes Wege sind unerforschlich. Leopold will von Reichenhall aus eine Tour in die Salzburger Alpen machen. Heute muß er auf der Wanderschaft begriffen sein, wenn ihm das Wetter keinen Streich spielt. Antoinette und die Kinder sind sehr wohl... Karl Anton.

Daß unterdessen schwerwiegende Dinge in der spanischen Angelegenheit vorgekommen (siehe Zingeler, a. a. O., S. 246 ff.), verschweigt der Fürst aus begreiflichen Gründen, um eben die Gemahlin und Mutter nicht in ihrer Kur zu beunruhigen.

Am 3. Juli 1870 schrieb er der Fürstin von Sigmaringen aus:

... Von Reichenhall gute Nachrichten, nur kaltes Wetter. Sie waren bei der Königin-Mutter von Bayern in Berchtesgaden. Ueber Spanien ist seit der Zeit von nichts gesprochen worden. Vor Ende Oktober wird in dieser Angelegenheit nichts geschehen. Das ist meine Hoffnung ... Karl Anton.

*

Sigmaringen, den 6. Juli 1870.

... Die spanische Frage ist in Zeitungen zum Durchbruch gekommen, ich denke aber, daß es bald wieder stille geworden sein wird, da bekanntlich die

Digitized by Google

Cortes bis Ende Oktober werden vertagt sein, und ohne Majoritätswahl ist niemals eine Möglichkeit gegeben.

Unangenehm ist es für Leopold jedenfalls, und ich denke, sie werden Reichenhall bald verlassen und hierher kommen. Ich bin aber ohne Nachricht von dort ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 25. Juli 1870.

Mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten hier nach zweiunddreißigstündiger Fahrt eingetroffen. Ueberall Aufenthalt, Gedränge, Truppenanhäufungen und rasender Enthusiasmus. In Braunschweig erhielt ich eine Ovation, ungeheure Hochrufe, Musik, Tücherschwenken usw. In München traf ich Wilhelm Wied, der nach Berlin wollte. Etwa tausend Reisende, die nicht mehr expediert werden konnten. Mir zulieb wurde ein Zug formiert, und so gelang es mir, mit dem ungemein großen Schwarm endlich Berlin zu erreichen, nach zwei durchwachten Nächten. Heute um 10 Uhr sah ich schon die Majestäten. Beide lieb und gnädig wie immer. Die Königin war sehr ernst und ängstlich. Auf die Vergangenheit kam man einmal zurück. Fritz habe ich schon gesehen; er ist sehr wohl, aber man erfährt absolut nichts von ihm, jede Mitteilung ist eine Art Zungengeburt. Ich habe über seine Bestimmung noch nichts erfahren können. Er gehört mit seinem Regiment zu einer Kavalleriedivision, die Graf Goltz kommandiert, und bildet jedenfalls vorerst Reserve irgendeiner Armee. Ueberhaupt habe ich Details noch keine gewonnen. Leopold hat seine Bestimmung beim Kronprinzen und geht am Samstag nach Mannheim ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 28. Juli 1870.

... Ich langweile mich sehr hier, da ich auf mein Zimmer bei dem glatten Pflaster angewiesen bin. Nur abends gehe ich am Arme Fritzens etwas aus, um Luft zu schöpfen. Bei den Majestäten war ich gestern beim Diner. Die Königin spricht von nichts als von Charpie, Verbandzeug, Krankenwärtern und der Kehrseite des Krieges. Man erfährt ganz wenig, weil alles in das größte Geheimnis gehüllt ist. Ich habe nicht einmal erfahren können, wo das Regiment von Fritz hinkommt. Von den maßgebenden Persönlichkeiten habe ich niemand gesehen. Mein Fuß geniert mich hier doppelt; denn ich kann bei dem Jagen und dem Menschengedränge mich nicht auf der Straße bewegen.

Karl Anton.

Hiermit schließt leider die auf die spanisch-hohenzollerische Thronfrage bezügliche Korrespondenz. Man darf wohl sagen, daß die Briefe des Fürsten bei seiner scharfen Auffassungsgabe und den klaren Mitteilungen von hohem Interesse gewesen wären, wenn ihm sein Fußleiden gestattet hätte, mit der Armee nach Frankreich zu ziehen. Erwähnt sei noch, daß Karl Anton sich in dem Schreiben am 3. Juli und am 6. Juli täuschte, wenn er glaubte, die Frage würde nun ruhen bis Ende Oktober. Das war nicht der Fall ...

Digitized by Google

Am 23. Juni erklärte der Erbprinz Leopold dem Marschall Prim in einem Briefe, daß er die Wahl annehme, wenn die Cortes ihn wählten. Es ereigneten sich aber zwei Fehler. Zunächst vertagten sich die Cortes, ohne abzustimmen über die Wahl, weil sie nicht wußten, worum es sich handle. Sodann gab Prim ohne sichtlichen Grund, bevor die Cortes im Oktober wieder einberufen und die Wahl vornehmen konnten, die Namen der Thronkandidaten dem französischen Botschafter bekannt, der natürlich nichts Eiligeres zu tun hatte, als die Sache nach Paris zu melden, wo sich schon am 4. Juli eine ungeheure Aufregung kundgab. Warum Prim den Namen des Erbprinzen von Hohenzollern dem französischen Botschafter nannte, wußte kein Mensch. Daß die Cortes am 23. Juli auf den Herbst vertagt worden, hatte seinen Grund in einem Fehler in der Chiffrierung des am 21. Juli abgegangenen Telegramms nach Madrid. Unterstaatssekretär v. Thiele schrieb hierüber am 5. Juli dem Fürsten Karl Anton im Auftrag Bismarcks. Demgemäß hatte am 21. Juni der Major v. Versen bei seinem Eintreffen aus Sigmaringen ein an Salazar für den Präsidenten der spanischen Cortes, Ruiz Zorilla, entworfenes Telegramm, dem er im Namen Salazars die Bitte beifügte, selbiges unter dem Datum: Mardi 21, Château de Sigmaringen, chiffriert nach Madrid Freiherrn v. Canitz (den ehemaligen Gesandten des Norddeutschen Bundes) behufs Aushändigung an den Adressaten abgehen zu lassen. Das Telegramm, das nach Madrid abging, schloß mit den Worten: „A revoir vers le 26.“ Es ging allerdings sofort Zorilla zu, aber statt des Schlusses „A revoir vers le 26“ war daraus entstanden „A revoir vers le 9.“ Was war die Ursache? Alle Hebel wurden zur Aufklärung des Falles in Bewegung gesetzt. Drei Möglichkeiten wurden angenommen: 1. das Telegramm ist von Berlin unrichtig abgegeben worden; 2. es ist unterwegs absichtlich oder zufällig verstümmelt oder 3. es ist in Madrid falsch chiffriert worden. Die erste war ganz ausgeschlossen nach den angestellten Recherchen. Auch die zweite Möglichkeit war nicht anzunehmen. Es blieb somit die dritte Eventualität bestehen. Canitz erhielt Befehl, sich nach allen Seiten zu erkundigen.

Wiewohl viel hin und her geschrieben und telegraphiert wurde, war der Fehler nicht aufzuklären ...

Es dürfte weniger bekannt sein, daß während des Feldzuges nochmals Anerbietungen an den Erbprinzen herantraten. Erbprinz Leopold befand sich im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen während des Feldzuges. Am 16. Oktober 1870 schrieb der Erbprinz seiner Gemahlin, daß eine Anfrage an Graf Bismarck gelangt sei, ob der Erbprinz von Hohenzollern geneigt sei, eine Wahl anzunehmen und ob der König seine Genehmigung geben werde. Die Antwort war, daß der König nicht mehr seinen Namen in der ganzen Angelegenheit genannt wissen wolle. Die Haltung der spanischen Regierung zu Anfang des Krieges sei nicht befriedigend gewesen; der König habe mir Freiheit zur Entschließung gegeben; weitere Schritte seien an mich zu richten. Am 22. Oktober kam abermals eine Anfrage an den Erbprinzen von Spanien her. Aber

Digitized by Google

der Erbprinz lehnte ab. Vgl. auch R. Fester, Briefe usw. zur Geschichte der hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien Nr. 599—602 ...

Wiewohl der Akt der Kaiserproklamation zu Versailles bekannt ist, so dürfte doch ein Bericht des Erbprinzen, der der Feierlichkeit beiwohnte, von besonderem Interesse sein. Er schreibt:

Um 12 Uhr trat der König in die Salle des Gardes de la Reine, wo wir uns versammelt. Es herrschte eine tiefe Bewegung; er begrüßte die Fürsten in kurzen Worten, worin er auf die Bedeutung des Tages hinwies, den Fürsten dankte und die Hoffnung aussprach, Gott werde ihm die Gnade verleihen, dies Amt zu Nutz und Frommen Deutschlands zu verwalten. Dann ging er durch die verschiedenen Säle, in denen Ehrenwachen der Kavallerie und Infanterie waren, nach der Galerie des Glaces, wo sämtliche Offizierkorps, Beamte und Dekorierte standen. Ein Militärsängerchor intonierte das Lied: „Jauchzet dem Herrn alle Welt". Darauf folgte der Gottesdienst und eine gehaltvolle Rede. In der Mitte der Galerie war ein Altar errichtet. Nach der Rede, während des Gesanges, gingen der König und wir nach dem Nordende der Galerie, wo eine Estrade errichtet war. Der König stellte sich auf diese und wir Prinzen hinter ihn. Die zerschossenen Fahnen und Standarten verschiedener Regimenter bildeten den Hintergrund. Der König wandte sich gegen die Fürsten und verlas eine Rede, worauf Bismarck vortrat und die Proklamation an das deutsche Volk vorlas. Zum Schlusse trat der Großherzog von Baden vor und brachte ein Hoch aus auf den Kaiser Wilhelm von Deutschland. Die Marmorwände erzitterten von dem mächtigen Schalle dieses deutschen Huldigungsrufes, der tief ergreifend war. Es fand darauf die Begrüßung des Kaisers statt, und darauf sprach der Kaiser mit verschiedenen Offizieren, Dekorierten usw. In anderthalb Stunden war die Feier beendet, die das Streben und den Wunsch vieler Patrioten krönt und den Schlußstein einem Werke aufsetzt, zu welchem Papa vor einundzwanzig Jahren den ersten Stein gelegt. Wieviel dachte ich an ihn, mit dem Wunsche, daß er heute hier sein möge! Er hat das Werk der deutschen Einigung begonnen; mein Name und die spanische Thronkandidatur hat zur Verwirklichung des Gedankens den Anstoß gegeben, darum war die Feier auch eine ergreifende für mich.

Digitized by Google

Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient

Von

Prof. Dr. Max Eckert (Aachen)

Die Frage der im Titel angedeuteten Vorteile habe ich im Februar-Heft der „Deutschen Revue“ behandelt. Sie hat im April- und Mai-Heft je eine wertvolle Ergänzung erhalten durch die Arbeiten von einem österreichischen Staatsmann a. D., „Einige Bemerkungen zur Lage auf dem Balkan und zu den dortigen Verkehrsproblemen“, und von Herrn Dr. Freiherrn v. Jettel, „Die Orientbahn, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft“. Beide Herren stimmen vielfach mit mir überein, halten jedoch auch nicht mit ihren gegenteiligen Meinungen zurück, was man in Anbetracht der Klärung der wichtigen wirtschaftlichen Frage nur begrüßen muß. Wie es nicht anders zu erwarten ist, haben beide Herren ihre Themata lediglich von österreichischem Standpunkt aus behandelt; sagt doch Herr Baron v. Jettel mit Recht: „Oesterreich-Ungarn wird in erster Linie berufen sein, von dieser Entwicklung des Verkehrswesens (gemeint ist der Ausbau der vorhandenen Orientbahn) auf dem Balkan für seinen Handel und seine Industrie Vorteile zu ziehen.“ Auf die Vorteile für andre europäischen Staaten wird nicht eingegangen. Man wird mir verzeihen, wenn ich als Wirtschaftsgeograph, der es nicht bloß mit der wirtschaftlichen Entwicklung einzelner Staaten, sondern auch größerer Staatenkomplexe und Kontinente zu tun hat, auf mehr internationalem Standpunkte stehe und von hier aus meine Ansicht entwickle, die ich zunächst noch einmal in vier Fragen zusammenfassen will.

Hat der Donauweg die auf ihn gesetzte Erwartung bezüglich der Förderung des europäischen Verkehrs erfüllt? Gibt die jetzige Konstellation der Balkanmächte eine sichere Gewähr für eine künftige segensreiche Entwicklung der südosteuropäischen Halbinsel? Sind die Balkanvölker imstande, sich aus eignen Mitteln und Kräften zu der Höhe emporzuschwingen, wie es im Interesse der Kulturhöhe der größeren europäischen Staaten liegt? Sind die jetzigen und die auf jetziger Basis weiter zu entwickelnden Verkehrsverhältnisse geeignet, den europäischen Orienthandel wesentlich zu fördern und einer interkontinentalen Konkurrenz vorzubeugen?

Die kurze und präzise Antwort auf alle vier Fragen lautet: Nein! Doch sei sie im einzelnen noch etwas ausführlicher begründet.

Daß der Donauweg seine Aufgabe als europäischer Verkehrsweg nicht erfüllt, habe ich bereits nachgewiesen. Trotzdem auf ihm keine Durchgangszölle erhoben werden, hat er sich nicht in der gewünschten Weise entwickelt. Zu dem Durchgangszoll muß sich die Abgabenfreiheit gesellen und alle bedeutenderen

Digitized by Google

europäischen Mächte, einschließlich Englands, wären für diesen Freihandelsstrang Donau—Main—Rhein zu interessieren, der sich in seiner Länge durch ganz Europa von Südosten nach Nordwesten erstrecken und wertvolle Ausläufer nach der Ostsee und russischen Gebieten erhalten müßte.

Die gegenwärtige Mächtegruppierung auf der europäischen Südosthalbinsel gibt in keiner Weise Sicherheit, daß sich die einzelnen Staaten friedlich und stetig weiter entwickeln. Von verschiedenen maßgebenden Personen, nicht bloß in Oesterreich und Deutschland, sondern auch in Italien, Frankreich und Rußland, ist zum Ausdruck gebracht worden, daß „die lähmende Ungewißheit über die Gestaltung der nächsten Zukunft schwer auf allen Kreisen lastet". Staatssekretär v. Jagow äußerte im Reichstag, daß es dringend zu wünschen sei, daß der Durchführung der Bukarester Beschlüsse von keinem der Beteiligten Schwierigkeiten bereitet werden. Dies vorsichtige Wort scheint zur Genüge anzudeuten, daß man auch an den maßgebenden Stellen unsrer Politik nicht allzu optimistisch denkt. Noch immer ist neben anderm die Inselfrage, die albanische Frage nicht gelöst. Keine Ruhe ist bisher auf dem Balkan eingetreten, wie die immer neuen Nachrichten von den Völkerverschiebungen zeigen, den Auswanderungen aus alteingesessenen Gebieten, hervorgerufen durch die Unduldsamkeit der neuen Machthaber.

Das Streben der Balkanstaaten, soviel wie möglich aus eignen Mitteln zur wirtschaftlichen und kulturellen Blüte emporzusteigen, soll nicht verkannt werden. Doch aus eigner Kraft hochzukommen ist ihnen leider nicht möglich, und ohne internationale Intelligenz würden die Staaten noch Menschenalter, wenn nicht Jahrhunderte gebrauchen, bevor sie auf gleiche Stufe mit den andern hochentwickelten europäischen Staaten gestellt werden könnten. Dieser Einsicht dürfen sich selbst die Balkanstaaten bei aller Eigenliebe nicht verschließen. Man kann es wohl begreifen, daß sie durch Schutzzölle ihre einheimische Industrie und Landwirtschaft fördern wollen, aber von Durchgangszöllen für Waren, die das Land passieren, muß in jeder Weise Abstand genommen werden. Je mehr der partikularistische Standpunkt in Verkehrsfragen von den einzelnen Staaten aufgegeben wird, desto mehr wird das Land wirtschaftlich freier und beweglicher werden.

Wenn gesagt wird, daß auf dem Wege zum Freihandel die europäischen Großmächte selbst kein gutes Beispiel gegeben hätten, so lagen die Verhältnisse für andre Zeiten anders. Auf der Balkanhalbinsel liegt uns eben nach dieser Richtung ein Novum vor, für das sich ein Paradigma schwer feststellen läßt. Doch darüber ist man sich überall klar, daß es ganz außerordentliche Verhältnisse sind, mit denen es der moderne Verkehr hier zu tun hat, und diese erfordern eben außerordentliche Vorkehrungen, die vor allem in der Freihandelszone, in den Freihandelslinien zu suchen sind.

Bei der Entwicklung der Verkehrswege zu Freihandelszonen kann die Orientbahn, die auf internationaler Vereinbarung beruht, vorzügliche Dienste leisten. Ihre Arbeit wäre alsdann auch nach dieser Richtung nicht vergeblich gewesen.

Digitized by Google

Würde man allein die Orientbahn und ihre Rechte auszubauen suchen, so hätten nur die nächstbeteiligten Länder Vorteile und die entfernteren andern das Nachsehen, und für den internationalen Verkehr, geschweige den Weltverkehr, wäre wenig gewonnen.

Die großen mittelmeerischen Schiffahrtsgesellschaften regen sich schon anders als die europäischen Diplomaten, allerdings haben sie auf dem Wasser mit keinen politischen Grenzen zu rechnen. Sie rechnen jetzt bereits mit dem allmählichen Erstarken der Balkanvölker und der Schiffahrt mit ihnen. Neue Unternehmungen werden entstehen, schon hat man in Schiffahrtkreisen Vorsichtsmaßregeln getroffen und will sich mit den etwa neu entstehenden Unternehmungen vertragsmäßig auseinandersetzen, was nicht ohne Verzicht auf bisherige Geschäftszweige möglich ist.

Mit dem Verzicht auf manche bisherige Einnahmequelle muß bei einer großzügigen Durchführung wirtschaftlicher Maßnahmen stets gerechnet werden. Noch nie hat es sich gezeigt, daß sich die Realisierung eines großen Verkehrsunternehmens zum dauernden Schaden der augenblicklich Benachteiligten, sofern sie den neuen Verhältnissen nur einiges Verständnis entgegenbrachten, ausgewachsen hat.

Ob die Freihandelszone 5 bis 10 Kilometer breit ist oder ob sie sich lediglich auf die Bahnlinien und deren wichtige Endpunkte (Seeplätze) selbst beschränkt, ist schließlich gleich, wenn nur das energische Wollen da ist und durchgesetzt wird, auf dem Wege des freien Transits und der Abgabenfreiheit für bestimmte Verkehrsstränge die europäische Südosthalbinsel zu einem brauchbaren Glied im europäisch-kleinasiatischen Wirtschaftsbereich heranzubilden. Herr Baron v. Jettel möchte gern Saloniki als Freihafen erklärt und eine von Serbien aus nach einem Hafen an der albanischen Küste zu erbauende Zufahrtsbahn neutralisiert und ausschließlich kommerziellen Zwecken dienstbar gemacht wissen; auch der Verfasser des andern obengenannten Artikels spricht davon, daß nach Maßgabe der Verdichtung des Bahnnetzes und der Zunahme des Verkehrs späterhin dem Bedürfnis nach einer Erleichterung der Kommunikationen, etwa durch Péageverträge und Entrepos unter Zollausschluß in den Seehäfen, Rechnung getragen werden soll; sind diese Aeußerungen nicht schon erste Konzessionen an eine Freihandelszone! Doch von der Schaffung einzelner Bruchstücke der Freihandelswege wäre abzuraten, wenn sie nicht die Anfangsstücke einer weiterhin auszubauenden interkontinentalen Freihandelszone wären.

Zum Schluß mag nochmals betont werden, daß die Vorteile, die aus solcher Zone erwachsen, nicht bloß den Balkanstaaten, den kleinasiatischen Gebieten und ihren Hinterländern, der österreichischen Monarchie, sondern auch den westeuropäischen Wirtschaftsreichen, einschließlich Englands, zugute kommen, und daß vor allem die Freihandelszone ein Mittel ist, den Frieden auf der Balkanhalbinsel dauernder als bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen zu erhalten. Dies sollte eine besonders ernste Mahnung sein.

Die Regelung der ganzen Frage wäre sicher eine der vornehmsten Aufgaben

Digitized by Google

der europäischen Handelsdiplomatie. Wir Europäer stecken leider viel zu sehr noch in der Anschauungsweise des europäischen Einzelstaatlers. Mehr kontinentales Denken ist uns allen vonnöten!

Literarische Berichte

Julchen im Lande der Freiheit. Von Carolus Adolphus. Geheftet M. 2.—, in Pappband M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dies hübsche kleine Buch enthält die Briefe, die Frau Julchen Schunke aus Rixdorf von ihrer Amerikafahrt im Jahre 1913 an ihre Freundin Malchen Manke geschrieben und die Carolus Adolphus herausgegeben und eingeleitet hat. Der aufmerksame, politisch und zeitgeschichtlich ein wenig interessierte Leser wird bald herausfinden, daß „Carolus Adolphus" eine in der Welt der hohen Politik wohlorientierte Persönlichkeit sein muß, die ein mehr oder minder mithandelnder Zeuge wichtiger politischer Vorgänge gewesen ist; dabei aber ist er offenbar gar kein steifleinener, im Gefühl seiner Würde zäh und ledern gewordener Herr, sondern ein Beobachter, der scharfen Blick und unbefangenen Humor hat, dazu eine angeborene Begabung für flotte, frische Darstellung besitzt. Von dem Wichtigen, das er hinter den Kulissen mitangesehen, von den oft recht ernsthaften Lehren, die er daraus gezogen, seinen Landsleuten einiges zu sagen, ist ihm Herzensbedürfnis und schriftstellerisches Vergnügen, und nicht minder ist es ihm zugleich Sache seines Naturells wie äußerer Rücksichten, daß er seine Meinungen und Erfahrungen für diesmal nicht in wohlgesetzten sachlichen Abhandlungen niederlegt, sondern in zwanglos humoristischer Form, eben durch den Mund der Gattin des früheren Weißbierbrauereibesitzers und nunmehrigen Millionärs Bruno Schunke aus Rixdorf, die ebenso lebendig und amüsant geschildert ist wie der ganze kleine Kreis von Vertretern der aussterbenden Altberliner Urbevölkerung, dem sie angehört. Wenn die literarische Einkleidung dessen, was uns Carolus Adolphus zu sagen hat, so trefflich geglückt ist, so gewinnt der Inhalt des kleinen Buches dadurch noch an Reiz und Bedeutung, und der zwanglos heitere Ton, in dem gar manche wichtige Fakta der Weltpolitik erzählt, manch beherzigenswerte Mahnungen ausgesprochen werden, schwächt den Eindruck nicht ab, sondern erhöht ihn.

—f—

Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Von Friedrich Bothe. Mit 230 Bildern und 4 Beilagen. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. Geb. M. 30.—.

Es gibt wenig Städte auf deutschem Boden, die zu allen Zeiten ihres Bestehens durch so zahlreiche und so starke politische und kulturelle Fäden mit dem übrigen Deutschland verbunden gewesen sind und — sei es vermöge einer aktiven Kraft, sei es infolge gegebener Verhältnisse oder auch begünstigender Zufälligkeiten — einen so großen und bedeutungsvollen Anteil an der gesamten Geschichte des deutschen Volkes gehabt haben wie Frankfurt a. M. Von der wichtigen politischen Stellung, die die alte Mainstadt bis in die Neuzeit herein innegehabt hat, weiß jeder Gebildete; im wirtschaftlichen Leben hat sie viele Jahrhunderte hindurch, vor allem durch ihren uralten Meßhandel, einen hervorragenden Platz eingenommen und ist zu hoher Blüte und internationaler Bedeutung gelangt; auf die geistige und sittliche Kultur des deutschen Volkes endlich hat Frankfurt, wiewohl nur selten in führender Rolle, immer einen starken Einfluß ausgeübt, viele seiner Söhne und Bürger haben sie durch ihr Genie, ihren Gemeinsinn oder ihre Bildungsfreundlichkeit mächtig befruchtet und gefördert, und wenn jetzt in Frankfurt eine Universität ersteht — die erste und einzige in Deutschland, für die keine Staatsmittel in Anspruch genommen werden —, so bedarf es ja dazu nicht etwa der künstlichen Neuschöpfung eines Hochschulorganismus, sondern nur der Vereinigung und des Ausbaus schon vorhandener akademischer Anstalten. Die reiche, wissenschaftlich ungemein ergiebige Vergangenheit dieses schaffenskräftigen Gemeinwesens ist selbstverständlich schon viel durchforscht worden, eine vollständige Geschichte der Stadt von urgeschichtlichen Zeiten bis auf die Gegenwart aber fehlte bisher. F. Bothe, durch den diese Lücke endlich ausgefüllt ist, hat vor allem die Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Frankfurt zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht, über deren Ergebnisse er bereits eine Reihe wertvoller Arbeiten veröffentlicht hatte, als er an das vorliegende umfassende Werk ging. Auch in diesem legt er das Haupt-

Digitized by Google

gewicht auf die wirtschaftliche Entwicklung; der durch alle Perioden der Frankfurter Geschichte hindurch in sehr einleuchtender und anregender Weise geführte Nachweis des starken Einflusses wirtschaftlicher Verhältnisse auf die politischen Strömungen und Ereignisse darf als das wissenschaftliche Hauptverdienst des Buches angesehen werden. Durch die Betonung dieses besonderen Moments hat aber die Vollständigkeit der Darstellung in keiner Weise gelitten; der Verfasser gibt ein lebensvolles und farbenreiches Gesamtbild der Frankfurter Geschichte, in dem kein wesentlicher Zug fehlt, wenn auch der im Verhältnis zu der ungeheuren Fülle des Stoffes immerhin beengte Raum ihn stellenweise zur Beschränkung zwang. Bothes gehaltvolles Buch wird leicht das verdiente Interesse finden, um so eher, als es in einem Augenblick erscheint, in dem Frankfurt die Schwelle einer neuen, aussichtsreichen Entwicklungsperiode überschreitet, und der gemeinverständliche Charakter, den das Werk bei aller wissenschaftlichen Gediegenheit trägt, wird ihm weit über die Gelehrtenkreise hinaus Freunde werben. Sehr dankbar werden alle Leser auch für das beigegebene vortreffliche Bildermaterial sein; obwohl dieses bereits recht reichlich bemessen ist, soll noch als zweiter Band ein besonderer Bilderatlas zur Frankfurter Geschichte erscheinen, den Bothe mit Bernard Müller im Auftrage der Städtischen Historischen Kommission bearbeitet. B—r.

Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart. Von Jos. Kohler. 4. Band des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart". Subskriptionspreis des in Leinen geb. Bandes M. 6.—, Einzelpreis M. 6.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Hauptproblem unsrer modernen Kultur ist es, wie das Recht, das „ohne Ansehen der Person" die Gesamtheit schützen und verbinden soll, zugleich das Einzelleben der Persönlichkeit ermöglichen, hüten und fördern könne. In dem vorliegenden Buche hat der berühmte Berliner Rechtslehrer dies Problem in seiner ganzen Tiefe erfaßt und ist ihm in seinen verschiedenen Abwandlungen durch alle Gebiete unsres so unendlich mannigfaltigen modernen Lebens nachgegangen; er hat dabei seine Erkenntnisse und Anschauungen in klarer, alles Abstrakte meidender Form niedergelegt und auf solche Weise ein Thema, das für alle Nachdenkenden wichtig ist, allen nahe gerückt und gemeinverständlich gemacht. Die ersten Kapitel schildern den Menschen als biologisches und soziologisches Wesen, gehen den Gründen der Differenzierung nach, die den Einzelnen aus der sozialen Gesamtheit abhebt, und geben einen gedrängten geschichtlichen Ueberblick über das Leben der Kultur. Die folgenden zwölf Kapitel führen dann den Leser in weitem Rundgang vor all die rechtlich-sozialen Probleme des modernen Kulturlebens, wie „Familie, Ehe, Geschlechtsleben", „Arbeit und Genuß", „Arbeiter, Arbeiterorganisation, Arbeiterfürsorge", „Staat und Verwaltung", „Religion und Kirche" usw. usw. Das letzte Kapitel endlich gibt unter der Ueberschrift „Weltkultur" einen weiten, hoffnungsvollen Ausblick auf die weitere Entwicklung eines überstaatlichen, die Staaten bindenden, zugleich aber dem Individuum höchste persönliche Freiheit garantierenden Rechtes. G.

Goethe-Lexikon. Herausgegeben von Heinr. Schmidt. Leipzig, A. Kröner. Broschiert M. 5.—.

Man mag einem Unternehmen wie diesem grundsätzlich skeptisch oder ablehnend gegenüberstehen, es muß der Gerechtigkeit halber auf den praktischen Zweck des Buches hingewiesen werden: es will die Welt Goethes übersichtlicher machen, die vielfältigst verschlungenen Linien durch gröbere Striche verdeutlichen. Eine auch nur annähernde Vollständigkeit war natürlich von vornherein unmöglich, eine Auswahl ist stets von subjektiven Gesichtspunkten, von persönlicher Reagenz bedingt, und ob das Bild Goethes hier in seinen wesentlichsten Zügen herauskommen kann, bleibt zum mindesten fraglich. Zweifellos ist das Buch auf populären Gebrauch zugeschnitten und infolgedessen für höhere Ansprüche nicht einwandfrei: da werden immer derartige Versuche, große, geistige Inhalte für den Hausgebrauch zurechtzustutzen, eine große, organische, umfassende Einheit in Begriffskategorien aufzulösen, irgendwie als peinlich empfunden. — Auch rein technisch betrachtet bleiben noch einige Lücken offen: man vermißt alle genaueren bibliographischen Angaben, sehr oft eine feste Datierung, und vor allem eine chronologische Anordnung, die einen Ueberblick über die Geschichte der einzelnen Begriffe vermitteln könnte.

O. Beyer.

Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Studienausgabe der ersten Fassung von 1854/55. Herausgegeben von Emil Ermatinger. 1. bis 3. Auflage. Vier Bände. In zwei elegant kartonierten Bänden M. 12.—, in zwei vornehmen Halbpergamentbänden M. 16.—. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Es ist recht erfreulich, daß Herausgeber und Verleger dieses „ersten Grünen Heinrich" sich nicht durch den zwar sehr feierlich klingenden, aber kaum gar so ernst gemeinten Fluch haben einschüchtern lassen, mit dem der Dichter jeden bedrohte, der die ursprüngliche Fas-

Digitized by Google

sung seines großen epischen Jugendwerkes der Vergessenheit entreißen wolle. Ein Neudruck des „Ur-Heinrich", wie man ihn nach Analogie des „Ur-Faust" und des „Ur-Meister" nennen möchte, erschien zuerst als teure Liebhaberausgabe; nun liegt eine billigere „Studienausgabe" in einfacher, aber ansprechender Ausstattung vor und ermöglicht allen Mitgliedern der großen Keller-Gemeinde, die erste Fassung zu erwerben, zu künstlerischem Genuß wie zur mehr wissenschaftlichen Vergleichung mit der Umarbeitung. In beiderlei Hinsicht lohnt der „Ur-Heinrich" reichlich eine nähere Bekanntschaft; liegt doch auf ihm ein Duft der Jugend, des unmittelbar Erlebten, den die Bearbeitung nicht immer bewahrt hat noch bewahren wollte. Aber in der Komposition wie in vielerlei Einzelheiten weist er doch auch Mängel und Ungeschlachtheiten auf, die der gereifte Künstler mit Meisterhand ausglich oder tilgte; und dieser Arbeit nachzugehen, eröffnet tiefe, lehrreiche Blicke in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens und in das Wesen epischer Kunst. Darum begrüßen wir diesen Neudruck als eine dankenswerte Tat und zweifeln nicht, daß der Züricher Alt-Staatsschreiber, wenn ihm drüben im Elysium ein Exemplar in die Hand kommen sollte, nach einem kurzen unwirschen Brummen beim Durchblättern der hübschen Bände vergnügt schmunzeln und jenen schauerlichen Fluch mit einem kräftigen Versöhnungsschluck für den Herrn Ermatinger und seinen Verleger revozieren wird.

—n—

Mirabeau. Von Louis Barthou. Deutsch von Dr. Ph. Weller. Mit 9 Abbildungen auf Tafeln. Preis geheftet M. 6.50, in Leinwand M. 8.—. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.

Dieses neueste Werk über Mirabeau schildert das materielle und moralische Elend des großen Tribunen, den Anteil, der ihm an der Revolution zukommt, und die Wirkung, die er auf den Gang der Ereignisse ausgeübt hat. Besonders aber stellt sich der Verfasser die Aufgabe, aus dem unerschöpflichen Born der staatsmännischen Weisheit des großen Revolutionsredners die grundlegenden und beherrschenden Gedanken, zu einem System vereinigt, mitzuteilen, die auch dem Politiker unsrer Tage interessant erscheinen müssen, da ja diese Ideen von der ersten französischen Verfassung in alle späteren übergegangen sind. Daß der Verfasser den Helden seines Werkes selbst und die ihm Nahestehenden möglichst viel zum Wort kommen läßt, erhöht den Wert des Buches, und ohne die geistige Abhängigkeit und bedenklichen moralischen Defekte Mirabeaus zu beschönigen, wird er dem genialischen Zug in dem großen Volkstribunen gerecht. Wir erhalten in dem überaus fesselnd geschriebenen Buch das ungemein lebendige Bild einer hervorragenden Persönlichkeit und ihrer Zeit.

Krieg und Frieden. Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau. Von Aida Freifrau von Liliencron, geb. Freiin von Wrangel. Mit einem Bildnis. Berlin, R. Eisenschmidt. Geb. M. 6.50.

Die Verfasserin erzählt schlicht und einfach ihre persönlichen Erinnerungen und Erlebnisse, in die bemerkenswerte Aufzeichnungen und Mitteilungen ihr nahestehender Truppenführer aus fünf Kriegen: 1813/14, 1848/49, 1864, 1866 und 1870/71 eingefügt sind. Freifrau von Liliencron ist die Tochter des in Schleswig-Holstein 1849 zuerst rühmlichst bekannt gewordenen „Trommlers von Köbding", des nachmaligen Generals Karl Fr. W. v. Wrangel, der 1866 bei der Mainarmee die 26. Infanteriebrigade und im Deutsch-Französischen Kriege die 18. (Flensburger) Division zu zahlreichen Siegen geführt hat. Ihr Großoheim war der Generalfeldmarschall v. Wrangel, aus dessen Leben viel Interessantes mitgeteilt wird; ihr Gatte zog nach Frankreich als Offizier beim 3. Garde-Ulanenregiment und Adjutant der 2. Garde-Infanteriedivision, und als er in Feindesland schwer erkrankte, eilte die mutige Frau zu ihm und brachte ihn glücklich heim. Als Witwe gründete Freifrau v. Liliencron den „Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft" und wirkte unermüdlich vor allem für unsre Krieger in Deutsch-Südwestafrika, von deren Taten an sie gerichtete Briefe dankbarer Unteroffiziere und Reiter berichten.

Fr. R.

Mit Kursbuch und Scheckbuch. Waggonbetrachtungen eines Mitteleuropäers. Von Hans von Kahlenberg. Geheftet M. 2.—, in Pappband M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Modernes Reiseleben nimmt in den Romanen der geistreichen Autorin, die sich den Schriftstellernamen „Hans von Kahlenberg" gewählt hat, einen breiten Raum ein. Da ist es nun von besonderem Interesse, diese Dichterin einmal über das Reisen an sich plaudern zu hören, wie sie es in diesen „Waggonbetrachtungen" tut. Und Hans von Kahlenberg weiß nicht minder anregend und geistreich zu plaudern, wie sie lebendig und spannend zu erzählen versteht. Die verschiedensten Typen moderner Reisender tauchen, in wenigen charakteristischen Strichen festgehalten, vor uns auf. Reisefreuden und Reiseplagen werden, psychologisch fein analysiert, mit boshaftem Witz oder heiterer Resignation geschildert. Viel Lebensklugheit teilt sich hier in anspruchslos leichtem Konversationston mit, und manch guter, praktischer Rat wird dem, der zu hören versteht, gegeben.

—f—

Digitized by Google

Musikalische Novellen. Von Johann Peter Lyser. Herausgegeben von Ludwig Frankenstein. Berlin, Hausbücherverlag Hans Schnippel. Gebunden M. 3.—.

Der bekannte Herausgeber des Wagner-Jahrbuchs hat sich ein Verdienst erworben, indem er den Neudruck einiger Stücke aus den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, in reizender Ausstattung, mit Einleitung und Anmerkungen, bewirkte. Lyser ist am bekanntesten durch seine Beethoven-Zeichnungen. Als Dichter hat er vieles mit E. Th. A. Hoffmann gemeinsam, an dessen Art die Paganini-Novelle erinnert. Harmloser sind die liebenswürdigen Erzählungen, die sich mit Bach und seinen Söhnen, Händel, Mozart und Beethoven befassen; dazu kommt eine Charakteristik nach dem Leben, d. h. ein poetisch eingekleideter Bericht über Mozarts Sohn (1791—1844). Lyser, gestorben 1870, war als Dichter, Maler und Komponist tätig; sein unglücklicher Lebenslauf erregt teilnehmendes Mitleid. Dr. K. Gr.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Ahlwardt, Hermann, Wahrheiten über ein deutsches Bergwerk in Böhmen. Leipzig, E. Hedeler. 50 Pf.

Auer, Dr. Karl, Pfarrer. Aus den Briefen des Paulus nach Korinth. Brosch. 40 Pf., geb. 65 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr, Verlag.

Barthou, Louis. Mirabeau. Brosch. M. 6.50, geb. M. 8.—. Stuttgart, Julius Hoffmann, Verlag.

Brandt, Dr., Monatschrift der Handelskammer zu Düsseldorf. 9. Jahrgang 1913. Düsseldorf, A. Bagel. M. 2.— jährlich.

Brandt, Rolf, Theodor Fontane. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 60 Pf.

Brinkmann, Georg, Der Waldhofbauer. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, Friedrich Schneider.

D'Annunzio, Gabriele, Das Martyrium des heiligen Sebastian. Ein Mysterium in fünf Handlungen. Berlin, Erich Reiß, Verlag.

Dochnahl, Peter, Gedanken und Töne. Gedichte. Augsburg, Theodor Lampart. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.30, Leder geb. M. 4.50.

Dumas Sohn, Alexander, Die Dame mit den Kamelien. Roman. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Dumstrey, Dr. med. F., Das Asthma und die bronchialen Katarrhe. Neue Wege zu ihrer Erkenntnis und Heilung. Berlin, Verlag für Volkshygiene und Medizin G. m. b. H.

Freimark, Hans, Der Meister. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Wilhelm Heims.

Fried, Alfred H., Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1913. Pazifistische Chronik. Berlin, Verlag der „Friedens-Warte".

Friederich, Rudolf, Die Befreiungskriege 1813—1815. Bd. IV. Der Feldzug 1815. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Gerloff, Dr. Wilhelm, Die Reichsfinanzgesetzgebung von 1913. Geh. M. 1.60. Berlin, Verlag Julius Spring.

Goebel, Julius, Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Chicago, Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft, 1608 Mallers Building, 5 S. Wabash Ave. $ 3.—.

Hellwig, Dr. Albert, „Ritualmord und Blutaberglaube". Geh. M. 2.—. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Hettner, Prof. Dr. Herm., Moritz von Schwind. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 60 Pf.

Inzoli, Luigi, Can. Gravitazione o Ripulsione Universale? Geh. L. 1.—. Milano, Premiata Libreria Editrice G. Palma di Giovanni Daverio.

Jungdeutschlands Nachschlagebuch. Geh. 50 Pf. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Klaje, Prof. Dr. Hermann, Pommern im Jahre 1813. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege in einzelnen Bildern. I. Teil. Geh. M. 1.50. Kolberg, Dietz & Mazerath.

Krauer, Heinrich Ernst, Arnold Lohrs Zigeunerfahrt. Roman. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Kremnitz, Mite, Das Geheimnis der Weiche B. M. und andere Geschichten. Berlin, Morawe & Scheffelt.

Kremser, Werner, Studien über Josef Viktor von Scheffel. Aus dem bisher unerschlossenen Nachlaß des Dichters. Salzburg, Mayrische Buchhandlung Max Swatschek. M. 1.—.

Krug, Nidda von, Eine Reichsvermögenssteuer in ihrer wirtschaftlichen und steuersystematischen Bedeutung. Darmstadt, Arnold Bergsträßers Hofbuchhandlung. 80 Pf.

Landmann, Dr. Max, Weltstaat und Weltfrieden. Eine Streitschrift gegen Staaten-Anarchie und Krieg. Leipzig, Bruno Volger. 60 Pf.

Maura et son rôle à la politique de l'Espagne. Edition française. Madrid, Imprenta Alemana-Fuencarral.

Molinari F. et F. Quartieri. A l'occasion du Centenaire de la Naissance (1812—1912) et du 25me Anniversaire de la mort (1888—1913) d'Ascanio Sobrero, Auteur de la Découverte de la Nitroglycérine. Milano, Ulrico Hœpli.

Molo, Walter von, Im Titanenkampf. Ein Schillerroman. Berlin, Schuster & Löffler. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Monatsschrift der Handelskammer zu Düsseldorf. 2. Februar 1914. 10. Jahrgang. Jährlich M. 2.—. Düsseldorf, A. Bagel.

Nawiasky, Dr. Hans, Die Dienstpragmatik. Geh. M. 1.—. Wien, F. Tempsky.

Digitized by Google

Offizielle Postkarten des Vereins zur Errichtung des Bismarck-National-Denkmals auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück-Bingen. Nr. 1 bis 6. Köln a. Rh., Karl Rud. Bremer & Co. Preis pro Stück 10 Pf.

Ossip-Marie (Marie Uherek), Papagena und Anderes. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50. Wien, Wilhelm Braumüller.

Poincaré, Raymond, Wie Frankreich regiert wird. Berlin, Erich Reiß, Verlag.

Reik, Dr. Theodor, Arthur Schnitzler als Psycholog. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, Ganzleder M. 7.50. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Renz, Julius, Gras und Kräuter. Gedichte. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand.

Schaukal, Richard, Zettelkasten eines Zeitgenossen aus Hans Bürgers Papieren. Brosch. M. 4.—. München, Georg Müller.

Schemann, Ludwig, Gobineau. Eine Biographie von Ludwig Schemann. I. Band. Brosch. M. 9.—, geb. M. 10.—. Straßburg, Karl J. Trübner.

Schmitz, A. H. Oskar, Das Land ohne Musik. Englische Gesellschaftsprobleme. München, Georg Müller, Verlag.

Schneider, Dr. phil. Karl, Altenburg in der revolutionären Bewegung 1848/49. Altenburg, Oskar Bonde, Verlag.

Schrecker, Paul, Henri Bergsons Philosophie der Persönlichkeit. Ein Essay über analytische und intuitive Psychologie. München, Ernst Reinhardt. M. 1.50.

Schueler, Alexander, Der Rassenadel der Juden. Berlin, Jüdischer Verlag. 80 Pf.

Segantinis, Giovanni, Schriften und Briefe. Herausgegeben von Bianca Zehder-Segantini. Deutsch von Prof. Dr. Georg Biermann. Leipzig Klinkhardt & Biermann. M. 8.—.

Sehmer, Dr. Th., Australien und Neuseeland. Eine sozialpolitische Studie. Berlin, Fr. Zillessen. M. 2.—.

Shakespeare, William, Julius Cäsar. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Leopold Brandt, Wien. Troppau, Buchholz & Diebel. 40 Pf.

Siebs, Theodor, Felix Dahn und Josef Scheffel. Geh. 80 Pf. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.

Singer, Maximilian, Der Wunderstein. Schauspiel. Prag, Taussig & Taussig. M. 2.—.

Sodeur, Dr., Kierkegaard und Nietzsche. Versuch einer vergleichenden Würdigung. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr.

Soerensen, J. C., Die Fischerinseln. Vier Erzählungen von den Faroern. Berlin, Erich Reiß, Verlag.

Sohm, Rudolph, Wesen und Ursprung des Katholizismus. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.40.

Sombart, Werner, Krieg und Kapitalismus. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.—.

Sombart, Werner, Luxus und Kapitalismus. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.—.

Sörensen, C. J., Die Fahrt der Jomsburg. Berlin, Erich Reiß. M. 3.—.

Stahl, Dr. Ernst Leopold, Parsival. Sonderheft von „Die Szene". Blätter für Bühnenkunst. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. M. 1.—.

Steiger, August, Gottfried Kellers Mutter. Ein Büchlein fürs Volk. 50 Pf. Zürich, Schweizer Druck- und Verlagshaus.

Streißler, Friedrich, Das Radium als Ehestifter. Odorigen und Odorinal. Zwei Novellen. Jena, Hermann Costenoble. Brosch. M. 2.75, geb. M. 3.75.

Trivero, Camillo, Nuova Critica della Morale Kantiana in relazione Colla Teoria dei Bisogni. Milano, Fratelli Bocca Editori.

Unger, W. v., Gneisenau. Brosch. M. 9.50, geb. M. 11.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Vogel, Max Alfred, Neue Gedichte. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50. München, Georg D. W. Callwey.

Vowinkel, Ernst, Lebensläufe und Todesgänge. Gedichte. Geb. M. 4.—. Berlin, Leonhard Simion Nf. Verlagsbuchhandlung.

Warnecke, Georg, Kunstgeschichte in Hauptwerken. Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—. Leipzig, Alfred Kröner Verlag.

Weber, Dr. Paul, Die Polen in Oberschlesien. Eine statistische Untersuchung. Geh. M. 5.—. Berlin, Julius Springer.

Welter, Nikolaus, Hochofen. Ein Büchlein Psalmen. Esch-Alzette, Escher Druckerei und Zeitungsverlag. M. 2.—.

Wendland-Basel, Prof. Dr. J., Die neue Diesseitsreligion. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Werner, Dr. F., Fort mit der Schmach eines öffentlichen Heinedenkmals. Brosch. M. 1.50. Leipzig, Hedeler, G.

Wilson, Woodrow, Die neue Freiheit. Ein Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte eines Volkes. München, Georg Müller.

Woermann, Karl, Erlebtes und Erschautes. Ausgewählte Gedichte. Dresden, L. Ehlermann. Geb. M. 6.—.

Zimmermann, Dr. Alfred, Geschichte der Deutschen Kolonialpolitik. Brosch. M. 7.—, geb. M. 8.50. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Früchte der Bluttat von Serajewo

Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand war insofern eine zielbewußte Tat, als im österreichisch-ungarischen Thronfolger sich die Zukunft der Doppelmonarchie, der Glaube an die Erhaltung und Kräftigung des Staatsgedankens verkörperte. Die Anstifter dieses politischen Verbrechens mochten daher hoffen, mit dem Stoß ins Herz der Monarchie dem Einheitsgedanken eine schwere Wunde zu versetzen, den zentrifugalen Bestrebungen aber neue Kraft zuzuführen, und die Verwirrung weiter Kreise, welche sich in der Frage: „Was soll aus Oesterreich werden?" kundgibt, scheint ihnen recht zu geben. Soll auch ein reichsdeutscher Politiker diese Niedergeschlagenheit teilen oder mit Bismarck an der Zuversicht festhalten, daß Oesterreich bestehen bleiben wird, weil es bestehen bleiben muß? Schwer ist es für Außenstehende, und seien es auch Angehörige des engverbündeten Deutschen Reiches, Prophezeiungen auszusprechen oder Ratschläge zu geben. Denn berechtigter Stolz kann dadurch verletzt werden, und ein großes Staatswesen muß aus sich selbst die Kraft schöpfen, sich zu helfen, mit andern Worten: die Männer hervorbringen, welche das Staatsschiff durch alle Klippen hindurch steuern können. Was aber Oesterreich-Ungarns Regierung in dieser schweren Stunde von uns erwarten darf, ist nicht mutloses Schweigen oder vorlauter Rat, sondern eine Vertrauenskundgebung im Sinne jener Bismarckschen Auffassung; ja es ist berechtigt, sowohl uns Vertrauen zu schenken wie Vertrauen von uns zu verlangen. Das erstere, weil wir das höchste Interesse daran haben, daß unser Verbündeter stark bleibe, das letztere, weil wir an die Dauer des Staatsgedankens, an den schließlichen Bankerott des Nationalismus und an die Unmöglichkeit einer slawischen Föderation, endlich weil wir an die Tüchtigkeit der österreichischen Armee und des Beamtenkörpers glauben. Denn nicht als Anwalt des Deutschtums — dies sei beiläufig festgestellt —, sondern als Anwalt des österreichischen Staatsgedankens ist der deutsche Bundesgenosse anzusehen. Das Deutschtum ist nur insofern mit dem Staatsgedanken verquickt, als allerdings die deutsche Sprache den Kitt bildet, welcher Armee und Beamtenschaft zusammenhält.

Eine Vertrauenskundgebung daher, nicht ein Ratschlag soll es sein, wenn wir die Zuversicht aussprechen, daß die Bluttat von Serajewo, weit entfernt, den zerstörenden Kräften Vorschub zu leisten, allen Patrioten zur kräftigen Mahnung

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

werden wird, das Zentrum, d. i. die monarchische Gewalt, die Armee und den Beamtenkörper zu stärken, den Abbröckelungsbestrebungen aber ein „Bis hierher und nicht weiter!“ zuzurufen. Wir meinen mit solchem Ruf natürlich nicht Worte, sondern Taten; denn wer auf den Umsturz des Staatswesens hinarbeitet, sei es eine Partei, sei es ein Volksstamm, verdient den Kampf aufs Messer, und der Staat, welcher diesen Kampf nicht aufnimmt, vielmehr die Pflichten der Selbsterhaltung vernachlässigt, gleicht dem König Ludwig XVI., welcher den Schweizergarden verbot, von der Waffe Gebrauch zu machen, und damit dem Pöbel gestattete, ungestraft zu plündern und zu morden.

Aber nicht nur eine Mahnung zu energischer innerer Selbsthilfe, sondern auch eine Lehre internationaler Natur muß aus den bosnischen Ereignissen geschöpft werden, und Oesterreich-Ungarn ist durchaus berechtigt, in dieser Hinsicht einen Appell an seine Nachbarn zu richten. Denn alle Throne haben ein solidarisches Interesse daran, daß die Staatsräson eines Richard III., nach welcher politischer Ehrgeiz unbequeme Personen meuchlings entfernen darf, nicht Schule mache. An dieser Solidarität hat es leider gefehlt. Das Verbrechen im Konak zu Belgrad blieb nicht nur ungerochen, sondern diejenigen, welche dem Verbrechen ihr Emporkommen verdanken, fanden ehrende Aufnahme, und diejenigen, welche die Zerstörung der österreichischen Monarchie und damit den Umsturz des alten Europas predigen, schöpfen immer und immer wieder Ermunterung aus dem Wahn, daß der Zar ihr Beschützer sei. Es wäre beklagenswerte Kurzsichtigkeit, wenn dieser Wahn nicht endlich und gründlich zerstört, sondern weiter genährt würde. Denn die Donaumonarchie steht dem Beherrscher aller Reußen näher als das Serbentum, d. h. die Solidarität der Monarchien ist eine Stütze, der Zusammenhang mit Revolutionären eine Schwächung des russischen Thrones. Oder hätte die Regierung in St. Petersburg bereits die Zügel verloren, wäre sie nicht mehr Herr der Lage? Bedenklich weit ist freilich das Wohlwollen des amtlichen Rußlands gegen die allslawischen Brüder, bedenklich weit die Nachsicht der österreichischen Regierung gegen allslawische und großserbische Herausforderungen gegangen — doppelt bedenklich heute, da der Tiefstand der serbischen Moral zur europäischen Gefahr geworden ist. Es ist die höchste Zeit, daß in Oesterreich der Staatsgedanke rücksichtslos zur Geltung gelange, die russische Regierung aber sich nicht nur vom Allslawentum und Großserbentum abwende, sondern auch dagegen Front mache und ihr Heil in einer Bundesgenossenschaft mit Oesterreich-Ungarn zur Bekämpfung gemeinsamer innerer Gegner suche. Die Entfaltung des Reichsbanners bedeutet nicht den Krieg, sondern den Frieden, und hier wie dort die innere Gesundung, die Verwirklichung des allslawischen Programms oder der großserbischen Träume aber die europäische Revolution.

Digitized by Google

Nobile officia

Ein offener Brief an jedermann

Von

Generalfeldmarschall Freiherrn v. d. Goltz

Wer heute nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Staatsdienste sich noch eine freiwillige Tätigkeit im öffentlichen Leben sucht, um den Rest seiner Jahre in einer der Allgemeinheit nützlichen Art zu verwerten, muß darauf gefaßt sein, daß ihm in gewissen Kreisen der Bevölkerung alsbald eigennützige Beweggründe untergeschoben werden — das ist des Landes so der Brauch.

Ich habe mich nach Uebernahme der Leitung des Jungdeutschlandbundes gewundert, daß mir dies so lange erspart geblieben ist. Endlich erfolgte es am 23. Mai d. J. im Landtage, und zwar in der Form einer Anfrage des Abgeordneten A. Hoffmann, ob es wahr sei, daß ich für meine Tätigkeit ein hohes Gehalt und reich bemessene Taggelder erhielte. Die Antwort darauf ist einige Tage später im Herrenhause durch einen Freund und Mitarbeiter in bündiger Art dahin erfolgt, daß ich nicht nur keinen Pfennig an Gehalt und Tagegeldern bezöge, sondern dem von mir vertretenen Bunde noch persönliche Opfer brächte. Ich selbst konnte dies nach Rückkehr von einer Reise durch öffentliche Erklärung bestätigen. Damit wäre der Fall bei allen denen, auf deren Meinung es überhaupt ankommt, als erledigt zu betrachten. Aber er besitzt auch ein öffentliches Interesse, und deshalb halte ich es für meine Pflicht, noch einmal darauf zurückzukommen. Ich werde den Leser nicht lange damit in Anspruch nehmen.

Kommen Anwürfe wie der erwähnte nur von sozialdemokratischer Seite, so dürfen sie unbeachtet bleiben. Sie haben infolge gänzlicher Haltlosigkeit oder maßloser Uebertreibung in den Augen ernster Leute längst jedes Gewicht verloren. Man verfährt dort den „höheren Klassen“ gegenüber einfach nach dem altbewährten Grundsatze: „Calumniare audacter, semper aliquid haeret.“

Die Verleumdungen haben meist auch lediglich den Zweck, Entgegnungen hervorzurufen, die zu neuen hämischen und boshaften Bemerkungen oder rechtlich unfaßbaren Verdächtigungen Gelegenheit geben. Auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen erzwungene Berichtigungen werden von den Redaktionen durch Glossen derart verbrämt, daß sie ihren Zweck verfehlen. Das ganze ehrabschneiderische Treiben bliebe am besten unbeachtet, wobei die bürgerliche Presse mit dem guten Beispiel vorangehen sollte.

Eine Reihe von Wahrnehmungen haben mich jedoch gelehrt, daß hier und da auch an andern Orten als im sozialdemokratischen Lager der Glaube keimt, es handle sich bei meiner oder in ähnlicher Stellung befindlicher Männer Tätigkeit um Nebenverdienst. Der Abgeordnete, der die oben erwähnte Anfrage stellte, fügte nach dem Sitzungsbericht der Zeitungen hinzu, daß das Gerücht, welches seine Frage begründe, zuerst in den Kreisen religiöser Vereine

Digitized by Google

entstanden sei. Wider Willen muß ich daher meine persönlichen Verhältnisse etwas näher darlegen.

Die Opfer, die sich an die Stellung eines ersten Vorsitzenden irgendeiner großen, über das gesamte deutsche Vaterland ausgedehnten Vereinigung knüpfen, sind, wie jedermann bestätigen wird, der Erfahrung darin hat, keine ganz unerheblichen, zumal wenn sich daran die Notwendigkeit häufiger und weiterer Reisen knüpft. Einige Repräsentationspflichten stellen sich dabei ohne Zutun ihres Trägers ein. Es kommen Unkosten für kleinere Fahrten im täglichen Verkehr hinzu, Portos, Telegraphengebühren usw. Jahresbeitrag und kleine Zuwendungen mögen als unerheblicher ganz außer Betracht bleiben. Immerhin beziffern sich diese Ausgaben im Laufe der Zeit auf ganz ansehnliche Beträge.

Ich habe überdies nicht die Gewohnheit, meine Muße zum Patiencelegen oder Wirtshausbesuch zu verwenden, ich besitze auch keine Liebhaberei für das Daumendrehen bei gefalteten Händen, sondern pflege die mir verfügbar bleibenden Stunden zu Studien oder literarischen Arbeiten zu verwerten.

Es wäre also, wenn man geschäftsmäßig rechnen will, wohl begründet, auch die den Bundesinteressen gewidmete Zeit noch in Anrechnung zu bringen. Sie beträgt mindestens die Hälfte der mir überhaupt zur Verfügung stehenden Arbeitszeit. Ich könnte, wenn ich diese ganz für mich verwendete, meine literarischen Einnahmen ohne Schwierigkeit verdoppeln. So stellt sich, unter Anrechnung des entgangenen Gewinnes, das wunderliche Resultat heraus, daß ich meiner ehrenamtlichen, im öffentlichen Interesse liegenden Tätigkeit ein Opfer bringe, welches über ein Drittel derjenigen Pension beträgt, die mir der preußische Staat für eine zweiundfünfzigjährige aktive Dienstzeit — ohne Kriegsjahre — bewilligt hat.

Mehr kann nur ein Narr verlangen!

Ich würde auch gar nicht imstande sein, den freiwillig übernommenen Pflichten als Vorsitzender des Jungdeutschlandbundes nachzukommen, hätte ich nicht im Laufe eines langen, arbeitsreichen Lebens etwas Privatvermögen mühsam zusammengespart. Ich füge jedoch sogleich hinzu, daß mir das eigne Vaterland hierbei nur den geringsten Teil der Möglichkeit gewährt hat, nämlich während meiner letzten Dienstjahre; den bei weitem größten Teil verdanke ich der Fremde.

Diese Erwähnung ist unerläßlich, um zu verhüten, daß mein Geständnis im Reichstage zum Anlaß für eine Agitation behufs Herabsetzung der Offiziersgehälter benutzt werden könne.

Der Jungdeutschlandbund, der sich aus privaten, nicht aus Staatsmitteln erhält, besitzt überhaupt bis jetzt nur drei mit einem Gehalt ausgestattete Stellen für frühere Offiziere, und zwar für solche, die sich um diese Stellung nicht beworben haben, sondern infolge von hervorragender Veranlagung für das Fach durch die Bundesleitung gesucht und gewonnen wurden, und deren Besoldung von einer eigens dazu berufenen kleinen Kommission sachkundiger Mitglieder auf das knappste bemessen wurde. Dem ersten Geschäftsführer, dessen Gehalt allein ins Gewicht fällt, wurde beispielsweise der Betrag zugebilligt, der dem Unter-

Digitized by Google

schiede zwischen seinem militärischen Einkommen und der beim Ausscheiden ihm verbleibenden Pension gleichkam. Ein Zuschlag ersetzte ihm außerdem den Mehrbetrag, den die Lebensführung in der Hauptstadt im Vergleich zu einem selbstgewählten billigeren Wohnorte betrug. Da der ihm angebotene Kontrakt nur von der gleichen Dauer war wie die ihm im Heere voraussichtlich noch bevorstehende Dienstzeit, so konnte man sparsamer wohl nicht verfahren. Auch hier kann nur Unkenntnis oder blinde Voreingenommenheit etwas auszusetzen finden. Der Gesamtbetrag kommt übrigens noch nicht einmal der Hälfte von dem gleich, worüber in einem Teil der Presse gefabelt und gefaselt worden ist. Wenn aber eine Ausgabe sich für den Bund rentiert hat, so ist es gerade diese gewesen.

Alle übrigen, nach Tausenden zählenden inaktiven Offiziere, Beamten usw., die sich der Sache des Jungdeutschlandbundes gewidmet haben, versehen ihre Stelle ehrenamtlich. Das ist gewiß ein schönes Beispiel von Opferwilligkeit und Hingebung an das öffentliche Interesse. Es hat oft meine Bewunderung erregt, mit welchem Eifer, mit welcher Unermüdlichkeit ältere Männer, die schon einen berechtigten Anspruch auf etwas Ruhe haben, ihren Verpflichtungen nachkommen, trotzdem ihnen dies in ihrer materiellen Lage noch sehr viel schwerer werden muß wie mir, der ich mein Beispiel nur zur gründlicheren Erörterung des Themas angeführt habe.

Wir können froh sein, daß es so ist. Deutschland besitzt unzweifelhaft mehr Recht als andre Länder, an die Integrität, die Uneigennützigkeit und Hingabe seiner höheren Stände, insbesondere auch seiner Staatsbeamten und Offiziere, zu glauben. Das ist ein kostbares Gut für ein Volk, und Frevel ist es, sich diesen Schatz durch frivoles Anzweifeln allmählich zu verscherzen.

Tugenden zu üben, an die doch niemand glauben will, ist eine schwere Aufgabe und auf die Dauer nur sehr starken, allein auf sich selbst, nicht auf die Meinung der Mitwelt gestellten Gemütern möglich. Sie müssen, wenn die Kritik unaufhörlich daran rüttelt und zerrt, im Laufe der Zeit versiegen. Damit ist der Anfang für den Verfall des öffentlichen Lebens gemacht, und es kann nicht genug geschehen, dies zu verhüten. Ein Volk, das an die Tüchtigkeit und Integrität seiner oberen Stände durchaus nicht mehr glauben will, verdient auch nicht, solche führenden Stände zu besitzen.

Noch eine andre Seite der ganzen Frage fordert Beachtung. Stünde an meiner Stelle ein Millionär, so würde es niemand in den Sinn gekommen sein, seine Uneigennützigkeit auch nur durch eine Anfrage in Zweifel zu ziehen. Jedermann wäre von der völligen Selbstlosigkeit dieses Wohltäters der Menschheit überzeugt. Nur demjenigen, der in bescheideneren Verhältnissen lebt, tritt der Verdacht nahe, er müsse doch irgendeinen Vorteil für sich selbst bei seiner öffentlichen Tätigkeit suchen. Es gibt aber in Deutschland Gott sei Dank noch Leute genug, die für patriotische Zwecke gern und unter Einsetzung aller Kräfte ohne Entgelt arbeiten, obgleich es ihnen schwer wird und ihre Lage es verständlich machte, wenn sie für sich selber sorgen würden. Das muß uns erhalten bleiben. Der Reichtumsnachweis darf nicht auch noch auf diesem Gebiete zum

Digitized by Google

alleinigen Berechtigungsschein werden, sonst gehen wir unweigerlich im Laufe der Zeit der Optimatenherrschaft entgegen, auf deren Herannahen ich schon einmal vor Jahren in den Blättern dieser Zeitschrift hingedeutet habe und die, wie die Geschichte lehrt, niemals sehr milde und für den Staat wohltätig gewesen ist.

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapst (Paris)

IV

Marschall Bazaine erbietet sich zu kapitulieren

Herr Regnier hatte sich von Corny auf den Weg nach Ferrières gemacht. Er hielt sich für den Retter Frankreichs und glaubt eine Weltberühmtheit zu werden. Ohne Zweifel würde er mit Herrn v. Bismarck unterhandeln, und darüber wuchs seine Eitelkeit noch mehr. „Wenn man in diplomatischen Verhandlungen steht, hat man keinen Namen ...," sagte er zu dem Bürgermeister von Bar-le-Duc, Herrn Bompard, und zeigte die Unterschriften des kaiserlichen Prinzen, des Marschalls Bazaine und des Grafen Bismarck prahlerisch als urkundliche Belege seiner großen Wichtigkeit vor, wobei er immer wieder erklärte, daß jede Stunde der Verzögerung in der Erfüllung seiner Mission dem Lande Ströme von Blut und Millionen koste.

Erst am 28. September befand sich Herr Regnier wieder in Ferrières und wurde von Herrn v. Bismarck empfangen.

Er legte ihm zuerst die Unterschrift des Marschalls Bazaine vor, ließ ihn einen offenen, von dem Marschall an seine Frau gerichteten Brief lesen, in dem gesagt war, er solle eine Antwort nach Metz gelangen lassen, dann stürzte er sich in den Bericht über seine Unterredungen in Ban St. Martin und versicherte, daß der Marschall Bazaine bereit sei, bei freiem Abzug mit kriegerischen Ehren zu kapitulieren.

Herr v. Bismarck machte ihm Mitteilung von dem Abbruch seiner Verhandlungen mit Herrn Jules Favre. „Ich bedaure," fuhr er fort, „daß Sie nicht mit bestimmteren Vollmachten versehen sind, als einer Unterschrift und einem an eine dritte Person gerichteten Brief. Ich sehe mich unter diesen Umständen gezwungen, alle Unterhandlungen mit Ihnen einzustellen, bis Sie ausgedehntere Vollmachten in Händen haben ...

„Haben Sie nichts dagegen einzuwenden, daß ich an den Marschall Bazaine folgendes Telegramm sende:

„Wird der Herr Marschall Bazaine für die Uebergabe der Armee, die sich vor Metz befindet, die Vereinbarungen annehmen, die Herr Regnier stipulieren wird?"

Digitized by Google

Als Herr Regnier folgende Worte beizufügen bat: „... wobei er sich innerhalb der Vereinbarungen hält, die er vom Marschall Bazaine erhalten wird", stimmte der Kanzler zu, und das Telegramm wurde, in dieser Weise vervollständigt, abgesandt und traf am andern Morgen in Corny ein.

Der Rittmeister v. Normann von den Königshusaren war im Begriff, zu den französischen Vorposten eine Kiste Chloroform für die Verwundeten mit einem Brief des Generals v. Stiehle zu bringen, worin dieser um Auskunft bat über das Begräbnis des Unteroffiziers Eckert von den Zietenhusaren, der bei St. Privat verschwunden war. Außerdem wurde ihm das Telegramm des Kanzlers übergeben, und er händigte das Ganze vor Moulins dem Hauptmann Arthur de France vom Großen Generalstab aus, der am 29. September den Vorpostendienst hatte.

Dafür erhielt Rittmeister v. Normann vom Hauptmann de France ein Paket mit Briefen von Offizieren, die an deren Familien gerichtet waren, und übernahm es „mit Vergnügen", sie auf die Post zu geben.

Als Marschall Bazaine das Telegramm in Händen hatte, das die Frage an ihn stellte, ob er bereit sei, die Uebergabe seiner Armee zu unterzeichnen, geriet er, wie er selbst uns berichtet, „in einen großen Zorn" und antwortete mit folgendem Brief:

Metz, den 29. September 1870.

Herr General!

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich nicht in der Lage bin, in vollkommen bejahender Weise auf die Frage zu antworten, die von Seiner Exzellenz dem Grafen v. Bismarck gestellt wird. Ich kenne Herrn Regnier gar nicht, der sich mir als mit einem Passierschein von Herrn v. Bismarck versehen vorgestellt und der sich als den Abgesandten Ihrer Majestät der Kaiserin ohne schriftliche Vollmacht bezeichnet hat. Herr Regnier hat mir erklärt, daß ich ermächtigt sei, zur Kaiserin entweder Seine Exzellenz den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki zu senden. Er fragte mich zugleich, ob er die Bedingungen darlegen könne, unter denen es mir möglich wäre, in Unterhandlungen mit dem Oberbefehlshaber der deutschen Armee vor Metz wegen einer Kapitulation einzutreten.

„Ich habe ihm geantwortet, das einzige, was ich tun könne, wäre, eine Kapitulation mit kriegerischen Ehren anzunehmen, die Festung Metz aber könne ich nicht in die abzuschließende Konvention mit einbeziehen. Das sind in der Tat die einzigen Bedingungen, die mir die militärische Ehre anzunehmen erlaubt, und es sind die einzigen, die Herr Regnier hat vorschlagen können.

„Im Falle Seine Hoheit der Prinz Friedrich Karl ausführlichere Nachrichten über das, was in dieser Hinsicht zwischen mir und Herrn Regnier vorgegangen ist, wünschen würde, wird Herr General Boyer, mein erster Adjutant, die Ehre haben, sich an dem Tage und zu der Stunde, die ihm belieben wird zu bezeichnen, in sein Hauptquartier zu begeben."

Dieser Brief, der aller Wahrscheinlichkeit nach von dem General Boyer

Digitized by Google

verfaßt war, wurde am Nachmittag des 29. September vom Major Laveuve zu den Vorposten gebracht.

Prinz Friedrich Karl wurde immer von dem Gedanken geleitet, daß ein ohne seine Mitwirkung beschlossener Vergleich den Frieden herbeiführen könnte, ehe er die Stadt und die Armee von Metz bezwungen habe. Er faßte den Brief des Marschalls in einem Telegramm zusammen, in dem man las: „Ich kann auf diese Fragen nicht antworten. Ich habe Herrn Regnier gesagt, daß ich über die Festung Metz nicht verfügen könne."

Herr v. Bismarck bekam dieses Telegramm ziemlich spät am Abend des 29. September, und gleich nachdem er es in Empfang genommen hatte, schickte er den Grafen v. Hatzfeldt zu Herrn Regnier, um ihn von dem Aufhören ihrer Beziehungen zu benachrichtigen. Das war ein unwiderruflicher Entschluß, und Herrn Regnier half alles Protestieren nichts; Herr v. Hatzfeldt erklärte ihm wiederholt, daß es nutzlos sei, und verabschiedete sich.

Nachdem Herr Regnier einen Teil der Nacht damit zugebracht hatte, an Herrn v. Bismarck und den Marschall Bazaine zu schreiben, legte er sich gegen Morgen zur Ruhe und war um 11 Uhr noch zu Bett, als Herr v. Hatzfeldt kam, um ihm abermals zu sagen, daß Herr v. Bismarck keine Beziehungen mehr zu ihm haben wolle und ihn ersuche, sich zu entfernen.

Herr Regnier reiste um 1 Uhr von Ferrières ab, nachdem er dem Grafen Hatzfeldt ein neues Memorandum übergeben hatte, das dieser unverzüglich in den Papierkorb warf.

Herr v. Bismarck hatte sich Regniers so lange bedient, als er ihm hatte nützlich sein können; jetzt schob er ihn beiseite wie einen lästigen Gegenstand. Er wußte, daß die Kaiserin ihn desavouiert hatte, und er hatte das Telegramm in Händen, das Napoleon III. an den König von Preußen gerichtet hatte: „Der General Bourbaki, zurzeit in London, ist durch die Schliche des Herrn Regnier hinters Licht geführt worden. Der Kaiser Napoleon bittet den König, ihm die Rückkehr nach Metz zu gestatten."

Einige Tage später erhielt er folgendes weitere Telegramm: „Der Kaiser Napoleon wünscht zu wissen, ob Herr Regnier, der kürzlich in Metz gewesen ist, Ihr Vertrauen besitzt und ob er eine Mission hat."

Er antwortete: „Ich kenne Herrn Regnier erst seit dem Besuch, den er hier gemacht hat, und ich habe ihn mit keiner Mission betraut. Er gab mir zu verstehen, daß er eine solche von der Kaiserin habe. Da festgestellt ist, daß dies nicht der Fall ist, habe ich ihn aufgefordert, das Hauptquartier zu verlassen."

Zu seinen Vertrauten sagte Graf Bismarck, daß Herr Regnier nicht ohne irgendwelche Beziehungen zu der Kaiserin sei. Er sei ohne Zweifel ein verabschiedeter subalterner Beamter oder der Gatte irgendeiner Beschließerin vom Hofstaat Ihrer Majestät gewesen.

An den Prinzen Friedrich Karl, dem es stets darum zu tun war, zu wissen, was ohne seine Mitwirkung angesponnen wurde, schrieb er einen Brief, in dem er wahrscheinlich seinen Gedanken wiedergab:

Digitized by Google

„Indem ich auf eine Besprechung mit Herrn Regnier einging und seinem Wunsch, nach Metz zu gehen, kein Hindernis in den Weg legte, war mein Zweck zunächst, auf diesem Wege zu konstatieren, ob der Marschall Bazaine noch zum Kaiser Napoleon hält und dessen Befehle als maßgebend betrachtet. Nachdem der Marschall die an ihn gerichtete Frage, ob er eine Kapitulation unter den von Herrn Regnier formulierten Bedingungen annehmen werde, nicht bejaht hatte, fiel jeder Grund zu weiteren Verhandlungen mit letzterem fort, und ich ersuchte ihn daher, das Hauptquartier zu verlassen. Wenn auch anzunehmen ist, daß er im Interesse und vielleicht mit Wissen der Kaiserin die Verhandlung mit mir angeknüpft hatte, so war er doch ohne jede Vollmacht von ihr und wurde sogar in einem Telegramm derselben an den Kaiser Napoleon förmlich desavouiert. Da sich außerdem herausstellte, daß der Marschall Bazaine weder Willens noch angeblich in der Lage ist, über den Platz Metz bei einer Kapitulation zu verfügen, so ließ sich kein Vorteil von einer Fortsetzung der Verhandlungen mit ihm erwarten. Es scheint, daß Herr Regnier, welcher hier die Absicht äußerte, nach England zurückzukehren, um sich Vollmachten von der Kaiserin zu erbitten, sich statt dessen nach Kassel begeben hat, da der Kaiser Napoleon die Anfrage an mich hat richten lassen, ob er mein Vertrauensmann und mit einer Mission betraut sei, was ich mit dem Bemerken verneint habe, Herr Regnier habe sich den Anschein gegeben, eine Mission an Ihre Majestät die Kaiserin zu haben. Nachdem sich aber herausgestellt, daß dies nicht der Fall sei, habe ich zur Fortsetzung der Verhandlungen keinen Anlaß gefunden."

Was den Marschall Bazaine betrifft, so wird man, wenn man seinen Brief aufmerksam liest, geradezu verblüfft sein.

Auf die Frage, die ihm Herr v. Bismarck über die Bedingungen stellt, unter denen er in die Uebergabe seiner Armee einwilligen würde, antwortet er: „Das einzige, was ich tun kann, wäre, eine Kapitulation mit kriegerischen Ehren anzunehmen." Und er schließt wie immer mit der Bitte, den General Boyer zu einer Besprechung mit dem Prinzen Friedrich Karl entsenden zu dürfen.

Seit einem Monat hatte er keine einzige militärische Operation unternommen, und er war der Ansicht, daß er nur noch kapitulieren könne, während er noch Lebensmittel für einen Monat und Munitionsvorräte im Ueberfluß hatte.

Seinen Unterführern hat er erklärt, er bleibe in Metz, um die bedeutendste der feindlichen Armeen festzuhalten, und dem Feinde läßt er, ohne ihnen etwas davon zu sagen, mitteilen, daß er bereit sei, zu kapitulieren und damit der Armee, die ihn einschließt, die Aktionsfreiheit wiederzugeben.

Er maßt sich das Recht an, im Namen Frankreichs zu verhandeln. „Ich hatte keine Regierung mehr. Ich war meine eigne Regierung," sagte er zu seiner Entschuldigung.

Worauf der Herzog von Aumale antwortete: „Es blieb aber noch Frankreich."

Er wollte lieber unterhandeln als kämpfen.

In Ermangelung von Reglements hätte sein Herz ihm sagen müssen, daß ein General, der eine Armee befehligt, oder der Gouverneur einer Festung nur

Digitized by Google

dann kapitulieren darf, wenn er alles getan hat, was die Ehre wie die Pflicht vorschreiben, und alle Hilfsquellen, über die er verfügt, erschöpft hat.

Ein General hat sich nicht mit Politik zu befassen. Er hat nur eine einzige Rolle zu spielen, wenn der Feind in das Land eingedrungen ist: er hat alles daranzusetzen, um ihn daraus zu vertreiben.

Er glaubte jeder Verantwortlichkeit und jedem Vorwurf aus dem Wege zu gehen, wenn er die Kapitulation mit dem Namen einer Konvention umkleidete. Er dachte nicht an die Folgen seiner Handlungen. Vor allem vergaß er seine Soldatenpflicht, die ihn allein hätte leiten sollen.

Indem er den General Bourbaki zur Kaiserin sandte, die Kapitulation anbot und den Prinzen Friedrich Karl bat, seinen Adjutanten zu empfangen, versuchte er Verhandlungen anzuknüpfen und das Ende des Krieges herbeizuführen, um die Endkatastrophe zu vermeiden, zu der ihn die begangenen Fehler verurteilten.

Am Tage nach der Abreise des Generals Bourbaki von Metz schickte Marschall Bazaine einen seiner Ordonnanzoffiziere an die Schriftleiter der Metzer Zeitungen, um sie zu bitten, nichts über die Abreise des Generals Bourbaki zu bringen. Im Laufe des Tages hatte er zwei Unterredungen mit dem General Jarras, bei denen er ihm nichts von dem sagte, was vorgegangen war, aber um 5 Uhr abends schickte er ihm ein Schreiben mit dem Befehl, „die Uebernahme des Kommandos der Garde durch den General Desvaux an Stelle des mit einer Mission betrauten Generals Bourbaki" bekannt zu machen, ohne die Art dieser Mission zu bezeichnen.

Als am Morgen des 26. September General Desvaux durch die Mitteilung des letzten Tagesbefehls seine Ernennung zum Stellvertreter des Generals Bourbaki erfuhr, begab er sich nach Ban St. Martin und schrieb, als er von dort wieder fortging, in sein Notizbuch: „Langes Gespräch mit dem Marschall Bazaine. — Kein militärisches Pronunziamiento. — Bei Jarras. — Die militärische Pflicht und den nationalen Willen frei zum Ausdruck gebracht."

Der Marschall hatte dem General Desvaux das Versprechen abgenommen, vollkommenes Schweigen über seine Mitteilung zu bewahren. Als einige Tage später Oberst d'Andlau den Zwischenfall vor dem neuen Kommandeur der Garde erzählte, hörte dieser zu, ohne etwas zu sagen, und begnügte sich damit, in seinem Notizbuch zu konstatieren, daß ihm der Marschall die Tatsachen in einem andern Lichte dargestellt habe.

An demselben Tage kam General Frossard zum Marschall Bazaine, um mit ihm alles Nähere über einen geplanten Handstreich auf Peltre für den nächsten Tag, den 27. September, zu vereinbaren. Die Unterredung war beendet, und als der General sich erhob, um fortzugehen, sagte der Marschall zu ihm:

„Haben Sie im Hofstaat der Kaiserin eine Persönlichkeit namens Regnier gekannt?"

„Nein, niemand im Hofstaat der Kaiserin hatte diesen Namen."

Digitized by Google

Als der Marschall Erstaunen heuchelte, fragte der General, warum er diese Frage an ihn stelle.

„Weil vor zwei Tagen ein Mann hierher gekommen ist, der die Erlaubnis erhalten hatte, die feindlichen Linien zu passieren. Er sagte mir, daß er von der Kaiserin beauftragt sei, mich zu bitten, ihr den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki zu senden ... General Bourbaki ist vorgestern abgereist ...“ Da General Frossard nichts sagte, fuhr der Marschall fort: „Es kann sich da ein Mittel bieten, zu einem Waffenstillstand, vielleicht sogar zum Ende des Krieges zu gelangen. Man darf nichts vernachlässigen, was in dieser Richtung nützlich werden kann.“

Der Armeebefehl hatte die Entsendung des Generals Bourbaki in einer Mission bekannt gemacht. Aber welche Art von Mission mochte ihm anvertraut sein? Bei der Garde hatte der zum Ordonnanzdienst kommandierte Sergeant seinen Kameraden erzählt, daß er am Samstag abend gegen 9 Uhr den General in Uniform habe heimkommen sehen. Er habe dann, in einen großen Mantel gehüllt, das Haus nochmals verlassen, und seitdem habe man ihn nicht wiedergesehen. Man befragte den Neffen des Generals Bourbaki, den jungen Lucien Lebreton, der Unteroffizier im 2. Voltigeurregiment war. Dieser hatte Kenntnis von der Abreise seines Oheims, wußte aber nichts weiter.

Die Stäbe des III. und VI. Korps hatten Sonntag den 26. September durch den General Durand de Villers vom Geniekorps der Garde etwas über den Fall gehört. Er hatte ihnen geschildert, wie der General Abschied von seinem Stabe genommen und „infolge des Eintreffens eines politischen Sendboten zu geheimnisvollen Endzwecken, wahrscheinlich zur Wiederherstellung des Kaiserreichs“, die feindlichen Linien passiert hatte.

Schon tags zuvor hatte der Marschall Leboeuf durch Zufall Kenntnis von der Angelegenheit erhalten. Sein Adjutant, Major Mojon, war beim Marschall Bazaine gewesen, um ihn zu bitten, daß er vom Prinzen Friedrich Karl für Frau de Bassart die Erlaubnis auswirken möchte, nach ihrem Gatten, einen Artillerieoberſten, zu forschen, der bei Reichshofen verwundet worden und über dessen Schicksal man im Ungewissen war. Bei seiner Rückkehr berichtete Major Mojon seinem Chef von der Abreise des Kommandeurs der Garde. „Man sieht schon Napoleon IV. auf dem Thron,“ schrieb Mojon aus diesem Anlaß an demselben Abend. „Nach der Meinung des Marschall Leboeuf soll der General Bourbaki vom Kaiser dessen Abdankung verlangen, dann soll er den kleinen Prinzen und die Regentin zurückbringen, und diese würde veranlaßt werden, einen Vertrag mit den Deutschen zu unterzeichnen, dessen Ausführung Bazaine mit seinem Heere übernehmen würde.“

Am nächsten Tag kehrte der Major Mojon nach Ban St. Martin zurück, und einer seiner Kameraden, der dem Großen Generalstab angehörte, teilte ihm neue Einzelheiten mit. Bei seiner Rückkehr schrieb er: „Unter dem Siegel des vollkommensten Schweigens erhalte ich vertrauliche Mitteilungen über die Mission Bourbakis. Marschall Bazaine, der nicht weiß, in wessen Dienst er sich stellen

Digitized by Google

soll, hat die Vorschläge eines Abgesandten der Kaiserin angenommen. Die Deutschen wollen einzig und allein die Regierung Napoleons IV. unter der Leitung der Regentin annehmen, und König Wilhelm hat den General Bourbaki abreisen lassen. In Ermangelung jeder Lösung akzeptiert Marschall Bazaine diese ... wenn es eine solche ist."

Nachdem Marschall Leboeuf von seinen Offizieren diese Mitteilungen erhalten hatte, fand er, daß der Marschall Bazaine ihn von diesen Dingen hätte in Kenntnis setzen sollen, ehe er durch das öffentliche Gerede davon erfuhr, und er verbarg die Gereiztheit nicht, die er über diese Versäumnis empfand. Da er keine Nachricht erhielt, entschloß er sich am 28. September, den Oberkommandierenden um Aufklärungen zu ersuchen.

„Was bedeutet denn diese Mission des Generals Bourbaki?" fragte er den Marschall Bazaine.

„Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, mit Ihnen darüber zu sprechen. Es sind Verhandlungen über den Frieden im Gang. Die Kaiserin wollte sich darüber entweder mit dem Marschall Canrobert oder mit dem General Bourbaki besprechen, und der General Bourbaki hat sich entschlossen, abzureisen ... Kennen Sie eigentlich Herrn Regnier, der dem Hofstaat der Kaiserin zugeteilt ist?"

„Nein, den kenne ich nicht."

„Es sind Friedenspräliminarien aufgestellt worden," sagte der Marschall weiter; „wenn sie von der Kaiserin unterzeichnet würden, so würden sie entweder einer Nationalversammlung oder dem Senat oder dem Gesetzgebenden Körper, dem Plebiszit gemäß, unterbreitet werden ... Wie dem auch sei, unsre militärische Stellung ist nicht geändert. Wir werden weiterhin unsre Pflicht tun, und ich erinnere Sie daran, daß wir unsern Vorpostendienst straff handhaben müssen ..." Dann sagte er, auf den General Bourbaki zurückkommend: „Ich werde gegen den 8. Nachricht von ihm erhalten."

Obgleich die Metzer Presse von der Ankunft des Herrn Regnier in den französischen Linien nicht gesprochen und der Marschall Bazaine Herrn Arnous-Rivière ersucht hatte, nichts von dem zu sagen, was er gesehen hatte, so mußte doch die Nachricht von der Ankunft eines Zivilisten, der zweimal die Linien überschritten und ungefähr zehn Personen, darunter den General Bourbaki, mitgenommen hatte, notwendigerweise bei den Stäben bekannt werden und dann auch in die Lager und in die Stadt dringen. Man sprach zuerst in versteckten Anspielungen davon. Einige äußerten sich zustimmend; sie waren nicht zahlreich. „Die Armee," sagte der Marschall Leboeuf, „hatte zu dieser Zeit mit Befriedigung vernommen, daß über einen ehrenvollen Frieden unterhandelt wurde, und der Name Bourbaki flößte Vertrauen ein."

Bei den meisten aber herrschte Besorgnis oder Aufgeregtheit. Am 28. September schrieb der Oberst Tiersonnier: „Man erwartet beständig die Rückkehr des Generals Bourbaki. Diese geheimnisvolle Mission gibt Anlaß zu allen möglichen Betrachtungen. Handelt es sich um eine Wiederherstellung des Kaiserreichs? Das ist unmöglich."

Digitized by Google

Der Oberst Le Masson war ungefähr gleicher Anschauung. „Es geht das Gerücht, der General Bourbaki sei in einer Mission abgereist; es soll sich um einen Vertrag zwischen Bazaine und Preußen handeln, um eine Regentschaft mit dem kaiserlichen Prinzen herzustellen. Die Armee soll für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen. Preußen soll Elsaß-Lothringen bis zur Zahlung der Kriegsentschädigung behalten. Dieses Gerücht ist so seltsam, daß man ihm keine Bedeutung beimißt."

In der Umgebung des Generals Coffinières, im Stabe der Festung, war der Ton schon bestimmter. Der Oberst Salanson, der Generalstabschef des Gouverneurs, schreibt am 27. September: „In bezug auf die Abwesenheit des Generals Bourbaki sind die sonderbarsten Gerüchte im Umlauf. Man sagt, daß er sich mit dem König von Preußen über die Wiedereinsetzung des kaiserlichen Prinzen mit einer aus Marschällen zusammengesetzten Regentschaft zu verständigen habe, der natürlich Bazaine angehören würde. Der König von Preußen soll Angst vor der Revolution in Frankreich und in Europa haben."

Alles in allem war die Wirkung, die diese Verhältnisse auf die Truppe hervorbrachten, eine verderbliche. Mehr und mehr hieß es, der Oberkommandierende wolle nichts mehr von einem Kampf wissen und suche zu unterhandeln. „Die Politik scheint uns ihr Kontingent an Sorgen zu stellen," lesen wir in den Aufzeichnungen des Hauptmanns Albert de Laboulaye.

Es bildete sich eine Meinung, die viele Anhänger fand: Der Marschall Bazaine habe den General Bourbaki entfernt, weil er unter den energischsten Korpskommandeuren derjenige sei, der sich seinen Plänen bereits widersetzte und sich ihnen noch mehr widersetzen würde.

Gegen dieses Gerede hat sich General Bourbaki in einem Brief, den wir in seinem ganzen Wortlaut wiedergeben, weil er uns ein unparteiisches und richtiges Urteil über den Marschall Bazaine zu geben scheint, auf das entschiedenste gewendet.

„Sie suchen glauben zu machen," schreibt er an seinen Ordonnanzoffizier d'Eichthal, „daß Bazaine sich mit dem deutschen Prinzen verständigt habe, um zu einer Kapitulation zu gelangen.

„Sie werden zugeben, daß eine derartige Deutung des Schlusses des Metzer Dramas eine Verleumdung und eine Sinnlosigkeit ist.

„Niemand hatte mehr Interesse daran, daß diese Katastrophe vermieden werde, als Bazaine.

„Dieses Ende mußte ihm notwendigerweise seinen Ruf, seine Ehre, seine Stellung kosten.

„Es ist also ganz klar, daß er die Folgen seiner früheren Handlungsweise hat über sich ergehen lassen müssen, aber es ist ganz ebenso klar, daß er sich nicht verkauft und weder seine Armee noch sein Land verraten hat.

„Durch seine vorhergegangenen Fehler ist er für die Endkatastrophe selbstverständlich verantwortlich geworden; aber am Anfang der Reihe von Fehlern ahnte er das Verhängnis nicht, das er seiner Armee bereitete.

Digitized by Google

„Sein erster Fehler war, daß er glaubte, es liege in seinem Interesse, die Armee in Metz zu belassen, und daß er nach der Schlacht von Rezonville dahin zurückkehrte.

„Der zweite war, daß er glaubte, der Kampf in Frankreich würde kürzer sein, und er würde durch seinen Verbleib in einer defensiven, drohenden Stellung unter den Mauern von Metz seine Armee erhalten, ohne sich dem Verlust von Schlachten auszusetzen und so ihre Vernichtung vermeidend.

„Dieses Verhalten ist strafbar, selbstsüchtig, den Interessen Frankreichs zuwider, das ihm eine Armee anvertraut hatte, um zu kämpfen, zu manövrieren, aber nicht um sie vor jeder Niederlage zu schützen.

„Aber technisch hat er weder seine Armee verkauft noch Frankreich verraten.

„Dies klargestellt, hatte er keinerlei Interesse daran, sich meiner zu entledigen.

„Als der Hunger seiner Armee zusetzte, suchte er einen Frieden, einen Waffenstillstand, irgendeine Hilfe, die ihn hindern sollte, zu einer Kapitulation zu gelangen, die seit dem 10. September allen klar sehenden Köpfen als das notwendige Ende der bei Metz eingenommenen Stellung erschien, die man halten wollte, ohne Zweifel von der Hoffnung geleitet, daß sich Paris noch weniger lang halten würde als Metz.

„Weil er sah, daß sich Paris immer noch hielt, veranlaßte er mich, am 24. September fortzugehen.

„Sie sagen auch: ‚Ein Mann war unbequem ...' Diese Behauptung wird zur Beleidigung für Canrobert, Changarnier, Ladmirault, Leboeuf, Desvaux, Deligny, Picard usw. Ich war allerdings fortgegangen, aber sie blieben da, und ich habe niemals die Anmaßung gehabt, mehr Vaterlandsliebe, mehr Heldenmut, mehr Ehre zu besitzen, als diese würdigen Führer und Kameraden.

Ihr von ganzem Herzen ergebener G. Bourbaki."

Den 8. März 1885.

In Metz war die Aufregung noch stärker als in der Armee. General Bourbaki hatte mehrere Jahre lang die Militärdivision von Metz befehligt. Wie überall, wo er gewesen war, hatte er sich durch den Zauber seiner Persönlichkeit, seine Liebenswürdigkeit, seine offene, ritterliche Natur bei allen Klassen der Metzer Bevölkerung beliebt gemacht. Daher kam es, daß seine Abreise die Bewohner von Metz viel mehr beschäftigte, als dies jedes einem andern General widerfahrene Abenteuer getan haben würde.

Die Leute, die gegen Marschall Bazaine schon sehr aufgebracht waren, dem man seine Untätigkeit vorwarf, regten sich übermäßig auf, und eine Unmenge phantastischer Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt.

Die einen behaupteten, daß Marschall Bazaine und General Bourbaki sich infolge einer heftigen Auseinandersetzung duelliert hätten, daß der General getötet und im Garten der Villa Herbin am Fuß eines Baumes begraben worden sei; dieser Baum wurde sogar gezeigt.

Andre erzählten, daß der Oberkommandierende, wütend über die nachdrück-

Digitized by Google

lichen Vorstellungen seines Unterführers, Arrest über ihn verhängt habe, daß General Bourbaki aber, als Arzt des Roten Kreuzes verkleidet, aus seinem Hauptquartier entkommen und in dieser Verkleidung durch die deutschen Linien gelangt sei.

Als in den ersten Tagen des Oktober General de Clérembault in die Stadt gekommen war, umringten ihn Gruppen von Individuen, hielten ihn an und fragten ihn, was aus dem General Bourbaki geworden sei. Da er in seiner Ueberraschung nicht wußte, was er antworten sollte, beschimpfte und bedrohte ihn die Menge. Er befand sich ganz nahe bei dem Gouvernementsgebäude, flüchtete sich dort hinein und beklagte sich beim General Coffinières.

Zur gleichen Zeit begaben sich mehrere Offiziere der Nationalgarde an der Spitze einer Abteilung in die Ecole d'application, stellten Schildwachen an das Tor, drangen ins Innere ein und durchsuchten alles vom Keller bis zum Dachboden, weil sie, wie sie sagten, den General Bourbaki befreien wollten, der dort bewacht würde.

Nachdem sie alle Räume untersucht hatten, sogar die, in denen sich die Amputierten und die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten befanden, zogen sie sich zurück, überzeugt, daß der, den sie suchten, nicht da war.

Was den Marschall betrifft, so gab er sich den Anschein, als ob er überrascht wäre, wenn man mit ihm über den General Bourbaki sprach.

„Wenn der Artikel 95 des Reglements für den Felddienst angewendet worden wäre," sagte er, „wäre Herr Regnier nicht über das Hauptquartier des Generals de Cissey hinausgekommen. Ich habe den General Bourbaki mit Herrn Regnier zusammengebracht und habe ihm Freiheit gelassen, nach Belieben zu handeln."

Seine beiden Neffen wiederholten seine Worte. „General Bourbaki hat einzig und allein nach seinem eignen Wunsch gehandelt," sagten sie. „Der Marschall hat ihm alle Freiheit gewährt, selbst zu entscheiden, was er zu tun habe."

Doktor Maffre ging noch weiter. Eines Tages gab er einem der Delegierten des Roten Kreuzes von Metz, Herrn Rousset, der ihn befragte, folgende Antwort: „Was wollen Sie? Der General Bourbaki ist da gewesen, wohin er nicht hätte gehen sollen." Und einige Tage später erzählte er den Doktoren Marit und Nogués, „daß General Bourbaki die Seele einer Verschwörung zur Wiederherstellung der Regierung zugunsten der Kaiserin und des kaiserlichen Prinzen, im Einverständnis mit den Deutschen, sei".

In der ersten Hälfte des Oktober erkundigte sich Marschall Canrobert bei dem Marschall Bazaine nach dem General Bourbaki und bat ihn, den Prinzen Friedrich Karl um Nachrichten über ihn zu ersuchen.

Der Oberkommandierende wünschte mehr als irgend jemand etwas zu erfahren und hatte bereits geschrieben, ohne irgend jemand etwas davon zu sagen. Er hatte sogar eine Antwort erhalten, und da sie ablehnend lautete, verheimlichte er sie.

Digitized by Google

Nachstehend diese Antwort, wie er sie später mitgeteilt hat:

„Auf Befehl Seiner königlichen Hoheit hat der Generalstabschef (der zweiten deutschen Armee) auf die Bitte des Herrn Regnier um die Erlaubnis, sich nach Metz zu begeben, zu dem Zweck, einen kommandierenden General zur Uebernahme einer polititischen Mission zu bestimmen, geantwortet, daß der Reise des genannten Generals nichts in den Weg gelegt werden würde. Es verstehe sich aber von selbst . . ., daß dieser General während der Dauer dieser Belagerung nicht würde zurückkehren können . . . Seine königliche Hoheit war also sehr erstaunt, als der General vor einigen Tagen von einem neutralen Gebiete aus anfragen ließ, ob er nach Metz zurückkehren könne. Auf das dem König übermittelte Gesuch ist noch keine Antwort ergangen, aber der General hat seitdem mitteilen lassen, daß er nicht länger mehr auf die in seiner Angelegenheit erbetene Entscheidung warten werde."

Wenn auch Marschall Bazaine diesen Brief vor seinen Unterführern verheimlichte, so erhielt doch jemand aus seiner Umgebung Kenntnis davon und teilte den Inhalt dem Baron de Gargan mit. Durch ihn erfuhr am 13. Oktober der Generalstab der Garde, daß „General Bourbaki in Luxemburg oder in Belgien sei und bitte, nach Metz zurückkehren zu dürfen, und daß Prinz Friedrich Karl sich dem widersetze . . ."

Sogleich begab sich Major Leperche zu Marschall Bazaine, um Genaueres über seinen Chef zu erfahren.

„. . . Ich habe dem General Bourbaki gesagt," so sprach sich Marschall Bazaine aus, „daß er die Kaiserin aufsuchen, sie über ihre Absichten ausfragen und, im Fall sie nichts tun wolle, uns von unserm Eid freimachen solle. Das ist seine ganze Mission. Seitdem habe ich keine Nachrichten mehr von ihm bekommen . . . Es scheint, daß er darum gebeten hat, zurückkehren zu dürfen. Der König hat eingewilligt, aber Prinz Friedrich Karl hat sich widersetzt."

Nachdem der Marschall dem Major Leperche geraten hatte, den General Boyer, der in Versailles beim Grafen Bismarck gewesen war, aufzusuchen, vervollständigte Boyer die Angaben des Marschalls:

„General Bourbaki ist nach Luxemburg gereist; da Prinz Friedrich Karl ihm nicht erlaubt hat, nach Metz zurückzukehren, hat er sich an Herrn v. Bismarck gewendet. Der König hat sodann den kategorischen Befehl erteilt, ihn die Linien wieder passieren zu lassen. Nach der Ansicht des Herrn v. Bismarck hatte der General nach Metz zurückkehren sollen. Er besaß sogar einen Brief des Generals, in dem dieser dem König dankte, daß er den vom Prinzen Friedrich Karl geschaffenen Schwierigkeiten ein Ende gemacht habe."

„Was kann da nur vorgegangen sein? Warum hat der General von der königlichen Erlaubnis nicht Gebrauch gemacht?" General Boyer sagte, er wisse es nicht.

Achtundvierzig Stunden nach diesen beiden Unterredungen begab sich Major Leperche zum Marschall Canrobert, um ihm über sie zu berichten. Der Marschall erzählte ihm, wie in seiner Gegenwart der Oberkommandierende dem General Bourbaki folgende Zusicherungen gegeben habe:

Digitized by Google

1. Daß es ihm in jeder Weise erleichtert werden sollte, nach Metz zurückzukehren;

2. daß er das Schicksal der Garde, die während seiner Abwesenheit nicht ins Gefecht kommen sollte, teilen würde;

3. daß er ihm einen schriftlichen Befehl gebe;

4. daß er tatsächlich während seiner Abwesenheit einen Stellvertreter in seinem Kommando erhalten würde.

„Bourbaki," fügte Marschall Canrobert hinzu, „hat nur einen Befehl des Marschalls Bazaine ausgeführt. Ich war anwesend, als die Bedingungen der Abreise vereinbart wurden. Ich kann für ihre Richtigkeit bürgen. Ich habe angenommen, daß Bourbaki das Opfer einer verabscheuungswürdigen Machenschaft gewesen sein könne, und deshalb habe ich zweimal hintereinander den Marschall Bazaine gebeten, beim Prinzen Friedrich Karl um Nachrichten über ihn zu ersuchen. Ich fordere Sie als seinen Adjutanten auf, ihn ebenfalls zu bitten, daß er darauf dringe, solche zu erhalten."

Um 2 Uhr desselben Tages kam Major Leperche wieder zum Marschall Bazaine zurück. „Was wollen Sie?" fragte ihn dieser. „Ich weiß nichts. Vielleicht ist Bourbaki zur Kaiserin zurückgekehrt. Vielleicht ist er zum Kaiser gereist. Vielleicht sogar hat er sich zur provisorischen Regierung begeben."

Als Major Leperche seine Bitten wiederholte, gab der Marschall zur Antwort: „Es ist nutzlos, ich habe vor einigen Tagen einen der Adjutanten des Prinzen Friedrich Karl gesprochen, und er konnte mir keine Nachrichten geben. Ich habe Boyer, der soeben im Auftrag nach England abgereist ist, beauftragt, mir welche zu bringen. Er wird unverzüglich wiederkommen."

Marschall Bazaine merkte, daß er zum Narren gehalten worden war, und wußte nicht, wie er die Naivität erklären sollte, die er in seinen Unterredungen mit Herrn Regnier an den Tag gelegt hatte.

Die unbestimmte Hoffnung, die er auf die Reise des Generals Bourbaki gesetzt, hatte sich verflüchtigt. Er war einzig und allein mit der neuen Mission beschäftigt, mit der er soeben den General Boyer betraut hatte und in der er aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz noch versuchen wollte, einen Schimmer von Hoffnung zu finden.

Digitized by Google

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Den 21. Mai/2. Juni 1878 besucht Fürst Carol den Gottesdienst in der Metropolie, wo die Heiligen und Helene gefeiert werden.

Abends übersendet Baron v. Alvensleben dem Fürsten Carol eine Depesche aus Berlin vom 8. Juni, 5 Uhr 40 Minuten nachmittags, mit folgendem entsetzlichen Inhalt: „Abermals Attentat auf Seine Majestät verübt! Als der Kaiser Unter den Linden vorbeifuhr, wurde aus einem Hause mit doppelläufiger Büchse auf ihn geschossen und er dabei an Oberarm und Wange durch Schrotkörner und Posten verwundet, anscheinend nicht gefährlich. Als Mörder wird nach vorläufigen Untersuchungen ein gewisser Nobiling bezeichnet; derselbe ist ergriffen, nachdem er eine ihn verfolgende Person schwer verwundet."

Das Fürstenpaar telegraphiert sofort aus Cotroceni: „An Seine Majestät den Deutschen Kaiser! Es fehlen uns die Worte, um unsrer Bestürzung und unserm Schmerze Ausdruck zu geben über die verruchte Tat, die Eurer Majestät teures Leben von neuem bedroht hat. Wir danken Gott, daß die Verwundung nicht ernst ist, und hoffen, daß das sichere Gefühl, von der tiefen Liebe vieler Millionen getragen zu sein, Eurer Majestät über die Bitterkeit dieser Stunden hinweghelfen wird."

Den 22. Mai/3. Juni läuft die Nachricht ein, daß die Einladungen nach Berlin zum Kongreß auf den 13. Juni an die Großmächte ergangen sind. Als Zweck des Kongresses wird die Diskussion der Stipulationen des Vertrages von San Stefano bezeichnet, und die Einladung schließt mit folgender Formel: „Indem die deutsche Regierung diese Einladung an die ... Regierung richtet, nimmt dieselbe an, daß die ... Regierung, indem sie die Einladung annimmt, dareinwilligt, die freie Diskussion des gesamten Vertrages von San Stefano zuzulassen, und dieselbe bereit ist, daran teilzunehmen, wenn alle dazu eingeladenen Mächte daran teilnehmen."

Fürst Carol bespricht sich mit Cogalniceanu über die von Rumänien dem Kongresse gegenüber einzunehmende Haltung und ist der Ansicht, daß Rumänien am besten durch den Ministerpräsidenten und den Minister des Aeußern (also Bratianu und Cogalniceanu) vertreten werde.

Die deutsche Kaiserin telegraphiert dem Fürstenpaar, daß der Kaiser „vielfach verwundet", aber keine Gefahr vorhanden sei.

Am 25. Mai/6. Juni trifft aus Berlin folgende amtliche Nachricht ein: „Allerhöchstes Befinden im wesentlichen zufriedenstellend. Seine Majestät haben,

Digitized by Google

da wegen Verwundung unbedingte Ruhe und Enthaltung von Geschäften erforderlich, bis zur Genesung die Vertretung in oberer Leitung der Regierungsgeschäfte dem Kronprinzen übertragen. Seine Kaiserliche Hoheit hat die Geschäfte gestern übernommen."

Fürst Carol unterzeichnet den 26. Mai/7. Juni die offizielle Vollmacht für die Minister Bratianu und Cogalniceanu, nach der sie in Berlin auf dem Kongresse die Interessen ihres Landes zu vertreten haben werden. Sie lautet wie folgt:

„Nous, Charles Ier, Prince de Roumanie,

„Ayant pris en considération les circonstances nouvelles où se trouve placée la Principauté de Roumanie, et Nous confiant entièrement en la capacité, le zèle et le dévouement de Messieurs J. C. Bratianu, Président du Conseil des Ministres et Ministre des Travaux Publics, et M. Cogalniceanu, Ministre des Affaires Etrangères; Nous avons trouvé bon de les accréditer, et par les présentes signées de Notre main, Nous les accréditons en qualité de Nos Plénipotentiaires auprès des Plénipotentiaires des Puissances réunis en Congrès à Berlin, leur donnant plein pouvoir de défendre au sein de ce Congrès les droits et les intérêts de la Roumanie.

„Promettant, en outre, en foi et parole de Prince, d'avoir pour agréable et de faire exécuter ce dont Nos Plénipotentiaires seront tombés d'accord avec le Congrès, conformément aux instructions qui leur sont données.

„En foi de quoi, Nous avons ordonné que les présentes fussent revêtues du Sceau de l'Etat.

„Donné à Bucarest, le 7me jour du mois de Juin l'an de grâce 1878, et le 13me de Notre règne.

L. S. Charles."

„Par le Prince
„Le Ministre des Affaires Etrangères
„Cogalniceanu."

Den 28. Mai/9. Juni findet in der Metropolie ein Tedeum für die Errettung des Deutschen Kaisers statt. In Rumänien ist die Teilnahme allgemein und herzlich, und hat sich nicht nur auf die offizielle Welt beschränkt.

In Berlin wird am 1./13. Juni der Kongreß eröffnet.

Die Türkei ist auf dem Kongresse vertreten durch Karatheodori-Pascha, Mehemed Ali und Sadullah-Bei; — Rußland durch den Fürsten Gortschakow, Graf Peter Schuwalow und von Oubril; — Oesterreich-Ungarn durch Graf Andrássy, Graf Karolyi und Baron Haymerle; — Italien durch die Grafen Corti und de Launay; — Frankreich durch Waddington, Graf St. Vallier und Desprez; — England durch Lord Beaconsfield, Marquis de Salisbury und Lord Odo Russel; — Deutschland durch den Fürsten Bismarck, v. Bülow und den Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst. Den Vorsitz führt Fürst Bismarck. Da die Rangordnung der einzelnen Staaten, wie bereits

Digitized by Google

auf dem Wiener Kongreß, sich nach dem Alphabet der französischen Ländernamen richtet, nimmt Deutschland (Allemagne) die erste Stelle ein.

Den 1./13. Juni schicken die rumänischen Delegierten dem Fürsten Bismarck folgende Adresse: „Monseigneur! Les soussignés, Ministres de Son Altesse le Prince de Roumanie, et munis de Ses pleins pouvoirs, ont l'honneur de s'adresser à Votre Altesse pour La prier de soumettre à Leurs Excellences les Plénipotentiaires des Grandes Puissances leur demande d'être admis au sein du Congrès, afin d'y exposer et défendre les droits de leur pays. Les soussignés osent espérer de l'équité et de la bienveillance de l'Europe dont la Roumaine a toujours été l'obligée, qu'elle voudra bien les entendre, avant de délibérer sur les intérêts roumains."

Den 12./24. Juni senden die beiden rumänischen Delegierten dem Präsidenten des Kongresses eine zweite Adresse: „Les soussignés, pour faire suite à la demande qu'ils ont pris la liberté d'adresser à Votre Altesse en date du 1/13 courant, ont l'honneur de Vous présenter pour être soumis à la Haute Assemblée, présidée par Votre Altesse, le Mémoire ci-annexé, où sont résumés les points, dont la Roumanie sollicite, en ce qui la concerne, l'adoption par l'Europe. En formulant de nouveau l'espoir, qu'il ne sera pas arrêté de décision à l'égard de la Roumanie, avant que les soussignés, Plénipotentiaires de Son Altesse le Prince Charles, aient été entendus; nous prions Votre Altesse de vouloir bien agréer l'expression réitérée des sentiments de très haute considération et de très profond respect."

In der 8. Sitzung des Kongresses vom 28. Juni bringt der Präsident der hohen Versammlung zur Kenntnis, daß infolge des einstimmig erfolgten Votums die Delegierten Griechenlands in der Sitzung vom 29. Juni gehört werden. Lord Salisbury und Graf Corti fragen, ob Rumänien „ne serait également admise à plaider sa cause devant la Haute Assemblée". Der Präsident antwortet, daß die rumänischen Angelegenheiten in derselben Sitzung vom 29. Juni besprochen werden.

Das 9. Protokoll vom 29. Juni enthält darüber folgende höchst interessante Diskussion:

„Les Délégués de la Grèce s'étant retirés, le Congrès reprend son Ordre du Jour, qui indique l'examen des articles 5 et 19 du Traité de San Stefano, relatifs à la Roumanie.

„Lord Salisbury rappelant la question qu'il a posée dans la séance précédente, propose de décider, si les Représentants de la Roumanie seront entendus par le Congrès. Aux yeux de Son Excellence, la Haute Assemblée, après avoir écouté les Délégués d'une nation qui réclame des provinces étrangères, agiraient équitablement en écoutant les Représentants d'un pays, qui demandent à garder des contrées qui lui appartiennent.

Le Comte Corti déclare s'associer entièrement à l'opinion que vient d'exprimer son Collégue d'Angleterre.

Digitized by Google

Le Prince Bismarck ne regarde pas que l'admission des Roumains présente, au point de vue de la réussité des travaux du Congrès, le même intérêt que l'admission des Grecs, dont les demandes, quelqu'en soit le résultat, ne sauraient exercer une influence très considérable dans l'issue des délibérations du Congrès. Son Altesse hésite à penser, qu'il soit bon d'accroître les difficultés de la tâche pacifique dévolue à la Haute Assemblée en introduisant les Délégués roumains, dont les réclamations, connues d'avance, ne semblent pas de nature à faciliter la bonne entente: toutefois, la question ayant été posée, il doit la soumettre au suffrage de ses collégues.

Le Comte Schouvaloff établit la différence qui existe entre la Grèce, Etat indépendant, et la Roumanie, dont l'indépendance n'est pas encore reconnue par l'Europe. Il y aurait plus d'analogie entre la Grèce et la Servie, que la déclaration du Congrès a affranchie des liens de vassalité, et cependant la Haute Assemblée n'a pas admis les Délégués serbes.

Le Président ayant demandé au Sécrétariat si la demande d'admission au Congrès émane du Gouvernement de la Principauté de Roumanie, le Comte Corti constate que la pétition est signée par deux ministres du Prince Charles, et que, conformément à la procédure adoptée par le Congrès, ce document est introduit et recommandé par Lord Salisbury et les Plénipotentiaires italiens.

Le Président procède au vote.

Le Comte Andrássy accepte la proposition de Lord Salisbury et du Comte Corti, mais dans l'espoir qu'elle pourrait amener une solution qui donne des garanties à la paix.

M. Waddington est d'avis d'admettre les Représentants roumains et espère que cette marque d'intérêt facilitera l'adhésion de la Roumanie à la décision du Congrès, quelle qu'elle soit.

Les votes de l'Angleterre et de l'Italie étant acquis, le Président demande leur sentiment à MM. les Plénipotentiaires de Russie.

Le Prince Gortchacow déclare partager l'opinion que M. le Prince de Bismarck a exprimée sur cette question. Le but de la Russie est d'arriver le plus tôt possible à une paix durable, et Son Altesse Sérénissime pense que la présence des Représentants roumains est de nature à provoquer de vives discussions. Sans voter contre leur admission, le Prince Gortchacow demande expressément l'insertion de son opinion au protocole.

Le Président ayant insisté pour avoir le vote précis des Plenipotentiaires russes, le Comte Schouvaloff dit qu'aux yeux de son Gouvernement les observations des Délégués roumains ne peuvent qu'augmenter les difficultés de la discussion, car assurément la Russie ne se laissera pas accuser par eux sans se défendre. Cependant, si la majorité du Congrès se prononce pour l'admission, les Plénipotentiaires russes ne

Digitized by Google

sauraient être seuls à vouloir éloigner des contradicteurs, et ils ne s'opposent point à la proposition de Lord Salisbury.

Les Plénipotentiaires Ottomans n'ayant point élevé d'objection, le Prince Bismarck dit qu'il a voulu subordonner son vote à celui des Puissances spécialement intéressées et consent également, au nom de l'Allemagne, à l'admission des Représentants roumains.

Le Comte Andrássy, avec l'assentiment de la Haute Assemblée, exprime le désir que les Délégués de Roumanie soient entendus dans les mêmes conditions que les Ministres de Grèce.

Le Président annonce qu'en conséquence il invitera les Représentants roumains pour la séance de lundi prochain.

Le Congrès commence la discussion des articles du Traité de San Stefano relatifs à la Roumanie.

Le Président donne lecture du premier alinéa de l'article V, ainsi conçu: „La Sublime Porte reconnait l'indépendance de la Roumanie, qui fera valoir ses droits à une indemnité à debattre entre les deux parties.

Le Président demande, si le Congrès est disposé à maintenir sans condition le principe posé dans cet alinéa, ou bien à le subordonner à l'acceptation par la Roumanie de remaniements territoriaux qu'elle paraît vouloir repousser. Son Altesse Sérénissime n'a pas d'avis personnel sur ce point, mais désire savoir si les Représentants d'autres Puissances considèrent, que l'indépendance de la Roumanie est liée à la reconnaissance par cette Principauté de la totalité du Traité de San Stefano, et s'ils ne regardent point, par conséquent, comme connexes les deux questions de l'indépendance et des changements territoriaux.

Le Comte Corti fait remarquer que les Préliminaires de San Stefano ont été conclus entre la Russie et la Turquie, et que la Roumanie n'a pas pu y prendre part, étant placée sous la Suzeraineté de la Porte. Son Excellence ne jugerait pas équitable d'admettre que la Principauté soit liée au même degré que le Gouvernement Ottoman. Il ne croit pas opportun de faire dépendre l'indépendance de la Roumanie de son adhésion aux stipulations qui la concernent.

Le Comte Schouvaloff ne partage point cette opinion. La Roumanie a proclamé, il est vrai, elle-même son indépendance, mais cette indépendance ne peut être effective sans l'assentiment de l'Europe, et le Congrès est en droit de statuer, sans rechercher, si la Roumanie est engagée ou non par les autres articles du Traité de San Stefano.

Lord Beaconsfield a vu avec le plus vif regret les stipulations de l'article XIX du Traité de San Stefano relatives à la Bessarabie. D'abord cette combinaison est une immixtion dans le Traité de 1856, et il n'y avait qu'une extrême nécessité qui pût autoriser un changement dans un acte aussi solennel; au surplus cette nécessité n'a même pas été allé-

Digitized by Google

guée. En second lieu, ce serait aux yeux de Son Excellence une grave erreur, que de considérer cette stipulation comme un simple échange de territoire entre deux états. Les articles IV et XX du Traité de Paris constituent un engagement pris entre les Puissances Européennes et la Russie, dans le but d'assurer la liberté de la navigation du Danube, et Son Excellence ne trouve aucune garantie pour cette liberté dans le Traité de San Stefano. Dans l'article IV du Traité de 1856, les Puissances Alliées se sont engagées à restituer à l'Empereur de Russie tous les territoires occupés par leurs troupes, mais sous la condition indiquée dans l'article XX, qu'une rectification de la frontière russe aurait lieu en Bessarabie — „pour mieux assurer la liberté de la navigation du Danube". C'était un engagement pris envers l'Europe. Aujourd'hui cependant, le Gouvernement russe se propose de retenir les territoires restitués sans remplir les conditions sous lesquelles ils étaient restitués. Le Premier Plénipotentiaire d'Angleterre appelle sur une situation aussi grave toute la sollicitude de la Haute Assemblée. Lord Beaconsfield déplore cette ingérence dans le Traité de Paris et proteste contre elle, sans avoir même à se préoccuper de savoir, si l'échange dont il s'agit est ou non sanctionnée par le possesseur actuel. Les autres signataires du Traité de Paris ayant décliné toute intervention dans cette affaire, le Premier Plénipotentiaire de la Grande-Bretagne ne saurait conseiller au Gouvernement de la Reine, d'employer la force pour maintenir les stipulations de ce Traité, mais il proteste contre ce changement et attend les explications que ses collégues de Russie seront en mesure de donner sur les engagements que leur Souverain entendrait prendre pour la sauvegarde de la liberté du Danube.

Le Prince Gortchacow pense, comme Lord Beaconsfield, que la libre navigation du Danube est un intérêt européen, mais Son Altesse Sérénissime ne voit pas quelle influence la cession de la Bessarabie peut exercer sur la libre navigation du Danube. La Roumanie, en effet, n'est absolument pour rien dans les améliorations dont le cours du fleuve a été l'objet: sans doute, le Traité de Paris a donné à la Moldavie une partie de la Bessarabie et le Delta du Danube, mais en 1857, les mêmes Puissances ont restitué le Delta aux Turcs, et elles ont rendu ainsi un service à la Moldavie, qui était hors d'état d'exécuter les travaux nécessaires pour le libre accès de la bouche de Soulina. C'est depuis lors que la Commission Européenne du Danube a exécuté les grands travaux, d'où sont résultés de si importants avantages pour le commerce du monde. — Son Altesse Sérénissime, envisageant la question à un autre point de vue, rappelle qu'au 1856 la Bessarabie n'a été adjointe qu'à la seule Moldavie, à une époque où les Principautés devaient rester séparées. Plus tard la Valachie et la Moldavie se sont

Digitized by Google

réunies malgré le Traité de Paris, et, nonobstant l'opposition des Cabinets Européens, les Principautés Unies ont élu un Prince Etranger, pour lequel, d'ailleurs, Son Altesse Sérénissime professe le plus grand respect: la situation n'est donc plus la même qu'autrefois. Le Prince Gortchacow déclare, d'ailleurs, que Son Gouvernement ne saurait reculer dans cette question et espère que Lord Beaconsfield ne persistera pas dans ses objections, lorsque Son Excellence aura reconnu que la liberté du Danube n'aura rien à souffrir de la rétrocession de la Bessarabie.

Le Comte Schouvaloff dit, que s'il a bien compris les observations de M. le Premier Plénipotentiaire de l'Angleterre, le noble Lord a regretté que le Traité de San Stefano constitue une immixtion dans le Traité de 1856, par laquelle la Russie a contracté des engagements envers l'Europe. M. le Plénipotentiaire de Russie croit devoir rappeler que le Traité de San Stefano est une Convention Préliminaire, n'ayant force obligatoire qu'entre les deux parties contractantes, et par laquelle la Russie a entendu faire d'avance au Gouvernement turc les demandes qu'elle formulerait plus tard devant l'Europe. C'est dans cette intention que la Russie est venue au Congrès à la suite d'une guerre longue et victorieuse. Le noble Lord a ajouté qu'il ne regarde pas la retrocession de la Bessarabie comme nécessaire. Le Comte Schouvaloff pense que Lord Beaconsfield ne saurait éviter de reconnaître que, lorsqu'une nation est rentrée en possession d'une partie du territoire qu'une guerre précédente lui a fait perdre, il est difficile de faire abandonner à cette même nation le territoire qu'elle a reconquis. En ce qui regarde la libre navigation du Danube, M. le Plénipotentiaire de Russie présentera quelques explications, qui lui semblent de nature à satisfaire Lord Beaconsfield. La question de la Bessarabie pouvant être envisagée par la Russie comme une question d'ambition et d'intérêt ou comme une question d'honneur. La Russie a voulu la réduire à une question d'honneur, et c'est pourquoi elle ne redemande que les parties du territoire, dont la possession aurait pu constituer une menace ou du moins une ingérence dans la libre navigation du fleuve. Enfin elle offre en retour à la Roumanie un territoire plus vaste, conquis au prix de son sang, et qui doit être considéré comme de bonne prise. Le Comte Schouvaloff a la conviction que la Roumanie ne perd pas au change. Quand au principe de l'intégrité et de l'indépendance de la Roumanie, Son Excellence pense, avec Lord Beaconsfield, que de tels principes ne doivent pas seulement être exprimés par des mots, mais doivent être une réalité. Or, la Roumanie ne saurait sauvegarder réellement son indépendance et son intégrité, tant qu'elle persisterait à vivre sur les dépouilles d'un grand Empire, qui se croit en droit de revendiquer un lambeau de son ancien territoire.

Digitized by Google

Le Comte Schouvaloff est fermement persuadé que la Roumanie elle-même, que toute l'Europe est interessée, à ce que cette question soit résolue dans le sens des aspirations légitimes de la Russie.

Le Prince Gortchacow désire ajouter une observation relative à la valeur de l'échange. La Roumanie n'obtiendrait pas seulement à la suite de la guerre, à laquelle elle a pris part, la reconnaissance de son indépendance et la destruction des forteresses qui menaçaient sa sécurité. Il a été stipulé en sa faveur des annexions éventuelles, qui augmenteraient son territoire dans la proportion de 3500 kilomètres carrés en étendue, de 80000 âmes comme population, comparativement à ce qu'elle aurait à ceder, et qui lui assureraient en outre le Delta du Danube que l'Europe lui a enlevé en 1857, certains districts fertiles comme celui de Babadagh et un bon port de commerce sur la Mer Noire. — Le Gouvernement Impérial de Russie a donc la conviction non seulement de maintenir un droit, mais de se placer sur un terrain d'équité, en réglant sur des bases mutuellement avantageuses avec le Gouvernement roumain une question, sans la solution de laquelle il serait impossible d'établir entre la Russie et la Roumanie les bons rapports nécessaires à la consolidation de la paix en Orient. — Son Altesse Sérénissime considère que ces indications démontrent suffisamment que la Russie ne demande pas plus qu'elle ne donne. Le Prince Gortchacow veut en outre rappeler qu'en réalité tous les droits et privilèges de la Roumanie lui ont été assurés au prix du sang russe. Il n'y a aucun traité conclu par la Russie avec la Turquie, depuis un siècle, qui ne contienne des stipulations favorables aux Roumains. Son Altesse Sérénissime désire ajouter une observation psychologique et regrette d'avoir à constater, que si, dans la vie privée, il arrive souvent qu'en rendant service à un ami on le transforme en adversaire, cette vérité est encore plus applicable à la politique. Le Prince Gortchacow se borne à citer l'exemple des Roumains, et son exemple lui paraît de nature à rassurer pleinement ceux, qui semblent redouter que la Russie n'aquière le dévouement absolu des populations, pour lesquelles elle s'est imposé les plus grands sacrifices.

Le Prince Bismarck déclare que, quant à la nécessité d'assurer la libre navigation sur le Danube, il partage complètement les idées de M. le Premier Représentant d'Angleterre, mais il ne voit point la connexité entre la liberté du Danube et la rétrocession de la Bessarabie. Il s'associe, pour ce qui est de la Bessarabie, à l'opinion des Plénipotentiaires russes, en ce plaçant moins au point de vue des intérêts de la Russie qu'à celui de la Paix durable de l'Europe. Son Altesse Sérénissime croit, en effet, que le Traité de Paris eût été plus solide si l'on eût écarté cette question d'amour propre, cette diminution du territoire, qui d'ailleurs n'affectait en rien la force d'un si grand Empire. Le Prince de Bismarck pense que l'œuvre du Congrès serait incomplète, si la Haute Assemblée laissait sub-

Digitized by Google

sister une disposition, à laquelle on rattacherait pour l'avenir un souvenir pénible à la nation russe, tandis que les intérêts de la Roumanie ne paraissent pas contraires à l'échange proposé. Il craint que le Congrès, en refusant à satisfaire au sentiment historique de la Russie n'atténue les chances de la durée de son œuvre.

Le Président croit d'ailleurs qu'il serait préférable d'ajourner la discussion jusqu'au moment où les Représentants roumains auront été entendus dans la séance de lundi prochain.

Nach dieſem Entſchluß des Kongreſſes bemerkt der Präſident des Kongreſſes den beiden rumäniſchen Miniſtern Seiner Hoheit des Fürſten Carol von Rumänien, daß der Kongreß bereit iſt, in der Sitzung vom Montag, den 1. Juli die Mitteilungen anzuhören, welche ſie zu machen hätten im Namen ihrer Regierung.

Die Sitzung des Kongreſſes vom 1. Juli wird um $2^1/_2$ Uhr eröffnet. Das Protokoll führt die Nummer 10.

L'ordre du jour appelle en premier lieu les Représentants de Roumanie. Le Président, en se conformant à la décision prise par le Congrès dans la dernière séance, a invité MM. Bratianu et Cogalniceanu, Ministres du Prince Charles de Roumanie, a faire dans la séance de ce jour la communication dont ils seraient chargés.

Les Délégués roumains sont introduits, et le Président les prie de prendre la parole pour expliquer les opinions et appréciations de leur Gouvernement sur les points du Traité de San Stefano qui les concernent.

M. Cogalniceanu remercie le Congrès d'avoir bien voulu admettre les Représentants roumains et donne lecture du mémorandum suivant:

„Messieurs les Plénipotentiaires:

„Nous avons tout d'abord à cœur de remercier le Congrès de vouloir bien entendre les Délégués roumains au moment de délibérer sur la Roumanie. C'est un nouveau titre ajouté par l'Europe à ceux qui lui ont valu dès longtemps la reconnaissance de la nation roumaine, et ce gage d'unanime bienveillance nous paraît être d'un heureux augure pour le succès de la cause que nous sommes appelés à défendre devant vous.

„Nous n'insisterons pas sur les événements dans lesquels nous avons été entraînés par des nécessités de force majeure. Nous passerons également sous silence — soit l'action militaire à laquelle nous avons participé — soit l'action diplomatique à laquelle il ne nous a pas été donné de prendre part. Nous avons eu occasion de constater déjà que la période des négociations nous a été moins propice que la fortune des armes.

„Nous nous bornerons à exposer les droits et les vœux de notre pays, sur la base du résumé présente dans le Mémoire que nous avons eu l'honneur de soumettre récemment au Congrès.

Digitized by Google

1°.

„Nous croyons qu'en bonne justice, aucune partie du territoire actuel ne doit être detachée de la Roumanie . . .

„La restitution par le Traité de 1856 d'une partie de la Bessarabie à la Principauté de Moldavie a été un acte d'équité de l'Europe. Le morcellement de 1812 ne pouvait pas se justifier par le fait ou le droit de conquête.

„En 1812 la Bessarabie relevait d'une Principauté, dont l'autonomie avait été attestée solennellement par tous les Traités antérieurement conclus entre les Empires Russe et Ottoman. Le Traité de Kutschuk-Kaïnardji particulièrement reconnaissait aux Princes de Moldavie et de Valachie la qualité de Souverains, et établissait que la Bessarabie faisait partie de la Moldavie.

„C'était donc là un pays roumain, avec des institutions et des lois roumaines, explicitement maintenues par Sa Majesté l'Empereur Alexandre Ier. Ce respect de l'ancienne nationalité était formulé dans le Rescrit Impérial, promulguant l'organisation administrative et judiciaire de cette province après son incorporation à la Russie, sans qu'il fût fait la moindre distinction entre la basse et la haute Bessarabie.

„On a semblé vouloir conclure que la Bessarabie était une région turque ou tatare du simple fait que les Ottomans y occupaient trois forteresses.

„Mais l'histoire de la Valachie présente une analogie analogue; des forteresses turques y ont longtemps subsisté; il n'en résulte pas pourtant que la Valachie ait jamais été pays turc.

„En 1878, pas plus qu'en 1812, la Bessarabie ne peut être revendiquée de la Roumanie en vertu du droit de conquête. Elle appartient à une Principauté que la Russie elle-même, pendant tout le cours de sa récente guerre avec l'Empire Ottoman, a considérée et traitée comme un Etat indépendant et allié.

„D'ailleurs dès son entrée en campagne, la Russie a signé avec la Roumanie une convention, par laquelle elle a expressément garanti l'intégrité actuelle du territoire roumain.

„Cette garantie avait été demandée et accordée, quand il ne s'agissait encore que du passage des Armées Impériales par la Roumanie. Il semblait qu'elle dût redoubler d'énergie du jour où, sur l'appel de la Russie même, le concours de la nation roumaine devenait plus positif et se transformait en coopération militaire effective, en complète alliance. Nos troupes ont en effet combattu côte à côte avec les armées russes. Si ce n'est pas là un titre pour nous agrandir, ce n'en est certes un pour nous diminuer. A défaut d'autres droits, la convention du 4/16 Avril 1877, qui porte les signatures et les ratifications du Cabinet Impérial, suffirait seule pour nous

Digitized by Google

conserver une région importante du Danube, à laquelle se rattache si étroitement la prospérité commerciale de la Roumanie.

„On a invoqué, à l'appui de la rétrocession de la Bessarabie, des considérations de reconnaissance et des souvenirs de gloire et de valeur militaires. Mais durant une longue série de guerres, les armées russes se sont illustrées sur bien des champs de bataille, et ont promené leur gloire jusque sous les murs d'Andrinople. Ce n'est pas là pourtant un titre à la propriété de la région des Balkans.

„On a invoqué encore des considérations de reconnaissance. La Roumanie sait pratiquer les devoirs de la gratitude, et l'a maintes fois prouvé. Elle n'oublie pas son histoire ni le nom de ses bienfaiteurs; elle vénère en Catherine la Grande et en Nicolas Ier les généreux auteurs des Traités de Kaïnardji et d'Andrinople.

„Mais elle garde aussi la mémoire des sacrifices qu'elle s'est imposée pour l'agrandissement, la fortune et la gloire de la Russie. Elle se rappelle que, depuis Pierre le Grand jusqu'à nos jours, elle a été tour à tour ou simultanément la base des opérations militaires de la Russie, le grenier où s'alimentaient la base des opérations militaires de ses armées, alors même qu'elles agissaient au delà du Danube, et le théâtre trop souvent préféré des plus terribles collisions.

„Elle se souvient aussi qu'en 1812 elle a perdu, au profit de la Russie, la moitié de la Moldavie, c'est-à-dire la Bessarabie du Pruth au Dniestr.

2°.

„Nous demandons que le sol roumain ne soit pas assujetti à un droit de passage pendant l'occupation de la Bulgarie par les armées russes. Le Danube et la Mer leur offrent les voies de transport et de communication les plus faciles et les moins coûteuses. La Roumanie, après toutes ses épreuves, aspire à un repos absolu, nécessaire à la réparation des dommages causés par la guerre: ce serait une mauvaise condition pour l'accomplissement de l'œuvre réparatrice et pour la tranquillité de notre pays que la circulation de troupes étrangères.

3°.

„Il nous paraît juste que la Roumanie, en vertu de ses titres séculaires, rentre en possession des Iles et des Bouches du Danube, y compris l'Ile des Serpents. Il y aurait dans cette restitution un retour équitable aux dispositions originaires par lesquelles les Grandes Puissances avaient confié en 1856 aux Principautés Danubiennes la garde de la liberté du Danube et de son Embouchure.

4°.

„Nous avons le ferme espoir que la Roumanie recevra du Gouvernement de Russie une indemnité de guerre en proportion des forces mili-

Digitized by Google

taires qu'elle a mises en ligne. Nous croyons légitime, à tous égards, que les dédommagements stipulés et obtenus par la Russie au nom des divers Etats alliés soient répartis en raison de l'appoint militaire de chacun des belligérants. Le Gouvernement Impérial a reconnu le principe de cette opération en faveur de la Serbie et du Monténégro, et insiste sur son application.

„La Roumanie est fondée à en demander à son tour le bénéfice. En effet, obligée de tenir longtemps son armée mobilisée pour parer à des éventualités imminentes, elle a eu sous les drapeaux, tant comme armée active que comme armée de réserve, plus de 70000 hommes. De plus elle a subi des pertes considérables: ses villes et toute sa rive du Danube ont été saccagées par le bombardement, ses voies de communication détériorées, son matériel de guerre endommagé.

„Les compensations dues de ces différents chefs seraient prélevés sur l'indemnité totale allouée au Gouvernement Impérial de Russie, et fournies en cette forme que le Congrès jugerait plus expédient.

5°.

„La Roumanie a confiance que son Indépendance sera définitivement et pleinement reconnue par l'Europe.

„A son droit primordial dont le principe a été faussé par des équivoques historiques, s'ajoutent aujourd'hui les titres dont elle a régénéré, ou plutôt rajeuni la conquête sur les champs de bataille. Dix mille Roumains sont tombés autour de Plewna pour mériter a leur patrie la liberté et l'indépendance.

„Mais tous ces sacrifices ne suffiraient pas à assurer à la Roumanie la pacifique disposition de ses destinées. Elle serait heureuse et reconnaissante de voir couronner ses efforts, qui ont manifesté son individualité par un bienfait européen: ce bienfait serait la garantie réelle de sa neutralité, qui la mettrait en mesure de montrer à l'Europe qu'elle n'a d'autre ambition que de rester la fidèle gardienne de la liberté du Danube à son embouchure et de se consacrer à l'amélioration de ses institutions et au développement de ses ressources.

„Tels sont, Messieurs les Plénipotentiaires, succinctement exposés, les vœux d'un petit Etat qui ne croit pas avoir démérité de l'Europe, et qui fait, par notre organe, appel à la justice et à la bienveillance des Grandes Puissances, dont vous êtes les éminents Représentants.“

M. Bratianu lit ensuite les considérations ci-après:

„L'exposé que mon collègue, en son nom et au mien, vient de tracer des droits et des intérêts de la Roumanie n'a pas besoin de plus longs développements.

„La Haute Assemblée, qui a pour mission de régler la situation de

Digitized by Google

l'Orient, possède amplement toutes les données nécessaires à l'accomplissement de son œuvre.

„Nous sommes persuadés que les sentiments de justice et de bienveillance, qui nous ont ouvert un accès auprès de vous, determineront aussi l'adoption des résolutions relatives à la Roumanie.

„Je me permettrai simplement d'ajouter que la dépossession d'une partie de notre patrimoine ne serait pas seulement une profonde douleur pour la nation roumaine, mais elle détruirait en elle sa confiance dans l'efficacité des traités et dans l'observation tant de l'équité absolue du droit écrit.

„Le trouble qu'éprouverait sa foi dans l'avenir paralyserait son pacifique développement et son élan vers le progrès.

„Je prends, en terminant, la respectueuse liberté de soumettre ces réflexions à la haute appréciation du Grand Conseil Européen, et particulièrement aux illustres Représentants de l'Empereur de toutes les Russies, dont nous avons eu si souvent l'occasion d'apprécier l'esprit élevé et le cœur magnanime pendant leur séjour parmi nous."

Le Président dit que le Congrès examinera consciencieusement les observations présentées par les Délégués de la Roumanie.

Les Représentants roumains s'étant retirés, l'ordre du jour appelle la continuation de l'examen du premier alinéa de l'article V du Traité de San Stefano.

Le Prince de Bismarck fait remarquer qu'il s'agit de savoir, si les Puissances entendent reconnaître l'Indépendance de la Roumanie. Son Altesse Sérénissime rappelle qu'en 1856 l'Union des Principautés n'avait pas été admise; que depuis lors la situation s'est modifiée, puisque la Valachie et la Moldavie se sont réunies en un seul Etat; plusieurs Puissances ont reconnu cet état de choses en concluant avec la Roumanie des conventions commerciales. Toutefois l'Europe seule a le droit de sanctionner l'indépendance; elle doit se demander sous quelles conditions elle prendra cette importante décision, et si elle regarde que les conditions seront les mêmes que celles établies par le Congrès pour la Servie.

M. Waddington déclare, que fidèles aux principes qui les ont inspirés jusqu'ici, les Plénipotentiaires de France demandent que le Congrès pose à l'indépendance roumaine les mêmes conditions qu'à l'indépendance serbe. Son Excellence ne se dissimule pas les difficultés locales qui existent en Roumanie; mais après avoir mûrement examiné les arguments qu'on peut faire valoir dans un sens ou dans l'autre, les Plénipotentiaires de France ont jugé préférable de ne point se départir de la règle de l'égalité des droits et de la liberté des cultes. Il est difficile d'ailleurs que le Gouvernement roumain repousse, sur son territoire, le principe admis en Turquie pour ses propres sujets. Son Excellence pense qu'il n'y pas à hésiter; que la Roumanie, demandant à entrer dans la grande famille

Digitized by Google

européenne, doit accepter les charges et même les ennuis de la situation dont elle réclame le bénéfice, et que l'on ne trouvera de longtemps une occasion aussi solennelle et décisive d'affirmer de nouveau les principes, qui font l'honneur et la sécurité des nations civilisées. Quant aux difficultés locales, M. le Premier Plénipotentiaire de France estime qu'elles seront facilement surmontées, lorsque ces principes auront été reconnus en Roumanie, et que la race juive saura qu'elle n'a rien à attendre de ses propres efforts et de la solidarité de ses intérêts avec ceux des populations indigènes. M. Waddington termine en insistant, pour que les mêmes conditions d'ordre politique et religieux indiquées pour la Servie soient également imposées à l'Etat roumain.

Le Prince de Bismarck, faisant allusion aux principes de droit public en vigueur d'après la constitution de l'Empire allemand et à l'intérêt que l'opinion publique attache à ce que les mêmes principes suivis dans la politique intérieure soient appliqués à la politique étrangère, déclare s'associer, au nom de l'Allemagne, à la proposition française.

Le Comte Andrássy adhère à la proposition française.

Lord Beaconsfield dit qu'il donne une complète adhésion, au nom du Gouvernement anglais, à la proposition française. Son Excellence ne saurait supposer un instant que le Congrès reconnaîtrait l'indépendance de la Roumanie en dehors de cette condition.

Les Plénipotentiaires italiens font la même déclaration.

Le Prince Gortchacow, se référant aux expressions par lesquelles a été motivée la proposition française et qui donnent la plus grande extension à la liberté religieuse, se rallie entièrement à cette proposition.

Le Comte Schouvaloff ajoute que l'adhésion de la Russie à l'indépendance est cependant subordonnée à l'acceptation par la Roumanie de la rétrocession réclamée par le Gouvernement russe.

Les Plénipotentiaires Ottomans n'élèvent aucune objection contre les principes présentés par les Plénipotentiaires français, et le Président constate que le Congrès est unanime à n'accorder l'indépendance à la Roumanie qu'aux mêmes conditions posées à la Servie. Mais Son Altesse Sérénissime appelle l'attention de ses collégues sur la réserve que le Comte Schouvaloff vient de formuler, et d'après laquelle la reconnaissance de l'indépendance roumaine ne serait unaniment consentie par le Congrès que sous la condition que la Roumanie admettrait l'échange du territoire stipulé dans l'article XIX.

M. Waddington, sans faire à ce sujet une proposition formelle, s'adresse à l'esprit d'équité et de bienveillance du Gouvernement russe, et demande s'il ne serait pas possible de donner quelque satisfaction à la Roumanie. En entrant dans cette voie, les Plénipotentiaires de Russie apporteraient un grand soulagement aux préoccupations de conscience de plusieurs de leurs collégues. Les paroles prononcées hier par le Prince

Digitized by Google

de Bismarck ont indiqué sans doute l'intérêt qui s'attache, pour le succès de l'œuvre du Congrès, à la conclusion prompte et définitive de l'échange dont il est question: il est en effet opportun, de ne point prolonger un état de choses qui engage l'amour propre d'un grand Empire; mais si tel est le sentiment des Plénipotentiaires français, ils considèrent en même temps que les Roumains ont été traités un peu durement, et que la compensation qui leur est offerte n'est pas suffisante. Depuis la réunion du Congrès, la France a toujours conseillé à la Roumanie d'accepter la rétrocession de la Bessarabie, mais M. Waddington croit devoir faire entendre, au nom de son Gouvernement, un appel aux sentiments équitables de la Russie, et exprime le désir qu'il soit accordé à la Principauté une extension de territoire au midi de la Dobroutcha, qui comprendrait Silistrie et Mangalia.

„Le Comte Andrássy a souvent rappelé que le Gouvernement austro-hongrois a principalement en vue la récherche de solutions définitives susceptibles de prévenir des complications ultérieures. C'est dans cet ordre d'idées qu'il a été d'avis que le Congrès entendit les Délégués roumains; c'est encore dans la même pensée que son Excellence, en se réservant d'insister, lorsqu'il sera question de la navigation du Danube, sur le principe de la liberté la plus complète, désirerait aujourd'hui que le Congrès prononçât l'annexion de la Dobroutcha à la Roumanie et en même temps, conformément à l'opinion exprimée par M. Waddington, fût en mesure d'accorder une extension de frontière de la Dobroutcha entre Silistrie et la Mer Noire. Cette décision faciliterait une solution de la question présente.

„Le Comte Corti désire joindre l'appel de l'Italie à celui que les Plénipotentiaires français ont fait entendre Son Excellence, exprimant l'espoir que les Roumains se résigneront à la rétrocession de la Bessarabie, soutient qu'il serait équitable de leur donner une plus grande extension des frontières méridionales de la Dobroutcha.

„Le Prince Gortchacow fait observer que, dans la séance précédente, il a déjà demontré que le dédommagement offert à la Principauté était suffisant; que la Dobroutcha compensait amplement la cession de la Bessarabie, et que d'ailleurs la Roumanie gardait le Delta du Danube. Son Altesse Sérénissime s'explique difficilement dans quel sens la générosité de la Russie pourrait s'exercer, puisque la Dobroutcha serait agrandie au dépens de la Principauté bulgare, déjà considérablement réduite. Le Prince Gortchacow désirerait du moins connaître quels territoires on aurait en vue.

„Le Président demande si la Haute Assemblée pense que la discussion de la ligne à tracer doit avoir lieu en séance plénière.

„Le Prince Gortchacow exprime le désir que cette question soit terminée dans la présente séance. Une discussion poursuivie en détail

Digitized by Google

dans le sein d'une commision serait bien lente; il serait préférable de décider sur-le-champ, même au prix de quelque acte de générosité de la part de la Russie.

„Le Comte Schouvaloff, en réponse à la demande d'une concession plus large qui a été adressée à son Gouvernement par le Premier Plénipotentiaire de France, d'accord avec ses Collégues d'Autriche et d'Italie, et appuyée par le reste de l'Europe, croit devoir déclarer que la Russie a déjà largement agi en offrant une province qui dépasse de 3500 kilomètres carrés l'étendue de la Bessarabie, et qui de plus présente 150 kilomètres de la rive du Danube et un littoral important de la Mer Noire. Si toutefois la Roumanie désire obtenir encore quelques localités où l'élément roumain se trouverait, sinon en majorité, du moins compact, les Plénipotentiaires de Russie ont quelque latitude pour une semblable combinaison. De Rassova à Silistrie, il y a une bande de terrain sur laquelle la population roumaine est assez nombreuse, et Son Excellence estime que dans un triangle partant de l'est de Silistrie et rejoignant la frontière actuelle, un certain agrandissement de territoire pourrait être consenti par son Gouvernement.

„Le Prince de Bismarck désirerait, comme le Prince Gortchacow, que cette question pût être terminée aujourd'hui. Il serait heureux que l'agrandissement proposé et dont l'acceptation garantirait l'unanimité du Congrès en faveur de l'Indépendance roumaine, satisfit la Pricipauté. D'autre part, l'œuvre du Congrès ne saurait, à son avis, être durable, ainsi qu'il l'a fait déjà remarquer, si un sentiment de dignité blessée subsistait dans la politique à venir d'un grand Empire; et quelque soit la sympathie pour l'Etat de Roumanie, dont le Souverain appartient à la famille Impériale d'Allemagne, Son Altesse Sérénissime ne doit s'inspirer que de l'intérêt général, qui conseille de donner une nouvelle garantie à la paix de l'Europe.

„M. Waddington exprime de nouveau le désir que Mangalia, sur la Mer Noire, soit comprise dans la nouvelle frontière. — Une discussion s'engage entre les Plénipotentiaires sur la ligne, dans laquelle le Comte Corti désirerait que Silistrie fût incluse, ainsi que sur les termes que pourraient en déterminer exactement l'étendue.

Le Comte Schouvaloff, pour donner suite au vœu du Premier Plénipotentiaire de France, donne lecture de la rédaction suivante: „Vu la présence d'éléments roumains, les Plénipotentiaires russes consentent à prolonger la frontière de la Roumanie le long du Danube, à partir de Rassova dans la direction de Silistrie. Le point de frontière sur la Mer Noire ne devrait pas dépasser Mangalia...“

Digitized by Google

Ce texte qui implique que Mangalia est placée en deça de la frontière roumaine, est acceptée par le Congrès.

M. le Premier Plénipotentiaire de France remercie MM. les Plénipotentiaires de Russie d'être entrés dans la voie qu'il avait indiquée.

Lord Salisbury ayant demandé que l'Ile des Serpents soit ajoutée à l'agrandissement concédé à la Roumanie, les Plénipotentiaires de Russie déclarent y consentir.

Le Président, résumant les résultats de la discussion, constate que l'unanimité de la Haute Assemblée reconnaît l'Indépendance de la Roumanie sous les conditions analogues à celles imposées à la Servie, et, en outre, sous la condition que la Roumanie accepte en échange de la Bessarabie la Dobroutcha, augmentée de la ligne dont le tracé vient d'être determiné.

*

Den 21. Juni/3. Juli trifft in der Frühe ein Telegramm von Bratianu und Cogalniceanu aus Berlin in Bukarest ein, welches dem Ministerium die äußerste Vorsicht anempfiehlt.

Den 22. Juni/4. Juli präsidiert Fürst Carol einem Ministerrate und mahnt zur Behutsamkeit und Zurückhaltung. Die Minister zeigen einige Geneigtheit, die Dobrutscha anzunehmen wegen der Vorteile, die der Besitz eines Stückes Meeresküste und die Beherrschung eines Territoriums auf dem rechten Donauufer für Rumänien herbeiführen könnte.

Die Neutralisierung Rumäniens ist von allen Seiten abgelehnt worden, was dem Fürsten nicht unangenehm ist.

In betreff der Donaukommission haben lange Verhandlungen stattgefunden, und man hat sich entschlossen, diese Kommission, die bisher nur aus Delegierten der Großmächte zusammengesetzt war, in Permanenz zu erklären und ihr den Schutz der freien Donauschiffahrt zu übertragen; Rumänien nimmt an dieser Kommission gleichberechtigt mit den Großmächten teil.

Oesterreich-Ungarn hat sich Bosnien und die Herzegowina versprechen lassen.

Am 25. Juni/7. Juli treffen Bratianu und Cogalniceanu aus Berlin in Bukarest ein. Am 26. Juni/8. Juli werden sie vom Fürsten empfangen. Sie sind überzeugt, daß für Rumänien nichts andres bleibe, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Alle Kongreßmitglieder haben ihnen ans Herz gelegt, daß Rumänien die Abtretung Bessarabiens als ein Fait accompli betrachten müsse. Auch Waddington hat in diesem Sinne gesprochen und überdies die Notwendigkeit der Judenemanzipation betont. Bismarck hat besonders die Anbahnung eines guten Verhältnisses zu Rußland anempfohlen; dadurch werde am leichtesten eine Verkürzung der Durchgangsfrist erreicht.

Den 27. Juni/9. Juli empfängt Fürst Carol den englischen Vertreter White. Die englische Regierung hat am 26. Juni/8. Juli dem Unterhause einen am 4. Juni n. St. mit der Türkei abgeschlossenen Vertrag vorgelegt, durch den

Digitized by Google

England sich verpflichtet, gegen die Abtretung der Insel Zypern die Türkei vor allen ferneren Angriffen zu schützen. Die Engländer haben die Besetzung Zyperns bereits begonnen, als Antwort auf die Okkupation Batums durch die Russen.

Den 1./13. Juli erläßt Cogalniceanu ein Rundschreiben an die diplomatischen Agenten über die Konsequenzen, die für Rumänien aus seiner neuen staatsrechtlichen Stellung sich ergeben: Mit der Anerkennung seiner Unabhängigkeit werden die Mächte nun auch eine Umgestaltung ihrer Vertretungen in Bukarest, Rumänien der seinigen im Auslande vornehmen müssen; die Generalkonsulate in Bukarest werden durch Gesandtschaften ersetzt werden und dementsprechend die rumänischen diplomatischen Agenten an den Höfen der Großmächte den Charakter von Gesandten erhalten müssen.

Am 1./13. Juli ist der „Berliner Friede" unterzeichnet worden.

Die betreffenden Artikel lauten wörtlich folgendermaßen:

Art. XLIII. Les Hautes Parties Contractantes reconnaissent l'indépendance de la Roumanie, en l'a rattachant aux conditions exposées dans les deux articles suivants.

Art. XLIV. En Roumanie, la distinction des croyances religieuses et des confessions ne pourra être opposée à personne comme un motif d'exclusion ou d'incapacité en ce qui concerne la jouissance des droits civils et politiques, l'admission aux emplois publics, fonctions ou honneurs, ou l'exercice des différentes professions d'industries dans quelques localités que ce soit. — La liberté et la pratique extérieure de tous les cultes seront assurées à tous les ressortissants de l'Etat roumain aussi bien qu'aux étrangers, et aucune entrave ne sera apportée, soit à l'organisation hiérarchique des différentes communions, soit à leurs rapports avec leurs chefs spirituels. — Les nationaux de toutes les Puissances, commerçants ou autres, seront traités en Roumanie, sans distinction de religion, sur le pied d'une parfaite égalité.

Art. XLV. La Principauté de Roumanie rétrocède à Sa Majesté l'Empereur de Russie la portion du territoire de la Bessarabie détaché de la Russie en suite du Traité de Paris de 1856, limitée à l'ouest par le Thalweg du Pruth, au midi par le Thalweg du Bras de Kilià et l'embouchure du Stary-Stamboul.

Art. XLVI. Les îles formant le delta du Danube, ainsi que l'Iles des Serpents, le Sandjak de Toultcha, comprenant les districts (kazas) de Kilia, Soulina-Mahmoudié, Isaktcha, Toultcha, Matchin, Babadagh, Hirsova, Kustendjé, Medjidié, sont réunis à la Roumanie. La Principauté reçoit en outre le territoire situé au sud de la Dobroutcha jusqu'à une ligne, ayant son point de départ à l'est de Silistrie et aboutissant à la Mer Noire au sud de Mangalia.

Le tracé de la frontière sera fixé sur les lieux par la Commission Européenne, instituée pour la délimitation de la Bulgarie.

Digitized by Google

Art. XLVII. La question du partage des eaux et des pêcheries sera soumise à l'arbitrage de la Commission Européenne du Danube.

Art. XLVIII. Aucun droit de transit ne sera prélevé en Roumanie sur les marchandises traversant la Principauté.

Art. XLIX. Des conventions pourront être conclues par la Roumanie pour régler les privilèges et attributions des consuls en matière de protection dans la Principauté. Les droits acquis resteront en vigueur tant qu'ils n'auront pas été modifiés d'un commun accord entre la Principauté et les parties interessées.

Art. L. Jusqu'à la conclusion d'un traité, réglant les privilèges et attributions des consuls entre la Turquie et la Roumanie, les sujets roumains voyageant ou séjournant dans l'Empire Ottoman et les sujets ottomans voyageant ou séjournant en Roumanie jouiront des droits garantis aux sujets des autres Puissances européennes.

Art. LI. En ce qui concerne les entreprises des travaux publics et autres de même nature, la Roumanie sera substituée pour tout le territoire cédé aux droits et obligations de la Sublime Porte.

Art. LII. Afin d'accroître les garanties assurées à la liberté de la navigation sur le Danube, reconnue comme étant d'intérêt européen, les Hautes Parties Contractantes décident que toutes les forteresses et fortifications qui se trouvent sur le parcours du fleuve depuis les Portes de Fer jusqu'à ses embouchures, seront rasées et qu'il n'en sera pas élevé de nouvelles. Aucun bâtiment de guerre ne pourra naviguer sur le Danube en aval des Portes de Fer, à l'exception des bâtiment légers destinés à la police fluviale et au service des douanes. Les stationnaires des Puissances aux embouchures du Danube pourront toutefois remonter jusqu'à Galatz.

Art. LIII. La Commission Européenne du Danube, au sein de laquelle la Roumanie sera représentée, est maintenue dans ses fonctions et les exercera dorénavant jusqu'à Galatz dans une complète indépendance de l'autorité territoriale. Tous les traités, arrangements, actes et décisions relatifs à ses droits, privilèges, prérogatives et obligations sont confirmés.

Art. LIV. Une année avant l'expiration du terme assigné à la durée de la Commission Européenne, les Puissances se mettront d'accord sur la prolongation de ses pouvoirs et sur les modifications qu'elles jugeraient nécessaires d'y introduire.

Art. LV. Les réglements de navigation, de police fluviale et de surveillance depuis les Portes de Fer jusqu'à Galatz seront élaborés par la Commission Européenne, assistée des Etats riverains et mis en harmonie avec ceux, qui ont été ou seraient édictés pour le parcours en aval de Galatz.

Art. LVI. La Commission Européenne du Danube s'entendra avec qui de droit pour assurer l'entretien du phare sur l'Ile des Serpents.

Digitized by Google

Art. LVII. L'exécution des travaux destinés à faire disparaître les obstacles que les Portes de Fer et les cataractes opposent à la libre navigation, est confiée à l'Autriche-Hongrie. Les Etats riverains de cette partie du fleuve accorderont toutes les facilités qui pourraient être requises dans l'intérêt des travaux. — Les dispositions du Traité de Londres du 13 Mars relatives au droit de percevoir une taxe provisoire pour couvrir les frais de ces travaux, sont maintenus en faveur de l'Autriche-Hongrie.

*

Fürst Carol spricht mit Bratianu über diese verletzende Form des Vertrags. Bratianu ist der Meinung, daß Rumänien keine Art von Empfindlichkeit zeigen dürfe und sich einfach den Bedingungen des Kongresses zu unterwerfen habe.

Der Fürst redet den 4./16. Juli mit C. A. Rosetti, Bratianu und Cogalniceanu über die Lage. Alle drei sind der Ansicht, sich den Beschlüssen des Kongresses zu unterwerfen und die äußerste Vorsicht zu bewahren.

Den 5./17. Juli sind die Gesetzgebenden Körper geschlossen worden. Im Senat hat Cogalniceanu, in der Kammer C. A. Rosetti die Thronrede verlesen, mit der die siebenmonatige Tagung der Kammern beendet wird. Die Thronrede spricht von dem Berliner Kongreß, dessen Beschlüsse dem Lande so schwere Opfer auferlegten; zugleich aber auch von der Hoffnung des Fürsten und seiner Regierung, daß Rumänien durch seine würdige und patriotische Haltung Europa in dieser schweren Prüfung beweisen werde, daß es eine bessere Behandlung von seiten der Großmächte verdient hätte. Die Regierung könne unter diesen Umständen der Beihilfe der Volksvertreter nicht lange entraten, und so würden diese in kürzester Frist wieder zusammentreten.

*

Für Rumänien sind, außer den speziellen dasselbe betreffenden Artikeln des Berliner Vertrages, noch folgende Artikel von Interesse:

„Art. II. La Principauté de Bulgarie comprendra les territoires ci-après: La frontière suit, au nord, la rive droite du Danube depuis l'ancienne frontière de Servie, jusqu'au point à déterminer par une Commission Européenne à l'est de Silistrie, et de là se dirige vers la Mer Noire au sud de Mangalia, qui est rattaché au territoire roumain."

„Art. XXII. L'effectif du corps d'occupation russe en Bulgarie et dans la Roumélie orientale sera composé de 6 divisions d'infanterie et de 2 divisions de cavalerie et n'excédera pas 50000 hommes. Il sera entretenu aux frais du pays occupé. Les troupes d'occupation conserveront leur communication avec la Russie, non seulement par la Roumanie d'après les arrangements à conclure entre les deux Etats, mais aussi par les ports de la Mer Noire, Varna et Bourgas, où elles pourront organiser, pour la durée de l'occupation, les dépôts nécessaires. — La durée de l'occupation de la Roumélie orientale et de la

Digitized by Google

Bulgarie par les Troupes Impériales russes est fixée à 9 mois à dater de l'échange des ratifications du présent traité. — Le Gouvernement Impérial s'engage à terminer, dans un délai ultérieur de 3 mois, le passage de ses troupes à travers la Roumanie et l'évacuation complète de cette Principauté.

*

Den 12./24. Juli verfügt Fürst Carol die Demobilisierung der Armee.

Den 18./30. Juli räumen die Russen überall Rumänien, und General Drenteln verläßt nächstens Bukarest.

Aus Krauchenwies schreibt Fürst Karl Anton an seinen Sohn am 14./26. Juli: „Wohl selten hat mit solcher Einmütigkeit die öffentliche Meinung sich für Rumäniens Fürsten und Volk ausgesprochen, und nie hat sich, ohne nie dem Lande widerfahrene harte Behandlung, ein solches Gefühl der Sympathie entwickeln können, wie es jetzt sich geltend macht! An Rumänien liegt es nun, durch Mäßigung und gemessenes Fortschreiten auf dem Pfade der inneren Entwicklung diese Sympathien sich zu bewahren und nicht etwa durch leidenschaftliche Parteizänkereien wieder zu verscherzen. Die Allianz mit der gesunden öffentlichen Meinung ist dauernder und produktiver als jede andre nur auf politische Interessen gegründete. — Deine Erklärung, daß Du dem europäischen Areopag Dich fügst, ist sehr würdig. Der Verlust Bessarabiens muß verschmerzt und aus der Dobrudscha derjenige Gewinn gezogen werden, auf den die nunmehrige maritime Stellung Rumäniens Aussicht gewährt. — Der vom Kongreß oktroyierte Judenparagraph ist eine allgemeine Humanitätsphrase. Es ist der Gesetzgebung allein überlassen, diese Verhältnisse zu regeln, und ich bin überzeugt, daß späterhin, abgesehen von der „Alliance Israëlite", kein Hahn danach krähen wird, wie jene Bestimmungen zur Ausführung gelangen mögen.

Am 23. Juli/4. August antwortet Fürst Carol seinem Vater: „In der letzten Zeit bin ich mit meiner Korrespondenz im Rückstande geblieben ... Die Kämpfe, die Rumänien in den letzten Monaten zu bestehen hatte und noch zu bestehen haben wird, sind unvergleichlich ernster als die vor Plewna und Widin, und aus ihnen siegreich hervorzugehen, wird für mein Land viel ehrenvoller sein als die auf den Schlachtfeldern Bulgariens errungenen Lorbeeren! Es ist traurig, daß Europa einen jungen, aufstrebenden Staat, der seine Kraft und Lebensfähigkeit in einem blutigen Kriege bewiesen hat, zur Abtretung einer Provinz zwingt. Der Berliner Kongreß konnte Rußland zurückgeben, was diesem der Vertrag von Paris genommen; es ist aber tief verletzend, unsre auf dem Schlachtfelde erkämpfte Unabhängigkeit von der Abtretung Bessarabiens abhängig zu machen, und es gehört viel Geduld und Mäßigung dazu, um solches Vorgehen ruhig über sich ergehen zu lassen! Wir werden aber den Großmächten zeigen, daß wir uns auch aus der schlimmsten Lage mit Ehren

Digitized by Google

ziehen können! — Als die auf Rumänien bezüglichen Artikel bekannt wurden, war man hier derartig entrüstet, daß die ruhigsten Leute erklärten, um diesen Preis lieber auf die Unabhängigkeit zu verzichten. Ich rief den Ministerrat zusammen und setzte mich mit einigen politischen Koryphäen in Verbindung, um zur Vorsicht zu mahnen, da ein übereilter Schritt das Land in die größte Gefahr bringen könnte. Europa will und braucht den Frieden und wird daher nicht bei halben Maßregeln bleiben, sondern die Kongreßbeschlüsse mit Gewalt durchführen. — Nachdem der erste Zorn verwunden war, wurde man vernünftiger und sah ein, daß man nicht gegen ganz Europa sich auflehnen könne. Wir schlossen die Kammern und entschieden uns dafür, die russische Besitzergreifung Bessarabiens an uns herankommen zu lassen. Wir wollen dann jeden schriftlichen Akt vermeiden, unsre Behörden zurückziehen und das „Fait accompli" über uns ergehen lassen. Ist einmal dies traurige Geschäft beendet, so müssen wir einen „Modus vivendi" mit Rußland finden, um ungestört zahllose Detailfragen regeln zu können; all dies wird auf administrativem Wege stattfinden; Krone und Kammern sollen dabei ganz aus dem Spiele bleiben. Für die Einverleibung der jenseits der Donau liegenden Distrikte bedarf es aber eines legislativen Aktes; deshalb wird vermutlich die Einberufung der Kammern Anfang September erfolgen. In dieselbe Zeit soll auch die Rückkehr der Armee, die bereits auf den Friedensfuß gesetzt wird, in ihre respektiven Garnisonen fallen. Die Judenfrage kann nur durch eine Konstituante geregelt werden; wir beabsichtigen eine solche im Laufe des Winters zu berufen und den bezüglichen Artikel aus der Verfassung zu streichen. Selbstverständlich kann diese delikate Frage nur in der Weise gelöst werden, daß in der Folge ein Jude ebenso wie jeder andre Fremde sich um die Bürgerrechte bewerben muß."

Fürst Carol ordnet am 29. August/10. September an, daß der Jahrestag der Schlacht vor Plewna (Griwitza) im ganzen Lande feierlich begangen wird.

Der Fürst telegraphiert an den Kaiser von Rußland nach Livadia: „Nous prions Votre Majesté de vouloir bien recevoir nos meilleurs vœux à l'occasion de Sa fête. Ce jour restera à tout jamais gravé dans nos cœurs et nous rappellera le moment solennel, où nos armées alliées ont versé leur sang devant les remparts redoutables de Plewna. Cette journée d'angoisses, couronnée par un brillant succès, a été transformée par la bravoure des troupes en une date mémorable de l'histoire, et a ajouté un nouvel éclat à la fête de Votre Majesté. Que le Tout-Puissant continue à protéger la précieuse vie de Votre Majesté, comme Il a su le faire dans les instants de suprême danger de la dernière guerre."

Der Kaiser von Rußland antwortet am 30. August/11. September: „Recevez mes remercîments les plus sincères de Vos félicitations et de Vos vœux. Oui, cette journée d'angoisses, de l'année passée, a été couverte par un brillant succès, pour lequel nous avons de quoi remercier Dieu en souvenir de l'époque glorieuse où nos braves armées versèrent leur sang pour la même sainte cause. Je Vous envoie à Vous personnellement et tous Vos

Digitized by Google

braves qui furent sous Plewna, notre médaille, instituée pour la guerre actuellement terminée. Je baise les mains de la Princesse et me recommande à Son souvenir."

Den 1./13. September schickt Fürst Carol dem Kaiser von Rußland nach Livadia folgende Depesche: „En exprimant à Votre Majesté mes plus sincères remercîments pour les médailles commémoratives qu'Elle veut bien me conférer ainsi qu'à celles de mes troupes qui ont combattu à côté de la vaillante armée de Votre Majesté, je la prie de me permettre de faire parvenir aux Troupes Impériales que j'ai eu l'honneur de commander devant Plewna, „la Croix du Danube". Je serai bien heureux de la voir porter aussi par Votre Majesté, ainsi que par les Grands Ducs. Elisabeth est vivement touchée de l'aimable souvenir de Votre Majesté."

Kaiser Alexander erwidert: „J'accepte avec plaisir et reconnaissance Votre Croix commémorative du Danube et Vous remercie au nom des membres de ma famille et de mes braves troupes auxquelles Vous les destinez. Je sais que nos pensées ont dû être les mêmes à tous ces tristes et glorieux anniversaires, qui ont été couronnés d'un plein succès que le 28 Novembre. Que la bénédiction divine repose sur nos deux pays et puissent-ils prospérer en paix!"

Aus Bobrow sendet Großfürst Nikolaus dem Fürsten Carol folgendes Telegramm: „L'anniversaire du jour mémorable des combats sous Plewna, où nos deux armées pour la première fois ont combattu sous Tes ordres et ont conjointement pris la première redoute de Grivitza, je ne puis me passer de Te témoigner encore une fois toute ma reconnaissance pour tout le temps où j'ai eu l'honneur d'avoir Ta jeune armée sous mes ordres, et où elle s'est montrée digne de Son jeune Prince, qui l'a menée Lui-même pour la première fois au baptême du feu. Permets-moi, Ton vieil ami, de T'embrasser ainsi qu'Elisabeth de tout mon cœur. Mes compliments à tous ceux qui se rappellent de moi."

Dem Großfürsten Nikolaus schickt der Fürst folgende Antwortdepesche nach Bobrow: „Nous avons été vivement touchés par Ton télégramme, rempli d'un souvenir affectueux. Dans ces jours si décisifs pour tout notre avenir, il s'est formé un lien inaltérable entre nous qui avons partagé le danger, la souffrance et l'honneur. Nous n'avons cessé de parler de Toi pendant cette journée mémorable. Que Dieu nous accorde un jour un heureux avenir! Elisabeth T'embrasse bien cordialement avec moi, et tous sont très sensibles à Ton aimable souvenir."

Den 8./20. September beschließt der Ministerrat, den Fürsten Carol zu ersuchen, den Titel „Königliche Hoheit" hinfort zu führen. Cogalniceanu hat in einem Referat an den Ministerrat ausgeführt, daß die dem Fürsten gebührende Anrede bisher nicht festgestanden habe. Mit der Unabhängigkeit Rumäniens, dessen Ausdehnung und Bevölkerungsziffer manches europäische Königtum über-

Digitized by Google

treffe, sei es erforderlich geworden, dem Herrscher dieses Landes das Prädikat „Königliche Hoheit" offiziell zuzuerkennen.

Am 14./26. September unterbreitet Cogalniceanu dem Fürsten Carol die Thronrede, mit der am darauffolgenden Tage die außerordentliche Sitzung der beiden Kammern eröffnet werden soll. Die Judenfrage wird darin nicht berührt, sondern nur daran erinnert, daß schon am Schluß der letzten Sitzung die schmerzlichen Opfer beklagt worden sind, welche Rumänien den allgemeinen Interessen Europas zu bringen haben wird. Die Thronrede weist darauf hin, daß der Berliner Kongreß die Unabhängigkeit Rumäniens anerkannt, ihm die Donaumündungen zurückgegeben und sein Gebiet bis zum Meere erweitert, ihm aber zugleich die Distrikte jenseits des Pruth genommen hat. So traurig diese Zerstückelung für das Land auch ist, haben doch die Vertreter des letzteren die Aufgabe, als reife Männer mit kaltem Blute die schwierige Lage zu prüfen und eine Entscheidung zu treffen, welche die Zukunft des Landes nicht kompromittiert. Der Fürst weiß sich einig mit seinem Lande und auch mit den zu fassenden Entschlüssen der Volksvertreter.

Baron Stuart überbringt folgenden, schon am 30. August/11. September aus Livadia datierten Brief des Kaisers Alexander: „En reconnaissance des exploits de l'armée roumaine qui s'est vaillamment battue à côté de mes armées à l'époque de la guerre de 1877/78, à laquelle Votre Altesse a pris une part si active et brillante, j'ai cru devoir accorder la Médaille commémorative de cette guerre aux généraux, officiers et soldats des vaillantes troupes princières, qui se sont trouvées sous Plewna. J'ai donné, en conséquence, l'ordre de transmettre à Votre Altesse vingt cinq milles exemplaires de cette médaille, en Vous priant d'en faire la distribution. J'ai fait joindre en outre un exemplaire spécialement destiné à Votre Altesse et que je Vous prie d'accepter en souvenir de notre confraternité d'armes."

Den 16./28. September wird von Berlin gemeldet, daß man dort den neuen Titel des Fürsten Carol billigt.

Den 17./29. September schreibt Fürst Carol dem Kaiser von Rußland: „Votre Majesté m'ayant permis de Lui envoyer la „Croix du Danube", instituée en souvenir de la guerre 1877/78, je suis heureux et fier de pouvoir faire parvenir aujourd'hui à Votre Majesté ce signe commémoratif. Je me permets en même temps d'y joindre les deux croix, que je voudrais voir portées par les augustes fils de Votre Majesté, les Grands Ducs Serge et Paul. Son fils cadet, ayant été en Bulgarie, a le droit de posséder le signe distinctif du passage du Danube. Les croix que Votre Majesté a consenti à voir distribuées à Ses vaillantes troupes, qui ont su attacher un nouvel éclat au drapeau russe devant Plewna, seront envoyées à St. Pétersbourg. Elles sont destinées à la Garde Impériale, à la seconde et troisième division des grenadiers, au quatrième et au neuvième corps, ainsi qu'à la seconde division de l'armée. Les croix au ruban des non-combattants pour le service de la maison de Votre Majesté seront expédiées sans retard."

Digitized by Google

Im Senat ist am 28. September/10. Oktober folgende Motion durchgegangen: „Die vom Senat erwählte Kommission hat die diplomatische Korrespondenz der Regierung in bezug auf den Berliner Vertrag studiert und mit tiefer Betrübnis ersehen, daß die europäischen Mächte durch ihren Gesamtwillen und im Interesse des allgemeinen Friedens schmerzliche Opfer auferlegt haben. Indessen schlägt sie vor, die Regierung zu ermächtigen, daß sie dem Berliner Vertrage sich füge, und zugleich, daß sie von der Dobrudscha und dem Donaudelta Besitz ergreife und diese Gebiete bis zur Einberufung einer Konstituante nach dem Reglement für die öffentliche Administration verwalte. Die Konstituante zur Entscheidung aller aus dem Berliner Vertrage sich ergebenden Fragen möge spätestens während des Laufes der nächsten dreimonatlichen Sitzungsperiode einberufen werden, nach Artikel 129 der Verfassung.

In der Deputiertenkammer sind in der Nachtsitzung vom 30. September/12. Oktober die Bestimmungen des Berliner Kongresses angenommen worden. Die Motion lautet: „Die Deputiertenkammer hat Kenntnis genommen von den Verfügungen, die der Berliner Vertrag über Rumänien getroffen. Durch den Entschluß der Großmächte dazu gezwungen, und um kein Hindernis zur Befestigung des Friedens zu sein, ermächtigt die Kammer die Regierung, sich dem Gesamtwillen Europas zu fügen, indem sie die Zivil- und Militärbehörden aus Bessarabien zurückruft und Besitz ergreift von der Dobrudscha, dem Donaudelta und der Schlangeninsel. Die andern Fragen werden auf konstitutionellem Wege geregelt werden.

(Fortsetzung folgt)

Ueber die Entstehung der Gebirge

Von

Hans v. Staff

Bei Gebirgswanderungen treffen wir oftmals auf eine Erscheinung, die uns anzeigt, daß, mit geologischem Zeitmaß gemessen, vor noch nicht allzu langer Zeit an der Stelle der nun hoch aufragenden Bergmassen sich weithin niederes, flaches Land dehnte. Wenn wir vom tiefeingeschnittenen Flußtale oder vom niederen Vorlande aus die Höhe erstiegen haben, so stehen wir oft auf einer eintönigen Ebene, in der uns nichts darauf hinweist, daß wir uns nun in den höchsten Teilen eines Gebirges befinden. Auch wenn hier und da sich noch einzelne Erhebungen auf dieser Fläche finden, so pflegen sie doch mit sanften, leichtgeschwungenen Linien aufzusteigen, die oft seltsam abstechen von der schroffen, felsigen Steilheit der tieferen Talhänge. Gelegentlich erkennt sogar das geologisch geschulte Auge auf den heutigen Wasserscheiden mächtige Kies- und Schottermassen, die nur von größeren Flüssen dort abgelagert sein können; oder Tonlager und Braunkohlen lassen erkennen, daß hier einst eines weiten Landstriches tiefstgelegene Sammelbecken lagen, in deren fast abflußlosen Seen Torf- und

Digitized by Google

Moorbildungen gediehen. Heute liegen die schottererfüllten Betten der großen Flüsse viel weiter abwärts, und mühsam suchen die Bergwässer ihre engen Talschluchten tiefer einzuschneiden in den Gebirgsrumpf, um dem Niveau der Sammelbecken sich zu nähern. Eine Erdscholle muß also ihre Lage verändert haben, sie muß im Verhältnis zum umliegenden Lande aufgestiegen sein als eine Folge von ihrem Wesen nach uns noch recht wenig bekannten, sog. tektonischen Kräften. Die topographische Karte zeigt uns somit im Bilde der Höhenverteilung ein ziemlich wirres System von meist schmalen tektonisch aktiven Zonen, welche breite, ruhigere Senkungsgebiete trennen; von „Rahmen und gerahmten Feldern". Wo Erdschollen von tektonisch verschiedener Art einander stoßen, ist der Uebergang der Oberflächenformen in der Landschaft oft schroff und unvermittelt, vollzieht sich gelegentlich aber an einer Seite auch recht allmählich, wenn die Bergscholle gleichsam schräg und pultförmig aufgestiegen ist, so daß von leichten Verbiegungen bis zu Zerbrechungen der Erdkruste alle Uebergänge sich finden.

In modellartiger Klarheit vermögen wir diese Folgen und Begleiterscheinungen der Gebirgsbildung aus flachem Tieflande am Harz zu überblicken. Hier wurde der Zusammenhang der weitausgedehnten Sumpfebene, als die zur Braunkohlenzeit fast ganz Deutschland sich darstellte, an einer Linie zerrissen, die etwa von Goslar über Harzburg und Blankenburg nach Ballenstedt führt, und ein südnördlich gerichteter Druck schob und hob die schräg nach Norden ansteigende Harzscholle in ihre heutige Höhe. Noch finden wir hier oben die weite Ebene, auf der Städte wie Elbingerode, Hüttenrode, Klaustal u. a. liegen, und Eisenbahn und Chaussee dem Verkehr dienen. Noch ragt mit weichen Formen das härtere Granitgestein des Brockens, den die Verwitterungs- und Abtragungsvorgänge der Vorzeit noch nicht völlig dem umgebenden Erdboden gleichgemacht hatten, über den ebenen Horizont der monotonen Hochfläche; noch liegen bei Elbingerode auf dem Hochplateau Tone, Sand und braunkohlenartige Partien. Aber doch haben die formgebenden Folgen der Hebung schon merklich eingesetzt. Zwar sind die niederen Wasserscheideflächen vom rinnenden Wasser noch nicht zerfurcht, aber die größeren Flüsse haben — wie zum Beispiel die Bode bei Thale — bereits sich tief eingeschnitten und den Felsgrund, der auf den Höhen noch immer von den Verwitterungsrückständen vergangener Zeiten tief verhüllt ist, in schroffen Schluchten freigelegt. Auch von den Rändern her wird die Hochfläche bereits zerfurcht, aber die Breite der gehobenen Scholle hat diese Arbeit noch erst wenig fortschreiten lassen.

Während der Harz im Norden mauergleich aus der Ebene ansteigt, und der gewaltige Randbruch die Landschaft völlig beherrscht, geht er nach Süden viel allmählicher über in die tektonisch weit passivere Scholle Thüringens. Zwar sind auch hier junge Hebungen sehr deutlich zu erkennen: wurde doch die Saale, die einst auf einer weiten Tiefebene frei dahinfloß, gezwungen, sich zu engem Tieftale einzuschneiden. Aber angesichts der geringen Höhenlage und der trotz der Taleinschnitte noch immer überwältigend ausgeprägten Ebenheit des Landes

Digitized by Google

von Gotha über Jena—Rudolstadt bis ins Vogtland bei Plauen darf man hier von „Gebirgsbildung" kaum sprechen.

Das Thüringerland endet im Süden mit einer Randbruchlinie, an der der auch nach Norden schroff abgebrochene, schmale und darum schon stark zerschnittene Sporn des Thüringer Waldes gehoben wurde. Nach Osten zu verbreitert sich dieser Sporn, dessen Hochflächencharakter sich im Frankenwald zu harzartiger Eintönigkeit steigert, der jedoch im festen Fichtelgebirgsgranit noch einige Härtlinge aus vergangener Zeit aufgesetzt trägt, während in Sachsen der nördliche Randbruch nach und nach einer kaum merklichen Verbiegung und Schiefstellung Platz macht. So gewinnt man hier von Norden her unvermerkt die Höhe des Erzgebirges, von der man jäh hinabschaut auf die Karlsbad-Teplitzer Tiefscholle, die durch einen gewaltigen, mineralquellenreichen Randbruch abgetrennt ist.

Dieses Motiv der bei der Hebung schiefgestellten, einseitig abgebrochenen einstigen Tieflandscholle finden wir in großartigem Maßstabe im Schwarzwald und Wasgau wieder, die ihre Abbruchwände einander zukehren, so daß zwischen ihnen eine langgestreckte Scholle, das Oberrheintal, gleichsam grabenförmig eingebrochen erscheint.

Dieses sog. „epeirogenetische" Ansteigen einzelner tektonisch besonders aktiver Stücke der Erdrinde verteilt sich auf lange Zeiträume, zwischen denen Ruhepausen eingeschaltet sind, die oft so lange andauern, daß die unablässig arbeitenden Abtragungsvorgänge Zeit haben, die Wirkung der Hebung wieder mehr oder weniger aus dem Landschaftsbilde zu verwischen. Zuerst im Gebiet der Hauptströme und in weicherem Gestein, mit der Zeit aber bis zu den Wasserscheiden hinauf schleifen die Regenwässer auf ihrem Wege zum Meere das gehobene Land langsam ab zu einer ausdruckslosen Tiefebene, der höchstens noch hier und da einzelne Härtlinge wie verlorene Inseln entragen.

Die hierbei gelöst und schwebend transportierten Erdmassen erreichen ungeheure Beträge. So bedecken die jährlichen Ueberschwemmungen das weite ägyptische Niltal mit einer Schlammschicht von 1,26 Millimeter, so wird die Rhone den Genfer See in etwa 20000 Jahren völlig zuschütten, so dürfte (nach Penck) schon eine Zeit von noch nicht ganz 12000 Jahren genügen, um die durchschnittliche Höhe der Kontinente um einen Meter zu erniedrigen, bzw. würden nach Blackwelders vorsichtiger Schätzung zur restlosen Niederschleifung aller Landmassen etwa $8^1/_4$ Millionen Jahre ausreichen, falls nicht immer erneute Hebungen einsetzten. Tragen doch die Flüsse der Erde alljährlich zusammen etwa zehn Kubikkilometer fester Substanz ins Meer. Zum Vergleich sei andrerseits angeführt, daß nach Löwl für die seit der Bildung unsrer Braunkohlen verflossenen Zeit „ein Wert zwischen 50 und 70 Jahrmillionen der Wahrheit ziemlich nahekommen wird". Die für die heutige Oberflächengestaltung maßgebenden Schollenbewegungen gehören somit, geologisch gesprochen, fast ausnahmslos der allerjüngsten Erdvergangenheit an.

Wo die Durchlässigkeit des Gesteins den Regenwässern ein Einsickern in die Tiefe gestattet und daher die Abspülung verringert, vermag sich der Schatz

Digitized by Google

älterer Formen oft ungemein lange in der Landschaft zu erhalten. So hat der klüftige Sandstein der Sächsischen Schweiz die Reste einer sehr alten Landoberfläche, die einst Tiefland war, hoch auf den Tafelbergen des Königsteins, Liliensteins usw. bewahrt und läßt sogar noch deren Härtlinge, wie den Basaltgang des großen Winterberges, deutlich erkennen. Diese Fläche wurde durch eine südwärts ansteigende Hebung ausgeschaltet und zertalt. Die Elbe schnitt ein (bei Schandau 200 Meter) und hatte Zeit genug, ihr Bett auf mehrere Kilo-

Schema der Formenentstehung der Sächsischen Schweiz
(Gegend von Schandau)

Die drei hintereinandergestellten Modelle zeigen (2) die durch eine Hebung veranlaßte Herausarbeitung einer sehr breiten Tallandschaft, in der nur noch einzelne steilwandige Resthöhen der älteren Oberfläche entsprechen, aus einer einförmigen Abtragungsebene (1), sowie die durch erneute Hebung eingeleitete junge Zerschneidung (3) der breiten, von der mäandernden Elbe im vorhergehenden Zyklus (2) mit Schottern bestreuten Tallandschaft. Die letzte Hebung fällt ungefähr in die Mitte der Eiszeit. Das vorderste Modell entspricht etwa den Motiven der „Ebenheit" der Ostrauer Scheibe, des Kirnitzbaches und des Liliensteines. (Das Bild benützt eine zeichnerische Idee von W. M. Davis, 1911.)

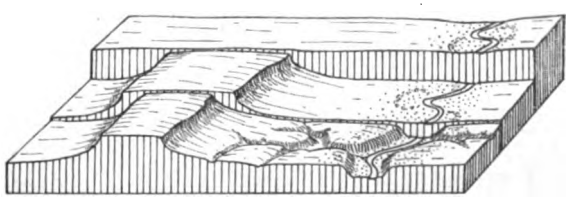


Fig. 1

meter zu erweitern und allenthalben ihren Kiesschotter abzulagern. Eine abermalige epeirogenetische Hebung, die in der Eiszeit geschah (bei Schandau etwa 130 Meter), liegt erst so kurz zurück, daß die wasserreiche Elbe soeben erst ihre normale Tiefenlage (118 Meter) erreicht hat, aber noch nicht Zeit hatte, ihren schroffen Cañon zu sanfteren Formen zu verbreitern. Der gesetzmäßige Ablauf des Abtragungszyklus ist also hier gerade erst begonnen worden, während das Zerstörungswerk der beiden vorangehenden Zyklen wesentlich weiter fortgeschritten war. (Vgl. hierzu Fig. 1.)

So wie wir hier erkennen, daß die Elbe ein älteres Landschaftselement darstellt als das Gebirge, so steht es auch im rheinischen Schieferplateau. Auch hier hatte der Rhein bereits lange Zeit seinen Lauf durch flaches Tiefland genommen, als eine erste Hebung ihn überraschte, deren Folgen er indessen beiderseits in breitem Streifen wieder beseitigte, so daß er in gewaltiger Ausdehnung seine Kieseloolith-Schotterfelder auszubreiten vermochte. Auch hier hat abermalige Hebung in zwei Hauptphasen ihn vor und während der Eiszeit aus diesem Bett wieder vertrieben und zur Bildung des heutigen romantischen Engtales gezwungen: in eine alte Fläche ist zu oberst also ein sanfter, sehr breiter Trog, und in diesen erst das fast 2 Kilometer breite eiszeitliche Tal und zutiefst die stellenweise nur 250 Meter schmale Engschlucht eingesenkt, so daß die Wirkung von vier verschieden weit vorgeschrittenen Abtragungszyklen die Land-

Digitized by Google

schaftsform beherrscht. Die Talböden begleiten den Strom als burgenbesetzte Terrassen, und ihre Höhenverschiedenheit mit dem Rheinspiegel zeigt die Art der Schollenbewegung an: die voreiszeitlichen Kieselschotter, die bei der Lorelei (St. Goar) 315 Meter hoch liegen (fast 260 Meter über dem heutigen Wasserstande — 68 Meter —, und etwa 50 Meter über der eiszeitlichen Patersbergterrasse — 265 Meter), sind in Holland bei Bohrungen erst in mehreren hundert

Die epeirogenetische Verbiegung der jüngsttertiären Verebnungsfläche Nordfrankreichs (nach Briquet, 1908)

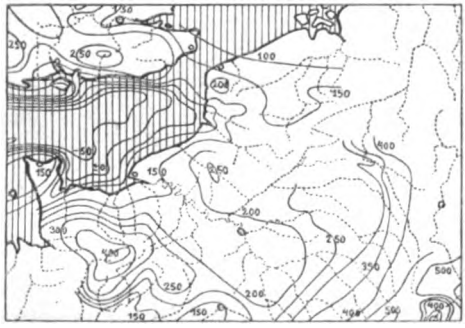


Fig. 2

Die Niveaulinien (im Abstande von je 50 Meter) zeigen die heutige Höhenlage der alten Rumpffläche und damit die Art ihrer Hebung und Verbiegung an. Die (punktierten) Flußrichtungen zeigen vielfach deutliche Abhängigkeit von den Aufbiegungen, z. B. fließen Seine, Themse und Saone in Einmuldungen. Auch der Kanal ist als steilwandige, durch die Gezeitenströme weiter ausgearbeitete Einbiegung der einstigen Landoberfläche zu erkennen. Die bis ins Rheingebiet und weiter reichende Hebung ist im wesentlichen erst während der Eiszeit erfolgt. Seine, Mosel, Maas, Rhein fließen in jungen, noch sehr steilen Schluchttälern.

Metern Tiefe aufgefunden worden. Die rheinische Scholle hat also eine Art Schaukelbewegung erlitten, und dem gehobenen Südflügel entspricht ein tiefversenkter Nordflügel.

So sehr vieles dafür spricht, daß derartige Hebungen zumeist absolut sind, d. h. wirklich vom Erdmittelpunkte entfernen, so ist doch nicht immer die Einwirkung einer vielleicht gelegentlich mitspielenden Senkung des Meeresspiegels völlig auszuschalten, da das Ergebnis beider Vorgangsreihen ja großenteils gleichgeartet sein müßte.

*

Neben diesen in langsamem und gleichsam endlosem Rhythmus das Ansteigen und Senken ausgedehnter Erdschollen veranlassenden epeirogenetischen Kraftäußerungen, die trotz der Erdbeben, welche die ruckweisen Spannungsausgleiche begleiten, und trotz gelegentlicher vertikaler Zerbrechungen doch ein überaus ruhiges Gepräge tragen, steht eine zweite Gruppe tektonischer Kräfte, die gewaltsam und vergleichsweise rasch vorübergehend mit der Erdkruste ihr brutales Spiel treiben und scharfbegrenzte, sehr langgestreckte Zonen als einen wüsten Trümmerhaufen von wild zusammengestauchten, geknickten, gefalteten und an horizontalen Bewegungsflächen übereinander geschobenen Gesteinsmassen zurücklassen. Nach menschlichem Maße freilich werden auch diese Kata-

Digitized by Google

strophen in kaum merklichem Tempo sich abspielen und höchstens durch eine Häufung schwerer Erdbeben sich verraten. Selbst die stärksten unsrer gegenwärtigen Erdbeben scheinen jedoch lediglich epeirogenetischen Charakter zu haben und vertikalen Verschiebungsflächen zuzugehören. So entstand 1891 in Japan (Owari-Mino) eine 112 Kilometer lange, bis 6 Meter hohe Verwerfungsspalte, 1906 bei San Franzisko ein Bruch von 240 Kilometer Länge und bis 1,3 Meter Sprunghöhe; die größte Hebung an einer Erdbebenspalte wurde 1899 mit etwa 17 Meter in Alaska beobachtet. Erdbebenfrei vollzieht sich dagegen seit Jahrhunderten das gleichmäßige Ansteigen Nordschwedens um jährlich etwa 1 Zentimeter.

Seit nunmehr zwanzig Jahren ist es dank unermüdlicher generationenlanger Arbeit den Tektonikern gelungen, den Bau des Alpengebietes vor allem zwischen Dauphiné und Algäu in den Hauptzügen zu erfassen. Ein gewaltiges Werk ist hier geschaffen worden, und die gewonnenen Erkenntnisse haben sich bereits auf eine ganze Anzahl außeralpiner Gebirge übertragen lassen.

Wir wissen nun, daß es Erdzonen gibt, die von einer ganz außerordentlichen tektonischen Spannkraft beseelt sind, in denen ein horizontal wirkender Druck, der die Widerstandsfähigkeit auch des festesten Gesteins um etwa das Zweitausendfache übersteigt, d. h. selbst den Granit zu plastischem, breiartigem Nachgeben zwingt, ganze Erdschollen von 100 und mehr Quadratkilometern

Profil durch die Schweizer Alpen vom Bodensee zum Luganer See
(nach Schardt 1907)

Dieser Querschnitt durch das Alpenmassiv zeigt, an die jungtertiären, gefalteten Nagelfluhlagen der nördlichen Voralpen angepreßt, die auf alttertiäre Flyschmergel (weiß)

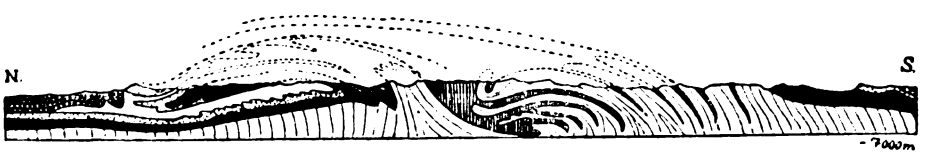


Fig. 3

von Süden her aufgeschobenen, liegenden Falten gleichenden Alpenkalkdecken (Säntis-Churfirsten u. a.). Südlich des Glarnerlandes, in dem der Flysch an die Oberfläche kommt, sinken im Vorderrheintal die Kalkschichten der Trias-, Jura- und Kreidezeit unter das gewaltige, durch den Simplontunnel erschlossene Deckensystem uralter kristalliner Gneis- und Schiefergesteine der Zentralalpen, deren einzelne Teildecken hochgradig umgepreßte Kalkkeile einschließen. Erst im Süden tritt eine ruhigere Lagerung der Schichten ein, und auf dem absinkenden kristallinen Untergrund erscheinen wieder die Kalke. — Auf die gewaltigen Deckenschübe ist eine ungeheure Abtragung gefolgt, deren Ausmaß die punktierten Linien ungefähr erkennen lassen. Dieser weitgehenden Verebnung ging jedoch noch ein schwächerer Zusammenschub voran, der die Decken und ihre Abgleitflächen zu weiten Wölbungen verbog. Erst kurz vor der Eiszeit wölbte ein letzter epeirogenetischer Vorgang das Alpenmassiv in einem einzigen Bogen empor, dessen zentrale Höhe teilweise 3- bis 4000 Meter betrug (also bei dem Maßstab des Profils kaum merkbar ist!). Die nun erneut einsetzende Zertalung durch Gletscher und Flüsse schuf das heutige reichbewegte Relief.

Digitized by Google

Fläche und von einigen Kilometern Dicke seitlich auf ein passiveres und nachsinkendes Vorland aufzuschieben vermag. Wie eine Folge von steinernen Flutwellen branden diese Deckschollen, schließlich sich überschlagend und hoch aufbäumend, an und werden von den nachdrängenden Schubmassen in Falten gelegt und ihrerseits oft mehrfach überdeckt. Wir haben Grund zur Annahme, daß dieser eigentliche Schubvorgang stets in relativ tiefem Niveau, vielleicht weit unter dem Meeresspiegel, sich abspielt, und daß die eigentlich gebirgsbildenden „Auffaltungen" dabei nur eine sekundäre und vor allem das Nachlassen des Schubes begleitende Erscheinung darstellen. Die Schwere der bewegten Gesteinsmassen scheint eine schwach geneigte Abgleitfläche ohne allzuviel Gegengefälle zu verlangen. Eine solche ruhige, ungestörte Fortbewegung der ganzen Masse würde auch die erstaunliche Tatsache am besten erklären, daß der einstige Zusammenhang nacheinander am Grunde alter Meere abgelagerter Schlamm- und Kalkmassen, mit all ihren versteinerten Resten von Lebewesen, oft trotz des zurückgelegten Weges von gegen 100 Kilometern so gut erhalten ist, daß vielfach nur die genaue Altersbestimmung der Schichten- und Fossilien wirklich aufzeigen konnte, daß uralte Gesteinsmassen auf vergleichsweise jugendlichen Ablagerungen in ungeheurer Ausdehnung aufgeschoben liegen; ähnlich wie ja übrigens auch in unserm Vaterlande der alte Granit der Lausitz auf die Kreidesandsteine der Sächsischen Schweiz — freilich um einen weit geringeren Betrag — an über 110 Kilometer langer Linie (bei Hohnstein) südwestwärts aufgeschoben ruht. Nur die Brandungsstirn solcher Deckschollen ist wohl oft im Kampf mit dem Reibungswiderstand des passiven Gegenlagers, vermutlich durch die Schubkraft selbst, unmittelbar in engen, steilen und oft überschlagenen Falten aufgetürmt worden, wie wir in den nordwärts überschobenen Kalkalpen, zunächst zwischen Genfer See und Lech, sie verstehen gelernt haben.

Die den anfänglich tiefliegenden Bewegungsflächen auflastenden Deckschollen und die Narben der Abgleitung pflegen dann in einer späteren Phase der Gebirgsbildung mit besonderer Vorliebe von den ruhigeren, hebenden Kräften, die uns zuerst beschäftigten, heimgesucht zu werden, so daß die Vermutung naheliegt, auch diese seien trotz ihrer vorwiegend vertikalen Wirkung gleichsam nur posthume Nachklänge der gewaltigen horizontalen Druckwellen. Dafür spricht sehr, daß offenbar oftmals die Hauptsättel und Mulden der alten Faltenzüge, wenn auch nur zum Teil und in stark abgeschwächter Form, wieder bei diesen nachträglichen epeirogenetischen Hebungen aufleben, so daß diese als ganz leise Faltungen mit ungemein viel größerem Krümmungsradius der einzelnen Wellen aufgefaßt werden könnten.

Aber der Zusammenhang der von dem gewaltigen Ueberschiebungsdruck zuerst zu einer einheitlichen Masse zusammengeschweißten Erdzone von alpiner Größenordnung lockert sich unter den wiederholten Hebungserschütterungen, und der Zerfall in einzelne, durch Vertikalbrüche getrennte Schollen von mitteldeutschem Typus schreitet vor. Einzelne dieser Teile versinken völlig in passive Ruhe und werden oft vom Meere mit Ablagerungen bedeckt. Aber auch die

Digitized by Google

Rahmen der Senkungsfelder empfangen immer seltener und wohl auch schwächer die Impulse zu neuem Ansteigen, so daß die nivellierenden Kräfte der Abtragung durch die atmosphärischen Agenzien Zeit genug finden zu ausgedehnter Verebnung. So ragen von dem gewaltigen gefalteten und überschobenen Gebirgswall, dessen Hänge einst die Wälder der fernen Steinkohlenzeit trugen, und der von der Bretagne bis Oberschlesien in einer geschlossenen Breite vom Breisgau bis Belgien reichte, heute nur die wenigen verstreuten Mittelgebirge noch auf, und auch diese tragen schon auf ihrem Scheitel gleichsam das Sklavenzeichen seither mehrfach erfolgter gänzlicher Unterdrückung zu einstigen seither wieder gehobenen Tiefebenen.

Die erst nach unsrer Braunkohlenzeit überschobenen Schweizer Alpen dagegen haben nach kurzer passiver Ruhezeit, deren Verebnung die so ausgeprägte Höhenkonstanz der Kammlinien und Gipfelhöhen schuf und den fast gefällelosen Flüssen damals nur noch feinstes Material ins Vorland hinauszuschlämmen gestattete, sich wieder einheitlich und machtvoll in sehr flach gespannter Wölbung erhoben, wobei die Zentralzonen um mehrere tausend Meter aufstiegen. Zwischen beiden Typen vermittelnd stehen nach den klassischen Untersuchungen E. de Martonnes die Transsylvanischen Südkarpathen zwischen dem Eisernen Tor der Donau und dem Moldautiefland: Hier ist auf die Ueberschiebung der jüngeren Kreidezeit so lange Abtragung und so relativ geringfügige, aber doch noch unzerstückte Hebung gefolgt, daß wir zu seltsamem Gegensatze vereint alpinen Schubdeckenbau und riesengebirgsartig weiche Mittelgebirgsformen antreffen. Und wie Rhein und Elbe ihren auf den abgetragenen Gebirgen eroberten Platz trotz der letzten Erhebung nicht aufgegeben haben, so beweisen auch hier die seltsamen Durchbrüche der Donau und Aluta, daß das Nachlassen der gebirgsbildenden Kraft bereits lange tektonische Ruhepausen veranlaßt hat.

Solche Rumpfgebirge, in denen Bau und Bild in einem Gegensatz stehen, in denen der heutige Gebirgscharakter nur räumlich, aber nicht zeitlich mit den gewaltsamen Umwälzungen zusammenhängt, die oft selbst für geologisches Maß vor sehr langer Zeit hier die Bahn brachen für spätere Hebungen, begegnen uns auf der Erde allenthalben. So sind im Schweizer Jura, im Appennin, in Norwegen die durch erneute Aufwölbung und Zertalung wieder stark verwischten Spuren fast völliger Verebnung nach erster Faltung und Ueberschiebung nachgewiesen worden; so wurde von Kanada bis Kalifornien in der nordamerikanischen sowie (von Steinmann) in der peruanischen Kordillere erkannt, daß die ersten tektonischen Gewaltakte von der letzten „gebirgsbildenden" Hebung durch lange friedliche Abtragungszeiten getrennt sind. Auch im Ural und Tianschan, sowie wohl auch großenteils für den Kaukasus haben wir gleiches anzunehmen. Und inmitten dieser Fülle von jungen, ruhigen Schollenhebungen vom epeirogenetischen Typus finden wir vereinzelt auch heutige Gebirgsmassive, die niemals innerhalb der Zeit, deren Geschichte die Geologie zu verfolgen vermag, dem Faltungstypus angehört haben. So ist in die unabsehbare Fläche des Koloradoplateaus nach ihrer Hebung um gegen 3000 Meter der weltberühmte Cañon

Digitized by Google

in eine von seitlichem Druck seit ungeheuren Zeiten niemals gestörte Schichtenfolge eingeschnitten; so scheint in Zentralafrika in eine nach endloser Ruhe aufsteigende Scholle der Tanganjika-Nyassa-Graben ebenso eingebrochen zu sein wie das Rote und Tote Meer oder das Oberrheintal in Gebiete mit etwas bewegterer Vergangenheit. Immer die gleichen wenigen tektonischen Motive scheinen also, freilich in immer neuer Anordnung, das Antlitz der Erde zu formen.

So scheint uns das künftige Schicksal unsrer Alpen ablesbar aus den Formen der älteren Gebirgsländer. Noch hat kein Fluß die Alpen völlig zu durchqueren vermocht, aber schon zeigen die Plateauflächen, die zum Beispiel auf dem durchlässigen Kalk der Alpen südlich vom Chiem- und Traunsee (Dachsteinplateau, Totes Gebirge) trotz der starken letzten Hebung und Zertalung sich noch erhalten und zum Teil sogar auch Schotterreste bewahrt haben, daß auch hier das Wechselspiel von zahllos wiederholter Hebung und Verebnung bereits begonnen hat. Zunehmende Zerstückung in Teilschollen wird wohl auch hier mit der Zeit zur Herausbildung von isolierten, flachscheiteligen Mittelgebirgen führen. Schon ist ja der einstige Zusammenhang von Ostalpen und Westkarpathen zerrissen durch den Einbruch des Grazer und des von der Donau benutzten Wiener Beckens. Zu wie großer vertikaler Tiefe diese Trennungsfuge bereits eingerissen ist, zeigt deutlich die Reihe der Thermen von Wien bis Wiener-Neustadt, die lebhaft an die quellenreichen Abbruchspalten der Mittelgebirge (z. B. Südbrüche des Erzgebirges, Bakonywaldes und Taunus) erinnert und als Zeichen der beginnenden Nichtbeachtung des Gesamtbaues die Richtung der älteren Schübe und Falten fast rechtwinklich quert. In den Westkarpathen ist dieser Vorgang des Alterns und Vergehens eines Faltengebirges bereits recht weit fortgeschritten. Als isolierte junggehobene Schollen von Mittelgebirgstypus ragen zum Beispiel Hohe und Niedere Tatra aus einem Mosaik von Senkungsfeldern; und die Waagschlucht durchbricht oberhalb Sillein den uralten Granitkern des Fatra-Krivan, über denen einst kilometerhoch die von den späteren Verebnungen längst abgetragenen Ueberschiebungsdecken der ersten, gleichsam heroischen Phase der Gebirgsbildung lagen.

Bei diesen hier freilich nur ganz leicht skizzierten Ausblicken in Vergangenheit und Zukunft schwindet die uns Menschen angewiesene Gegenwart, der die Gebirge so gern als starre Symbole der Ewigkeit und Unveränderlichkeit erscheinen möchten, zu flüchtigen Augenblicken zusammen und versinkt im Abgrund der Zeit, während vor unserm Auge in erstem und noch zitterndem Umriß eine Vision der wirklichen, großen Welt aufsteigt, in der auch tausendmal tausend Jahre nur sind wie der Tag, der gestern vergangen ist.

Digitized by Google

Erinnerungen an Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse

Von

Friedrich Prinz Hohenlohe-Waldenburg

„Nulla è più dolce e triste"
„de le cose lontane."
(Poema Paradisiaco, d'Annunzio.)

Es war einer der wunderbaren venezianischen Herbstnachmittage, im alten Garten von Casa Capello — noch schien die Sonne so heiß, daß man sich im Schatten der morschen Laube, unter den langsam sich rot färbenden Blättern sehr wohl fühlte im Dufte der letzten Rosen, den tiefblauen Himmel ober uns, und ringsum Ruhe, die heilige venezianische Stille. Ein spätherbstliches Paar und ich!... Ihr langer Liebesroman, den sie aus fernem Westen übers Meer gebracht, bis in den Orient weitergesponnen, überall treu gehütet und bewacht, nahte schon unwiderruflich dem letzten Kapitel zu, denn die Zeit hatte neidisch an allem genagt, wenn auch vergeblich an ihrem Herzen! Die wahrhafte Glut der Kunst, der lebensfrohe Enthusiasmus, die verliebte Treue, schienen noch immer aus *seinen*, wenn auch müden Augen, während die am Saume *ihres* gestickten weißen Kleides geheftete Blume — ein geheimnisvolles Zeichen aus fernen sonnigen Tagen —, die vielfachen Ambraschnüre um ihren Hals, und die glitzernden Nadeln im verbleichten Haare, nur mehr zu den jugendfrischen Worten stimmte, die die Erinnerung in ihr stets weckten. Ein wundersames Paar, das nach vielen Stürmen das Schicksal endlich in die friedlichen Lagunen getrieben ... zur vorletzten Ruhe. Venezianischer Herbst mit welkenden Blumen, mit fallenden Blättern — doch mit strahlender Sonnenpracht und feurigem Farbenglanz.

Heute waren wir erwartungsvoll: der große Dichter sollte kommen ... ich sollte ihn endlich kennen lernen! Und er erschien am Ende des langen, niedrigen venezianischen Weinlaubenganges, ein kleines, blondes, behendes Männchen, welches leichten, schnellen Schrittes elastisch daherkam, und uns freundlichst und lächelnd begrüßte. In tadellosem modernsten Anzuge, sorgfältigst gepflegt vom Kopfe bis zu den Zehen, elegant und vornehm. Und welches Lächeln und welch ein Blick! Das unschuldige, freundliche, gewinnende Lächeln eines Kindes... und dabei aus den großen, lichten Augen der kalte, stählerne Blick eines Mannes, der zielbewußt will ... und rücksichtslos — vielleicht auch grausam — wollen kann.

Und nach und nach schwand vor meinen Augen das herbstliche Paar aus der großväterlichen Zeit und der halbverwilderte Garten des achtzehnten Jahrhunderts und im Hintergrunde das venezianische Palais, und ich wähnte mich in Urbino am Hofe der Elisabeth Gonzaga, und der kleine Mann stand groß

Digitized by Google

vor mir im Mondenschein, in einer Loggia der herzoglichen Residenz, in glitzerndem, stählernem Wams, den blanken Dolch in der Hand ... Oder war er von Laurana gemeißelt?

Doch bald darauf stieg wieder der kleine, höfliche, lächelnde Mann mit mir in die Gondel und bot mir aus einer goldnen englischen Dose eine ägyptische Zigarette ...

Zwei grundverschiedene Menschen in einem vereinigt, und ganz natürlich: Ein Produkt unsrer Epoche! Wir leben leider in einer „gottlosen" Zeit. Es ist nicht der „Gott", den ich so sehr vermisse, der Gott, der alles weiß und überall ist und alles regelt und anordnet und richtet, und belohnt und bestraft ... den glaubt ja die Tagespresse heute ersetzt zu haben; mit welchem Erfolg, das ist vielleicht noch nicht so ganz klar! Ich trauere aber um das „Göttliche", welches schwindet, ich trauere um das Ideale, um die Kunst.

Solange Leben und Kunst innig miteinander verflochten auf ein und demselben Wege fortschritten, waren Mensch und Künstler eins. Nachdem notwendig der Lebenslauf sich allmählich von der Künstlerbahn trennen mußte, entstand zwischen beiden ein Riß, der gar bald zu einem Talweg wurde, und der endlich droht zu einem Abgrund sich zu erweitern, über welchen, vorläufig, trotz allem Fortschritte unsre Mittel versagen, eine Brücke zu werfen ...

Der jetzt immer seltenere, von heiliger Glut beseelte wirkliche Jünger der Kunst, welcher aufrichtig seinen Dämon in sich fühlt, „muß" sich entzweien: sein wirklicher Leib wird fortgerissen von der großen Strömung auf der allgemeinen breiten Bahn, und nur gleichsam seinem Astralkörper ist es ermöglicht, dem schmalen Pfade des Ideals zu folgen: Welchem der zwei zum Frommen? Eher vielleicht beiden zum Schaden.

Wenn es — in seltenen Fällen — einem starken Geiste dennoch gelingt, die Fühlung zwischen beiden Persönlichkeiten mit mächtigem Griffe festzuhalten, so fehlt ihm doch meistens eines: die Anerkennung. Denn ist es im allgemeinen wahr, wie man sagt: „Que les peuples ont le gouvernement qu'ils méritent," so würde ich doch gerne hinzufügen: „Que les publics ont l'art dont ils sont dignes." — Als D'Annunzio seinerzeit seine Kandidatur ins italienische Parlament auf der Religion der Schönheit aufzubauen sich ermaßte und, ich möchte sagen, unglaublicherweise — nichts ist blöder und unlogischer als die Seele der Massen, sei es in ihrem Enthusiasmus oder aber in ihrem Hasse — seine Wahl auch durchsetzte, so betrat er die vielersehnten Hallen und wendete sich vorerst der rechten Seite des Hauses zu. Dort wurde er nicht verstanden, und nach geraumer Zeit ging er mit feierlicher Geste auf die linke Seite über. Festlich begrüßt und freudigst empfangen, fand er dort gar bald dieselbe Enttäuschung, und entrüstet entsagte er gänzlich dem Parlamentarismus. Wer sagte mir doch, daß die Parlamente das Auserlesenste der ganzen Nation natürlich in sich vereinigten ... oder war das bloß ein Scherz?

D'Annunzio ist aus dem Abgeordnetenhause sicherlich nicht verkleinert, nicht geschmälert, herausgeschritten — ist aber dieses durch seinen Abzug vielleicht

Digitized by Google

größer und verständiger geworden? ... Seine literarische Laufbahn ist ebensowenig eine glatte gewesen. Mißtrauen und Neid sind ihm, anfangs wenigstens, wohl öfters und tückischer begegnet als Bewunderung und verdientes Entgegenkommen. Großartiger Beherrscher seiner wunderbaren Sprache, von einer verblüffenden gründlichen Kultur, von einer seltenen Genialität der poetischen Flüge, von einer eisernen Ausdauer und Arbeitsfähigkeit, wurde die elegante korrekte Salonerscheinung dem Dichter, der weitschweifende, oft zu leichtsinnige Künstler, dem gesitteten Alltagsmenschen vorgeworfen. Frauen, Pferde, Sport, Duelle, Abenteuer, Festgelage sind ja nur bei der meist dazu gehörenden sonstigen allgemeinen Ignoranz und Borniertheit zu entschuldigen, oder in diesem Falle sogar auch wohlwollend zu belächeln — anderseits staubige, mühsame Archivenforschung, staunenerregende Geschichts- und Sprachenstudien, unerreichter poetischer Schwung, doch mit Wasser und Seife, tadellosem Frack, gutsitzenden Reithosen, ausgesuchten Krawatten und der Blume im Knopfloche nicht nur niemals zu vereinigen, sondern sogar mit Entrüstung zu verdammen.

War nicht dieser Zwiespalt manchmal so drastisch, daß unter diesem Einflusse er selbst sich zu einer Konzession an die Modernität verleiten ließ, die vielleicht kaum in der populären Befriedigung eine Entschuldigung, wenn auch eine Erklärung, finden kann. Wären nicht die zwei Worte unter dem Titel einiger seiner Dramen: „Gegenwärtige Epoche" ein leiser Anachronismus? Ist die italienische Renaissance nicht vielleicht, wenn auch nicht eine bessere, doch eine schönere Epoche als die unsrige? Und gehört er selbst nicht in seinem Wesen wie in seinem Schaffen mehr jener als dieser an? Darüber mag er in seinem freiwilligen Exile doch möglicherweise nachgedacht haben — und dabei wohl auch mitunter, daß er immer nicht weit genug fortgezogen ist ...

Erhabene Schöpfungen in Linie und in Kraft bleiben die seinigen immerhin, so großartig und mächtig, daß zu ihrer szenischen Wiedergabe eine Ausnahmserscheinung vonnöten war, um bloß nicht störend zu wirken. — Eine solche aber zu finden, die ebenso großartig und ebenso mächtig imstande gewesen wäre, dem Worte die harmonische Begleitung, dem Akte die statuäre Geste, dem Geiste die verständnisinnige Seele, mit einem Worte, dem großen Werke eine vollendende Zugabe zu bringen, grenzt an das Wunderbare ... und dieses war dem Meister in einer glücklichen Schicksalsstunde beschieden, als er Eleonore Duse begegnete: „Incessu patuit Dea."

*

Ich hatte Eleonore Duse zu ihrer Gondel geleitet, und kehrte nun zu den wenigen auserlesenen Gästen in meinem kleinen Salon zurück. — Es dämmerte schon, wir alle schwiegen ... In den alten grünlichen venezianischen Spiegeln hatte ihr Bild sich zwar verwischt, aber sie schienen durch sie musikalisch geworden und es war, als ob der Nachklang ihrer Stimme von ihnen zurückgegeben wurde ... und wir lauschten andachtsvoll dem Echo in unsrer Seele.

Die alten verblichenen Seidenstoffe um uns herum, die zarten, abgeblaßten Pastellporträts an den Wänden, die hundertjährigen zitternden kleinen Möbel

Digitized by Google

im phantastischen Lichte der im Kamin bereits erlöschenden Flamme, dies alles paßte zu unsrer Stimmung, und wir waren besorgt, durch irgendeinen Laut oder irgendeine Bewegung die Grenzen wieder wachzurufen zwischen Wirklichkeit und Traum, die Harmonie zu stören, den Zauber zu bannen ... Lichteffekte und Zaubererscheinungen, nach denen wird ja heute gestrebt mit der ganzen dämonischen Macht der lärmenden, rauchenden, prasselnden Maschinen, und die jüngste, neue Göttin, die Göttin des Erstaunens fordert von allen die Huldigung und duldet keine andre Gottheiten neben sich, außer einem Gotte, weil er über ihr steht: Der schnöde Gewinn! Dieses frommt der Menge, und dieses — es ist auch nicht gering — genügt ihr. Wenigen Auserkorenen aber sind Licht- und Zaubererscheinungen beschieden, die, bloß auf der innerlichen seelischen Glut beruhend, Blick und Lächeln, Stimme und Geste beleuchtend, alles um sich herum bannen, alles, was mit ihnen fühlt. — Ihre Göttin aber ist unbenannt und verschleiert, und wir beugen uns vor ihrem Geheimnis.

Wer einmal das Glück gehabt hat, Eleonore Duse auf der Bühne zu sehen und zu hören, dem bleibt sie unvergeßlich. Er geht aus dem Theater in „gehobener Stimmung", und dieser banalste der Ausdrücke gibt vielleicht unbewußt am besten das Phänomen wieder, eines, wie ich sagen möchte, „inneren Ruckes nach oben", einer scheinbaren teilweisen Entlastung der irdischen Schwere, die man vor jeder großen Kunstmanifestation physisch fühlt und die mir als Bedingung und Demonstration derselben erscheint.

Es mögen andre sich um präzisere, weniger primitive Definitionen streiten, um welche bereits viel gestritten worden ist und viel noch gestritten werden wird; ich schulde den ziemenden Respekt den großen Büchern und den noch größeren Kunstgelehrten und Kritikern, und hüte mich, meine kleine bescheidene Meinung irgendwie aufdrängen zu wollen — ich hasse den Proselytismus, denn gerade die Bekehrung der Mengen wäre es, welche die ersten Zweifel an meinen Ideen in mir wachrufen würde. — Aber ebenso ungern lasse ich mir etwas beweisen. Beweise überhaupt gehören nicht in die Kunst, aber nur in die Mathematik, obwohl auch hier wieder das Axiom, daß zweimal zwei vier macht, bloß bei uns Männern eine Tatsache ist — bei den meisten aufrichtigen Frauen nur ein Zugeständnis. Da dieses Faktum jedoch an den definitiven Ziffern nichts ändert, bleibt immerhin noch die Frage offen, ob wir oder sie im Richtigen sind ... Ich zog seit jeher jedes Zugeständnis einer schönen Frau der Anerkennung eines gescheiten Mannes unbedingt vor.

Wenn in Eleonore Duse das Auge und das Lächeln sich erleuchtet, als ob eine innere Flamme aufflackern und gleichzeitig die wunderbare Stimme erwärmen würde, so geht auch auf uns Licht, Leben und Liebe über ... Was will man noch mehr? — Was gibt es noch mehr?

Erst durch sie lernte ich endlich den Heiligenschein an den Frauenköpfen der religiösen Bilder begreifen — ob Maria oder Maria Magdalena, habe ich nie gefragt! Jetzt ist ihr wallendes Haar im Silberglanz nur um so verklärter.

Ob in den grünlichen Schleiern des „Traumes eines Frühlingsmorgens"

Digitized by Google

oder in dem schmerzlichen langen Faltenwurf der „Giaconda", ob in der leuchtenden Glut der „Francesca" oder in der tragischen, lichtlosen Ruhe der „Città morta" erscheint sie gleich groß und ergreifend, die neue Galathea, die jedesmal in der Darstellung zum Leben erweckt wird, wie sie uns aus der düsteren Monotonie des täglichen Lebens in andre Sphären versetzt!

*

Wir fuhren diesmal längs der Brenta, wo nur mehr hier und da, gleich verlorenen Posten, die alten Landsitze der venetianischen Patrizier, halb erhalten, halb zerstört, wundersame Bilder wachrufen, aus dem zierlichen, geschminkten, gepuderten achtzehnten Jahrhundert — doch immer wieder unterbrochen werden durch rauchende Fabrikschlote oder krankhaft verzerrte floreale Villen ... Anklänge der ehemaligen zarten Spinetten, welche sofort im brutalen Lärme der Neuzeit sich verlieren, wenn wir gerade am Punkte sind, die reizende Melodie zu erfassen — rosige Träume, die wir, jäh aus dem Schlummer gerüttelt, vergebens wieder anzuknüpfen uns sehnen.

Der Meister war unzufrieden und ich mit ihm. Auch wollte die Brenta nicht seiner Phantasie entsprechen, und er verlangte von mir, ihm ein größeres, breiteres, tieferes Wasser als solche zu zeigen. Diesem Wunsche konnte ich unmöglich entsprechen bei bestem Willen. Hingegen vertröstete ich ihn am Ende unsrer langen Fahrt mit der königlichen Villa von Strà. Ja, wahrhaft königlich, und dies nicht, weil, aber trotzdem sie in königlichen Besitz übergegangen ist. Die Pisani, denen wir diesen stolzen Prachtbau verdanken, waren eben große Herren. Große Herren, wenn auch nicht mehr reiche Leute, denn die Verwirklichung dieses großartigen Traumes war gleichzeitig der Anfang ihres Verfalles.

Große Herren und reiche Leute sind vielleicht nicht immer ganz dasselbe — man kann sie sich vereinigt denken, es muß jedoch nicht notwendig sein, und da es an ersteren immer mehr mangelt, versucht die Neuzeit, jene durch diese zu ersetzen. Ob dieser Versuch auch gelingen wird, darüber zu entscheiden scheint mir wenigstens verfrüht ...

Als wir durch die hohen Gittertore in den weiten Park Einlaß fanden, da fühlte der Meister sich wohl; es war nicht der Tourist, der bewundern will, es war eben der große Herr, der nach Hause kommt. Sicheren, bewußten Schrittes fand er durch die langen Alleen des Parkes seinen Weg — die Irrwege des Labyrinthes waren ihm geläufig —, flüchtig durchmusterte er die öden Glashäuser, die leeren Stallungen, gelassen wandelte er durch die säulenbegrenzten Höfe, die Treppen hinauf, durch die unabsehbare Reihe der nunmehr beinahe ganz von ihren Möbeln entblößten Zimmer, bis in den großen monumentalen Tanzsaal, über welchem sich noch, phantasiereich und farbenprächtig, die von Tiepolo geschmückte Decke wölbt. Hier blieb er nachdenklich und schweigsam stehen. Dachte er vielleicht daran, neues Leben in die toten Räume zu bringen — fieberhaftes, hastiges, eiliges, modernes Leben der reichen Leute? — mit zweifelhaft imitierten

Digitized by Google

antiken Möbeln, und geschickt gefälschten Bildern — oder gar mit der sog. „Neuen Kunst" das Palais zu füllen und auszufüllen? Die kostspieligsten Orchideen unter Gläsern zur Blüte zu erzwingen, Fahrräder, versilbert und vergoldet, in die Stallungen zu stellen, Automobile von einem hervorragenden Sezessionisten bemalen zu lassen . . . und dazu telegraphisch und telephonisch mehr oder minder reiche, mehr oder minder überseeische, aber immer eintönige, einsilbige oder überlaute und formlose, stereotype, alberne Alltagsmenschen als Gäste zu bitten, damit sie unter Tiepolos Fresken das Höchste bieten könnten, was ihnen ermöglicht ist — den „Tango" zu tanzen? Denn diese zu verändern oder umzumodeln, dazu ist kein Krösus reich genug, und wenn er es nur versuchen wollte, so müßte man ihn doch als leichtsinnigen Verschwender unter Kuratel setzen.

Nein, an so etwas dachte der Meister doch nicht, trotz seiner modernen Anwandlungen. Seine Besitzergreifung war eine ganz andre: er nahm alles, was er sah, in sich auf und trug es fort, um es dann wundersam wiederzugeben.

Doppelt ist nämlich seine Gabe: das Sehen und das Wiedergeben. Eine unscheinbare Blume, ein Sonnenstrahl auf einer alten Mauer, ein einfaches Gitterfenster, ein fallendes Blatt, ein schwankendes Rohr, ein dürrer Ast, die wir kaum wahrgenommen, werden unter seinem Blicke lebendig. Sie stimmen zu einem dunklen Hintergrunde, stechen von einem blauen Himmel ab, harmonieren zu einem entfernten Glockenton, verbinden sich mit einem Wellenschlag — es spinnt sich eine alte Legende um sie, oder sie reichen in eine mythologische Sage hinauf, oder sie verwandeln sich in ein symbolisches Wahrzeichen, und wir sehen vor uns zauberhafte Bilder erstehen, auf nichts gegründet, so wie in der Wüste die „Fata Morgana" am endlosen, ununterbrochenen Sande plötzlich uns erscheinen und ergreifen. Der „Imaginifico", wie er sich selbst nennt, „der Bilderzauberer"!

Und in der späten Rückfahrt zur Bahn plauschten wir viel über Kunst und Philosophie. Während ich ihm mein engbegrenztes, ruhiges, zurückgezogenes, regelmäßiges Leben pries, gestand er hingegen, daß er über alles die Ungewißheit und den Zufall des nächsten Tages liebte, die ihm eine wahre Lebensbedingung seien. Unsre Philosophie sollte aber gar bald auf die Probe gestellt werden. Unser Zug — wie das im Leben des öfteren vorkommt — hatte eine Stunde Verspätung . . . Gelassen zogen wir quer über die Straße zum einsamen niederen Bauernhause des alten, mir wohlbekannten Fuhrmannes, der mich so oft zur traditionellen Lagunenentenjagd geführt; und dort, beim offenen Herde, auf der schmalen Zirkularbank, die ihn umgibt, rösteten wir uns am großen Feuer ein paar Schnitte der landesüblichen „Polenta", verzehrten diese mit bestem Appetit und blickten sinnend auf das Spiel und den Tanz der roten Flammen mit den schwarzen Schatten.

*

Am nördlichsten Punkte der blauen Adria erhebt sich stolz, nach Süden blickend, das Felsenschloß Duine. Links Triest und die Istrianische Küste, rechts

Digitized by Google

die grünende lateinische Ebene mit den Alpen im fernen Hintergrunde, und vor uns das weite Meer. In diesem auf einer lang vorgestreckten niedrigen Landzunge profiliert sich am hellen Himmel der ehrwürdige alte Dom von Aquileia mit seinem Turme, und rings herum breiten die ersten italischen Pinien ihr schützendes Dach über die heißen Fluren. Sie stehen nun vereinsamt, diese ersten Pinien des einstigen großen schattenschweren Waldes, der in längstvergangener Urzeit, im mächtigen Bogen die See umfassend, von hier bis nach Ravenna sich streckte, wo wieder heute die letzten Bäume, ebenso vereinsamt, traurig ihre Arme ausbreiten. Wahrhaftig, ein herrlicher Bogen — gleichsam ein ganzer Lebensbogen! Hier soll Dante als Gast der mächtigen Torriani geweilt haben. Hier liebte er es, von dem kleinen, unterhalb des Schlosses vorspringenden Felsen (der jetzt noch legendarisch seinen Namen trägt) seine Gedanken über das endlose Meer schweifen zu lassen — dort wurde er zur Ruhe gebettet zwischen den großen Ruinen.

An beiden weihevollen, erinnerungsmächtigen Orten ward mir das Glück beschieden, Eleonore Duse zu begegnen.

Hier entsinne ich mich ihrer auf dem hohen Söller, unter der strahlenden Mittagssonne, in der frischen Sommerbrise, welche die schäumenden Wellen gegen die Felsen trieb, daß sie laut aufspritzten und ihr gleichsam zujauchzten, und den Duft der von ihr geliebten roten Rosen und der frisch grünenden Lorbeersträucher auf dem Felsenabhange als Opfergabe emporsandten. Hier stand sie hochaufgerichtet und lächelnd in der vollen Schaffungsfreude und Schaffungsmacht, im begeisterten Enthusiasmus den hehren Kunsttraum zu verwirklichen, erhaben über irdische Sorgen und menschliche Qualen — Licht, Leben, Liebe!...

Dort gedenke ich wieder ihrer unter den letzten schütterstehenden traurigen Pinien nach Sonnenuntergang, schweigsam an einen Stamm gelehnt. Schon steigen die trüben Nebel in der grauen Dämmerung wie Gespenster aus dem feuchten Boden empor, und nur aus weiter Ferne — denn immer ferner zieht sich das Meer von Ravenna zurück — streicht unter den zitternden Wipfeln das leise Rauschen der Wellen wie eine Klage ... ihre Klage!

Viele Jahre sind seit jener Zeit verflossen — Jahre der Mühe und des Kampfes — nicht für sich selbst, aber für ihre Fahne — wohl auch blutiger Siege, aber wie teuer erworben!

Doch der Traum, der Traum ihres Lebens, der scheint ihr nicht verwirklicht ... Noch glänzt das Auge — oder wäre es eine Träne? Noch wallt das Blut in den Adern — kann es nur Fieber sein? Noch klopft rhythmisch das Herz — oder ist es nur eine Erinnerung? Doch um sie herum ist es öde und leer — nur Irrlichter im Sumpfe ... und keine hilfreiche, ebenbürtige Hand findet sich, um ihre schöne Hand zu ergreifen und wieder hinaufzuziehen in die hohen Regionen der Idealität, um noch vereint zu kämpfen und zu siegen ... An diesem Kummer siecht sie dahin ... Und eine unendliche Wehmut erfaßt sie ... und erfaßt uns ... im schmerzlichen Schauer der anbrechenden Nacht.

*

Digitized by Google

Nun zum Schlusse noch eine Prophezeiung! Ich lasse mich im allgemeinen sehr ungern darauf ein, den Propheten zu spielen. Es war seit jeher und bleibt auch immer, was man eine „brotlose Kunst“ nennt. Schon die Einteilung in „große“ und „kleine“ Propheten machte mich von jeher stutzig. Ob eine Wahrheit oder eine Lüge das Endresultat bildet, trifft einen Lob oder Tadel wahrscheinlich ... gar nicht mehr. In alter Zeit hatten auch viele von ihnen eine nicht sehr angenehme Existenz. Es wurde ihnen meistens nicht geglaubt, sie wurden des öfteren sogar mißhandelt, und selbst, wenn ich mich recht erinnere, das eine oder das andre Mal „gesteinigt“. Was das „Nichtglauben“ anbelangt, so läßt mich das unendlich kühl. Was das „Steinigen“ betrifft, so würde ich das in unsrer dem Symbol so ergebenen Zeit, mit dem sog. „selbständige unparteiische Kritik üben“ übersetzen — und diesen Steinen weicht heutzutage selten jemand aus.

Bei modernen Prophezeiungen fällt aber noch ein Moment in die Wagschale, und dies ist die immer sich steigernde Raschheit im Zeitverlauf, da Schnelligkeit nach und nach nicht mehr als Mittel zum Zweck, sondern immer mehr als Endzweck selbst sich zu entwickeln droht. Die gewohnten Zeiteinteilungen bleiben zwar vorläufig noch die alten, ihre Bedeutung scheint mir aber nicht mehr dieselbe. Wird man mir es verübeln, wenn ich behaupte, daß das neunzehnte Jahrhundert ihrer zwei umfaßt und das zwanzigste wohl in vier solche sich wird spalten lassen müssen?

Unter all diesen Umständen muß ich wohl einige „Wenn“ meiner Prophezeiung vorausschicken.

Wenn nämlich in ein paar dieser gepreßten Jahrhunderte überhaupt noch etwas besteht und überhaupt noch Menschen übrig bleiben, d. h. wenn ein neuer fulminanter Sprengstoff nicht alles zerstört hat, und eine neue Schießwaffe nicht alle getötet und die letzten glücklich auch den sonstigen Uebeln, wie z. B. Hungersnot und Pest, Religionskrieg und Nationalitätenhader, Regierungen und Parlamente, Feminismus und Diplomatie, entgangen sind, wenn diesen Erübrigenden durch eine obligatorische Kinderoperation Hirn und Herz nicht durch — freilich viel besser gehende — kleine Instrumente ersetzt worden sind, wenn schließlich diesen Wenigen der Begriff „Kunstideal“ weder ein leeres, unverständliches Wort noch ein vorsintflutliches Untier vorstellen sollte, dann werden Eleonore Duse und Gabriele d'Annunzio ihnen künstlerisch ebenso groß erscheinen als — klein die Epoche, in der sie gelebt!

Digitized by Google

Die internationale Hochschule für internationales Recht im Haag

Von

Senatspräsident und Prof. Dr. Heinrich Harburger,
zurzeit Präsident des „Institut de Droit International"

„Internationalisierung des internationalen Rechts", das ist die neueste Parole auf dem Gebiete des internationalen Rechts, ausgegeben von dem hervorragenden amerikanischen Völkerrechtslehrer und Generalsekretär der Carnegie-Stiftung für den Völkerfrieden, Professor James Brown Scott. Sie beruht auf folgendem zutreffenden Gedankengang: Trotz des universellen Wesens des Völkerrechts und obwohl kein Wissenszweig in gleichem Maße wie das Völkerrecht der Behandlung von verschiedenen Gesichtspunkten aus bedarf, kann man sich bei näherem Zusehen der Erkenntnis nicht verschließen, daß bei seiner Auslegung und Anwendung überall nationale Anschauungen und Gefühle je nach den Interessen und Vorurteilen der verschiedenen Völker sich geltend machen. Mag man auch in der Regel sich dessen nicht bewußt sein, die Tatsache als solche bleibt unbestreitbar.

Dies gilt aber nicht bloß für das Völkerrecht, das internationale öffentliche Recht, auf dessen Entwicklung nicht selten die Politik von Einfluß ist, sondern nicht minder für das sog. internationale Privatrecht. Hat doch der der Wissenschaft und der Menschheit zu früh entrissene geistige Vater und ständige Leiter der Haager Konferenzen für internationales Privatrecht, Staatsminister Professor Asser, zu wiederholten Malen mündlich und brieflich mir gegenüber sein Bedauern darüber geäußert, daß die Ergebnisse jener amtlichen Konferenzen — die Gründe, auf die er es zurückführte, mögen hier unerörtert bleiben — weitaus mehr im Sinne der romanischen als der germanischen Rechtsanschauungen und -empfindungen ausgefallen sind und dadurch teilweise eine einseitige Färbung erhalten haben. Im Interesse des Fortschrittes der Menschheit und der Kultur ist es darum für beide Zweige des internationalen Rechts dringend zu wünschen, daß nach Möglichkeit eine Ausgleichung der durch die nationalen Sondergefühle und -bestrebungen hervorgerufenen Unebenheiten und Verschiedenheiten stattfinde.

Es ist einer der Vorzüge der neugeschaffenen internationalen Akademie für internationales Recht mit dem Sitze im Friedenspalast, über deren Entstehungsgeschichte, Wesen und Bestimmung im nachfolgenden berichtet werden soll, daß sie wesentlich dazu beitragen kann, jenes Ziel zu erreichen.

Ludwig v. Bar hatte wiederholt den Vorschlag gemacht, für sehr schwerwiegende Sachen — in denen die Regierungen Bedenken tragen können, sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen — eine internationale Akademie mit festem Sitz und ständigen Mitgliedern zu schaffen, die auf Erfordern Gutachten über internationale Streitigkeiten abzugeben hätte und so ein weiteres Organ zur

Digitized by Google

Ausgleichung solcher bilden würde. Diesen Vorschlag hatte Professor Otfried Nippold im Einverständnis mit dem Herausgeber der „Deutschen Revue" (1907, II. Band) dahin erweitert, daß man diese Akademie „nicht nur als eine begutachtende, sondern auch als eine rechtsbelehrende Institution fassen sollte, also als eine Akademie gleichzeitig im Sinne einer internationalen Hochschule". Und dieser Gedanke gefiel dem Vorsitzenden der zweiten „Friedenskonferenz", dem russischen Botschafter Nelidow, so sehr, daß er in der dritten Plenarsitzung der Konferenz (20. Juli 1907) deren Aufmerksamkeit darauf lenkte und dabei der Hoffnung Ausdruck verlieh, daß sich ein freigebiger Mäcen finden möchte, der, wie Andrew Carnegie schon für verwandte Zwecke getan habe, für eine solche Anstalt die nötigen Mittel zur Verfügung stellen würde. In der fünften Plenarsitzung (7. September 1907) konnte sodann Nelidow ein Schreiben des damaligen rumänischen Ministerpräsidenten Demeter Sturdza bekanntgeben, in dem dieser unter Vorlegung eines vollkommen ausgearbeiteten Statutenentwurfs für eine Völkerrechtsakademie es für wünschenswert erklärte, de créer entre la juridiction internationale et la Conférence un lien qui ne peut être un autre que celui de la science. Hiermit hatte der Gedanke zum erstenmal eine greifbare Gestalt erhalten und war seine Lebensfähigkeit dargetan. Die Konferenz kam nicht mehr dazu, sich eingehender damit zu befassen. Aber diesseits und jenseits der Atlantis machte von da ab die Idee im stillen stets weitere Fortschritte. Im Haag, der als Sitz der Akademie gedacht war, bildete sich im Jahre 1910 auf Asters Anregung eine Vereinigung, die sich die Verwirklichung jenes Planes zur Aufgabe machte. Und als im Laufe des gleichen Jahres die Vorbereitungen für die Millionenstiftung Andrew Carnegies zur Förderung des Völkerfriedens getroffen und schließlich am 14. Dezember 1910 die Stiftung errichtet wurde, da nahm Scott, als ihr Generalsekretär und Direktor ihrer Abteilung für internationales Recht, im Sinne seiner obigen Parole den Gedanken Sturdzas auf. Er setzte sich mit Asser und der holländischen Vereinigung in Verbindung, veranlaßte die Einholung zahlreicher Gutachten von Sachverständigen und bestimmte die Verwaltung der Carnegie-Stiftung, der Sache ihr wärmstes Interesse zuzuwenden und die holländische Vereinigung um Herstellung eines Statutenentwurfes zu ersuchen. In der Zwischenzeit war auch von andrer Seite der Sache nähergetreten worden. So hatte die „International Law Association" in ihren Jahresversammlungen von 1910 und 1912 sich für die Errichtung einer Hochschule für internationales Recht im Haag ausgesprochen; namentlich aber hat, nachdem das „Institut de Droit International" auf Ersuchen der Carnegie-Stiftung die Aufgabe eines allgemeinen Beraters ihrer international-rechtlichen Abteilung übernommen und zur Erledigung dringlicher Geschäfte einen beratenden Ausschuß (Comité consultatif) eingesetzt hatte, dieser Ausschuß wiederholt und schließlich das Institut in seiner Plenarsitzung vom 9. August 1913 zu Oxford die Schaffung einer Zentralstelle für höhere Studien auf dem Gebiete des internationalen Rechts im Haag wärmstens befürwortet. Daraufhin hat die Carnegie-Stiftung den vom niederländischen Ausschuß nach mehrjähriger reichlicher Erwägung gefertigten Entwurf

Digitized by Google

eines Statutes für die neue Hochschule jenem „beratenden Ausschuß" mit dem Ersuchen um Prüfung und endgültige Feststellung überwiesen. Dieser hat in den Tagen vom 10. bis 12. Januar 1914 unter Mitwirkung einer Abordnung des niederländischen Ausschusses sich der schwierigen und verantwortungsreichen Aufgabe unterzogen. Das Ergebnis der eingehenden Beratungen ist sodann, nachdem James Brown Scott alsbald ausdrücklich namens der Carnegie-Stiftung deren Einverständnis erklärt hatte, der notariellen Urkunde einverleibt worden, die am 27. Januar 1914 im Haag über die Gründung der neuen Akademie errichtet worden ist.

Mit Rücksicht darauf, daß die Verwirklichung des Planes wesentlich dem zielbewußten Eingreifen der Carnegie-Stiftung zu verdanken, und daß auch sie es ist, die zunächst durch jährliche Beiträge den größten Teil der Unkosten bestreitet, lautet der amtliche Name: L'Académie de droit international de la Haye, établie avec le concours de la Dotation Carnegie pour la Paix internationale. Die Akademie hat ihren Sitz in dem von Carnegie zunächst für den Schiedsgerichtshof gestifteten „Friedenspalast", der so in zweifacher Weise den idealen Zielen des großen Philanthropen dienen soll. Wie schon dem Plane Sturdzas das Asklepion, das Hippokrates auf der Insel Kos für das Studium der Medizin einstens gegründet hatte, als Ideal vorschwebte, so soll nach dem Art. 2 der Statuten die Akademie sein „un centre de hautes études de droit international (public et privé) et des sciences connexes pour faciliter l'examen approfondi et impartial des questions se rattachant aux rapports juridiques internationaux". Dort sollen im Sinne der Carnegie-Stiftung „teachers and students of international law of all countries have an opportunity to learn to reconcile their views and to cooperate in a regular and systematic way towards a better mutual understanding of differing opinions and towards progress in reaching mutual agreement about what the law is and ought to be".

Dieser Zweck soll auf dreifachem Wege angestrebt werden, zunächst durch systematische Vorlesungen (cours) über größere Abschnitte beider Zweige des internationalen Rechts und durch Vorträge (conférences) über einzelne schwierigere oder interessantere Lehren oder Fragen und, im Anschluß an beide zum Zweck größerer Vertiefung in die Lehrgegenstände der Vorlesungen und Vorträge, durch seminaristische Uebungen, wie solche an den deutschen Universitäten üblich sind. Dabei liegt der Gedanke zugrunde, daß die Akademie keiner der bestehenden höheren Lehranstalten und Lehrweisen, die sich mit dem internationalen Recht befassen, irgendwie Konkurrenz machen, sondern vielmehr ausschließlich Gelegenheit bieten soll zur Vervollkommnung der Ausbildung im internationalen Recht *nach* Beendigung des regelmäßigen Studiengangs.

Der Unterricht soll erteilt werden von den ersten Größen der Wissenschaft und der Praxis des internationalen Rechts aus aller Herren Länder, die alljährlich dafür ausgewählt werden, mit der Maßgabe, daß zur Sicherung des internationalen Charakters und zur Vermeidung des Ueberwiegens einer ein-

Digitized by Google

zelnen Nationalität jeweils nur eine einzige Lehrkraft einer Nationalität entnommen werden darf. Fürs erste ist ins Auge gefaßt, die Unterrichtszeit zunächst auf die Monate Juli bis Oktober zu beschränken und dadurch den Lehrkapazitäten — deren vier bis fünf gleichzeitig nebeneinander tätig sein sollen — zu ermöglichen, ihren Amtspflichten gegenüber ihrem Vaterland gerecht zu werden und doch daneben, während der Ferienzeit, dem großen Ganzen zu dienen. Als Hörer der Akademie sind gedacht, und zwar wiederum aus aller Herren Länder, nicht bloß zukünftige oder bereits als solche tätige Lehrer des internationalen Rechts, sondern namentlich auch angehende Diplomaten und Konsuln, Militär- und Marineattachés, ja auch aktive Diplomaten, ferner höhere Verwaltungs- und Justizbeamte sowie Rechtsanwälte, die vorwiegend auf jenen Rechtsgebieten tätig sind. Zur Erleichterung des Besuchs der Akademie sollen aus den ihr zu Gebote stehenden Mitteln Zuschüsse gewährt werden. Es darf wohl auch von den Regierungen aller Kulturstaaten, die den Gründungsgedanken sympathisch begrüßt haben, erwartet werden, daß sie geeignete Persönlichkeiten zum Besuche der Akademie abordnen und ebenfalls mit den nötigen Mitteln ausstatten.

Von dem persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch unter und mit den verschiedenen Größen des internationalen Rechts, von dem Zusammenleben und Zusammenwirken mit Fachgenossen aus andern Ländern erhofft man für Lehrer und Schüler jene Ausgleichung zwischen den Anschauungen und Gefühlen der verschiedenen Nationen, jene Erweiterung des Gesichtskreises, jene Gewöhnung an die Betrachtung der Dinge nicht bloß von dem beschränkten Standpunkt des nationalen, sondern vielmehr von dem des allgemein-menschlichen Interesses aus, die im Laufe der Zeit dazu führen kann, sich gegenseitig kennen, würdigen und schätzen zu lernen — ganz zu schweigen davon, daß sie unvermeidlich auch das Wirken des permanenten Schiedsgerichtshofs beeinflussen wird, dessen Entscheidungen einen der wichtigsten Gegenstände der wissenschaftlichen Betätigung der Akademie bilden sollen. Einzig in ihrer Art bezüglich ihres Lehrziels und der Art der Behandlung des Lehrstoffes, nicht minder hinsichtlich der Zusammensetzung des Lehrkörpers und der Hörerschaft sowie ihrer Unterrichtszeit und ihres Sitzes, wird die Akademie den weiteren Vorteil haben, daß ihren Angehörigen die bereits in der Bildung begriffene Bibliothek des Friedenspalastes offen stehen wird, die die vollständigste Sammlung der Literatur des internationalen Rechts und der damit zusammenhängenden Wissensgebiete werden soll.

Die wissenschaftliche Leitung der Akademie liegt in den Händen eines Kuratoriums von zwölf Mitgliedern; die übrigen Verwaltungsgeschäfte besorgt als ihr Verwaltungsrat (Conseil d'Administration) die Vorstandschaft der Carnegie-Stiftung für den Friedenspalast; für alle vermögensrechtlich bedeutsamen Geschäfte steht dem Verwaltungsrat eine Finanzkommission zur Seite.

Durch diese ihre Organisation und durch die Art der Beschaffung der nötigen Barmittel — neben der Rente des Stiftungskapitals aus holländischen Quellen, zu dem auch Asser einen Teil des ihm im Jahre 1911 verliehenen Nobel-Preises

Digitized by Google

beigesteuert hat, kommt namentlich ein sehr beträchtlicher jährlicher Beitrag der Carnegie-Stiftung in Frage — ist der Akademie eine vollständige wissenschaftliche und finanzielle Unabhängigkeit und Selbständigkeit gesichert. Auch einem Ueberwiegen einer einzelnen Nationalität bei ihrer wissenschaftlichen Leitung ist dadurch vorgebeugt, daß nicht gleichzeitig zwei Angehörige einer und derselben Nationalität Mitglieder des Kuratoriums sein dürfen, eine Bestimmung, die von selbst den internationalen Charakter dieser Körperschaft mit sich bringt. Zur Sicherung einer gewissen Stetigkeit in den Grundsätzen der wissenschaftlichen Leitung ist von der anfänglich in Aussicht genommenen turnusmäßigen Erneuerung des Kuratoriums abgesehen und die kooptationsweise Ersetzung ausscheidender Mitglieder festgesetzt worden. In Gemäßheit der Statuten setzt das Kuratorium zurzeit sich zusammen aus dem gegenwärtigen und sechs früheren Präsidenten des Institut de Droit International, dem Direktor der international-rechtlichen Abteilung der Carnegie-Stiftung, einem niederländischen Mitglied, das jeweils der Verwaltungsrat auszuwählen hat, und drei weiteren kooptationsweise bestimmten Mitgliedern. An der Spitze des Kuratoriums und damit der gesamten wissenschaftlichen Betätigung der Akademie stehen, auf drei Jahre gewählt, ein Präsident (zurzeit der bevollmächtigte Minister Universitätsprofessor Louis Renault, Paris) und ein Vizepräsident (zurzeit der Verfasser des gegenwärtigen Berichts) mit einem Generalsekretär (zurzeit Professor Albéric Rolin, Generaldirektor der Bibliothek des Friedenspalastes).

Die Eröffnungsfeier der Akademie, anläßlich deren auch der Lehrplan für 1915 bekanntgegeben werden wird, wird am 1. Oktober l. J. stattfinden.

Gablenz in Briefen an seinen Bruder

Von

Strobl v. Ravelsberg

Aus Kämpfern des Jahres 1864 hat sich in Wien ein Komitee gebildet, das dem heldenmütigen Führer der Oesterreicher, die im Verein mit preußischen Truppen den Feldzug in Dänemark siegreich zu Ende führten, ein seiner Bedeutung angemessenes Denkmal errichten will. Die erforderlichen Geldmittel hofft das Komitee durch Sammlungen aufzubringen. Im Hinblick auf das enge Bündnis zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche, das sich nachgerade zu einer europäischen Notwendigkeit herauswächst, ist es durchaus am Platze, auf eine vor dem Feinde bewährte Waffenbrüderschaft hinzuweisen, und so wird man den Bemühungen des übrigens rührigen Komitees mit einer gewissen Sympathie gegenüberstehen. Ludwig Freiherr v. Gablenz, 1814 zu Jena geboren, schied 1874 in Zürich auf tragische Art aus dem Leben, in einem Anfalle von Geistesverwirrung verübte er Selbstmord. Man muß dies bedauern schon aus dem Grunde, als er dadurch sich den Weg abschnitt, in die Reihe

Digitized by Google

der ganz großen Heerführer emporzusteigen. Vier Jahre nach seinem Tode fand die Okkupation von Bosnien statt, wäre Gablenz am Leben gewesen, diese ehrenvolle und für die Zivilisation ersprießliche Aufgabe hätte ihn getroffen.

Gablenz stammt aus Sachsen. Sein Vater, der sich im Russischen Feldzuge von 1812 als Brigadier rühmlich hervortat, brachte es bis zum sächsischen Generalleutnant. In den hier mitgeteilten Briefen bedauert Gablenz wiederholt, daß seinem Vater versagt blieb, den Aufstieg des Sohnes zu erleben. Ueberhaupt atmen diese Briefe ein warmes Familiengefühl, ihr Verfasser gibt sich so ganz ohne jede Heldenpose und berichtet schmucklos über Ereignisse, an deren Gelingen ihm sehr häufig der Löwenanteil gebührte. Einleitend sei bemerkt, daß Ludwig Gablenz, der jüngste von drei Brüdern, diese Briefe an seinen nächst älteren Bruder Anton gerichtet hat. Anton Gablenz, mit Freiin Auguste Lützerode vermählt, bekleidete um diese Zeit die Stelle eines Eisenbahndirektors in Dresden. In den großen Lebensfragen waren Ludwig und Anton wohl immer eines Sinnes, und unter der örtlichen Trennung nahm das Gefühl der Zusammengehörigkeit an Tiefe nur zu.

Die vorliegende Korrespondenz beginnt im Herbst 1848 und währt bis in den Sommer 1849. Fraglos sind viele Briefe in Verlust geraten, doch das Vorhandene genügt, um zu verstehen, warum Ludwig Gablenz sich so sicher seinen Weg zu bahnen wußte. Neben universeller Bildung besaß er ein tiefes militärisches Wissen, dabei verfügte er über Mut und Schneid, und was vielleicht wichtiger war, er besaß Gönner und Freunde, die er sich im persönlichen Umgange erworben hatte. Aus der sächsischen Armee, für die er erzogen worden war, hatte er sich im April 1833, als Neunzehnjähriger, in österreichische Dienste aufnehmen lassen. Das Jahr 1848 fand ihn in Preßburg als Rittmeister und rangjüngsten Eskadronskommandanten im Regimente Wallmoden-Kürassiere. Mit ihm zugleich als Rittmeister diente der Badenser Edelsheim, der sich bekanntlich in der Folge zu epochaler Bedeutung für die Kavalleriewaffe emporgeschwungen hat. Nach dem Ausbruch der Wirren in Italien bewarb sich Gablenz um eine Anstellung an der Seite Wallmodens, der dem greisen Radetzky als Adlatus zugeteilt war. Der Wunsch wurde im Mai erfüllt, und einmal in Italien, fand Gablenz reichlich Gelegenheit, sein Wissen und Können zu betätigen. Mit dem ganzen Ungestüm seiner unverbrauchten vierunddreißig Jahre stellte sich Gablenz in den Dienst der Sache, kein Wunder also, daß er sich im Hauptquartier sehr rasch einen geachteten Namen machte. Der erste, an Bruder Toni gerichtete Brief enthielt denn auch die Neuigkeit, daß Gablenz vorgeschlagen sei für eine Majorsstelle im Generalstab. Hier der Wortlaut dieses Briefes:

Mailand, 2. September 1848.

Lieber Toni! Deine beiden Briefe vom 15. Juli und 19. August aus Dresden habe ich erhalten, und letzteren vorgefunden, als ich gestern zurückkehrte mit dem II. Korps unter d'Aspre, der mich, als große Auszeichnung für sich, vom Feldmarschall Radetzky erbeten hatte, um den letzten Schlag gegen die

Digitized by Google

Rebellen zu führen, der in eine Art Guerillakrieg im Gebirge ausgeartet ist. Seit meinem letzten Brief ist Großes vorgefallen, und ich habe oft an den seligen guten Papa gedacht, wenn er von sich und seinen Kontemporäns sagte: „Wir haben für sechs Generationen gelebt!" Er konnte es wirklich sagen; doch auch ich darf sagen, daß der Zeitraum hier in Italien kein Schlaraffenleben war.

Um jedem falschen Gerücht zuvorzukommen, das Dir zu Ohren kommen könnte, wie damals mit der abgehauenen Nase, benachrichtige ich Dich, daß ich vor Lodi von einer Kartätsche sehr leicht verwundet worden bin, und zwar wie Achilles, an der rechten Ferse. Obzwar ich nicht in den Styx getaucht worden bin, daher auch anderweitig verwundbar gewesen wäre, so segne ich den Himmel, daß er das so gut hat ablaufen lassen.

Außerdem benachrichtige ich Dich noch, daß ich bereits seit dem Einrücken in Mailand zum Major im Generalstab vorgeschlagen worden bin, was der Feldmarschall mir mit schmeichelhaften Worten eröffnet hat. Bald erwarte ich die Ernennung, im Generalstab im Kriege ist der schönste Wirkungskreis und auch der einträglichste. Im Laufe des Herbstes werde ich mich als Kurier nach Wien schicken lassen und dann trachten, einen sechswöchigen Urlaub zu nehmen, den ich ganz meinen Angehörigen zu widmen beabsichtige und mich zu Eurer aller Disposition stelle. Ich habe schon wieder Pläne, die ich mit Dir besprechen werde. Leid ist mir übrigens, daß Du nicht für Frankfurt gewählt worden bist, dies hätte sehr in meinen Kram gepaßt. Für jetzt gebe ich Dir recht, die am Ruder sind, sind nur vorübergehende Größen.

Hier leben wir in dolce jubilo als Sieger, und ich sage Dir, so eine Militärregierung ist gar nicht schlecht. Alle Chefs sind Soldaten, sogar der Theaterdirektor ist ein Obristleutnant. Unsre Verdienste werden zwar in allen Zeitungen verkleinert, geschmäht, verdächtigt, aber die Resultate sprechen zu laut für uns. Was Du wegen der Gefangennahme Carlo Albertos sagst, kann ich nur mit dem Ausspruch des Kurfürsten Moriz nach der Schlacht von Sivershausen beantworten, als er Kaiser Karl V. entwischen ließ: „Wir hatten keinen Käfig für einen so großen Vogel." Nein, ihn umzubringen, wäre ein Unglück gewesen. Der Feldmarschall hat selbst die Armee geschont, denn wäre Carlo Alberto ohne Armee nach Piemont zurückgekehrt, so wäre er verjagt worden und wir hätten eine Republik an unsrer Seite, der die Franzosen unfehlbar zu Hilfe gekommen wären. Der Marschall hat ihm gerade soviel Truppen gelassen, daß er seinen Thron im Innern behaupten kann, und das war politisch nötig. Doch jetzt genug. Benachrichtige die Verwandten, grüße sie herzlich und behalte lieb Deinen Louis.

Mit dem Urlaub, den Gablenz in Dresden zu verbringen gedachte, hatte es seine guten Wege, denn während des Sommers traten die Wirren in Ungarn ein. Unter Ludwig Kossuth, der sich zum Führer der ungarischen Bewegung emporgeschwungen hatte, spitzten sich die Gegensätze zwischen Wien und Pest derart zu, daß an eine friedliche Lösung nicht mehr zu denken war. Im Oktober

Digitized by Google

trat der Wiener Aufstand hinzu, der Hof mußte nach Olmütz flüchten. Fürst Windischgrätz, mit den Rechten eines Diktators ausgestattet, erstickte zunächst den Wiener Aufstand, dann folgte der Thronwechsel, und im Zusammenhange damit stand, daß der Feldmarschall eine Truppenmacht organisierte, mit der er den Einmarsch in Ungarn zu bewerkstelligen gedachte. Diese Neugruppierung der Armee bedingte einen namhaften Bedarf an Generalstabsoffizieren, die großenteils der Armee Radetzkys entnommen wurden. Unter jenen, die ins Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz einzurücken hatten, befand sich auch Gablenz. Die nachfolgenden zwei Briefe, im Hauptquartier des Fürsten geschrieben, bedürfen nur einer kurzen Erklärung. Der angeblich erschossene Generalstabschef des Korps Schlik, das in Oberungarn isoliert operierte, war Hauptmann Scudier. Dessen Pferd war am 11. Dezember im Gefecht bei Budamér, unweit Kaschau, erschossen worden, er selbst bekam einen Streifschuß am Kopf und blieb bewußtlos liegen. Als Scudier erwachte, sah er sich von Husaren umringt, die ihn als kriegsgefangen mit sich nahmen. Gablenz, der so unvermutet in einen neuen Wirkungskreis gelangte, urteilte richtig, wenn er meint, dem Korps Schliks stehe ein Argonautenzug bevor.

*

Petronell, 17. Dezember 1848.

Lieber Toni! Die Ungarn haben sich auf allen Seiten zurückgezogen, Oedenburg und Preßburg ist von uns genommen und ohne erheblichen Widerstand besetzt worden. Schlik meldet, daß er mit seinem Korps von Krakau über Dukla nach Eperjes vorgerückt ist, am 12. zwischen letzterem Ort und Kaschau ein ungarisches Korps von 25000 Mann aufgestellt gefunden, es angegriffen und geschlagen hat. Dann hat er Kaschau besetzt, woselbst er mit Jubel empfangen wurde, da man der Kossuthschen Regierung müde ist. Das Wetter ist fortwährend, gottlob, günstig, was uns die ferneren Operationen sehr erleichtert. Ist Preßburg entwaffnet, so werden die Operationen gegen Pest und Ofen ungesäumt fortgesetzt werden.

*

Preßburg, nachts, den 19. auf 20. Dezember 1848.

Lieber Toni! Unsre Angelegenheiten gehen gut und sicher vonstatten, und der Zufall begünstigt mich so, wie ich es mir nur wünschen konnte. Ehegestern kam der Bericht vom Korps des Feldmarschalleutnants Grafen Schlik, welches von Krakau über Eperjes nach Kaschau eingebrochen ist, daß er ein Gefecht größerer Art mit den Ungarn gehabt hat, wobei ihm sein Generalstabschef erschossen worden ist, und er um einen andern bittet. Der Feldmarschall Windischgrätz hat mich dazu bestimmt, und ich gehe in zwei Stunden als Kurier über Olmütz, wo ich dem Kaiser über unsre Fortschritte Bericht erstatte, nach Krakau und von da sofort über Dukla nach Kaschau, wo ich das Korps treffen werde.

Im Hauptquartier lasse ich, wie ich zu glauben berechtigt bin, nur Gönner und mehrere gute Freunde zurück. Einige beneiden mich natürlich auch sehr,

Digitized by Google

besonders meine älteren Kameraden. Mein neuer Korpskommandant ist ein vortrefflicher, unternehmender Feldsoldat, sehr selbständig, aber er hat das Renommee, etwas hitzig, vielleicht sogar unbesonnen zu sein. Von Kaschau schreibe ich Dir über unsre Operationen, wir betreten eine Terra incognita. Es wird eine Art Argonautenzug werden, Gott gebe, daß ich der Jason bin!

In Kaschau, dem Orte seiner Bestimmung, traf Gablenz am 25. Dezember ein. Das Zutrauen seines Chefs sowohl wie der Truppen erwarb sich Gablenz sofort, schon am 28. war sein Name in aller Leute Mund. Beim Vortrab reitend, gewahrte Gablenz eine Honvedabteilung; mit einigen Reitern sprengte er vor und behandelte die Honveds wie Untergebene. „Beim Fuß, Pyramiden ansetzen!" kommandierte er, nahm dem Honvedoffizier den Säbel ab, und ehe die verdutzte Abteilung recht wußte, was mit ihr geschah, war sie kriegsgefangen. Eine Woche später, am 4. Januar 1849, wurde das Korps Schlik von der Heeresgruppe des ungarischen Kriegsministers Mészáros angegriffen. Das Gefecht fand in unmittelbarer Nähe von Kaschau statt. Bei Beginn der Aktion trennte sich Gablenz von seinem Chef mit den Worten: „Ich verfüge mich zu den Ziegelöfen, verlassen sich Eure Exzellenz auf mich, daß ich dort meine Sachen schon mache!" Sprachs und nahm zwei Sechspfünder mit sich, die er derart vorteilhaft aufstellte, daß die gegnerische Stellung enfiliert wurde. Diese halbe Batterie richtete ungeheuren Schaden an und trug wesentlich dazu bei, daß Mészáros mit einer Niederlage abzog. Der Umstand, daß Gablenz kein methodisch geschulter Generalstäbler war, bewahrte ihn vor der Gefahr, doktrinär zu werden. Musterbeispiele für die Art, wie der Krieg hier zu führen sei, gab es nicht, es mußte also aus dem Instinkt heraus gehandelt werden. Aus dem Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz war Gablenz abgereist in der Erwartung, daß der Vormarsch der Hauptarmee dem Korps Schlik namhafte Vorteile bringen werde, als er jedoch in Kaschau eintraf, offenbarte sich just das Gegenteil. Anstatt entlastet zu werden, mußte das Korps Schlik Kämpfe bestehen mit ungarischen Heeresgruppen, die, der österreichischen Hauptarmee ausweichend, nach Oberungarn sich zurückzogen. Jedes vom Feldmarschall entsendete Streitkorps bewirkte, daß für Gablenz die Zahl der Gegner wuchs. Mehr wie einmal befand sich das Korps Schlik in mißlicher, zeitweise sogar verzweifelter Lage. Trotz einer Kälte von 20 Grad war Gablenz fleißig auf den Beinen, nach allen Seiten hin ließ er Streifzüge unternehmen und rettete so das Korps vor dem Schicksal, in Kaschau eingeschlossen und zur Waffenstreckung gezwungen zu werden. Daß Gablenz mitunter recht düsterer Stimmung war, erscheint begreiflich, um so verdienstlicher für ihn, daß er davon nichts merken ließ. Das Fernglas, das er so sehnlich sich wünschte, erhielt er erst zwei Monate später, charakteristisch für die gute alte Zeit. Das Hilfskorps, dessen er erwähnt, war vom Fürsten Windischgrätz entsendet und bestand aus den Brigaden Parrot und Kriegern. Ungewollte Komik liegt in dem Hinweise auf die Lutheraner der Zips, Gablenz war selber ein Lutheraner.

*

Digitized by Google

Kaschau, 10. Januar 1849.

Lieber Toni! Ich kenne Eure Liebe und Teilnahme, lasse Dich daher nicht ohne Nachricht. Soeben geht ein Kurier wieder ab, mit dem ich diese Zeilen schicke. Um nirgends, wo ich war, vergessen zu werden, bin ich gezwungen, eine nicht unbedeutende Privatkorrespondenz zu unterhalten, mit allen großen Herren im Hauptquartier sowohl als auch in Italien. In einer Stunde gehe ich mit einer mobilen Kolonne ab, um das Zipser Komitat zu besuchen. Dies ist der Sitz aller Lutheraner und somit auch Kossuthianer. Ich wünsche alle zum Teufel und wollte, daß unser Sektenstifter nie gelebt hätte, denn diese ungarischen Lutheraner sind unausstehlich.

*

Boldogkö-Váralja, 26. Januar 1849.

Lieber Toni! Deinen Brief habe ich erhalten, nicht aber die Ferngläser. Wohl hattest Du recht, als Du Besorgnisse aussprachst, denn die letzten drei Tage waren derart, daß mein Gemüt auf das tiefste erschüttert worden ist. Gestern war ich sogar krank. Heute geht es mir wieder gut, der beste Arzt ist die Hilfskolonne, 9000 Mann, die sich bis heute abend mit dem Korps vereinigen wird. Wie oft habe ich diese Stelle eines Generalstabschefs verwünscht, als ich die leichtlebigen Galopins singend und fröhlich sah, während ich, der Verzweiflung nahe, ein lustiges Gesicht zur Schau tragen mußte. Ich wünsche nicht, nochmals drei solche Tage zu erleben. Daß ich noch lebe, ist ein Wunder Gottes, denn ich sehnte mich, erschossen zu werden.

Ausführlicher als in den beiden Briefen vom Januar schildert Gablenz die erduldeten Seelenqualen in dem hier folgenden Schreiben. Aber auch hier erwähnt er mit keiner Silbe, daß er ähnlich wie bei Kaschau im Vordergrunde der Ereignisse stand. Das Korps Schlik bestand am 31. Januar bei Tokaj ein siegreiches Gefecht, Gablenz wurde hierbei durch einen Schuß in den Schenkel verwundet. Der Kriegsrat, dessen hier gedacht wird, fand am 8. Februar in Kaschau statt, um Mitternacht setzten sich die Truppen in Marsch. Tags darauf rückte Görgey in Kaschau ein und verweilte dortselbst bis zum 16. Februar.

*

Rimaszombat, 16. Februar 1849.

Lieber Toni! Wenn Du schlechte Nachrichten von unserm Korps erhieltest, so waren sie diesmal nicht unbegründet. Deine Befürchtungen, die Du in Deinem früheren Briefe aussprachst, haben sich fast wirklich alle herausgestellt. Görgey mit einem starken Korps ist in der Zips ein- und uns in den Rücken gefallen, während der über die Theiß geworfene Feind sich neuerdings gesammelt hatte und über Tokaj gegen uns vorrückte, endlich das Perczelsche Korps, von einem Polen Dembinski geführt, über Miskolcz anrückte, und so von drei Seiten zugleich von Uebermacht und Verrat umsponnen, befanden wir uns in Kaschau wie in einer Mausefalle. Wo wir uns zeigten, wich der Feind zurück und nahm kein Gefecht an, aber wenn wir weiter vorgingen, war er in den Flanken und schnitt

Digitized by Google

uns Kommunikation und Lebensmittel ab, so daß wir wie auf einer Insel von der Außenwelt abgeschlossen lebten. Eine verzweifelte Lage, infolge welcher ich meinem Chef einen Kriegsrat vorschlug, und in demselben stellte ich folgende drei Propositionen:

1. Sich nach Galizien durchzuschlagen und dieses Land zu decken, was aber den Uebelstand hatte, daß, wenn schlechtes Wetter eintrat, kein Uebergang über die Karpathen mit all den Geschützen, Equipagen und Train möglich war. 2. Aus Kaschau ein Saragossa zu machen und sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen, was aber allerdings bei der militärischen Unhaltbarkeit dieses Ortes nicht lange gedauert haben würde, abgesehen davon, daß die Zernierung uns alle Zufuhr abgeschnitten hätte, wenn wir nicht verproviantiert waren. 3. Ohne ein entscheidendes Gefecht abzuwarten, Kaschau zu verlassen und über Torna, Cichtolek, Gömör nach Rimaszombat zu gehen, die Verbindung mit der Hauptarmee zu suchen und sodann wiederum die Offensive zu ergreifen. Dadurch hatten wir die Sicherheit, das Korps zu erhalten und Pest-Ofen von dieser Seite zu decken.

Dieser letzte Vorschlag ward mit der Modifikation angenommen, vorher den Feind auf der Seite nach Miskolcz nochmals anzugreifen und ihn zu einem entscheidenden Schlage zu zwingen. Wenn dies gelang, wollte man in Kaschau bleiben, sonst aber abziehen. Dies geschah. Der Feind nahm aber keine Schlacht an, sondern zog sich zurück, und somit mußte abgezogen werden. In der Nacht dieser Kriegsrat, die trübe Stimmung der Truppen, mit einem Wort, das Ganze war etwas, was sich nicht beschreiben läßt.

Ein Blick in das Buch der ungarischen Geschichte lehrt übrigens, daß allemal der Herd der ungarischen Bürgerkriege dieser Teil des Landes und die Karpathen waren, und mag das Kriegstheater viele Aehnlichkeit mit dem Kaukasus haben. Gebirgig, unwegsam und von einer Bevölkerung bewohnt, die ohne Idee von einer Zivilisation der Parteiwut blindlings folgt. Denke Dir 1900 Wagen mit Emigranten, die ihren heimatlichen Herd verließen und die eine fast erdrückende Last unsrer Avantgarde waren. Kaleschen mit schönen Damen, große Packwagen mit allerhand Habseligkeiten sah man zu Hunderten. Dabei fortwährend vom Feinde in den Flanken und Rücken angegriffen, wenn auch nur alarmiert, Du kannst Dir hiernach ein Bild machen.

Genug von dem; wir sind glücklich hier angekommen, haben den Feind ehegestern tüchtig geschlagen dank unsrer guten Artillerie, haben die Verbindung mit der Hauptarmee hergestellt und sind wieder guten Mutes. Die Emigranten, Blessierten und Kranken sind nach Waizen abgeschickt, wir werden einige Tage hier stehen, um unsre Truppen, die ohne Brot, nur kümmerlich mit Lebensmitteln versehen sind, zu restaurieren. Dann werden wir wieder die Offensive ergreifen.

Der Feldmarschall war sehr erfreut, uns, die er für ganz verloren geglaubt, wiedergefunden zu haben; ohne Verlust, ja mit einem neuen Geschütz mehr, das wir dem Feinde abgenommen haben.

Digitized by Google

In dieser Jahreszeit solche Strapazen auszuhalten und dabei im Innern diese ernsten Sorgen, die ich Tag und Nacht hatte und die ich in ihrem ganzen Umfange übersah und oftmals nicht aussprechen durfte, um nicht die Mutlosigkeit hervorzurufen, hätte ich nicht zu überleben geglaubt. Der Himmel hat mich aber geschützt. Meine Wunde ist zwar neuerdings aufgebrochen, doch sonst bin ich wohl, sehne mich aber nach Ruhe und auf einige Stunden zu Euch, leider ist aber noch lange keine Aussicht vorhanden. Uebrigens möchte ich an höhere Fügung und weitere Bestimmung glauben, da ehegestern wieder eine Zwölfpfünderkugel unter dem Leib meines Pferdes durchging und ich unverletzt geblieben bin.

Die Ferngläser, die ich notwendig brauche, habe ich noch immer nicht. Kümmere Dich nochmals darum.

Drei andre Korps sind in Bewegung gesetzt, um im Einklang mit uns zu operieren. Fürst Colloredo, ein alter Freund aus dem Orient, kommandiert das eine, der Fürst v. Jablonowski das andre und General Götz das dritte. Die Oberleitung der ganzen Operationen in Oberungarn scheint meinem Korpskommandanten anvertraut worden zu sein. Da ich Gott sei Dank das ganze Vertrauen meines Chefs besitze, ist mir ein Wirkungskreis angewiesen, der mir in Sachsen nie hätte werden können. Meine Briefe an Wallmoden machen Furore in Prag und werden von dem Exkaiser gelesen.

Ueber die zweitägige Schlacht bei Káполna, die den ersten bedeutenden Waffengang des Winterfeldzuges darstellt, findet sich in der Korrespondenz keine Andeutung. Daß Gablenz hierüber nichts berichtet hätte, ist unwahrscheinlich, man muß somit annehmen, daß seine Briefe in Verlust geraten sind. In dem kleinen Orte Pétervására, wo am 24. Februar eine Abteilung des Schlikschen Korps von den Ungarn zur Nachtzeit überfallen wurde, erhielt General Schlik den Befehl, nach Gyöngyös zum Feldmarschall zu kommen wegen einer Beratung, die den Waffengang bei Káполna zum Gegenstande hatte. Begleitet von Gablenz und den Rittmeistern Prinz Nassau und Graf Török (später Gemahl der Hofburgschauspielerin Buska) begab sich Schlik am 25. Februar zu Pferde auf den Weg. Zwölf Kürassiere folgten als Eskorte. In dem Orte Pásztó, wo ein bestellter Wagen bereit stand, hatte sich auf dem Hauptplatze eine große Menschenmenge angesammelt, und es herrschte die Geneigtheit, den General samt seinen Begleitern gefangen zu nehmen. Schlik vereitelte den Plan durch eine List, er konnte ungehindert den Wagen besteigen und nach Gyöngyös fahren, wo er um 8 Uhr abends eintraf. Die Beratung beim Feldmarschall dauerte nicht lange, Schlik und seine Begleiter nahmen einen Tee, dann fuhren sie nach Pásztó zurück. Es war Mitternacht, als sie hier eintrafen. Man stieg nun in den Sattel, und in stockfinsterer Nacht trabte man auf dem elenden Wege nach Pétervására zurück. Am 26. Februar lieferte das Korps Schlik das Gefecht bei Sirok und tags darauf griff es entscheidend in die Schlacht bei Káполna ein. Unvergeßlich blieb den Truppen der Anblick, als sie an einem Hügel vorbeimarschierten, auf dessen

Digitized by Google

Spitze Schlik zu sehen war, neben einem Feuer liegend, die fröstelnden Glieder mit dem Mantel bedeckt. Gablenz und die Suite hatten mit dem General die Nacht vom 26. auf den 27. Februar auf diesem Hügel verbracht. Die Szene ist übrigens sowohl von einem Dichter als auch von einem Maler festgehalten worden. Nach der Schlacht von Kápolna trat das Korps Schlik in den Verband der Hauptarmee, die Selbständigkeit hörte auf. Unter den zwei hier folgenden, im Monat März geschriebenen Briefen ist der letzte an die Schwägerin gerichtet, Gablenz findet Zeit, ihr einen Band Gedichte zuzuschicken, deren Verfasser Zedlitz war.

*

Pest, 27. März 1849.

Lieber Toni! Ich zeige Dir an, daß gestern die beiden Ferngläser angelangt sind, für die ich Heinrich und Dir herzlich danke. Ich verspreche mir ersprießliche Dienste von ihnen.

Meine Aktien stehen gut. In der letzten Zeit habe ich, von meinem alten Freunde Obrist Graf Mensdorff, Flügeladjutanten beim Kaiser, aufgefordert, eine Korrespondenz eröffnet, die der Kaiser zu lesen bekommt, und ich hoffe, dadurch in der Lage zu sein, manches Ersprießliche zur Allerhöchsten Kenntnis zu bringen. Von mehreren Seiten bin ich neuerdings aufgefordert worden, da es die Statuten erheischen, den Tapferkeitszeugnissen, welche man ohne mein Zutun an den Theresienorden eingeschickt hatte, eine Einbegleitung beizugesellen, um der Form zu entsprechen, was ich getan habe. Das Ordenskapitel selbst wird aber wohl erst in einigen Monaten abgehalten werden, wenn die Kampagnen in Italien und hier in Ungarn eine entscheidende Wendung genommen haben werden. Uebrigens hat mein Adjutant wegen der Aufstellung einer Batterie beim Treffen von Kaschau, zu der ich ihm den Befehl gab, den Leopoldorden bekommen, ich aber nichts. Als Hauptperson glaube ich daher, auf den Theresienorden rechnen zu können.

Obzwar große politische und militärische Fehler hier vorgegangen sind, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß der Krieg hier und die Aufgabe selbst sehr schwer ist. Eine Ausdehnung wie Ungarn zu unterwerfen und zu behaupten ist nicht leicht, und der Bürgerkrieg wird lange dauern. Aber ich habe die besten Hoffnungen, Institutionen von Jahrhunderten wirft kein Parvenu wie Kossuth dauernd über den Haufen, wenn er auch momentan Vorteile erringen sollte.

Ohne Großsprecherei, von unsern Waffen in Italien und hier hängt die Gestaltung von Europa ab. Wir kämpfen nicht so eigentlich gegen Ungarn oder Italiener, sondern gegen die rote Republik.

*

Gödöllö, 28. März 1849.

Liebe Auguste! Deine Vorliebe für Poesie kennend, schicke ich Dir die Gedichte von Zedlitz über die italienische Kampagne. Das eingetretene schlechte Wetter hemmt alle Operationen und bringt einen gezwungenen Waffenstillstand hier in Ungarn hervor. Die Russen, welche in Siebenbürgen waren, ohne am

Digitized by Google

Kampf teilzunehmen, sondern bloß zur Besetzung des von unsern Truppen eroberten Gebietes dienen sollten, sind von dem wahnsinnigen Bem mit Uebermacht angegriffen und aus Hermannstadt vertrieben worden. Diese Scharte wird, wie ich glaube, Nikolaus auswetzen und dürfte den Ungarn schlecht bekommen.

Der Monat April ist in der Korrespondenz gar nicht vertreten, während dieser Zeit jedoch fanden hochbedeutsame Ereignisse statt. Die von den Ungarn eröffnete Aprilkampagne, ein großzügig angelegtes und wirkungsvoll durchgeführtes Unternehmen, verschob die allgemeine Kriegslage derart, daß die österreichischen Truppen überall im Nachteil waren. Görgey, der Führer der Ungarn, erwies sich da als Feldherr von Geschick. Was Görgey in strategischer Beziehung an Erfolgen errang, verdarb sein Antagonist Kossuth in politischer Richtung durch die Unabhängigkeitserklärung vom 14. April. Der österreichisch-ungarische Konflikt, bisher eine rein interne Angelegenheit, wurde dadurch zu einer europäischen Frage, deren Lösung Zar Nikolas I. übernahm. Das Werkzeug, dessen sich der Zar dabei bediente, waren 200000 Russen, die nach Ungarn dirigiert wurden. Fühlbar wurde die russische Armee in der zweiten Hälfte des Monats Juni. Oesterreichischerseits wurde Feldmarschall Fürst Windischgrätz des Armeekommandos enthoben, an seine Stelle trat Baron Welden, der aber Ende Mai freiwillig abtrat und so die Bahn frei gab für Baron Haynau, der die auf ihn gesetzten Erwartungen im vollsten Maße rechtfertigte. Was nun Gablenz anbelangt, scheint zwischen ihm und General Schlik eine gewisse Entfremdung eingetreten zu sein, Gablenz hatte Schritte getan, vom Generalstab loszukommen. Erschütternd wirkt der erste der nun folgenden Briefe, wo Gablenz mit prophetischem Blicke das Schicksal des Generals Hentzi ahnt, der beim Falle der Festung Ofen den Tod fand.

*

Ungarisch-Altenburg, 21. Mai 1849.

Lieber Toni! Deinen Brief vom 18. März nebst Zeitungsartikeln über die Dresdener Vorfälle erhalte ich soeben und habe durch die Zeitungsartikel wenigstens eine gute Nachricht über die Schreckenstage erhalten. Gott sei Dank, daß sie wieder vorübergegangen sind. Du warst bei Prinz Albert, bravo!

Beifolgend übersende ich Dir ein Blatt der „Wiener Zeitung“ nebst der Aufforderung zur Kapitulation an General Hentzi und dessen Antwort. Es zerreißt mir das Herz. Beim Abzug von Pest und Ofen, in der Nacht beim Uebergang über die Kettenbrücke saß ich auch eine halbe Stunde mit ihm am Wachtfeuer. Dann umarmte er mich, eine Träne rollte über unsre Wangen, und wir schieden, vielleicht beide, ohne es zu sagen, aber denkend und ahnend, in der Ueberzeugung, uns nie wiederzusehen. Drei Stürme hat er abgeschlagen und 700 Ungarn sollen geblieben sein. Ob er aber zu widerstehen vermag, ist eine andre Frage, die ich bezweifle, und dann, welch schauderhaftes Los erwartet ihn und die Garnison. Wir werden wohl kaum rechtzeitig zum Entsatze kommen.

Digitized by Google

Lieber Toni, der Krieg ist eine schauderhafte Geisel, und 3- bis 4000 Unschuldige, ihrer Pflicht Treuergebene zu opfern, ist unmenschlich, aber doch notwendig. Gott helfe den Armen!

*

(Ohne Ortsangabe) 22. Juni 1849.

Lieber Toni! Ich beeile mich, Dir die angenehme Nachricht mitzuteilen, daß wir einen entscheidenden Sieg über die ungarische Hauptmacht erfochten haben. Sie bestand in 40000 Mann nebst sehr zahlreicher Artillerie. Vor uns war nur das Korps Wohlgemuth und die russische Division Panjutin im Feuer.

Was mich anbelangt, so bin ich gesund und erwarte mein Avancement täglich. Ich bin, unter uns gesagt, zum Obristleutnant und Regimentskommandeur der Savoyendragoner vorgeschlagen. Der Obrist des Regiments ist General geworden und der Obristleutnant (Du weißt, daß ich bei diesem Regiment Kadett und Leutnant war und gerade er damals mein Rittmeister) hat sich nicht entsprechend vor dem Feinde benommen, und so bin ich als jüngerer Obristleutnant, wenn ich ernannt sein werde, sein Chef. Ein eignes Verhältnis! In meiner Tour wäre ich im Regiment der jüngste Schwadronskommandant, ein Verhältnis im Frieden unmöglich, aber die Kanonenkugeln gleichen alles aus.

*

Acs vor Komorn, 5. Juli 1849.

Lieber Toni! Deinen Brief vom 28. Juni erhalte ich soeben. Wir haben zwei heiße Tage gehabt, stehen vor Komorn der ungarischen Hauptarmee unter Görgey und Klapka, aus 70000 Mann und 200 Kanonen bestehend, gegenüber. Der Einnahme von Raab, welche am 29. v. M. erfolgte, ist ein großartiges Gefecht hier gefolgt, wobei der Kampf vierzehn Stunden sehr erbittert wütete und der Feind endlich in die Festung zurückgeworfen wurde. Die Verluste beiderseits sind bedeutend. Bald mehr.

Der Kaiser war bis heute hier, was mein Avancement verzögert, sowie auch der Kriegsminister Gyulai und der Ministerpräsident Felix Schwarzenberg. Daß ich den Theresienorden bekommen habe, wirst Du wissen, und er ist mir einstimmig vom Kapitel zugesprochen worden. Der Kaiser hatte die Gnade, mir ihn sofort durch einen Offizier mit Glückwünschen zuzuschicken. Hier hat den Orden noch Graf Schlik und General Bianchi erhalten, letzterer für Italien. Ich werde sehr beneidet um diese Auszeichnung und freue mich herzlich darüber. Das Kapitel war sehr streng, und enorm viele sind abgewiesen worden, man spricht von 64 an der Zahl. Feldzeugmeister Haynau und Feldzeugmeister d'Aspre sind die beiden Kommandeurs. Warum konnte der selige Vater dies nicht erleben! Und die gute, unvergeßliche Mama!

Die Cholera, diese furchtbare Seuche, wütet hier sehr stark und lichtet unsre Reihen bedeutend, zwischen 600 bis 1000 Mann werden täglich von ihr befallen. In diesem Moment liegt mein Kutscher Adam im Sterben, doch die Zeiten sind so, daß für Mitgefühl keine Zeit bleibt.

Ich erwarte mein Avancement ruhig und freue mich, daß Du meine Ansicht

Digitized by Google

teilst. Obzwar erfreut, einen großen Wirkungskreis zu haben, bin ich doch der Meinung, daß man sein eignes Geschick nicht zu sehr an einen einzelnen Menschen fesseln muß. Denn so manche Sterne erbleichen, und alles ist vorübergehend, besonders aber Volksgunst und das gewisse In-der-Mode-sein.

Im Lager vor Komorn sah Gablenz seinen langgehegten Wunsch erfüllt er wurde Oberstleutnant und Kommandant des Regiments Savoyendragoner. Das Regiment lag in Siebenbürgen. Im Begriff, von Wien dahin abzureisen, traf ihn die Mission, an der Seite des Fürsten Felix Schwarzenberg nach Warschau zu fahren. Nach dem Wiedereintreffen in Wien fiel ihm die Aufgabe zu, dem russischen General Grabbe als diplomatischer Unterhändler zu dienen. Bezeichnend ist, daß Grabbe ausdrücklich ihn und keinen andern gewünscht hat. Dies setzt voraus, daß Gablenz Gelegenheit gefunden hatte, mit Grabbe näher bekannt zu werden. Grabbe, ein hochgebildeter, formvollendet auftretender General, sollte dahin wirken, daß die Festung Komorn sich freiwillig ergebe.

*

Wien, 5. August 1849.

Lieber Toni! Uebermorgen abends reise ich ab, mir ist alles nach Wunsch gegangen. Auf dem Kriegsschauplatz sieht es auch gut aus, die Sache geht ihrem Ende entgegen. Die Rebellenregierung scheint auch davon überzeugt zu sein, Kossuth und Mészáros sind infolge einer Emeute in Szegedin abgesetzt worden, Dembinski und andre polnische Führer haben ihre Entlassung genommen, Bem wird und ist auf allen Punkten geschlagen, Görgey von der Armee zum Diktator ernannt, wird von Sasz und Grabbe verfolgt. Durch die gute Luft bin ich recht wohl geworden und habe mich recht erholt.

*

Warschau, 9. August 1849.

Lieber Toni! Der Mensch denkt, Gott lenkt. Es scheint, als solle ich nicht zum Kommando meines Regiments kommen, denn gerade am Vorabend meiner Abreise nach Siebenbürgen erhielt ich infolge eines Ministerrates die Bestimmung, unsern Ministerpräsidenten Fürsten Schwarzenberg hierher zu begleiten. Ich habe den großen Kaiser gesehen und gesprochen. Die Angelegenheiten der Mission scheinen nach Wunsch zu gehen. Soeben hat mich der Thronfolger zu sich befohlen, der sich meiner sehr freundlich erinnerte. Man ist wie ein gehetzter Hase. Bald aus Wien ein mehreres.

*

Wien, 16. August 1849.

Lieber Toni! Meine Aktien steigen, ich werde benutzt zu schwierigen Aufträgen, und das ist immer etwas, wenn es auch mich nicht zu meinem Regiment bringt. Ich erhalte die Mission, zum russischen General Grabbe zu gehen und seine Operationen zu influenzieren. Ein schwieriger, sehr schwieriger Auftrag, den man als solchen erkennt. Heute abend gehe ich ab und werde Dir längere Zeit keine Nachrichten geben können. Der Weg ist schwierig durch ein insurgiertes

Digitized by Google

Land und Guerillabanden. Grabbe war am 10. d. M. in Altsohl, ich will ihn suchen, aber wie?

Die Festung Komorn kapitulierte am 4. Oktober 1849, zwei Monate später rückte Gablenz in die Oberstencharge vor. Innerhalb eines Jahres hatte er die Stabsoffiziersgrade erreicht, er war Besitzer des Theresienordens und besaß einen Ruf, um den ihn mancher beneiden mußte. Mit erstaunlichem Geschick wußte sich Gablenz jeder Lebenslage anzupassen, wo immer er hingestellt wurde, er versagte nicht. Obschon durch und durch Tatenmensch, besaß er genug von jener Geschmeidigkeit, die in diplomatischen Kreisen als unerläßlich gefordert wird. So sehen wir denn Gablenz wiederholt mit heiklen Aufträgen betraut, er vollführte Missionen in Dresden, Kassel, Hamburg und Berlin, im Mai 1851 wohnte er auch der Entrevue in Olmütz bei. Den Grundstein für seinen späteren Ruf als Heerführer hat Gablenz in diesem Jahre gelegt, wo er sich uns als ungemein sympathische Persönlichkeit vorstellt. Das mag auch rechtfertigen, daß wir ihn zeigen in den Briefen an seinen Bruder.

Reichsländisches

Von

M. v. Köller

Wie das Elsaß in alter Zeit seine Kraft suchte und fand in der Selbständigkeit seiner reichsunmittelbaren Städte und Gemeinwesen, in den Privilegien seiner freien Herrschaften und Fürstentümer, in dem kernigen, religiösen Landvolk, in dem hochgebildeten, frommen Handwerkerstand, so stützte sich das frühere Herzogtum Lothringen auf sein souveränes Herrscherhaus, dem es mit wahrer Treue zugetan war, auf die Herzöge von Lothringen oder Lotharingien, das Land des Kaisers Lothar. Dabei darf nicht vergessen werden, daß das jetzige Lothringen weitaus der kleinere Teil ist von dem, was man nach Karls des Großen Tode unter „Herzogtum Lothringen" verstand. Die Bistümer Metz, Verdun und Toul, die im Gebiet des Herzogtums lagen, sind stets „reichsunmittelbar" gewesen, bis auch sie wie das ganze Elsaß und Lothringen unter Verletzung aller diesbezüglichen Verträge von den Franzosen besetzt wurden.

Lothringen hat schon zur Zeit der Karolinger in Beziehungen zum Elsaß gestanden. Im Vertrag von Mersen, 870, wurden beide Länder „Ludwig dem Deutschen" zugewiesen; später aber geht ihre Geschichte bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ganz verschiedene Wege, was sich auch daraus erklärt, daß das Elsaß zu allen Zeiten ein mehr oder minder selbständig verwaltetes Land war, während in Lothringen „das monarchische Gefühl" vorwiegend die Direktive für die Entwicklung des Herzogtums blieb.

Digitized by Google

In Lothringen fand die Reformation einen sterilen Boden, ganz im Gegensatz zum Elsaß. In dem Bistum Metz ist die Reformation trotz schwerer Kämpfe nie durchgeführt worden. Die Verfolgung der Protestanten, nach Aufhebung des Edikts von Nantes 1685, hat das Elsaß härter getroffen als Lothringen. Die Einführung der französischen Sprache war in Lothringen — in dem die französisch sprechenden Franken dieselbe Grundlage für die Bevölkerung bilden, wie im Elsaß die Alemannen, deren Muttersprache das Deutsche ist — viel leichter durchzusetzen als im Elsaß, wo auch die Kirche der Reformation für Luthers Sprache Schutz- und Trutzwache hielt. Kunst und Wissenschaft haben in Lothringen, dem Lande der Agrikultur, nicht in dem Grade die Beteiligung des Volkes gefunden wie im Elsaß.

Im Jahre 1735 hat das Haus Lothringen in Wien — dem Vorbilde des Hauses Habsburg in bezug auf das Elsaß folgend — das Herzogtum Lothringen erst an Stanislaus Leszinski von Polen, dem Schwiegervater Ludwigs XV., dann an Frankreich überlassen, wodurch Ludwigs Zustimmung zur Erwerbung des Herzogtums Toskana für die lothringenschen Erzherzöge gewonnen wurde. Friedrich der Große sagt in seinem „Antimachiavell", daß „das ganze Land Lothringen in Tränen gewesen sei" bei der unerwarteten Wendung der Dinge. Im Elsaß gab es — im Gegensatz zu Lothringen — keine Tränen nach den Frieden von Nymwegen und Ryswick (Nimweg und Reißweg, wie der Volkswitz die Namen charakteristisch abänderte), aber wohl nicht mit Unrecht sind die têtes carrées als ein Charakterprodukt des „Zwei-Seelen-Schicksals" im Lande bezeichnet worden. Trotz der Tränen und der têtes carrées aber ließen die Reichslande das ihnen von Oesterreich bereitete Schicksal mit einer staunenswerten Gleichgültigkeit in vollständiger Stille über sich ergehen. Die Geschichte muß daraus folgern, daß sie mit der französischen Herrschaft zufrieden waren! Que faire? Da sie Vertrauen und Hoffen auf deutsches Recht und deutsche Treue verloren hatten! Wer will ihnen das verdenken?

Es ist der Bewunderung wert, wie die französischen Machthaber jener Zeit es verstanden haben, bei aller Strenge doch mit milder Klugheit und schlauer Menschenkenntnis auch „die Herzen" der Elsaß-Lothringer zu gewinnen. Die Politik der österreichischen Kaisermacht verfolgte eignen Gewinn und persönliche Interessen, ohne an das Geschick der von ihnen abhängigen alten deutschen Reichslande zu denken. Man überließ sie, eigne Vorteile dafür eintauschend, skrupellos den fremden Mächten.

Das war das alte deutsche Kaiserreich!

Wer sollte nicht in dem Blatt der Welt„geschichte", das sich 1866 auf dem Kriegsschauplatz in den böhmischen Feldern entrollte, etwas von dem Welt-„gericht" erkennen, unter dessen feuer- und blutbringenden Wettern sich das Abendrot der alten deutschen Kaisermacht kämpfend neigte, vor dem Morgenrot der neu aufgehenden deutschen Kaiserherrlichkeit!?

Elsaß und Lothringen haben die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges mit der durch Richelieu veranlaßten Schwedeninvasion, die grausamen Protestanten-

Digitized by Google

verfolgungen, die Krisen der spanischen, österreichischen und Jülichschen Sukzessionskriege in gleichem Schicksal erduldet — ein näherer Anschluß, ein eingehenderes Verständnis zwischen beiden Ländern fügte sie erst zueinander in der gemeinsamen Abhängigkeit von Frankreich, ohne daß sich indes auch da die Verschiedenheit des Volkscharakters ganz ausgeglichen hätte.

Als die große Revolution zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihre blutigen Hände auch über Elsaß-Lothringen breitete, die alten Verhältnisse zerstörte und glänzende Fata-Morgana-Gebilde von Freiheit und Gleichheit am politischen Horizont hervorzauberte, vertraute das vereinigte Reichsland fest auf Frankreichs Führung durch die Umwälzungen der Zeit, und als Napoleons I. Ruhm und Schutz auch der reichsländischen Bevölkerung zugute kam und sie den Lorbeeren der Grande nation die — dem eignen Lande entsprossenen — glorreichen Namen hinzufügen konnte, da wurde das Bündnis mit gemeinsam vergossenem Blute besiegelt — Franzosen und Reichsländer waren und blieben Brüder.

Unter dem ersten französischen Kaiserreich hat Elsaß-Lothringen gute Tage gehabt. Tauchten im Elsaß die Selbständigkeitsgelüste, die Traditionen alter Zeit hier und dort wieder auf, der Code Napoléon schaffte und brauchte die Mittel, Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten. Die deutschgesinnten Elemente verschwanden nicht, aber sie zogen sich immer mehr und mehr zurück. Bis 1870 nahm die Assimilation mit Frankreich immer festere Formen an, und die deutschen Heere waren in „Feindesland", als sie im Juli desselben Jahres in die Reichslande einmarschierten.

Die Konsequenzen, welche Deutschland aus dem durch Frankreichs Notlage provozierten Kriege gezogen hat, riefen einen Sturm der Entrüstung hervor. Die bittersten Enttäuschungen über Frankreichs Machtvollkommenheit, Schmerz und Zorn brachen sich Bahn in ohnmächtigem Sichauflehnen gegen das Unabwendbare, dessen Unabänderlichkeit für die Jahre der Zukunft, dessen „Endgültigkeit" Land und Volk wie in schweres Nachtgewölk hüllten!

Für Deutschland aber forderten die geschichtlich festgelegten Erfahrungen alter Zeiten die glatte Annexion der Grenzlande, um dauernden, festen Frieden erhalten zu können mit dem ruhe- und rastlosen französischen Nachbar, einen Riegel vorzuschieben vor die jedem Völkerrecht hohnsprechenden Uebergriffe seiner Machthaber, um aber auch das Streitobjekt der Jahrhunderte, die Reichslande selbst, in feste Bande und gesicherte Obhut zu nehmen und das „Zwei-Seelen-Schicksal" des Landes allmählich zu enden unter dem Schutz des neuen, starken, machtvollkommenen deutschen Kaiserreiches.

Für Elsaß-Lothringen eröffnete sich in dem Deutschen Reich, das ein Bundesstaat ist, eine ganz andre Perspektive, als es in dem einheitlichen Frankreich, wo „alles" von Paris aus regiert wird, möglich war. Auch Elsaß-Lothringen könnte, wenn es erst einmal wirklich wieder deutsch geworden, ein selbständiger deutscher Bundesstaat werden, und damit die Sehnsucht und die Ziele der elsässischen Volksseele, seit Urzeiten her, in Erfüllung gehen! Aber noch ist die

Digitized by Google

Vorbedingung dazu nicht erbracht, die Uebergangszeit nicht vollendet. Damit muß gerechnet werden, ebenso in den Reichslanden wie in Altdeutschland. Zweihundert Jahre ist das alte deutsche Grenzland Frankreich überlassen geblieben, vierundvierzig Jahre erst sind vergangen, seitdem es für sein ursprüngliches Stammland zurückgewonnen und genommen wurde.

In der Zeit nach dem Frankfurter Frieden fanden sich eine Gruppe elsässer Männer zusammen, die, ihrem schwer daniederliegenden Vaterland zu nutzen, die Verhältnisse akzeptierten und mit klarem, weiten Blick ihre Stimmen erhoben, um mitzureden und zu raten, als es galt, für die altdeutschen, dann neufranzösischen, nun wieder deutschen Reichslande die neue Verwaltung fest zu ordnen. In der Annahme, daß nunmehr eine endgültige Regelung der reichsländischen Verhältnisse stattfinden werde, ging eine Deputation nach Berlin zu Bismarck, um dort die ihnen im Interesse ihres engeren Vaterlandes zumeist am Herzen liegenden Neuordnungen zu besprechen.

Die allgemeine Wehrpflicht wollte man hinausgeschoben haben, das wurde nicht bewilligt, und in der Tat hat gerade die Kameradschaft in der Armee viel versöhnende Erfolge aufzuweisen gehabt. Zur Erhebung aus dem ersten Kriegselend wurde dem Reichsland von der Kriegskontribution gleich eine Million überwiesen.

An die Spitze der Landesverwaltung wurde zunächst ein Generalgouverneur gestellt. Graf Bismarck-Bohlen, der erste in der neuen Stellung, war, wie die Berichte aus jener Zeit sagen, der rechte Mann am rechten Platz.

Als die erste Verfassung in Kraft trat, machte er dem Oberpräsidenten v. Möller Platz, der mit dem Bezirkspräsidenten v. Ernsthausen in altpreußischem Sinn, streng gerechtem und wohlwollendem Ernst das Land regierte. Leider soll viel Bureaukratismus und kleinliche Politik die Verhältnisse erschwert haben. Die Wahl der Beamten, besonders auch der Subalternen, soll keine glückliche gewesen sein, da begreiflicherweise die besten Elemente der Beamtenwelt Altdeutschlands lieber daheim blieben, als ihre Existenz in Frage zu stellen in der Brandung der neuen Verwaltung in den Reichslanden. Durch die geänderte Verfassung von 1879 gingen die Gewalten des Oberpräsidenten an einen vom Kaiser zu ernennenden Statthalter über. Die bisher vom Reichskanzleramt in Berlin geführten Geschäfte wurden dem Statthalter übertragen. Der Landesausschuß wurde vergrößert. Herr v. Möllers Andenken ist bei vielen Elsässern in Ehren geblieben, seitdem er 1879 den Abschied genommen hatte.

Der erste Statthalter der Reichslande war Generalfeldmarschall Freiherr v. Manteuffel, der sein schweres Amt bis 1885 verwaltete. Abgeschreckt durch die kleinliche bureaukratisierende Art, die Herrn v. Möllers Beamtenschaft kennzeichnete, begann Herr v. Mannteuffel, vielfach unter Umgehung der Instanzen, eine Art der Regierung, die zuerst die Bezeichnung „Notabelnwirtschaft" aufkommen ließ. Herr v. Manteuffel wollte, in gänzlicher Verkennung der französischen festgewurzelten Sympathien, durch persönlichen, weitherzigsten Einfluß und individuelle Beeinflussung die Herzen der elsässischen Bevölkerung im Sturm nehmen. Dabei kam niemand auf seine Rechnung. Die versöhnenden, nüchternen,

Digitized by Google

aufrichtigen Elemente im Lande sahen mit Zorn und Verdruß, wie die doppelzüngigsten und unzuverlässigsten Leute in die nächste und maßgebende Umgebung des Statthalters gezogen wurden! Dem Suaviter in modo stand das Fortiter in re nicht gleichwertig gegenüber, und so gab es unklare und unhaltbare Zustände. Der schnelle Tod des greisen, hochverdienten Statthalters — kein treuerer, aufopfernder Diener seines Kaisers als er — schützte ihn vor den bitteren Enttäuschungen, die er unvermeidlicherweise hätte erleben müssen, auch in bezug auf seine finanziellen Verhältnisse, die er durch seine schrankenlose Gastfreundschaft fast gänzlich dem Lande geopfert hatte.

Sein Nachfolger Fürst Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst, ein erprobter Diplomat, ein geübter Verwaltungsbeamter, ein kluger Menschenkenner, der die Religionen beider Konfessionen im Lande achtete — er selbst war Katholik —, folgte der eingeschlagenen Politik nicht. Er nahm in gewissem Sinne die Wege Möllers wieder auf, stützte sich mehr auf seine Stellung als „Vertreter des Kaisers" und ließ dem Staatssekretär v. Hofmann die freiere, verantwortungsvollere Stellung des „Ministerpräsidenten". Die große Gleichmäßigkeit in Handhabung seiner Gewalten brachte allmählich mehr Ruhe in die Verhältnisse des Landes, welche in allen Kreisen wohltätig empfunden wurde. Der katholischen Geistlichkeit gegenüber war er gerecht, aber auch streng in allen Fällen, wo dieselbe antideutsche Tendenzen geltend zu machen versuchte. Den Protestlern und dem Partikularismus wurden durch den Diktaturparagraphen die Grenzen gewiesen, die nicht überschritten werden konnten und durften, und der Paßzwang beschränkte die das Land überschwemmenden Sommerbesuche der nach Frankreich ausgewanderten früheren Eingeborenen.

Im Landesausschuß verstand es der Herrn v. Hofmann im Amt folgende Staatssekretär v. Puttkamer, alle Schroffheiten auszugleichen. Politische Parteien verdunkelten die Verhältnisse noch nicht; die Regierung stand Protestlern, Partikularisten und Ultramontanen gegenüber. Ein eventueller Revanchekrieg verschwand immer mehr aus dem Bereich der Möglichkeiten und aus den Erwartungen und Wünschen der Bevölkerung. Die seit 1872 neuerbaute und eröffnete Kaiser-Wilhelms-Universität zog mehr und mehr deutsche hervorragende Professoren, altdeutsche und elsässische Studenten nach Straßburg. Den durch die Belagerung zerstörten, nun wieder neuerrichteten Gebäuden — Bibliothek und neue Kirche sowie andre mehr — wurde das Landesausschußgebäude, das Ministerium, der Kaiserpalast in anfechtbarer Schönheit usw. hinzugefügt. Straßburg blühte neu hervor aus Trümmern und Kriegesnot. Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft belebten die dort neu entstehende deutsche Welt. Es war, als sei ein Modus vivendi gefunden, der, wenn auch langsam, so doch sicher dem Deutschtum im Lande die Wege ebnete.

Als Fürst Chlodwig Reichskanzler wurde, hat sein Nachfolger Fürst Hermann Hohenlohe-Langenburg diese Politik der Ruhe und Beruhigung fortgesetzt, nachdem noch unter Fürst Chlodwig der Paßzwang, unter Fürst Hermann der Diktaturparagraph aufgehoben worden war.

Digitized by Google

Die warme Teilnahme der Bevölkerung an den Besuchen des Kaisers und der Kaiserin in den Reichslanden, die in ruhiger Würde durch den Landesausschuß erfolgte Bewilligung der Mittel zur Restaurierung der dem Kaiser von der Stadt Schlettstadt geschenkten Ruine Hohkönigsburg bewies, daß, wie in den vorigen Jahrhunderten das Deutschtum, so jetzt das welsche Wesen sich mehr in die Stille zurückzog, die Protestler nicht mehr so schroff, der Partikularismus nicht mehr so antideutsch, sondern mehr „elsaß-lothringisch" wurde.

Fürst Hohenlohe-Langenburg und sein damaliger Staatssekretär, Herr v. Köller, der Nachfolger des 1901 aus dem Amt geschiedenen, sehr verdienten Herrn v. Puttkamer, haben den Verhältnissen jener Zeit volle Rechnung getragen. Sie haben die Stille im Lande nicht überschätzt, aber sehr wohl gewürdigt. Dem Drängen im Landesausschuß nach selbständigerer Verfassung wurde, in richtiger Erkenntnis der wahren Zustände in den Reichslanden — die Geschichte von 1911 u. f. hat diese Erkenntnis voll bestätigt — immer wieder das „pas encore" entgegengehalten und zur „Geduld" geraten. Dem geflügelten Wort „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern" wurde allmählich immer mehr in wachsender Bedeutung der einzelnen Stellungen nachgegeben. Hier muß erwähnt werden, daß, besonders in so exponiertem Lande wie Elsaß-Lothringen, Beamte daraus, „daß sie im Dienst ergraut sind", kein Recht herleiten können, höhere Stellungen in ihrem Beruf einzunehmen, deren Tragweite die verantwortlichen Vorgesetzten ihnen nach ihrem Wissen und Gewissen nicht überlassen können. Die „Notabeln", unter welchem Namen man doch wohl die Vertrauensmänner der einzelnen Bevölkerungsschichten zu verstehen hat, da sie als Wahlmänner ihrer Kreise im Landesausschuß deren Interessen zu vertreten und als Mitberater der Regierung ihre Sitze innehaben — die Notabeln wurden gehört, ihr Einfluß gewürdigt und erwogen — dasselbe Prozedere wie in allen konstitutionellen Staaten.

Das Wort „Notabelnwirtschaft" ist in bezug auf Elsaß-Lothringen ein Begriff geworden, ist es auch heute noch, welcher die Ansicht fernstehender Leute durchaus zu verwirren geeignet ist. „Notabelnwirtschaft", was soll man darunter verstehen? Nennt man „Notabelnwirtschaft", wenn die Regierung einflußreichen Leuten, um sie für dies oder jenes gefügig zu machen, Vorteile oder Bevorzugungen zuteil werden läßt, welche andern, gleichberechtigten Einwohnern nicht gewährt oder widerrechtlich vorenthalten werden, so ist das zweifellos ein verwerfliches, nicht genug zu brandmarkendes System. Wo aber ist das je geschehen? Weder Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst noch Fürst Hohenlohe-Langenburg würden jemals ein solches System geduldet oder die Hand dazu geboten haben.

Wenn dagegen eine Regierung Ansichten einflußreicher Leute des Landes gern hört, wenn sie bemüht ist, durch solche Leute Land und Volk immer gründlicher kennen zu lernen, wenn sie solchen Männern gegenüber ein gerechtes, wohlwollendes Verhalten zeigt, wenn sie dieselben recht- und gesetzmäßig behandelnd, auf ihr Urteil Wert legt, und man bezeichnet das mit „Notabelnwirtschaft", so

Digitized by Google

ist eine „Notabelnwirtschaft“ in diesem Sinne noch überall der Segen eines Landes gewesen. Die beiden Fürsten Hohenlohe waren aufrichtig bemüht, durch Anhörung einflußreicher Leute im Lande ihre Kenntnisse desselben zu vermehren und Maßnahmen zu treffen, die für das Land von segensreichen Folgen sein mußten. Eine Schwierigkeit für die Regierung, solange Elsaß-Lothringen „die Reichslande“ sind, ist das dort anzutreffende internationale Deutschtum in der Beamtenschaft. Die dort zutage tretenden Sonderinteressen, die individuellen Sympathien und Antipathien haben die verschiedenen Krisen oft mitbelastet, und die Bevölkerung hat kein klares Bild gewinnen können von dem eigentlichen Charakter des Volkes, dem sie angehört.

Von allen altdeutschen Ländern hat „Preußen“ den wenigst guten Namen im Elsaß. Warum, ist noch nicht ganz zu ergründen. Vielleicht weil es dem Reichsland so fern und so unbekannt ist, oder hat Elsaß-Lothringen Teil an dem allgemeinen Weltsoupçon gegen das seit dem Westfälischen Frieden unter den gottgesegneten Hohenzollern unentwegt aufwärts gegangene Reich, dem auch die schwere Niederlage von 1803 bis 1813 nur klärend gedient hat?

„Eines Volkes Leben ist wie eines Menschen Leben“, hat einmal jemand gesagt. Das Leben aber ist von Gott. Es kommt, es steigt, es steht, es neigt sich, fällt und verschwindet. Wen will man dafür zur Rechenschaft ziehen? Die nimmer stillstehende Entwicklung der Weltgeschichte schreitet fort über Völker und Menschen! Die Vergangenheit ist des Zeuge, die Zukunft wird es beweisen, so bleibe die Gegenwart in Frieden. Es ist „Deutsch-Preußens“ Stunde an der großen Weltenuhr — eine schöne, große Verantwortung! Und der Ernst, mit dem man in weiten Kreisen im Lande der Hohenzollern noch auf diese Tatsache blickt, mag nicht von allen verstanden werden, so daß vieles als Ueberhebung und Rückständigkeit registriert wird, was aus Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit entspringt.

Fürst Chlodwig Hohenlohe erkannte Preußens Prädestination als Führer des Deutschen Reiches und die ihm innewohnende alte Kraft voll an; Fürst Hermann Hohenlohe war ein Süddeutscher, der immer dem Ausgleich zwischen Nord und Süd das Wort redete und fest zum badischen Hofe hielt. Seine Gemahlin war eine badische Prinzessin.

Im Jahre 1907 nahm Fürst Hermann Hohenlohe seinen Abschied und der deutsche Botschafter in Wien, Graf Wedel, trat an seine Stelle. Er folgte der Politik seines Vorgängers bis zum Jahre 1908, wo auch im Staatssekretärsamt ein Wechsel eintrat und Baron v. Zorn-Bulach Herrn v. Köllers Nachfolger wurde. Von da ab ist eine bedeutende Kursveränderung zu konstatieren, die leider dem Lande neue Krisen und viel Unruhe gebracht hat. Im Landesausschuß kam es fortwährend zu den unerquicklichsten Zusammenstößen, bis der Staatssekretär, wie die „Straßburger Post“ sagt, dem Statthalter eines Tages erklärte, „so geht es nicht weiter“.

Nun begann die sog. Regierungspresse eine Polemik gegen das frühere System, dem alle Schuld an den Zuständen der neuen Aera zugeschoben wurde,

Digitized by Google

wobei man verwundert zu bemerken nicht umhin kann, daß der Statthalter des „früheren Systems“ ganz ignoriert wurde und man nur von „der Aera Köller“ sprach!

Man kann, nun der Sturm vorüber ist, wohl sagen, daß „la qualité du diable“ alle eigne Schuld auf andre zu wälzen, um den eignen Mißerfolg zu decken, nicht geschickter gehandhabt werden kann, als es damals in Straßburg der Fall war. „Der Raubbau des früheren Systems“, die Protestler, die Katholiken und zuletzt das deutsche Militär, alles wurde belastet, und die Zustände verwirrten sich bekanntermeise bis zum Konflikt. Die liberale Demokratie bot, zur Klärung und Beruhigung der Mitwelt, den Gedanken an die längst ersehnte neue Verfassung an, der mit Eifer aufgenommen und durchgeführt wurde. In dem Gedanken vereinigten sich die getrennten Gemüter einstweilen. Das gemeinsame „Große“ lenkte von dem trennenden „Kleinen“ ab! Man begeisterte sich für alle die verheißenen Gaben der Zukunft; ein neues Zeitalter, so meinte man, wird alles Rückständige, Falsche der früheren Systeme beseitigen. Die Selbständigkeit Elsaß-Lothringens steigt empor wie der Phönix aus der Asche.

Die Verfassung kam — die Regierung soll selbst die Wahlparole zu dem neuen Parlament ausgegeben haben: „Lieber Sozialdemokraten, als die durch die neue Germanisationspädagogik hervorgerufene Partei der Nationalisten!“ Die liberale Demokratie stand im Schilderhaus der Presse Wache vor der öffentlichen Meinung.

„Pour ne pas perdre son crédit on laisse aller l'Alsace à la dérive“ sind die Worte eines echten Elsässers aus jener Zeit.

Als die neue Verfassung eingeführt wurde, von fremden Leuten gemacht, mit Hilfe der Sozialdemokratie, war die Enttäuschung groß. Niemand war zufrieden. Die Reibungen wurden ärger und verwirrter als je, bis schließlich die bekannte Katastrophe von Zabern die Ursache wurde, welche die ganze Zivilmacht im Elsaß auflöste. Weder die Verfassung von 1911 noch die Taktik der Zivilbehörde in der Affäre Zabern konnte die Regierung halten.

Graf Wedels vorläufiges Verbleiben auf dem Statthalterposten, nachdem er seinen Abschied eingereicht und das Ministerium entlassen war, bildete gewissermaßen den Uebergang zurück zu den alten preußischen Verwaltungstraditionen früherer Systeme. Die Ernennung der neuen Männer in Straßburg bestätigt die Annahme.

Graf Wedels vornehme Liebenswürdigkeit, seine schrankenlose Gastfreiheit, seine fürstlichen Mittel, die ihm, seiner Neigung gemäß, gestatteten, der Wohlfahrt und Wohltätigkeit im Lande, der Kunst und Wissenschaft überall helfend und fördernd zur Seite zu stehen, haben ihm Brücken gebaut in das ihm fremde Land, und das Andenken an seine Persönlichkeit wird in Ehren bleiben, wie der Kaiser dieselbe hervorgehoben hat durch Verleihung des Fürstentitels. Leider aber konnten alle die Vorzüge nicht verhindern, daß die Verwaltung schließlich versagte.

Der neue Statthalter, Herr v. Dallwitz, wird in preußischer Schlichtheit

Digitized by Google

und Festigkeit „des Kaisers Vertreter" sein in den Grenzen, die ihm die Verfassung und auch der Beschluß des neuen Parlaments in finanzieller Hinsicht gezogen hat.

Die neue, spezifisch preußische Regierung mit dem Staatssekretär Graf Roedern an der Spitze scheint wieder völlig „Ruhe" und „Beruhigung" zur Grundlage ihres Systems zu machen. Dem „Suaviter in modo" wird das „Fortiter in re" nicht fehlen.

So wird auf realem, nüchternen, den wahren Verhältnissen gerecht werdenden Boden eine Weiterführung stattfinden auf der Bahn, welche die Regierung mit dem Lande gemeinsam zu gehen wünscht — „die Germanisierung des alten deutschen Brudervolkes" im edelsten Sinne des Wortes — bis die völlige Assimilation dann einst den Traum des alten Elsässers erfüllt sehen wird:

Elsaß-Lothringen — im Kreise der deutschen Bundesstaaten — ein selbständiger deutscher Bundesstaat, und über allen die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte der Hohenzollern.

Die deutschen Kaisermanöver und die Probemobilmachungen und Truppenverstärkungen im Westen des russischen Reiches

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Die Manöver geben nur ein unvollkommenes Bild des Krieges, die Waffenwirkung und die Wucht moralischer Eindrücke fehlen, die Entschlüsse sind nicht wie im Kriege unterm Druck schwerer Verantwortlichkeit zu fassen. Immerhin kommen die Manöver unter allen Friedensübungen dem Kriege am nächsten," heißt es in der Manöverordnung von 1914. In allmählicher Steigerung der beteiligten Truppenverbände finden Brigade- und Divisionsmanöver alljährlich statt. Die Bezeichnung ist so zu verstehen, daß die Brigade- bzw. Divisionskommandeure die Manöver der ihnen unterstellten Truppen in zwei Parteien leiten. Zuweilen schloß sich schon früher den Divisionsmanövern ein Korpsmanöver gegen markierten (dargestellten) Feind oder ein solches der Divisionen gegeneinander an. Seit 1888 finden Manöver von Korps gegen Korps (Kaisermanöver) statt, die sich allmählich zu solchen kleiner Armeen ausgestaltet haben. Letztere Art ist deshalb für die Ausbildung der Führer so wichtig, weil ihnen in den großen Verhältnissen leichter wirklich kriegsmäßige Aufgaben gestellt werden können, die von ihnen selbständig zu lösen sind, während kleinere Parteien — auch Armeekorps — auf dem Wege der „Annahme" in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu größeren Verbänden gebracht werden müssen. Ohne eine solche Zugehörigkeit wären sie kriegsmäßig nicht oder nur schwer denkbar.

Digitized by Google

Das gilt natürlich desto mehr, je kleiner die Partei ist. Im Beginn und Verlauf der Kaisermanöver werden die Armeeführer und ihre Stäbe vor die operativen Entschlüsse und in deren Folge vor die Anordnungen des großen Krieges gestellt. Die Leitung der großen Heeresteile unter Vermeidung gegenseitiger Behelligung im Marsche (Kreuzungen) und in der Ruhe, die Ausnutzung des Straßennetzes ist ebenso Gegenstand der Uebung, wie die Verwendung zum und im Kampfe. Auch die Verwaltungsbehörden werden in der wichtigen Frage der Verpflegung großer Massen aus Magazinen geübt, da das Leben aus dem Lande im Frieden nicht in der Art angängig ist wie im Kriege. In diesem verschafft man sich oft die Lebensmittel, auch Fleisch, durch Beitreibung aus Ortschaften, und bezüglich der Feldfrüchte durch Entnahme von Ort und Stelle. Während des großen Rechtsabmarsches Ende August 1870, der zur Einkreisung von Sedan führte, lebten wir z. B. tagelang von den nicht einmal ganz reifen Kartoffeln, die wir den Feldern entnahmen. Das ist im Frieden nicht angängig. Die Vorkehrungen der Intendantur müssen daher, wie im Kriege bei wenig ertragreicher Gegend, die Zufuhr aus Kolonnen (Automobilkolonne) regeln und bewirken. Die Zubereitung erfolgt dann in den Feldküchen der Truppen, soweit erstere vorhanden sind.

Auch in Frankreich strebt man die allmähliche Steigerung der an den Manövern beteiligten Truppenverbände in den „Manœuvres progressives" für alle Korps an. Da man nun dann auch für diese kleineren Manöver Geld nötig hat, solches aber auch für die Armeemanöver braucht, hat sich ein Kampf unter den Schlagworten: Conservons les manœuvres d'armée bzw. supprimons les manœuvres d'armée entwickelt, der vorläufig zu dem Kompromiß geführt zu haben scheint, daß, unter Einführung der Manœuvres progressives bei allen Korps, Armeemanöver nur ein Jahr ums andre veranstaltet werden. In bezug auf das letzte Armeemanöver (1913) las ich in der „France Militaire" folgendes Urteil: „Das Armeemanöver kommt einer sehr zufriedenstellenden Lösung in fast vollkommenem Grade nahe, welche der Führung, der Truppe und den verschiedenen Dienstzweigen den erhofften Nutzen im Gebiete der Vorbereitung und Ausführung verschaffen wird, wenn man über einen gut ausgebildeten und unterrichteten Generalstab verfügt, der u. a. daran denkt, daß trotz aller Automobile hoher Stäbe die Truppe nach wie vor nur 4 Kilometer in der Stunde zurücklegt." In diesem Jahre finden in Frankreich keine Armeemanöver statt, 1915 sollen sie in dem Umfange wie in diesem Jahre in Deutschland ausgeführt werden.

Bekanntlich werden an den diesjährigen „Kaisermanövern" — neben der Heereskavallerie in noch nicht bekannter Stärke — sechs Armeekorps (VII., VIII., XI., XVIII. preußisches, II., III. bayrisches) beteiligt sein. Nimmt man an, daß jede der beiden Parteien aus drei Armeekorps gebildet werde, dann ergibt das eine Stärke, wie solche 1870 z. B. die 1. Armee (Steinmetz) im Kriege gegen das kaiserliche Frankreich bzw. die Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen (Maasarmee) hatten. Am Maßstabe des großen

Digitized by Google

Krieges gemessen, handelt es sich also auch im diesjährigen Manöver nur um Armeeabteilungen oder kleine Armeen. Man hat bisher in der Regel in Deutschland und in Frankreich die Parteien in den großen Manövern aus nur zwei Korps bestehen lassen. Die Franzosen wollen dabei die Erfahrung gemacht haben, daß es bei diesem Stärkeverhältnis schwer gewesen sei, eine richtige Kampffront herzustellen, da beide Korpsführer geneigt gewesen wären, auf ihren äußeren, nicht angelehnten Flügeln zu manövrieren. Auch soll die Gefahr vorliegen, daß der Armeeführer nicht über seine zwei Korps, sondern, unter einer gewissen Ausschaltung von deren kommandierenden Generalen, über vier Divisionen verfügte. Die Parteistärke von mindestens drei Korps bietet dagegen den Vorteil, daß das mittelste im beiderseits angelehnten, eingerahmten Kampfe geübt wird.

In den Kaiser- oder sonstigen Armeemanövern wird die Praxis des Führers und seines Stabes erhöht und ausgebildet, die Truppe in ihrer kriegsmäßigen Leistung aufs höchste gesteigert, sie wird „als Werkzeug gehärtet" (trempe de l'outil). Auch diese großen Manöver erreichen ihren Zweck nur, wenn Anlage und Durchführung dem Kriege entsprechen. Deshalb muß von allen Vorherbestimmungen über den Verlauf abgesehen werden. Dieser ist vielmehr von den Entschlüssen und Maßnahmen des Führers, von den Gefechtsergebnissen der Truppe abhängig. Eine Einschränkung des natürlichen Verlaufes wird z. B. dann herbeigeführt, wenn ein Zeitpunkt für Uebergang zur Ruhe oder zum Abschluß des Gesamtmanövers von vornherein ins Auge gefaßt wird. Gegensätzlich müssen die Manöver bis zur kriegsmäßigen Entscheidung durch den Kampf, und zwar nach vorausgegangener Anstrengung durchgefochten werden. Nur auf diese Weise zeigen sich Lücken in der Verfügung (Disposition) des Führers, Fehler in der Kampfausbildung der Truppe. Der Offenbarung, der Geltendmachung solcher Mängel sollte man dankbar sein. Aus den Fehlern lernt man. Man sieht, wo man auf den Krieg ungenügend vorbereitet ist. Nichts wäre verkehrter, als z. B. einem richtig angelegten Umfassungsmanöver in der Schlacht oder in der Heeresoperation nicht die Zeit zu lassen, sich auszuwirken. Auch auf verletzte Eitelkeit darf keine Rücksicht genommen werden. Das Manöver „geht weiter" bis zu kriegsmäßigem Abschluß und wird nicht zur festgesetzten Stunde abgebrochen! Deshalb ist das Ende der Kaisermanöver bei uns auch nicht vorherbestimmt, wird der Abtransport der Fußtruppen nicht auf eine bestimmte Zeit festgesetzt. Er kann am vierten Tage stattfinden, wenn eine sachliche Entscheidung am dritten noch nicht gefallen ist. Diese Anordnungen sind vom jetzigen Chef des Generalstabes (v. Moltke) eingeführt. Auch die Franzosen trugen dem Grundsatze la manœuvre continue im vorigen Manöver Rechnung. Der erste Abschnitt sollte an einem Sonnabend beendet sein. Nach dem Ruhetag am Sonntag sollte Montag der zweite beginnen. Nun war der Abschluß am Sonnabend kriegsmäßig nicht bewirkt. Das Manöver ging bis Sonntag früh, die Nacht hindurch weiter. Ein geschickt angelegtes Umfassungsmanöver der Partei Chomer kam erst dadurch zum Ausdruck, und man freute

Digitized by Google

sich, erkannt zu haben, daß man ernste Manöver nicht übt, ohne Gefahr zu laufen, daß Fehler erkannt werden. Der Entschluß des Generals Joffre, das Manöver bis Sonntag früh weitergehen zu lassen, hatte die Erfahrung herbeigeführt. Der zweite Abschnitt begann nun erst am Montag Abend 6 Uhr. Noch im Jahre 1912 hatte der durch ein Präsidentenfrühstück veranlaßte Abbruch des Uebungsganges die Gelegenheit verhindert, ähnliche Erfahrungen zu sammeln. Ich bin auf diese Verhältnisse näher eingegangen, um zu zeigen, wie man sich auf seiten unsrer künftigen Gegner auch von der mise en scène abwendet.

Nicht alle Korps können alljährlich Kaisermanöver haben. Zehn deutsche Korps (Garde, I., II., XII., XIII., XIV., XVI., XIX., XX., XXI.) haben in diesem Jahre zu je zweien Korpsmanöver gegeneinander und fünf andre (IV., VIII., IX., XI., XVIII.) haben unter Leitung von Armeeinspekteuren Manöver gegen „Flaggenfeind" (früher dargestellter Feind). Das VIII., XI., XVIII. Korps haben diese Uebung vor dem Kaisermanöver. Im Jahre 1913 fanden nur (bei acht preußischen Korps) von den Generalinspekteuren geleitete Korpsmanöver gegen Flaggenfeind statt. Gegeneinander kämpften nur V. und VI. Armeekorps im Kaisermanöver. Die Manöver unter Leitung der Armee-(General-)Inspekteure geben den kommandierenden Generalen die seltene Gelegenheit, ihre Korps in Ausführung eines von einem Vorgesetzten gestellten Auftrages zu führen. Andernfalls können sie sich diese Uebung nur im Zimmer auf der Karte oder dadurch schaffen, daß sie sich von einem Untergebenen, etwa dem Chef des Stabes, eine Aufgabe gegen Flaggenfeind stellen lassen. Diese Art der Manöver hat immer den Nachteil, daß sie durch Abgabe der zum Flaggenfeind erforderlichen Mannschaften die manövrierenden Truppen schwächt und daß der Flaggenfeind überhaupt ein Notbehelf bleibt. Die Aufgabenstellung durch den Untergebenen aber ist stets aus naheliegenden Gründen mißlich, denn er muß dann auch den vorgesetzten Kommandierenden in seinen Handlungen beurteilen. Ist der Chef des Generalstabes aber der Aufgabensteller, dann fällt er gerade an diesem einzigen Tage, an welchem der kommandierende General sein Korps führt, in dessen Stabe aus. Auch in Frankreich finden in diesem Jahre solche Uebungen unter Leitung von Mitgliedern des obersten Kriegsrates statt.

Eine sehr zweckmäßige Anordnung ist die Festsetzung von Divisionsübungen auf den Truppenübungsplätzen oder im Gelände. Die Bestimmung lautet: „Den Generalkommandos bleibt die Anordnung von Divisionsübungen ... überlassen. Sie dienen der Ausbildung der Führer und Stäbe sowie der Schulung des Zusammenwirkens der Waffen im Verbande der Infanteriedivision." Diese Art der Uebung unter Leitung des kommandierenden Generals oder des Divisionskommandeurs scheint mir eine vortreffliche Vorbereitung der Division auf ihre Tätigkeit auch im Kaisermanöver zu sein, und deshalb erwähne ich sie hier. Die Aufgabe wird sich voraussichtlich stets im Rahmen eines angenommenen höheren Verbandes halten. „Der Divisionskommandeur setzt die Befehle der höheren Behörde in die Tat um, in jener

Digitized by Google

wird überlegt, berechnet, geschrieben, telegraphiert — er handelt! Im Zusammenhang mit der Truppe führt er den Kampf. Im Gelände und im feindlichen Feuer erteilt er seine Befehle," sagt der bekannte Herr Marty-Lavauzelle.

Ueber die Zuteilung von Heereskavallerie zum Kaisermanöver ist, wie ich schon sagte, noch nichts veröffentlicht. Dagegen wird die Uebung von Kavalleriedivisionen umfangreich betrieben. Abgesehen von der schon im Frieden bestehenden Gardekavalleriedivision werden aus siebzehn Kavalleriebrigaden sechs Divisionen zusammengestellt (A bis F). Division F besteht nur aus zwei Brigaden, weil sie nur Aufklärungsübungen vornimmt. Den Divisionen werden zum Teil auch Jägerbataillone, Radfahrkompagnie, Pionierabteilungen, und allen reitende Abteilungen und Maschinengewehrabteilungen zugeteilt. Unter noch zu bestimmender Leitung finden auch Uebungen der Divisionen gegeneinander statt, der Leitende kann dann am Schluß sich ein Kavalleriekorps zusammenstellen. Einzelne Divisionen beteiligen sich schließlich noch an den Manövern eines Korps gegen ein andres.

Es ist bekannt, daß gelegentlich des vorjährigen Wehrgesetzes viel von der Eindivisionierung der Kavallerie im Frieden, d. h. von Bildung der Kavalleriedivisionen schon im Frieden die Rede war. In Frankreich und bei uns waren die Meinungen geteilt. Die Freunde des Endivisionnements befürworteten dasselbe im Interesse der Erleichterung und Vorbereitung der Tätigkeit der Heereskavallerie im Kriegsbeginn, die Gegner — unter ihnen höchste Offiziere beider Armeen — bekämpften die Divisionsbildung im Frieden aus Besorgnis vor einseitiger kavalleristischer Ausbildung. Letztere siegten bei uns, die Anhänger der Eindivisionierung in Frankreich. Die soeben aufgezählten Uebungen werden beiden Auffassungen gerecht. In den Manövern von Kavalleriedivisionen gegeneinander wird die Tätigkeit der Heereskavallerie gegen die feindliche im Operationsbeginn des Krieges, in der Zuteilung an Armeekorps bei deren Manövern gegeneinander, die Aufgabe der Heereskavallerie geübt, welche sie in Verbindung mit den eignen Hauptkräften auszuüben hat, wenn sie auf die Anfänge der feindlichen Armeekorps stößt.

In dieser Zeit der anfänglichen Berührungen mit und der Orientierung über den Gegner spielen Flugzeug und Luftschiff, Telegraphie ohne Draht eine große Rolle. Es ist anzunehmen, daß eine Nachrichtengewinnung, -übermittlung und -verwertung eintreten wird, wie man solche früher nicht kannte. Auch in dieser Richtung wird das diesjährige Kaisermanöver wegen der im Anfang weit auseinander gehaltenen Versammlung viele Gelegenheit schaffen, zu üben, zu versuchen und Lehren einzuheimsen.

Auch unser östlicher Nachbar ist in militärischer Beziehung recht tätig. Seit der Anwesenheit des Herrn Poincaré vor zwei Jahren in St. Petersburg sind die Anordnungen der Verbündeten sich rasch gefolgt. Ich wies schon im Oktober-Heft 1912 der „Deutschen Revue" darauf hin. Damals wurde, wie bekannt, den Franzosen die dreijährige Dienstzeit von den Russen oktroyiert, und umgekehrt verlangten die Franzosen von den Russen Vorkehrungen für schnellere

Digitized by Google

Mobilmachung, damit sie — die Franzosen — der attaque brusquée der Deutschen nicht zu lange allein ausgesetzt blieben. Der von mir damals mitgeteilte offene Brief des Obersten Boucher an Poincaré gab dem Verlangen nach einem Effort des russischen Verbündeten offen Ausdruck. Die von Frankreich erneut bewilligte große Anleihe lieferte die Mittel zu Heeresverstärkungen und zu großen russischen Bahnbauten. Letztere sind bekanntlich in die Wege geleitet und erstere sind mit Hilfe des reichen Menschenmaterials ausgeführt. Da es bei der Tendenz der Franzosen, den russischen Verbündeten zu immer neuen Anstrengungen anzuspornen, ausgeschlossen ist, daß ein Chauvinistenblatt, wie die „France Militaire", russische Heeresstärken etwa übertriebe, berichte ich nach den Angaben der französischen Zeitung. Sie bezifferte die russische Friedensstärke im März d. J. auf 1 843 295 (nach den Angaben Deutschen Wehrvereins 1 840 000), davon im europäischen Rußland 1 323 248 (Wehrverein 1 322 000).

„Und" — so heißt es weiter in der „France Militaire" — „obgleich für die Zeit vom 15. April bis 15. Oktober diese Stärken auf 1 418 000 (Wehrverein 1 415 000) — davon in Europa 1 020 000 (1 017 000) fallen werden, so sind diese Zahlen doch durchaus geeignet, uns volles Vertrauen in die wirksame Unterstützung einzuflößen, die wir im Kriegsfalle von unsern Verbündeten erhalten werden. Nicht minder erfreulich ist es, die für eine schnellere russische Mobilmachung getroffenen Maßregeln hervorzuheben. Für Reserveübungen sind die Aufwendungen von 300 000 Rubeln auf 12 Millionen in fünf Jahren gestiegen. 1914 wird das Artilleriematerial wesentlich verbessert und vermehrt. Schließlich werden neunzehn Kavallerieregimenter neu gebildet. Die Stärke der russischen Kavallerie kommt damit auf eine Höhe, welche der Gesamtheit der andern europäischen Kavallerie gleich ist."

Es erscheint mir wichtig, festzustellen, daß die vom Deutschen Wehrverein veröffentlichten Zahlen nicht nur nicht übertrieben, sondern ein wenig geringer als die Angaben aus französischer Quelle sind.

Das jährliche Rekrutenkontingent ist für künftig von 455 000 auf 585 000 Mann erhöht. Durch diese Verstärkung und die Verlängerung der aktiven Dienstzeit bei den unberittenen Waffen auf $3^1/_2$, bei den berittenen auf $4^1/_2$ Jahre wird — gleichfalls nach den Angaben der „France Militaire" — die Friedensstärke der russischen Armee (einschließlich des asiatischen Teiles) in der Zeit vom Herbst 1914 bis Frühjahr 1915 rund 2 Millionen betragen, im Sommer 1915 auf 1 550 000 Mann sinken, und schließlich — nach weiterer Durchführung des verstärkten Rekrutenkontingents — im Winter 1917/18 $2^1/_4$ Millionen erreichen ($4 \times 585\,000$, davon Abgänge abgerechnet). Von dieser Riesenstärke werden 1 600 000 Mann in Europa stehen. Angesichts dieser nackten Ziffern erscheint es berechtigt, daß Oberst Graf Ignatiew, der russische Militärattaché in Paris, beim Bankett der „militärischen Presse" erklärte, die russische Armee wolle sich auf die Höhe der französischen erheben, und verdiene das Vertrauen, das Frankreich nie aufgehört habe der kostbaren Allianz zu bezeugen, welche die beiden Länder vereine und die sicherste Friedensbürgschaft sei. (?)

Die Militärbezirke Petersburg, Wilna, Kiew und Warschau umfassen gegen-

Digitized by Google

wärtig 18 Armeekorps. Zwei neue treten am 1. Oktober hinzu (Wilna bzw. Warschau) und ein drittes im Kaukasus. Die Gesamtzahl der russischen Armeekorps wird 41 betragen. Es war diesem Effort gegenüber erklärlich, daß man von der jüngsten Aussicht nicht sehr erbaut war, Frankreich könne von der dreijährigen Dienstzeit absehen. Der russische Kriegsminister hat dem ja auch recht offenen Ausdruck gegeben: „Rußland ist bereit, Frankreich muß es auch sein!"

Weniger bedenklich erscheinen mir die sog. Probemobilmachungen mit ihren großen Reservistenübungen. Ich glaube, daß in dieser Beziehung nachstehende Mitteilung der „Kreuzzeitung" das Richtige trifft:

Zu den angeblichen Mobilisierungsplänen Rußlands, über die neuerdings so viel mit einer gewissen Erregung gesprochen worden ist, wird uns von zuständiger russischer Seite mitgeteilt: „Man scheint hier die russischen Verhältnisse nicht zu kennen oder vielleicht nicht richtig einschätzen zu wollen. In den übrigen europäischen Staaten kann man Probemobilisierungen bei den geringen in Betracht kommenden Entfernungen und den guten Verkehrswegen ohne Schwierigkeiten zu verschiedenen Jahreszeiten und in einzelnen kleinen oder größeren Landesteilen nach Wunsch durchführen. Auch die Verschiedenartigkeit der Beschäftigung der Bevölkeruug läßt sich unschwer in Rechnung ziehen. Bei uns in Rußland ist das alles anders: die Entfernungen sind größer, die Verbindungen zumeist schlecht. Beide Momente schließen die eigentliche Winterzeit aus. Die Bevölkerung besteht bei uns zum weitaus größten Teile aus Bauern. Für diese sind Frühjahr und Sommer zu wichtige Zeiten, in denen man ihre Arbeitskräfte nicht schwächen darf, ohne den Wohlstand des Landes zu gefährden. So bleibt nur der Herbst für die überwiegende Mehrheit der Mobilmachungspflichtigen. Aus diesen Gründen treffen alljährlich so viele Mobilmachungsübungen bei uns im Herbst zusammen. Hieraus beunruhigende Schlußfolgerungen zu ziehen, wäre absurd."

Zu Uebungen sind für den Herbst 1914 die Jahrgänge 1907 und 1909 einberufen. Jeder von ihnen war 440000 Mann stark. Nach Abzug der Abgänge und der nicht einberufenen Kavalleristen kann man auf zusammen 700000 Mann rechnen, welche üben werden.

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

Tatsächlich war der handelspolitische Konflikt zwischen Oesterreich und Preußen seit mehr als einem Jahre akut. In Wien war der Abschluß des preußisch-französischen Vertrages vom März 1862 als ein schwerer Schlag empfunden worden, weil er die österreichischen Wünsche in bezug auf die Gestaltung des eignen Zollverhältnisses zu Deutschland vernichtete.[1]) Oesterreich hatte den Ein-

[1]) Siehe „Deutsche Revue", September 1913, S. 304, 305.

Digitized by Google

tritt in den Zollverein oder zum mindesten die Herstellung einer engeren Zolleinigung mit demselben seit dem Anfang der fünfziger Jahre angestrebt, Preußen diesem Wunsche stets Widerstand geleistet, und zwar nicht nur aus nationalökonomischen, sondern auch aus politischen Gründen.[1]) Der Vertrag vom Jahre 1853 hatte einen temporären Ausgleich geschaffen, der zwar den früheren Zustand der Zolltrennung aufrecht erhielt, die Einigung aber als Ziel der Zukunft bezeichnete, worüber die Verhandlungen nach sechs Jahren aufgenommen werden sollten. Als dann der Moment hierfür im Jahre 1860 gekommen war, hatte sich Preußen neuerdings ablehnend verhalten und mit dem französischen Vertrage den österreichischen Wünschen vollends den Riegel vorgeschoben, weil die Akzeptation des durch denselben vorgesehenen Zollvereintarifes für Oesterreich eine Unmöglichkeit schien und die Frankreich zugesicherte Meistbegünstigung auch die Fortdauer der bisher im gegenseitigen Verkehr mit Oesterreich zugestandenen besondern Ermäßigungen ausschloß. Die kaiserliche Regierung war diesfalls auch sofort in Berlin vorstellig geworden und hatte am 10. Juli 1862 das Verlangen nach Gründung eines Zollbündnisses gestellt.[2]) Die abermals erfahrene Ablehnung hatte ihre Gereiztheit erhöht. Für die von Preußen jetzt gewünschte Zurückstellung der handelspolitischen Fragen[3]) war daher in Wien keine Geneigtheit vorhanden, und Rechberg bemerkte zu Karolyi, daß entgegenkommende Taten auf diesem Gebiete die kaiserliche Regierung mehr als bloße Worte von der Aufrichtigkeit des preußischen Wunsches nach guten Beziehungen überzeugen würden.

Aber nicht nur Oesterreich, sondern auch die deutschen Mittelstaaten, mit Ausnahme Sachsens, fühlten sich durch den Vertrag mit Frankreich vor den Kopf gestoßen. Die Geschichte der dadurch im Zollverein hervorgerufenen Krise ist bekannt,[4]) und eben damals, im Mai 1863, hatte diese mit der in München tagenden Zollkonferenz einen ihrer Höhepunkte erreicht. Selbstverständlich war der kaiserlichen Regierung diese Opposition gegen den französischen Vertrag nicht unwillkommen und, soweit an ihr lag, hat sie dieselbe auch genährt. Aber dieselbe erschien ihr nur als Hebel, um Preußen zur Modifizierung seines Vertrages mit Frankreich zu bewegen und dem erstrebten Ziele der Zolleinigung näherzukommen. Die Sprengung des deutschen Zollvereins und der Abschluß eines separaten Bündnisses mit den opponierenden Staaten, eventuell mit Bayern und Württemberg allein, lag nicht in den Zielen der österreichischen Regierung. So wenig wie auf politischem, wünschte sie auf handelspolitischem Gebiete die Zweiteilung Deutschlands oder, wie dies in einer damals im Ministerium des Aeußern zur Frage verfaßten Denkschrift zur Frage ausgedrückt wurde: „Wir halten nicht an dem Radowitzschen Satze." „Wenn nicht mit allen, so doch mit

[1]) Vgl. Sybel, Bd. II, S. 153 bis 157 und 441 bis 446, auch Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten, Bd. I, Kap. XIII und XXI.

[2]) Siehe „Deutsche Revue", Juli 1914, S. 46, 47.

[3]) Siehe „Deutsche Revue", September 1913, S. 304, 305.

[4]) Siehe Sybel und Beust an den oben bezogenen Stellen.

Digitized by Google

vielen, wenn nicht mit vielen, so doch mit wenigen." „Wir wollen vielmehr statt der Sprengung des Zollbundes die Erweiterung und Einigung desselben mit Oesterreich."

In der Verschiedenheit der in Oesterreich und Preußen herrschenden Systeme wäre sachlich kein Grund für die Unmöglichkeit einer Einigung gewesen. In Oesterreich herrschte allerdings das Schutzzollsystem, während Preußen eben mit dem französischen Vertrage einen entschiedenen Schritt nach der damals zur Macht gelangenden freihändlerischen Richtung getan hatte. Aber auch in Oesterreich begann diese Strömung sich geltend zu machen, und wäre der Wunsch nach der Zolleinigung in Preußen ebenso wie in Oesterreich vorhanden gewesen, so hätte sich der Ausgleich unschwer finden lassen. Wenn in deutschen Geschichtsbüchern und speziell von Sybel bemerkt wird, daß sich so verschiedenartige Konsumenten wie Rheinländer und Kroaten, Hannoveraner und Hannaken unmöglich in eine Zollgemeinschaft hätten verschmelzen lassen, so muß demgegenüber hervorgehoben werden, daß Tarifermäßigungen gerade in den kulturell und industriell weniger entwickelten Teilen der österreichischen Monarchie am wenigsten Widerstand gefunden hätten. Das Argument, daß Reformen in freihändlerischer Richtung den Interessen der östlichen Teile der Monarchie entsprächen und daher eben vom Gesichtspunkte des damals bestandenen Einheitsstaates begründet wären, wurde auch in der oben angeführten Denkschrift auseinandergesetzt. In einer an den kaiserlichen Gesandten in München ergangenen Weisung wurde dementsprechend auch auf die Opfer hingewiesen, welche Oesterreich dem angestrebten Zwecke des Zollbündnisses zu bringen bereit war.[1]) In Wirklichkeit war indessen die ganze Frage keine bloß handelspolitische, sondern eminent eine politische.

Die Münchner Konferenz war im Anschluß an die bayrische Denkschrift vom 25. April zusammengetreten und sollte die österreichischen Vorschläge auch dann in Beratung nehmen, wenn der preußische Bevollmächtigte diesfalls mit keinen Instruktionen versehen wäre. Die Aufnahme der Unterhandlungen sollte aber aus dieser Konferenz nicht hervorgehen, dieselbe sollte sich vielmehr auf ein einfaches Einregistrieren der einzelnen Erklärungen beschränken und das weitere einer späteren speziellen Konferenz überlassen bleiben.

Preußen hatte bisher den Standpunkt eingenommen, daß die Ablehnung des Handelsvertrages mit Frankreich seitens der Zollvereinsstaaten gleichbedeutend mit der Absicht wäre, den Verein nicht mehr fortsetzen zu wollen, daher die Annahme desselben die Vorbedingung für die Erneuerung des Vereins sein müsse und erst nach Sicherung dieses Resultates Beratungen über das Verhältnis zu Oesterreich aufgenommen werden könnten. Diesfalls schien nun Herr v. Bismarck zu einigen Konzessionen bereit. Am 23. Mai war Karolyi in dem Falle, nach Wien zu melden: „Herr v. Bismarck zeigt sich nunmehr bereit, der Frage der Annahme oder Ablehnung des Vertrages mit Frankreich nicht mehr die unbedingte Priorität zu vindizieren, sondern die Frage der Erneuerung des

[1]) Rechberg an den Fürsten Schönburg, 27. Mai 1863. Staatsarchiv Wien.

Digitized by Google

Zollvereins — allerdings auf Grundlage des Vertrages — in erste Linie zu stellen und hierüber nach Abschluß der Münchener Konferenz sofortige Beratungen zu eröffnen. Die Konzession, welche im Vergleich zum bisherigen Standpunkt hierin liegt, bestände lediglich in dem Faktum der Eröffnung von Verhandlungen, während früher dieselben tatsächlich als ausgeschlossen zu betrachten waren. Die Grundlage des französischen Vertrages würde nicht aufgegeben und die österreichischen Propositionen als solche nicht speziell als Gegenstand der Beratungen bezeichnet werden. Im Hinblick auf den Umstand jedoch, daß an erster Stelle über Erneuerung des Zollvereins beraten werden soll, und die betreffenden Staaten es in der Hand haben, bei Formulierung der Bedingungen für die Erneuerung des Zollvereins das Verhältnis zu Oesterreich ebensosehr als die aus eignem Interesse hergeleiteten Modifikationen des Handelsvertrages voranzustellen, würde tatsächlich eine gleichzeitige Beratung der Angelegenheit, allerdings ohne unsre direkte Beteiligung, in Angriff genommen werden können ... Es läßt sich nicht leugnen, daß das Einschlagen dieses Weges eine Wendung zum Bessern ist, wenngleich dieselbe noch keineswegs irgendwelche annähernde Sicherheit bietet, daß man hiesigerseits in unsre Forderungen und Vorschläge eingehen werde ...

Hinsichtlich der in Aussicht gestellten Beratungen kommt es wesentlich darauf an, ob das preußische Kabinett wirklich gewillt ist, dieselben auf eine Art zu führen, welche die Elemente eines Ausgleiches und einer endgültigen Lösung darbietet oder ob es vorläufig bloß Zeit zu gewinnen trachtet ..."

Zum Schluß bemerkte Karolyi noch, daß er einen bestimmten Schluß auf die Zukunft nicht ziehen könne und daß Bismarck in dieser Frage das versöhnliche Element im Kabinett wäre.

Die Instruktionen an den preußischen Kommissär in München waren einige Tage später abgegangen und Karolyi gegenüber dahin erläutert worden, daß, sobald die Fortexistenz des Zollvereins unter gleichzeitiger Aufrechthaltung der Handelsverträge mit Frankreich und Belgien gesichert erscheine, die Beratungen über das Verhältnis zu Oesterreich sofort in Angriff zu nehmen wären. Hierzu bemerkte Karolyi nach Wien: „Es liegt in der Natur der Sache, daß die preußische Regierung schon jetzt darauf vorbereitet sein muß, wenn das gegenwärtige Vorgehen kein eitles Spiel sein soll, gewisse, von den Südstaaten formulierte Modifikationen des Handelsvertrages anzuerkennen und Frankreich gegenüber zu vertreten. Doch vermag ich mich noch keineswegs mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß die hier zuzugestehenden Modifikationen von irgendwelcher namhafter Tragweite sein werden, und insbesondere befürchte ich, daß man mit Zähigkeit auf dem hauptsächlich unserseits beanstandeten Artikel 31 des Vertrages bestehen wird."

Die definitive Entscheidung über diese Fragen der Zollvereinserneuerung und des französischen Handelsvertrages sollte auf einer späteren, nach Berlin einzuberufenden Konferenz erfolgen. Bismarck machte indessen den französischen Botschafter schon jetzt darauf aufmerksam, daß die Lage der Dinge eventuell

Digitized by Google

einige Modifikationen des Vertrages erheischen werde. Auf die Frage Herrn v. Talleyrands: „Und wer wird es übernehmen, uns diese Schellen anzuhängen?“ erwiderte der preußische Minister: „Wir!“

Das Verhältnis dieser beiden Herren war eben damals ein gespanntes, da Bismarck wegen einer von Talleyrand an ihn geschriebenen Note sehr aufgebracht war. In Posen waren zwei französische Untertanen wegen des Verdachtes von Beteiligung an der Polnischen Revolution verhaftet worden. Der französische Botschafter hatte hiergegen reklamiert und in seiner Note die geschehenen Verhaftungen als willkürliche und leichtfertige „arbitraires et legères“ bezeichnet. Bismarck blieb die Antwort nicht schuldig und schrieb ihm, die Untersuchung werde ergeben, daß die erhobene Reklamation eine leichtfertige und frivole wäre.[1])

Es ist ein Beweis der vertrauensvollen Beziehungen zwischen Bismarck und Karolyi, daß er ihm selbst von solchen Details Mitteilung machte, und dies zu einer Zeit, wo die offiziellen Beziehungen der beiden Kabinette nichts weniger als vertrauensvolle waren. Nach wie vor blieb die Haltung der kaiserlichen Regierung Preußen gegenüber eine reservierte, und ungeachtet wiederholter Anwürfe in der polnischen Frage vermied sie es, sich mit dem Berliner Kabinett in eingehende Konversationen einzulassen und demselben Gelegenheit zu weiteren Verhandlungen zu bieten. Maßgebend war hierbei wohl der Umstand, daß eben damals in Wien der Entschluß zur Einberufung des Frankfurter Fürstenkongresses im stillen reifte.

Die Geschichte des Verlaufes dieses Fürstentages ist oft geschrieben worden, die seiner Genesis aber nicht.[2]) Sie gehört auch nicht in den Rahmen der gegenwärtigen Erzählung, und zwar schon darum nicht, weil Karolyi mit derselben gar nichts zu tun hatte. Die betreffenden Entschließungen waren in Wien erwogen und gefaßt worden, ohne daß die kaiserlichen Vertreter an den deutschen Höfen zugezogen oder ihnen vorgängige Mitteilung gemacht worden wäre. In Berlin herrschte zur Zeit des Ergehens der Einladungen vollkommene Sommerstille. König Wilhelm war schon Mitte Juni nach Karlsbad gereist, Bismarck ihm dahin und später nach Gastein gefolgt. Karolyi hatte im Juli wegen schwerer Erkrankung seines bald darauf verstorbenen Vaters einen Urlaub erhalten, von welchem er erst am 28. Oktober nach Berlin zurückkehrte, wo ihm dann allerdings die Aufgabe zufiel, die Verhandlungen über die durch die Frankfurter Beschlüsse geschaffene Lage mit Bismarck aufzunehmen.

„Die ganze Sache war von Anfang an nur eine Frage von Daten,“ so

[1]) Karolyi an Rechberg, 5. Juni 1863. Wiener Staatsarchiv.

[2]) Beust, „Erinnerungen“, und Sybel, „Begründung“, widmen jeder dem Frankfurter Fürstentage ein ganzes Kapitel. Dessen Genesis betreffend, bemerkt der erstere nur (Bd. I, S. 325), daß die Einladung für Dresden, wie anderwärts, eine vollständige Ueberraschung war. Der letztere (Bd. II, S. 542) ist diesfalls auf Vermutungen angewiesen. Ausführlicher behandelt Friedjung, „Kampf um Vorherrschaft“, Bd. I, S. 51 bis 56, das Thema, wobei er sich auf mündliche Mitteilungen der Minister Rechberg und Schmerling stützen konnte. Das volle, im Wiener Staatsarchiv verwahrte Aktenmaterial stand ihm aber nicht zu Gebote.

Digitized by Google

sagte ein hochgestellter, mit den Berliner Verhältnissen vertrauter russischer Diplomat Mitte September einem österreichischen Kollegen, „wäre die Einladung statt vom 31. Juli vom 3. August datiert gewesen, und für den Kongreß statt des 16. August ein Tag Mitte September in Aussicht genommen worden, so wäre Preußens Beteiligung gesichert gewesen." Das Auge des hinter den Kulissen stehenden Zuschauers einer Aufführung haftet naturgemäß an deren Details und zufälligen Umständen, und von diesem Gesichtspunkte mag das erwähnte Urteil plausibel erscheinen. Dem Lichte historischer Betrachtung wird es schwerlich standhalten können. Sicher ist, daß die Datierungsfrage es Bismarck erleichterte, in König Wilhelm das Gefühl zu nähren, daß von österreichischer Seite Mangel an Rücksicht vorgewaltet habe, wie denn auch das im „Staatsanzeiger" auf Bismarcks Befehl am 17. August erschienene Communiqué diesen Punkt hervorhob. Aber ebenso sicher scheint es, daß der Staatsmann, dem es in Baden gelang, seinen König zur Ablehnung einer von dreißig Fürsten ausgegangenen, von einem König als Kabinettskurier überbrachten Einladung zu bewegen, hierzu auch Mittel und Argumente gefunden hätte, wenn die ursprüngliche Einladung anders datiert gewesen wäre.[1])

Bekanntlich hatte Kaiser Franz Josef König Wilhelm in Gastein am 3. August besucht, um ihn von seiner Absicht, die deutschen Fürsten zur Reform der Bundesverfassung nach Frankfurt zu laden, persönlich Mitteilung zu machen. Bei dieser Gelegenheit übergab er auch dem König eine Denkschrift, welche die Notwendigkeit jener Reform und die Oesterreich hierbei leitenden Ansichten auseinandersetzte. Gleich nach der Entrevue erging dann der Befehl nach Wien zur Absendung der Einladungsschreiben, welche bereits fertiggestellt und vom 31. Juli datiert waren. Dem König von Preußen aber wurde dasselbe noch am selben Abend durch einen Adjutanten überbracht.

Die österreichische Denkschrift ist seinerzeit in der in Hannover erscheinenden „Zeitung für Norddeutschland" veröffentlicht worden.[2]) Sie bestand aus drei Abschnitten, von denen der erste die Unabweislichkeit einer Reform durch die im Bunde herrschenden chaotischen Zustände begründete, der zweite der Entwicklung und Begründung des Gedankens galt, daß Oesterreich die Reform nur auf Grundlage des Föderativprinzips anstreben könne, und der dritte die entscheidende Wichtigkeit der Mitwirkung Preußens hervorhob, ohne welche ein definitiver Abschluß der Reorganisation unmöglich wäre, deren Verweigerung aber die von der Notwendigkeit der Sache überzeugten Regierungen dazu führen müsse, ein Werk der Not zustande zu bringen und unter Wahrung des Bundesverhältnisses von ihrem freien Bündnisrecht untereinander Gebrauch zu machen.

Die Ablehnung des Königs erfolgte schon am 4. August. Neun Tage später schrieb Bismarck an Baron Werther eine zur Mitteilung an die kaiserliche Regierung bestimmte Depesche, in der er seinem Befremden über die österreichische

[1]) Vgl. auch Bismarcks eigne Erzählung „Gedanken und Erinnerungen", Bd. I, S. 339 bis 342.

[2]) Sybel gibt dieselbe im Auszug wieder, Bd. II, S. 542 bis 544.

Digitized by Google

Beurteilung der gegenwärtigen Zustände im Bunde Ausdruck gab und daran die Frage knüpfte, ob Oesterreich und die Staaten, welche auf die so motivierte Einladung an dem Kongresse in Frankfurt teilnehmen, die vertragsmäßigen Bundespflichten noch anerkennen. In Wirklichkeit drehte sich indessen der Streit gar nicht um diese Frage. Die Kritik der Denkschrift an den bestehenden Bundesverhältnissen war allerdings eine vernichtende, aber weder dachte Oesterreich daran, sich vom Bunde loszusagen, noch wurde von seiten Preußens die Reformbedürftigkeit desselben in Abrede gestellt. Die Frage drehte sich um das Wie der Reform, und da klafften die österreichischen Vorschläge uud die preußischen Ziele weit auseinander.

Die österreichischen Anträge faßten die Stärkung der Bundesexekutive durch Einsetzung eines Bundesdirektoriums, die periodische Einberufung einer Delegiertenversammlung aus den Vertretungen der Einzelstaaten und die Errichtung eines Bundesgerichtes ins Auge. Auf dieser Grundlage kamen bekanntlich auch die Beschlüsse des Fürstentages zustande.[1]) Nun stellte sich das Problem dahin, ob es gelingen werde, Preußen zum nachträglichen Beitritt zu bewegen und, wenn nicht, ob die Teilnehmer des Kongresses bereit sein werden, ihre Beschlüsse auch ohne dasselbe zur Ausführung zu bringen. Auf beide Fragen erfolgte sehr bald die verneinende Antwort.

Zur Erreichung des preußischen Beitrittes hatten die in Frankfurt anwesenden Fürsten Kollektivschreiben an König Wilhelm gerichtet. Die ablehnende Antwort erfolgte am 22. September. Der König erklärte, wie er nicht die Ueberzeugung habe gewinnen können, daß die vorgeschlagene Reform geeignet wäre, eine Verbesserung der Bundesverfassung herbeizuführen. Sie wäre nicht der Ausdruck wirklicher Verhältnisse und Bedürfnisse. Zugleich bezeichnete der König die drei folgenden Punkte als Vorbedingung für die preußische Zustimmung zu einer Reform im Sinne der Erweiterung des bisherigen Bundeszweckes:

1. Ein Veto Preußens und Oesterreichs gegen jeden Bundeskrieg, der nicht zur Abwehr eines Angriffes auf Bundesgebiet unternommen würde,

2. die völlige Gleichberechtigung Preußens mit Oesterreich im Vorsitz und der Leitung des Bundes,

3. die Einführung einer Volksvertretung aus direkten Wahlen und nicht eines Delegiertenhauses.

Die kaiserliche Regierung erklärte diese Bedingungen sofort für unannehmbar,[2]) Die im Oktober nach Nürnberg einberufene Ministerkonferenz der an den Frankfurter Beschlüssen beteiligten Staaten endete aber ebenso unbefriedigend. Graf Rechberg wurde dort ersucht, die Antwort auf die preußischen Erklärungen im Namen aller zu übernehmen. Gleichzeitig wurde sein Antrag, mit der Einsetzung des Direktoriums vorzugehen, ohne auf Preußen zu warten, abgelehnt.

---

[1]) Ueber Verlauf des Fürstenkongresses und dessen Beschlüsse vgl. Sybel und Beust an den oben angeführten Stellen.

[2]) Rechberg an Chotek, 26. September 1863. Wiener Staatsarchiv.

Digitized by Google

So standen die Dinge, als Karolyi von seinem Urlaube nach Berlin zurückkehrte. Die nächste Aufgabe, die ihm hier zufiel, war die Ueberreichung der Rechbergschen Antwort auf die preußischen Erklärungen vom 22. September. Sie war in einem längeren Memorandum niedergelegt, welches die österreichischen Einwendungen gegen die drei Vorbedingungen in ausführlicher Weise entwickelte und die Ueberzeugung der kaiserlichen Regierung aussprach, daß dieselben das Föderativprinzip, auf welchem Deutschlands Integrität und Sicherheit beruhe, umstoßen würden. Entweder müßten Verhandlungen auf dieser Basis zum Bruche führen oder die beiden deutschen Großmächte vom Ziele normaler Entwicklung bedenklich ablenken.

Gleichzeitig erklärte Rechberg aber, daß unser Wunsch nach einer Verständigung mit Preußen fortdaure, und wir daher die Aufnahme von Verhandlungen zu deren Herstellung wünschten, jedoch ohne jegliche präjudizielle Bedingungen. Weder wir noch sonst jemand in Frankfurt haben solche verlangt, und es wäre kein Beweis bundesfreundlicher Gesinnung von seiten Preußens, wenn es hierauf beharre.

Die Aussichten auf eine Verständigung schienen indessen hoffnungslos. Verstimmung und Bitterkeit herrschten auf beiden Seiten. In Wien hatte das offene Aussprechen des preußischen Paritätsanspruches im Bundespräsidium eine der empfindlichsten Saiten berührt, und Rechberg den diesfälligen Gefühlen in einem, gleichzeitig mit der offiziellen Antwort an Karolyi ergangenen Briefe Ausdruck gegeben. Er betonte, wie unsre Reformvorschläge kein preußisches Recht angetastet hätten, man aber doch in Berlin eine beleidigte Miene angenommen habe, während man es dort als Monopol betrachte, unsre legitimen Rechte in Deutschland bei jeder Gelegenheit anzugreifen und in Frage zu stellen. Er wies zugleich auf die Unmöglichkeit hin, daß Preußens Handlungsweise gegen uns ohne Einfluß auf unsre eigne gegen Preußen bleiben könne.

Preußens Antwort auf unsre Eröffnungen war eine absolut ablehnende. Bismarck hielt keinen Augenblick mit der Erklärung zurück, daß Preußen unser Verlangen verneine und sich in keine Verhandlungen ohne die drei Präjudizialpunkte einlassen werde. In seiner bezüglichen Unterredung mit Karolyi ließ er sich über die Verstimmung, welche sowohl an allerhöchster Stelle wie in der ganzen Nation durch die Inszenesetzung des Frankfurter Fürstentages erzeugt worden sei, des weiteren aus, bemerkte, wie gerade vorher die Dispositionen des preußischen Kabinetts zu einer Verständigung mit Oesterreich so aufrichtig und entgegenkommend gewesen wären wie seit langem nicht, und erklärte, daß wir zwischen einer Verständigung und Allianz mit Preußen und dem in Frankfurt angestellten Versuche zu wählen hätten. Die erstere Alternative würde gegenwärtig am besten durch das Erhalten der bestehenden Bundesverfassung gesichert sein.

Karolyi erwiderte, daß eine aufrichtige Verständigung mit Preußen von der Lösung der Reformfrage unzertrennlich und letztere ein nicht zu umgehendes Bedürfnis sei. Er wies auf die traurigen Erfahrungen von 1859 hin, sowie

Digitized by Google

auf den Mangel einer wirklichen Garantie, daß die bestehenden Bundeseinrichtungen von Preußen nach allen Seiten hin anerkannt werden. Im Gegenteile habe Preußen soeben durch die drei Punkte Aspirationen offen zur Schau getragen, welche jedes Vertrauen in die gewissenhafte Erfüllung seiner Bundespflichten zu erschüttern geeignet seien.

Zum Schluß seiner Ausführungen wies Karolyi noch darauf hin, daß Preußens Beharren auf seinem schroff negierenden Standpunkt zum Reformwerk unausbleiblich einen entsprechenden Einfluß auf die Stellung Oesterreichs zu Preußen ausüben würde und dies unter den jetzigen Zeitverhältnissen ernste Folgen nach sich ziehen könne.

Bismarck entgegnete, wie solche Anspielungen, praktisch genommen, so viel bedeuteten, daß Oesterreich sich eventuell mit Frankreich gegen Preußen alliieren werde. Zeitungsartikel hätten ihn auf eine solche Möglichkeit schon vorbereitet, doch beanspruche er für Preußen das Recht der Gegenseitigkeit. Auf österreichischer Seite scheine man solche Eventualitäten ganz natürlich zu finden, wenn aber Preußen sich hier und da solche Hinweise gegen Oesterreich erlaube, werde es sofort des Verrates an der deutschen Sache geziehen.

Karolyi konnte mit Recht erwidern, daß die österreichische Politik einem solchen Vorwurfe bisher nach keiner Seite ausgesetzt war, daß aber die Beziehungen der beiden Mächte durch Preußens Weigerung, zur Lösung der deutschen Frage beizutragen, verschlimmert werden müßten. Von diesem Gesichtspunkte aus legte er Bismarck dringend ans Herz, ohne Vorbedingungen Verhandlungen anzuknüpfen, wodurch sich ja Preußen nichts vergeben würde.

An den Erfolg seiner Vorstellungen glaubte indessen Karolyi selbst nicht und schrieb nach Wien, daß er nicht die geringste Hoffnung habe, daß Preußen die Hand zu der von uns gewünschten Verständigung bieten werde. Nun aber traten auf dem Gebiete der europäischen Politik zwei Ereignisse ein, welche die beiden deutschen Mäche einander wieder näher brachten. Das eine war Kaiser Napoleons Kongreßvorschlag, das andre der Tod des Königs von Dänemark.

Am 5. November hatte Napoleon in einer Thronrede den Satz ausgesprochen, daß die Verträge von 1815 aufgehört hätten zu bestehen. Am selben Tage waren die Einladungen an die Souveräne Europas ergangen, sich zu einem Kongreß in Paris einzufinden, der über die Neuordnung aller schwebenden Fragen beraten und beschließen sollte.

Der durch diese Einladung in Wien hervorgerufene Eindruck, wie der von dem kaiserlichen Kabinett diesfalls eingenommene Standpunkt ist in einer Depesche Rechbergs an Karolyi vom 12. November niedergelegt. Darin wurde gesagt:

„Wir haben seit der Thronrede Kaiser Napoleons eine völlig neue Lage ins Auge zu fassen. Es ist nicht mehr die polnische Frage allein, welche unsre Sorge in Anspruch nimmt, nicht mehr ein Einverständnis hierüber mit Frankreich und England. Alle europäischen Fragen sollen in Beratung gezogen werden und alle Kabinette sollen an der Beratung teilnehmen.

Gegen einen solchen Kongreß haben wir stets die ernstlichsten Bedenken

Digitized by Google

gehabt, weil aus einer Beratung von so allgemeiner und unbestimmter Tragweite eine Lösung nicht hervorgehen kann. Ein solcher Kongreß könnte nur die bestehenden Gegensätze verschärfen und neue, unvermeidlich den Krieg herbeiführende Komplikationen erzeugen.

So haben wir uns jedesmal ausgesprochen, so oft der Gedanke zwischen uns und Frankreich vertraulich erörtert worden ist. Jetzt aber ist derselbe so entschieden und feierlich ausgesprochen, daß eine kategorische Zurückweisung den Frieden vielleicht noch mehr gefährden würde. Eine unbedingte Ablehnung wird Napoleon schwer ertragen, daher ein vorsichtiges Eingehen vielleicht besser ist. Dies scheint auch die Ansicht in London, obgleich man dort der Kongreßidee so wenig geneigt ist als wir.

Wir waren auf den Vorschlag nicht vorbereitet, und die besonderen Schwierigkeiten unsrer Lage verhindern uns, ohne erforderliche Sicherheit einen definitiven Entschluß zu fassen. Wir wollen daher über die Absichten Kaiser Napoleons nähere Erläuterungen begehren und auf einer vorläufigen Verständigung über Zweck, Gegenstände und Tragweite des Kongresses bestehen. Der Kongreß kann nach den Grundsätzen des Völkerrechts keine Frage ohne freiwillige Zustimmung der Beteiligten vor sein Forum ziehen, daher muß seinen Verhandlungen der Charakter eines freiwilligen Verständigungsversuches gewahrt bleiben. Diese Grundsätze werden wir aufrechterhalten und hoffen, daß es uns gelingen wird, entweder die Unmöglichkeit nachzuweisen, auf friedlichem Wege zur Verwirklichung der beabsichtigten Neugestaltungen zu gelangen oder der Wirksamkeit des Kongresses Grenzen zu ziehen."

Aus dieser Auffassung ergab sich der natürliche Wunsch, über Preußens Stellungnahme möglichst rasch Klarheit zu gewinnen und womöglich mit demselben zu einem Einverständnis zu gelangen.

König Wilhelm war mit Bismarck in Lezlingen auf der Jagd, als die französische Einladung in Berlin eintraf. Karolyi sah Bismarck am Tage nach seiner Rückkehr. Dieser hob ihm gegenüber hervor, wie Preußens Lage eine derartige wäre, daß es weder hinsichtlich einer Ablehnung noch einer Annahme in hervorragender Weise Stellung zu nehmen berufen sei. Es wären keine Objekte vorhanden, welche in bezug auf Preußen zum Gegenstande von Kongreßverhandlungen gemacht werden könnten. Es könne daher um so bequemer den aus dieser Lage entspringenden Vorteil benützen und brauche sich mit seiner Antwort nicht zu übereilen. Rußland wolle vorerst die Ansicht Englands hören.

Bismarck sagte weiter, daß unter andern Umständen und namentlich wenn die Bundesreform die Keime des Mißtrauens zwischen Oesterreich und Preußen nicht neuerdings befruchtet hätte, er im Hinblick auf den Kongreßvorschlag dem König geraten haben würde, die Initiative zu einer Zusammenkunft mit Kaiser Franz Josef zu ergreifen. Jetzt aber könne eine solche Initiative nur von uns ausgehen.

Daß unter andern Umständen Bismarck auf den französischen Vorschlag mit der Gegenproposition der Koalition der drei konservativen Ostmächte geant-

Digitized by Google

wortet hätte, glaubte Karolyi auch, bemerkte indessen nach Wien, wie der preußische Staatsmann mit seinen jetzigen Aeußerungen wohl kaum einen andern Zweck vor Augen gehabt haben dürfte als den, retrospektiv die Ursachen und Folgen der schlechten Beziehungen zu uns zu beleuchten.

In konservativen und altliberalen Kreisen begegnete Karolyi häufig der Ansicht, daß diese Koalition die einzig richtige Antwort auf den Kongreßvorschlag wäre, wobei allerdings hinzugefügt wurde, daß, wenn die hierzu erforderlichen Elemente vorhanden wären, Napoleon III. seinen Vorschlag wohl gar nicht gemacht hätte. Speziell in Hofkreisen wünschte man die Verbesserung der Beziehungen mit Oesterreich, betonte aber auch dort, daß nach der Frankfurter Angelegenheit die Initiative von uns ausgehen müsse.

Am 19. November erfolgte die offizielle Antwort König Wilhelms an Kaiser Napoleon. Im Prinzip wurde der Kongreß als geeignetes Mittel zur Ausgleichung der schwebenden Differenzen auf friedlichem Wege angenommen, jedoch unter ausdrücklicher Konstatierung des Festhaltens Preußens an den Verträgen von 1815 als Grundlage der europäischen Staatenordnung. Preußen fühle kein spezielles Bedürfnis nach einem Kongresse, halte die Formulierung eines näheren Programmes für zweckmäßig, um die Zustimmung der andern Mächte herbeizuführen, und sei auf dieser Grundlage zur Mitwirkung bereit.

Diese Antwort entsprach dem Standpunkt der kaiserlichen Regierung. Eine Verständigung zwischen den beiden Mächten war nicht erfolgt, tatsächlich handelten sie aber wieder einmal einverständlich. (Fortsetzung folgt)

Eine physiologische Methode, die Leistungsfähigkeit ermüdeter Muskeln zu erhöhen

Von

Prof. Dr. med. Ernst Weber an der Universität Berlin
Abteilungsvorsteher des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie

Bereits vor Jahren habe ich die Aenderungen der Blutfülle der verschiedenen Körperteile während der Ausführung von willkürlicher Muskelarbeit beim Menschen untersucht. Die Apparate zur Messung der Extremitäten waren vorhanden, die zur Messung der äußeren Kopfteile und besonders der Bauchorgane konstruierte ich selbst. Es ergab sich, daß auch bei Ausführung einer nur lokalisierten kräftigen Bewegung, z. B. der eines Beines, sämtliche muskuläre Teile des Rumpfes und der Glieder, also nicht nur die des arbeitenden Beines, unter aktiver Erweiterung ihrer Blutgefäße einen viel stärkeren Zufluß von arteriellem Blute erhalten als vorher. Dies Blut wird den Bauchorganen entzogen, deren Blutgefäße sich gleichzeitig stark verengen.

Durch ältere physiologische Versuche ist es außer Zweifel gestellt, daß bei

Digitized by Google

Muskelarbeit sich gewisse Ermüdungsstoffe im bewegten Muskel bilden, deren Vorhandensein die weiteren Bewegungen erschwert und schließlich bei stärkerer Anhäufung unmöglich macht. Das Tierexperiment zeigt ferner, daß am stark ermüdeten isolierten Tiermuskel, der infolge der Ermüdung auf elektrische Reize nicht mehr mit Bewegung antworten kann, eine Durchspülung mit indifferenter wässeriger Salzlösung genügt, ihn wieder bei gleich starken Reizen bewegungsfähig zu machen, da durch die Spülung die Ermüdungsstoffe aus dem Muskel mechanisch entfernt werden. Außerdem ist besonders das während der Bewegung stark wachsende Sauerstoffbedürfnis des Muskels hervorzuheben, dem durch einen stärkeren Zustrom von arteriellem Blut gleichfalls entsprochen wird.

Dieser stärkere Zustrom von arteriellem Blut zu den Muskeln während der Ausführung von Bewegung ist also nicht nur deshalb von größtem Nutzen, weil durch ihn mechanisch die im arbeitenden Muskel gebildeten Ermüdungsstoffe fortgespült und durch ihre Ueberführung in die Blutbahn eher aus dem Körper entfernt werden, sondern auch weil dadurch die nötige Steigerung der Zufuhr von Sauerstoff erreicht wird, ganz abgesehen von der der andern Ersatzstoffe für den arbeitenden Muskel. Durch diese physiologische Begleiterscheinung der Bewegung wird also die Leistungsfähigkeit der Muskeln gesteigert, das Eintreten ihrer Ermüdung verzögert.

Ich stellte weiterhin fest, daß diese infolge von Ausführung kräftiger Bewegungen auftretende Blutverschiebung im Körper bei gewissen Krankheiten und bei chronischen Ermüdungszuständen, wie bei Studenten in der Examenzeit, besonders wenn sie keinen Sport treiben, nicht immer regelmäßig oder nur in geringem Umfange vorhanden ist. Besonders aber fand ich durch systematische Versuche, daß bei allen Menschen, bei denen vorher im frischen Zustand die vorteilhafte Blutverschiebung während der Bewegung in völlig normaler Weise eingetreten war, eine Abnahme und schließlich völlige Umkehrung dieser Blutverschiebung dann festzustellen war, wenn starke Ermüdung der arbeitenden Muskeln eingetreten war. Bei ungeübten Personen trat dieser Zustand eher, bei an Muskelarbeit gewöhnten später, aber schließlich bei allen in derselben Weise ein.

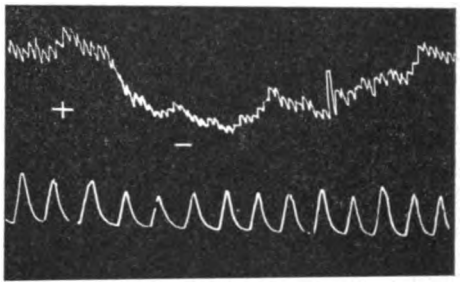
Es ist ohne weiteres klar, daß das Versagen, und erst recht die Umkehrung des normalen Eintretens der Verstärkung des Blutstroms zu den Muskeln, bei dem sich also die Blutgefäße in den Muskeln während der Arbeit verengen, anstatt sich zu erweitern, außerordentlich schädlich für die Fähigkeit der Muskeln zu weiterer Arbeit sein muß, da ja dann nicht nur alle obenerwähnten Vorteile des stärkeren Zustroms von Blut fortfallen, sondern die weiterarbeitenden, ermüdeten Muskeln sogar weniger Sauerstoff erhalten als im Ruhezustand, und die immer weiter sich bildenden Ermüdungsstoffe sich unverhältnismäßig stark in den arbeitenden Muskeln anhäufen und die weitere Arbeit in schnell steigendem Grade erschweren.

Indessen stieß ich bei meinen Untersuchungen auch auf die Möglichkeit, diese Schädlichkeit, natürlich nur bis zu einem gewissen Grade, auszugleichen. Ich lasse in der folgenden Darstellung, ebensowie in der bisherigen, alle theoretischen

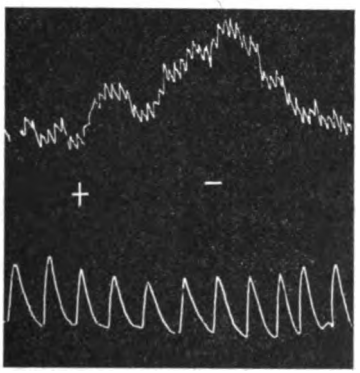
Digitized by Google

Erklärungen über das Zustandekommen der Vorgänge beiseite, und behandle hier nur kurz das Tatsachenmaterial. In meiner späteren Veröffentlichung in Buchform werde ich alles ausführlicher behandeln.

Ganz entsprechend meiner früheren Feststellung, daß bei kräftiger lokalisierter Bewegung auch nur eines Gliedes die dabei im frischen Zustand der Versuchsperson auftretende Verstärkung des Zustroms von Blut alle Muskeln des Rumpfs und der Glieder betrifft, fand ich, daß sich auch die Gefäßverengerung und verringerte Blutströmung in den Muskeln bei Ausführung von lokalisierter Arbeit durch erschöpfte Muskeln auf alle Muskeln erstreckt. Wurde aber dann, nachdem während der Arbeit, z. B. des erschöpften rechten Beines, diese völlige Umkehrung der normalen Blutverschiebung eingetreten war, eine entsprechende Muskelarbeit durch das nicht ermüdete linke Bein oder durch einen der gleichfalls nicht ermüdeten Arme ausgeführt, so trat während dieser Arbeit die Verstärkung des Blutstroms zu allen Muskeln wieder in völlig normaler Weise ein. Also auch das erschöpfte rechte Bein, das bei jeder erneuten eignen Arbeit nur eine starke Verengerung der Blutgefäße der Muskel herbeiführt und in dieser Zeit weit weniger Blut erhält als im Ruhezustand, erhält während der Arbeit der andern, frischen Glieder wieder einen ebenso stark vermehrten Zustrom von Blut, wie zu Beginn der ganzen Arbeitsleistung bei der eignen Arbeitsleistung. Erst wenn die Erschöpfung allgemein geworden ist, tritt eine dauernde Umkehrung der Blutverschiebung ein. Durch Fig. 1a und 1b ist diese Beobachtung illustriert. In beiden Figuren stellt die obere Kurve die Veränderung der Blutfülle der muskulären Teile des Körpers während der Ausführung von kräftiger Kontraktion der Muskeln je eines Armes dar. Die Vorsichtsmaßregeln, die an-



(Von links nach rechts zu lesen)
Fig. 1a. Vom Zeichen + bis — dauert die willkürliche, kräftige Kontraktion des absichtlich ermüdeten linken Armes



(Von links nach rechts zu lesen)
Fig. 1b (unmittelbar nach 1a aufgenommen). Vom Zeichen + bis — dauert die willkürliche, kräftige Kontraktion des nicht ermüdeten rechten Armes

Digitized by Google

gewendet werden müssen, um jeden Fehler bei der Messung infolge von Erschütterung des Apparates bei der Kontraktion des außerhalb des Apparates befindlichen Armes zu vermeiden, kann ich hier nicht erwähnen. Der eine Arm der Versuchsperson war vor Beginn des Versuchs durch zwanzig Minuten lang dauernde Hantelübungen absichtlich stark ermüdet, so daß als Folge davon nach zehn Minuten bei abermaliger kurzer Kontraktion des ermüdeten Bizeps eine Verminderung der Blutströmung durch alle Muskeln eintrat, die in Fig. 1a nur an den Muskeln des andern Arms registriert ist. Unmittelbar darauf wurde der Apparat dem andern, vorher absichtlich ermüdeten Arm angelegt, und ebenso wie vorher der ermüdete, jetzt der andre, nicht ermüdete Arm kontrahiert, und es zeigt sich dabei in Fig. 1b die normale Vermehrung des Blutstromes, also Erweiterung der Blutgefäße, in dem vorher ermüdeten Arm, der also jetzt sich so verhält, wie vorher im nicht ermüdeten Zustand bei eigner Bewegung.

Die Möglichkeit der praktischen Nutzbarmachung dieser Beobachtung liegt auf der Hand.

Zunächst ergibt sich die etwas banale Folgerung, daß die Abwechslung in der Benutzung der verschiedenen Muskelgruppen bei der Arbeit noch vorteilhafter ist, als man bisher annahm, denn auch nach völliger Erschöpfung einer oder mehrerer Muskelgruppen tritt bei dann eintretender Arbeit der andern Muskeln dieselbe, für die Arbeitsleistung überaus wichtige Blutverschiebung ein, wie im völlig frischen Zustand.

Weit wichtiger ist aber die Möglichkeit, die aus dieser Beobachtung hervorgeht, die Weiterführung einer Arbeitsleistung, die nur durch bestimmte Muskelgruppen ausgeübt werden kann, nach völliger Erschöpfung dieser Muskelgruppen dadurch zu ermöglichen, daß eine kurz dauernde kräftige Bewegung einer der noch nicht ermüdeten Muskelgruppen eingeschaltet wird. Durch den dadurch bewirkten starken Zustrom arteriellen Blutes zu allen Muskeln, auch zu den ermüdeten (wie in Fig. 1b), wird das in den erschöpften Muskeln aufs äußerste gestiegene Sauerstoffbedürfnis befriedigt, und besonders werden dadurch die sehr stark in diesen Muskeln angehäuften Ermüdungsstoffe in viel besserer Weise fortgespült, als dies in einem selbst längeren Ruhezustand geschehen könnte, in dem sich die Gefäße stark ermüdeter Muskeln nach meinen Feststellungen in einem Zustand dauernder Verengerung befinden. (Siehe Fig. 1a.)

Ob dieser Nutzen wirklich deutlich hervortritt, mußte natürlich erst durch weitere exakte Untersuchungsmethoden geprüft werden. Ich benutzte dazu die ergographische Methode der Messung der Größe der Bewegungen einer Muskelgruppe infolge der rhythmischen Einwirkung gleichmäßig starker elektrischer Reize auf den betreffenden Nerven oder Muskel.

Da ich den vorhandenen Ergographen für die Messung der Bewegungen eines Fingers wegen der zu geringen Masse der dabei gemessenen Muskel nicht zu meinen Versuchen benutzen konnte, konstruierte ich mir einen Fußergographen der mit den in den folgenden Versuchen benutzten Apparaten auf der folgenden Seite abgebildet ist.

Digitized by Google

Das frei herabhängende Bein der sitzenden Person wird dabei oberhalb des Knies durch eine gepolsterte Unterlage unterstützt, und die Bewegung des

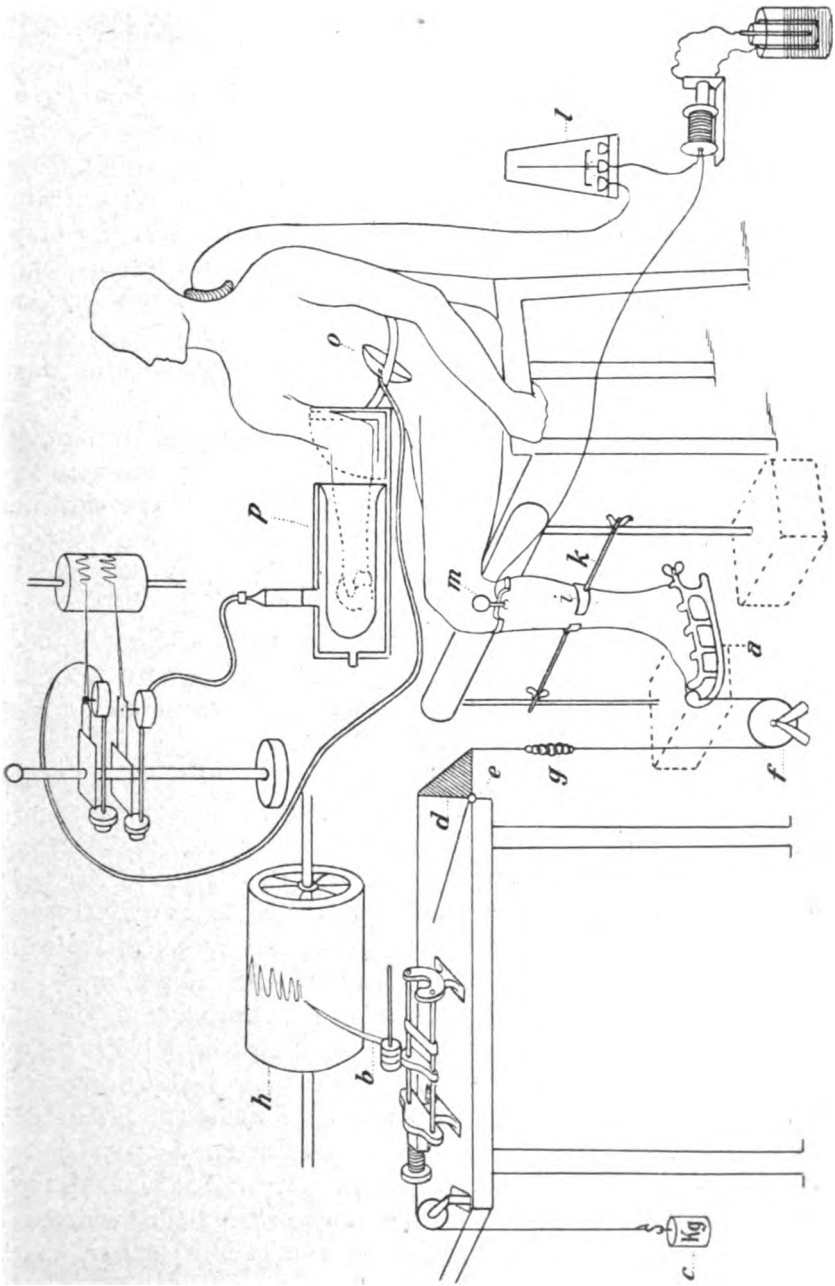


Fig. 2. Fußergograph und die andern zu den Versuchen benutzten Apparate

Hebens der Fußspitze wird durch immer gleich starke, rhythmische elektrische Reize, die den betreffenden Nerv unterhalb des Knies bei m treffen, herbeigeführt. Die

Digitized by Google

Bewegung erfolgt daher völlig mechanisch, ohne Beteiligung des Willens der Person, deren Aufmerksamkeit von dem Versuche in passender Weise abgelenkt wird, oder die ich auch bisweilen tief hypnotisierte. Beeinflussung der Bewegungen durch Autosuggestion kommt daher nicht in Betracht, auch würden willkürliche Bewegungen auf den Kurven sofort als solche erkannt werden, da sie immer viel größer als die unwillkürlichen ausfallen. Von der Spitze des an dem Fuß befestigten Schlittschuhs a geht über eine Rolle f und einen Winkel d eine Schnur zu dem Apparat b, der die Bewegungen der Fußspitze genau nach ihrer Größe auf einer rotierenden Trommel h verzeichnet. Gleichzeitig wird am rechten Arm durch einen Plethysmograph p das Verhalten der Blutfülle der Muskeln dieses Armes gemessen und infolgedessen muß auch die Veränderung der Atmungsgröße durch den Apparat o registriert werden. Die Bewegung des Fußes wird erschwert durch das am linken Ende der Figur herabhängende Gewicht c, das bei Hebung der Fußspitze mit gehoben werden muß und beliebig vergrößert werden kann. (Meist waren es 2 bis 3 Kilogramm.)

Ist diese Belastung hinreichend groß, so werden bei rhythmischer Einwirkung der elektrischen Reize die Hebungen der Fußspitze, also die Arbeitsleistung der gemessenen Unterschenkelmuskeln, infolge eintretender Ermüdung allmählich kleiner und hören schließlich ganz auf, wie dies auf den folgenden Abbildungen zu sehen ist.

Die Ermüdung tritt bei Bewegungen infolge von elektrischer Reizung des Nerven besonders schnell ein, weil diese Bewegungen nicht von der vorteilhaften Verstärkung des Blutstroms zu den Muskeln begleitet sind, denn nach meinen Feststellungen ist das Eintreten dieser Blutströmung vollkommen an die Mitwirkung des Willens, also der Hirnrinde, gebunden.

Lasse ich nun nach dem Eintreten der Ermüdung eine Ruhepause von einer bestimmten Anzahl von Minuten eintreten, so tritt eine gewisse Erholung ein, es erfolgen also dann bei Aufnahme einer neuen Arbeitskurve wieder Bewegungen bei den gleichen Reizen, wenn auch nicht von der Größe, wie am Anfang des Versuchs, und sie erlahmen schon früher wieder. Werden die Pausen wiederholt, so fällt die Erholung immer geringer aus. Lasse ich dann aber in der nächsten, gleich langen Pause nur eine halbe Minute lang die Versuchsperson irgendeine andre, nicht ermüdete Muskelgruppe kräftig willkürlich kontrahieren, so wird bei der nachfolgenden elektrischen Reizung die Arbeitsleistung sowohl an Größe als an Dauer der Bewegung wieder mindestens ebenso groß, oft noch größer als sie zu Beginn war. Es erklärt sich dies daraus, daß bei der willkürlichen Bewegung der verstärkte Zustrom von Blut die in dem ermüdeten Bein aufgespeicherten Ermüdungsstoffe fortgespült und das Sauerstoffbedürfnis der Muskeln befriedigt hat. Das Eintreten dieser Blutverschiebung wurde gleichzeitig an dem dafür angebrachten Apparat (p in Figur) registriert. Dasselbe Ergebnis zeigte sich bei allen zahlreichen Versuchspersonen.

Ein derartiger Versuch ist in Fig. 3 abgebildet. Am rechten Ende der Figur befindet sich die erste Arbeitsperiode der frischen Person, bei der die

Digitized by Google

einzelnen Bewegungen trotz Gleichbleibens des elektrischen Reizes allmählich kleiner werden und schließlich ganz aufhören.

Bei I in Fig. 3 wurde dann eine Ruhepause von einer Minute eingelegt und dann wieder eine Kurve aufgenommen, die infolge ungenügender Erholung beträchtlich kleiner ausfällt als die erste. In der nächsten gleichlangen Pause wird nun der eine Arm (Bizeps) kräftig kontrahiert, und dies wirkt so erholend auf die Beinmuskel, daß bei Aufnahme der nächsten Arbeitskurve anstatt einer weiteren Abschwächung der Leistung eine Vergrößerung der Leistung bis zur Anfangsleistung eintritt. Dann folgt wieder bei III (Fig. 3) eine gewöhnliche Ruhepause mit der geringeren folgenden Leistung, gerade wie nach Pause I, und wieder eine Verstärkung der Leistung nach Kontraktion der Muskel des nicht im Apparat befindlichen Unterschenkels. Die Kontraktion der Armmuskel nützt etwas mehr als die des Unterschenkels, was sich unmittelbar darauf (nicht mehr abgebildet) nochmals zeigte.

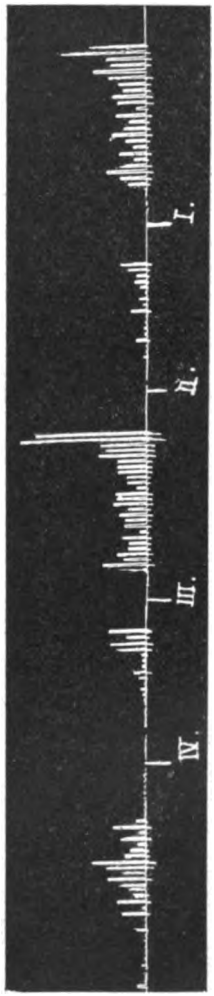


Fig. 3 (von rechts nach links zu lesen). Kurven des Fußergographen infolge von elektrischer Reizung des Beines. Bei I Ruhepause von einer Minute. Bei II willkürliche kräftige Kontraktion des Armes während einer Minute. Bei III Ruhepause von einer Minute. Bei IV willkürliche kräftige Beugung des freien Fußes während einer Minute

In Fig. 4 ist der Nutzen der „Hilfsarbeit" einer frischen Muskelgruppe besonders groß, da in dem arbeitenden Bein schon vor Beginn des Versuchs

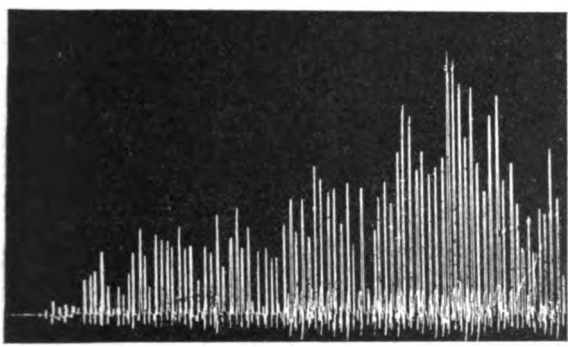


Fig. 4a stellt den Beginn des Versuchs von Fig. 4b dar. Die fortlaufende Kurve wurde auseinandergeschnitten

eine gewisse Ermüdung, also Aufspeicherung von Ermüdungsstoffen, vorhanden war, die wohl durch die Kontraktion des einen, nicht ermüdeten Arms beseitigt wurde. Daher auch die sehr starke Verkleinerung der Arbeitskurven nach der ersten gewöhnlichen Ruhepause, die zwischen Fig. 4a und 4b liegt. Nach dieser geringen Arbeitsleistung am rechten Ende von Fig. 4b folgt dann die Kontraktion des einen Arms und hierauf die starke Vermehrung der Arbeitsleistung, die die zu Beginn des Versuchs deutlich überwiegt.

Digitized by Google

Um es völlig sicherzustellen, daß die Ursache der vorteilhaften Wirkung der Einschiebung einer willkürlichen Bewegung bei obigen Versuchen nur in der dadurch bewirkten Verstärkung des Blutstroms zu den Muskeln zu suchen ist, stellte ich eine Reihe von weiteren Versuchen an.

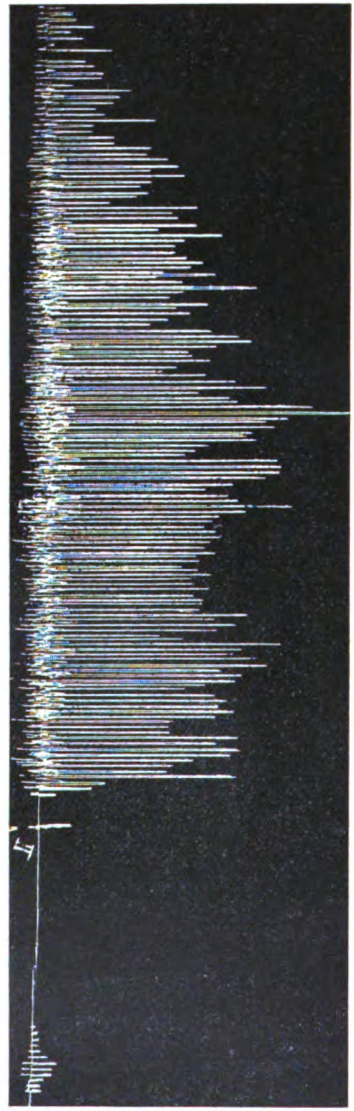


Fig. 4a und Fig. 4b (von rechts nach links zu lesen). Kurven des Fußergographen infolge von elektrischer Reizung des Beines. Zwischen 4a und 4b liegt eine Ruhepause von zwei Minuten. In 4b bei II wird während anderthalb Minuten der eine Arm willkürlich kräftig kontrahiert

Wie ich vor Jahren festgestellt habe,[1]) tritt die Verstärkung des Zustroms von Blut zu den Muskeln nicht nur bei Ausführung von willkürlicher Muskelarbeit ein, sondern auch schon bei der Entstehung von lebhaften Bewegungsvorstellungen auf der Hirnrinde, die nicht von der tatsächlichen Ausführung der Bewegungen begleitet sind, sei es, daß diese Vorstellungen willkürlich, oder noch besser und sicherer durch hypnotische Suggestion hervorgerufen werden.

Dies benutzte ich, um bei meinen Versuchen eine plötzliche Verstärkung der Blutströmung zu den Muskeln bei völlig bewegungslos bleibenden Personen herbeizuführen. An der tief hypnotisierten Versuchsperson wurde in der üblichen Weise durch rhythmische elek-

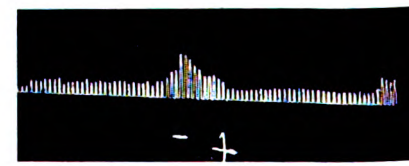


Fig. 5 (von rechts nach links zu lesen). Kurve des Fußergographen infolge von elektrischer Reizung des Beines der hypnotisierten Versuchsperson. Vom Zeichen + bis — wirkt während der fortdauernden elektrischen Reizung des Beines die Suggestion einer lebhaften Bewegungsvorstellung auf die hypnotisierte und bewegungslos bleibende Person ein

trische Reize eine Arbeitskurve der Beinmuskeln aufgenommen, die infolge der allmählich eintretenden Ermüdung der Muskeln immer schwächer wurde. Dann wurde der bewegungslos bleibenden Person die Vorstellung einer kräftigen Bewegung suggeriert und gleichzeitig durch den Volummesser des Armes (p in

[1]) Siehe E. Weber, „Der Einfluß psychischer Vorgänge auf den Körper", Berlin 1910.

Digitized by Google

der Fig. 2) kontrolliert, daß wirklich gleichzeitig eine Verstärkung des Zustroms von Blut zu den Muskeln einsetzte. Jedesmal war es dabei an der Arbeitskurve des infolge der gleichmäßigen elektrischen Reize arbeitenden Beins deutlich zu erkennen, wie die Arbeitsleistung der Muskeln zur selben Zeit plötzlich wieder auf etwa die doppelte Höhe anstieg und die gesamte Arbeitsleistung viel größer ausfiel, als es sonst der Fall gewesen wäre. Ein solcher Versuch ist in Fig. 5 abgebildet. Die hypnotische Suggestion der Bewegungsvorstellung wirkte hier in der Zeit vom Zeichen + bis — ein, und gleichzeitig wurde eine Verstärkung des Zustroms von Blut zu den Muskeln registriert (nicht mit abgebildet). Das die Leistungsfähigkeit der Beinmuskeln steigernde Moment war also nicht die in den Pausen ausgeführte Bewegung der Arme, oder des freien nicht ermüdeten Beins selbst, sondern die dadurch herbeigeführte verstärkte Blutzufuhr zu allen Muskeln, also auch zu denen des arbeitenden Beines, das während der durch elektrische Reize herbeigeführten Bewegungen keine stärkere Blutzufuhr erhält, da diese Bewegungen unwillkürlich, also ohne Mitwirkung der Hirnrinde geschehen, an deren Mitwirkung das Eintreten der Blutverschiebung im Körper gebunden ist.

Eine letzte Reihe von Kontrollversuchen bestanden darin, daß vor Beginn der ergographischen Untersuchung der eine Arm (Bizeps) der Versuchsperson jedesmal absichtlich so stark ermüdet wurde, daß bei jeder dann erfolgenden Wiederaufnahme der willkürlichen Kontraktion desselben Armes die Umkehrung der normalen Blutverschiebung eintrat, also eine Verminderung des Zustroms zu sämtlichen Muskeln, wie es in Fig. 1a abgebildet ist, während bei Bewegung des andern Armes oder des nicht im Apparat befestigten Beines der vermehrte Zustrom von Blut zu den Muskeln eintrat, wie in Fig. 1b. Nach den vorherigen Versuchen mußte also die Bewegung des einen Armes oder Beines für die Arbeitsleistung des gemessenen Beines günstig sein, die des andern Armes aber nicht.

Das Resultat entsprach vollkommen den Erwartungen. War an dem gemessenen Bein Ermüdung eingetreten, so konnte die Arbeitsleistung jedesmal durch eine Kontraktion des frischen Armes oder Beines sehr stark vermehrt werden, die Kontraktion des ermüdeten Armes aber, die viel länger dauern konnte, führte keine Verbesserung oder sogar eine Verminderung der Arbeitsleistung des gemessenen Beines herbei.

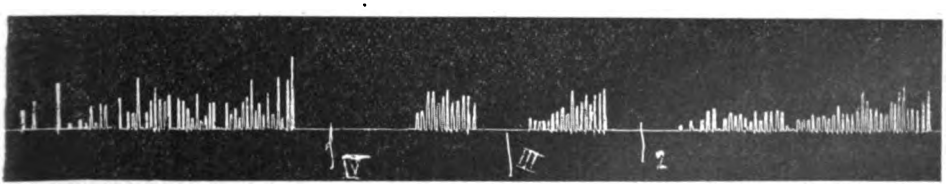


Fig. 6 (von rechts nach links zu lesen). Kurve des Fußergographen infolge von elektrischer Reizung des Beines. Bei II Ruhepause von einer Minute. Bei III willkürliche, kräftige Kontraktion des einen vorher absichtlich stark ermüdeten Armes während einer Minute. Bei IV willkürliche Kontraktion des andern nicht ermüdeten Armes

Digitized by Google

Fig. 6 illustriert einen solchen Versuch. Nach der Verringerung der Arbeitsleistung des Unterschenkels nach der Ruhepause II (in Fig. 6) bringt die in der nächsten Pause bei III aufgeführte kräftige Kontraktion des ermüdeten Arms, während der gleichzeitig die Verminderung der Blutströmung durch die Muskeln festgestellt wurde, keine Verbesserung, sondern eher eine weitere Abnahme der Arbeitsfähigkeit der Muskeln des Unterschenkels, wohl tut dies aber in hohem Grade die darauf bei IV (Fig. 6) erfolgende Kontraktion des andern, frischen Arms, während der auch die Zunahme der Blutströmung durch die Muskeln registriert wurde.

Die ergographischen Versuche beweisen also mit Sicherheit den vorteilhaften Einfluß, den die Einschaltung einer kurzdauernden kräftigen Bewegung eines nicht ermüdeten Gliedes auf die Leistungsfähigkeit einer oder mehrerer andrer ermüdeter Gliedmaßen hat, wie dies nach den Ergebnissen der vorhergehenden Untersuchungen über das Verhalten der Blutströmung bei Muskelarbeit zu erwarten war.

Nachdem der exakte ergographische Nachweis geliefert war, konnte sich bei praktischer Anwendung der Methode nur dasselbe Resultat zeigen. Es handelt sich hierbei nur darum, daß man bei einer lange dauernden Muskelarbeit, bei der, wie es ja bei den meisten Arbeiten der Fall ist, mindestens eine Gliedmaße unbenutzt bleibt, nach Eintreten der Ermüdung in gewissen Abständen eine kurzdauernde kräftige Bewegung, am besten dauernde Kontraktion oder Streckung, dieser nicht ermüdeten Muskelgruppe einschaltet oder, wenn möglich, während der Fortdauer der andern Arbeit ausführen läßt. Aus den früheren Erörterungen geht hervor und bestätigte sich bei meinen Untersuchungen, daß diese Hilfsmethode nur im ermüdeten Zustand der Muskeln, oder wenigstens erst vom Eintreten der Ermüdung an, von Nutzen sein kann, aber nicht, wenn die Muskeln noch frisch sind, denn so lange erhalten die arbeitenden Muskeln durch eigne Kraft einen verstärkten Blutzufluß, und mehr kann ihnen durch die Bewegung der andern Muskeln auch nicht geschafft werden. Erst bei beginnender Ermüdung, die das Zeichen dafür ist, daß die Blutversorgung nicht mehr genügt (die Erschöpfung der Muskelfaser infolge Mangels nicht schnell ersatzfähiger Stoffe tritt erst viel später ein), wird der Nutzen deutlich und bei größerer Ermüdung immer stärker. Eine Kontraktionszeit von einer Minute Dauer ist völlig genügend.

Ich stellte endlich noch eine Versuchsreihe mit willkürlicher Ausführung praktischer Arbeit an, um einen ungefähren Anhalt dafür zu gewinnen, wie groß der Nutzen für die Arbeitsleistung einer Muskelgruppe infolge von Anwendung der angegebenen Methode sein kann. Ich benutzte dazu einen Gärtnerschen Ergostat, bei dem die Drehung einer Kurbel durch Verstellung eines Gewichtes verschieden erschwert werden kann, und der nach Multiplikation der registrierten Drehungszahl mit der Stellungszahl des Gewichts die Arbeitsleistung in Meter-Kilogramm angibt.

Ich benutzte zu diesen Versuchen sechs verschiedene Personen. Die Drehungen

Digitized by Google

wurden mit einem Arm im Sitzen ausgeführt, und zwar im Takt der Schläge eines Metronoms, und mußten so lange fortgesetzt werden, als es mit Aufbietung aller Willenskraft möglich war. Verschiedene der Personen wußten nicht, um was es sich bei den Versuchen handelte, auch kann Autosuggestion dabei schon deshalb gar nicht in Frage kommen, weil die gefundenen Unterschiede bei weitem zu groß und zu regelmäßig waren. Natürlich wurde sorgfältig darauf geachtet, daß alle Verhältnisse an den Vergleichstagen dieselben waren; auf den nicht zu vermeidenden Fehler des Uebungszuwachses komme ich noch zu sprechen.

Hätte ich die Versuche mit aller Vorsicht anstellen wollen, so hätte ich die günstigsten Bedingungen dadurch herstellen können, daß ich zunächst die Versuchsperson ihren Arm durch Drehen des Rades soweit ermüden ließ, bis die Messung der Blutgefäße bei jeder erneuten Drehung das umgekehrte Eintreten der Blutverschiebung zeigte, und ich erst von diesem Zeitpunkt an den eigentlichen Versuch mit Einschaltung der Bewegungen andrer Muskelgruppen beginnen ließ.

Daß der Erfolg der Anwendung meiner Methode um so auffallender ist, je größer, bis zu einem gewissen Grade, die schon vorher bestehende Ermüdung ist, zeigte oben Fig. 4.

Um aber die Verhältnisse mehr denen in der Praxis gleichen zu lassen, sah ich davon ab und ließ jedesmal nur eine kurze, keineswegs sehr ermüdende Arbeit vorausgehen (die natürlich an beiden Vergleichstagen genau die gleiche war), ohne daß ich mich durch Blutgefäßregistrierung von dem tatsächlichen Eintreten der Ermüdung überzeugte. Nach einer kurzen Ruhepause ließ ich dann an dem einen Vergleichstage jedesmal eineinhalb oder zwei Minuten in schnellem Rhythmus die Drehungen ausführen und dann eine halbe oder eine Minute Ruhepause eintreten und so fort, bis zur völligen Unmöglichkeit, weitere Drehungen in dem vorgeschriebenen Rhythmus auszuführen. Am andern Vergleichstage wurde die Arbeit genau in gleicher Weise ausgeführt, nur daß in einem Teil oder der ganzen Zeit der genau ebenso eingehaltenen Arbeitspausen nicht geruht wurde, sondern von der Versuchsperson die frischen Muskeln entweder des andern, frischen Armes, oder eines Beines in kräftige Kontraktion gebracht wurden.

Die einzige Schwierigkeit war die, daß die Leistung des zweiten Vergleichstages durch den Uebungszuwachs vermehrt wird, was natürlich das Resultat stört. Um ganz sicher zu gehen, ließ ich daher nur die erste Versuchsperson am ersten Vergleichstage die Arbeit mit einfachen Ruhepausen und am zweiten mit Einschaltung der „Hilfsarbeit“ der frischen Muskeln ausführen, alle fünf andern Versuchspersonen führten am ersten Vergleichstage die Arbeit mit Einlegung der Hilfsbewegungen und am zweiten mit Ruhepausen aus, so daß also bei ihnen der Vorteil des Uebungszuwachses für die Arbeitsleistung den Tagen mit Einschaltung der gewöhnlichen Ruhepausen zufiel.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse ergab sich bei allen Versuchspersonen eine stärkere Arbeitsleistung an den Tagen, an denen die Hilfsmethode angewendet wurde, und zwar war die Arbeitsleistung an diesen Tagen bei allen Personen im Durchschnitt um 40 Prozent höher, als an den Tagen mit einfachen Ruhepausen.

Digitized by Google

Dies Resultat überstieg das erwartete Maß.

Wenn ich bei andern Versuchen die Arbeit teils mit Einschaltung von Ruhepausen, teils mit der von Hilfsbewegungen ausführen ließ, gaben die Versuchspersonen stets an, daß sie nach Einschaltung der Hilfsarbeit jedesmal ein viel stärkeres Gefühl der Erleichterung bei Ausführung der folgenden Arbeit hätten, als wie nach einer selbst bedeutend längeren Ruhepause.

Es muß natürlich im Auge behalten werden, daß eine so häufige Einschaltung von Arbeitsunterbrechungen, wie bei obigen Versuchen, in der Praxis nicht möglich ist, aber im Prinzip ist die Möglichkeit der Anwendung in der Praxis damit bewiesen, und wenn auch der Vorteil bei Einschaltung einer eine Minute lang dauernden Hilfsbewegung nur etwa alle zehn Minuten weniger als 40 Prozent betragen wird, so wird er doch kaum allzuviel tiefer sinken, da die Verhältnisse bei obigen Versuchen in mancher Beziehung ungünstiger waren als die in der Praxis, und folgende Versuche dafür sprechen.

Bei diesen Versuchen führten die Versuchspersonen die Drehungen nur unter Einschaltung einfacher Ruhepausen so lange aus, als sie dazu bei Aufbietung aller Kräfte imstande waren. Wenn sie dann, trotz Einlegung stark verlängerter Ruhepausen, die Arbeit durchaus nicht weiter auszuführen imstande waren, so wurde dann ohne weitere Ruhepause die Methode der Einschaltung kurzdauernder Hilfsbewegungen frischer Muskeln aufgenommen, und schon nach der ersten Hilfsarbeit von einer Minute Dauer konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden und dann mit regelmäßiger, genau den vorhergehenden Ruhepausen entsprechender Einlegung weiterer Hilfsbewegungen noch lange Zeit fortgeführt werden. Die Mehrarbeit, die nach dem Eintreten des völligen Versagens der Muskeln durch Anwendung der Hilfsmethode noch erzielt wurde, betrug im Durchschnitt 22 Prozent der vorhergehenden Arbeitsleistung.

Diese letztere Arbeitsleistung von 22 Prozent der vorhergehenden ist zweifellos als durch Anwendung meiner Methode rein gewonnen anzusehen, denn ohne diese hätte sie keinesfalls geleistet werden können. Es muß berücksichtigt werden, daß bei diesem letzten Experimente die Versuchspersonen schon vor Anwendung der Hilfsmethode infolge des Bestrebens, die Arbeit trotz gänzlicher Erschöpfung möglichst lange fortzusetzen, in einen ungewöhnlich starken Ermüdungszustand kamen, der die später mit Anwendung der Hilfsmethode erzielte Arbeitsleistung schädigte und in der Praxis dadurch vermieden werden kann, daß mit der Anwendung der Hilfsmethode schon vor dem Eintreten der völligen Erschöpfung begonnen wird. Es ist daher anzunehmen, daß in der Praxis der Vorteil einen Betrag erreichen wird, der zwischen den experimentell gefundenen 22 Prozent und 40 Prozent liegt.

Mit kurzen Worten kann das Prinzip dieser Methode so ausgedrückt werden, daß dabei die lokale Ermüdung gewisser Muskelgruppen des Körpers, die eine bestimmte Arbeit verrichten müssen und dabei nicht durch andre Muskeln ersetzt werden können, durch einen Kunstgriff auf den ganzen Körper verteilt wird, wodurch die gerade für den Gebrauch notwendigen Muskeln, die ursprüng-

Digitized by Google

lich allein ermüdet waren, in einen Zustand besserer Arbeitsfähigkeit versetzt werden.

Schon dieser Nutzen wäre für viele Fälle groß genug, selbst wenn die allgemeine Ermüdung des ganzen Körpers dabei mehr ansteigen würde, als es der Mehrleistung von Arbeit entspricht. Daß dies aber nicht der Fall ist, geht schon aus der Ueberlegung hervor, daß infolge der schnelleren Ueberführung der in den ermüdeten Muskeln abgelagerten Ermüdungsstoffe in den allgemeinen Blutkreislauf, wie es bei Anwendung meiner Methode geschieht, diese Ermüdungsstoffe viel schneller und in größerem Umfang aus dem Körper entfernt und unschädlich gemacht werden, als es geschehen könnte, wenn sie, wie sonst, noch längere Zeit in den ermüdeten Muskeln lagern würden. Die Mehrarbeit infolge der Ausführung der Hilfsbewegung wird daher keine größere Gesamtermüdung bedingen als bei der üblichen Ausführung der Arbeit, viel wahrscheinlicher ist, daß die oft noch am folgenden Tage vorhandene Ermüdung der Muskeln (Steifheit) bei Anwendung meiner Methode geringer ist als sonst.

Dem Leser wird ohne weiteres klar sein, daß diese Methode auf außerordentlich viele verschiedene Arten von menschlicher Muskeltätigkeit von Bedeutung sein kann, da ja sehr viele Arbeiten nur unter Benutzung eines Teils der Muskeln des Körpers ausgeführt werden können. Ich will als Beispiel das Radfahren erwähnen, bei dem die Schulter- und Armmuskeln ziemlich vollständig unausgenutzt bleiben. Dabei würde sich nach Eintreten der Ermüdung die etwa alle zehn Minuten auszuführende, zirka eine Minute lang dauernde Kontraktion des Bizeps des einen Armes sogar während der Fahrt ausführen lassen, wozu etwa alle halbe Stunde nach Absteigen vom Rade ein zwei Minuten lang dauerndes Armkreisen kommen könnte.

Aehnlich würde auch die Dauerleistung beim Gehen günstig zu beeinflussen sein. Ich weise ferner auf die vielen Arten des Sports hin, bei denen alles auf die Ausdauer gewisser Muskelgruppen ankommt, während andre Muskelgruppen nicht oder relativ wenig benutzt werden.

Besonders möchte ich aber hier die Möglichkeit der Anwendung meiner Methode für gewiß viele Arten der industriellen Arbeit betonen und zu Versuchen in dieser Richtung hin anregen. Ich bin gern bereit, bei solchen Versuchen meinen Rat betreffs der für den einzelnen Fall am besten zu wählenden „Hilfsbewegung“ (die immer mit möglichster Kraft auszuführen ist), sowie betreffs der Verteilung der Pausen zu erteilen.

Digitized by Google

Soldatischer Gehorsam

Von

General der Infanterie v. Beseler

Durch Befehlen und Gehorchen wird der Dienst des Heeres geregelt. Ohne den unbedingten Gehorsam seiner Angehörigen ist es nur eine unorganische Masse von Kräften. Da der Dienst im Heere Unterordnung und Selbstverleugnung verlangt, wird er für hart, ja mancherseits sogar für menschenunwürdig gehalten, und, wie bekannt, fordern gewisse politische Parteien den Ersatz des stehenden Heeres durch eine, womöglich nach freiem Uebereinkommen unter selbstgewählten Offizieren zusammenwirkende allgemeine Volksbewaffnung (Miliz).

Schwerlich aber würde eine solche die Aufgaben eines Heeres erfüllen können. Das Heer ist das äußerste Mittel der Politik[1]) und handelt daher nicht nach eignem Ermessen, sondern auf Geheiß und nach den Absichten der Staatsleitung. Nur wenn es dieser unbedingt gehorcht, erfüllt es seinen Zweck. Denn jedes Auftreten oder Eingreifen des Heeres ist ein Ausfluß der Staatsgewalt, nicht aber selbständiger freiwilliger Entschließung.

Kann man dieses Verhältnis zur Staatsgewalt den „politischen Gehorsam" des Heeres nennen, so tritt bei der Durchführung der ihm übertragenen politischen Aufgaben der „soldatische Gehorsam" in sein Recht. Wie die Staatsleitung des Heeres sicher sein muß, so der Heerführer seiner Unterführer und Truppen. Der soldatische Gehorsam ist also gewissermaßen eine Fortsetzung des politischen, und beide sind die Grundbedingung für die Zuverlässigkeit der staatlichen Wehrmacht.

Die unbedingte Unterordnung unter den Willen einer anerkannt höheren Einsicht ist nun für eine gewisse mißverständliche freiheitliche Auffassung vom Staate und seinen Aufgaben ein Stein des Anstoßes: sie erblickt in ihr den Zwang eines alle Manneswürde tötenden „Kadavergehorsams". Was nur eine durch den Zweck gebotene Notwendigkeit ist, wird — dieser Anschauung nach — zur Entwürdigung und Ertötung der Persönlichkeit und muß in seiner Rückwirkung auf die Charakterbildung des einzelnen und den Geist des ganzen Volkes zu einer Vernichtung freiheitlichen Sinnes und der Selbständigkeit des einzelnen, ja schließlich — vermöge der Beherrschung des Volkes durch den Militarismus — der Freiheit überhaupt führen.

Diese Lehre von Wesen und Wirkung des soldatischen Gehorsams ist grundfalsch.

Der letzte Zweck jedes Heeres ist der Kampf; Kampf aber ist kein Spiel oder Wettstreit, sondern eine, einen fremden Willen unter den eignen zwingende

[1]) Vgl. v. Beseler, Politisierende Heere, „Deutsche Revue", Mai 1914.

Digitized by Google

Handlung. Dazu bedarf es — gleichwertige Gegner vorausgesetzt — des Zusammenfassens aller Kräfte auf ein Ziel, also einer höchsten oder äußersten Kraftanspannung. Diese kann nur von einem Willen gelenkt werden, wenn sie nicht durch die Wirkung innerlich einander widerstrebender Teilkräfte geschwächt oder aufgehoben werden soll. Die Bedingung des Erfolges im Kampfe ist daher die Unterordnung aller unter einen Willen oder der unbedingte Gehorsam.

Dieser aber ist sehr viel mehr, als nur die buchstäbliche Befolgung eines erhaltenen Befehls. Der Gehorsam, wie er sich anfänglich bei der Ausbildung des Soldaten und der Truppe darstellt, ist eigentlich nur der erste Schritt der Erziehung zum soldatischen Gehorsam. Denn diese soll neben der Gewöhnung an die unverzügliche Ausführung eines Befehls und die höchste Anspannung der dazu nötigen Kräfte zugleich die Einsicht in seine Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit wecken: erst so wird der blinde oder mechanische Gehorsam zu einem freien und bewußten, insofern als bei der Ausführung des Befehls, je nach der Art und Bedeutung des Befohlenen, die Rücksicht auf Zweck und Absicht hinzutritt, und den Gehorchenden befähigt, im Sinne des erhaltenen Befehls selbständig und unter eigner Verantwortlichkeit zu handeln.

So verstanden, erweist sich der soldatische Gehorsam schließlich als bewußtes Handeln auf ein gemeinschaftliches Ziel hin — also als das Gegenteil eines menschenunwürdigen Kadavergehorsams —, und seine Rückwirkung auf das innere Leben eines Volkes als eine Steigerung des Gefühls für Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit.

Diese Erkenntnis vom Geiste des soldatischen Gehorsams hat sich nun allerdings erst sehr allmählich Bahn gebrochen. Sie steht im engen Zusammenhange mit der gegen früher völlig veränderten Stellung des Heeres im staatlichen Leben der Völker und mit der Umgestaltung des Kriegswesens, wie sie die Neuzeit mit sich gebracht hat. Der Organismus der Heere ist feingliedriger geworden; das Heer ist nicht mehr eine geschlossene, durch ein Kommandowort zu bewegende Masse, sondern seine Tätigkeit verlangt das verständnisvolle Zusammenwirken von vielen einzelnen, größeren und kleineren Teilen. Solange es mehr auf mechanisches Gehorchen ankam wie auf überlegtes, selbständiges Handeln, mochte der mit dem Korporalstock erzwungene Gehorsam ausreichen, um so mehr als dem geworbenen Söldner der Zweck seiner Kämpfe gleichgültig sein konnte; solange die Heere klein waren, konnte der Feldherr meist so bestimmt befehlen, daß auch die Führer eben nur seine Befehle auszuführen brauchten: aber schon Friedrich und Napoleon mußten die Erfahrung machen, daß selbständig denkende höhere Führer, an denen sie keinen Ueberfluß hatten, für die vielseitigen und wechselnden Aufgaben ihrer Kriege vonnöten seien. Ein gewisses instinktives Gefühl für den Wert eines selbständig denkenden Gehorsams kommt schon in den mehr oder weniger anekdotenartigen Erzählungen von dem Ungehorsam des Prinzen von Homburg bei Fehrbellin und Seydlitz' bei Zorndorf zum Ausdruck, deren selbständige Entschlossenheit ebenso zum guten Ende geführt haben sollte,

Digitized by Google

wie es Nelsons Nichtachtung der Befehle Parkers bei Kopenhagen wirklich getan hat.

Offenbar besteht nun zwischen der Selbständigkeit des höheren Führers und des einzelnen Kämpfers ein gewaltiger Unterschied. Die Verantwortlichkeit steigert sich ins Unermeßliche, wenn sie sich nicht mehr auf das Verhalten eines einzelnen, sondern auf einen Heereskörper oder gar ein ganzes Heer bezieht. Und doch behält sie immer denselben Grundgedanken: das bewußte, verständnisvolle Handeln zu einem bestimmten Zweck. Es kommt dem Befehlenden mehr darauf an, daß sein Ziel, als wie es erreicht wird. Die Handlungsweise im Kriege wird durch so unendlich viele Umstände bestimmt, daß sich der Verlauf der einzelnen Kämpfe niemals im voraus übersehen läßt. Schon der einzelne Schütze muß sich jeden Augenblick nach seinen Mitkämpfern, nach dem Feinde, nach dem Gelände richten: wieviel verwickelter und vielseitiger ist die Tätigkeit der Führer, um so mehr, je höher sie stehen! Es läßt sich ihnen wohl das Ziel stecken, aber wie sie die Bahn dahin durchlaufen sollen, muß ihnen überlassen bleiben. Der Gehorsam zwingt sie dorthin, die Wahl des Weges ist ihre Sache.

Diese Art von Gehorsam kann nur in langwieriger Arbeit anerzogen werden; seine Grundlage bildet die Gewohnheit des mechanischen, man könnte sagen, unwillkürlichen Befolgens gegebener Befehle, die sich anfänglich auf die körperliche und soldatisch-technische Ausbildung beziehen, und in Verbindung mit einer unbedingten Folgsamkeit gegen alle für dienstliches und außerdienstliches Verhalten gegebenen Weisungen der Vorgesetzten das wunderbare Ferment im Heere erzeugen, das man Disziplin nennt.

Einst reichte diese Art von Disziplin auch für den Krieg aus, heute bedarf sie einer höheren Entwicklung. Einst genügte ein Kommandowort oder ein kurzer Befehl, um die Tätigkeit der Kämpfer zu regeln und zu leiten, heute ist jeder einzelne von ihnen oft genug auf sich selbst gestellt und auf sein eignes Urteil angewiesen. Die Erziehung zum Gehorsam geht daher weiter: ihr Ziel ist die Bildung der Urteilsfähigkeit des Kämpfers und seines Verständnisses für den Zweck seines kriegerischen Handelns.

Diesen Zweck muß der Befehl klar erkennen lassen, darf aber den Weg zu ihm nur so weit vorzeichnen, wie der Befehlende ihn zu übersehen vermag. Meist bleibt dabei dem Urteil, der Umsicht und der Entschlossenheit des Gehorchenden noch ein weiter Spielraum, und je mehr er von Hause aus an selbständiges Nachdenken und Handeln gewöhnt ist, desto eher wird er sich den wechselvollen Erscheinungen des heutigen Krieges gewachsen zeigen. Das gilt für den Soldaten wie für den Heerführer.

Während hiernach die jetzige Gestalt der Kämpfe mehr wie je die Erziehung zur Selbständigkeit fordert, ist in der modernen Entwicklung des Heerwesens eine Erscheinung hervorgetreten, die jener unter Umständen gefährlich werden kann: die Erleichterung der Befehls- und Nachrichtenübermittlung durch die bewunderungswürdige Vervollkommnung der modernen Verständigungsmittel. Telegraph, Fernsprecher und Funkspruch ermöglichen einen fast unmittelbaren Verkehr

Digitized by Google

zwischen Befehlenden und Gehorchenden; mit Gedankenschnelle erreichen den Führer die Meldungen seiner Unterführer oder Truppen, und diese wieder seine Befehle; und diese Möglichkeit, jeden Augenblick nach oben melden und Befehle erbitten und erhalten zu können, ist nur zu geeignet, Scheu vor eigner Verantwortung und Mangel an Selbständigkeit hervorzurufen. Wie leicht aber können all jene empfindlichen Mittel der Technik versagen — und wie steht es dann mit dem Führer, der sich, an dauernde Abhängigkeit und Leitung gewöhnt, plötzlich vor eigne Entschlüsse gestellt sieht? Auch die sinnreichsten Verständigungsmittel der Neuzeit machen die Erziehung zur Selbständigkeit um so weniger überflüssig, als sie eine Gefahr für sie bedeuten, der man nur durch vermehrte Betonung des Wertes eines denkenden Gehorsams für die soldatische Erziehung begegnen kann.

Wenn nun, wie hier zu erklären versucht wurde, dieser soldatische Gehorsam keineswegs ein willenloses, unselbständiges, rein mechanisches Handeln verlangt, sondern umgekehrt seine eigentliche Aufgabe in dem verständnisvollen Erfassen des Sinnes erhaltener Befehle und der zweckmäßigen, oft selbständigen Wahl der Mittel zu ihrer Durchführung erblickt, so kann von seiner entwürdigenden oder demoralisierenden Wirkung auf die Charakterbildung des einzelnen und der Masse der Heeresangehörigen und einer weiteren entsprechenden Rückwirkung auf das Volksleben keine Rede sein. Ganz im Gegenteil! Dadurch, daß der soldatische Gehorsam die Einordnung des einzelnen in das Ganze, die bewußte, gemeinschaftliche Arbeit aller für eine große, der Allgemeinheit dienenden Aufgabe bezweckt, erzieht er breite Massen der Nation zu einer selbstverleugnenden und uneigennützigen Staatsgesinnung.

Die Legende der Martha Boretzky

Von

Fürstin Schahovskoy-Strechneff

(Fortsetzung)

Ein nowgorodischer Chronist — ein nach der Niederlage verbannter Bojare — hat die Rückkehr Marthas geschildert. Im Gegensatz zu den moskowitischen Versionen verleiht er einer begeisterten Verehrung für Martha Ausdruck.[1])

Am andern Tag, als es kaum Tag geworden war, erschien sie, von Theodosius begleitet, im Wetsch. Noch lag der Sturm in der Luft, und die aufgehende, halb von Wolken verhüllte Sonne beleuchtete mit bleichem Licht die Menge, welche sich beim Klang der Glocke versammelt hatte. Martha steigt über die eiserne Treppe der Tribüne und wendet sich, auf den an ihrer Seite stehenden hundertjährigen Ahnen weisend, an ihre beunruhigten Mitbürger, von denen sich

[1]) Karamsin, Die Bürgermeisterin Martha, S. 115.

Digitized by Google

die einen Iwan III. unterwerfen wollten, während die andern für unversöhnlichen Kampf waren. „Volk," ruft sie, „dieser Greis, den Nowgorod als tot beweinte, ist wieder hervorgetreten, um ihm in höchster Gefahr beizustehen. Volk, kannst du an der Rettung zweifeln, wenn der Bürgermeister Theodosius, unter dessen Herrschaft du glückliche Tage verlebtest, wieder in den Wetsch kommt und dir seine bewährte Klugheit und Hingabe widmet?"

Freudenrufe antworteten auf ihre Ansprache, und die nächststehenden Hörer drängten sich zu dem Greise und küßten ihm Hände und Kleider. Er sprach einige ernste, ermutigende Worte. Aber seine Tochter sah mit bitterer Enttäuschung, daß das Wiedererwachen des Alten nur vorübergehend war. Obwohl die Verzweiflung den großen Patrioten beim tragischen Untergang die Waffen nochmals ergreifen ließ, so genügten seine Kräfte doch nicht mehr, um ihn an den beginnenden heftigen Wortkämpfen teilnehmen zu lassen. Er zog sich in die Sophienkirche zurück, wo er die Nacht im Gebet verbrachte. Währenddessen trug Marthas leidenschaftliche Redekunst den Sieg über die entgegengesetzten Meinungen davon. Das Votum (Betchiha), welches sich für die Kriegserklärung entschied, wurde bekanntgemacht und ein Bote an die Republik Pskow, von der Nowgorod Hilfe erhoffte, gesandt. Vor Schluß dieser unvergeßlichen Versammlung verkündeten Trompeten- und Zymbelklänge den Einzug fremder Gäste. Dem Zug der Vertreter von zehn deutschen Städten, die dem Hansabund angehörten, gingen Musiker in rotseidenen Mänteln voran. Auf den Händen trugen sie silberne Teller mit Goldbarren und Edelsteinen, die sie vor der Tribüne niederlegten. Der älteste von ihnen hielt an den Wetsch folgende Ansprache: „Bürger! Die freien deutschen Männer haben gehört, daß ein schrecklicher Feind eure Stadt bedroht. Seit langem stehen wir in Handelsverbindung mit Nowgorod, und im Gefühl der Dankbarkeit bringen wir euch unsre Geschenke. Nicht so sehr des Wertes als der Ehre wegen. Wir bitten um Waffen, um unter euren Fahnen zu kämpfen. Unsre große Hansa würde es uns nicht verzeihen, blieben wir untätige Zuschauer eurer Gefahr." Das Volk antwortete mit unendlichem Beifall, und Martha gab der Truppe von 700 Mann, die die Fremden bildeten, den Namen der „Legion der Großherzigen".

Endlich bricht die Nacht, eine stürmische Nacht, herein. Nur einige Fackeln, die der Wind immer wieder auslöscht, brennen. In diesem Halbdunkel ertönt plötzlich ein schreckliches Getöse, die Erde zittert unter den Füßen, und eine dichte Wolke legt sich über den großen Platz. Langsam zerteilt der Wind diesen Schleier von Staub und enthüllt die Trümmer des Jaroslawturmes, der mit der Glocke des Wetsch zusammengebrochen war. Eine ferne Stimme läßt sich alsbald vernehmen: „O Nowgorod, so wird dein Ruhm zusammenstürzen und deine Macht verschwinden!"

Alle Herzen zogen sich vor Entsetzen zusammen, und alle Augen suchten den Ort zu entdecken, von dem die übernatürliche Stimme kam. Das betörte Volk stürzte auf den Ort der Katastrophe. Die Bojaren und hohen Würdenträger stiegen einer nach dem andern auf die Tribüne, um die Gemüter zu be-

Digitized by Google

ruhigen. Die Menge schrie nach Martha, der Weisen und Mutigen. Sie kam wieder, verklärt von der allgemeinen Erregung, und ihre Worte siegten über das unbeschreibliche Durcheinander.

*

Das Heer Iwans III. lag schon vor den Toren der Stadt, längs des Schelon, eines Zuflusses des Ilmensees. Am 13. Juli sahen die Nowgoroder, welche vorübergehend viel zahlreicher als die Moskowiter waren, den Feind auf dem entgegengesetzten Ufer sich nähern. Alsbald begannen die gegenseitigen Beschimpfungen. „Diese Hunde," schreibt ein Chronist, „schrien sogar gegen unsern Herrscher Beleidigungen." Im Lager des Fürsten Daniel Holmsky, des Kommandanten des moskowitischen Heeres herrschte im Gegensatz zum andern Lager Mannszucht. Die Uneinigkeiten, welche stets Nowgorod beunruhigt hatten, fehlten auch auf dem Schlachtfeld nicht. Die Nowgoroder waren auf die Verteidigung nicht vorbereitet. Der eine war dem Pflug, der andre seinem städtischen Handwerk entrissen, und die Mehrzahl konnte weder ein Pferd besteigen noch kannte sie Waffengeklirr und Pulverdampf. Als sie aus den feindlichen Reihen, welche den Fluß in stürmischem Anlauf durchquerten, den berühmten Kriegsruf: „Moskau! Moskau!" erschallen hörten, antworteten sie wohl mit dem ihren: „Heilige Sophie und Nowgorod!", dem Angriff aber hielten sie nur schlecht stand. In ihren Reihen begann bald Unordnung Platz zu greifen, die ihren Höhepunkt bei der niederschlagenden Ueberraschung erreichte, daß die Tataren sie von hinten angriffen. Von diesem Augenblick an war der moskowitische Sieg vollständig. Der Rückzug der Nowgoroder artete zu wilder Flucht, zu einem höllischen Chaos aus. Alles geriet durcheinander. Die einen fielen zu Boden, die andern stürzten über ihre Körper weg, und die mit der Masse der Verwundeten und Sterbenden vermischten Flüchtlinge suchten sich umsonst den Streichen, welche sie trafen, zu entziehen. Die Ufer des Schelon waren mit Leichnamen bedeckt. Die Glücklicheren der Ueberlebenden, welche ein gutes Pferd besaßen, galoppierten, bis es unter ihnen zusammenbrach. Einige, die bis Nowgorod kamen, glaubten noch immer den schrecklichen Ruf: „Moskau! Moskau!" zu hören und ließen sich darüber hinaus reißen.

Der Sieger machte natürlich viele Gefangene, darunter auch mehrere nowgorodische Woiwoden. Fürst Holmsky fragte sie: „Wieso habt ihr euch, obwohl ihr viel zahlreicher seid, so vernichtend schlagen lassen?" — „Als wir," antworteten sie, „ein andres Heer mit gelben Bannern sahen, als wir seine übernatürlichen Stimmen und das schreckliche Geräusch der Hufe seiner Pferde hörten, bemächtigten sich unser Schrecken und Verzweiflung."[1]) Es war eine letzte Wahnvorstellung nach so vielen andern phantastischen Bildern, die das zum Untergang bestimmte Volk erzeugte.

Iwan III. stand an der Spitze des Haupttrupps, mehrere Werst entfernt. Er hob sein Lager auf und vereinigte sich mit Holmsky, der ihm die in Ketten

[1]) Kostamaroff, S. 194.

Digitized by Google

gelegten Gefangenen von Rang vorführte. Dem Sohn der Bürgermeisterin, der sich darunter befand, ließ der Großfürst unverzüglich den Kopf abhauen.

Iwan zögerte nicht, auch mehrere der andern Woiwoden ohne irgendwelches Urteil gleichfalls hinrichten zu lassen. „Ihr hieltet zum König von Polen!" sagte er zu ihnen.

Martha verlor an diesem Schreckenstag auch noch Theodosius. Der im Wirrwarr verschwundene Körper des glorreichen Ahnen konnte nicht wiedergefunden werden.

Die Nachricht von der Niederlage und der Hinrichtung der Woiwoden und Dimitri Boretzkys wirkte niederschmetternd. Nowgorod wollte nicht daran glauben. Die vom Großfürsten selbst befohlene Hinrichtung schien zu ungeheuerlich. Früher hätte er es nicht gewagt, so vorzugehen, da er auf die stolzen und unabhängigen nowgorodischen Bojaren Rücksicht nehmen mußte. Jetzt gab ihm sein Sieg freie Hand, und wahrscheinlich hatte ihn der Wunsch, sich an Martha, dem Idol der zur Vernichtung bestimmten Republik, zu rächen, zu dem blutigen Vorgang veranlaßt.

Obwohl nur noch ein Schatten und von wildem Schmerz ergriffen, fand die Bürgermeisterin die Kraft, ihre Anhänger zu ermutigen, die die Verteidigungsmittel nicht ausnutzten und so weit gingen, an die Klöster und Wohnungen des umliegenden Gebietes Feuer zu legen, um dem feindlichen Heer während der wahrscheinlichen Belagerung kein Obdach zu lassen.[1]) Tag und Nacht spähten auf den Wällen Schildwachen nach seiner Ankunft aus, und quer über die Große Brücke wurde eine außerordentlich dicke Mauer errichtet. Es blieb nur noch die Hilfe Polens, da die Republik Pskow gezwungen worden war, gegen Nowgorod zu marschieren. In Trauerschleier gehüllt, war Martha überall zu sehen, und unermüdlich war sie in der vordersten Reihe tätig. Der Stern der Boretzky begann aber zu erbleichen. Das Volk wurde müde und wollte Frieden und Brot. Diese Abneigung, die einige Bojaren aus Neid gegen die Bürgermeisterin nährten, gewann vor dem unvermeidlichen Ende die Oberhand, und Martha erlag den Angriffen der falschen, von Moskau erkauften Patrioten, die mit ihrer heimlichen Zerstörungsarbeit fortfuhren. Von ihnen angestiftet, vernagelte ein Mann, Uyadisch, fünfzig der für die Verteidigung notwendigen Kanonen.

Bald schwand auch die letzte Hoffnung auf Rettung. Der zum König Kasimir geschickte Gesandte wurde an der livländischen Grenze zurückgehalten. Die Livländer waren als Deutsche der benachbarten slawischen Macht feindlich gesinnt; aber die Gefahr, welche durch ein ungestörtes Entfalten der moskowitischen Macht drohte, machte sie schwankend. Der Großmeister des Deutschordens gestattete die Durchreise aber nicht, und der Gesandte mußte umkehren. Trotz ihres Hasses gegen Moskau fürchteten die Livländer in noch höherem Maße die Entfaltung Rußlands auf Grund eines Bündnisses der stammverwandten

[1]) Solowieff, Geschichte Rußlands, Bd. 5, S. 25.

Digitized by Google

Litauer und Polen. Sie leisteten auf diese Weise dem in der Person Iwans III. verkörperten Absolutismus unfreiwillige Hilfe und ermöglichten ihm, die Grenzländer zu besiegen und zu unterwerfen. Zugleich bereiteten sie damit für ihre Nachkommen am Ende des folgenden Jahrhunderts das Schicksal vor, dem Nowgorod zur gegenwärtigen Stunde erlag. Wenn sich der Traum Marthas, die andern nördlichen Republiken Rußlands nach dem Vorbild Nowgorods in einem engen Bund mit Polen und Litauen zu vereinen, verwirklicht hätte, so wäre das Gesicht der slawischen Welt ein andres geworden, und Europa hätte nicht mit dem auf Kosten andrer blühenden und freien Völker riesig angewachsenen Moskovien zu rechnen gehabt. Das geheimnisvolle Gesetz, dem die Völker wie die Individuen unterworfen sind, hatte es aber anders bestimmt, und Martha war zu einem der ersten Opfer ihrer politischen Illusion ausersehen.

Da keine Möglichkeit mehr bestand, sich mit Polen in Verbindung zu setzen, wurde auch die Unterstützung des Fürsten Michael Olelowitsch, der als Liebhaber Marthas angesehen wird, zweifelhaft. Die Schwierigkeiten einer Belagerung vermehrten sich wegen des Verlustes der vernagelten Kanonen. Ein Teil der umwohnenden Bevölkerung hatte hinter den Wällen der von einer Hungersnot bedrohten Stadt Zuflucht gesucht. Die Unterstützungen Marthas genügten nicht, obwohl sie sich rastlos um die Bedürftigen bemühte. Zuletzt erhoben sich, wie üblich, die Armen gegen die Reichen, während gleichzeitig die Parteikämpfe an Heftigkeit zunahmen. Die Bürgermeisterin behielt stoisch ihr Ziel im Auge, aber eines Tages trat beim Volk, das bisher unter dem Einfluß der Patrioten den König Kasimir und die Unabhängigkeit Nowgorods gefeiert hatte, ein jäher Umschwung ein, und in seiner wilden Undankbarkeit begann es in feindseliger Absicht gegen Martha die Glocken des Wetsch zu läuten.

Aus der Demoralisation und der Feigheit, die die Oberhand gewannen, zogen Marthas Gegner Nutzen. Sie hatten die Kühnheit, den unverzüglichen Abgang von Bevollmächtigten an den Großfürsten zu verlangen. Auf den Knien sollten sie seine Verzeihung erflehen und auf irgendwelche Bedingungen verzichten.

Besiegt senkte Martha das Haupt inmitten des Tumultes. Der Wetsch erging sich beschämenswerterweise in unfruchtbaren Streitereien. Zuletzt lief die Menge zum bischöflichen Palast, um den Erzbischof Theophilus zu bewegen, dem Großfürsten die Unterwerfung Nowgorods zu übermitteln. Diese wichtige Persönlichkeit willigte ein und machte sich, von den sieben Priestern der sieben Kirchen der Stadt und fünf der hervorragendsten Einwohner begleitet, auf den Weg. Sie trugen wertvolle Geschenke, da man vor Iwan III. nicht mit leeren Händen treten konnte. Er befand sich an diesem Tag, dem 27. Juli 1471, in der Nähe des Ilmensees, entschlossen, gegen Nowgorod zu marschieren und die Stadt beim geringsten Widerstand zu vernichten. Iwan neigte zur Verzeihung, da damals die Großmut in der Berechnung seiner Interessen noch eine Rolle spielte.

*

Digitized by Google

Gegen Abend sah die feindliche Armee am Horizont ein großes Kriegsschiff auftauchen, das alle Segel gesetzt hatte. Als das Schiff, das die Abgesandten Nowgorods und seine letzten Hoffnungen trug, am Ufer anlegte, stieg der zitternde Erzbischof eilends an Land, wagte aber nicht, sich sogleich zum Großfürsten zu begeben. Die Gesandten mußten zuerst vor die Würdenträger treten und Geschenke anbieten; dann machten sie es ebenso bei den Brüdern Iwans III. Diese und die Bojaren baten ihn demütig, die angeblichen Schuldigen vor seine erhabenen Augen treten zu lassen und ihnen Verzeihung zu gewähren. Als diese offiziellen Schritte beendigt waren, wurde den Nowgorodern gestattet, in das Zelt des Großfürsten einzutreten. Beim Anblick des schrecklichen Autokraten, der sie stehend empfing, verneigten sie sich stumm bis zur Erde. Hierauf ergriff der Erzbischof das Wort und bat demütig für Nowgorod um Gnade. Aber Iwan III. gewährte seine Verzeihung nur gegen eine beträchtliche Kriegsentschädigung. Auch mußte ein Vertrag unterzeichnet werden, dessen erster Artikel den Verzicht auf das Bündnis mit Polen und Litauen aussprach. Der größte Teil des Gebietes der Besiegten mußte an Moskovien abgetreten werden und außerdem sämtliche Einwohner, Greise, Männer und Kinder, ihrem neuen Herrscher den Treueid leisten. Das Unvermeidliche vollzog sich, und Iwan kehrte nach Moskau zurück, um seinen Triumph in zahlreichen Festen zu feiern.

Der Verlust der nationalen Unabhängigkeit konnte von niemand so empfunden werden als von der Bürgermeisterin Martha. Die Gebrochene und Gedemütigte wurde indessen in Frieden gelassen, vielleicht der Schwäche ihres Geschlechtes oder eher des Einflusses wegen, den sie immer noch besaß.

*

Jahre vergingen. Martha lebte in tiefer Zurückgezogenheit und verließ das Haus nur zum Besuch der Kirche. Das Bild ihres hingerichteten Sohnes verfolgte sie mit qualvoller Hartnäckigkeit, und nichts linderte ihren Schmerz über die Unterwerfung Nowgorods.

Aber die patriotische Partei war nicht tot, und als die erste Entmutigung gewichen war, kehrte die Hoffnung langsam wieder. Dem siegreichen Fremdling und den gegenwärtig überlegenen Kräften ihrer inneren Feinde zum Trotz gelang es, das Volk bei der Wahl eines neuen Bürgermeisters zu beeinflussen, der den eingeschworensten Gegnern des moskowitischen Absolutismus entnommen wurde.[1]) Der Haß gegen die Anhänger des Großfürsten war mit einem unklaren Wunsche nach Rache herangewachsen, denn die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1471 beruhten auf ihrer Verräterei und Feigheit. Die Streitigkeiten und Kämpfe von früher begannen wieder. Martha erschien wieder an der Spitze der Ihrigen und, von ihr aufgestachelt, griffen ihr zweiter Sohn Feodor, der Bojare Pamphilius und die hervorragendsten Anhänger der alten litauischen Partei, die Anhänger des Unterdrückers an, die geschlagen und mehrere sogar getötet wurden. Die

[1]) Kostamaroff, S. 205.

Digitized by Google

Gewalttätigkeiten und Attentate hörten nicht auf, persönliche Verfolgung nahm freien Lauf, und die infolge des Grolls über die zugefügten Leiden gesteigerten politischen Leidenschaften machten den Aufruhr dauernd. Martha mahnte zur Mäßigung und suchte ihre Anhänger zurückzuhalten, aber so stark und barmherzig sie auch war, so konnte sie doch über solche Leidenschaften nicht Herr werden. Die Leute der moskowitischen Partei fanden nirgends Gerechtigkeit. Der machttrunkene Pöbel beging unzählige Mißhandlungen und beschimpfte sie täglich. Aufs äußerste gereizt, suchten sie Hilfe und Schutz bei Iwan III., der es sich nicht entgehen ließ, aus ihrer Bitte Nutzen zu ziehen. Im Jahre 1476 rückte er mit seinen Bojaren ins Feld und erschien vor Nowgorod. Die Unzufriedenen gingen ihm mehrere Meilen vor die Stadt entgegen und wiederholten vor ihm nochmals ihre Beschwerden, die seinen Plänen sehr zustatten kamen. Ohne sie zu enthüllen, erklärte er, nur dem Land, das sein geworden sei, einen Besuch abstatten zu wollen. Die beruhigten Nowgoroder gaben sich einer freudigen Bewegung hin, und die vornehmsten Einwohner organisierten unverzüglich einen offiziellen Empfang. Sie rüsteten Bankette und sammelten Geschenke. Nowgorods bemächtigte sich ein Geist niedrigster Schmeichelei, an dem die Furcht einen großen Anteil hatte. Martha allein hielt sich in ihrem untröstlichen Schmerz abseits. Sie wollte sich nicht vor dem Mörder ihres Sohnes demütigen, um seine Gunst zu erlangen, obwohl ihre Freunde sie hierzu treiben wollten, und auch sie wäre nicht so stolz gewesen, hätte sie ein andres und noch schrecklicheres Unglück, das sie treffen sollte, voraussehen können. Nach altem Brauch empfing eine Abordnung der Bojaren unter Führung der früheren Bürgermeister den Großfürsten bei seinem Einzug und hieß ihn willkommen. Er empfing sie wohlwollend, obwohl sich unter ihnen Mitglieder der patriotischen Partei befanden.

Dieser mit erheuchelter Freude begonnene Tag war noch nicht verflossen, als die Aufrührer bereits verurteilt waren. Sie wurden gezwungen, ihren Opfern sehr beträchtliche Entschädigungssummen zu bezahlen. Aber das unerwartete Gewitter brach mit voller Gewalt los, als Iwan III., der die Gerichtssitzung leitete, den Befehl gab, die Häupter der patriotischen Partei, unter denen er auch Feodor Boretzky bezeichnete, festzunehmen und ins Gefängnis zu werfen.

Erzbischof Theophilus bot eine ungeheure Bürgschaft für sie an. Der Großfürst hörte ihm aber nicht einmal zu. Am andern Tag vernahm die Stadt mit Entsetzen, daß die Bojaren als Opfer seines Grimms ohne Aufschub die Todesstrafe erleiden sollten. Verzweifelt baten Theophilus und die Bürgermeister im Namen der ganzen Bevölkerung für sie um Gnade. Teilweise erhielten sie sie insofern, als die Hinrichtung aufgeschoben und die Verurteilten in Ketten nach Moskau geschickt wurden. Der letzte Sohn Marthas lebte in der überaus harten Gefangenschaft nicht mehr lange. Sie selbst wurde diesmal noch geschont.

Iwan wußte den Urteilen, mit denen er seine persönlichen Feinde traf, den Anstrich rechtlicher Begründung zu geben. Er schien seine eignen Untertanen gegen Willkür und Gewalttat zu verteidigen, und trotz seiner rachsüchtigen Vergeltung wurde er deshalb nicht weniger gefeiert. Die reichen Nowgoroder hörten

Digitized by Google

nicht auf, für ihn Bankette zu veranstalten und ihm wertvolle Geschenke, wie goldene Vasen, portugiesische Münzen, teure Pelze anzubieten. In gleicher Weise beschenkten sie auch sein Gefolge, das übrigens gelegentlich Geschenke forderte. Die allgemeine Entartung überstieg alle Grenzen.

Zahlreiche Wagen wurden mit Beute aller Art bepackt, und nach liebenswürdigem Abschied reiste Iwan am 26. Januar nach Moskau zurück.

(Schluß folgt)

Berichte aus allen Wissenschaften

Nautik

Die Sicherheit auf See

Die erschütternde Katastrophe, welcher die „Empreß of Ireland" am 29. Mai in der Mündung des Lorenzostroms mit 1021 Personen zum Opfer fiel, lenkt die Aufmerksamkeit erneut auf die Maßnahmen, die zur Sicherheit auf See getroffen werden. Die „Empreß" war einer der großen Passagierdampfer der Canadian Pacific-Gesellschaft, der mit allen modernen Sicherheitsvorrichtungen ausgestattet war. Und dennoch brachte ihn der Rammstoß eines Kohlendampfers der norwegischen „Storstad" in wenigen Minuten zum Sinken. Noch lebt in unsrer Erinnerung der wehmütige Gedanke an die „Titanic", die am 15. April 1912 nicht fern der neuen Unglücksstelle mit fast 1600 Personen in die Tiefe sank.

Wie sind solche Katastrophen noch immer möglich? Sind wir ohnmächtig dagegen? Kennt die sonst so fortgeschrittene Technik kein Mittel, uns vor ihnen zu bewahren?

Nach jedem solcher Unglücksfälle ertönt in der gesamten Kulturwelt ein Schrei nach Verbesserung der Rettungsmittel. Hauptsächlich sind es zwei Wünsche, die laut werden, vergrößerte Schwimmfähigkeit der Schiffe durch erweitertes Schottensystem und umfangreicheres Rettungsbootsmaterial. Ist der Glaube berechtigt, daß Verbesserungen der geforderten Art von wesentlichem Einfluß auf die Ziffer der geretteten Passagiere sein werden?

Vor zwei Jahren traten dank der Initiative des Kaisers unsre Schiffahrtsinteressenten im Reichsamt des Innern zusammen, um über die Sicherheitsmaßregeln für die überseeische Personenbeförderung zu beraten. Das Ergebnis der Konferenzen war kurz das folgende. Hinsichtlich der Sicherheit gegen das Sinken havarierter Dampfer schreiben die Schottvorschriften der Seeberufsgenossenschaft vor, daß die großen Schnelldampfer noch schwimmfähig bleiben müssen, wenn zwei beliebige benachbarte Abteilungen überflutet werden. Im allgemeinen wird das als genügend angesehen. Bezüglich der Rettungsboote wurde festgestellt, daß bereits für hinreichenden Bootsraum Bedacht genommen ist, und daß eine weitere Anhäufung von Booten nicht empfehlenswert scheint. Betreffend die Handhabung der drahtlosen Telegraphie wurde die Verbesserungsbedürftigkeit eingeräumt. Endlich wurde über die Fahrgeschwindigkeit verhandelt. Die schon bestehende Vorschrift, daß bei unsichtigem Wetter mit „gemäßigter" Geschwindigkeit gefahren werden müsse, wurde als hinreichend erachtet. — Man vermißt unter den zur Beratung gekommenen Themen eins, das bisher freilich noch kaum zur Diskussion stand, das aber nichtsdestoweniger der Beachtung wert dünkt. Für die Menschenopfer, die Schiffskatastrophen meist kosten, wird immer nur das Material, und allenfalls werden die Schiffsoffiziere verantwortlich gemacht. Es liegt nahe, sich die Frage vorzulegen, tragen nicht die Passagiere selbst einen Teil der Schuld?

Digitized by Google

Wenn man die Berichte über Schiffsuntergänge verfolgt, so ist unleugbar, daß die Panik, die meist unter den Passagieren herrschte, erst das Unglück recht vergrößerte und die Rettungsarbeiten erschwerte. Diese Panik ist verständlich. Man kann nicht von Menschen, die kaum in ihrem Leben zuvor die See sahen und ein Schiff betraten, erwarten, daß sie dem Tod des Ertrinkens mit Gelassenheit ins Auge schauen. Jedoch lassen sich mancherlei Maßnahmen treffen, um einer solchen Panik vorzubeugen und ihre Wirkungen abzuschwächen.

Mit der „Empreß" ertranken viele Passagiere, die sich unter Deck befanden. Fast alle, die ins Wasser sprangen, hatten keine Rettungsgürtel umgelegt. Dieses Beispiel mag zur Erläuterung der nachstehenden Auslassung dienen. Wie kam es, daß zahlreiche Passagiere in den unteren Schiffsräumen vom Tode ereilt wurden? Es heißt in den Berichten, „sie konnten den Weg nach dem Oberdeck nicht finden". Zu berücksichtigen ist, daß die „Empreß" bereits wenige Minuten nach dem Zusammenstoß in die Tiefe sank. Wie viele Minuten es waren, wurde nicht mit Sicherheit festgestellt. Die Aussagen schwanken zwischen drei und zehn Minuten. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen. — Der Passagier, der in seinem Schiff Bescheid weiß, wird, falls er nicht alt und gebrechlich oder ein Kind ist, bequem in fünf Minuten aus seiner Kabine auf das Oberdeck zu gelangen wissen. Freilich, wer kennt sich heute auf den Riesendampfern mit ihren endlosen Gängen, ihren zahllosen Treppen usw. aus?

Ferner, warum verließen so viele Passagiere die „Empreß", ohne vorher einen Rettungsring übergestreift zu haben? Die Vorschrift besagt, daß für jede an Bord befindliche Person ein Gürtel vorhanden sein muß. Die Passagiere finden sie in ihren Kabinen vor. Allerdings, welcher Passagier würdigt diese an der Bordwand aufgehängten oder unter den Kojen verstauten Rettungsgürtel eines Blicks?

Ich bin mir bewußt, daß ich schon mit dieser Fragestellung bei manchem Leser ein unwilliges Achselzucken hervorrufe. Um so mehr wird es der Fall sein bei den folgenden Ausführungen. Immerhin scheint es mir angebracht, auf Grund von Tatsachen die heutigen Verhältnisse der Sicherheit der Passagiere auf See zu beleuchten, um zu einer klareren Stellungnahme des Laienpublikums beizutragen. Tatsache ist, daß die meisten Schiffahrtsgesellschaften und ihre Angestellten im eignen Interesse alle nur denkbaren Maßnahmen treffen, um das Leben der Passagiere sicherzustellen. Ich sage „die meisten", nicht alle. Was das Interesse erheischt, hängt nämlich ab von Ansichten, individuellen und völkischen Eigenschaften u. a. m. Ich habe auf verschiedenen Passagierdampfern großer Linien recht mangelhafte Vorbereitungen für die Rettung der Passagiere im Fall der Havarie festgestellt. Die Rettungsboote waren nicht im Stand. Wären sie zu Wasser gelassen worden, so hätten die von der Sonne völlig ausgetrockneten Planken so stark gespackt, daß die Boote sogleich versunken wären. Die Davits mit ihrem Fier- und Taljengerät — Flaschenzüge zum Niederlassen der Boote — waren verrottet, des schönen Aussehens wegen so stark mit Farbe übermalt, daß sie unbrauchbar waren. Weiter: zweimal passierte es mir, daß, als ich nachts an Deck weilte, dicker Nebel aufkam, und trotzdem das Schiff seine hohe Fahrt beibehielt, und auch nicht einmal die Sirene vorschriftsgemäß ertönte. Ich stieg auf die Kommandobrücke, um den Schiffsführer auf die Gefahr aufmerksam zu machen und um nach dem Grund des Nichteinhaltens der gesetzlichen Vorschriften zu forschen. Die Antwort war: „Was soll ich tun? Fahre ich langsam und komme später im nächsten Hafen an, als im Plan vorgesehen ist, so ist es den Passagieren nicht recht, und von der Direktion meiner Gesellschaft erhalte ich Vorwürfe. Und mit der Sirene soll ich jetzt heulen, mitten in der Nacht, damit die Passagiere aufwachen und unruhig werden? Kein Gedanke. Man soll für eine angenehme Ueberfahrt sorgen. Dazu gehört ungestörter Schlaf. Na, und hier wird uns doch kein Gegensegler in den Kurs laufen." Dieser kurze Ausschnitt aus dem Leben charakterisiert die Schwierigkeiten der Innehaltung gesetzlicher Vorschriften.

Digitized by Google

Wie ist hierzu Stellung zu nehmen? Gänzlich verkehrt ist es, die Sirenen bei Nebel nicht in Betrieb zu setzen. Es geht nicht an, unter Umständen tausend Menschenleben dem Schlaf einiger nervenschwacher Passagiere zu opfern. Anders ist es mit der Geschwindigkeit. Extreme Rekordsucht ist verwerflich. Aber die Schnelligkeit des Verkehrs ist von höchster wirtschaftlicher Bedeutung. Wir wünschen die möglichste Beschleunigung auf der Eisenbahn, im Auto usw. Soll das für die Schiffahrt nicht gelten? Jedoch ist auch die gegenteilige Ansicht berechtigt. In der Praxis wird trotz aller Vorschriften — darüber besteht kein Zweifel — keine Aenderung des jetzt bestehenden Gebrauchs erzielt werden.

Nun zu dem, was die Passagiere im besonderen angeht, was sie zu ihrer Sicherheit selbst leisten können. Jeder, der auf ein Schiff geht, sollte sich baldigst darüber klar werden: „Was machst du, wenn eine Havarie eintritt?" Der Laie wird lächeln und sagen: „Was verstehe ich davon?" Im allgemeinen wohl herzlich wenig! Aber sollte einfacher Menschenverstand nicht genügen, um mancherlei Vorbeugungsmaßregeln ergreifen zu können? Vom Oberstewart in die Kabine geführt, überzeuge man sich, daß Rettungsgürtel vorhanden sind, und probiere sie an. Ferner ist es nötig, den Weg, namentlich den von seiner Schlafstelle, also von seiner Kabine, nach dem Oberdeck kennen zu lernen. Möglichst auch im Dunkeln. Ist man im Speisesaal usw., so kann man sich auf die anwesenden Personen der Schiffsbesatzung verlassen. Außerdem liegen die Kabinen meist tiefer im Schiff. Endlich, man sehe sich die Boote mit ihrem Fiergerät an und versuche, sich den Weg in sie wenigstens in Gedanken zu vergegenwärtigen. Hiermit komme ich zu dem, was die Schiffsführer in besagter Richtung unternehmen könnten. Auf einem französischen Dampfer wurde den Passagieren beim Anbordsteigen ein Kärtchen ausgehändigt, auf dem vermerkt war, in welchem Boot im Fall des Schiffsuntergangs der Betreffende untergebracht werden würde, wo das Boot hing usw.

Was ist vorzuziehen, allabendliche Tanzerei, wie es auf den Riesendampfern, jenen schwimmenden Märcheninseln mit ihren Wintergärten, Turnhallen, Schwimmbassins u. a. m. üblich ist, oder etwas seemännische Unterweisung, in der die Passagiere darüber belehrt werden, daß auch unter Umständen in der Nacht einmal die Sirene ertönen muß, wo und wie sie in die Rettungsboote gelangen usw.

Warum rettet sich meist die seemännische Besatzung havarierter Schiffe? Weil sie mit den Sicherheitsvorrichtungen Bescheid weiß. Kann nicht der Passagier sich einiges von den nötigen Kenntnissen aneignen?

Ich weiß, daß ich mit meinen Anregungen auf geringes Verständnis bei dem Gros der Passagiere stoßen werde, und mir vielleicht den Unwillen der Schiffahrtskreise zuziehe, die begreiflicherweise jeden Hinweis auf die Gefahren der Seefahrt vermieden sehen möchten. Ich bin im übrigen keineswegs der Ansicht, daß Schottensystem, Rettungsbootswesen usw. nicht noch verbesserungsbedürftig sind. Aber die gründlichste Schotteneinteilung kann auch den größten Passagierdampfer nicht vor dem Untergang bewahren, wenn der Gegensegler an unglücklicher Stelle rammt. Dann versagt eben unsre heutige Technik noch. Und häufig lassen sich viele der Boote überhaupt nicht benutzen. Zum Beispiel dann, wenn das Schiff nach dem Zusammenstoß, wie es fast stets der Fall sein wird, Schlagseite bekommt, sich stark nach einer Seite überlegt. Selten ist zudem die See so ruhig, daß die Boote sich sicher zu Wasser fieren lassen. In allen diesen Fällen wären kleine Rettungsflöße, die von geringer Menschenkraft regierbar sind, besser verwendbar. Wenn auch die Besserung der technischen Vorrichtungen zur Sicherheit der Schiffahrt noch ein weites Feld vor sich sieht, so bleibt dennoch die Mitarbeit der Passagiere ein wesentlicher Faktor, den Gefahren auf See zu begegnen. Ohne sie werden die genialste Schiffskonstruktion, das ausgebildetste Pflichtgefühl der Besatzung und die weitgehendsten gesetzlichen Vorschriften zuweilen versagen.

L. Persius, Kapitän zur See a. D.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Erlebtes und Erstrebtes. Erinnerungen von Prof. Dr. E. Heinrich Kisch, k. k. Regierungsrat. Geheftet M. 5.50, gebunden M. 7.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese Selbstbiographie eines Arztes wendet sich so wenig wie die Erinnerungen manch andrer bedeutender Mediziner, z. B. Kußmauls oder E. v. Leydens, ausschließlich an die Berufsgenossen des Verfassers. E. Heinrich Kisch, der, jetzt im Ruhestand lebend, auf eine halbhundertjährige Tätigkeit als medizinischer Forscher und Schriftsteller, als beliebter, hochangesehener Badearzt von Marienbad zurückblickt, gehört zu jenen Aerzten, die ihrem beruflichen Wirken dadurch noch besonderen Wert zu geben wissen, daß sie nicht ganz in ihm aufgehen, sondern sich bei hingebendster Pflichterfüllung Herz und Geist doch auch für allgemeine geistige Interessen, für künstlerische und nationale Ideale frei und offen zu erhalten wissen. Der erste Abschnitt seiner Erinnerungen, der uns ungemein lebhafte und anschauliche Bilder aus dem jüdischen Ghettoleben und aus dem Gymnasialwesen der nachmärzlichen Reaktionszeit bietet, hat dadurch ebenso kulturhistorischen Wert wie der zweite Abschnitt, der den medizinischen Studienjahren des Autobiographen gewidmet ist, reichen Stoff voll intimer und drastischer Einzelheiten zur Geschichte der praktischen und theoretischen Medizin des neunzehnten Jahrhunderts enthält. Der dritte Abschnitt berichtet von der „journalistischen Lebensepisode" des vielseitigen und unermüdlich tätigen jungen Mediziners und führt uns mitten hinein in das Getümmel des in den fünfziger und sechziger Jahren ausbrechenden deutsch-tschechischen Nationalitätenkampfes, in dem Kisch nach seiner ganzen Gesinnung und Bildung ohne Zögern auf die deutsche Seite treten mußte. Der vierte, umfangreichste Abschnitt endlich beginnt mit dem Eintritt Kischs in die badeärztliche Laufbahn, die ihm einerseits im Laufe der Jahrzehnte eine unübersehbare Zahl von Patienten, darunter gar viele Persönlichkeiten von hoher menschlicher und historischer Bedeutung, zuführte, anderseits ihm reichen Stoff für seine auch literarisch sehr ergiebige Spezialforschung zuführte. Die gründliche und feine Bildung dieses ausgezeichneten Arztes, seine liebenswürdige und echt menschliche Gesinnung und — last, not least — sein frisches, ohne alle literarischen Prätentionen den Leser fesselndes und erwärmendes Erzählertalent machen die Lektüre des inhaltreichen Buches zu einem wirklichen Genuß.

Das Recht in Goethes Faust. Juristische Streifzüge durch das Land der Dichtung. Von Georg Müller, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 372 Seiten. M. 12.—.

In umfassender Weise werden alle rechtlichen Verhältnisse, die in Goethes Faust vorkommen, erörtert. Auch Kenner werden sich an der Hand dieses Werkes mit Erstaunen zum Bewußtsein bringen, wieviel Juristisches in der Dichtung steckt. Wir sehen diese hier gleichsam als Beispielsammlung für alle Rechtsgedanken und Rechtsgebilde: Personen- und Sachenrecht, Staats- und Kirchenrecht werden abgehandelt. Wir prüfen mit dem Verfasser die einzelnen Vorgänge der Handlung von ihrer rechtlichen Seite sowohl in der kleinen Welt der persönlichen Erlebnisse und Taten wie in der großen Welt des Staats und der Gesellschaft. Endlich untersucht der Verfasser eingehend als „die beiden Leitmotive" der Dichtung — als solche überschätzt er sie doch wohl — die angebliche Wette Gottes mit dem Teufel, die nur als Gestattung, nicht als Wette angesehen wird, und den Pakt zwischen Faust und Mephisto. Mit Recht tritt Müller dafür ein, daß Faust seine Wette gewonnen hat. Das mit doppelter wissenschaftlicher Rüstung — juristischer und philologischer — wohl versehene Werk ist ein höchst wertvolles und künftig unentbehrliches Hilfsmittel für die Faustforschung und zugleich eine auch für weitere Leserkreise willkommene Gabe voll reicher Anregungen.

Br.

Der Bund der Freimaurer. Von August Horneffer. Jena, E. Diederichs. Brosch. M. 2.50.

Daß ein solches Buch, das gleichzeitig aufklärend und apologetisch wirken will, einer Generation dargeboten wird, der die Notwendigkeit neuer Formen des gemeindlichen Zusammenschlusses, der sozialen Vereinheitlichung immer stärker zum Bewußtsein kommt, ist nur zu begrüßen. Der Freimaurerbund ist heute wieder eine Macht, er sucht seine mysteriöse Isolierung zu durchbrechen, er scheint so etwas wie eine Reformation, eine Neubelebung zu erfahren. Hier wird von authentischer und ernst zu nehmender Seite eine ideale Zeichnung der weitreichenden Tendenzen des Bundes gegeben, das Wissenswerte von seiner Geschichte, Symbolik und Verfassung in einer klaren, äußerst übersichtlichen Form berichtet und so manche feinsinnige Ausführung, z. B. über Gemeinschaftsbildung im allgemeinen

Digitized by Google

oder die Entwicklung des geistigen Bundeswesens, zeigen den modernen Religionspsychologen und erhöhen die Bedeutung des Buches. Doch trotz verheißungsvoller und sympathischer Sätze wie dem von einem „neuen Idealismus, der den Materialismus und Okkultismus von innen her überwindet und beide in eins faßt", gelingt es dem Verfasser doch nicht, den hier ausgesprochenen Lösungen einen objektiven Wertcharakter zu verleihen. Zweifellos hat der Bund seine große Mission gehabt und wird sie sicher noch lange behalten, da er einer tiefen, allgemein-menschlichen Sehnsucht zum Recht verhilft, aber trotz der aufstrebenden Linien, die in ihm zusammenfließen, vermißt man das Schöpferische einer „neuen Rangordnung", für die eine Auswirkung persönlicher, sittlicher Macht eine innere Notwendigkeit wäre, während man hier mit neuen Dogmen und Verfassungsregeln der „Gesamtseele", der „Genialität der Masse" zu entsprechen sucht. Und dann bleibt doch die prinzipielle Frage, ob ein Geistesbund, der auf Universalität, ins Weite und Freie gerichtet ist, überhaupt eine Form historisch-bedingter Realisierung vertragen kann, ob nicht das merkwürdige Ineinander von Freiheit und Gebundenheit nur Kompromißgebilde erzeugen kann. — Doch trotz des Vielen an dieser geistigen Bewegung, was der moderne Mensch nicht mehr verträgt, muß ein Verstehenwollen, ein gerechteres Urteil gerade heute möglich werden; dazu beizutragen, ist Horneffers Buch hervorragend geeignet, und dies dürfte sein schönster Erfolg sein. Oskar Beyer.

Rolf Tanner. Erzählung von Rudolf Blümel. Geheftet M. 2.50, in Pappband M. 3.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Erstlingswerk von ebenso ausgeprägter wie liebenswürdiger Eigenart ist diese Geschichte einer Jugend. Die Entwicklung des jungen Rolf Tanner von den Schülerjahren bis zur vollen inneren Reife und Klärung wird uns nicht sowohl in episch fortlaufender Erzählung als in knapp gefaßten, fast dramatischen Situationsbildern vor Augen geführt. Eigentümlich herb und reizvoll ist die Technik des Dichters, der nie von seinen Personen spricht, immer nur sie selbst sprechen und so sich selbst charakterisieren läßt, und erstaunlich, wie klar und fest die so gezeichneten Gestalten sich voneinander abheben und unsrer Anschauung einprägen. Von der ruhigen Sicherheit in der Zeichnung der Personen abgesehen, spricht vielleicht nichts deutlicher für die echt dichterische und künstlerische Art des Verfassers als die Abwesenheit jeglicher Tendenz im landläufigen und „aktuellen" Sinn. Endlich einmal wieder eine literarisch und psychologisch ernste Jugendgeschichte, die weder in sexuellen Problemen wühlt, noch den bekannten mehr oder minder flammenden Protest erhebt gegen die angebliche Vergewaltigung der Jugend durch das Alter, sondern ohne in oberflächlichen Optimismus zu verfallen, sehr zur rechten Zeit uns daran erinnert, daß gerade in rechten Jungenherzen nicht nur Freiheitsbedürfnis und Auflehnung gegen das Alter, sondern auch Verehrungsbedürfnis und Pietät liegt.

Die Völkerschlacht bei Leipzig. Von Generalmajor z. D. W. v. Voß. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 60 Pfg.

Unter den „Volksbüchern der Geschichte", die der Verlag erscheinen läßt, verdient das vorliegende Bändchen besondere Beachtung. Es bringt eine lebendige und lichtvolle Darstellung des blutigen Ringens, die bei aller gebotenen Knappheit in hohem Grade anschaulich ist und keines der für den Ausgang entscheidenden Momente außer acht läßt. Besonderes Lob gebührt den nach authentischen Vorlagen ausgeführten Abbildungen.

Fr. R.

Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Fünf Vorlesungen von J. H. Rose, E. C. K. Gonner, M. E. Sadler und C. H. Herford. Mit einem Geleitwort von Viscount Haldane. Berlin, Karl Sigismund.

Trotz des modernen Verkehrs, der die Völker einander näherbringt, stehen sich auch heute die Nationalitäten fremd gegenüber. Der Beginn einer Verständigung, der durch Gefühlsakte nicht möglich ist, weil die Verschiedenheiten der Völker gerade in der Verschiedenheit ihres Fühlens — einem der fesselndsten Probleme der Volkstumswissenschaft — beruhen, ist nur auf intellektuellem Wege zu erreichen: besseres Wissen, bessere Kenntnisse über den „westlichen Nachbar" oder den „Vetter jenseits des Kanals" können allein zu gerechter Beurteilung führen. Darum ist es dankbar anzuerkennen, daß es vier der angesehensten englischen Gelehrten unternahmen, in zahlreich besuchten Vorträgen über den Werdegang und die Ziele des modernen Deutschland aufklärend zu wirken und die politische Entwicklung wie das geistige Leben Deutschlands ihren Landsleuten verständlich zu machen. Alle sprechen in deutschfreundlichem Sinne und bemühen sich aufrichtig, in großzügiger Weise einen Einblick in die geschichtliche, volkswirtschaftliche, erzieherische und geistige Entwicklung des deutschen Volkes im letzten Jahrhundert zu geben, auf den Wert seiner Leistungen auch für Nichtdeutsche Gewicht zu legen, die zu überwindenden Schwierigkeiten zu betonen und gewisse, dem Mißverständnis besonders ausgesetzte Seiten des deutschen Wesens und Tuns vorurteilsfrei zu erklären. Sie verdienen mit

Digitized by Google

ernster Aufmerksamkeit gehört zu werden, besonders da, wo sie nicht bloß loben. Die Uebertragung ins Deutsche hat Karl Breul, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Cambridge, besorgt, zugleich das Werk für deutsche Leser durch Zusätze und Erläuterungen in Form von Anmerkungen am Schluß des Buches wertvoll ergänzt. Seine „kurze Uebersicht" am Anfang ersetzt das fehlende Register nur zum Teil. Dr. Hans Zimmer.

Geschichte des Feldzuges in Rußland im Jahre 1812. Von Friedrich Steger. Nach den neuen geschichtlichen und militärischen Forschungen umgearbeitet von Major a. D. Ernst Moraht. Hamburg, R. Hermes. Geb. M 5.—.

Das mit 100 Bildern sowie 6 Karten und Plänen reich geschmückte Werk räumt in der vorliegenden neuen Gestalt mit allen „Histörchen" auf, die unsre heutige Kenntnis von den Vorgängen des denkwürdigen Jahres als unhaltbar zurückweisen muß. Die von vaterländischem Geiste durchwehte Darstellung hebt besonders auch den gewaltigen Anteil hervor, den deutsche Tapferkeit an dem Ruhme der französischen Adler genommen hat. Man darf die Arbeit als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes willkommen heißen. Fr. R.

Eine gesunde Jugend, ein wehrkräftiges Volk! Von Dr. med. Ferd. Schmidt-Gründler. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.40.

Mit ernster Mahnung tritt der Verfasser für eine Neugestaltung der körperlichen Erziehung des heranwachsenden Geschlechts ein. Er weist die dringende Notwendigkeit einer solchen Reform nach durch statistische Angaben über die durchaus mangelhafte, aber bisher viel zu wenig beachtete Gesundheit unsrer Jugend, zumal im Vergleich mit der englischen, und besonders über die wahrhaft erschreckende Anzahl jugendlicher Selbstmörder. Als Mittel zur Durchführung einer solchen Reform empfiehlt er für die Jugend der höheren Stände die Vermehrung der Stundenzahl (wöchentlich sechs) und des Freiluftbetriebes in unserm Gymnastikunterricht; für die der niederen Stände dasselbe Mittel und außerdem Besserung der allgemeinen hygienischen Verhältnisse. Die folgenden Abschnitte der allgemeiner Beachtung würdigen Schrift erörtern in sachverständiger Weise eingehend die praktische Durchführung dieser Mittel und die von ihnen zu erwartenden guten Wirkungen, sowie die Bedenken, die etwa dagegen gemacht werden können, und ihre Beseitigung. E. M.

Freiheit. Stimmen aus der Zeit deutscher Wiedergeburt vor 100 Jahren. Gesammelt und eingeleitet von Prof. Dr. Karl Berger. Mit 16 Bildnissen. Leipzig, J. M. Meulenhoff. Geb. M. 1.50.

Das Buch zerfällt in die drei Teile: „Sänger der Befreiungskriege", „Historische Volkslieder" und „Patriotische Prosa". Die Auswahl ist sehr geschickt getroffen. Nicht weniger als 23 Dichter und 11 Prosaisten kommen in dem Buch zum Wort, und 22 historische Volkslieder sind darin abgedruckt. Die Einleitungen Bergers orientieren aufs beste; Druck und Ausstattung sind bei dem billigen Preis des Buches zu loben. Dr. E. M.

Gerhart Hauptmann. Von Dr. H. Spiero. Mit 34 Abbildungen. Velhagen & Klasings Volksbücher Nr. 65. Preis 60 Pf.

Eine liebevolle, sorgfältige Darstellung von Hauptmanns Leben und Werken, die zur raschen Orientierung sich sehr empfiehlt. Die Illustrationen sind alle gut ausgeführt. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus dem Tagebuche eines Sportmillionärs. Erzählung aus dem Pariser Sport- und Nachtleben von ... Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Bamberg, Walter, Die Verwendung des Monologs in Goethes Dramen unter Berücksichtigung der Technik bei Goethes unmittelbaren Vorgängern. Leipzig und Hamburg. Leopold Voß. M. 1.80.

Bauer, Dr. Friedrich, Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte. Heft 55: Das Wollgewerbe von Eßlingen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild. M. 5.—.

Boger-Langhammer, Margot, Das Kind — Ein Gruß. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Bohle, Hermann, Weltanschauung, Begriffe und Ideen. Philosophisches Gedicht eines Ingenieurs. Dresden und Leipzig, „Die Sonne". M. 2.—.

Bornhak, Conrad, Bd. 1: Preußisches Staatsrecht. Bd. 2: Verwaltungsrecht, allgemeiner Teil. Bd. 3: Verwaltungsrecht, besonderer Teil. Breslau, Alfred Langewort.

Bredt, Joh. Viktor, Die Mecklenburgische Ständeverfassung und das Reichsrecht. Eine staatsrechtliche Studie. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 1.80.

Digitized by Google

Cohen, Gustav, Das Leben in der Hölle. Eine humoristische Phantasie. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.—.

Das Werk vom Haag, Zweite Serie. Die gerichtlichen Entscheidungen. Erster Band: Die Judikatur des Ständigen Schiedshofs von 1899—1913. Dritter Teil. Herausgegeben von Walther Schücking. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 10.—.

Dejean, Georges, Die deutsche Drohung (La Menace Allemande). Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. M. 1.—.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn, Heft 35—37. Wien, Carl Fromme. à M. 1.—.

Garcia-Calderon, F., Die lateinischen Demokratien Amerikas. Ins Deutsche übertragen von Max Pfau. Leipzig, K. F. Koehler. M. 6—.

Geigel, Alois, Andwaranaut. Ueber Wissen und Glauben. Würzburg, Curt Kabitzsch. Gebunden M. 3.50.

Goldscheid, Rudolf, Monismus und Politik. Vortrag. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. 50 Heller (50 Pf.).

Graevenitz, G. v., Geschichte des Italienisch-Türkischen Krieges. 3. Lieferung. Bis zum Friedensschluß von Lausanne vom 18. Oktober 1912 (unter Berücksichtigung der Kämpfe des Jahres 1913). Berlin, R. Eisenschmidt. M. 5.—.

Heinze, Dr. Wolfgang, Reform im Vollzug des Reichstags-Wahlrechts. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.—.

Hellmann, Oskar, Napoleon im Spiegel der Dichtung. Glogau-Leipzig, Verlag Hellmann. M. 2.—.

Herke, Dr. Karl, Hebbels Theorie und Kritik poetischer Muster. Mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung seiner Lyrik unter Uhlands Einfluß. Berlin, H. Lonys. M. 6.20.

Heyne, Arthur, Geschichten und Schwänke aus dem Orient. Aus dem Persischen übersetzt. Dresden und Leipzig, „Die Sonne".

Kammerer, Paul, Sind wir Sklaven der Vergangenheit oder Werkmeister der Zukunft? Anpassung, Vererbung, Rassenhygiene in dualistischer und monistischer Betrachtungsweise. Vortrag. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky. 50 Heller (50 Pf.).

Keller, L., Die Freimaurerei. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt und ihre Geschichte. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Kern, Fritz, Dante. Vier Vorträge zur Einführung in die Göttliche Komödie. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geb. M. 3.—.

Kühl, Thusnelda, Die junge Margarete Haller. Novellen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Leyen, Dr. Alfred von der, Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck. Berlin, Julius Springer. M. 6.—.

Major, Erich, Die Quellen des künstlerischen Schaffens. Versuch einer neuen Aesthetik. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 5.—.

Mann, Fritz Karl, Der Marschall Bauban und die Volkswirtschaftslehre des Absolutismus. Eine Kritik des Merkantilsystems. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 12.—.

Molo, Walter v., Die Freiheit. Ein Schillerroman. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 4.—.

Monistenbund in Oesterreich. Wilhelm Ostwald, Festschrift aus Anlaß seines 60. Geburtstages, 2. September 1913. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky.

Müller-Poyritz, Karl, Blütenzweige. Gedichte. Berlin, Wilhelm Süsserott. M. 1.—.

Pilar, Prinzessin von Bayern, Meine zweite Autoreise nach Spanien. Tagebuchblätter. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Geheftet M. 3.50.

Preyer, A. Th., Lebensänderungen. Das Problem der Veränderung lebender Strukturen. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). M. 2.40.

Richter, Helene, Schauspieler-Charakteristiken. Leipzig und Hamburg, Leopold Voß. M. 7.20.

Roloff, G., Von Jena bis zum Wiener Kongreß. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Runze, Georg, Essays zur Religionspsychologie. Berlin, Deutsche Bücherei, Otto Koobs. M. 1.—.

Schmidt, Prof. Dr. Max Georg, Natur und Mensch. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Schriften der Wheelergesellschaft zur Erörterung von Fragen des deutschen und ausländischen Bildungswesens. 1. Heft: Die politische Erziehung des jungen Amerikaners, von Prof. Dr. William H. Sloane. M. 1.—. 2. Heft: Pädagogik als Wissenschaft und Professuren der Pädagogik von Dr. Paul Ziertmann. M. 2.—. 3. Heft: Verhandlungsberichte über die Sitzungen vom 6. Mai 1910 bis zum 30. September 1913. M. 2.80. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Sloane, William Milligan, Die Parteiherrschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Entwicklung und ihr Stand. Leipzig, K. F. Koehler. M. 5.—.

Thoramm, Karl, Durch Kampf zum Sieg. Roman. Dresden, „Die Sonne". M. 4.—.

Ziegler, Theobald, Goethes Welt- und Lebensanschauung. Berlin, Georg Reimer. M. 2.40.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Wir und sie

Von

Prof. Dr. Theodor Schiemann

Nun haben sie den Krieg mit Deutschland, den sie so lange herbeigesehnt haben, der den Knaben in Rußland und Frankreich als die notwendige patriotische Aufgabe dargestellt wurde, an die sie ihr Leben zu setzen hätten. Mit dem Tage, da der Frankfurter Friede unterzeichnet ward, begann die Arbeit, ihn zu zerreißen, und mit dem Tage, da im Spiegelsaal zu Versailles verkündigt wurde, daß das geeinigte Deutschland fortan im Deutschen Kaiser ein Oberhaupt habe, verwandelte sich die Mißgunst, mit der man von jeher gewohnt war, auf den preußischen Nachbar zu blicken, in Haß. Die Deutschen, die auf russischem Boden jene Tage erlebt haben, wissen ein Lied davon zu singen. Schon 1866 war trotz der Freude, die Rußland an den Niederlagen Oesterreichs hatte, jene Mißgunst handgreiflich an den Tag getreten. Von da ab wurde alles, was auf russischem Boden Deutsch redete und dachte, verdächtig. Eine ungeschriebene „Loi des suspectes“ nahm sie unter Aufsicht, und der Eindruck, der von dieser Gesinnung ausging, war so überwältigend, daß die russische Regierung, trotz der verwandtschaftlichen Bande, die damals noch Hohenzollern und Holstein-Gottorper fast zu einer Familie zusammenschlossen, von da ab die Politik verfolgte, aus ihren deutschen Untertanen nationale Russen zu machen. Dieser Politik ist sie treu geblieben bis auf den heutigen Tag, und die Revolution, welche die lettischen und estnischen Bauern 1905 gegen die deutschen Bürger und Gutsbesitzer des Baltikums raubend, mordend und brennend vorgehen ließ, war die Frucht dieser Bestrebungen. Wenn schließlich die Regierung sich veranlaßt sah, nach langem Zögern einzuschreiten und diesem unerhörten Treiben ein Ende zu machen, geschah es nur, weil die Revolution ihr selbst an Hals und Kragen ging und mit den Schranken staatlicher Ordnung auch die Dynastie selbst fortzufegen unternahm. Es ist erstaunlich, daß die Lehre, welche Rußland aus diesen Ereignissen zog, dahin führte, den russischen Nationalismus in all seiner Unduldsamkeit weiter anzuspornen und die panslawistische Doktrin zur offiziellen Staatsdoktrin zu machen. Wie die deutschen Balten wurden auch Finnländer, Litauer, Kleinrussen und Polen Objekte einer Russifizierungspolitik, die zugleich den Charakter einer konfessionellen Propaganda annahm. Denn als wirklich russisch

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

galt fortan nur, wer auch zum russisch-griechischen Ritus übertrat. Dabei darf jedoch nicht verkannt werden, daß dieses Treiben Symptome einer viel weitergehenden, über die Grenzen des Reiches hinausgreifenden Tendenz war, die sich in den Anspruch verkörperte, daß alle Slawen der Welt bestimmt seien, Angehörige des russischen Reiches zu werden. Der Anspruch ist offiziell niemals in dieser krassen Form proklamiert worden, aber die praktische Politik Rußlands orientierte sich um so mehr danach, als die Vertreter Rußlands in Staaten mit zum Teil oder ganz slawischer Bevölkerung stets aus Anhängern der extrem panslawistischen Doktrin gewählt wurden.

Von diesen Tagen datiert die bewußte Aufreizung aller Instinkte der Slawen in und außerhalb Rußlands gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Ueber Berlin und Wien ging der Weg, der zur Verwirklichung der Utopien führen sollte, die das politische Ideal der Panslawisten bildeten. Die Balkanhalbinsel ein Slawenstaat unter russischem Protektorat und bald unter russischer Herrschaft, Konstantinopel die dritte Residenz des russischen Zaren und zugleich das Ausfalltor ins Mittelmeer hinein, Oesterreich zertrümmert und Deutschland, dem seine östlichen Provinzen und die Küstenländer des baltischen Meeres entrissen werden sollten, zurückgeführt auf den Standpunkt des Tilsiter Friedens! Zu diesem Programm suchte Rußland die Bundesgenossen und fand sie in Frankreich, das sich offen anschloß, und in England, das heimtückisch und hinterhaltig demselben Ziel nachging, um den Rivalen zu beseitigen, der allein ihm fähig schien, der britischen Uebermacht auf den Weltmeeren Schranken zu setzen. Die Geschichte dieser ad hoc Allianzen bis in ihre Anfänge zu verfolgen, wird hier nicht beabsichtigt. Diese Anfänge sind oft genug, wenn auch nicht in aktenmäßiger Vollständigkeit erzählt worden. Ganz neuerdings hat Sir Thomas Barclay für sich das zweifelhafte Verdienst in Anspruch genommen, die englisch-französische Entente, aus der heute die Allianz geworden ist, vorbereitet zu haben. Er wird sich nicht verhehlen, daß ihn damit ein Teil der Schuld trifft an dem Weltenbrande, dessen Flammen über Deutschland zusammenzuschlagen bestimmt, von dem wir aber hoffen, daß sein Feuer nicht uns, sondern die Rotte Korah verzehren wird. Der französische Revanchegedanke hat ja nie geruht. Er schien zeitweilig zu schlummern, als in den Jahren 1897 bis 1904 der säkuläre Gegensatz zwischen der englischen und der französischen Politik wieder lebendig wurde. Aber die Revancheparole ist allezeit der Hebel gewesen, der dem politischen Ehrgeiz dazu half, sich emporzuarbeiten, bis das Ziel, ein Sitz in der Kammer und von dort aus der Sprung in die regierenden Kreise hinein, erreicht war. Das ist die Geschichte aller der Streber, die seit der Präsidentschaft Grevys Frankreich regiert haben: Journalisten und Advokaten, geriebene Finanzmänner, die sehr wohl wußten, daß es ein gutes Geschäft ist, Frankreich zu regieren. Ist es doch für Frankreich höchst bezeichnend, daß die französischen Ministerien sich meist aus vielfachen Millionären zusammensetzen. Man wird dabei eine merkwürdige Parallele mit Rußland feststellen können, und das ist vielleicht derjenige Punkt, an welchem das russische und das französische Ingenium sich einander am nächsten

Digitized by Google

kommen. Sie differieren in ihren Methoden, aber das Ergebnis ist dasselbe. Es ist aber eine klägliche Wahrheit, daß die französischen Zeitungen Werkzeuge dieser Streber sind, und daß ein gegenseitiges Sichbestechen die einen wie die andern charakterisiert. Das Resultat ist das Miles gloriosus, der meist selbst kein Soldat ist, aber mit den Opfern renommiert, die er auf die Schlachtbank führt in majorem Dei gloriam.

Nicht viel anders steht es in letzter Hinsicht mit den Engländern. Wie sie ihre Kriege im Orient mit Indern führen, so bemannen sie ihre Flotte mit Irländern und Schotten und mit Fremden, die sie durch hohe Löhnung anlocken, und die in den schwimmenden Festungen ihrer Dreadnoughts tatsächlich Gefangene sind, die mit dem Schiff, an welches sie gebunden sind, um ihr Leben kämpfen.

Wie kann da von Begeisterung und Vaterlandsliebe die Rede sein! Iren und Schotten sind in ihrem Herzen Gegner der Engländer, und jenes Schlagwort des „Home rule all round“ gibt ganz richtig der Empfindung Ausdruck, daß ihr Ideal eine von England gelöste Sonderexistenz wäre.

Wer ist Englands Freund? Russen und Franzosen gewiß nicht. Ebensowenig Aegypter und Inder, und selbst die großen englischen Kolonien Südafrika, Kanada, Australien und Neuseeland harren der Stunde, da sie selbständige Politik, ihren mit England nicht identischen Interessen folgend, treiben können. Was sie noch an England bindet, ist ihre Sprache. Je stärker sie werden, um so mehr lockert sich das Band.

Aufrichtig gesucht hat die Freundschaft Englands das Deutsche Reich. Nicht nur durch seinen Kaiser, sondern durch weite Kreise seiner Geschäftswelt und seiner Gelehrtenrepublik. Man hatte bei uns nicht die Vorstellung, daß unversöhnliche Interessengegensätze zwischen uns lägen. Wir haben es sehr aufrichtig gemeint, als wir ihnen die Hand treuherzig entgegenstreckten. Noch wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges haben wir ihre Flotte gastlich in Kiel empfangen und ihre Schiffsriesen durch den Nordostseekanal geleitet. Damals aber war der Verrat Englands bereits bis in das Detail hinein fertiggestellt. Ihre Flottenrevue in Spithead war eine gegen Deutschland gerichtete Probemobilisierung der englischen Marine, mit Frankreich und Rußland hatten ihre Generalstäbe bis in das Detail ausgearbeitete Aktionspläne fertiggestellt, mit Rußland über einen heimtückischen Anschlag verhandelt, nach dem, in noch währendem Frieden, englische Handelsschiffe russische Truppen an die Küsten Pommerns fahren sollten. Der große Lügner und Verräter, der hinter dem Rücken des englischen Parlaments, mit nur wenigen Mitwissern im Kabinett, diese Ränke schmiedete, war Sir Edward Grey, an dessen Namen für alle Zeit der Makel haften wird, daß jedes Wort, das aus seinem Munde kam, Heuchelei war und Betrug. So Gott will, aber wird das alles sich gegen ihn und gegen das englische Volk wenden, das sich durch seine Zustimmung die ruchlose Politik Greys zu eigen gemacht hat. Das Schlimmste aber steht noch bevor. Es besteht bereits kein Zweifel mehr, daß Japan sich auf Englands Ruf den Feinden Deutschlands

Digitized by Google

anschließen wird, und wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesicht kommen, wird es eine vollendete Tatsache sein. Daß dieses englisch-japanische Bündnis sich schließlich im Effekt gegen England und seinen asiatischen Besitz wenden wird, muß jedem einleuchten, der aus der Vergangenheit in die Zukunft zu blicken vermag. Erst jetzt wird die „gelbe Gefahr" Wirklichkeit, und zwar nicht nur für Englisch-Indien und Australien-Neuseeland, sondern ebensogut für Amerika, wenn es den Entschluß nicht findet, seine Flotte den Japanern entgegenzuwerfen und ihnen ein donnerndes „Hands off!" zuzurufen, wenn sie daran gehen, sich zu Herren der Südsee zu machen und sie — was die Folge wäre — dem freien Welthandel zu Japans Gunsten zu verschließen. Die Verbindung der Haifischpolitik Englands mit der Wolfspolitik Japans und mit der französisch-russischen Kombination stellt wohl die unsittlichste Gemeinschaft dar, die sich je zu einem Beutezuge verbunden hat.

Deutschland und sein österreichisch-ungarischer Bundesgenosse stehen dieser Allianz bisher allein gegenüber. Aber Gott ist mit ihnen, und zu ihnen stehen ihre Völker mit einer einmütigen, auf alles gefaßten Opferwilligkeit, die ihresgleichen bisher in der Geschichte der Menschheit nicht gehabt hat. Wer die großen Tage, da das deutsche Volk sich auf den Ruf seines Kaisers erhob, miterlebt hat, wird sie nimmermehr vergessen. So sehr schwand vor dem Entschluß, alles für das Vaterland einzusetzen, jeder Gegensatz, der in den langen Friedensjahren im Ringen der Parteien erwachsen war. Die stolze Zuversicht, daß es galt, unter allen Umständen, mit Einsetzung aller Kraft die Feinde niederzuwerfen, ließ alles zurücktreten, was uns getrennt hatte. Und wenn die Welt voll Teufel wär', und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es muß uns doch gelingen! Es ist, als hätte Luther sein stolzes Lied von der festen Burg für uns und für heute gedichtet.

Deutschlands Erhebung

Von

Generalleutnant v. Görtz

Wer deutsch empfindet, wird im Monat August helle Freude gehabt haben. Es war wahrlich reichlicher Grund vorhanden. Der Deutsche Reichstag von rechts bis links einig und die Bevölkerung begeistert! Alle Zweifel über die Haltung der breiten Volksmassen sind verstummt. Ein hochpatriotischer Zug geht durch das ganze Deutsche Reich, eine Zentenarfeier, die aber die Erhebung und Bewegung in den Befreiungskriegen vielleicht noch übertrifft. Kinder verkaufen ihre Spielsachen und opfern den Erlös, Dienstboten verzichten auf Lohn zugunsten der Angehörigen der Ausgerückten, Frauen opfern ihren Schmuck, Einzelne, Gesellschaften, Firmen liefern Waren unentgeltlich oder bares Geld,

Digitized by Google

die Kriegsfreiwilligen melden sich in Scharen und lassen sich, wenn sie als weniger tauglich zurückgestellt werden, nicht abweisen, springen in den verladenen Zug. Einzige Söhne und acht, zehn, elf Brüder aus derselben Familie ziehen mit. Wer das erste Drittel des August in Berlin verlebt hat, wird die Eindrücke nie vergessen. Der Soldat — Offizier und Gemeine — wurde vom Zivilpublikum mit ausgesuchter Freundlichkeit und Höflichkeit behandelt. Die Verkehrsanstalten standen auch dem Einzelnen unentgeltlich zur Verfügung. Der hiesige Brennpunkt war natürlich die Umgebung des Schlosses. Tausende und Tausende standen dort stundenlang in der Hoffnung, dem Kaiser huldigen zu können, und nach den beiden Ansprachen Seiner Majestät vom Balkon brach ein Jubel los, der unbeschreiblich war. Die eintreffenden Ergänzungsmannschaften waren von musterhafter Haltung. Der ehemalige Offizier, der Uniform und vielleicht das Eiserne Kreuz trug, wurde von den ihm begegnenden Transporten durch Hutabnehmen und Hurraruf begrüßt. Die aktive Mannschaft erwies ihre Ehrenbezeigung vielleicht noch korrekter als im tiefen Frieden. In den Geschäftszimmern der höchsten Kommandobehörden (Großer Generalstab, Generalkommandos) herrschte eine Ruhe und Sicherheit, die bewundernswert war. Ausgesuchte Höflichkeit überall. Keine Spur von der sehr beschäftigten Männern sonst leicht eignen nervösen Hast.

Und woher dieser Ausdruck von Entschlossenheit und festen Willen bei allen? Weil ein jeder das Gefühl hat, daß es diesmal „ums Ganze" geht. Der Kampf von Kultur gegen Unkultur, von Germanentum gegen Slawentum, von Monarchie gegen Republik, um den „Platz an der Sonne" und wie die Kriegsursachen unseren Gegnern gegenüber im einzelnen Falle heißen mögen — wird als heiliger Krieg empfunden, der uns aufgezwungen ist. Nicht ein jeder hätte die Langmut besessen, durch Jahrzehnte die Herausforderungen der Mißgünstigen zu ertragen. Dieses Gefühl verleiht ganz natürlich das Bewußtsein an der Gerechtigkeit der eignen Sache und der Begeisterung für die Verteidigung. Die gegnerische Seite reizte durch Ueberhebung, Chauvinismus, Falschheit und Wortbruch, Mord und Gemeinheit aller Art. Den Beschluß machte der Versuch zur Ueberrennung Deutschlands im Turenneschen Stile. Der freilich ist gründlich mißglückt! Wer sich in den letzten Jahren ein wenig mit der französischen Presse beschäftigt hat, mußte den Eindruck haben, daß Rußland und Frankreich bereit seien. Mit verblüffender Zuversicht rechnete die französische Chauvinistenpresse darauf, daß das Einrücken des französischen Heers in die Reichslanden mit Sehnsucht erwartet werde. Nun, diejenigen unsrer Offiziere aus dortigen Regimentern, welche die Gesinnung der Bevölkerung als eine durchaus gute bezeichneten, haben glänzend recht behalten. Der Erlaß des kommandierenden Generals des XV. Armeekorps erkennt die ausgezeichnete Haltung an. Was aber ist aus der „dem Zeitalter der aviatischen Triumphe, der Radfahrervirtuosität und der Automobilrekords entsprechenden Offensive" geworden, von der General Langlois sprach?

Digitized by Google

Die deutschen Klassiker und das amerikanische Geistesleben

Von

Prof. Dr. Kuno Francke,

Kurator des Germanischen Museums der Harvard-Universität, Cambridge, Mass.

Es gab eine Zeit, wo die Schöpfungen der klassischen deutschen Literatur von den Führern des geistigen Amerika als Offenbarungen höheren Lebens, als Verkündiger einer neuen, beglückenden und veredelnden Weltanschauung begrüßt und gefeiert wurden.

Das war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, die Zeit der Emerson, Margaret Fuller, Longfellow, Hedge und Bayard Taylor. Damals gab es nicht, wie heutzutage, Millionen amerikanischer Staatsbürger deutscher Abstammung, deren überwiegende Mehrzahl ganz andern Zielen nachstrebt als den Idealen Goethes und Schillers. Damals war in Deutschland selbst das Zeitalter der Realpolitik und der Massenarbeit noch nicht angebrochen. Deutschland erschien damals der geistigen Elite Amerikas als ein Land feinster Persönlichkeitskultur und edelster Gedankenfreiheit. Wilhelm Meister und Faust, Jean Pauls Titan und Flegeljahre, Fichtes Bestimmung des Menschen, Schleiermachers Reden über die Religion wurden damals mit Ehrfurcht und Inbrunst in kleinen, aber einflußreichen und hochgebildeten Kreisen Bostons, Neuyorks und Philadelphias gelesen und wieder gelesen. Und die wenigen Deutschen, die damals Amerika aufsuchten, meist als politische Flüchtlinge und Märtyrer des Liberalismus, erschienen als lebendige Zeugen der Menschheitsideale, auf denen das politische Glaubenssystem der Vereinigten Staaten beruht, und fanden daher überall achtungsvolles und herzliches Entgegenkommen.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Dinge heutzutage wesentlich anders liegen.

Freilich, das Rietschelsche Doppelstandbild unsrer beiden größten Dichter steht heute nicht nur vor dem Weimarer Theater, sondern blickt auch, in trefflicher Nachbildung, auf Tausende von Amerikanern am Goldenen Tor bei San Franzisko, im Stadtpark von Cleveland und in den Anlagen der Universität von Syracuse herab; und eins der bedeutsamsten Monumente, die je dem dichterischen Genius gesetzt wurden, das Hahnsche Goethedenkmal, ist vor einigen Wochen im Lincoln-Park zu Chicago feierlich enthüllt worden. Aber sind diese Denkmäler in Wahrheit Ausdruck eines weiten und tiefgehenden Einflusses unsrer Klassiker auf das amerikanische Volk? Sind sie wirklich Siegeszeichen deutscher Kultur in der Neuen Welt? Sind sie nicht in erster Linie Mahnrufe? Sind sie nicht Mahnrufe an die Deutschen der Vereinigten Staaten, dessen eingedenk zu bleiben, was die eigentliche Größe Deutschlands ausmacht, treu zu bleiben der deutschen Gewissenhaftigkeit, Zucht, Innerlichkeit und Tiefgründigkeit? Sind

Digitized by Google

sie nicht Mahnrufe an die Amerikaner, sich aufs neue dessen bewußt zu werden, was für kostbare Schätze auch für sie das deutsche Geistesleben in sich birgt?

Denn leider, von einer Sehnsucht des Amerikaners nach deutscher Lebensanschauung — von der man gelegentlich gesprochen hat — oder gar von einer Durchtränkung amerikanischer Kultur mit deutschen Idealen ist in dem heutigen Leben der Vereinigten Staaten herzlich wenig zu verspüren. Keiner der führenden amerikanischen Schriftsteller, Maler oder Bildhauer der jüngeren Generation steht unter deutschem Einfluß; kein deutscher Schriftsteller, Maler oder Bildhauer könnte genannt werden, der in dem Amerika der letzten fünfzig Jahre ähnlich Epoche gemacht hätte wie etwa Zola oder Corot oder Rodin. Viele der besten Namen unsrer Literatur des neunzehnten Jahrhunderts — ein Kleist, Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Keller, Raabe, Fontane — sind dem amerikanischen Publikum so gut wie unbekannt. Selbst Nietzsche ist nicht viel mehr als ein oft genannter Name; hypnotisierend oder Schule machend hat er nicht gewirkt. Nur deutsche Musik und deutsche Wissenschaft behaupten noch ihre herrschende Stellung, aber auch sie nicht mehr so unangefochten und unumschränkt wie noch vor fünfundzwanzig Jahren.

Wie erklärt sich dieser für uns Deutsche keineswegs erfreuliche Umschwung?

Abgesehen von der rapiden Eigenentwicklung nationalen Lebens, die den Amerikaner heutzutage überhaupt viel weniger geneigt macht, sich fremder Anschauung unterzuordnen, liegt die Hauptursache dieser Entfremdung von deutschem Wesen doch wohl vor allem in den Nachwirkungen des materialistischen Umschwunges, der sich in Deutschland selbst nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vollzog. Von Deutschland erwartet der Amerikaner idealistischen Schwung, innere Beseelung. Wo er dies beim Deutschen entweder überhaupt nicht oder, wie in so vielem der modernen deutschen Literatur, nicht in seiner Reinheit findet, bleibt er kalt, ist er geneigt, technische Mängel aufzudecken und verwirft er leicht das Ganze als unwahr oder brutal. Diese beiden Worte enthalten in der Tat die beiden Haupteinwände, die von der amerikanischen Kritik gegen zeitgenössische deutsche Literatur und Kunst erhoben werden. Und so ungerecht auch ein solches Urteil ist, wenn es den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt, sind nicht solche Tatsachen, wie der erstaunliche Erfolg von Jörn Uhl und Hilligenlei, die Knalleffekte Wedekinds, der Massenabsatz der Simplizissimusliteratur, das tragische Erlahmen des Hauptmannschen Genius, dazu angetan, uns empfinden zu lassen, daß Unwahrheit und Brutalität in Wirklichkeit die beiden Grundübel und Hauptgefahren der heutigen deutschen Literatur ausmachen?

Das Fortleben der klassischen deutschen Literatur in Amerika ist also weniger eine Tatsache als eine Aufgabe, eine Aufgabe, die vor allem den Erziehungsanstalten der Vereinigten Staaten zufällt. Und da ist es denn nun freudig anzuerkennen, daß auf dem Gebiet der Erziehung wenigstens die Aussichten der deutschen Literatur in Amerika keineswegs schlecht stehen.

Es gibt keine Universität und kein College im ganzen Lande, auf denen

Digitized by Google

das Studium deutscher Literatur nicht mit Ernst und Eifer betrieben würde. Allerdings, die Zahl wahrhaft bedeutender Lehrer und Literaturforscher ist gering; aber dem Mangel an Originalität und geistiger Tiefe steht bei diesen amerikanischen Vertretern deutscher Literaturgeschichte eine Liebe zur Sache und eine pädagogische Geschäftigkeit gegenüber, die für uns Deutsche wirklich etwas Rührendes an sich hat. Diesen amerikanischen Lehrern ist es zu verdanken, daß innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre sich eine wahre Hochflut von Schulausgaben unsrer Klassiker über das Land ergossen hat — Schulausgaben, die nicht selten in ihren Anmerkungen und Einleitungen wertvolle Beiträge zum Verständnis unsrer Meisterwerke enthalten, und die alljährlich vielen Tausenden von jungen Leuten das Beste unsrer Literatur vermitteln. Wie zu erwarten, begann diese ganze Tätigkeit mit den Großen des achtzehnten Jahrhunderts. Aber nach und nach hat sie sich auch auf das neunzehnte Jahrhundert erstreckt, so daß heutzutage auch solche Werke wie Kleists „Prinz von Homburg", Grillparzers „Medea", Hebbels „Maria Magdalene", Ludwigs „Erbförster", Freytags „Soll und Haben", Scheffels „Ekkehard", Storms „Schimmelreiter", Fontanes „Grete Minde", Roseggers „Waldschulmeister", Wilbrandts „Meister von Palmyra", Fuldas „Talisman", Hauptmanns „Versunkene Glocke" und viele, viele andre der studierenden Jugend zugänglich gemacht sind und weiteste Verbreitung gefunden haben. Vielleicht eine noch weitergehende Wirkung wird ein Unternehmen ausüben, welches eben jetzt sich seinem Abschluß nähert: die zwanzig Bände der German Classics of the XIX and XX Centuries, ein Versuch, das Bedeutsamste der deutschen Literatur von Goethe bis zur neuesten Gegenwart in englischer Uebersetzung, historisch gegliedert und von biographischen Einleitungen begleitet, dem amerikanischen Publikum vor Augen zu führen. Auch dies Unternehmen steht unter akademischer Leitung und zählt Vertreter fast aller Universitäten des Landes zu seinen Mitarbeitern.

Alle diese Bestrebungen haben nun in den letzten Jahren einen neuen Schwung erhalten durch den Professorenaustausch und die damit in Verbindung stehende Tätigkeit der „Germanistischen Gesellschaft von Amerika". Und da hat es sich von neuem gezeigt, daß Deutschlands werbende Kraft fürs Ausland vor allem in dem Idealismus unsrer Klassiker wurzelt.

Denn wer von all diesen Abgesandten aus der Heimat, seien sie nun Austauschprofessoren oder Missionare der Germanistischen Gesellschaft, hat die amerikanische Jugend und das amerikanische Volk am stärksten gepackt und am tiefsten gerüttelt? Das sind die Männer, die, wie Cleman, von der hohen Kunst Deutschlands erzählten; die uns Beethovens Lebenswerk vorführten, wie Friedländer; die, wie Fulda, den idealistischen Zug in der Literatur der Gegenwart vertraten; die die Versöhnung des Menschen mit sich selbst, die innere Weihe der Persönlichkeit predigten, wie Eucken; die den unvergänglichen Wert des Menschheitsideals des goldenen Zeitalters von Weimar und Jena auch für unsre Zeit verkündeten, wie Kühnemann, Petersen, von der Leyen. Von den andern bedeutenden Vertretern deutscher Wissenschaft, die übers Meer kamen, hat man

Digitized by Google

gelernt; diesen Männern hat man zugejubelt, in ihnen fühlte man die Seele Deutschlands.

Wenn diese Männer nun selber unter sich entscheiden sollten, wer von ihnen in dieser Arbeit für die vaterländische Sache den höchsten Preis errungen, ich glaube, sie würden selber zwei aus ihrer Mitte krönen: Eucken und Kühnemann.

Eucken, an der Schwelle des Greisenalters noch der gleiche Jüngling wie vor dreißig oder vierzig Jahren, erschien uns allen hier wie die Verkörperung des Geistes, der Deutschland groß gemacht. Welch ein Genuß, diesen Mann mit den unendlich gütigen Zügen, dem leuchtenden Auge und der hohen Stirn, die das weiße Haupthaar wie ein Lichtschein umflatterte, auf dem Katheder zu sehen: wie er sich in die Probleme des Daseins versenkte, sich gewissermaßen loslösend von seiner Zuhörerschaft, hinabsteigend in sein eignes Innere, den Konflikt zwischen Stoff und Form, Welt und Geist immer aufs neue an sich selbst erlebend und aus dem Tiefsten seiner Seele den Glauben an die siegreiche Kraft des sittlichen Entschlusses zutage fördernd.

Und neben ihm Kühnemann, die Verkörperung der deutschen Sehnsucht; eine Tassonatur, liebenswert selbst in ihren Schwächen; eine reine Seele, empfänglich für alles Hohe und Große; ein Traumdeuter und ein Herzenskünder; ein Nachklang des Herrlichen aller Vergangenheit und ein Vorklang der Schönheit, die die Zukunft im Schoße trägt. Keiner hat es so verstanden wie er, die Brücke zu schlagen zwischen amerikanischen und deutschen Idealen; keiner hat solche Freundschaften in Amerika geschlossen; keiner hat seine Zuhörerschaften mit so unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortgerissen.

Vor kurzem hat er ja in seinem prächtigen Buche „Vom Weltreich des deutschen Geistes" sich aufs neue in seiner schönen Eigenart offenbart. Fast die ganze Gedankenwelt wird in diesem Buch umspannt, die daran mitgearbeitet hat, die deutsche Kultur zu befruchten und auszugestalten. Sokrates als der Vater des Idealismus; Plato als Vorläufer von Kant und Fichte; die antiken Elemente in Friedrichs des Großen Gedankenwelt; die Umbildung des Rousseauschen Menschheitsideals in die Sittlichkeitswerte unsrer Klassiker; dann diese Klassiker selbst: Herders Deutschtum und Weltbürgertum, Kants Begründung der Erscheinungswelt auf das menschliche Bewußtsein, Schillers Kulturbotschaft, Goethes Wirklichkeitserfassung, Fichte als nationaler Erzieher; die nationalen Leistungen des deutschen Dramas; Tolstoi als Menschenschöpfer und Menschheitserwecker; Gerhart Hauptmanns wechselvolles Ringen nach echter Dichtung — alles dies und vieles andre leuchtet in dem köstlichen Buche auf, vielfach nur wie in schnell aufflackernden, züngelnden Flammen, aber auch dann die tiefe innere Glut und das stille, reine Feuer offenbarend, aus dem diese Geistesfunken hervorbrechen. Und daran reihen sich frische, lebenswahre Schilderungen von Kühnemanns eignen Missionsfahrten für den deutschen Geist, vor allem aus seinen amerikanischen Wanderungen und Erlebnissen; und auch hier erkennen wir dieselbe unerschöpfliche Empfänglichkeit, denselben ungetrübten Sinn für alles Wirkliche, dieselbe freudige Anerkennung aller Mitstrebenden und Mitarbeitenden und den-

Digitized by Google

selben hohen Glauben an Deutschlands Zukunft. Es ist ein Buch, welches in den Händen aller derer sein sollte, die für echtes Deutschtum kämpfen, einerlei, ob in der Heimat oder im Ausland, und die es nach einem Begeisterungstrunk gelüstet zur Stärkung gegen öde Wortklauberei und gelehrten Formelkram.

Wir aber, die wir berufen sind, in der Ferne für die Gedankenwelt unsrer Klassiker und ihrer Geistesverwandten zu arbeiten, können uns nichts Besseres wünschen, als daß die kommenden Jahre uns Mitstreiter und Führer wie Eucken, Kühnemann und die andern Gäste des letzten Jahrzehnts übers Meer schicken mögen. Dann wird die Arbeit der hier Angesiedelten nicht erlahmen; und eine Zeit wird kommen, wo wieder, wie um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, deutscher Idealismus das führende Wort in Amerika haben wird.

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapst (Paris)

V

Fortsetzung und Ende der Machenschaften Regniers

Wir haben Herrn Regnier in dem Augenblick verlassen, wo er, von Herrn v. Bismarck aus dem deutschen Hauptquartier in Ferrières fortgeschickt, sich nach Belgien begab. Nachdem er die Grenze überschritten hatte, hielt er sich in Libramont auf und sandte dort folgendes Telegramm ab:

„An Herrn Regnier,

Marine-Hotel
Hastings.

Ich werde Montag um 8 Uhr abends ankommen und am darauffolgenden Abend mit Vollmachten abreisen. Die zu Rate zu Ziehenden benachrichtigen. Keine Minute verlieren. Letzter Augenblick. Telegraphieren Sie an meine Tochter, daß sie Geld bringt. Wenn Sie können, kommen Sie zu mir nach Ashford.

Regnier."

Warum telegraphierte er an sich selbst, und was bedeuteten diese Weisungen?

Die Erklärung dafür ist die, daß er überzeugt war, General Bourbaki habe seine Instruktionen befolgt und gebe sich überall und für alle als Regnier aus.

So war denn seine Enttäuschung groß, als er bei seinem Eintreffen im Marine-Hotel zu Hastings sein Telegramm vorfand, das General Bourbaki nicht abgeholt hatte. Trotzdem ließ er sich nicht aus der Fassung bringen und begab sich am andern Tag, den 4. Oktober, nach Chislehurst.

Die Kaiserin hatte bei seiner Ankunft gerade eine Unterredung mit den Herren Henri und Léon Chevreau. „Schicken Sie ihn fort," sagte sie, als

Digitized by Google

man ihr seine Anwesenheit meldete. Aber nach einigem Nachdenken bat sie Herrn Léon Chevreau, zu ihm zu gehen und ihn auszufragen: „Versuchen Sie zu erfahren, aus welchem Grunde er den General Bourbaki veranlaßt hat, aus Metz herauszugehen. Versuchen Sie seine Ideen zu ergründen und sagen Sie ihm hauptsächlich, wie unzufrieden ich darüber bin, daß er in meinem Namen zu handeln vorgibt, ohne eine Vollmacht zu haben."

„Ich fand," so hat Herr Léon Chevreau berichtet, „in dem kleinen Salon des Erdgeschosses einen Mann von fünfundvierzig Jahren mit weißen Haaren, der einen grauen Anzug und Handschuhe trug und einen anständigen Eindruck machte."

„Ich möchte wissen, ob Herr Regnier hier ist?" begann der Besucher.

„Was soll das heißen," unterbrach ihn Herr Léon Chevreau, „sind Sie denn nicht selbst Herr Regnier?"

„Ich bin Regnier II. Aber Regnier I ist der General Bourbaki ... Er ist also nicht hier?"

„Ich verstehe Sie nicht ... General Bourbaki kann sich Ihre Rolle nicht erklären. Sie haben ihn mißbraucht, und er ist sehr erzürnt. Sie haben ihm gesagt, daß die Kaiserin ihn rufen lasse, und er hat bei seiner Ankunft hier erfahren, daß an all dem, was Sie ihm gesagt hatten, kein wahres Wort gewesen ist."

„Das ist unglaublich. Er hat also nichts verstanden. Ich hatte ihm doch alles klar auseinandergesetzt. Ich hatte ihm meine Papiere gegeben. Er sollte unter meinem Namen reisen und bei allen den Glauben erwecken, daß er ich selbst sei. Ich nahm an, daß er begriffen habe; ich komme an in der Ueberzeugung, daß er alles vorbereitet habe, und ich sehe, daß er nichts getan hat."

„Aber wie konnten Sie sich des Namens der Kaiserin bedienen? Ihre Majestät ist empört!"

„Ich sehe, daß ich einem ernsthaften Manne gegenüberstehe," und damit begann er sich ausführlich über seine Pläne zu verbreiten, wobei er sich von Zeit zu Zeit selbst unterbrach, um zu wiederholen: „Ist es nur möglich, daß Bourbaki nichts verstanden hat?"

Um 12½ Uhr verabschiedete ihn Herr Léon Chevreau und bestellte ihn wieder auf 2 Uhr; da er aber wissen wollte, was Regnier tun würde, ließ er ihn von zwei Beamten der Palastpolizei beobachten, die der Kaiserin nach England nachgefolgt waren.

Um 2 Uhr kamen die Agenten zurück und meldeten, Herr Regnier habe in einem Hotel gegessen, Briefe geschrieben und sie dann selbst zur Post gegeben und komme eben wieder.

Beim Dejeuner hatte Herr Léon Chevreau erzählt, was er von den Faseleien des Herrn Regnier behalten hatte, und die Kaiserin, die ihm zuhörte, unterbrach ihn mehrere Male mit den Worten: „Wie hat er etwas so Abscheuliches tun können?" Nach Ansicht Chevreaus war Herr Regnier ein preußischer Agent. Die in seiner Brieftasche vorgefundene Karte von Frankreich, auf welcher der

Digitized by Google

von Herrn v. Bismarck geforderte Teil des Gebietes bezeichnet war, schien ihm ein Beweis zu sein.

Herr Regnier hatte beim Essen einen Artikel der „Pall Mall Gazette" vom 3. Oktober gelesen, in dem das Entweichen des Generals Bourbaki aus Metz berichtet wurde. Er dachte, dieser Artikel, in dem er nicht geschont war, müsse von irgend jemand aus der Umgebung der Kaiserin inspiriert worden sein. „Wie," sagte er, „ich habe seit vierzehn Tagen, ohne zu rechnen, meine Zeit, mein Geld, mein Leben für die Kaiserin hingegeben, und ich bin in den Augen ihrer Berater ein Individuum, das man opfern muß, um ihre eigne Eitelkeit zu schützen, weil sie einen Namen und sonst nichts haben."

Nachdem er auf der Post gewesen war, begab er sich zu einem Apotheker und übergab ihm ein versiegeltes Paket mit seinen Papieren, weil er, wie er sagte, fürchtete, bei der Kaiserin ausgeplündert zu werden.

Als er in Chislehurst erschien, wurde er wieder in das kleine Gemach im Erdgeschoß geführt, und Herr Léon Chevreau empfing ihn dort. Sein Blick war verstört, und er konnte sich nicht ruhig auf seinem Platze halten: „Niemals bin ich so große Gefahr gelaufen ... Die Kaiserin will mich umbringen lassen ..." sagte er mit stockender Stimme; „ich habe mein Leben oft aufs Spiel gesetzt, aber niemals so sehr wie dadurch, daß ich hierherkam ..."

Herr Léon Chevreau sprach ihm nachdrücklich zu, und fast augenblicklich wurde er wieder ebenso zuversichtlich, wie er eben vom Schrecken beherrscht gewesen war.

„Wenn meine Pläne scheitern," wiederholte er, „wenn der Friede nicht geschlossen, wenn das Kaiserreich nicht wiederhergestellt wird, so ist das die Schuld des Generals Bourbaki. Er hat einer Menge von Leuten ein Geheimnis verraten."

Sodann verlangte er seine Papiere zurück. Herr Léon Chevreau versprach, sie ihm zurückerstatten zu lassen, und Herr Noel Desvergers brachte sie ihm in der Tat am übernächsten Tage zurück.

Er verabschiedete sich mit dem Bemerken, daß er zu Herrn Rouher ginge. Tatsächlich läutete er an seiner Türe, wurde aber nicht empfangen. Er blieb noch drei Tage in London und kam am 8. Oktober nach Chislehurst zurück.

Er hatte im „Daily Telegraph" gelesen, daß die Kaiserin nach Wilhelmshöhe abgereist sei, und wollte seinen Paß, den er dem General Bourbaki übergeben hatte, wieder haben, um sich ebenfalls zum Kaiser zu begeben und zu versuchen, auf ihn einzuwirken.

Als Herr Regnier das Gittertor des Parkes von Chislehurst durchschritten hatte, kam ihm in der Avenue von der entgegengesetzten Seite Herr de Persigny entgegen, hielt ihn an und sprach lange mit ihm.

Man hat oft behauptet, Regnier sei ein Agent des Herrn de Persigny gewesen, der von diesem entdeckt und inspiriert worden sei. Unsrer Ansicht nach ist das nicht richtig. Wir glauben, daß sie sich vor ihrer Begegnung am 8. Oktober in der Avenue von Chislehurst noch nicht gesehen hatten. Herr

Digitized by Google

de Persigny und Herr Regnier waren beide exaltierte Naturen und mußten sich verstehen. Sie trafen sich in der Folge mehrere Male wieder. Herr de Persigny setzte große Hoffnungen auf Regnier, und dieser fand, daß Herr de Persigny das einzige tatkräftige und junge Element in der Umgebung der Kaiserin war, auf dessen Anschauungen man etwas geben konnte.

Herr de Persigny, der zwanzig Jahre vorher bevollmächtigter Gesandter in Berlin gewesen war, suchte alte Beziehungen wieder anzuknüpfen, um Herrn v. Bismarck Vorschläge machen zu lassen, die identisch waren mit denen des Herrn Regnier; aber Napoleon III., der davon Kenntnis erhielt, bat ihn schriftlich, damit aufzuhören.

Während Herr Regnier mit Herrn de Persigny sprach, wurde ihm gemeldet, daß Ihre Majestät ihn erwarte, und er wurde in einen Salon geführt, in dem sich mehrere Personen befanden. Regnier verlor beim Anblick dieses Auditoriums seine Sicherheit, stotterte einige Worte, sagte, daß er sich unwohl fühle, und bat, sich setzen zu dürfen. Die Kaiserin ließ ihm ein Glas Zuckerwasser reichen, und er, der für gewöhnlich so weitschweifig, so emphatisch war, blieb verwirrt und sprach nur einige zusammenhangslose Worte. Hierauf erhob sich die Kaiserin und erklärte ihm, daß sie in keiner Hinsicht ihm seine Pläne erleichtern wolle: „Es wäre ein Verbrechen," sagte sie, „in diesem Augenblick die Lage Frankreichs zu komplizieren. Was übrigens Sie selbst betrifft, so habe ich gar kein Vertrauen zu Ihnen. Ich weiß nicht, wer Sie sind. Ich habe allen Anlaß, Sie für einen Agenten Preußens zu halten und nicht für einen seiner Dynastie ergebenen Franzosen, und ich will in keiner Weise mit Ihnen verhandeln."

Diese mit fester Stimme und mit ausdrucksvoller Gebärde gesprochene Erklärung brachte Herrn Regnier zu der Erkenntnis, daß er in Chislehurst nichts zu tun habe. Er verabschiedete sich und kam nicht wieder.

Während eines Aufenthaltes in London und in Brüssel beschäftigte er sich mit der Veröffentlichung einer Broschüre: „Quel est votre nom?", in der er seine Abenteuer erzählte. Er schildert darin die Vorgänge in ihrem ganzen Zusammenhang, so wie sie sich zugetragen hatten. Doch frönt er darin mit Behagen seiner Eitelkeit und sucht sich eine wichtige Rolle beizulegen. Im großen und ganzen sagt er die Wahrheit, und wenn man Gelegenheit hat, seine Behauptungen zu prüfen, kann man deren Richtigkeit feststellen.

Während er seinen Text ausarbeitete und seine Korrekturabzüge durchsah, wurde er wieder aufgeregt. Eines Tages begab er sich nach Walmer Castle, und es gelang ihm, bis zu Lord Granville vorzudringen, der ihn höflich hinauskomplimentierte.

Ende Oktober war Herr Regnier noch in London, aber sobald die Kapitulation von Metz unterzeichnet war, ging er nach Brüssel und suchte am 1. November Herrn Tachard auf.

„Als einfacher Landedelmann habe ich nach Sedan den Plan gefaßt, Frankreich durch die Armee Bazaines zu retten ..." so erklärte er ihm. Er erzählte

Digitized by Google

ihm auch, daß ihn die Kaiserin für einen preußischen Agenten gehalten habe ...

„Ich mußte zu Bismarck zurückkehren, bei dem allein ich nahe daran war, Erfolg zu haben, trotz Moltke und Prinz Friedrich Karl, die auf die baldige Kapitulation von Metz wegen der Hungersnot rechneten. Die schlechte Abfassung der Depesche Bismarcks an Bazaine ist allein schuld an dem Mißlingen."

„Trotz aller seiner Mißerfolge," telegraphierte Herr Tachard, „hat Regnier noch einen Plan, zu dessen Ausführung er heute nach Wilhelmshöhe reist, wohin er mehrere Persönlichkeiten zusammenberufen hat. In fünf Tagen wird er zu mir zurückkehren und mir seinen Plan darlegen, wenn er damit keinen Erfolg gehabt hat, was wahrscheinlich ist.

„Soweit es möglich ist, einen Mann nach einem Gespräch von einigen Minuten zu beurteilen, ist Regnier ein dilettierender Vitrolles, ein bürgerlicher Machiavell. Ich habe in ihm eher einen politischen Philosophen als einen bezahlten Intriganten gefunden. Er hat Angst vor der Demagogie und sieht Frankreich vollständig verloren, seine Lage täglich schlimmer werden.

„Er gibt zu, daß die Regierung vom 4. September das Elsaß nicht abtreten kann. Er hält diese Abtretung für unumgänglich notwendig und möchte die unter einer militärischen Diktatur ernannte und abstimmende nationale Vertretung eingreifen lassen. Regnier wird in seiner Broschüre die Wahrheit über Bazaine sagen. Er stellt Bourbaki das Zeugnis diplomatischer Unfähigkeit aus. In dieser Hinsicht mit Boyer einer Meinung, sagt er, daß Camrobert jede Einmischung abgelehnt habe, da er keine Politik treiben wollte."

Acht Tage später telegraphierte Herr Tachard noch: „Der Intrigant Regnier ist gestern gekommen, um mich von dem endgültigen Mißlingen seines Planes zu einem militärischen Pronunciamiento in Kenntnis zu setzen. Die Haltung der Generale und die republikanischen Ansichten unsrer gefangenen Offiziere haben ihn gelähmt ... Meine Meinung über ihn hat sich geändert: er führt seine Rolle als uninteressierter Vermittler nicht durch. Seine politische Broschüre wird ein buchhändlerisches Geschäft, und die ganze Unterhandlung scheint sich mir auf eine von Bismarck bezahlte Intrige zu reduzieren."

Regnier war, nachdem er Brüssel verlassen hatte, nach Köln gefahren, wo er sich am 2. November morgens befand. Als er dort die Hauptleute Nioz und Pozzo di Borgo traf, sagte er zu ihnen, daß er der Onkel der beiden Majore Regnier vom Generalstabe sei — was nicht der Fall war — und lud sie zum Dejeuner in den „Holländischen Hof" ein.

„Haben Sie von Regnier sprechen hören?" fragte er sie.

„Nein."

„Nun, das bin ich ... ich habe es dahin gebracht, daß Bourbaki und Boyer herausgekommen sind ..."

Dann sprach er von der Abtretung des oberen Elsaß und der Rückkehr des Kaisers auf den Thron unter dem Schutz der gefangenen Armee. Hier unterbrachen ihn die beiden Offiziere, die bisher erstaunt und schweigend zugehört hatten. „Niemals," sagten sie. Das Dejeuner war beendet, und man trennte sich.

Digitized by Google

Am andern Tage, den 3. November, war Regnier in Kassel. Er speiste im „Hotel du Nord“ und suchte mit dem Marschall Bazaine ins Gespräch zu kommen, der ihm zum erstenmal durch den General Boyer sagen ließ, daß er ihn nicht mehr sehen wolle. Als er den Versuch nochmals erneuerte, wiederholte Hauptmann de Mornay-Soult ihm in noch bestimmterer Weise den Entschluß des Marschalls.

Da es ihm auch nicht gelang, in Wilhelmshöhe empfangen zu werden, kehrte er jetzt nach Brüssel zurück, wo er mit Herrn Tachard eine Unterredung hatte, über die der Minister in der uns bereits bekannten Weise berichtete. Auch Prinzessin Mathilde, die durch das, was die Zeitungen von ihm erzählten, neugierig gemacht worden war, empfing ihn. Er sagte ihr eine Menge Dinge, von denen sie nichts verstand, und sie blieb überzeugt, daß er an Halluzinationen litte.

Ende November reiste er nach England hinüber und schickte an alle Zeitungen eine mit „Jacques Bonhomme“ unterzeichnete Schrift, in der er lebhaft für die Ernennung einer konstituierenden Versammlung eintrat, die über die Fortführung des Krieges oder den Friedensschluß entscheiden und eine definitive Regierung für Frankreich wählen sollte. Der „Moniteur Allemand“ von Versailles veröffentlichte Teile dieser Schrift. Daher entstand die Legende, daß er Redakteur dieses Blattes sei. Gegen Anfang Dezember wohnte er in Richmond. Eines Tages begab er sich nach Yorkhouse, meldete sich beim Grafen von Paris und übergab seine Broschüren mit dem Bemerken, wenn man sie ihm nicht wiederschicke, würde er am nächsten Tage wiederkommen und rechne darauf, empfangen zu werden. Er kam wieder, wie er gesagt hatte. Der Graf von Paris war ausgegangen, und Regnier traf nur Herrn Chevalier, den treuen, ergebenen Diener des Prinzen. Er mußte wieder fortgehen; binnen vierundzwanzig Stunden wurden ihm seine Broschüren eingeschrieben zurückgesandt, und der Graf von Paris hörte nicht mehr weiter von ihm sprechen.

Regnier bat, nochmals nach Versailles kommen zu dürfen; Graf Hatzfeldt erteilte ihm schriftlich die Erlaubnis dazu, und er hielt sich dort vom 19. Dezember bis zum 23. Januar auf. Doktor Baringer besuchte ihn und lud ihn zum Diner ins Hôtel des Réservoirs ein, wo eine große Anzahl deutscher Offiziere von der Umgebung des Königs und des Großen Generalstabes speisten.

Am 18. Februar 1871 besuchte er Herrn Soulié, den Konservator des Museums von Versailles, Schwiegervater des Dichters Sardou, und hatte eine verrückte Unterredung mit ihm, die wiederum die Eitelkeit und die Zusammenhangloſigkeit seiner Ideen deutlich erkennen ließ.

„Ich werde Ihrer Beerdigung beiwohnen ... Sie müssen von mir ... Regnier ... reden gehört haben ... von dem, was ich getan habe, um dem Krieg Einhalt zu tun ... um den Frieden herbeizuführen ...“ Dann zog er seine Broschüre aus der Tasche. „Ich kann sie Ihnen nicht leihen,“ sagte er, „aber ich werde ins Hôtel des Réservoirs gehen, und wenn ich heute abend keinen Befehl habe, abzureisen, werde ich sie Ihnen morgen wiederbringen.“

Digitized by Google

Einige Augenblicke später war er wieder zurück, übergab Herrn Soulié seine Schrift und verschwand.

„Einige sonderbare Worte," erklärte Herr Soulié, „hatten mich an der Gesundheit seines Gehirnes zweifeln lassen. Ich hielt ihn für einen politischen Narren, dessen krankhafte Initiative Herr v. Bismarck offenbar ausgenützt hatte. Die weiteren Unterredungen bestärkten mich in dem Gedanken, daß er unter dem Druck einer Geistesstörung stand."

Als Herr Thiers das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt in Versailles war, suchte Regnier sich an ihn heranzudrängen.

Am 17. März 1871 traf ihn der Hauptmann de Mornay-Soult bei Herrn Grangier de la Marinière, dem Sekretär des Herrn Thiers. Er bat, im Kabinett des Präsidenten angestellt zu werden. „Es hat nur sehr wenig gefehlt," sagte er zu Herrn Grangier de la Marinière, „daß durch meine Vermittlung der Friede geschlossen worden wäre."

Statt aber einen Platz im Bureau des Präsidenten der Republik zu erhalten, wurde er am 6. April 1871 verhaftet und erst am 22. Juli, nach 108 Tagen Haft, aus Mangel an Beweisen wieder in Freiheit gesetzt.

Als im März General Castelnau sich nach Berlin begab, um über die Abreise des Kaisers von Wilhelmshöhe zu verhandeln, fragte ihn Graf Bismarck: „Kennen Sie Regnier? Ich hatte gewisse Eigenschaften an ihm entdeckt und benützte ihn. Wenn Marschall Bazaine in Metz sich für das Kaiserreich hätte aussprechen wollen ... zum Beispiel bei einer Revue die Armee dazu aufgerufen hätte, so wäre die Wiederherstellung des Kaiserreiches fertig gewesen."

Anläßlich des Prozesses des Marschalls Bazaine wurde Herr Regnier von dem General de Rivière lange verhört. Am Tage vor dem Beginn der Verhandlungen suchte seine Tochter den General Pourcet auf, der als Prokurator fungierte, und erklärte ihm, ihr Vater werde sich nach Trianon begeben, um seiner Vorladung zu folgen, „wenn er sein Wort gäbe, daß er nicht verhaftet würde; im andern Falle dagegen würde er nicht kommen." Da der General sich zu nichts verpflichten wollte, ging Herr Regnier am folgenden Tag zwischen 1 und 2 Uhr im Jagdanzug mit einem Hund, eine Flinte über der Schulter, von seinem Hause in Boissise-la-Bertrande weg und kehrte am Abend nicht zurück.

Er wurde in Anklagezustand versetzt und am 18. September 1874 in contumaciam zum Tode verurteilt, 1. weil er zwecks Förderung seiner Unternehmungen mit dem Feinde Verständigungen gepflogen habe; 2. weil er das Verbrechen der Spionage begangen habe, indem er sich in eine Festung eingeschlichen habe, um sich dort Dokumente und Nachrichten zum Vorteil des Feindes zu verschaffen; 3. weil er sich im Einverständnis mit den Feinden des Staates befunden habe, um ihnen Ortschaften, Festungswerke, Magazine und Arsenale der Festung Metz auszuliefern.

Als im Jahre 1876 der Krieg zwischen Rußland und der Türkei auszubrechen drohte, war Regnier in Konstantinopel, wo er abermals eine große, aber ergebnislose Geschäftigkeit entwickelte, unruhig hin und her lief und sich an

Digitized by Google

die Paschas herandrängte, um die Feindseligkeiten zu verhüten und, als sie begonnen hatten, ihnen Einhalt zu tun.

Im Jahre 1883 hatte er eine andre fixe Idee: nämlich den Papst und den König von Italien auszusöhnen. Zu dem letzteren konnte er nicht gelangen, aber von Leo XIII. wurde er empfangen. Beim Verlassen des Vatikans äußerte er wiederholt, daß nichts zu machen sei. „Es ist schade; wenn mir der Papst Vollmacht gegeben hätte, wäre mein Plan gelungen," sagte er immer wieder.

Er starb im Herbst des Jahres 1886 in Ramsgate. Er hatte dort eine Wäscherei betrieben, die er eingerichtet hatte, nachdem ein Teil seines Vermögens durch die Versuche, seine humanitären und pazifistischen Träume zu verwirklichen, aufgebraucht war.

In seinem bescheidenen Heim hatte er die Photographien des Herzogs von Aumale und des Generals Pourcet. „Sie haben mir Böses getan, aber ich trage es ihnen nicht nach," sagte er, wenn er sie zeigte.

„Ich büße die Katastrophe von Metz," sagte er auch, „Gott weiß aber, daß ich unschuldig bin!"

Heute, da ein halbes Jahrhundert seit diesen Ereignissen verflossen ist, kann man die Rolle Regniers leidenschaftslos betrachten und mit kühlem Blute darüber urteilen.

Uns ist es unverständlich, daß man ihn zum Tode verurteilt hat, „weil er die Unternehmungen des Feindes begünstigt, spioniert, sich Dokumente und Auskünfte im Interesse der Deutschen verschafft und ihnen Metz auszuliefern versucht hat".

Regnier hat dem Feind nur wiederholt, was Marschall Bazaine ihn beauftragt hatte zu sagen. Uebrigens hätte er nur eine einzige Auskunft von Wert geben können, nämlich die über das Vorhalten der Lebensmittel bis zum 18. Oktober.

Diese Tatsache indes mußte er sorgfältig verbergen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Wir wissen heute anderseits durch die zahlreichen deutschen Veröffentlichungen, daß man im Stabe des Prinzen Friedrich Karl über die mögliche Dauer des Widerstandes von Metz in keiner Weise unterrichtet war, jedoch durch aufgefangene Briefe genaue Angaben über den Mangel an Fleisch und Salz und über die Preissteigerung der Lebensmittel erhalten hatte.

Regnier war ein Schwärmer, der sich zu einer hohen Friedensmission berufen glaubte.

„Es war," so schrieb er, „die Pflicht eines guten Bürgers, die Gelegenheit herbeizuführen und als Vermittler zu dienen zwischen dem Feind, der den Frieden zu unterzeichnen wünschte, und dem Vertreter der rechtmäßigen Regierung, die bereit war, ihn zu unterzeichnen ... Wenn Sie ein Kind sehen," schreibt er weiter, „das nahe daran ist, unter den Rädern eines Wagens zermalmt zu werden, und Sie stürzen hinzu, um es wegzureißen, was würden Sie dann demjenigen antworten, der sich über Ihr Tun wundern und Sie fragen würde,

Digitized by Google

warum Sie so gehandelt haben, Sie, der Sie weder der Vater noch der Vormund dieses Kindes waren?

„Nun, der Wagen des Staates war ohne wirklichen Lenker. Ich habe mich umsonst vorgestürzt, um ihn aufzuhalten; aber meine Antwort ist die Ihrige, wenn man mich um den Grund meines fruchtlosen Versuches fragt."

Wir glauben an die Aufrichtigkeit dieser Zeilen. Wir sind von der Uneigennützigkeit Regniers überzeugt.

Die Schwärmer, die ein absolutes Vertrauen auf ihren Stern haben, die sich mit einer höheren Mission betraut glauben, exaltierte Wahnwitzige oder Apostel, kennen keine Hindernisse, die Schranken versinken vor ihnen, sie gehen vorwärts und dringen da durch, wo die ernsthaftesten Geister nicht zum Ziele gelangen könnten.

In den kritischsten Augenblicken, wo die bedeutendsten Interessen auf dem Spiel stehen, wo die Verantwortlichkeiten am stärksten engagiert sind und die Gefahr unmittelbar droht, suchen selbst die skeptischsten Männer sich an die geringste Hoffnung anzuklammern, die Vernunft arbeitet nicht mehr, es bleibt nur noch der Instinkt übrig, der den Schiffbrüchigen antreibt, die Planke zu ergreifen, von der er sich die Rettung erhofft.

Ueber Kriegsseuchen

Von

Prof. Dr. Arnold Hiller

Die Kriegserfahrung aller Zeiten hat gelehrt, daß nichts so sehr die Durchführung strategischer Aufgaben erschwert und die Erreichung militärischer Erfolge hindert als eine starke Schwächung der Kopfstärke durch Kranke und Marode. Insbesondere sind ansteckende Krankheiten, welche bisher alle länger dauernden Kriege begleitet haben, von jeher der gefürchtetste Feind der kämpfenden Truppen gewesen. Stolze, siegesgewohnte Armeen wurden durch die Kriegsseuchen wehrlos dahingerafft, glänzende militärische Errungenschaften durch sie vereitelt oder abgeschwächt.

Die Kriegsgeschichte aller Zeiten ist reich an Beispielen hierfür. So endete im Jahre 24 v. Chr., wie Cassius Dio berichtet, der Heereszug des römischen Feldherrn Aelius Gallus von Aegypten nach dem gesegneten Arabien kläglich, da der größte Teil seines Heeres durch Krankheiten zugrunde ging. Ebenso wurden die Alemannen im Jahre 555, nach der Eroberung Roms, durch tödliche Erkrankungen, welche ihre Reihen lichteten, zur Umkehr gezwungen. Das Heer der Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon, welches beim Aufbruch am 15. August 1096 700000 Mann stark war, schmolz durch Krankheiten, Strapazen und Seuchen bis zum Uebergang nach Kleinasien im Mai 1097 bis auf 400000 Mann zusammen und langte nach weiteren Verlusten durch Kämpfe und verheerende Seuchen mit nur 20000 Mann am 6. Mai 1099 vor Jerusalem an.

Im Mittelalter waren es vornehmlich die Pest und der Flecktyphus, welche ganze Länderstriche Europas entvölkerten und auch von den Heeren zahlreiche Opfer forderten. Nach Hecker sollen in Deutschland allein 1¼ Millionen Menschen an der Orientalischen

Digitized by Google

Pest (Beulen- oder Bubonenpest), welche im vierzehnten Jahrhundert von China aus als „Schwarzer Tod", den Karawanenstraßen folgend, ganz Europa durchzog, gestorben sein. Im Jahre 1528 wurden von einem französischen Heere vor Neapel 30000 Mann durch Flecktyphus dahingerafft. Während des Dreißigjährigen Krieges sollen, wie Pringle[1]) berichtet, neben jenen beiden Seuchen besonders die Ruhr, der Unterleibstyphus, die Pocken und die Malaria (Wechselfieber) geherrscht haben. Bekannt ist, wie das Kriegsglück Napoleons I. schließlich an der furchtbaren Macht der Seuchen scheiterte; nachdem er in Aegypten 2500 Mann an der Ruhr verloren hatte, wurde sein starkes Heer 1812 in Rußland durch den Flecktyphus auf ein Fünftel seines Bestandes herabgesetzt. Nicht viel besser erging es den Engländern in Indien, woselbst im Jahre 1817 in der Provinz Bengalen die englische Division Hastings durch die Cholera fast völlig vernichtet wurde.

Auch in der Neuzeit, welche über bessere Verkehrsverhältnisse und sorgfältigere Statistik verfügt, sind die Verluste der Kriegsheere durch Seuchen nicht minder schreckenerregend. Im Krimkriege 1854|56 scheiterte die Belagerung von Sebastopol vom 9. Oktober 1854 bis Frühjahr 1855 durch die Verbündeten an den furchtbaren Verheerungen, welche die infolge schlechter Unterkunft, Ernährung und Witterungseinflüsse entstandenen Krankheiten unter den französischen, englischen und türkischen Truppen anrichteten; erst die im Frühjahr eintreffenden bedeutenden Verstärkungen ermöglichten eine Weiterführung des Krieges. Das französische Heer allein verlor während des Krieges durch Ruhr, Flecktyphus, Malaria, Cholera und andre Krankheiten über 75000 Mann. Im amerikanischen Sezessionskriege 1859/63 erkrankten laut Sanitätsbericht an der Ruhr und Darmkatarrh nicht weniger als 287000 Mann mit rund 10000 Todesfällen. Die preußische Armee verlor in dem kurzen Feldzug 1866 in Böhmen an der Cholera 6427 Mann. Von den deutschen Truppen in Frankreich 1870/71 erkrankten mehr als 74000 Mann am Unterleibstyphus und etwa 5000 an den Pocken. Selbst der kurze Nordamerikanisch-Spanische Krieg 1898/99 forderte nach dem amerikanischen Bericht siebenmal mehr Todesfälle an Malaria, Ruhr und Gelbem Fieber als durch Verwundungen. Auch im Südafrikanischen Kriege 1899/1901 starben von 1000 Mann der englischen Kopfstärke an Verwundungen 6,5, an Krankheiten 44,4 Prozent.

Diese Zahlen genügen, um zu beweisen, daß die Verluste einer Feldarmee durch Krankheiten, insbesondere durch Seuchen, weit schwerer wiegend sind als die Verluste durch die Waffen des Feindes.

Solche enormen Verluste waren nur möglich durch den Umstand, daß die Aerzte und die Heeresleitung bis dahin den Kriegsepidemien fast ratlos gegenüberstanden. Erst die Entdeckung Jenners 1776 von der Schutzkraft der Kuhpockenimpfung gegen die Pockenerkrankung zeigte einen Weg, wie man sich gegen eine dieser Seuchen schützen könne. Darauf folgten die bahnbrechenden Untersuchungen Robert Kochs (1876 bis 1910) und seiner Schüler, welche uns die Krankheitserreger des Milzbrandes, der Septichämie, der Cholera, der Tuberkulose, der Ruhr, der Malaria, des Unterleibstyphus, der Pest, der Diphtherie und einiger Tropenkrankheiten kennen lehrte. Die genaue Erforschung der Lebensbedingungen dieser Mikroparasiten und der Wege ihrer Uebertragung auf den Menschen lehrte uns die Methoden kennen, die Entstehung von Massenerkrankungen zu verhüten.

Das seit dem Jahre 1905 geübte und bereits vielfach erprobte Verfahren der Seuchenbekämpfung, wie es im Deutschen Reichsgesundheitsamt unter Mitwirkung Robert Kochs ausgearbeitet worden ist, zerfällt in drei Arten von Maßnahmen, nämlich 1. die frühzeitige Ermittlung der ersten Krankheitsfälle, 2. strenge Absonderung der zuerst Erkrankten von den Gesunden und erforderlichenfalls auch Absonderung der Mitbewohner des Erkrankten, 3. sorgfältige Desinfektion aller Gegenstände, welche mit dem Kranken in Berührung gekommen sind.

---

[1]) John Pringle, Observations on the diseases of the army. London 1752.

Digitized by Google

Die frühzeitige Ermittlung der ersten Fälle gründet sich teils auf die bakteriologische Diagnose des Arztes, teils auf die rechtzeitige Anzeige dieser Fälle an die sanitätspolizeiliche Behörde. Zu diesem Zwecke werden die Studierenden der Medizin bereits in den bakteriologischen Methoden ausgebildet; außerdem werden für praktische Aerzte alljährlich Kurse zur Erlernung dieser Methoden abgehalten. Für die Militärärzte der Armee besteht am Sitze jedes Sanitätsamtes ein hygienisch-chemisches Laboratorium mit einem bakteriologisch ausgebildeten Sanitätsoffizier, an welches die zur Feststellung der Diagnose erforderlichen Objekte eingesandt werden. Solche Laboratorien würden auch im Kriegsfalle den mobilen Truppen folgen. — Durch das Reichsgesetz vom 30. Juni 1900 (Reichsseuchengesetz) besteht für die Aerzte, Pfleger und Haushaltungsvorstände die Anzeigepflicht jedes Falles von Cholera, Flecktyphus, Pest, Pocken, Lepra (Aussatz) und Gelbfieber, auch wenn nur der Verdacht dieser Krankheiten besteht. Es sind dies diejenigen Krankheiten, welche durch Uebertragung von Person zu Person eine schnelle (epidemische) Ausbreitung erfahren können. Bei andern, auf einzelne Gemeinden beschränkt bleibenden (endemischen) Seuchen, wie Unterleibstyphus, Ruhr, Diphtherie, Scharlach und Masern, bleibt die Anordnung der Anzeigepflicht den Ortsbehörden überlassen. Von großer Wichtigkeit für das deutsche Heer ist ferner die durch Bundesratsbeschluß vom 22. Juli 1902 angeordnete wechselseitige Benachrichtigung der Militär- und Polizeibehörden über das Auftreten übertragbarer Krankheiten, für Garnisonen und Ortschaften im Umkreise von 20 Kilometern. Hierdurch werden die Militärbehörden und die Landratsämter sofort in die Lage versetzt, Abwehrmaßregeln gegen die Seuche zu ergreifen. Für die Truppen ist diese Maßregel nicht nur in der Garnison bzw. in der Kaserne, sondern auch bei allen größeren Uebungen im Gelände von großem Werte.

Die Absonderung der zuerst Erkrankten von Gesunden erfolgt in den sog. Isolierbaracken, wie sie alle größeren Lazarette und Krankenhäuser gegenwärtig besitzen. Andernfalls können transportable, zerlegbare Krankenbaracken nach Döckerschem Muster, welche die Vereine vom Roten Kreuz, viele Krankenhäuser und Garnisonlazarette vorrätig halten, innerhalb sechs Stunden aufgeschlagen werden. In kleinen Orten genügt auch die Absonderung in einem verschlossen gehaltenen Hause oder Zimmer, welches die zur Krankenpflege erforderlichen Utensilien enthalten muß.

Die Desinfektion muß sich erstrecken auf die vom Kranken bisher bewohnten Zimmer und die darin enthaltenen Gegenstände, was nur durch fachmännisch ausgebildete Desinfektoren erfolgen kann; ferner auf Wäsche und Kleidungsstücke (einschließlich Bettwäsche), auf Eß- und Trinkgeschirr, Stechbecken, Speigläser, Nachtgeschirre und Waschutensilien. Auch die Ausscheidungen des Kranken (Stuhl, Urin, Lungenauswurf) müssen vor ihrer Beseitigung unschädlich gemacht werden. Abgenommene Verbandstoffe, alte schadhafte Kleidungsstücke und Strohsäcke werden am besten verbrannt. Auch die Hände, das Gesicht und die Kleidung des behandelnden Arztes und des Pflegepersonals bedürfen sorgfältiger Reinigung und Desinfektion. Zweckmäßig werden beim Umgang mit solchen Kranken von dem ganzen Personal weiße, waschbare Leinenkittel getragen.

Im Fall eines Transports, z. B. aus der Wohnung in das Isolierzimmer, muß auch der Tragkorb nebst Matratze und Decken einer Desinfektion unterzogen werden. Nach überstandener Krankheit erhält der Genesene ein warmes Reinigungsbad mit Seife, während das Krankenzimmer mit dem Mobiliar desinfiziert wird.

Daß es tatsächlich gelingt, durch eine sorgfältige Ausführung dieser drei Maßnahmen die Weiterverbreitung eingeschleppter Seuchen zu verhindern, dafür haben die Erfahrungen der letzten zehn Jahre bereits vollgültige Beweise geliefert.

Im Jahre 1903 erkrankten in Wien und in Berlin zwei Aerzte, welche sich bei der Obduktion einer Pestleiche und in Laboratoriumsversuchen mit Ratten infiziert hatten, an der Orientalischen Pest. Die sofort vorgenommene Isolierung und Desinfektion

Digitized by Google

verhinderte, trotz tödlichem Ausgange beider Erkrankungen, eine Weiterverbreitung der Seuche. So oft in den letzten zehn Jahren die Cholera asiatica an den Grenzen Deutschlands, besonders im Weichselgebiet, erschien, gelang es den energischen, vom Chef des Zivilmedizinalwesens Martin Kirchner meist persönlich geleiteten prophylaktischen Maßnahmen, die Seuche auf ihre ersten Fälle zu beschränken und ein Umsichgreifen zu verhindern.

In dem letzten großen Kriege, dem Russisch-Japanischen Kriege 1904 in der Mandschurei,[1]) war der Gesundheitszustand der russischen Armee, trotz der Ungunst des Geländes und des Klimas, der Trinkwasser- und Unterkunftverhältnisse, ein auffallend guter. Nach offiziellen Berichten sind allerdings Fälle von Unterleibstyphus, Flecktyphus, Rückfallfieber, Pocken, Milzbrand und etwas häufiger von Diarrhöe, Gastroenteritis und Ruhr in der Feldarmee eingeschleppt worden. Aber nirgends wuchsen diese Krankheiten zu gefahrdrohenden Seuchen heran.

Dieses aufsehenerregende Ergebnis ist im wesentlichen die Wirkung der „Seuchenbekämpfungsdetachements" und der „fliegenden Desinfektionskolonnen", welche von der russischen freiwilligen Privathilfe gebildet und nach dem Kriegsschauplatze gesandt wurden. Das größte Seuchenbekämpfungsdetachement hat die Moskauer therapeutische Aerzte-Gesellschaft nach dem fernen Osten entsendet. Der Charkower Aerzteverein rüstete gleichfalls eine „bakteriologische Kolonne" aus. Das Institut für Experimentalmedizin in Petersburg sandte mehrere von ihm ausgebildete und ausgerüstete „Desinfektionskolonnen" nach dem Kriegsschauplatz ab. Die Detachements hatten die Aufgabe, bakteriologische Stationen zu errichten, alle hygienischen und bakteriologischen Untersuchungen auszuführen und Maßregeln zur Eindämmung und Tilgung der ausgebrochenen Erkrankungen zu ergreifen. Nach allen gefährdeten Orten wurden fliegende Desinfektionskolonnen entsandt. Ferner übernahmen die Detachements auch den gesamten Gesundheitsdienst der Truppen, wie die Begutachtung des Trinkwassers, der Soldatenkost, der Unterkunftsräume und der Salubrität der Biwakplätze. Endlich führten die Detachements alle gebräuchlichen Impfstoffe und Heilsera (Pockenlymphe, Typhusvakzine, Dysenterievakzine, Tetanusheilserum u. a.) für die Prophylaxis und Therapie mit sich. Nach dem Urteil der deutschen Aerzte, welche den Feldzug mitmachten, soll namentlich die reichliche Darbietung von warmem Tee an Stelle von Branntwein auf den Gesundheitszustand der russischen Soldaten von Einfluß gewesen sein.

Somit ist als glänzendes Resultat der Wissenschaft der Beweis geliefert, daß es tatsächlich möglich ist, in einem künftigen längeren Kriege die Infektionskrankheiten trotz häufiger Einschleppung in die Reihen der Truppen in ihrem Keime zu ersticken, ihre Weiterverbreitung als verheerende Seuchen zu verhüten und die kämpfende Armee vor schweren, tückischen Verlusten an Menschenleben zu bewahren.

---

[1]) Vom Balkankriege liegen zuverlässige Sanitätsberichte noch nicht vor. Nach Zeitungsberichten soll die wiederholt im türkischen Lager aufgetretene Cholera keine epidemische Verbreitung gefunden haben.

Digitized by Google

General Konstantin v. Alvensleben vor Le Mans

Von

General der Infanterie v. Goßler

Selten ist es großen Heerführern beschieden, nach ruhmvollen Taten sich eines befriedigenden Lebensabends zu erfreuen. York zog sich verbittert nach Schlesien zurück; Gneisenau verblieb als kommandierender General einige Jahre in Koblenz, um dann in die damals wenig bedeutungsvolle Stellung eines Gouverneurs nach Berlin überzusiedeln; Bülow starb im Jahre 1816. — Auch nach 1870/71 ist mancher große General frühzeitig von der Bühne des öffentlichen Lebens abgetreten. Es ist nicht leicht für jemanden, welcher in ernsten Momenten bei höchster Entwicklung der eignen inneren Kräfte vor schwerwiegenden Entscheidungen gestanden hat, später im Frieden dem Gleichmaß der Tage, des Dienstes immer gleichgestellter Uhr sich einzufügen. General v. Alvensleben war keine für den Frieden geschaffene Natur. Die Gründe, welche ihn bestimmten, im Jahre 1872 sein Abschiedsgesuch einzureichen, sind mit Sicherheit nicht anzugeben. Er erhielt den Abschied nach längerem Zögern des Kaisers und Königs Wilhelm I. und lebte in Verborgenheit noch ungefähr zwanzig Jahre, die längste Zeit in der anhaltischen Stadt Gernrode am Harz. — Veröffentlicht hat er über seine eigenen Taten fast nichts; ein kurzer Abriß über seine Führung am 16. August 1870 ist in den Einzelschriften des Großen Generalstabes erschienen. Wenige Wochen vor seinem Tode wurde sein Name noch einmal in der breiten Oeffentlichkeit genannt, als ihm durch die Gnade des jetzigen Kaisers und Königs der hohe Orden vom Schwarzen Adler verliehen wurde, eine Auszeichnung, welche die Taten dieses großen Führers auch äußerlich krönte.

Sein scharfer Verstand, sein trotz vielen Studiums für das Reale nicht getrübter Blick, seine rasche Auffassung und Entschlußfreudigkeit, seine eiserne Ruhe in der Schlacht lassen ihn als einen der bedeutendsten Heeresführer der Jahre 1870/71 erscheinen. Mit seinem Namen sind die Erfolge bei Spichern, Mars-la-Tour, Le Mans aufs innigste verwoben. Die französischen Offiziere schätzen Alvensleben besonders hoch ein; sie sagen, hätten sie mehrfach Führer wie Chanzy und Alvensleben gehabt, wäre das Ende des Krieges anders verlaufen.

Ein neues französisches Buch von Allwrod: „Die Schlacht bei Le Mans“ hebt die Verdienste des Generals v. Alvensleben unparteiisch hervor und sucht zu beweisen, daß das fortgesetzte Angreifen des III. Korps die Franzosen so erschüttert hätte, daß sie am 12. Januar 1871 auch ohne das umfassende Eingreifen des X. Korps abgezogen wären.

Es soll hier nicht abgewogen werden, wer mehr zum Schlußerfolg beigetragen, sondern was Alvensleben mit dem III. Korps geleistet hat.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß Alvensleben in den Tagen von

Digitized by Google

Le Mans, entgegen der modernen Theorie, einen oder möglichst beide Flügel des Feindes zu umfassen, vermittelst des Durchbruchs durch die Mitte siegte. Prinz Friedrich Karl wollte eigentlich mit dem X. und dem XIII. Korps den Feind doppelt umfassen. Da die Nebenkorps aus verschiedenen Gründen weit zurückblieben, riß Alvensleben die Initiative an sich und schob sich weit vorwärts als Keil in die Stellung der Franzosen hinein.

Es ist richtig, daß General v. Alvensleben am 12. Januar früh dem Oberkommandierenden melden ließ, daß das III. Korps einen Ruhetag brauche. Manche Schriftsteller stellen die Sachlage so dar, als ob durch die Gewährung dieser Bitte der Erfolg der Operation in Frage gestellt worden wäre. Alwrod behauptet, daß am 12. Januar der Widerstand der Franzosen in der Mitte der Stellung gebrochen war.

Für den 11. Januar war dem III. Korps nur eine Erkundung auf Le Mans durch das Oberkommando befohlen. Das Korps sollte endlich einmal geschont und das Herankommen des Flügelkorps abgewartet werden. Es stand auf drei Seiten vom Feinde umgeben, hatte vom 6. bis 10. Januar drei feindliche starke Divisionen einzeln geschlagen und namentlich am 10. bei Changé und Champoyné sehr erhebliche Verluste erlitten. Aus dieser Erkundung wurde nichts, denn der Oberkommandierende Prinz Friedrich Karl hatte am 11. früh ungünstige Nachrichten über die Lage des XIII. Korps auf dem rechten Flügel erhalten; das Korps war in die Defensive zurückgeworfen und meldete das Vorhandensein starker feindlicher Reserven. Der Prinz schickte daher um 9 Uhr früh einen Befehl an General v. Alvensleben, zur Unterstützung des XIII. Korps mit „letzter Kraft" gegen Le Mans vorzugehen. Der General, welcher die Genehmigung erbeten hatte, mit der Erkundung erst um $^1/_2$9 Uhr früh beginnen zu dürfen, trat nunmehr zum Angriff um 11 Uhr vormittags an, da er erst das Herankommen seiner 12. Brigade abwarten wollte, deren Platz rechts die 18. Division einnehmen sollte.

Es war nach langem Nebel und Schneegestöber der 11. Januar endlich ein klarer Wintertag. Der Tertre (Hügel) von Changé lag einen Kilometer südwestlich klar vor den Augen des Generals, welcher in Changé dicht am Feinde genächtigt hatte. Der Tertre war vom Feind stark besetzt, es mußte allerdings die letzte Kraft angewendet werden, um diese Stellung dem Feinde zu entreißen, der sie mit mehr als drei Infanteriebrigaden verteidigte. Der Oberkommandierende Prinz Friedrich Karl hielt sich in der Mitte der Schlachtlinie hinter der 18. Division auf; die 25. vom IX. Korps war in Orleans geblieben. Als der Prinz in der Mitte nur langsame Fortschritte sah und das heftige Gefecht beim III. Korps hörte, gab er um 12 Uhr mittags den schwerwiegenden Befehl, das X. Korps solle vom äußersten linken Flügel hinter das III. gezogen werden. Er gab damit die Absicht der doppelseitigen Umfassung auf. Vor Einbruch der Nacht konnte der Anfang des X. Korps keinenfalls heran sein. Das III. Korps blieb also am 11. auf sich selbst angewiesen.

Der Kampf um den Tertre war sehr schwer; der erste Angriff wurde ab-

Digitized by Google

gewiesen. Um 5 Uhr nachmittags war sogar Alvensleben dafür, da es dunkel geworden war, den Angriff heute aufzugeben. Der Divisionskommandeur v. Stülpnagel sprach dagegen und sagte, er würde noch das Leibregiment (Nr. 8) einsetzen. Dieses Regiment warf im Verein mit den andern Truppen der 5. Division den Feind in blutigem Kampf aus der Stellung heraus.

Ein entscheidender Erfolg war für die Zweite Armee auch damit nicht erzielt; das III. Korps und die 18. Division waren zwar vorwärts gekommen, aber vom Generalkommando des XIII. Armeekorps traf im Laufe des Nachmittags die Meldung ein: „Es ist heute nicht möglich gewesen, eine Entscheidung herbeizuführen, und sie ist auch morgen nicht zu erwarten." Vom X. Korps war überhaupt keine Meldung eingelaufen, auch links vom III. Korps war nichts von ihm zu spüren.

Wie lagen die Verhältnisse beim III. Armeekorps am 12. Januar früh? Eine Unterstützung hatte das Korps von keiner Seite erhalten, im Gegenteil mußte noch die 12. Infanteriebrigade zur Unterstützung der 18. Division nach Norden Front machen. Vor dem rechten Flügel des III. Korps floß der mit dünnem Eis bedeckte Huismefluß, an dessen gegenüberliegendem Ufer sich ansehnliche Höhen erhoben. Die davor sich hinwindende Chaussee war mit krenelierten Mauern, mit Schützen dahinter, eingefaßt; vor dem linken Flügel auf Le Mans zu ein dichter Wald, dessen Rand stark besetzt war. Der Feind hatte sich am 11. gut geschlagen, von einer Erschütterung war nichts zu merken gewesen. Das III. Korps hatte bis dahin das Doppelte verloren wie die gesamte andre Armee, 102 Offiziere, 1670 Mann. Seit drei Tagen hatte die regelmäßige Verpflegung aufgehört, viele Truppenteile hatten kein Fleisch mehr erhalten. Die Kämpfe endeten in der Dunkelheit, ein Unterkommen war oft nicht zu finden. Einen Ruhetag hatte es seit dem 6. nicht gegeben, die Kämpfe waren täglich schwerer geworden. Die Kopfstärke der Infanterie war gering, im Durchschnitt 100 Mann für die Kompagnie, und dabei kam eigentlich nur die Infanterie zum Gefecht; Artillerie und Kavallerie waren in dem durchschnittenen, vereisten Gelände nur selten zu verwenden. Am 9. war Glatteis eingetreten, in der Nacht vom 10. zum 11. wurde es sehr kalt. Nebel, Schneegestöber, das mit Hecken durchzogene Gelände hatte die Uebersicht vielfach verhindert. Erprobte Krieger versicherten, diese Tage vor Le Mans seien viel schlimmer als der von Vionville.

Der Prinz-Feldmarschall war, wie schon erwähnt, während des 11. beim III. Korps nicht gewesen; von der Schwere des Kampfes hatte er keine Vorstellung, obgleich ihm Alvensleben gemeldet hatte, daß sehr überlegene Kräfte ihm gegenüberständen. Der Prinz hatte bei der 18. Division sich aufgehalten, welche einen Teil des Plateaus bei Champoyné in Besitz genommen hatte, und hatte dort einen günstigen Eindruck gewonnen.

Während vor Alvenslebens Front der Kampf noch unentschieden tobte, erließ das Oberkommando am 11. 4 Uhr 15 nachmittags folgenden Befehl: „Nachdem der heutige Tag ohne Entscheidung verlaufen, bestimme ich, daß das

Digitized by Google

III. Korps heute abend noch seine rechte Flügelbrigade bis zur Chaussee Le Mans—Ardenay und das Korps so disloziert, daß es morgen nach Bedarf nach dem rechten Flügel der Armee verwendet werden kann. Dem X. Korps, welches angewiesen war, von Grand Lucé auf das Gefecht zu marschieren und von dem bis jetzt keine Meldung eingegangen, ist dieser Befehl mitzuteilen . . ."

Wie gesagt, erhielt das Generalkommando des III. Armeekorps diesen Befehl, als es noch im heftigsten Kampf gegen die Mitte des Feindes stand. Der Befehl war zu früh ausgegeben und ließ einiges Tatsächliche vermissen. Eine gewisse Entscheidung war beim III. Korps wohl eingetreten, es hatte dem Gegner eine hartnäckig verteidigte Stellung fortgenommen; die Flügelbrigade hatte längst die Front bis zur genannten Chaussee nehmen müssen. Das Korps nach rechts zu dislozieren war ganz ausgeschlossen; es stand mit drei Brigaden 1 Kilometer vom Feinde entfernt. Wo das X. Korps sich befand, wußte das Generalkommando ebensowenig wie das Oberkommando; wenn das X. Korps von der Straße Le Mans—Tours von Süden heranmarschierte, konnte es erst in der Nacht eintreffen.

Das Oberkommando hatte seine Ansicht über die einzuschlagende Operation geändert; am 6. Januar glaubte dasselbe den Feind hinter Le Mans auf dem westlichen Sartheufer suchen zu sollen; jetzt schien er auf dem nördlichen Ufer des Huisneflusses zu stehen, rechter Flügel Le Mans. Das war ein Irrtum, der rechte Flügel dehnte sich bis zur Straße Le Mans—Tours aus, bis Tuilerie; das III. Korps stand vor der Mitte des Feindes, vor Le Mans; der Lage nach durfte und konnte es sich nicht nach rechts schieben. Die Schwierigkeiten wurden dadurch einigermaßen gehoben, daß für den 12. um 7 Uhr 30 früh Befehlsempfang beim Oberkommando angesetzt war, und die Truppen erst um 8 Uhr früh bereitstehen sollten.

Der Befehlsempfang fand statt in der Ferme St. Hubert, 7 Kilometer östlich von Changé, dem Hauptquartier des Generals v. Alvensleben. Er selbst ritt nicht hin, er schickte jedoch den Chef des Generalstabs, Oberst v. Voigts-Rhetz, welcher die Bitte um einen Ruhetag auszusprechen hatte. Beim Oberkommando war in der Nacht die Meldung vom X. Korps eingegangen, daß es den Befehl, hinter das III. Korps zu rücken, nicht befolgt habe, sondern auf der großen Straße Tours—Le Mans auf die Stadt weiter vorgehe. Generalmajor v. Stiehle, Chef beim Oberkommando, war unter diesen Umständen ganz gegen die Bewilligung eines Ruhetages oder ein defensives Verhalten des III. Korps. Der Oberst v. Voigts-Rhetz wollte sich mit diesem Bescheide nicht beruhigen und ritt zum Prinzen Friedrich Karl; diesen auf dem Wege treffend, ritt er mit ihm nach St. Hubert zurück. Im Verlauf des Gesprächs sagte General v. Stiehle dort: „Wenn ein so sicherer Faktor, wie das III. Korps, auf das so fest zu rechnen ist, ausfällt; wenn ein General wie Konstantin v. Alvensleben dem zustimmt, muß man nachgeben und auf das Vorgehen gegen Le Mans verzichten." Der Prinz-Feldmarschall wurde erregt und rief: „Ich habe noch niemals Kehrt gemacht; ich tue es auch heute nicht. Was soll aus der Einschließung

Digitized by Google

von Paris werden?" Der erste Generalstabsoffizier des III. Korps, Major v. Kretschman, war herzugekommen und sagte richtigerweise, es handle sich nicht um Aufgeben der Operation, sondern um einen Tag Ruhe. Inzwischen wurde das Infanteriefeuer beim III. Korps, das schon um 7 Uhr früh begonnen hatte, immer heftiger; die Offiziere des Generalkommandos baten, zurückreiten zu dürfen. Der Prinz gab ihnen die Worte mit auf den Weg: „Reiten Sie zu Ihrem General zurück und sagen Sie ihm, daß ich meine Infanterie kenne, ihre Zähigkeit, ihr Vertrauen auf den Erfolg. Wo sie anbeißt, da ist auch der Sieg." Die ganze Diskussion war eigentlich gegenstandslos gewesen, denn um 7 Uhr früh war das III. Korps durch Alvensleben alarmiert worden, da einzelne feindliche Abteilungen vorgingen; um 9 Uhr früh wurde das III. Korps vom Feinde angegriffen. Das preußische Generalstabswerk schildert das Endergebnis mit den Worten: „Der durch sechstägige Märsche und Gefechte erschöpften, in ihren Reihen gelichteten und unzureichend verpflegten Infanterie durfte ein weiteres Vorgehen gegen diese Höhen nicht zugemutet werden. General v. Alvensleben beschloß daher, im Einverständnis mit dem Oberkommando, den rechten Flügel sich verteidigungsweise verhalten, den linken aber, unter möglichster Ausnutzung der Artillerie, den Angriff gegen Le Mans fortsetzen zu lassen, sobald die Mitwirkung des X. Korps gesichert war." Es sprach sich hierin die Absicht des Generals aus, auf eine endlich auftretende Unterstützung eines andern Korps zu warten, ganz gleichgültig, ob dieses Korps hinter ihm oder links neben ihm auftrat. Von einem Aufgeben des Marsches gegen Le Mans war nicht die Rede; allein konnte das III. Korps den Kampf nicht weiterführen. Prinz Friedrich Karl hatte den Gefechten um Changé nicht beigewohnt; er erkannte nach der Einnahme von Le Mans, nach dem Bereiten des Gefechtsfeldes, die ungewöhnliche Energie des III. Korps ausdrücklich an.

Es ist interessant, festzustellen, wie es auf französischer Seite am 12. Januar früh dem III. Korps gegenüber aussah. Der Kommandierende des XVI. Korps, Admiral Jauréguiberry, telegraphierte 12 Uhr 30 nachts an Chanzy: „Es scheint, daß nach Beendigung des Kampfes der General Jouffroy mit seinen Truppen nicht die Stellung hat behaupten können, denn der General Roquebrune benachrichtigt mich, daß der Tertre gegenwärtig von den Preußen besetzt und seine linke Flanke bedroht sei." Die Division de Jouffroy hatte am 11. gegen das III. Korps unglücklich gefochten; die Division war nicht allein erschüttert, sondern auch die rechte Nachbardivision. Allein hätte das III. Korps Le Mans nicht nehmen können, es konnte sich nicht bis La Tuilerie ausdehnen, aber es ist dem französischen Schriftsteller Alwrod recht zu geben, daß mit dieser Erschütterung der Mitte der Franzosen der Zug gegen Le Mans zugunsten der Deutschen entschieden war.

Um 9 Uhr früh griff die Division de Jouffroy, unterstützt durch eine Infanteriebrigade, um den Rückzug zu decken, die Front der 5. Division ziemlich matt an, um 10 Uhr 30 vormittags hörte der Angriff der Franzosen auf. Als der Abzug des Gegners festgestellt worden war, folgte die 10. In-

Digitized by Google

fanteriebrigade um 1 Uhr 30 nachmittags. Chanzy verließ erst eine Stunde später die Stadt.

Links von dem X. Korps waren keine weitere Meldungen angekommen. Niemand wußte, daß es mit dem Anfang um 2 Uhr nachmittags vor den Toren von Le Mans angelangt war. Es hatte damit das ohne sein Verschulden vorhergehende langsame Herankommen glänzend wettgemacht.

Die Entscheidung gegen den an der Straße Le Mans—Tours bei Tuilerie stehenden französischen rechten Flügel war dem X. Korps infolge des energielosen Verhaltens der Franzosen allerdings wesentlich erleichtert worden.

Die Ereignisse beim X. Korps hatten sich vom 11. nachmittags ab folgendermaßen abgespielt: Um 4 Uhr 45 nachmittags hatte am 11. Januar der vom Oberkommando abgeschickte Leutnant v. Dieskau das Generalkommando des X. Armeekorps in Mulsanne auf der Straße Le Mans—Tours, 10 Kilometer von Le Mans, getroffen, mit dem Befehl, das X. Korps solle mit allen Kräften auf dem nächsten Wege auf das Schlachtfeld hinter das III. Korps rücken. Seit einer Viertelstunde war die Vorhut nach Le Mans zu im Gefecht. Der Chef des Generalstabs des Korps, Oberstleutnant v. Caprivi, schlug vor, den Marsch auf Le Mans fortzusetzen, damit helfe man dem III. Korps am meisten, das X. Korps würde doch das Gefechtsfeld heute nicht mehr erreichen. Infolgedessen marschierte die Vorhut weiter auf die Tuilerie, $2^1/_2$ Kilometer vor der Stadt; in der Ziegelei stand der rechte Flügel des Feindes. Daß das X. Korps noch am Abend in den Besitz dieses Gehöfts kam, war ganz unerwartet. Dort kommandierte General Lalande 6 Bataillone mobilisierter Bretonen. Sechs Wochen lang notdürftig ausgebildet, gegen 40 Jahre alt und mehr eigentlich Nationalgarde unter selbstgewählten Offizieren, Gambetta feindlich gesinnt, nur ein Haufen Menschen, welche schlechte Vorderlader und Patronen wenige Stunden vor dem Gefecht erhalten hatten! Als Admiral Jauréguiberry diese Bataillone am 11. früh besichtigte, sagte ihm General Lalande: „General, zählen Sie nicht auf uns." Chanzy hatte nicht geglaubt, daß der Feind auf der Straße Tours—Le Mans herankommen werde. Er glaubte zuerst mit diesen Schattenbildern von Soldaten auskommen zu können. Indessen befahl er der Division Barry und der Division Deplangue, von Westen und Osten her Truppen an die Straße zu schieben. Das geschah auch, aber die Straße selbst erhielt keine der Divisionen zugewiesen. Das an der Straße am weitesten vorgeschobene bretonische Bataillon St. Malo ging vor den Deutschen sofort zurück. Als der Oberleutnant v. Casimir sich mit der 4. Kompagnie Regiment Nr. 17 der Tuilerie näherte, schossen die bretonischen Bataillone Redon ihre Gewehre auf 1000 Meter ab und verschwanden im nächstgelegenen Walde; drei deutsche Bataillone (I. 17, I. 56, II. 92) gingen im Dunkel des Abends bis in Höhe der Tuilerie vor und wiesen einen schwachen Nachtangriff des Feindes mit Leichtigkeit ab. Dies veranlaßte den Kommandierenden des rechten französischen Flügels, Admiral Jauréguiberry, an Chanzy zu melden: „Ich erhalte verzweifelte Nachrichten. Es ist nicht gelungen, die Tuilerie wiederzunehmen. Die Mannschaften sind nach den ersten

Digitized by Google

Schüssen auseinandergelaufen." Mit diesem Mißerfolg und dem Verlust des Tertres von Changé war die Niederlage der Franzosen besiegelt.

Die meisten Divisionen des rechten französischen Flügels, als Deplangue, Roquebrune, de Jouffroy, hatten schon vorher erfolglos gegen das III. Korps gefochten, ihre Widerstandskraft war erschüttert; sie konnten dem X. Korps auch nicht mehr standhalten.

Das unparteiische Urteil wird dahin gehen, daß General v. Alvensleben mit dem III. Korps durch das fünftägige Hämmern gegen die Mitte des Feindes den Schlußerfolg mit dauernd größter Energie vorbereitet hat. Das Korps war am 12. früh durch Gefechtsverluste und Entbehrungen so mitgenommen, daß es endlich der Unterstützung wenigstens auf einem Flügel dringend bedurfte. Daß das Generalkommando des X. Korps diese Unterstützung so rasch und rechtzeitig brachte, beruhte auf der großen Entschlußkraft, der durch Niederlagen geschwächten Energie des Feindes und auf Glück.

Graf Cavour auf der Bühne und in der Volksseele Italiens

Der berühmteste italienische Schauspieler hat in den großen Theatern Italiens einem Drama, „Il Tessitore", in dem Graf Cavour auftritt, zu einem glänzenden Erfolg verholfen. Das Stück spielt in der kritischsten Periode von Cavours Leben, die zugleich eine der entscheidendsten in der Geschichte des neuen Italien war: in jener, die dem Kriege von 1859 unmittelbar vorherging und ihn vorbereitete. Der Schauspieler — Ermete Zaccone — übt stets eine gewaltige Macht auf das Publikum aus, und wenn auch die Zeit nicht spurlos an ihm vorübergegangen ist, so erzielt er doch — begünstigt auch durch seine äußere Erscheinung, die, geschickt hergerichtet, die dargestellte Persönlichkeit in großer physischer Aehnlichkeit verkörpert — Wirkungen, denen die kühle Ueberlegung nicht widerstehen kann und die selbst die strengsten Kunsttheoretiker zum Beifall hinreißen. Der Dichter — Domenico Tumiati — ist ein großgearteter Geist, der immer ein hohes Streben zeigt, und dem, auch wo er sein Ziel nicht erreicht, immer, wenn nicht ein bedingungsloses Lob, so doch eine aufrichtige Achtung gebührt und zuteil wird. Er hat, nachdem er in dem „melologus" eine neue oder erneuerte poetisch-musikalische Kunstform ins Leben zu rufen versucht hatte, und nachdem er in den Gefilden der phantastischen Legende und der mittelalterlichen Ueberlieferung umhergeschweift war, sich der Geschichte unseres „Risorgimento" gewidmet; von dessen typischen Anfängen bis zum Jahre 1860 hat er es in einer Reihe von Dramen geschildert, von denen mehrere schon vollendet und aufgeführt, andre noch in Vorbereitung, aber schon entworfen und angekündigt sind, alle gleichsam Ringe ein und derselben Kette.

Digitized by Google

Verfasser und Darsteller sind also schon zwei Elemente, die für sich allein genügen würden, den Erfolg zu rechtfertigen. Doch allein würden sie nicht ausreichen, mehr als einen augenblicklichen Erfolg zu erzielen. Und da man vorhersehen kann, daß der gegenwärtige Erfolg von Dauer sein wird, so muß man seine organische Ursache außerhalb ihrer Persönlichkeiten suchen. Nun, man braucht nur Italiener zu sein und einer der Vorstellungen beigewohnt zu haben, um diese Ursache mehr noch als im Wert des Dramas selbst in der historischen Gestalt der Hauptfigur zu finden.

In der Tat ist das Drama nicht ohne Fehler, weder als Kunstwerk noch als Darstellung einer großen Persönlichkeit. Historisch durch den Stoff und die großen Ereignisse, von denen darin gesprochen wird, ist es als Bühnenwerk geradezu ein Intrigenstück, das in mancher Hinsicht an die kühnen Mittel erinnert, durch die Scribe seine Erfolge zu erzielen pflegte, auch in denjenigen seiner Werke, deren Stoffe er der Geschichte entnahm, wie z. B. im „Glas Wasser"; und es könnte fast scheinen, als müßte jene Intrige die Ueberlegenheit eines Mannes bis zum Verschwinden verringern, der gewiß nicht allein durch die Schlauheit, die er zur rechten Zeit und am rechten Ort zu entfalten wußte, den Sieg errang, sondern weil er mit jener Schlauheit die Begeisterung eines hohen Idealismus vereinigte, in dem die Seele eines ganzen Volkes aufging.

Einschneidender, eindrucksvoller, entsprechend dem Bild der traurigen Tage von Novara und derer, die ihnen folgten, ist Tumiati im „Re Carlo Alberto". Lange Zeit in die Nebel des Mißtrauens und des Zweifels gehüllt, auch für diejenigen, die sich immer vor dem Unglück neigen, beginnt die Gestalt dieses geringschätzig beurteilten, wiewohl verdienstvollen Fürsten sich im nationalen Bewußtsein zu erhellen. Ein damals noch sehr junger Mann, der die Ehre hatte, mit dem Grafen v. Cavour zu arbeiten, und der später im Jahre 1870 vom Ministerium des Aeußern zum Oberkommando des Heeres, das Rom einnahm, beordert wurde, dann wieder Botschafter der neuen Regierung in Washington und in Konstantinopel und Minister in der Consulta war, der Baron Blanc, war freilich schon im Jahre 1859 in das psychologische Geheimnis des Mannes eingedrungen, den Giosuè Carducci später als den „italischen Hamlet" bezeichnen sollte, und hatte in einer Studie über die Schrift „La Monarchia rappresentativa in Italia"[1]) von Cesare Balbo Enthüllungen von höchstem Interesse über die verschiedenen Einflüsse, die in entgegengesetzter Richtung auf den Geist des Königs Karl Albert gewirkt hatten, und über die Mittel gemacht, deren jene Einflüsse sich bedient hatten, um ihn zu beherrschen. Einige Jahre später hatte einer unsrer großen Schriftsteller, Giuseppe Rovani, mit Bezugnahme auf jenes gewichtige Zeugnis in einem Roman, der den ganzen Wert einer historischen

[1]) In dieser Studie hat Baron Blanc, obwohl damals die Zeit des französisch-sardinischen Bündnisses war, ein Bündnis zwischen einem neuen Italien, das noch in der Bildung begriffen war, und einem neuen Deutschland, das noch nicht vorhanden war, schon als natürlich und unvermeidlich vorausgesehen.

Digitized by Google

Darstellung besitzt,[1]) jene Enthüllungen bekräftigt, indem er Einzelheiten hinzufügte, die unglaublich hätten erscheinen müssen, wenn sie nicht wahr gewesen wären. Und durch die Worte der so verschiedenen und doch gleichermaßen beachtenswerten Publizisten war die Gestalt Karl Alberts gleichsam gereinigt worden von jenen Anschuldigungen, die schon Giuseppe Giusti veranlaßt hatten, ihn „den von Gewissensbissen bleichen Savoyarden" zu nennen.[2]) Aber jene Rehabilitation war auf einen sehr engen Kreis von Forschern und Lesern beschränkt; für die Masse war Karl Albert noch eine im allgemeinen wenig sympathische, unbekannte Größe geblieben und wurde immer mehr in den Schatten zurückgedrängt durch das Licht des Ruhmes, das dafür die Erscheinung des Sohnes umfloß, jenes Viktor Emanuel, dem das Glück und das Verdienst vorbehalten blieb, den großen Traum zu verwirklichen, dem Karl Albert nach so vielen Jahren des Schwankens und der Widersprüche die Krone und das Leben geopfert hatte.

Doch nach und nach verbreitete sich, man kann sagen, dank jenem Geiste des Wohlwollens, der die Völker wie die Individuen dazu führt, gerecht, billig, duldsam zu sein, wenn es ihnen gelungen ist, ihre heißesten Wünsche zu verwirklichen, auch um die Gestalt Karl Alberts ein weithinstrahlendes Licht der Sympathie und ehrfurchtsvollen Mitleids. Man hat zu erkennen begonnen, daß er sich in der denkbar schwierigsten Lage befunden hatte, zuerst als jüngerer Sohn und präsumtiver Erbe unumschränkter Herrscher, die ihn wegen seiner Herkunft und wegen seiner halbrevolutionären Erziehung nicht liebten und nicht lieben konnten; dann als Offizier eines Heeres, in dessen höchsten Sphären noch die napoleonischen Echos widerhallten, und zugleich als Mitglied einer Aristokratie, die die rückschrittlichste, die reaktionärste von Europa war, in einem Lande, das zu den rückständigsten von Italien gehörte. Man erkannte, daß in seinem ganzen Wesen notwendig der Widerspruch herrschen mußte, weil er in dem ganzen Milieu herrschte, das ihn umgab; daß seine Jugendlichkeit und jene Umgebung genügen würden, diese Widersprüche zu erklären, auch wenn er stärker veranlagt gewesen wäre, als er war; daß er ferner, als er den Thron bestiegen hatte, sich auf seinem von dem Mißtrauen aller Herrscher Europas umgebenen, stets von Oesterreich bedrohten, nach innen von den revolutionären Bestrebungen untergrabenen Posten ohne jene Strenge gegen seine früheren Gefährten, die ihm so sehr zum Vorwurf gemacht wurde, nicht hätte halten können. Er, der eine noch mittelalterliche Gesetzgebung und Gesellschaft vorgefunden hatte, benutzte die Jahre, die von seiner Thronbesteigung bis zur Gewährung der Verfassung verstrichen, dazu, den bürgerlichen Boden vorzubereiten, auf dem der neue politische

[1]) „La Libia d'Oro", ein Teil der „Cento Anni". Die „Cento Anni", ein zyklischer Roman, der zwischen 1750 und 1850 spielt, werden jetzt in der „Collezione dei Classici", die von Ferdinando Martini, einem hervorragenden Literaten, vormaligem Unterrichtsminister, der dann Gouverneur von Erythräa war und jetzt Kolonialminister ist, herausgegeben wird.

[2]) In „L'Incoronazione".

Digitized by Google

Vertrag eine sichere, dauerhafte, populäre Grundlage finden konnte; zu diesem Zwecke führte er eine Reihe von aufeinanderfolgenden und harmonierenden Reformen ein, um die Physiognomie des Staates zu ändern, ehe er ihm jene Freiheit gab, zu deren Gebrauch das Volk sich sollte fähig zeigen können. Als er dann schließlich den Augenblick gekommen glaubte und die Umstände ihn durch die Erhebung Pius' IX. auf den päpstlichen Stuhl begünstigten, warf er sich mit entschlossenem Mut in das Kampfgewühl, hielt dem neuen Glauben unerschütterliche Treue, obwohl er vorhersehen konnte oder vorhersah, welches Ende ihm vorbehalten sein würde, und nahm mit sich in das ihm bereits nahe Grab die bittere Ungewißheit darüber, welche Frucht sein Opfer jenem Italien tragen würde, das — wie man dann sah — das Ziel war, dem er immer, auch irrend, zugestrebt hatte.

So wenden sich denn heute alle, die in Rom, am Quirinal vorübergehend, mit berechtigtem Nationalstolz an die beiden Könige, die hier ihren Herrschersitz gehabt haben, und an den andern denken, der jetzt dort die Liebe des ganzen Volkes und die Verehrung der ganzen gesitteten Welt vereinigt, mit Sympathie und Wehmut auch dem Bilde des Mannes zu, der ihnen in der Geschichte vorausgegangen ist und dessen Gestalt dort nahebei aufragt, mit feiner Psychologie von dem Bildhauer Romanelli nachgebildet.

Gewiß jedoch ist, daß, wenn die begreifliche, aber nicht zu rechtfertigende Antipathie Karl Alberts gegen den jungen Cavour nicht fortgedauert hätte, sich zwar das Geschick Italiens damals noch nicht, auch nicht durch ihn, erfüllt hätte — es war von zu vielen andern Koeffizienten abhängig —, aber das Schicksal von Piemont weniger hart gewesen wäre. Und wenn der junge Cavour sich seinen Freunden gegenüber beklagte, daß er abseits gehalten und nicht ins Ministerium berufen werde, wo, wie er mit Recht annahm, er Besseres ausrichten könnte als diejenigen, die ihm vorgezogen wurden, so rühmte er sich gewiß nicht ohne Grund.

Er gehörte wahrlich nicht zu den Menschen, die zu viel von sich halten, aber er besaß stets ein bestimmtes und sicheres Selbstbewußtsein, und das war nicht der letzte Grund seines Erfolges. Sein Erfolg beruhte mehr noch als auf den Umständen, die ihn begünstigten, und der Geschicklichkeit, mit der er sie zu benutzen wußte, auf dem Vertrauen, das er gerade durch dieses Selbstbewußtsein zuerst den Piemontesen, dann nach und nach den andern italienischen Patrioten einflößte. Stets bekämpft von dem ersten unter den Urhebern des Risorgimento, Mazzini; nicht immer einig mit dem zweiten, Garibaldi, der ihn schließlich — begreiflicherweise — wegen der Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich heftig bekämpfte; unterstützt durch die Klugheit und das Vertrauen Viktor Emanuels, des „gekrönten Revolutionärs", aber einerseits der Reaktion, anderseits der Revolution gegenüberstehend, hatte Graf Cavour jedenfalls von Anfang an die Seele des Landes für sich, das nur unter seiner Führung sich sicher fühlte, auch wenn es den Anschein hatte, als ob die Ereignisse sich gegen ihn verschwören wollten; und wenn der Krimkrieg, wenn der Pariser Kongreß natürlich

Digitized by Google

die Begeisterung des Volkes ihm zuwenden mußten, so vermochten weder der Friede von Villafranca noch die harten Bedingungen, die Frankreich für seine militärische Hilfe stellte und die eine Verstümmelung des alten Staates mit sich brachten — eine Verstümmelung, die um so schmerzlicher war, als dadurch die Gräber der Könige und die Wiege des Helden und Befreiers vom Nationalkörper getrennt wurden — jene Sicherheit zu verringern. So kam es, daß sein unvorhergesehener jäher Tod von allen als ein schreckliches Unglück angesehen und er von allen mit einer Trauer, die nicht hätte größer sein können, beweint wurde.

Der Verfasser des vorliegenden Artikels war damals ein Kind; aber jene Trauer war so tief, so allgemein, kam in so ergreifender Weise zum Ausdruck, daß der von jenem Schauspiel in ihm hervorgerufene Eindruck einer der stärksten seines Lebens blieb und bleibt.

Und doch war den Massen, die den Toten voll Kummer beweinten, nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch aus jener Angst, die den plötzlich ohne Führung zurückgebliebenen Blinden überfällt, nur der Staatsmann bekannt; von dem Menschen wußte man wenig oder nichts, und dieses wenige hätte nicht genügt, ihm einen Glorienschein zu verschaffen. Aber der Staatsmann war und erschien so bedeutend, daß er allein genügt hätte und auch genügte, die denkbar weitestgehende Zustimmung aller Volkskreise, zuerst in Piemont, dann in ganz Italien zu finden.

In Piemont wußte man wohl, und späterhin wurde es nach und nach auf der ganzen Halbinsel bekannt, daß er, der jüngste Sohn einer aristokratischen und reaktionären Familie, von seiner frühesten Jugend an sich von den Fesseln der häuslichen und sozialen Umgebung freizumachen gewußt hatte, um sich seine ganz eigne, neue und moderne Persönlichkeit zu schmieden; daß er, obwohl er für sich nicht an die Möglichkeit einer Betätigung im öffentlichen Leben glaubte, sich auf dieses mit dem größten Ernste vorbereitete und, ohne dem Vergnügen zu entsagen, als Nationalökonom und Landwirt sich schwere und mühevolle Aufgaben gestellt hatte; daß er seine Reisen ins Ausland und seine verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen dort benützt hatte, um sich eine Reihe in intellektueller Hinsicht förderlicher Beziehungen zu schaffen, denen er es mit zu verdanken hatte, daß er in kurzer Zeit imstande war, sich als Schriftsteller zu betätigen. Er schrieb jedoch in französischer Sprache, die die Sprache des Hofes und des Adels von Piemont war — wenn es auch ein etwas phantastisches Französisch war —, denn dieser große Bejaher der italienischen Einheit, dieser werdende Staatsmann, der einige Jahrzehnte später die Sache Italiens auf dem Pariser Kongreß vor der ganzen europäischen Diplomatie, ja gegen sie vertreten sollte, kannte die italienische Sprache noch nicht. Es war nicht die geringste Merkwürdigkeit unsers „Risorgimento", daß die offizielle Initiative zu unsrer Einigung gerade von derjenigen Gegend Italiens ausging, die am wenigsten italienisch erschien — eine Merkwürdigkeit, die jedoch in Anbetracht der piemontesischen Eigenart vom größten Vorteil war, wie denn oft dem Risorgimento selbst sogar die Fehler, sei es der Regierungen, sei es der

Digitized by Google

Bevölkerung, zum Nutzen gereichten. Man wußte von seinem zugleich stolzen und gutmütigen Charakter, von seiner großen, unermüdlichen Tatkraft, von seiner Beharrlichkeit im Verfolgen seiner Ziele und der Vielfältigkeit der Mittel, deren er sich bediente, um sie zu erreichen. Seitdem er seine Kraft erprobt sah, hatten seine hervorragenden Fähigkeiten von Tag zu Tag immer mehr zugenommen und sich geläutert, so daß die Opposition, auf die er im Parlament stieß, im Lande kein Echo gefunden hatte und fand. Dies um so mehr, als man gesehen hatte, daß er, das offizielle Haupt der gemäßigten Partei, in der Praxis nicht davor zurückscheute, sich radikal zu zeigen und es zu werden. Und wenn seine Beziehungen zu diesen und jenen Elementen der parlamentarischen Linken nicht genügt hätten, so hätte es deutlich gegenüber den Befürchtungen der Aengstlichen, dem Schwanken der Katholiken und der Opposition der Klerikalen jene Proklamation über „Roma Capitale" bewiesen, bei der er einen andern hervorragenden Italiener gegen sich hatte, der sich doch mit der genialen Beweglichkeit seines Geistes hätte fortschrittlicher zeigen müssen als er: Massimo d'Azeglio, für sich dagegen die Stimme Alessandro Manzonis.[1]) Und „Roma Capitale" war das politische Testament, das er dem Bewußtsein des italienischen Volkes, der Weisheit seiner Nachfolger hinterließ.

Doch wenn auch im italienischen Volke von 1861 bis 1870 jenes Bewußtsein niemals versagte, wie Aspromonte, Villa Glori, Mentana bewiesen, so zeigten sich dagegen die Nachfolger des Grafen Cavour in der Regierung ihm gegenüber ebensoviel kleiner, als sich nach dem Tode Alexanders des Großen die mazedonischen Generale im Vergleich mit ihm gezeigt hatten. So nahm die Gestalt des Staatsmannes Cavour immer mehr an Größe zu; und als nach vielen, vielen Jahren der Organisator des Zuges der Tausend, der Gesetzgeber der garibaldinischen Diktatur, Francesco Crispi, endlich die ersten Proben seiner Tüchtigkeit in der Regierung Italiens ablegen und alle seinen Wert erkennen konnten, beim Tode Viktor Emanuels II. und Pius' IX., bei der Thronbesteigung des Königs Humbert und der Wahl Leos XIII. und später, war die Oeffentlichkeit einmütig der Ansicht, daß das Geschick Italiens sich ganz anders und viel großartiger gestaltet hätte, wenn Cavour nicht so früh gestorben und Crispi nicht so spät ans Ruder gekommen wäre, wenn sie die Zeit gehabt hätten, sich einander zu nähern, sich kennen und sich in dem, was jeder bedeutete, gegenseitig würdigen

---

[1]) Alessandro Manzoni, der bereits in vorgeschrittenem Alter stand und von schwacher Gesundheit war, reiste heimlich von Mailand ab, um sich den Einwänden seiner Familie zu entziehen, die für ihn die Beschwerden der Reise fürchtete; und in Turin erfuhr Massimo d'Azeglio, sein Schwiegersohn, von seiner Ankunft erst, als Manzoni im Senat unter begeisterten Ehrfurchtsbezeigungen der ganzen Versammlung erschien. Der Katholizismus hatte den Patriotismus in Manzoni nicht im geringsten beeinträchtigt. Er befand sich mit Cavour zusammen unter den ersten Verfechtern des Grundsatzes: „Eine freie Kirche in einem freien Staate" und war, auch in den Zeiten der Illusionen, kein begeisterter Freund des Papstes Pius IX., von dem er zu sagen pflegte, daß er zuerst Italien gesegnet, dann es geheißen habe, sich segnen zu lassen.

Digitized by Google

zu lernen, so daß der Aeltere dem Jüngeren direkt seine Nachfolgerschaft hätte übertragen können.

Als aber Cavour gestorben war und im Volke die liebevolle Ehrfurcht vor seinem Andenken fortdauerte, ja immer inniger wurde, ließen diejenigen, die die Möglichkeit hatten und die Aufgabe übernahmen, seine Aufzeichnungen zu durchforschen und seine Briefe zu veröffentlichen, sich durch die falsche Auffassung leiten, daß man nur den großen Mann zeigen dürfe, als wenn wir noch in der Zeit lebten, in der die Skulptur an den öffentlichen Denkmälern die modernen Figuren mit dem klassischen Mantel bekleidete. Hätten sie ihn doch literarisch ohne weiteres ebenso nackt dargestellt, wie Canova physisch Napoleon dargestellt hatte! — er wäre viel wahrer und anziehender erschienen! Chiala und Berti machten allerdings viele Einzelheiten bekannt, die alle dem Staatsmanne zur Ehre gereichten; aber was den inneren Menschen betrifft, so mußten noch Jahre und Jahre vergehen, ehe man von ihm mehr erfuhr, als bereits über seinen sinnlichen Hang zum weiblichen Geschlecht bekannt war, dem man sogar die Ursache seines Todes zuschreiben wollte.

In einer ausgesprochen realistischen Zeit jedoch mußte der Tag kommen, an dem man dem Grafen von Cavour die Uniform auszog, um ihn im Schlafrock oder gar in Hemdärmeln zu sehen. Man begann vor einer Reihe von Jahren ihn mit Viktor Emanuel auf Du und Du zu stellen, indem man einen Teil der Korrespondenz veröffentlichte, die während des Krieges von 1859 zwischen dem König, der seine Truppen im Felde und in der Schlacht befehligte, und dem Ministerpräsidenten, der in Turin allem und allen die Stirn bot, geführt wurde. Diese Korrespondenz, die dem einen wie dem andern die denkbar größte Ehre macht, bildet eine außerordentlich lohnende Lektüre; und man könnte sich heute, obwohl die offizielle Demokratie inzwischen einen so weiten Weg zurückgelegt hat, einen so vertraulichen Ton zwischen einem Herrscher, selbst einem konstitutionellen, und einem wenn auch noch so angesehenen Minister nicht auch nur als möglich vorstellen.

Cavour, der an Viktor Emanuel die Tapferkeit des Soldaten und die Klugheit des Politikers schätzte, hatte anderseits kein großes Vertrauen auf seine Fähigkeit als General; er hatte das durchaus nicht verhehlt und verschwieg es nicht während der militärischen Operationen. Der König gab sich, statt es übelzunehmen, die größte Mühe, ihn von seinem Irrtum zu überzeugen, und als er ihm schließlich durch die Tatsache die Wirklichkeit beweisen und ihm den Erfolg seiner Talente berichten konnte, rühmte er sich ihm gegenüber damit wie ein junger Mensch, der sich nach bestandenem Examen freut, bei seinem Mentor die guten Punkte, die er erzielt hat, zur Geltung bringen zu können. In diesen und andern intimen Einzelheiten wurden die beiden Gestalten immer größer in den Augen der Italiener; denn wenn es wahr ist, daß es für einen Kammerdiener keinen großen Mann gibt, so erscheint die wahre Größe um so mehr bei den Herrschern der Völker, je mehr die Völker selbst in die genaue Kenntnis ihres täglichen Lebens eindringen. So kommt es, daß die Italiener, die dem

Digitized by Google

König Viktor Emanuel niemals seine Unbeständigkeit in der Liebe zu den Frauen zum Vorwurf machten, ihn um so mehr bewunderten und liebten, je mehr sie wahrnehmen konnten, daß er gerade, weil es nicht den Anschein hatte, als wollte er einen Druck auf den Willen einer Nation ausüben, die ihm als dem „Re Galantuomo", dem „Re liberatore", dem „Re liberale" zugejubelt hatte und zujubelte, seine politische Tätigkeit immer unter dem Anschein einer derben, an Jagden, Zigarren und Frauen ihr Genüge findenden, nur durch höchste Rechtlichkeit und militärische Tüchtigkeit geadelten Gutmütigkeit zu verstecken und zu verbergen gesucht hatte.

Was aber vollends in unsern Augen der Gestalt des Grafen von Cavour einen hinreißenden Zauber verliehen hat, ist die Erkenntnis, zu der wir in neuester Zeit, besonders durch die Veröffentlichungen des Turiner Universitätsprofessors Ruffini, gelangt sind, daß Cavour nicht nur eine sinnliche Natur, sondern auch und vor allem ein Gefühlsmensch war. Nicht umsonst sind wir Italiener das leidenschaftlichste Volk der Erde, bei dem die Liebe den ersten Platz einnimmt, sowohl im individuellen Leben wie in dem der Gesamtheit. Das hat bei uns oft starke Männer geschwächt, hat untätige Männer zu tätigen gemacht, aber es hat auch zur Folge gehabt, daß in der vorbereitenden und in der entscheidenden Periode unsers „Risorgimento" die Frau einen Einfluß ausgeübt und eine Rolle gespielt hat, die im Widerspruch zu dem der Italienerin allgemein zugeschriebenen Wesen zu stehen scheinen, die aber gerade deshalb um so verdienstlicher gewesen sind. Die Mutter der Brüder Cairoli ist sprichwörtlich geworden als Verkörperung des weiblichen Patriotismus; aber schon lange vor ihr und mit ihr haben andre mit ihr gewetteifert, wenn sie sie auch nicht an moralischem Heldenmut, an opferfreudigem Sinn übertroffen haben. Uebrigens war bei der Italienerin auch der physische Mut, der soldatische Mut traditionell. So besiegte im Jahre 1400 eine Caterina Sforza die forlinesischen Rebellen durch ihre Unerschrockenheit, die so weit ging, daß sie unbeugsam ihren Sohn opferte; in die Felsen eingeschlossen, gab sie auf die Drohungen der Feinde, daß er getötet werde, wenn sie sich nicht ergebe, stolz zur Antwort: „Hier ist der Stempel, um andre zu prägen", und in der Tat gab sie später wieder einem Sohne das Leben, der kein Geringerer als Giovanni dalle Bande Nere war. Im Jahre 1500 verdankte Nizza seine Rettung vor den Franzosen und Türken einer andern Frau, diesmal einer Frau aus dem Volk, Caterina Segurana, die durch ihre Kühnheit die Niederlage in einen Sieg zu verwandeln wußte. Und so kommt man Schritt für Schritt in unsrer Geschichte bis zu den Heldinnen der fünf Tage von Mailand, denen diejenigen ihrerseits vorhergingen, die sich seit 1821 verschworen hatten, und jene nachfolgten, die bis zum Jahre 1870 auf den Schlachtfeldern durch ihre Fürsorge die Wunden unsrer Soldaten weniger schmerzhaft, ihren Tod sanfter machten.

Von andrer Art als diese war die Frauengestalt, die heute in dem Herzensroman des Grafen Cavour in einem ganz neuen Lichte erstrahlt, aber nicht weniger schön an Reinheit der Seele, an Adel des Wesens und Empfindens.

Digitized by Google

Diese auserlesene Frau brachte es trotz der leidenschaftlichen Liebe, von der sie erfüllt war, doch fertig, ihrem Herzen Gewalt anzutun und eine treue Gattin zu bleiben. Doch so sehr wir an ihr die weibliche Tugend bewundern, noch mehr müssen wir an dem Manne, dessen Herz ihr gehörte, die Selbstbeherrschung, mit der er jene Tugend zu ehren wußte, und jene Treue der Seele lieben, die ihn auf Kinder und das Glück der Ehe verzichten ließ, aber auch auf andre Frauen, z. B. die schönen Pariserinnen, die glücklich gewesen wären, ihn trösten zu dürfen, die aber nur seine mehr oder minder verschwiegenen Vertrauten wurden. Und heute ergänzt der platonisch liebende Cavour auf eine für uns noch anziehendere Weise die Gestalt jenes Cavour, der die nationale Einheit begründete.

Es war natürlich, daß jetzt in dem Drama Domenico Tumiatis der verliebte Cavour nicht auftrat; im Jahre 1859 waren viele Jahre verflossen, seitdem jene Leidenschaft sich in seinem Herzen verschlossen hatte, das sich der wahren Leidenschaft niemals wieder erschloß; und Tumiati war von einem richtigen Gefühl geleitet, wenn er nicht andre Frauen neben ihn stellte, die seine Sinne flüchtig gefangennahmen, denn sie verdienten nicht erwähnt zu werden; und ein glücklicher Gedanke war es auch von ihm, daß er jene Gräfin di Castiglione auf die Bühne brachte, die, damals im ganzen Glanze ihrer wunderbaren Schönheit, dem Minister, ihrem Vetter, in Wahrheit als politisches Werkzeug diente, um dann nach der Zeit des Glanzes aus der Welt zu verschwinden und verborgen vor den Augen aller in demselben Paris zu leben, das sie einst so sehr bewundert hatte. Die Rolle, die Tumiati sie spielen läßt, ist ohne Zweifel viel größer, als sie sie in Wirklichkeit gespielt hat; aber augenscheinlich wollte der Dichter an dieser Gestalt die verschiedenen Mittel zeigen und zusammenfassen, die der Graf v. Cavour anwendete, um sich auch der Frauen zur Förderung seines patriotischen Werkes zu bedienen. Wenn er auch noch kurze Zeit vor 1859 in einem Brief an Daniele Manin, der als Flüchtling in Paris lebte, die italienische Einheit in einem Augenblicke berechneter Verstellung oder unbesiegbarer Verzagtheit einen Traum nannte — ein Beweis, wie sehr der ihm so wenig ähnliche Diplomat recht hatte, der sagte: „Geben Sie mir vier Zeilen von einem Ehrenmann, und ich bringe ihn an den Galgen“ —, gab es doch kein Mittel, dessen er sich nicht zum Nutzen für diese Einheit bediente; und bediente er sich Mazzinis, der ihn immer bekämpfte, wie Garibaldis, der ihn oft unterstützte, so war ihm auch irgendeine berühmte Schauspielerin für diesen Zweck ebenso von Wert wie eine vornehme Dame; hielt er vor dem Kriege das Bündnis mit Napoleon III. für unentbehrlich, so würde man ihn wahrscheinlich nach Villafranca sich gegen ihn haben wenden sehen, wenn ihm die natürliche Entwicklung der von ihm klug begünstigten Ereignisse in den Herzogtümern und den Marken nicht diese Notwendigkeit erspart hätte. Und wer weiß, was man noch von ihm gesehen hätte, wenn ihn nicht der Tod vor der Zeit dahingerafft hätte! Sicherlich hätte er, wenn der französische Widerstand gegen den Einmarsch der Italiener in Rom angedauert hätte, nicht gezögert, und

Digitized by Google

wenn Rom nicht schon durch ihn unser geworden wäre — was man sehr wohl annehmen darf —, so hätte er sehr wahrscheinlich im Jahre 1870 mehr getan, als sich der preußischen Siege zu bedienen, um es in Besitz zu nehmen. Eine Verbindung Cavour-Bismarck wäre dem Einvernehmen vorausgegangen, das dann so viele Jahre nachher zwischen Bismarck und Crispi bestand.

Man kann vielleicht von Cavour nicht sagen, daß er seiner Zeit oft vorausgeeilt sei; gewiß ging er immer mit ihr, verstand sie und leitete sie, in Italien und außerhalb Italiens; er konnte sie leiten, weil er auf die verschiedensten Wendungen, die mit ihr hätten eintreten können, gleicherweise vorbereitet war. Hätten wir nicht schon längst die klarsten und überzeugendsten Beweise dafür gehabt, so wäre jetzt einer ans Licht gekommen in einem Briefe, den zu erwerben in Paris einem mit praktischem Sinn begabten Idealisten gelungen ist, der, Deutscher von Geburt und Italiener aus Wahl, zugleich dem Lande seiner Geburt und seinem Adoptivvaterland Ehre macht, indem er sich beiden durch Harmonisierung ihrer Interessen nützlich erweist. Stets auf der Suche nach schönen Dingen und guten Menschen, hat er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sich jenes höchst interessante, unerwartet und unvermutet aufgetauchte Dokument zu verschaffen, um es einem italienischen Politiker zum Geschenk zu machen, der sich rühmen kann, noch Mitarbeiter Cavours gewesen zu sein.

Der in Paris geschriebene Brief stammt aus dem Jahre 1835, aus einem Jahre also, in dem Cavour dem Anschein nach es nicht nötig hatte, sich mit militärischen Dingen zu beschäftigen; und doch sehen wir ihn hier im Einvernehmen mit einem Offizier des sardinischen Heeres eifrig darauf bedacht, sich über die militärischen Einrichtungen, die ihm vor die Augen kamen, klar zu werden und sein Land darüber zu unterrichten. Sah er die Zukunft vorher? Wer kann es wissen? Sicher ist, daß bei Menschen, wie er einer war, der Skeptizismus gegenüber den Ereignissen, den Völkern, den Individuen niemals absolut und vollständig ist; meistens geben sie sich als Skeptiker, den andern gegenüber entweder in der Ueberzeugung, nicht verstanden zu werden oder um ihre eignen Gedanken zu verbergen, sich selbst gegenüber, um sich vor gefährlichen Illusionen zu bewahren; aber in ihrem geistigen Bewußtsein regt sich und arbeitet das Vorgefühl dessen, was geschehen kann, was geschehen muß, und der Wille, darauf vorbereitet zu sein. Sonst ließe es sich bei ihm wie bei andern großen Männern nicht erklären, wie ihrem Leben von der ersten Jugend an eine bestimmte Richtung gegeben ist, und sicherlich würde dazu auch ihre Rücksicht gegen sich selbst nicht ausreichen, die Männer in einer würdevollen Reserve hält, welche fähig wären zu handeln, aber durch die Umstände verurteilt sind, untätig zu bleiben.

Gewiß war er vom Glück begünstigt, da er im Augenblick der Vorbereitung auf den Plan trat und gerufen wurde, als seine Kräfte und der entscheidende Moment, in dem sie sich am besten betätigen und nutzbringend entfalten konnten, am besten zueinander paßten. Doch das Glück — das freilich oft dem fehlt, der es verdienen würde — hilft, wo es sich darbietet, nur dem Genie; jeden-

Digitized by Google

falls haben die Nachfolger Cavours die günstigen Gelegenheiten, die sich ihnen später boten, jenes Italien groß zu machen, zu dessen Einigung er so viel beigetragen hatte, nicht zu benutzen verstanden, und Italien lebte nach seinem Tode lange Jahre hindurch ohne Ruhm und ohne Gewinn dahin, bis nach einer kurzen Periode, in der ein Staatsmann von außergewöhnlichen Fähigkeiten seiner Zeit vorangeeilt war und daher bei dem Lande keine Unterstützung fand — das ihn später betrauerte —, zwischen dem Bewußtsein des Volkes und dem Willen der Regierenden jene Harmonie des Strebens und des Handelns sich bildete, aus der mehr und Besseres als die Eroberung Libyens, aus der die Erneuerung des ganzen nationalen Geistes hervorgegangen ist.

Doch damit diese Erneuerung von Dauer sei, ist es gut, immer und immer wieder zu den ersten Anfängen zurückzukehren. Alle fühlen es intuitiv, und darum erregt die nicht nur in den Büchern und in den Zeitungen wieder zum Leben erweckte, sondern auch mehr oder weniger getreu auf die Bühne gebrachte Gestalt des Grafen Cavour, heute mehr als je, eine Begeisterung, die der Dankbarkeit, der Liebe, dem Schmerz über sein frühzeitiges Hinscheiden und zugleich der Hoffnung auf eine seiner würdige Zukunft entspringt. X X X.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Am 6./18. Oktober hat Rußland die drei Distrikte jenseits des Pruth ganz übernommen; die Uebergabe hat sich vollzogen ohne die Unterschrift des Fürsten.

Am Sonntag, den 8./20. Oktober, feierten der Fürst Carol und die rumänische Armee ihren feierlichen Einzug in Bukarest.

Den 9./21. Oktober empfängt der Fürst ein Schreiben des deutschen Kronprinzen aus Potsdam vom 7./19. Oktober: „Daß ich Deiner während des Kongresses und dann inmitten der wahrlich harten Zeit der Verhandlungen über die Abtretung Bessarabiens sehr viel gedachte, weißt Du. Absichtlich schrieb ich Dir nicht, weil ich nicht wußte, wie ich mich angesichts solcher Vorgänge ausdrücken sollte. Daß Du die Verhältnisse ruhig zu erfassen und die Dinge, wie sie waren, zu nehmen wissen würdest, davon war ich im voraus überzeugt. Doppelt hart aber traf Dich der Ländertausch, da nur zu viele danach trachteten, Dich als „Eingewanderten" des Mangels „an patriotischen Gesinnungen" zu verdächtigen. Gottlob scheint Deine Landesvertretung sich mit der notwendigen

Digitized by Google

Resignation gefügt zu haben, so daß Du einer wahren Sorge enthoben bist. Möge Rumänien nun rasch alle Vorteile geltend machen, die aus der wenig bietenden Dobrudscha immerhin noch gezogen werden können, und Brücken-, Kanal- und Hafenbauten eine neue Aera Deiner Regierung bezeichnen! Gelingen dergleichen Unternehmungen, dann ist wirklich Ersatz für das Preisgegebene geschaffen, und vielleicht der Vorteil einst auf eurer Seite. Das wünsche ich von Herzen. Rußlands Verhalten, nachdem ihr dem kolossalen Reich den Retterdienst geleistet, fand allgemeinen Tadel. Ich begreife auch nicht, was ihm an jenem Stück Landes gelegen sein konnte . . ."

Da Rußland seinen Generalkonsul in Bukarest zum Ministerresidenten ernannt hat, erhält General Fürst Jon G. Ghika in Petersburg Rang und Titel eines Gesandten. Den 10./22. Oktober hat General Ghika beim Fürsten Carol Audienz, da er nach Livadia geht, um sein Kreditiv als Gesandter zu überreichen. Der Fürst beauftragt ihn, dem russischen Kaiser zu sagen, daß Fürst Carol in alter Anhänglichkeit die Hoffnung hege, daß nun, nach Beendigung der Differenz wegen Bessarabiens, die guten Beziehungen zwischen Rußland und Rumänien wiederhergestellt werden müssen. Die Besetzung der Dobrudscha werde ohne Schwierigkeit verlaufen. Hoffentlich werde der russische Ministerresident bald den Gesandtenrang erhalten.

Den 15./27. Oktober empfängt Fürst Carol in feierlicher Audienz Baron Stuart, der ihm einen Brief des Kaisers Alexander überreicht, der in der französischen Uebersetzung lautet wie folgt: „Désirant consolider de plus en plus les relations amicales qui ont existé invariablement entre nos Etats, Nous avons jugé à propos de nommer au poste de Notre Ministre Résident près Votre Altesse Notre Conseiller d'Etat Actuel Baron Dimitri Stuart. En l'accréditant par les présentes, en la dite qualité, Nous prions Votre Altesse de lui accorder foi et créance entière en tout ce qu'il aura l'honneur de Lui exposer en Notre nom. De cette occasion, Nous le chargeons de présenter à Votre Altesse l'assurance de Notre parfaite amitié." Baron Stuart hebt in seiner Anrede hervor, daß die letzten Ereignisse für Rumänien eine neue politische Aera eröffnet hätten, „en combattant à côté de la Russie, la Roumanie a acquis son Indépendance". Um diese zu begrüßen, hat der Kaiser die Initiative ergriffen, ihn zum Ministerresidenten zu ernennen, in der Hoffnung, daß die Beziehungen der beiden Länder sich auf dem Fuße, „de la plus franche et de la plus cordiale amitié" konsolidieren würden. Fürst Carol antwortet erfreut über die sympathische Initiative des Kaisers und hofft, die Freundschaftsbande mit dem mächtigen russischen Reiche, „qui ont reçu une si belle sanction sur le champ de bataille", immer inniger werden würden.

Den 21. Oktober/2. November wird der österreichisch-ungarische Gesandte Graf Hoyos-Sprinzenstein offiziell empfangen. Der Brief des Kaisers Franz Josef, den er überbringt, ist in lateinischer Sprache vom Kaiser unterschrieben und vom Grafen Andrássy gegengezeichnet.

Digitized by Google

Fürst Carol präsidiert den 10./22. November einem Ministerrate, in dem die Normen für die Besitzergreifung der Dobrudscha festgesetzt werden. Außerdem wird beschlossen, daß Cogalniceanu dem Baron Stuart mitteilen soll, daß die Besitzergreifung nicht länger hinausgeschoben werden kann, sondern daß Rumänien vor Eröffnung der Kammern die Dobrudscha besetzt haben müsse, zumal da ohne die Kammern kein neuer Durchgangsvertrag abgeschlossen werden könne.

Der rumänische Gesandte Balaceanu hat in Pest dem Kaiser Franz Josef den Stern Rumäniens überreicht. Der Kaiser hat ihn sehr gnädig empfangen und ihm seine Hoffnung ausgedrückt, daß Rumänien in der Dobrudscha nicht dieselben Schwierigkeiten zu überwinden haben werde wie seine Truppen in Bosnien und der Herzegowina.

Den 11./23. November empfängt Fürst Carol die russischen Generale Tscherkassow und Nikitin, die sich verabschieden. Der ganze Stab der Okkupationsarmee verläßt Rumänien, um sein Hauptquartier nach Bessarabien zu verlegen; ebenso wird die ganze Etappenlinie verlegt.

Abends trifft die Nachricht ein, daß man in Livadia die rumänischen Wünsche angenommen und die russischen Behörden in der Dobrudscha den Befehl erhalten haben, die Verwaltung den Rumänen zu übergeben. Minister v. Giers hat nämlich an den Baron Stuart folgendes Telegramm gerichtet: „N'ayant en vue que la stricte exécution du Traité de Berlin, sans aucune arrièrepensée, et supposant qu'il en est de même du côté du Gouvernement Roumain, consentons à amendement proposé par Cogalniceanu, lorsque la question sera reglée par échange de notes. Informez Belozeskowitz qu'il peut procéder à remise de la Dobroutcha."

Fürst Carol begibt sich den 13./25. November mit dem Ministerpräsidenten Bratianu nach Braila, um die faktische Besitzergreifung der Dobrudscha zu vollziehen.

Den 14./26. November langt Fürst Carol morgens 9 Uhr in Braila an, wo er erwartet wird von General G. Anghelescu, Kommandeur der zur Besetzung der Dobrudscha bestimmten Division, sowie von allen höheren Offizieren und Verwaltungsbeamten des Distrikts und von einem zahlreichen Publikum.

Der Fürst steigt zu Pferde und reitet mit seinem Stabe die Front der Besatzungsdivision ab. Dann wird den Truppen folgender Tagesbefehl verlesen:

„Soldaten! Die europäischen Großmächte haben durch den Berliner Vertrag diesen alten Besitz unsrer früheren Fürsten mit Rumänien vereint. Heute werdet ihr euren Fuß auf den Boden setzen, der wieder rumänische Erde wird! Doch betretet ihr die Dobrudscha nicht als Eroberer, sondern als Freunde und Brüder der Bewohner, die von jetzt ab eure Mitbrüder sind.

„Soldaten! In diesem neuen Rumänien werdet ihr eine Bevölkerung finden, die zum größten Teile schon rumänisch ist; aber ihr werdet auch Bewohner finden andern Stammes, andern Glaubens. Alle diese, die jetzt Glieder des rumänischen Staates werden, haben das gleiche Anrecht an euren Schutz, eure

Digitized by Google

Liebe! Unter ihnen werdet ihr Mohammedaner finden, deren Religion, Sitte und Familienleben sich von den unsrigen unterscheiden. Diese zu achten, lege ich euch besonders ans Herz.

„Seid inmitten eurer neuen Mitbürger das, was ihr bis jetzt in Friedenszeiten wie auf dem Felde der Ehre gewesen seid: das, als was euch — mit Stolz bestätige ich es — jetzt ganz Europa kennt, nämlich Muster von Tapferkeit und Disziplin, Verteidiger des Rechtes Rumäniens und Vorkämpfer der Gesetzlichkeit und der Zivilisation Europas.

„Guten Weg also, Soldaten, und Gott schütze euch. Mein herzliches Gedenken begleitet euch unausgesetzt! Es lebe Rumänien!"

Im Hafen sind die umfassendsten Vorbereitungen zum Uebersetzen der Truppen auf das rechte Donauufer getroffen worden. Um 12 Uhr geht Fürst Carol an Bord seiner Jacht „Stephan der Große", begleitet vom Ministerpräsidenten, dem Bischof Melchisedek, den Zivilbehörden und Notabilitäten der Stadt, sowie den Vertretern der österreichischen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, die der Regierung zur schnellen Ueberfahrt der Truppen Schiffe zur Verfügung gestellt hat. Um 1 Uhr ist ein Detachement Roschiori, eine Kompagnie Jäger, eine Batterie und das 5. Linieninfanterieregiment auf dem jenseitigen Ufer: da lichtet auch der „Stephan der Große" die Anker, und bald darauf setzt Fürst Carol in Ghecet unter dem Jubel seiner neuen Untertanen zum erstenmal seinen Fuß auf ein Stück transdanubischen Landes, das ihm gehört. Er wünscht seinen Truppen, die mit flatternden Fahnen und unter den Klängen der Nationalhymne nach Matschin abmarschieren, „glücklichen Weg"; Bischof Melchisedek erteilt den Segen. Dann fährt der Fürst nach Braila hinüber und sodann nach Bukarest.

Am selben Tage richtete Cogalniceanu an Baron Stuart ein Schreiben folgenden Inhalts: „Rußland habe in der Note vom 29. Oktober/10. November den Wunsch ausgedrückt, sich vor der Besetzung der Dobrudscha durch die rumänischen Truppen mit der fürstlichen Regierung über die Verkehrswege der russischen Armee in dieser Provinz zu verständigen. Nach mündlicher Abrede sei er nunmehr im Namen der fürstlichen Regierung zu der Erklärung ermächtigt, daß die Bestimmungen der noch heute in Kraft stehenden Konvention für den Durchzug des russischen Heeres durch Rumänien auch auf die Dobrudscha anzuwenden sei — „conformément à l'article 22 du Traité de Berlin". Baron Stuart hat hierzu die Zustimmung seiner Regierung erklärt, durch eine Paraphrase der soeben erhaltenen Note Cogalniceanus.

Den 15./27. November eröffnet Fürst Carol persönlich die Kammern und wird mit besonderer Begeisterung empfangen. Die Thronrede bespricht die äußere und innere Lage Rumäniens und hebt hervor, daß jede Kriegsgefahr geschwunden, und daß Rumänien jetzt in die europäische Staatenfamilie aufgenommen ist, arbeitet doch ein rumänischer Delegierter neben den Delegierten der Großmächte in der Kommission, die für die Freiheit und Entwicklung der Donauschiffahrt zu sorgen hat. Und gestern haben unter des Fürsten Augen die rumänischen Truppen von der Dobrudscha Besitz ergriffen. Die Nachbarstaaten haben ihre

Digitized by Google

diplomatischen Vertretungen den neuen Verhältnissen angepaßt, die Beziehungen zur Hohen Pforte sind auf das freundschaftlichste wiederhergestellt, und was die diplomatischen Beziehungen zu den andern Großmächten angeht, so hängt deren Regelung von den Kammern ab: nur diese können die Wahl einer Konstituante, zur Revision und Abänderung der betreffenden Artikel der Konstitution, beschließen. Auf konstitutionellem Wege also können die Kammern dem Lande die Möglichkeit geben, den Erwartungen Europas zu entsprechen und aus dem Fundamentalpakt des Landes die politische Ungleichheit aus Glaubenssätzen ausmerzen, welche diesem aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr angemessen ist. Außerdem wird eine neue Verteilung von Grund und Boden an die Bauern vorzunehmen sein, die um so nötiger ist, als die Landbevölkerung im Frieden die Quelle des Reichtums, im Kriege aber die Stütze und der Stolz des Volkes ist. Ferner sollen Friedensrichter eingeführt und die Unabsetzbarkeit der Richter weiter ausgedehnt werden. Auch zum Schutz der Waldungen und zum Betrieb von Bergwerken sind neue Gesetze erforderlich. Desgleichen sind Verbesserungen in der Organisation des Heeres in Aussicht genommen. Wünschenswert ist ein schleuniger Anschluß der Eisenbahn Tschernavoda—Küstendsché an das rumänische Netz. Die Thronrede schließt mit einem Appell an den Patriotismus der Volksvertreter und einer Erinnerung an alles, was im vergangenen Jahre vollbracht und erreicht worden ist.

Den 25. November/7. Dezember telegraphiert Fürst Carol dem Großfürsten Nikolaus nach St. Petersburg: „A l'occasion de la fête de l'ordre de St. Georges, et pénétré du souvenir impérissable des événements glorieux au milieu desquels il m'a été donné de célébrer cette solennité avec les augustes membres de la Famille Impériale sur les champs de bataille de Bulgarie, je viens prier Votre Altesse Impériale en mon nom et en celui des Chevaliers de St. Georges appartenant à mon armée, d'exprimer à Sa Majesté l'Empereur nos bien sincères félicitations et notre plus vive reconnaissance. Agréez de même, Monseigneur, pour Vous personnellement nos meilleurs vœux pour le premier anniversaire que Votre Altesse Impériale célèbre comme Chevalier de la Grande Croix d'un des plus beaux ordres militaires."

General Stolypin hat im Namen der Georgsritter des IX. russischen Korps, das er kommandiert, aus Philippopel Glückwünsche an den Fürsten gesandt.

Den 26. November/8. Dezember antwortet Großfürst Nikolaus dem Fürsten Carol durch zwei Telegramme. Im ersten wünscht er ihm und allen „Chevaliers de l'Ordre de St. Georges de la jeune et brave armée roumaine" Glück zum heutigen Tage. Im zweiten sagt er: „L'Empereur me charge de transmettre à Votre Altesse Royale ses plus sincères remercîments de Votre aimable attention à l'occasion de la fête anniversaire de Son Ordre Militaire de St. Georges, et des bonnes paroles contenues dans le télégramme que Vous avez bien voulu m'adresser. Il me tient à cœur de Vous exprimer en même temps combien je suis touché du bon souvenir que Vous gardez de nos relations et de notre service commun pendant l'époque mémorable

Digitized by Google

de la dernière campagne, et de Vous prier, ainsi que tous nos frères d'armes de Votre Armée de croire à la réciprocité de ces sentiments de ma part."

Den 27. November/9. Dezember antwortet der Fürst dem General Stolypin nach Philippopel: „Les félicitations qu'à l'occasion de la fête de l'Ordre les Chevaliers de St. George, appartenant au 9me Corps, me font parvenir, m'ont vivement touché. Je Vous remercie particulièrement de me les avoir transmises, et je prie Votre Excellence d'être mon interprête auprès des braves Chevaliers du vaillant corps qui, dans la dernière guerre, a commencé sa carrière de gloire sous les murs de Nicopoli, l'a consacrée devant Plewna et l'a continuée au-delà des Balkans. C'est avec un double plaisir que je me souviens des héros du 9me Corps aujourd'hui, 1er anniversaire de Plewna, où ce corps a été constamment côte à côte avec mes troupes et a partagé fraternellement avec elles les gloires et les périls de ce siège mémorable."

Am 28. November/10. Dezember, dem Jahrestage von Plewna, erläßt Fürst Carol folgenden Tagesbefehl: „Soldaten! Heute ist ein Jahr vergangen, seitdem euer Mut und eure Ausdauer alle Gefahren und Schwierigkeiten überwand und ihr als Sieger in Plewna einzoget. Ihr habt gesehen, mit welchem Stolz, welcher Freude und Dankbarkeit das Land euch empfing, als ihr vom Kampfe heimkehrtet: in allen Städten, in allen Dörfern war Feiertag, besonders aber die Hauptstadt, das Herz des Landes, zeigte euch, wie die Nation die Vorteile zu schätzen weiß, die ihr für sie durch euer Blut errungen, und das von jetzt ab mit Liebe sich mehr denn je über euch ausbreiten wird! Soldaten! An dem heutigen feierlichen Tage möge jeder von euch dem Allmächtigen danken, daß Er ihm den Arm gestärkt hat zur Verteidigung des Vaterlandes, und sich geloben, daß das Land, sobald es seiner bedarf, ihn und, wie vor Plewna, mich an eurer Spitze finden wird!"

Dem Kaiser von Rußland telegraphiert der Fürst seine Glückwünsche: „Je prie Votre Majesté d'agréer mes sincères félicitations à l'occasion du premier anniversaire de la prise de Plewna, conquise sous les yeux de Votre Majesté par les vaillants soldats et par mes jeunes troupes qu'eurent le bonheur d'y recevoir le glorieux baptême militaire. Ce sera pour mon pays et pour moi une date mémorable que celle où Votre Majesté entre en vainqueur dans la formidable citadelle, et la confraternité qui s'est établie entre l'armée Impériale et l'armée roumaine restera à jamais gravée dans les pages de l'histoire. Je garderai éternellement le souvenir des bontés que Votre Majesté m'a témoignées ainsi qu'à mon armée!"

Der Kaiser antwortet dem Fürsten: „Je Vous remercie sincèrement d'avoir pensé au glorieux anniversaire d'aujourd'hui, où Vos braves troupes ont contribué au succès définitif. Puisse cette confraternité d'armes rester pour toujours un lien entre nos deux armées et nos deux pays."

Den 3./15. Dezember wird der türkische Gesandte Suleiman-Bei in feier-

Digitized by Google

licher Audienz vom Fürsten empfangen. Der Akkreditivbrief des Sultans drückt den Wunsch aus, „de rendre de plus en plus intimes les rapports de bonne amitié et de parfaite entente entre les deux Etats."

Am 10./22. Mai wird dem Fürsten Carol von der Armee ein in Gold getriebener Säbel überreicht. Auf dem Bügel der Waffe sind die Namen der Schlachten eingraviert, an denen das rumänische Heer teilgenommen hat; auch die rumänischen Orden und Kriegsmedaillen sind ihm nachgebildet. Die Widmung lautet: „Dem ruhmreichen Führer im Kriege 1877/78 sein dankbares Heer"; außerdem trägt die Klinge die Inschriften: „Virtus Romana Rediviva" und „Unserm gnädigen Herrscher". Der Griff zeigt das nationale Emblem, den Adler mit dem Kreuz im Schnabel und im Email die Worte: „Ruhm den gefallenen Helden." Fürst Carol ergreift den Säbel und dankt: „Mit Stolz nehme ich diese Waffe entgegen als ein Zeichen der Hingebung meiner treuen Armee, die durch ihren Heldenmut die ruhmreichen Zeiten der Vergangenheit neu belebt hat! Ich nehme sie an in Erinnerung an die große Epoche, die wir zusammen durchkämpften, indem wir Sorgen und Leiden, Gefahren und Hoffnungen teilten, und aus der wir ehrenvoll hervorgegangen sind! Wenn uns das Herz lauter schlägt bei dem Gedanken an die gefallenen Helden, so wollen wir doch nicht klagen, denn aus ihren Gräbern ist die Unabhängigkeit des Landes erblüht! Möge Gott der Herr geben, daß dieser Säbel eine Reihe von Jahren in tiefem Schlafe ruhe! Sollte er aber dereinst zum Kampfe gezogen werden, so möge es sein, um ein Heer von Helden zum Siege zu führen! Es lebe unsre tapfere Armee!"

*

Am 15./27. Mai ist der neuernannte Gouverneur von Ostrumelien, Fürst Alexander Vogorides, Aleko-Pascha, in Philippopel eingetroffen.

Am 16./28. Juli 1879 überreicht Major Corvin in offizieller Audienz die Notifizierung der Thronbesteigung des Fürsten Alexander von Bulgarien.

Das Notifizierungsschreiben hat folgenden Wortlaut: „Monseigneur! Elu Souverain de la Principauté de Bulgarie par un vote national et arrivé dans ma capitale, je m'empresse, Monseigneur, de faire part à Votre Altesse Royale de mon avénement au trône de cette Principauté. C'est avec le plus grand sentiment de satisfaction et de sympathie personnelle, Monseigneur, que j'accomplis ce devoir envers le Souverain d'un pays limitrophe, auquel ma nouvelle patrie est liée par tant d'intérêts communs, aussi bien que par tant de souvenirs d'hospitalité politique et de reconnaisance. Nos rapports mutuels contribueront, j'en suis convaincu, à développer et à fortifier de plus en plus les bonnes relations de voisinage qui doivent exister entre les deux pays destinés l'un et l'autre de prendre une large part dans l'œuvre glorieuse de la civilisation en Orient. Veuillez agréer, Monseigneur, l'assurance de mes sentiments de plus haute estime et de ma sincère amitié. Alexandre."

Digitized by Google

Auf die Ansprache des Barons Corvin antwortet Fürst Carol: „Personne ne pouvait se réjouir autant que moi de l'élection du Prince Alexandre, auquel je porte une sincère amitié et qui peut compter sur toute ma sympathie. Je suis convaincu que les meilleurs rapports s'établiront entre nos deux pays, d'autant plus que les Bulgares se rappelleront avec plaisir de l'hospitalité qu'ils ont toujours trouvé en Roumanie, et mes troupes ont combattu à côté de la vaillante armée russe pour leur autonomie!"

Den 6./18. Dezember 1879 wird Graf Tornielli als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Italiens vom Fürsten Carol in feierlicher Audienz empfangen.

*

Am 15./27. Januar 1880 wird der Rückkauf der rumänischen Eisenbahnen von den Kammern votiert, und sämtliche Eisenbahnen Rumäniens werden somit Staatsbahnen.

Den 8./20. Februar 1880 wird die identische Note, durch welche das Deutsche Reich, England und Frankreich die Unabhängigkeit Rumäniens anerkennen, von den Vertretern der Westmächte dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rumäniens eingehändigt.

Sie lautet:

„Le Soussigné (Gérant du Consulat Général d'Allemagne — Représentant d'Angleterre — Secrétaire d'Ambassade Gérant l'Agence et le Consulat Général de France) a reçu l'ordre d'adresser au nom du Gouvernement (d'Allemagne — d'Angleterre — de France) à Monsieur le Ministre des Affaires Etrangères de Roumanie la communication suivante:

„Le Gouvernement (Impérial — de Sa Majesté Britannique — de la République Française) a été informé par les soins de l'Agent de Son Altesse Royale le Prince de Roumanie (à Berlin — à Londres — à Paris) de la promulgation, sous la date du 25 Octobre 1879, d'une Loi votée par les Chambres de Révision de la Principauté et destinée à mettre le texte de la constitution roumaine en accord avec les stipulations insérées dans l'article 44 du Traité de Berlin.

„Le Gouvernement (Impérial — de Sa Majesté la Reine — de la République) ne saurait considérer comme répondant entièrement aux vues qui ont dirigé les Puissances Signataires du Traité de Berlin, les dispositions constitutionnelles nouvelles dont il lui a été donné connaissance, et, en particulier celles, d'où resulte pour les personnes de rite non chrétien domiciliées en Roumanie, n'appartenant d'ailleurs à aucune nationalité étrangère, la nécessité de se soumettre aux formalités d'une naturalisation individuelle.

„Toutefois, confiant dans la volonté du Gouvernement Princier de se rapprocher de plus en plus, dans l'application de ces dispositions, de la pensée libérale dont s'étaient inspirées les Puissances, et prenant acte des assurances formelles qui lui ont été transmises, le Gouvernement (Impérial

Digitized by Google

— de Sa Majesté Britannique — de la République), afin de donner à la nation roumaine un témoignage de ses sentiments d'amitié, a décidé de reconnaître sans plus de retard la Principauté de Roumanie, comme Etat Indépendant. En conséquence le Gouvernement (Impérial — de Sa Majesté Britannique — de la République Française), se déclare prêt à rentrer en relations diplomatiques régulières avec le Gouvernement Princier.

„Le Soussigné, en donnant avis à Monsieur le Ministre des Affaires Etrangères de la résolution adoptée par son Gouvernement, a l'honneur de Lui renouveler l'assurance de sa haute considération."

White überreicht dem Fürsten Carol in feierlicher Antrittsaudienz sein Beglaubigungsschreiben als Gesandter und bevollmächtigter Minister Großbritanniens. In dem Briefe der Königin wird der Fürst zum ersten Male von ihr als „Brother" angeredet. Nach englischer Gepflogenheit überreicht White auch der Fürstin einen Brief der Königin Viktoria.

Der neuernannte deutsche Gesandte Graf Wesdehlen überreicht dem Fürsten Carol am 26. Februar/9. März folgenden Brief des Deutschen Kaisers vom 5. März 1880:

„Bester Vetter!

„Endlich sind wir am Ziele unsrer so lang gehegten Wünsche angelangt! Schwere und unerfreuliche Kämpfe hat es gekostet, um dahin zu kommen, Dich selbständig in der Welt dastehen zu sehen! Möge das Sprichwort in Erfüllung gehen: „Was lange währt, wird gut!"

„Die Sympathien, die ich stets für Dich als Hohenzoller und für Deine Person empfunden, habe ich nie verleugnet; aber wo viele zum Ziele gelangen wollen und jeder seinen Weg geht, bis man endlich sie alle unter einen Hut bringt, das erfordert Zeit und manches Opfer! Daher mußte auch ich temporisieren, um Dich endlich vor der Welt anerkennen zu können.

„Gott gebe seinen Segen zu Deiner nunmehr selbständigen Regierung, und segne Dich, Deine Gemahlin und Dein Land!

„Dein treuer Vetter und Freund Wilhelm."

Das offizielle Beglaubigungsschreiben des Kaisers Wilhelm lautet:

„Durchlauchtigster Fürst, freundlich lieber Vetter!

„Von dem Wunsche geleitet, für die diplomatische Vertretung des Deutschen Reiches bei Eurer Königlichen Hoheit und Liebden Sorge zu tragen, habe Ich Mich bewogen gefunden, den bisherigen ersten Sekretär Meiner Botschaft in Paris, Legationsrat v. Wesdehlen, zu Meinem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei Eurer Königlichen Hoheit und Liebden zu beglaubigen. Der von dem Grafen v. Wesdehlen stets bewiesene Diensteifer berechtigt Mich zu der Erwartung, daß es ihm in der übertragenen ehrenvollen Stellung gelingen werde, sich Eurer Königlichen Hoheit und Liebden Wohlwollen und Vertrauen zu erwerben. Eure Königliche Hoheit und Liebden ersuche Ich demnach, den Grafen v. Wesdehlen gütig aufzunehmen, ihm auch sonst Zutritt zu

Digitized by Google

Dero Person und geneigtes Gehör zu verstatten und ihm in allem, was er in Meinem Namen und im Auftrage Meiner Regierung vorzutragen berufen sein wird, vollen Glauben beizumessen. Derselbe ist auch angewiesen, Eurer Königlichen Hoheit und Liebden bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit die Versicherung der vollkommenen Hochachtung und aufrichtigen Freundschaft zu erneuern, womit ich verbleibe Eurer Königlichen Hoheit und Liebden freundwilliger Vetter Wilhelm.

Berlin, den 21. Februar 1880. v. Bismarck."

„An den Fürsten von Rumänien
Königliche Hoheit und Liebden."

Den 26. März/7. April überreicht Graf Wesdehlen dem Fürsten Carol in feierlicher Audienz den Schwarzen Adlerorden, zusammen mit folgendem Handschreiben des Deutschen Kaisers vom 2. April 1880: „Eure Königliche Hoheit haben die große Güte gehabt, mir mittels Ihres Schreibens durch Minister Bratianu Ihren Orden des Rumänischen Sterns mit Schwertern zu verleihen. Dieser Beweis Ihrer stets gleichbleibenden Freundschaft für mich ist mir unendlich wert, und ich sage Ihnen hiermit meinen aufrichtigsten Dank. Daß Sie mich darauf aufmerksam machen, daß Sie die Schwerter dem Orden beigefügt haben, gilt mir als teurer Beweis, daß Sie sich der großen Zeit erinnern, in welcher die Vorsehung sichtlich meine Waffen gesegnet hat und mächtige Ereignisse durch dieselben herbeiführen wollte. Ich gedenke dabei der siegreichen Taten Ihrer Armee, die mir die Freude gewährte, Ihnen meinen Militärorden damals verleihen zu können. Zugleich ergreife ich nunmehr die so hocherfreuliche Veranlassung Ihrer anerkannten Stellung als selbständiger regierender Fürst, um Ihnen meinen hohen Orden vom Schwarzen Adler zu verleihen, den dritten in Ihrer und meiner hohenzollernschen Familie. Indem ich von Gott Seinen Segen über Sie, die Fürstin und Ihr aufblühendes Land erflehe, verbleibe ich Eurer Königlichen Hoheit treu ergebener Vetter und Freund Wilhelm, Imp. Rex."

Den 2./14. August ernennt der Kaiser Franz Josef den Fürsten Carol zum Oberstinhaber seines Infanterieregiments Nr. 6.

Den 18./30. August wird dem Fürsten folgende Kabinettsordre des Kaisers Wilhelm überreicht: „Durchlauchtigster Fürst, freundlich lieber Vetter! Eure Königliche Hoheit Mich herzlich erfreuende Anwesenheit hierselbst bietet Mir die Veranlassung, Ihre frühere Zugehörigkeit zu Meiner Armee zu erneuern, indem ich Sie bitte, die Stelle als Chef des 1. hannoverschen Dragonerregiments Nr. 9 annehmen zu wollen. Ich habe das genannte Regiment zur vorschriftsmäßigen Einrichtung des Rapports und der Offizierrangliste anweisen lassen, und darf hoffen, daß es Eurer Königlichen Hoheit Wünschen entsprechen wird, wieder dem Verbande einer Armee anzugehören, die Eurer Königlichen Hoheit Vater und zwei Ihrer Herren Brüder zu ihren Mitgliedern zählen darf, und die den Namen Ihres dritten Herrn Bruders auf den Ehrentafeln derjenigen bewahrt,

Digitized by Google

die den Heldentod vor dem Feinde fanden. Ich verbleibe jederzeit mit besonderer Wertschätzung und Anhänglichkeit Euer Königlichen Hoheit freundwilliger Vetter

Wilhelm."

*

Die Sukzessionsfrage wird im Jahre 1880 durch folgende vier Aktenstücke geregelt.

Brief des Fürsten Carol an seinen Vater vom 11./23. Oktober:

„Monseigneur et très cher Père,

„Après mon retour en Roumanie, mon Conseil des Ministres m'a soumis de nouveau la nécessité de régler par un acte formel la question de la succession au trône. Cette question a été vivement agiteé dans les derniers temps dans le pays, et Votre Altesse Royale n'ignore pas l'importance que les hommes d'Etat de la Roumanie attachent à son réglement, qu'ils considèrent comme une puissante garantie de stabilité pour l'avenir. Connaissant les bonnes dispositions de Votre Altesse Royale et le vif et sincère intérêt qu'Elle porte au pays qui m'a confié ses destinées, je n'hésite pas à faire appel, en mon nom et au nom de mon Gouvernement, à ces sentiments, et à La prier de donner Sa pleine et entière adhésion aux prescriptions constitutionnelles, qui règlent l'ordre de succession au trône de Roumanie dans la maison de Hohenzollern.

„Bien que les articles de notre loi fondamentale soient d'une grande précision à cet égard, Votre Altesse Royale reconnaîtra cependant la nécessité de faire tout d'abord et pour écarter toute incertitude, une déclaration formelle signée par tous les Membres de Notre Famille Princière, constant qu'ils acceptent éventuellement la Succession au Trône de Roumanie, avec toutes les prérogatives et les restrictions qui y sont attachées. Les Chambres roumaines seront appelées à prendre acte de cette importante décision; je suis persuadé qu'elles l'accueilleront avec une vive satisfaction, et qu'elles y verront l'accomplissement des vœux maintes fois exprimés par les représentations legales du pays. Dans l'espoir que Votre Altesse Royale partage pleinement notre manière de voir, et dans l'attente d'une réponse favorable, je saisis avec bonheur cette occasion pour Vous renouveler, Monseigneur et très cher Père, l'expression du respect filial et de toute la tendresse avec lesquels je ne cesserai d'être

de Votre Altesse Royale

le fidèlement dévoué fils

Charles."

Den 14./26. November langen auf des Fürsten Carol offiziellen Brief in der Sukzessionsfrage folgende zwei Schreiben und eine Urkunde an, welche den Kammern vorlegt werden sollen:

Digitized by Google

„Monseigneur et très cher Fils,

„J'ai reçu la lettre par laquelle Votre Altesse Royale a bien voulu M'exprimer Son désir ainsi que celui de Son Conseil des Ministres, sur la nécessité de régler par un acte formel la question de la succession au trône de Roumanie.

„Bien que Nous n'ayons pas abandonné un seul instant la douce espérance de voir l'union de Votre Altesse Royale bénie par la naissance d'un héritier direct, Nous ne pouvons pas cependant Nous refuser au devoir de contribuer à la stabilité de l'avenir d'un pays dont les intérêts touchent de si près à Notre cœur, et de Nous rendre aux vœux légitimes de Votre Altesse Royale et de Son Peuple. C'est dans ces sentiments que Nous donnons Notre entière adhésion aux prescriptions constitutionnelles qui règlent l'ordre de succession au trône de Roumanie, dans la Maison Princière des Hohenzollern. A cet effet Nous avons dressé l'acte que Nous remettons ci-joint entre les mains de Votre Altesse Royale. Il Nous est bien agréable de pouvoir témoigner, par cette adhésion, tout l'attachement que Nous portons au souverain bien-aimé de ce pays, pour le bonheur et la prospérité duquel Nous formons les vœux les plus ardents. A l'expression de ces vœux, Je joins celle des sentiments paternels les plus affectueux avec lesquels Je ne cesserai d'être, Monseigneur et très cher Fils,

de Votre Altesse Royale

le très affectionné Père

Charles Antoine.

Sigmaringen, le 21 Novembre 1880."

*

„Monseigneur et très cher Frère,

„J'ai reçu communication de la lettre que Votre Altesse Royale a adressée à Son Altesse Royale Notre Père bien-aimé, concernant le désir exprimé par les différentes représentations légales du pays, ainsi que par Votre Altesse Royale personnellement, de voir réglées et confirmées les dispositions constitutionnelles relatives à la succession au trône de Roumanie par la déclaration formelle des Princes Majeurs de Notre Maison. C'est donc à Moi, comme au plus âgé des frères de Votre Altesse Royale, qu'il appartient de Me prononcer à l'égard des droits éventuels à la succession.

„Bien que Nous ne puissions abandonner encore la douce espérance qui remplit Nos cœurs et se confond avec les vœux de la nation roumaine, de voir naître l'héritier direct si ardemment désiré; toutefois Nous accédons aux désirs de Votre Altesse Royale afin de contribuer ainsi à écarter toute incertitude dans cette question si importante pour la stabilité et la sécurité du pays à l'avenir.

„Etant le frère aîné de Votre Altesse Royale, je ne me trouverai point dans le cas, selon les prévisions humaines, de continuer la tâche

Digitized by Google

pleine de responsabilités que Votre Altesse Royale a conduite avec un si brillant succès; il n'est pas besoin d'autres motifs pour justifier ma renonciation personnelle; cependant, pour le cas où Notre commune espérance serait déçue, et où il plairait à la Divine Providence d'appeler un de Mes fils à cette haute mission, je ne manquerai pas de les y préparer dès maintenant, en développant dans leur cœur l'amour de cette noble et vaillante nation qui, après tant de siècles de luttes et de souffrances a su, par ses propres forces, reconquérir une place honorable dans la grande famille des Etats souverains.

„Si telle était la volonté de Dieu qu'un de Mes fils fût appelé à monter sur le trône de Roumanie et à devenir un digne successeur de Votre Altesse Royale, Mon vœu le plus cher et qui les renferme tous, serait qu'il sût se conquérir dans le cœur des Roumains une place aussi grande que celle que Je lui garde dans Mon cœur paternel.

„Je suis heureux de pouvoir renouveler à cette occasion à Votre Altesse Royale l'expression de toute la tendresse, avec laquelle Je demeure, Monseigneur et très cher Frère,

de Votre Altesse Royale

le bien dévoué Frère

Leopold

Prince héréditaire de Hohenzollern.

„Sigmaringen, le 22 Novembre 1880."

„Nous, Charles Antoine, par la grâce de Dieu Prince de Hohenzollern, Burgrave de Nuremberg, Comte de Sigmaringen, Veringhen et Bergh, etc. etc.,

„Agissant en Notre propre nom et, en Notre qualité de Chef de la Famille Princière de Hohenzollern, au nom de tous les membres de cette Famille,

„Désirant faciliter la réalisation des vœux exprimés par les différentes représentations légales du peuple roumain et écarter toute incertitude en donnant formellement Notre adhésion aux prescriptions constitutionelles qui règlent l'ordre de succession au trône de Roumanie, formant toutefois des vœux ardents pour que la Divine Providence daigne accorder au Prince et à la Princesse de Roumanie, Nos enfants bien-aimés, le Fils Héritier direct, si vivement désiré aussi bien par la nation entière que par Notre propre famille, ainsi que la grâce de longues années, pour conduire les destinées du peuple dont Ils ont conquis l'amour et la confiance;

„Prenant d'autre part, en considération la lettre que Son Altesse Royale le Prince de Roumanie Nous a adressée, en date du 11/23 Octobre dernier, par laquelle Il nous communique l'avis de Son Conseil des Ministres sur la nécessité de régler, par un acte formel, la question de la succession au trône; voulant donner suite au désir qui vient de Nous être

Digitized by Google

exprimé par le Souverain de Roumanie et contribuer ainsi à assurer une garantie de stabilité pour l'avenir;

„Répondant en même temps, à Notre vœu le plus cher, de voir continuer par un Membre de Notre Famille la grande et glorieuse tâche entreprise par Notre cher Fils, le Prince Charles de Hohenzollern, et conduite avec tant de succès, grâce à l'appui patriotique et dévoué de la vaillante nation qui L'a élu pour son souverain:

„Nous déclarons et faisons savoir, tant en Notre nom qu'en celui des Membres de Notre Famille Princière, que Nous adhérons et souscrivons pleinement et formellement à l'article de la constitution roumaine qui règle l'ordre de la succession au trône, à défaut d'héritiers directs, avec tous les droits, devoirs, prérogatives et restrictions y contenus, dont la teneur Nous a été communiquée officiellement et qui est, en traduction, la suivante:

„Art. 83. A defaut de descendants mâles en ligne directe de Son Altesse Royale Charles I de Hohenzollern-Sigmaringen, la succession au trône reviendra au plus âgé de ses frères ou à Leurs descendants, selon les règles établies à l'article précédent. — Si aucun des frères ou de leurs descendants n'étaient en vie, ou s'ils déclaraient d'avance qu'ils n'acceptent pas le trône, alors le Prince pourra nommer son successeur dans une des dynasties souveraines de l'Europe, avec l'assentiment de la Représentation Nationale, donnée dans la forme prescrite par l'article 84. — Si aucune de ces éventualités n'a lieu, le trône est vacant.

„En foi de quoi, Nous et les Membres de Notre Famille avons dressé et signé la présente déclaration et y avons apposé Nos sceaux princiers, en regard de nos signatures.

„Fait à Sigmaringen, le 12 Novembre 1880.

„Charles Antoine, Prince de Hohenzollern.
„Leopold, Prince héritier de Hohenzollern.
„Frédéric, Prince de Hohenzollern."

Den 19. November/1. Dezember hat der Ministerrat dem Fürstenpaar eine Adresse überreicht, worin derselbe seinen tiefempfundenen Dank für die Regelung der Erbfolgefrage ausspricht. Bratianu verliest die Adresse mit bewegter Stimme: „Als der Fürst mit seinem Heere ausgezogen, um die rumänischen Fahnen mit Ruhm und Ehre zu bedecken, habe er eine heroische und patriotische Tat vollbracht; als die Fürstin Gesundheit und Leben eingesetzt, um die Verwundeten zu pflegen, habe sie gleichfalls ein großes und hohes Werk getan — aber die Höhe des Heldenmuts und der Selbstverleugnung hätten sie erklommen, als sie, obwohl noch beide in der Blüte des Lebens und mit sehnsüchtigem Hoffen auf Nachkommenschaft, das ein ganzes Land teile — dennoch nicht zögerten, diesem Lande jede Bürgschaft seiner Sicherheit und Stabilität zu geben und die Frage der Thronfolge zu erledigen. Ganz Rumänien hoffe mit den Ministern, daß

Digitized by Google

soviel Tugend, die unvergänglich in der dankbaren Erinnerung gegenwärtiger und zukünftiger Generationen eingegraben bleibe, noch belohnt, und dem häuslichen Glücke des Fürstenpaares das einzige, was noch fehle, gewährt werden möge zum Glück und Segen eines ganzen Volks!"

Der Fürst antwortet gerührt, daß die Fürstin und er glücklich seien, in der Erbfolgefrage dem Lande einen neuen Beweis ihrer Liebe haben geben zu können; ferner dürfe er die Versicherung abgeben, daß die fürstliche Familie Hohenzollern, seitdem 1866 eines ihrer Mitglieder nach Rumänien gegangen sei, aus ganzem Herzen am Wohl und Wehe des Landes teilnehme und auch jetzt nicht gezögert habe, die vom Lande gewünschte Lösung der Erbfolgefrage anzunehmen und herbeizuführen.

Am 4./16. Dezember überreicht der Senat dem Fürsten Carol die Adresse, die in sehr warmen Worten die Befriedigung des Senats über die Erfüllung auch des letzten Wunsches der Versammlungen von 1857, die Stabilität des rumänischen Thrones, ausspricht. — Der Fürst dankt für die ihm und der Fürstin dargebrachten Huldigungen und erklärt, daß, was er und seine Familie für Rumänien tue, kein Opfer, keine Selbstverleugnung sei, sondern einfache Pflichterfüllung gegen ein Land, mit dem er sich untrennbar vereint fühle, dessen Geschicke die seinigen, dem sein ganzes Leben geweiht sei!

Am 7./19. Dezember nimmt Fürst Carol die Kammeradresse entgegen und empfängt darauf, gemeinsam mit der Fürstin, den obersten Gerichts- und Kassationshof, die gleichfalls ihre Glückwünsche zur Regelung der Erbfolgefrage darzubringen wünschen. Beiden Körperschaften hat der Fürst in längerer Rede geantwortet: Das Band zwischen Thron und Land, das eine ereignisreiche Vergangenheit unlöslich geknüpft habe, könne auch in Zukunft nur noch inniger werden; er hoffe, daß Rumänien nunmehr, nachdem es all die Stürme der vergangenen Jahrhunderte überstanden, endlich in einen sicheren Hafen eingelaufen sei und sich ganz der friedlichen Entwicklung werde widmen können ...

Den 2./14. Dezember, als der Ministerpräsident Bratianu sich von der Kammer nach Hause begeben will, fällt ihn ein unbekannter Mann mit dem Messer an und versetzt ihm Stiche in den Kopf und Arm; zum Glück ist die Wunde nicht gefährlich. Der moralische Eindruck dieses Attentats ist aber groß, auf Bratianu selbst, der sich bewußt ist, einen solchen Racheakt durch nichts hervorgerufen zu haben, wie auf die ganze liberale Partei und das ganze Publikum überhaupt.

Den 29. Dezember/10. Januar hat Fürst Urussow seine offizielle Audienz als russischer außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Minister beim Fürsten Carol. Sein Beglaubigungsschreiben hebt hervor, daß der Kaiser von Rußland die Freundschaftsbande zu Rumänien noch inniger zu gestalten wünsche, und der Gesandte selbst spricht in seiner Anrede von den altbewährten Sympathien zwischen Russen und Rumänen, deren Ursprung liege in dem gemeinsamen, jahrhundertealten Kampfe zur Befreiung der Christen des Morgenlandes: „Ces sympathies ont été cimentés sur les champs de bataille où la vaillante

Digitized by Google

armée roumaine a glorieusement combattu a côté de l'armée russe. La Roumanie a dû à ces luttes son émancipation graduelle, son existence nationale et, en dernier lieu, la conquête de son indépendance. De pareils souvenirs sont impérissables. Ils créent entre les peuples des liens indissolubles que les fluctuations accidentelles de la politique ne sauraient ébranler." — Der Fürst entgegnet: „Les sentiments d'affection et de sympathie que vous m'exprimez au nom de l'Empereur, pour lequel j'ai une profonde vénération et un sincère attachement, me sont bien chers et infiniment flatteurs pour la Roumanie. Aussi suis-je heureux de pouvoir Vous assurer combien nous sont précieux les bons rapports avec le puissant Empire voisin, et combien nous désirons resserrer les liens d'amitié si heureusement établis entre nos deux pays, et qui ont été consacrés par la confraternité de nos armées, dans une guerre victorieuse, remplie de vicissitudes et de difficultés."

Den 5./17. Januar 1881 kommt, wie alljährlich am Vorabende der Wasserweihe, der Metropolitprimas mit den Heiligenbildern ins Palais. Der Fürst Carol benutzt die Gelegenheit, um eingehend mit ihm über die vollständige Loslösung der rumänischen Kirche vom griechischen Patriarchat zu sprechen, nach deren Vollziehung das heilige Oel nicht mehr in Konstantinopel, sondern von der rumänischen Synode selbst geweiht werden könnte.

Den 19./31. Januar erhält Fürst Carol vom russischen Kaiser folgenden Brief: „J'ai reçu la lettre que Votre Altesse Royale m'a adressée en m'envoyant la nouvelle médaille qu'Elle a instituée pour la valeur militaire et qu'Elle m'avait conférée devant Plewna. Je l'avais accepté avec plaisir et la porterai de même dans sa nouvelle forme, comme un souvenir de notre glorieuse confraternité d'armes. Tous les membres de ma famille et de mon armée qui ont reçu cette distinction militaire, seront autorisés à en revêtir les insignes tels qu'ils viennent d'être arrêtés par Votre Altesse Royale. Je saisis cette occasion pour Lui renouveler les assurances de haute estime et de sincère amitié. — Alexandre. — St. Pétersbourg, le 3 Janvier 1881."

Den 2./14. Februar überreicht Graf Wesdehlen dem Fürsten Carol im Namen des Deutschen Kaisers die Kette zum hohen Orden vom Schwarzen Adler. Dies geschieht mit Feierlichkeit. Die im Schloßhofe vor der Wache aufgestellte Musik intoniert die preußische Nationalhymne, als der Gesandte vorfährt. Fürst Carol, in der Uniform seines preußischen Dragonerregiments und umgeben von allen seinen Hofstaaten, empfängt den Grafen im Thronsaale. Der Brief des Kaisers, der mit der Kette überreicht wird, ist aus Berlin vom 18. Januar, dem Tage des Ordensfestes, datiert und sagt, daß diese Verleihung ein neuer Beweis seiner freundlichen Gesinnung sein solle.

Am 1./13. März 1881 erhält das Fürstenpaar von General Ghika die Schreckensnachricht, daß in Petersburg ein neues Attentat auf den Kaiser begangen und dieser schwer verwundet worden ist. Eine Viertelstunde später

Digitized by Google

meldet eine zweite Depesche, daß Kaiser Alexander II. nicht mehr ist; unter furchtbaren Qualen hat er seinen Geist aufgegeben. Die Attentäter hatten Bomben gegen den vorüberfahrenden Wagen geschleudert.

Fürst Carol telegraphiert sofort an den neuen Kaiser Alexander III.: „Profondément bouleversé par l'horrible nouvelle, nous prions Dieu d'avoir Votre Majesté en Sa sainte garde et de Vous donner la force nécessaire pour supporter la lourde tâche qu'Il a mise sur Vos épaules. — Charles. Elisabeth."

Auf das Beileidstelegramm des Fürstenpaares antwortet Kaiser Alexander III.: „Les sentiments que Votre Altesse Royale et la Princesse Elisabeth m'expriment dans ma profonde affliction, me touchent vivement. M'inclinant devant les impénétrables décrets du Seigneur, c'est en Lui que je place mon espoir! — Alexandre."

Den 4./16. März sendet Fürst Carol General Cernat und Oberst Candianu-Popescu, beide Georgsritter, mit drei Unteroffizieren, die das Goldene Kreuz des Georgsordens besitzen, zur Teilnahme an den Beisetzungsfeierlichkeiten nach Rußland.

Den 5./17. März findet in der Metropolie für den ermordeten Kaiser ein Trauergottesdienst statt, dem das Fürstenpaar beiwohnt. Fürst Carol trägt bei dieser Gelegenheit die Kette des Andreasordens mit Schwertern, die der verstorbene Kaiser ihm persönlich in Poradim übergeben hatte.

Den 14./26. März schlägt General Lecca folgende Motion vor: „Um einen lang gehegten Wunsch der Nation zu stärken, um Beständigkeit und Ordnung im Lande zu stärken und eine Bürgschaft mehr dafür zu liefern, daß in Rumänien die Monarchie unter denselben Bedingungen lebt wie in den übrigen Staaten Europas und dasselbe Vertrauen einflößen muß, ruft die Kammer der Abgeordneten kraft des Souveränitätsrechts der Nation Seine Königliche Hoheit den Fürsten Carol I. zum König von Rumänien aus."

Der Vorschlag wird unter unbeschreiblicher Begeisterung einstimmig angenommen, und in kürzester Zeit ist das Gesetz formuliert. General Lecca verliest als Berichterstatter den nur zwei Artikel enthaltenden Antrag: „Art. 1. Rumänien wird zum Königreich erhoben; Fürst Carol I. nimmt für sich und seine Erben den Titel eines Königs von Rumänien an. — Art. 2. Der Thronerbe wird den Titel Kronprinz von Rumänien führen."

Zuerst ergreift, von Rührung überwältigt, C. A. Rosetti, der in republikanischen Anschauungen ergraute Präsident der Kammer, das Wort: „Er stehe am Ende seines Lebens, und niemand könne an der Wahrhaftigkeit seiner Gefühle zweifeln! Schon mit den Vätern vieler der Anwesenden habe er für seines Landes Größe gekämpft und gelitten, und wenn Rumänien jetzt das erreicht habe, was andre Völker in Hunderten von Jahren nicht erreicht hätten, so danke es das nur der Einigkeit des Volkes in allen nationalen Fragen, vor denen die Verschiedenheiten der Anschauungen und Gefühle jetzt zurückgetreten wären. Ein

Digitized by Google

einiges Volk, sei es auch noch so klein, könne nimmer zugrunde gehen! Er danke der Vorsehung, daß sie ihm gewährt habe, die Krönung seines ganzen Lebens und Strebens noch zu erblicken!" — Hierauf spricht Lahovari im Namen der Minorität: „Wenn auch die der Krone selbstlos ergebene konservative Partei in dieser Kammer wenig bedeute, so könne sie doch eins beitragen zur Größe des heutigen Beschlusses; erst durch ihre Stimmen erlange der Antrag die Einstimmigkeit der Volksvertretung, und sie, die Minorität, bringe diese Einstimmigkeit huldigend der Krone dar." — Noch mehrere Redner verleihen der allgemeinen Begeisterung Ausdruck. Dann faßt Bratianu den Inhalt aller Reden zusammen. Er erinnert daran, wie die Rumänen schon zur Zeit der Diwans ad hoc für die Vereinigung der Moldau und Walachei zu einem Königreich ihre Stimme erhoben hätten, sowohl in London als Paris; jetzt endlich, nach Jahrzehnten, sei dieses hohe Ziel erreicht, das niemals aufgehört habe, Gegenstand der Sehnsucht aller Patrioten zu bilden.

Minister Dabija hat den Gesetzentwurf ins Palais gebracht, damit der Fürst durch seine Unterschrift die Genehmigung erteile, ihn dem Senate vorzulegen.

In der Sitzung des Senats verliest Dabija die fürstliche Botschaft, mit welcher dieses aus der Initiative des Hauses der Abgeordneten hervorgegangene Gesetz dem Senate vorgelegt wird. Hierauf verliest der Ministerpräsident Bratianu den Gesetzentwurf, den er, dem allgemeinen Wunsche entsprechend, für dringlich erklärt. In vereinigten Sektionen wird er votiert. Der Berichterstatter Jon Ghika hebt in kurzer Rede die Bedeutung dieses Gesetzes hervor, das den bestehenden staatlichen Verhältnissen erst die Weihe gebe. In gleichem Sinne reden G. Cantacuzino, Lascar Catargiu und Vasile Alecsandri. Nachdem dann der Senatspräsident Demeter Ghika tief bewegt Gott gedankt hat, daß er ihn diesen Augenblick hat erleben lassen, brechen die Senatoren gemeinsam mit den schon im Senatssaale versammelten Deputierten nach dem Palais auf, um ihre Huldigungen darzubringen ihrem neuen König.

Bratianu ist vorangefahren und hat dem Fürsten mitgeteilt, daß das Gesetz nur noch seiner Unterschrift bedarf, um rechtskräftig zu werden, und daß Senat und Kammer mit ihren Präsidenten es ihm sogleich vorzulegen wünschen.

Als in langem Zuge die Senatoren und Deputierten, die Metropoliten mit allen Bischöfen an der Spitze, sich zu Fuße dem Palais nähern und das Fürstenpaar am Fenster erblicken, brechen sie in lauten Jubel aus. Fürst und Fürstin grüßen bewegt wieder.

Die Volksvertreter versammeln sich im Thronsaal.

Um 6 Uhr betreten Fürst und Fürstin den Saal. Die Erregung und Begeisterung der Volksvertreter macht sich in nicht endenwollenden Zurufen Luft. Das Fürstenpaar tritt auf die Estrade vor den Thron, und Demeter Ghika, der Senatspräsident, ergreift, zum Fürsten gewandt, das Wort: „Stolz und glücklich bin ich, daß mich das Schicksal auserlesen, im Namen des Senats und der Kammer Eurer Königlichen Hoheit das Gesetz vorzulegen, welches heute in beiden

Digitized by Google

Gesetzgebenden Körperschaften votiert worden ist und durch welches die Wünsche des ganzen Landes ihrer Erfüllung entgegengeführt werden!" Hierauf verliest er das kurze Gesetz, und alle Anwesenden brechen in den stürmischen Jubel aus: „Hoch lebe der König! Hoch lebe die Königin!"

Fürst Carol, tief bewegt von der Bedeutung dieses geschichtlichen Vorganges, entgegnet: „Groß und feierlich ist der Augenblick, wo die Vertreter der Nation Mir nahen, um den einstimmigen Beschluß der Gesetzgebenden Körperschaften Mir zu unterbreiten. Mit ihm beginnt ein neues Blatt im Lebensbuche Unsers rumänischen Volkes, mit ihm endet eine Zeit, die reich war an Kampf und Schwierigkeit, aber auch an männlichem Streben und heldenhaftem Tun! Und in diesem Augenblicke will Ich wiederholen, was Ich so oft ausgesprochen: Stets war es Wunsch der Nation, der Meinem Handeln Richtung und Ziel gegeben hat! Seit fünfzehn Jahren bin Ich Fürst dieses Landes; seit fünfzehn Jahren umgibt Mich die Liebe und das Vertrauen des Volkes: diese Liebe und dieses Vertrauen hat die guten Tage Mir zu besseren gemacht, hat in bösen Tagen Mich gestärkt und gekräftigt! Stolz war Ich deshalb auf Meine Fürstenwürde, teuer war Mir dieser Name, um den sich schon in ferner Vergangenheit Ruhm und Größe gewoben! Das Land ist jedoch der Ansicht, es stünde ihm besser an, in seiner jetzt errungenen Stellung, in seiner durch Taten erwiesenen nationalen Kraft, daß es zum Königreich sich erhöbe. So nehme Ich denn — nicht für Mich, sondern für die Größe Rumäniens — den Königstitel an, sicher, daß er nichts an den Banden lösen wird, die Mich so eng verschlungen haben mit Meinem Volke durch alles, was Wir gemeinsam durchkämpft und durchlebt! Möge der erste König Rumäniens sich derselben Liebe erfreuen, die den letzten Fürsten über alles Ungemach hinweggetragen hat! Mir gilt die Hingabe dieses edlen, tapferen Volkes, dem Ich Mein ganzes Sein geweiht habe, mehr als alle Größe, aller Glanz einer Krone!"

Oft durch Zurufe unterbrochen, hat die Rede des Fürsten die Erregung noch vermehrt; viele brechen vor freudiger Rührung in Tränen aus. Als der Fürst geendet, hebt abermals der Jubel an, und als er dann die Stufen der Thronestrade hinabgeschritten ist und im Angesicht der beiden Kammern das Gesetz unterzeichnet hat, ertönt aufs neue der brausende Zuruf: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!"

Beim Empfange der Abordnungen des Offizierkorps am 17./29. März, welche die Glückwünsche des Heeres darbringen, antwortet König Carol folgendermaßen: „Die Armee kennt Meine Liebe für sie, weiß auch, wie glücklich Ich immer bin, wenn Ich Mich inmitten Meiner Soldaten befinde; heute empfinde Ich eine besondere Befriedigung, Abordnungen der Armee um Mich versammelt

Digitized by Google

zu sehen: die von der Nation proklamierte Erhöhung, durch die Tapferkeit und die Hingabe meiner Krieger ist sie vorbereitet und ermöglicht worden, und aus dem edlen Blute, das sie vergossen haben, ist die Saat von Rumäniens Größe aufgesprossen, die Unabhängigkeit wiedergeboren und das Königtum erblüht! Gebe der Herr allen Landen, besonders aber uns, lange Jahre des Friedens und der Ruhe, deren wir bedürfen zu unserm Gedeihen und unsrer Entwicklung. Sollte jedoch unser Land, die gemeinsame Mutter unser aller, je unser Blut, unser Leben von uns heischen, so werdet ihr, des bin Ich sicher, Rumäniens König folgen und mit dem gleichen Vertrauen und Opfermut wie bisher dem Fürsten, eurem Kriegsherrn, der niemals gezweifelt hat an eurer Hingabe und ererbten Tapferkeit! Was Ich heute sage von der Höhe des Thrones und angesichts dieser Fahnen, der Sinnbilder unsrer Waffenehre, unsers Ruhmes, Ich sage es durch euch allen Kameraden, der ganzen Armee, die sich stets mit Mir vereinen wird zu dem kräftigen Ruf: „Es lebe das Königreich Rumänien!"

Die Notifikationsschreiben an alle Souveräne sind abgesandt worden.

Den 21. März/2. April ist der verdienstvolle rumänische Gesandte General Fürst Jon Ghika gestorben. Eine Lungenentzündung hat ihn dahingerafft, die er sich durch eine Erkältung bei der Beisetzung des Kaisers zugezogen hatte. Seinen Tod empfindet der König um so schmerzlicher, als seit dem Jahre 1866, wo Ghika des Fürsten erster Kriegsminister war, sowohl er selbst wie auch seine Gemahlin in nahen Beziehungen zu ihrem Herrscherpaar gewesen sind.

Am 22. März/3. April hat die Türkei das Königreich sofort anerkannt; England und Italien folgten nach.

Den 27. März/8. April telegraphiert der Deutsche Kaiser: „Mit diesem verspäteten Dank für Deine so lieben Wünsche vom 22. März verbinde ich nun nochmals meinen Glückwunsch für Euch beide zu dem großen Ereignisse, das hoffentlich Deine Stellung für immer befestigen wird. — Wilhelm."

König Carol antwortet: „Auf das tiefste gerührt durch Euer Majestät liebevolle Teilnahme und herzliche Wünsche, beeilen wir uns, unsern wärmsten Dank und unsre innige Freude auszusprechen. Die Tragweite des bedeutungsvollen Aktes ist um vieles vergrößert durch die rasch erfolgte Anerkennung, die in meinen Augen auch die Anerkennung mühevoller Arbeitsjahre in sich schließt. Wir bitten Eure Majestät und die Kaiserin mit den Gefühlen unwandelbarer Anhänglichkeit und treuer Dankbarkeit, uns stets das gütige Wohlwollen zu bewahren, mit dem wir bisher in so reichem Maße verwöhnt wurden. — Carol."

Den 1./13. April überreicht der französische Gesandte dem König die französische Militärmedaille mit einem Handschreiben des Präsidenten Jules Grévy (die Anrede lautet: Grand ami), worin es heißt: „Ces modestes insignes, réservés à nos simples soldats, seront dignement placés sur la poitrine de Votre Altesse Royale qui les a valeureusement mérités à la tête de Son armée. Nous nous persuadons que Vous les accepterez comme un témoignage de notre sincère désir d'affermir entre la République Française

Digitized by Google

et la Principauté de Roumanie les relations de bonne amitié qui les unissent." Das beigefügte Diplom ist von General Faidherbe unterschrieben.

Durch Verordnung des Kaisers von Oesterreich hat das 6. Infanterieregiment „Fürst Carol von Rumänien" nunmehr den Namen „König Carol von Rumänien" erhalten. König Humbert von Italien drückt in warmen Worten dem König von Rumänien seine Sympathie aus. General Ernroth überbringt ein Schreiben des Fürsten von Bulgarien.

Den 3./15. April empfängt König Carol den General Sasow in feierlicher Audienz, um die Thronbesteigung des Kaisers Alexander III. zu notifizieren, und überreicht ein kaiserliches Handschreiben, das die Glückwünsche zur Erhebung Rumäniens zum Königreich ausspricht.

Den 5./17. April reicht Jon Bratianu dem König seine Demission ein, die in so dringender Weise mit seinem Ruhebedürfnis motiviert wird, daß der König es nicht ablehnen kann. Jon Bratianu schlägt seinen Bruder Demeter Bratianu, den Gesandten in Konstantinopel, zu seinem Nachfolger vor.

Am 10./22. April trifft Demeter Bratianu aus Konstantinopel ein und übernimmt die Bildung des neuen Ministeriums, in dem er selber sich das Portefeuille des Aeußern reserviert. Der Kriegsminister General Slaniceanu und der Minister der öffentlichen Arbeiten Oberst Dabija sind geblieben, während die übrigen Ministerien von E. Statescu, D. Sturdza, M. Ferechidi und Urechia übernommen werden. Sämtliche Minister legen den Eid ab.

Den 7./19. Mai fährt der König seinem Bruder, dem Erbprinzen von Hohenzollern, bis Titur entgegen. Erbprinz Leopold, der seine beiden jüngeren Söhne Ferdinand und Karl mitgebracht hat, ist hocherfreut, seinen geliebten Bruder wiederzusehen und durch seine Anwesenheit den Glanz der Feierlichkeiten erhöhen zu können. In der Begleitung des Erbprinzen befinden sich Kabinettsrat v. Werner, Kammerherr v. Arnim und die beiden Gouverneure der jungen Prinzen, Hauptmann v. Schilgen und Hofrat Gröbbels.

Fürst Karl Anton schreibt aus Sigmaringen vom 16. Mai: „Glück, Heil und Segen zum wichtigsten Abschnitt Deines reichen Lebens! Ich fühle doppelt die Entbehrung, mich denen nicht beigesellen zu können, welche Zeugen des großen Momentes sein werden, der Deine ganze Stellung heiligt und zu einer festen und dauernden umgestaltet. Liebe und Vertrauen sind das sicherste Fundament für die Spitze des Staates, und ein weihevolleres als alle geschriebenen Gesetze! Ich werde mit Dir und Elisabeth an dem großen Tage geistig vereint sein, und die Donau soll unsre wärmsten Wünsche hinabtragen."

Den 9./21. Mai wird in der Kammer die Stiftung eines neuen Ordens beschlossen, der zur Erinnerung an die Krönung des ersten rumänischen Königs „Kronenorden" benannt wird.

Der König empfängt in der Uniform seines österreichischen Regiments den Feldmarschalleutnant Bauer, Militärkommandanten von Siebenbürgen, der mit seinem Generalstabschef Oberst Pfeiffer v. Ehrenstein und zwei Offizieren aus

Digitized by Google

Hermannstadt vom Kaiser Franz Josef gesandt ist, um den Krönungsfeierlichkeiten beizuwohnen. Er überreicht ein Glückwunschschreiben seines Kaisers.

Abends um 6 Uhr werden die beiden Königskronen vom Ministerpräsidenten und allen Ministern in Hofgalawagen unter Militärbedeckung aus dem Ministerium nach der Metropolie übergeführt. Der Aufbruch des Zuges wird durch 21 Kanonenschüsse angezeigt. In dem ersten Wagen nehmen der Ministerpräsident und der Finanzminister Platz, welche die Kronen auf rotem Samtkissen halten; in dem zweiten die Minister des Krieges, des Innern, der Justiz und der öffentlichen Arbeiten; der Kultusminister erwartet den Zug vor der Tür der Kirche, während unter dem Portal der Metropolit, umgeben von der hohen Geistlichkeit, die Kronen in Empfang nimmt und an die geweihte Stätte trägt. Eine aus Militärschülern gebildete Ehrenwache mit vier Fahnen, die mit dem Stern von Rumänien dekoriert sind, die des 3. und 6. Infanterie- und des 9. und 13. Dorobanzenregiments, erwarten sie hier. Der Metropolit vollzieht die Zeremonie der Kronenweihe, und in allen Kirchen des Landes werden in diesem Augenblick dieselben Weihgebete verlesen.

Um $^1/_2$9 Uhr abends werden alle Fahnen der Armee unter klingendem Spiel ins Palais gebracht. Alle höheren Offiziere sowie die Minister und auch Feldmarschalleutnant Bauer mit seiner Suite sind ins Palais geladen, um von hier aus dem schönen militärischen Schauspiele beizuwohnen. Das Königspaar und der Erbprinz von Hohenzollern mit seinen Söhnen treten zu öfteren Malen auf den Balkon und werden von der Menge mit Jubel begrüßt.

Den 10./22. Mai in der Frühe trifft der Glückwunsch des Deutschen Kaisers ein: „Empfangen Eure Majestät sowie Ihre Majestät die Königin meinen herzlichsten Glückwunsch zum heutigen Feiertage, welcher der Thronbesteigung Eurer Majestäten unter dem Beistande des Allmächtigen eine neue Befestigung zum dauernden Wohle Ihres Landes verheißt. — Wilhelm, Imperator Rex."

Der Anbruch des 10. Mai wird der Hauptstadt mit 21 Kanonenschüssen angekündigt.

Um $^3/_4$11 Uhr fahren die Herrschaften von Cotrocens auf der Verbindungsbahn nach dem Nordbahnhofe, wo der Krönungszug seinen Anfang nimmt.

Der König besteigt sein Pferd, die Königin aber einen achtspännigen, von einer Krone überragten Wagen; neben der Königin nimmt der Erbprinz von Hohenzollern Platz, ihnen gegenüber die beiden jungen Prinzen.

Darauf setzt sich der Zug in Bewegung. Auf der ganzen Via triumphalis wird der imposante Zug von der ungeheuren Menschenmenge mit unbeschreiblicher Begeisterung begrüßt.

Um 12 Uhr langt der Zug am Fuße des Metropoliehügels an. Hier werden die Majestäten begrüßt vom Metropolitenprimas und vom Metropoliten der Moldau sowie von sämtlichen Bischöfen und der hohen Geistlichkeit, von den Ministern und den Präsidenten der beiden Kammern. Die Hofstaaten Ihrer Majestäten und des Erbprinzen ordnen sich hier dem Zuge ein, der sich dann zu Fuß in Bewegung setzt, voran die hohe Geistlichkeit, zum Schluß die Fahnen

Digitized by Google

der Armee, unter Glockengeläute und Chorgesang. Den Metropoliehügel hinauf, zu den beiden Seiten der Straße sind aufgestellt die Delegationen der Distrikte und Kommunen des ganzen Landes (6000 Personen).

König und Königin, Erbprinz Leopold und seine Söhne, geleitet von beiden Metropoliten, treten in die Kirche ein und verrichten ihr Gebet an den Heiligenbildern, vor denen die Kronen aufgestellt sind. Hierauf verlassen sie die Kathedrale wieder durch das Hauptportal und begeben sich auf die schön geschmückte königliche Tribüne, vor welcher unter freiem Himmel der Gottesdienst zelebriert wird. Auf einer andern Tribüne zur Rechten hat das Diplomatische Korps Aufstellung genommen, an seiner Spitze Feldmarschalleutnant Bauer, der außerordentliche Abgesandte des Kaisers von Oesterreich. Zur Linken der Kassationshof und alle Oberbehörden des Staates. Um die königliche Tribüne gereiht sind die Minister und Hofstaaten, und hinter den Allerhöchsten Herrschaften die Damen der Staatswürdenträger und der Wohltätigkeitsgesellschaft „Regina Elisaveta".

Vier Generale, begleitet von den Fahnen des 4. und 6. Infanterie- und des 9. und 12. Dorobanzenregiments, tragen die Kronen vor die Majestäten; die beiden Metropoliten nehmen unter Assistenz der Bischöfe und der hohen Geistlichkeit die feierliche Einsegnung der Kronen vor; 101 Kanonenschüsse verkünden dies Ereignis.

Der Ministerpräsident unterbreitet dem Königspaare ein Pergamentblatt zur Unterschrift, auf dem zur Erinnerung für ferne Zeiten die Daten der Wahl des Prinzen Carol von Hohenzollern durch Plebiszit zum Fürsten der geeinigten Fürstentümer, seines Einzuges in die Hauptstadt, seines Schwures auf die Konstitution, seiner durch seine Truppen in Bulgarien erfochtenen Siege sowie endlich seiner Proklamierung zum Könige durch das rumänische Volk aufgeführt sind. Das mit bildlichen Darstellungen reich geschmückte Dokument wird außer von dem Königspaar auch von dem Erbprinzen von Hohenzollern, dem Metropoliten, den Ministern, den Präsidenten des Kassationshofes der Gesetzgebenden Körperschaften und dem Ersten Präsidenten des Kassationshofes unterzeichnet, unter Beidrückung des großen Staatssiegels, und sodann dem Kultusminister zur Aufbewahrung in das Staatsarchiv übergeben.

Nachdem nunmehr die Zeremonie der Kronenweihe beendet ist, schreitet der feierliche Zug wiederum den Metropoliehügel hinab und kehrt von dort in derselben Ordnung, in der er gekommen, zum Palais zurück, unterwegs enthusiastisch von der Menge begrüßt.

Um 12 Uhr langt der Zug im Palais an.

Die Kronen sind inzwischen gleichfalls von der Metropolie nach dem Palais unter Geleit gebracht worden.

Im Palais legen die Generale die Kronen vor dem Throne nieder, um den die Fahnen der Armee aufgestellt sind. Umgeben von sämtlichen Würdenträgern des Staates, erscheinen die Majestäten mit ihren Verwandten samt Gefolge im Thronsaale. Das Königspaar nimmt auf dem Throne Platz, während auf den

Digitized by Google

Stufen desselben, neben der Königin, der Erbprinz, neben dem König die Prinzen Ferdinand und Karl sich aufstellen. Hierauf überreichen die Präsidenten des Senats und der Kammer ihrem Herrscherpaare die Kronen, und der erstere hält eine schwungvolle Ansprache.

Der König, die Krone ergreifend, antwortet folgendermaßen:

„Durch die heutige Feier wird der an schweren Kämpfen und Großtaten so reiche Abschnitt von fünfzehn Jahren glanzvoll abgeschlossen! Unter dem Schutze seiner Verfassung und seiner Gesetze hat Rumänien sich herrlich entfaltet, die rastlose Arbeit seiner Staatsmänner, die Tapferkeit seines Heeres und Mein festes Vertrauen zu der Kraft des Volkes haben den heißen Wunsch aller in Erfüllung gebracht: das Königreich, ein sicheres Unterpfand für die Zukunft, ist heute aufgerichtet!

„Mit Stolz nehme ich darum diese Krone an — **sie ist geschmiedet aus dem Metall eines Geschützes, das mit dem Blute unsrer Helden benetzt und von der Kirche geweiht ist.** Ich nehme sie an als ein Symbol der Unabhängigkeit Rumäniens! Wie ein kostbares Kleinod wird sie Zeugnis ablegen von schweren und ruhmreichen Zeiten, die wir gemeinsam durchlebt, und spätere Generationen an den Heldenmut ihrer Vorväter erinnern und an die Einigkeit, die zwischen Fürst und Volk geherrscht. Die schönste Krone aber für die Königin wie für mich wird sein und bleiben die Liebe und das Vertrauen des Volks, dem all unser Leben und Fühlen gehört. Angesichts dieser Fahnen, welche auf dem Schlachtfelde wehten, angesichts dieser Kronen, den Emblemen des Königtums, um welches das Volk sich scharen möge, wie sich die Krieger um jene Fahnen scharen, angesichts der großartigen Huldigungen, zu denen das ganze Volk in die Hauptstadt geeilt, um Zeuge dieses denkwürdigen Tages zu sein — vereinigen wir uns zu dem Rufe, der unserm Herzen teuer ist und der auch heute in diesem durch die historischen Erinnerungen Meines Lebens bereits geweihten Raume einen mächtigen Widerhall finden wird: **Unser geliebtes, heute durch sein eignes Verdienst gekröntes Königreich Rumänien — es lebe hoch!**“

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Ein Rückblick auf die Gräberforschung[1])

Von

Friedrich v. Duhn

Wir leben in diesen Jahren in einer Zeit der Rückblicke, stellen manche mehr oder minder dankbare Betrachtungen an über den Weg, der unser Volk von 1812 zu 1912 geführt hat, empfinden meist mit stolzer Freude die gewaltige Veränderung unsers äußern Seins und Könnens, lassen uns aber nicht gern daran erinnern, daß sich leider immer mehr verflüchtigt jene feine Geistesblüte des achtzehnten Jahrhunderts, welche noch bis tief in das vorige Jahrhundert hinein unser Wesen durchdrang, so kräftig mithalf, unserm Volk den freiheitlichen Schwung und starken Idealismus zu verleihen und doch gleichzeitig das Zeitalter der Kritik und der entwicklungsgeschichtlichen Weltanschauung mit heraufzuführen. Eine unzufriedene Stimmung, die sich unter anderm gern in scheltenden Betrachtungen über unsern Schulbetrieb äußert und ihn — gewiß nicht immer ganz ohne Grund — in erster Linie verantwortlich machen möchte für manches, was uns an der Jugend von heute nicht mehr so recht gefallen will. Zurückdrehen können wir das Rad nicht, wollen das auch nicht; aber aus Rückblicken lernen und aus ihnen Hilfe holen bei unsern Versuchen, in der Gegenwart die Dinge befriedigender zu gestalten, das können wir, wenn wir nur wollen.

Es war das klassische Altertum, in welchem unsre vor hundert Jahren führenden Geister jenes Lichtbild sahen, das der Gegenwart vor Augen zu halten, in dessen Wirkung die Jugend zu erziehen ihnen als heilige Pflicht erschien. Und solange unsre damaligen Führer Goethe und Schiller, Kant und Humboldt noch nicht durch länger leuchtende Sterne späterer Zeiten ersetzt sind, solange noch die von ihnen als Endziel hingestellte Erhöhung und Vervollkommnung unsers inneren Menschen das ideale Ziel auch unsrer Jugendbildung bleiben soll, werden auch wir wohl gut tun, ihrem Beispiel und ihren Weisungen Aufmerksamkeit zu schenken. Wir sind bisher beim Humanismus nicht schlecht gefahren und werden es auch fernerhin nicht tun.

Gerade jetzt vor hundert Jahren tat unsre Erkenntnis vom klassischen Altertum einen bedeutungsvollen Schritt vorwärts und betrat einen neuen Weg eigentlich zum erstenmal, der uns neue weite Gefilde öffnete, neuen Methoden, zu historischer Erkenntnis zu gelangen, die Bahn wies. Es war das der Weg der wirklich wissenschaftlichen Ausgrabung. Wenigstens einen Teil dieser Bahn möchte ich einer kurzen besonderen Betrachtung unterziehen.

Um den Wirrnissen im napoleonischen Europa zu entgehen, zog eine Gesellschaft deutscher, dänischer und englischer Freunde von Rom aus hinüber nach

[1]) Neubearbeitung einer akademischen Rede.

Digitized by Google

Griechenland, wo die Weltgeschichte unter türkischer Hoheit damals noch stillstand und eine Ruhe herrschte, die man noch nicht als die Ruhe vorm Gewitter erkannte. Während der künstlerisch und poetisch hochbegabte Freiherr Otto Magnus v. Stackelberg mit den beiden dänischen Freunden sich zunächst den historischen Stätten Kleinasiens zuwandte, um selbst zu schauen, was englische und französische Altertumsfreunde dort gesehen, auch teilweise veröffentlicht hatten, faßten der Nürnberger Architekt Freiherr Haller v. Hallerstein und der Schwabe Linkh in Verbindung mit dem englischen Architekten Cockerell und seinem Begleiter Foster den Plan, den bis dahin nur mangelhaft bekannten Tempel von Aegina, dessen Säulen nach Athen verheißungsvoll hinüberwinkten, architektonisch zu studieren, woraus dank einem zufälligen Skulpturenfunde eine erste wirkliche Ausgrabung wurde. Sie gelang glänzend; die Aegineten wurden gefunden und damit zum erstenmal eine sichere Reihe von Originalbildwerken, welche älter waren als die früher nur durch Umrißzeichnungen, seit kurzem jedoch auch durch Elgins Ueberführung nach England im Original bekannt gewordenen Marmorwerke des Parthenon. Zum erstenmal schaute man etwas von jener altertümlichen griechischen Kunst, deren Charakter Winckelmann mühsam hatte erraten müssen aus ägyptischen Vorstufen und etruskischen Nachklängen. Auch eine Vorstellung vom Werden griechischer Baukunst erschloß sich den glücklichen Entdeckern. Hallers sorgsame Zeichenblätter und Cockerells von Haller vielfach abhängiges Tagebuch nahmen vieles auf, das zu verstehen und geschichtlich richtig zu verwerten erst viel späteren Zeiten, ja zum Teil erst der jüngsten Gegenwart vorbehalten blieb, zumal der hochverdiente Haller bald darauf eines frühen Todes starb. Diese Entdeckung zog den Vorhang fort vor einem kleinen, ganz kleinen Stück Griechenland. Die geschichtlich überlieferte Verschiedenheit der griechischen Staaten und Stämme, ihre reiche Gliederung und hochentwickelter Individualismus des Einzelstaats, Quelle ihrer politischen Schwäche, aber geistigen Höhe, wurde durch diese eine Entdeckung mit einem Male wieder lebendig, stand da in einem kleinen, aber glänzenden Beispiel. Kein Wunder, daß es Böckh, der noch als jugendlicher Heidelberger Professor diese Entdeckung erlebte, für den Philologie Geschichtswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes wurde, gelang, seinen größten Schüler K. O. Müller zu bestimmen, lockende religionswissenschaftliche Forschungen zurückzustellen und sich zunächst dem Studium der Lebensbedingungen, des Wesens und Wachsens der griechischen Stämme und Staaten zu ergeben und damit den Grund zu legen zu einer wirklichen Geschichte Griechenlands. Müllers Aeginetika, erschienen 1817, sind der Ausgangspunkt jener weitgreifenden Studien, die ihn bis an sein frühes Lebensende begleiteten und in seinen Etruskern ein glänzendes Gegenstück für Italien erhielten. Diese Arbeiten wurden maßgebend für die Stellung der Philologie zur Kenntnis der klassischen Länder. Ernst Curtius war wieder Müllers Schüler, er, dem wir die schöne historische Topographie des Peloponnes, dann aber die Aufdeckung Olympias unmittelbar, mittelbar auch diejenige der Akropolis von Athen und Pergamons verdanken. Nur in ungenügenden Künstlerbeschreibungen Wagners, mit wenig ausgiebiger

Digitized by Google

Schellingscher Aesthetik verbrämt, waren Müller die äginetischen Bildwerke damals zugänglich; aber man ahnt in dem Ereignis doch die eigentliche Anregung der bedeutsamen Arbeit des damals Einundzwanzigjährigen.

Das folgende Jahr 1812 brachte eine schöne Einzelentdeckung, auch wieder durch jene internationale Privatgesellschaft, an deren Spitze diesmal ihr eigentlicher Spiritus rector, Stackelberg, selber stand. Es war die unter großen materiellen Schwierigkeiten durchgeführte Untersuchung des Apollotempels von Phigalia und die Auffindung des fast vollständigen Frieses, dessen großartig dahinrauschende Komposition die glücklichen Entdecker, wie noch heute die meisten Beschauer, hinwegtäuschte über die mangelhafte Ausführung. Wiederum war unsre Kenntnis von der Geschichte des griechischen Tempelbaues beträchtlich erweitert, und zum erstenmal lernte man attische plastische Kunst im provinziellen Gewande kennen. Die rings um die einsame, sturmumbrauste arkadische Berghöhe gelagerte unberührte Landschaft, das neugriechische Volksleben dieser abgeschiedenen Gegend, in dem schon damals viel Altes wiedergeahnt wurde, erweckte in Stackelberg den Propheten apollinischen Griechentums und einen der ersten bewußten Philhellenen. In Erinnerung an diese griechischen Erlebnisse gründeten die Genossen später in Rom unter Zuzug römischer Freunde die hyperboräisch-römische Gesellschaft, deren Seele Stackelberg und der hannöversche Geschäftsträger August Kestner wurden: der erste Ausdruck jenes Zusammenschlusses nordischer Altertumsfreunde in Rom, woraus einige Zeit später unter dem wuchtigen Eindruck der großen Vasenfunde in Etrurien das internationale Institut für archäologische Korrespondenz auf dem Kapitol in Rom wurde, die Mutteranstalt des jetzigen Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches. Somit wurden jene beiden, schönem Zusammenwirken begeisterter Männer verschiedener Nationen verdankten ersten Ausgrabungen auf griechischem Boden ein wichtiger Ausgangs- und Wendepunkt für die ganze Entwicklung der philologisch-archäologischen Forschung im neunzehnten Jahrhundert. Aber noch ein drittes Arbeitsgebiet Stackelbergs muß hier angegliedert werden. Es waren namentlich zwei Unternehmungen, mit denen er an die Spitze einer andern, besonders wichtig gewordenen Richtung der Grabungs- und Forschungstätigkeit getreten ist. Beide galten der Untersuchung und Veröffentlichung antiker Gräber. Denn es war eigentlich Stackelberg zuerst, der in den Gräbern nicht nur Fundstätten künstlerisch bzw. kunsthändlerisch wertvoller Kunstgegenstände sah, sondern eine unendlich wichtige Quelle für die Erkenntnis von altem Glauben und Brauch und daneben von mancherlei wertvoller künstlerischer Uebung, die sich nicht händlerisch verwerten läßt, wissenschaftlich jedoch hohe Bedeutung haben kann. Die eine von Rom aus gemeinsam mit Kestner betriebene Arbeit galt den Wandgemälden der etruskischen Gräber, die namentlich bei Corneto, dem alten Tarquinii, in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in großer Zahl durch Oeffnung der Gräber bekannt wurden, das merkantile Interesse der Ausgräber jedoch nicht befriedigen konnten und daher rascher Zerstörung anheimfielen. Seit durch Napoleons ägyptische Expedition die Gräber des Nillandes

Digitized by Google

anfingen bekannt zu werden und man begann, die dortigen Gemälde zu beachten und abzubilden, war das Interesse für derartige Malereien auch in Rom, neben Paris, der künstlerischen Hauptstadt des damaligen Europa, wach geworden bei den wenigen, welche anfingen, künstlerische Werke auch als geschichtliche Dokumente zu werten. Leider blieb der mit großen Opfern, auch an Gesundheit, begonnene groß gedachte Versuch Stackelbergs und Kestners, die sämtlichen ihnen damals erreichbaren Wandgemälde etruskischer Gräber abzuzeichnen und herauszugeben, unvollendet, ja wurde kaum bekannt infolge buchhändlerischer Mißgeschicke. Erst in unsern Tagen hat auf Helbigs Anregung und mit seiner starken Unterstützung der hochverdiente dänische Bierbrauer und Kunstfreund Jacobsen es unternommen, durch planmäßig begonnene und der Vollendung nahegeführte Sammlung farbiger Kopien sämtlicher etruskischer Grabgemälde in der Glyptothek in Kopenhagen die Erfüllung von Stackelbergs Beginnen zu ermöglichen. Der etruskischen Gräberarbeit Stackelbergs ging eine griechische voran, gab für jene den Anstoß. Seine „Gräber der Hellenen" sind auch erst nach Stackelbergs Tode an die Oeffentlichkeit gekommen, 1837; aber Jahrzehnte vorher gingen in Rom die schönen Blätter, sei es noch in Zeichnungen, sei es schon gestochen, im Freundeskreise von Hand zu Hand und wirkten anregend nach allen Seiten. Es ist, als habe Stackelberg in diesem für damalige Zeit außerordentlich schönen Prachtwerke in Bild und Wort zeigen wollen, was Goethe empfand, als er in Verona zum erstenmal vor griechische Grabreliefs trat: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmäler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben dar." Es wurde kein gelehrtes oder gar erschöpfendes Werk in modernem Sinne, aber eine feine Auswahl alles dessen, was in Athen zu seiner Seele sprach. Auch wurde ihm schon klar, daß nicht nur die Grabeskunst, sondern auch die Grabessitte und damit die hellenischen Vorstellungen vom Wesen des Todes ihre Wandlungen erlebt haben, daß also für die Geschichte antiken Geistes- und Empfindungslebens in den Gräbern eine Quelle reichen Wissens zum Fließen gebracht werden könne.

Im Gegensatz zu dem Raubbau, der damals — und leider auch noch später, ja vielfach bis auf den heutigen Tag — in den klassischen Ländern getrieben wurde, um den Gräbern ihren Inhalt, soweit er Handelswerte darstellte, zu entnehmen, hat Stackelberg während seines athenischen Aufenthalts begonnen, den Fundumständen nachzugehen, sie in Wort und Bild festzuhalten, und angefangen, aus diesem so Zusammengefundenen wichtige Schlüsse zu ziehen für die Zeitbestimmung der Kunstwerke, die Art des Totenkultes und der religiösen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Ist er auch noch weit entfernt von dem Bestreben, eine möglichst vollständige zusammenhängende Entwicklungsreihe darzustellen, so fehlt ihm doch nicht der Sinn für den Reiz, z. B. auch des noch Unvollkommenen, der Epoche des Werdens. Jedenfalls gibt uns, was er in seinen „Gräbern der Hellenen" geleistet, das Recht, ja macht es uns zur Pflicht, ihm den Ehrenplatz anzuweisen an der Spitze einer Forschung, welche

Digitized by Google

dank namentlich auch den von ihm im römischen Freundeskreise gegebenen Anregungen bei den Gräberöffnungen des Fürsten von Canino in Vulci und Umgegend zuerst zu jener wirklich wissenschaftlichen Beschreibungstätigkeit führte, mit der der Name Eduard Gerhards und die Erinnerung an die glückverheißenden Anfangsjahre des Archäologischen Instituts in Rom dauernd verknüpft sind.

Stackelberg empfand innig und warm wie Goethe, als Dichter und Künstler, was die Gräber der Alten ihm zu sagen hatten. Der Philologe Gerhard stand als Gelehrter vor den unendlichen Reihen bemalter Vasen, welche den Gräbern Vulcis entstiegen, sah in ihnen zweifellose Zeugen der Vorstellungen, welche die griechische Blütezeit von der Sagenwelt hatte, stellte im einzelnen fest, was schon zwei Menschenalter vorher Winckelmann teils sah, teils ahnte, daß hier echte Werke griechischer Hand vor ihm standen. Trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Darstellungen erkannte er das Gesetzmäßige in ihnen und überzeugte sich und andre von der Notwendigkeit, solche unverfälschte Zeugen möglichst vollständig zu sammeln, sie nach festen Gesichtspunkten zu ordnen und durch eine auf möglichst große Reihen gebaute Vergleichung richtig zu erklären und sachlich zu verwerten zum Ausbau einer Geschichte der griechischen Sagenwelt, griechischer Mythologie und Religion. Die Denkmäler in diesem Sinne zu nutzen, hatte schon Zoega gefordert, Welcker gelehrt, andre später fortgesetzt. Sie wurden bald geschätzt als wichtige Hilfsmittel der Schriftstellererklärung — was ja schon ein beliebter Gesichtspunkt Winckelmanns gewesen war —, gewertet als Brücke, die über manche klaffende Lücke der literarischen Ueberlieferung hinüberhelfen konnte. Aber trotz aller gelegentlich durchbrechenden Freude am Formalen war die Zeit noch nicht gekommen, welche diese den Gräbern entnommenen feinen Werke mit vollem Bewußtsein verwertet hätte, um daran die Gesetze des künstlerischen Sehens und Schaffens zu ergründen, darin eine wichtige Ergänzung zu sehen des Bildes, das man begann sich aufzubauen, indem man die erhaltenen Werke der Plastik mit der trümmerhaften literarischen Ueberlieferung in vielfach recht gezwungene und willkürliche Verbindung setzte. Um so merkwürdiger, als schon die Kunst des Empire und der Restauration, namentlich in Frankreich und England, die hohen künstlerischen Werte erkannt und vielfach benutzt hatte, welche in diesen bescheidenen, aber originalen Werken beschlossen liegen.

Gerhard stand an manchem offenen Grabe. Er und sein geistvoller, aber zerfahrener und undisziplinierter Freund Panofka mühten sich wiederholt ab, aus den Darstellungen auf den Vasen zu ermitteln, in welchen Beziehungen sie zu den Menschen gestanden hätten, deren Resten sie mit ins Grab gegeben waren; manch abstruser, uns heute unverständlicher Gedankengang wurde durch solche Bemühungen zu kurzem Leben gefördert, außerordentlich viel gelehrtes Wissen aufgewendet und verschwendet. Aber niemals, trotz all seiner Freude am Sammeln und Ordnen der Fundstücke kam Gerhard der Gedanke, eine Statistik der Gräber zu geben, den Inhalt der Gräber Grab für Grab aufzuzeichnen und auf diesem Wege festzustellen, was zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Gegenden und wie und wo es in die Gräber gelegt wurde, wie weit

Digitized by Google

der persönliche Gedanke, wie weit der Zwang religiöser Tradition dabei maßgebend war, Zusammenstellungen, aus denen dann wieder als Nebenfrucht auch weittragende Folgerungen sich ergeben hätten für die zeitliche Ansetzung der den Gräbern entnommenen Kunstwerke, für die einzelnen Gräber selbst, für die Geschichte der Nekropolen und für die historischen und sozialen Verhältnisse der dazugehörigen Orte, Städte und Landschaften, schließlich auch für die ethnischen Verhältnisse der Bestatteten. Zwar sammelte das Bullettino des Archäologischen Instituts fleißig Einzelberichte, und auch vereinzelte topographische Karten besonders wichtiger Nekropolen fanden Aufnahme in die Monumenti des Instituts. Aber die eigentliche Gräberforschung kam damals noch nicht recht vorwärts; in Griechenland wurde sie zunächst durch die politischen Ereignisse, welche der Befreiung vorangingen, sie begleiteten und ihr folgten, alsdann durch andre sich herandrängende, zunächst wichtiger erscheinende Aufgaben zurückgehalten, trotz Stackelbergs weitblickendem Anfang; in dem politisch zerrissenen und ungleich entwickelten Italien wurde sie dagegen in so sprunghafter Weise vorgenommen, entweder immer noch durch berufsmäßige Spekulanten oder — im besseren Fall — durch philologisch und technisch ungeschulte, an der ihnen allein bekannten Oertlichkeit klebende Dilettanten, daß von einer Organisation der Arbeit, von Zusammenschmelzung der Einzelforschung, von ergebnisreichem gegenseitigem Lernen und Befruchten nicht die Rede sein konnte.

Wie die Fülle der aus dem Altertum überkommenen literarischen Ueberlieferung lange blendete, bis durch ihre Sichtung und Wägung die kritische Geschichtsforschung erkannte, wie vieles verloren sein müsse und wie vieles auf indirekter oder täuschender Ueberlieferung beruhe und nach andern festen Stützen verlange, so war auch die ungeheure Menge der antiken Bauten und erhaltenen Kunstwerke lange Zeit einer Durchforschung des Untergrundes im Wege. Auch die Ausgrabungstechnik wollte erst gelernt, der Blick geschärft sein. Es war das heraufziehende naturwissenschaftliche Zeitalter, das auch unsrer Forschung neue Wege, neue Methoden wies und ihr die scharfe und objektive Beobachtung der Realitäten beibrachte, sie lehrte, nicht am Schreibtisch und am gedruckten Buch oder geschriebenen Buchstaben zu kleben, sondern Kopf, Augen, Hände freizumachen und die Grenzpfähle des Arbeitsfeldes weiter zu stecken.

Die unmittelbaren Lehrmeister kamen aber vom germanischen Norden. Dort, wo der Schatten ferner Frühzeit oftmals noch über die Schwelle der Gegenwart zu fallen scheint, konnte man sich nicht der schönen und bequemen Selbsttäuschung hingeben, mit Hilfe mehr oder minder zusammenhängender geschriebener Ueberlieferung bis in die Wurzeln oder wenigstens alten Verästelungen der eignen Geschichte aufzusteigen oder deren auf Steine geschriebene oder in mächtigen Bauten oder schönen Werken der bildenden Kunst greifbar erhaltene Urkunden zu benutzen, um einer fernen Vergangenheit Körperlichkeit zu verleihen oder auch nur ihre Trümmer mit schön rankendem Efeu malerisch zu verhüllen. Was spätere Berichte und Heldenlieder ahnen ließen, die Zeiten, welche vor dem heroischen Alter lagen, die eigentliche Werdezeit der Völker und ihre ethnischen

Digitized by Google

Zusammenhänge untereinander, das mußte mit geduldiger Arbeit dem schweigsamen Boden abgerungen werden, unscheinbare Ansiedlungsspuren und Abfallreste, namentlich aber die im Boden unberührt liegenden Gräber mußten geöffnet und auf das sorgsamste nach Anlage und Inhalt, nach Abfolge und Riten, nach Kunstfertigkeit und Lebensgewohnheiten ihrer Toten befragt werden. Diese Notwendigkeit erkannten zuerst hochverdiente nordische Forscher: ich nenne namentlich Thomsen, Steenstrup, Worsaae, denen viele andre diesseits und jenseits des Oeresunds folgten und folgen. 1843 erschien Worsaaes „Danmarks Oldtid oplyst ved Oldsager og Gravhöie". Und sechs Jahre später las Jakob Grimm vor der Berliner Akademie seine Abhandlung über das Verbrennen der Leichen, jenes völkerpsychologische, poesiegetragene Meisterstück, in der er zum erstenmal die Scheidung von Verbrennen und Bestatten grundsätzlich angefaßt und das Verbrennen als ein Zeugnis für eine höhere und freiere Auffassung von menschlichem Sein gerühmt hat, nach der Ynglingasaga von Odin eingeführt als Gesetz der Asen. Jakob Grimm selbst hielt damals eine Wiederkehr der schönen Brandsitte für ausgeschlossen, legte aber in markigen Sätzen auch seine persönliche Ansicht fest. Zwei derselben seien hier ausgehoben: „Für die angemessenste, das Andenken am längsten sichernde Bewahrung unsrer Ueberreste wird die gelten müssen, welche den geringsten Raum kostet und die vergehende Gestalt zu erhalten aufgibt," und der andre: „Für ein Sakrament der Christenwelt kann weder das Begraben gelten noch das Verbrennen für ein Hindernis der Seligkeit, welche niemand den sonst in Flammen oder im Wasser Umgekommenen abspricht." Das war 1849. Und zur Stütze seiner Ansicht erinnert er an die ein halbes Jahrhundert älteren Worte des Herzogs in der „Natürlichen Tochter":

O weiser Brauch der Alten, das Vollkommene,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Tätigkeit zu lösen.
Und wenn die Glut mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittich deutend sich bewegte,
Da trocknete die Träne, freier Blick
Der Hinterlassenen stieg dem neuen Gott
In des Olymp verklärte Räume nach.

Wem gesellt sich nicht zu diesen tief gedachten Versen die köstliche Schlußstrophe der „Braut von Korinth", gleicher Stimmung des Dichters in gleicher Zeit entsprungen! So führt ein anregender Hauch, der sich immer mehr zu festem Band verdichtet, von Goethe zu seinen römischen Verehrern Stackelberg und Kestner, von diesen weiter, durch die Tätigkeit des römischen Instituts für Italien immer mehr gefestigt. Auch Grimm wandte seine Augen suchend südwärts: aber verzweifelnd klagt er, „die Bestattungsgebräuche der italischen Völker sind uns verschollen", während er vom Norden und aus Deutschland schon aus Fundtatsachen manche Stütze für seine aus Märchen und Sagen, Bräuchen und

Digitized by Google

Sitten, namentlich auch aus der Sprache gewonnenen Ergebnisse beibringt, freilich auch mit der Klage „oft scheinen die Beobachtungen ungenügend". Ihm waren Nord- und Südgermanen eins. Von dem ersten bedeutsamen Schritt, den Wilhelm Grimm unternahm, als er wiederum gerade jetzt vor hundert Jahren die altdänischen Heldenlieder herausgab und Achim v. Arnim und Klemens Brentano bezeichnenderweise widmete, gleichsam als ein neues nordisches Wunderhorn, bis zu Jakob Grimms berühmter Widmung der Mythologie an Dahlmann mit ihren Feststellungen über das Verhältnis nordischer zu deutscher Götter- und Heldensage und weiterhin zu jener Abhandlung über das Verbrennen ist die starke und berechtigte Augenwendung der Brüder Grimm nach Norden eine äußerst wichtige Anregung für die deutsche Forschung gewesen, sorgsam zu verfolgen und lernend zu beachten, wie des Nordländers sich scharf schulender Blick begann, dem Boden seine stillen Schätze abzugewinnen, und zu verstehen, was er dabei tatsächlich fand. England und Frankreich folgten dem nordischen Beispiel. Trat in der Schweiz die Gräberforschung anfänglich noch zurück, so gab doch die Entdeckung der Pfahlbauansiedlungen der Bodenforschung einen so überaus kräftigen Antrieb, daß die Ausläufer dieser Bewegung auch über die Alpen schlugen.

Dort, im Norden Italiens, begann mit Gastaldis Arbeiten 1861 eine der Schweiz und dem skandinavischen Norden abgelauschte Methode den Boden zu befragen, welche von größter Bedeutung geworden ist für unsre Kenntnis der Werdezeit des Landes und nunmehr jener vorher erwähnten Klage Grimms jede Berechtigung genommen hat. Denn wohl von keinem Lande kennen wir jetzt die Schichtungsverhältnisse der Gräber und damit der Stämme und der älteren Geschichte so genau wie von Italien. In Deutschland kommen wir diesem Ziel glücklicherweise immer näher dank vieler leider noch recht ungleich verteilter und ungleich betriebener Einzelforschung und der konzentrierenden Arbeit namentlich in den Museen von Mainz und Berlin. Im Osten haben unsern überraschten Blicken erst Schliemanns mutige Entdeckungen gelehrt, was alles der Boden noch birgt. Vixere fortes ante Agamemnona multi! Und diese Bestrebungen, durch geduldige Spatenarbeit tief in die Vorzeit hinaufzudringen, haben auch die Peripherie unsers alten Europa, Spanien und Rußland, auch die Mittelmeerländer im Osten und Südosten gründlich erfaßt. In Aegypten, dem scheinbar so uralten, haben wir staunend gesehen, daß es immer noch Aelteres gibt, Gräber, die, weit voraufliegend dem Beginn der Dynastienzählung, gewiß schon vor dem bis jetzt ältesten sicher ermittelten historischen Datum der Menschengeschichte, 4241 v. Chr., begonnen haben, ihre in liegender Hockerstellung bestatteten Toten aufzunehmen. Vorderasien beginnt immer mehr und in seiner ganzen Ausdehnung bekannt zu werden, als Mutterland für manches Europäische immer mehr hervorzutreten; geheimnisvolle Fäden scheinen sich zu spinnen zum Beispiel zwischen Kappadozien und Indien, zwischen dem fernen Elam und Südrußland und Nordgriechenland.

Doch ich greife zu weit aus. Ich wollte einen Rückblick werfen auf etwas

Digitized by Google

mir Naheliegendes, die Gräberforschung in beiden klassischen Mittelländern. In Griechenland hatte Stackelbergs Vorgang zunächst wenig Nachfolge. Verhältnismäßig wenige und meist zufällige oder mangelhaft bekannt gewordene Funde ermöglichten kein zusammenhängendes Bild der Gräbersitte, nicht einmal für die noch am besten bekannte attische Landschaft. Grabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft im Jahre 1870 vor dem Dipylon, an der vornehmsten Gräberstraße Athens, vermehrten die Zahl schöner attischer Grabreliefs, jener köstlichen Blüten edelsten gehobensten Menschentums, lehrten uns auch einiges über die Anordnungen, ließen aber viele wichtige Fragen unbeantwortet, weil man es damals noch nicht für nötig hielt, sich von den Schichtungsverhältnissen eine ausreichende Vorstellung zu schaffen. So wurden weder die Anlage noch die Ausstattung der Gräber genügend geklärt, auch nicht die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse. Man war eben vor vierzig Jahren noch nicht hinreichend gerüstet, um die Lösung zu finden, welche erst unsern Tagen, der vorzüglichen Arbeit Brückners vorbehalten blieb. Auch einem benachbarten Gräberfeld aus viel früherer Zeit wurden damals in beträchtlicher Zahl Gefäße entnommen, die, in eigenartig steifer Weise vorwiegend linear dekoriert, schon Stackelbergs Aufmerksamkeit nicht entgangen waren und nun bei ihrer ziemlich zahlreichen Auffindung als Vertreter der Anfänge griechischer Kunst begrüßt wurden und zu bedeutsamen Studien Anlaß gaben. Aber erst dreiundzwanzig Jahre später konnten zwei junge deutsche Gelehrte durch eine kleine Nachgrabung feststellen, wie eigentlich diese Gräber aussahen, was die großen und kleinen Gefäße, die man in und über den Gräbern gefunden hatte, im Grabritus bedeutet hatten, wie es sich statistisch und zeitlich mit der eminent wichtigen Frage nach Bestattung oder Verbrennung verhielt, u. a. m. Erst durch diese Arbeit von Brückner und Pernice wurde 1893 dieser alte Grabplatz des Solonischen Athen eine geschichtlich brauchbare Tatsache.

Ebenfalls von 1870 an begann auf dem Kunstmarkt die liebenswürdige Welt der Terrakotten von Tanagra zu erscheinen. Kein Zweifel, daß sie aus Gräbern stammten. Aber noch viele Jahre mußten vergehen, bis man an eine wissenschaftlich brauchbare Feststellung der Fundtatsachen ging. Es waren die trüben Künste der Fälscher, welche der griechischen archäologischen Gesellschaft den Spaten in die Hand zwangen. — Wie große stumme Rätsel aus einer nicht näher zu bestimmenden Vorzeit erhoben sich bei Mykene unterhalb des damals ebenfalls geschichtlich dunklen Löwentors jene Kuppelgräber, die schon die Bewunderung der Alten erregt hatten. Diese gewaltigen Bauwerke von Burg und Unterstadt Mykene reizten Schliemanns homergläubige Phantasie. Seine wunderbare Entdeckung der goldreichen Fürstengräber auf der Vorderterrasse der Burg gab 1876 einen Anstoß, der nach allen Seiten mächtig weiterwirkte. Die Tatsache, daß Homer nur die Verbrennung seiner Helden kennt, wenn auch die Bestattung als einstige Sitte noch vielfach durchschimmert, mußte alsbald zeigen, daß wir hier, wo pietätvolle Einbettung der Leichen, verbunden mit dem Streben, den Körper zu konservieren, herrschte, wo ein treu gedenkender

Digitized by Google

Opferkult durch Generationen fortgesetzt wurde, vor Zeugen einer andern Zeit standen. Es mußte eine wesentlich ältere Zeit sein, eben die Zeit, deren Klänge ins Epos hinübertönten, wie die Taten Attilas, der Burgunden, Theodorichs, in das so viele Jahrhunderte jüngere germanische Heldenlied. Die überreichen Beigaben ermöglichten bald festere Zeitansätze, die wir wesentlich der ägyptischen Synchronistik verdanken, d. h. ägyptischen Funden hüben, mykenischen drüben in festen sicheren Horizonten. Damit war für uns das zweite Jahrtausend, das Jahrtausend vor der griechischen Völkerwanderung, entdeckt. Funde auf Funde folgten, im ganzen ägäischen Meergebiet, großartig namentlich auf Kreta, wo glücklicherweise früher nicht hatte gegraben werden können: aber auch weit über dies engere Gebiet hinaus in Ost und West bis nach Italien und Spanien, nach der einen Seite, bis tief nach Südost und Ost nach der andern. Mit den neuen großen Aufgaben kamen auch die ihnen gewachsenen Männer, durch deren rastlose Arbeit sich der Kreis der Tatsachen immer fester schließt, aber auch sich nach allen Seiten, nach oben und nach unten immer weiter ausdehnt. Und wo sich eine so große und reiche, in vielfacher Hinsicht fremdartige, ja überreife Kultur vor unsern erstaunten Blicken auftat, da mußten die Vorstufen gesucht werden. Auch sie wurden gefunden, wenn auch der sichere Ariadnefaden der Gräber uns namentlich im kretischen Labyrinth noch nicht so ununterbrochen begleitet, wie wir es wünschen möchten. Aber auch hier mehren sich die Funde und lehren uns vieles. Mehr jedoch zunächst anderswo. Jener Zeit, als die Herren der Burg von Mykenä ins Grab sanken, um im epischen Liede weiterzuleben, war eine andre vorangegangen, welche in der späteren Erinnerung nur in dunklen Sagen und in sonderbaren, völlig ungriechischen Namen von Orten, Bergen, Flüssen, aber auch in Eigennamen, ja in manchen Namen späterer griechischer Götter und Helden ein geheimnisvolles Dasein führte. Rings um das Aegäische Meer und auf den Inseln saßen diese Urbewohner, aber auch bis tief in das Innere hinein beginnen wir jetzt ihren Spuren mit Spaten und Hacke zu folgen. Und staunend gewahren wir, daß wenigstens einige ihrer Schwärme, z. B. solche, die sich an den nördlichen und östlichen Abhängen des Parnaß und in den vorgelagerten Ebenen niederließen, in einer Zeit, die der Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. vorausliegt, bereits die Sitte hatten, ihre Toten zu verbrennen, stets an derselben Stelle, so daß die sich auftürmenden mächtigen Scheiterhaufen im damals noch waldreichen Lande ganze Hügel bildeten, die später wieder für andre Geschlechter erwünschte Wohnstätten darstellten. Vereinzelte Ausnahmen, Bestattung statt Verbrennung, scheinen eine besondere Auszeichnung des Toten gewesen zu sein. Ob diese frühe Brandsitte, zu der vielleicht bis jetzt vereinzelte Erscheinungen im mittleren Kreta treten, sich bis zu einem andern, ähnlich frühen Gebiet derselben, Südrußland, durch die Balkanhalbinsel wird verfolgen lassen, etwa an jenes anknüpfen, wird hoffentlich noch ergründet werden. Könnten wir nur erst in Epirus, Mazedonien, Thrazien graben! Das ist ein Wunsch, mit dem jeder historisch denkende Forscher die vor unsern Augen sich vollziehende Befreiung dieser Landschaften begleiten

Digitized by Google

wird. Dann werden wir auch, schon jetzt bedeutsamen Fingerzeigen folgend, die Brücke nach Italien hinüber schlagen können.

So sehr früh hatte sich auch diese für uns bis jetzt älteste Bevölkerung nicht in Griechenland festgesetzt; denn sie scheint schon bei ihrem Einrücken aus der völlig metallosen Zeit heraus gewesen zu sein. Ihr folgte um die Mitte des dritten Jahrtausends eine andre, vermutlich bereits hellenischen Stammes, welche ihre Toten ausschließlich bestattete und diese ihre Sitte auch wohl der Urbevölkerung mitteilte. In dieser neuen Völkerfamilie werden wir die direkten Vorfahren der Erbauer der Burgen von Mykenä, Tiryns usw. zu erkennen haben, jene Achäer, von denen das epische Lied zu singen und zu sagen weiß, noch zu einer Zeit, als eine abermalige Völkerwelle über manche Teile der griechischen Welt wieder eine andre Schicht, jedoch ebenfalls hellenischen Stammes, gelagert hatte. Die ganze Szenerie der Heldenzeit und der voraufgehenden fängt jetzt an klar zu werden durch die treue Arbeit deutscher, griechischer, englischer und italienischer Gelehrter: ich nenne namentlich Dörpfeld und Tsuntas, Soteriadis, Evans und Halbherr für solche Grabungen, die uns auch zu den Toten führen. Schon tasten wir uns hinauf bis an die Ausgangsschwelle etwa des vierten Jahrtausends, wie wir glauben sagen zu dürfen bis an die Zeit, wo die ersten Vorfahren der Hellenen in ihr späteres Land hinabzogen und andre Völker wurden. Kein Schriftdenkmal erzählt uns mehr von diesen fernen Zeiten: aber die unscheinbaren Töpfe und Scherben aus Ton sowie die zähen religiösen Vorstellungen, welche sich im Gräberbrauch und Totenkult ausprägen, sind leise wegweisende Lichter im großen Dunkel jener Zeiten, wo die Völker Europas sich formten und ihre späteren bleibenden Sitze einnahmen.

Und wie aufwärts, so gaben uns die Gräber der kretisch-mykenischen Epoche auch vielfachen Anlaß, abwärts zu blicken, auch da die Anknüpfungen aufzusuchen an die hellen Zeiten literarisch bezeugter Geschichte. Mit der letzten großen griechischen Völkerwanderung — die Alten nannten sie die dorische — um die Wende vom zweiten zum ersten Jahrtausend, rückt zum zweitenmal die Sitte ein, die Toten zu verbrennen. Daß sie absolut herrschend wird in einigen südlichen und südöstlichen Gebieten des Aegäischen Meeres, ist ungemein beachtenswert. Auf der jetzt so ganz und gar holzarmen Insel Thera, jenem Juwel unter den griechischen Inseln, deren gründliche Kenntnis wir dem Opfermut und der Sachkenntnis des Freiherrn Hiller v. Gärtringen verdanken, wurde im neunten bis siebenten Jahrhundert ausschließlich verbrannt, jedesmal dicht bei dem Familienplatz, wo die Urne hernach in den Felsboden gesenkt wurde. Ebenso gegenüber auf dem karischen Festland und an der Nordküste Kretas. Es fehlt noch die Durchforschung der übrigen südöstlichen Zykladen und Sporaden. Dagegen mehren sich jetzt die Anzeichen, daß in den Gegenden, woher die Theräer ihre älteste griechische Siedelung (Minyer) leiteten, im südöstlichen Thessalien, an der Westküste des pagasäischen Meerbusens, in der benachbarten Phthiotis, und dem gegenüberliegenden Euböa, schon in letzter mykenischer und dann weiter in geometrischer Zeit, die Brandsitte herrschend

Digitized by Google

wurde. Und so viel können wir jetzt schon sagen, daß nur die Gegend gesucht werden darf, wo eine solche Verbrennung, wie das Epos sie schildert, selbstverständlich war, die Homerische Dichtung die Sitte allgemeiner Totenverbrennung aufgenommen haben kann. In Jonien wurden die Toten in dieser alten Zeit, der Zeit, wo die homerischen Gedichte in ihre jetzige Form gegossen wurden, bestattet: das haben uns Untersuchungen Böhlaus und Wiegands in Neonteichos und Larisa, in Milet und Samos gelehrt, uns eigentlich schon seit lange die Tonsarkophage von Klazomenä gesagt. Auffällig ist dagegen, vielleicht eine Anpassung an dort alteinheimische Sitten, daß die ionischen Kolonisten an und vor der Nordküste des Schwarzen Meeres, so zum Beispiel auf der vom siebenten bis fünften Jahrhundert von ihnen besiedelten Insel Beresan, durchweg verbrennen.

Im siebenten Jahrhundert drang die Sitte dann langsam ein auch im übrigen europäischen Griechenland, wurde zum Beispiel in Attika vom siebenten bis fünften Jahrhundert in immer steigendem Maße geübt, zweifellos unter dem immer mächtiger werdenden Einfluß der Homerischen Dichtung. Aber sie verdrängte nie die Bestattung vollkommen. In entlegenen, der feineren Kultur weniger geöffneten Gegenden von Hellas scheint die Bestattung sogar feste Sitte geblieben zu sein. — Es war ursprünglich vielleicht nur eine vereinzelte, aber kulturell hochstehende und einflußreiche Stammesgruppe, durch welche die Sitte der Verbrennung gerade in jene Teile Griechenlands kam, wo sie ihren edelsten dichterischen Ausdruck durch Homer so früh finden durfte. Schwerlich ist sie dorthin übertragen worden durch große, breite Völkerzüge, die sie, wie einstmals jene Urbewohner der sog. Steinkupferzeit, als ihre eigne Sitte mitgebracht haben, so wie in die meisten andern Länder, wie nach Italien, wie durch die Germanen in die keltischen Teile Deutschlands. Die in Südrußland, wie wir oben sahen, schon im dritten Jahrtausend geübte Sitte wanderte im dritten und zweiten Jahrtausend durch viele Teile Europas, als manche der mitteleuropäischen Völker noch auf Steinwerkzeuge angewiesen waren, die meisten jedoch schon den Gebrauch des Erzes kennen gelernt hatten. Vor dem Balkan machte sie jedoch damals noch halt, so scheint es wenigstens. Erst weitere Forschung auf der Balkanhalbinsel kann und wird uns Bescheid auf solche Fragen geben, welche wir bis jetzt nur auf ratendem, nicht sicher begehbarem Wege beantworten könnten. Nur das dürfen wir mit Sicherheit behaupten, daß die Sitte auf griechischem Boden nicht autochthon entstanden ist, also alle Erklärungen in die Irre gehen, welche solche Entstehung zur Voraussetzung haben. Die Sitte muß übertragen sein von einer Gegend, wo sie schon länger in Uebung war, kann dort auch wirkliche Fortsetzung jener entlegenen Urbewohnersitte sein.

Ganz anders, viel klarer, liegen die Verhältnisse für Italien. In musterhafter Weise haben hier einige norditalienische Forscher, allen voran Chierici und Pigorini, ihrerseits geschult durch das Beispiel der Schweiz und Skandinaviens, seit bald einem halben Jahrhundert der Arbeit ihre Wege gewiesen und die Methode sorgsamster Bodenforschung bis zu solchem Grade der Verfeinerung getrieben, daß, was diese Meister, ihre Arbeitsgenossen und Schüler für ihr

Digitized by Google

Vaterland geleistet haben, wiederum vorbildlich geworden ist für die Arbeit in andern Ländern. Auch die italienischen Museen lehrten neue Methoden: so das Museum von Bologna, wo zuerst Zannoni begann, vollständige aus dem Boden gehobene Gräber in ihrem ganzen Zusammenhange in historischer Reihe auszustellen, oder die Museen der Emilia, von Florenz, von Syrakus, wo teils ganze Gräber, teils der Inhalt ganzer Gräber sorgsam Grab für Grab geschieden vor uns steht, so daß an Stelle der rein ästhetischen Aufstellung alter Zeiten oder der typologischen, die nützlich, aber in vielen Fällen doch nur ein Notbehelf ist, wirkliche historische, im engeren Sinne auch topographische Bilder sich vor uns aufbauen, welche nicht nur die Phantasie auch des Laien mächtig anregen, sondern für die eigentlich wissenschaftliche Forschung die Stelle eines Urkundenbuches einnehmen. Es ist sehr erfreulich, daß neuerdings auch nordische Museen diesem leuchtenden Beispiel folgen, in Deutschland und der Schweiz schon manche, in Frankreich das Nationalmuseum von St. Germain. So liegen in Italien die Grundlinien überall schon fest, wenn auch in einzelnen Gegenden, namentlich im Innern und im festländischen Süden des Landes noch manches fehlt. Und die vorzügliche Berichterstattung, für die Frühzeit im Bullettino di Paleontlogia, für die späteren Perioden namentlich in den Veröffentlichungen der Accademia dei Lincei, aber auch, besonders für Etrurien, in denjenigen des Deutschen Archäologischen Instituts und andrer Organe, gestattet uns, aus den Gräbern und Siedelungsresten die Geschichte des Landes und seiner so verschiedenartigen Stämme abzulesen, die Urzustände ebenso zu erkennen wie die allmählichen Ueberschiebungen neuer Völkerschichten. Vor unsern Augen baut sich nunmehr jenes Italien auf, dessen zahlreiche Einzelströme ihr sehr verschiedenartiges Wasser schließlich zu dem einen Hauptstrom Rom vereinigen. Roms eigne Geschichte, Roms Gewalt über das ganze Land erklärt sich aus seiner Lage am Kreuzungspunkt der wichtigsten Stämme der Halbinsel, aus dem einigenden Bande, das liegen muß in der sukzessiven Aufnahme des fremden Blutes in das eigne, der Amalgamierung mit demselben: ist doch sicher manches von dem, was uns die Alten aus der Königszeit und ferner aus der Entwicklungsgeschichte der Republik und ihren Verfassungskämpfen berichten, zum guten Teil Spiegelung von Tatsachen, die in der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung Roms ihre letzte Erklärung finden mögen.

In Griechenland liegen die ethnischen Verhältnisse einfacher. Neben und über eine vorgriechische dünne Urbevölkerung tritt bereits die griechische, in Stämme gespalten aber unter sich so nah verwandt, daß trotz der geographischen Zertrennung des Landes und trotz mancher lange bestandener Einzelunterschiede doch bald jene Einheit sich ausbildete, welche so früh zu fester Gestaltung des nationalen Lebens und seiner Formen, der nationalen Sprache, schließlich auch des nationalen Götterglaubens und einer nationalen Kunst führte. Trotzdem, zum Teil wohl gerade infolge der gleichmäßig raschen Entwicklung seiner Einzelstämme, soweit sie überhaupt auf eine führende Rolle Anspruch machten, ist Hellas nie zu einer politischen Einheit gelangt.

Digitized by Google

Umgekehrt bietet das zur Einwanderung lockendere Italien das bunteste Bild. Merkwürdig zäh halten die verschiedenen Völker des Landes an ihren Eigenheiten fest. Aeltere und nichtlateinische Ueberlieferung ist ja leider lückenhaft und wenig ausgiebig; deutlicher jedoch als alles andre, mit jedem Jahre bestimmter, lehren uns die Gräber diese auseinanderstrebenden Frühzustände kennen. Trotzdem hat Roms starke Hand ein Land zusammengezwungen, dessen geistige Brennpunkte lange Jahrhunderte hindurch nicht in Rom lagen. Um uns das Verständnis einer derartig merkwürdigen Erscheinung anzubahnen, müssen wir schon, bei aller gebührenden Bewertung geographischer und historischer Faktoren jeder Art, eine eigentümlich wirksame Zusammensetzung des Römers annehmen. Der Römer wurde Herrscher, weil jeder der so unendlich verschiedenen Stämme vom eignen Blut und der eignen Bildung, unbewußt, im Römer etwas wiederfand, sich, wenn auch meist nach hartem Widerstande, schließlich doch romanisieren ließ, weil aus der römischen Art manch Atom eignen Wesens ihm unmerklich wieder zuströmte.

Sicheren Schrittes folgen wir jetzt auf der Spur der Gräber den Völkerbewegungen in Italien. Wir finden eine dünn verteilte Urbevölkerung, welche im Süden nach Afrika zu weisen scheint und über Sizilien weit nach Nordost, bis an die Adria sich hinaufgezogen, auch über Sardinien sich ausgebreitet hat. Dieser einen durchs ganze Altertum, ja bis heute kenntlichen Gruppe stehen mehrere im nördlichen und mittleren Italien gegenüber, die besonders im Norden und Osten sich noch lange aus den späteren Ueberströmungen scharf abheben. Sehr materielle Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, Niederlegung der Toten zuerst in natürlichen, dann in künstlich hergestellten Höhlen, dann in nach Höhlenart aufgerichteten Grabbauten, in verschiedenen Stellungen, gestreckt oder als liegende Hocker, oder zu gemeinsamem häuslichen Mahle sitzend vereinigt, so eine zeitlang in Sizilien, ausgestattet mit allem, was zur Notdurft des einfachen Lebens gehörte, sogar mit roter Farbe zum Tätowieren und Schminken, mit reichlichen Spuren des über der Leiche ihr zu Ehren gehaltenen Opfermahles, so zum Beispiel in Ligurien, wo das Feuer mitunter und vielleicht absichtlich den Toten mitangeröstet hat; in der Lombardei ruhen sie in Flachgräbern, die Beine angezogen wie das Kind im Mutterleibe, ein schon von Jakob Grimm gezogener, von Dieterich fein ausgebauter, freilich schwerlich zur Erklärung verwendbarer Vergleich, umgeben von ihren Waffen aus Stein oder schon Kupfer, mit Steinperlen oder Muscheln geschmückt: dieses eine Beisetzungsform, die sich zum Beispiel in Picenum bei den Nachfahren eines dieser Urstämme bis in das vierte Jahrhundert gehalten hat.

Ganz anders das Volk, welches die Sitte des Leichenbrandes mitbrachte und wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends in die Halbinsel einzog. Es kam über die Alpen herein in das italienische Seengebiet. Es brachte schon die Kenntnis der Bronze mit und errichtete mit Hilfe metallischer Werkzeuge regelrecht angelegte Ansiedlungen auf Pfählen, zuerst in Seen und Mooren, dann auch auf dem festen Lande; es verstand das Wasser kunstvoll

Digitized by Google

um die Wohnplätze zu leiten und auch sonst geschickt zu nutzen, trieb Jagd, Viehzucht und Ackerbau in geordneten Formen und verbrannte seine Toten. Die Asche ward nach strengem hartem Ritus ursprünglich ohne alle Beigaben in Tontöpfen einfachster Art beigesetzt, in Reihen ein Topf neben dem andern, oftmals mehrere Reihen hart übereinander, wahrscheinlich jeweils gleichzeitig an einem bestimmten Zeitpunkt des Jahres, der dadurch natürlich zu einem Totenfest der Gesamtgemeinde wurde. Die Asche in den Töpfen blieb vermutlich zugänglich, durch einfaches Abheben der Deckel, für sakrale Erinnerungshandlungen. Die einzige Angleichung der Existenz der Toten an die der Lebenden fand man darin, daß den Toten gewissermaßen der ideale Schutz der Lebenden übertragen war, indem man für sie eine kleine, ebenfalls auf Pfählen ruhende, von einem Wall umgebene Totenstadt anlegte, derjenigen der Lebenden im kleinen vergleichbar, dicht außerhalb des Eingangs in die Hauptansiedlung, an einer oder zu beiden Seiten jenes Eingangs. Die ersten wirklichen Friedhöfe!

Eine hohe ernste Auffassung vom Wesen des Todes neben einem hochausgebildeten Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit kennzeichnet diese Vorläufer derjenigen Italiker, die später berufen waren, der entscheidende Herrscherstamm Roms zu werden. In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends breiteten sie sich weiter aus, zunächst nach West und nach Ost, unter allmählicher Aufgabe der mitgebrachten Pfahlbausitte, mit ihren strenggereihten, vielfach auf sicherer Höhe erbauten Hüttenansiedlungen den ersten Grund legend zu mancher noch heute blühenden Stadt. Sie hielten auch in diesem Stadium streng fest an ihrer Verbrennung, jedoch unter Aufgabe der alten starren Riten, welche auf alle Beigaben verzichteten. Das Persönlichkeitsgefühl ließ sich unter der stillen Einwirkung der unterworfenen Urbevölkerung nicht mehr zurückdrängen. Diese statteten ihre Toten reich aus, wie ich vorher darlegte, und so wurde auch bei dem Herrenvolk die Empfindung sinniger Sorge um den Toten geweckt und gestärkt. Schon im östlichen Poland, wo ihre Gräber bis zum Rubikon herabreichen, mehr noch in Etrurien und Latium bis zu den Volskerbergen, finden wir die Brandgräber dieser allmählich südwärts gezogenen Italiker ausgestattet mit immer reicher werdenden Beigaben, auch solchen, die im beginnenden ersten Jahrtausend der leise anfangende Handel über See aus fernen südöstlichen Ländern brachte.

Ein andrer Zweig desselben Stammes, der jedoch mehr von Osten kommend die neue Sitte der Verbrennung und der kunstvollen Pfahlbauten nördlich der Alpen noch nicht übernommen oder sie wieder aufgegeben hatte, zog mehr in der Mitte und Ostseite Italiens herab, blieb im allgemeinen östlich vom Tiber, nahm dagegen weiter südlich, etwa von der Höhe des Volskerlandes ab, die ganze Breite der Halbinsel ein, schob sich schon weiter im Norden von den Sabinerbergen her in die Küstenebene Latiums vor, wo sich ein Neben- und Durcheinander mit den bis hierher gelangten verbrennenden Vettern ergab. Und zwar scheint sich das Mischungsverhältnis zuerst so gestaltet zu haben, daß die verbrennenden Leute ihrer auch weiter nördlich überall betätigten Neigung gemäß

Digitized by Google

zunächst die sicheren, gesunden und fruchtbaren Höhen des Albanergebirges besetzt hatten, während die aus dem sabinischen Gebirge Herabkommenden sich hier und da in der Ebene anbauten, z. B. bei Gabii, und weiter an den Tiber heranrückend dann auch auf einem der hügeligen Ausläufer sich hinsetzten, mit welchem die Ebene sich an der spätern historischen Stätte Roms dem Tiber nähert, auf dem Quirinal. Nähe des Wassers, auch der kleinen hier zum Tiber hinabrinnenden Bäche und die bequeme Verbindung mit der rückwärtigen Ebene waren für die Wahl dieses Hügels für die gewiß recht bescheidene Ansiedlung bestimmend, nicht etwa Naturfestigkeit. Diese erschien dagegen den verbrennenden Vettern wesentlich, ihrer ganzen eignen Vergangenheit — und wir dürfen hinzusetzen, Zukunft entsprechend —: und als auch sie in die Flußebene herabrückten, klar darüber, daß die rückwärtigen Verbindungen mit ihren engeren Stammesgenossen nördlich des Tiber für sie über die natürliche Furt bei Rom die einzig sichere und mögliche sei, und sie dafür zu sorgen hätten, daß dieser Punkt nicht ausschließlich in den Händen eines zwar verwandten, aber fremden Stammes sein dürfe: da besetzten sie zunächst den Palatin, dann das Kapitol, die beiden isolierten, dem Fluß nächsten und militärisch allein wichtigen Hügel. So wurden sie das herrschende Volk in Rom, wahrscheinlich in friedlicher Auseinandersetzung mit den Sabinern. Verklungene Erinnerungen an eine solche Zwiefältigkeit der Entstehung Roms durch Zusammenwirken der zwei großen italischen Stämme leben noch, umwoben vom Schleier poetischer Konstruktion, in später Ueberlieferung. Die Tatsächlichkeit wird uns aber, klarer, als sie den alten Römern sein konnte, erwiesen durch die Gräber dieser ältesten Bewohner von Roms klassischem Boden.

Der leicht sich erhebende Rücken der Velia bildet eine Naturbrücke zwischen dem Palatin und dem Quirinal, zugleich die Trennung zwischen der Senkung, in welcher späte Geschlechter den Riesenbau des Kolosseums errichteten, und jenem Tal, das durch Verwendung zum Forum Romanum berufen wurde, der weltgeschichtlich bedeutendste Platz Italiens zu werden. An den Abhängen von Velia und Quirinal nach der Forumsniederung zu und in deren nördlicherer höherer Hälfte haben die Leute vom Quirinal und die vom Palatin friedlich und schiedlich ihre Toten der Erde anvertraut, und zwar die einen als Leichen beigesetzt, sei es unter zusammengebauten großen Steinen, sei es, und dies wohl die Regel, in ausgehöhlten, in zwei Hälften zerschnittenen Eichenstämmen, wie wir sie auch von Gabii und andern Orten kennen, später auf römischem Stadtboden selber auch in Ton nachgebildet, gewissermaßen übersetzt. Die andern, welche ihre Toten zu verbrennen gewöhnt waren, taten die Asche in Tongefäße, in deren Innerem sich noch solche Gegenstände fanden, die im Augenblick der Verbrennung zur Ausstattung des Toten gehörten, Bronzefibeln u. dgl., während sonstige Beigaben, namentlich Tongeschirr mit Speiseresten, jedenfalls auch mit Wasser, sich ringsherum oder über dem Aschengefäß gestellt fanden. Das Gefäß für die Asche war augenscheinlich in vielen Fällen eigens für diesen Zweck geformt worden, namentlich dann, wenn es die Gestalt einer Wohnhütte im kleinen

Digitized by Google

zeigte, rund oder elliptisch, mit Tür und Türriegel, Dachsparren, Firstbalken und Strohdach, die Wände gedacht als mit hellem Stuck beworfen und mit Linearornamenten, vereinzelt auch wohl mit figürlichem Schmuck bemalt. Die großen Nekropolen Alba Longas und andrer Brandnekropolen des Albanergebirges, auch an dessen Südabhang, ferner die Brandgräber der italischen Bevölkerung des südlichen und westlichen Etruriens haben uns viele solcher Hausurnen geschenkt, alle einander so gleich, daß Gleichheit der Bevölkerung und der Wohnweise dadurch für diese ganzen Gebiete erwiesen wird. Im allgemeinen ist die Ausstattung der Bestattungsgräber und der Brandgräber gleich: aber es ist ein sehr beachtenswerter Umstand, daß in den tiefsten Schichten die Bestattungsgräber die tieferen, älteren, sind; daß die sehr bald darauf kommenden Brandgräber diese Bestattungsgräber respektieren, ebenso wie sie selbst wieder sorgsam respektiert werden von jüngern Bestattungsgräbern: wenn diese einmal ein rundes Brandgrab anschneiden, so sieht man deutlich, daß es versehentlich geschah und daß man sich bemühte, den Zusammenhang des Brandgrabes wieder herzustellen. Das Altertum wußte von dieser alten Forumsnekropole, deren glückliche Wiederaufdeckung durch Boni wohl die wichtigste Fundtatsache der letzten zehn Jahre in Italien ist. Als man jenes Tal trocken legte und herrichtete für die Bestimmung, der es für die zusammengewachsene Stadt Rom zu dienen hatte, da fand man zur eignen Ueberraschung solche Aschenurnen. Die Oertlichkeit wurde im Volksmund nach ihnen „Doliola" genannt und mit geheimer Scheu betrachtet: es galt für sündhaft, dort auf den Boden zu spucken. Und gewiß in ursächlicher Verbindung mit dieser ehrwürdigen Stätte ist die Errichtung des Vestatempels an der palatinischen Seite des nördlichen Forumtals zu verstehen, wo das heilige und ewige der Hut der Vestalinnen anvertraute Feuer brannte; bei einem so alten Heiligtum wäre die Lage außerhalb der Ansiedlungen, vor ihren Toren, auffällig, wenn nicht andres sie erklären würde: ich bezweifle nicht, daß das reine heilige Feuer von dort geholt wurde, um die in der Nachbarschaft, an der heiligen Stätte des Volcanus, lodernden Scheiterhaufen zu entzünden, und so das Vernichten der Toten gewissermaßen unter den Schutz doppelter göttlicher Autorität zu stellen, die Hinterbliebenen gegen die Rache des Toten zu sichern.

Gegen Ende des altrömischen Jahres, am 13. Februar, begann das staatliche römische Totenfest: es wurde eingeleitet durch die heilige Handlung einer vestalischen Jungfrau. Das hat tiefen Zusammenhang. — Volcanus, dem Feuergott, war jene Verbrennungsstätte heilig, jenseits der Bachsenkung, welche die Niederung durchschnitt, auf einer Vorterrasse des Kapitols. Hier ging der Leib des Toten in Flammen auf, hier wähnte auch das Volk den Stadtgründer und ersten König von Rom, Romulus, begraben. Und wo ihm und späteren Toten die Abschiedsrede gehalten wurde, vor versammelter Bürgergemeinde, da wurde es in der Folgezeit Sitte, auch andern die Grabreden zu halten, sich alsbald auch mit Reden andrer Art von hier an das Volk zu wenden: so erstand nahe dieser Stätte die spätere Rednerbühne, und hinter ihr, durch jene dem Romulus geweihte und neuerdings ebenfalls wiederentdeckte Grabstätte und den viereckigen

Digitized by Google

Volksversammlungsplatz getrennt, das erste der städtischen Verwaltung dienende Gebäude, die Curia Hostilia. Andre Wahrzeichen der Erinnerung und der Freiheit erhoben sich in der Nähe, die Rechtsprechung schlug dort ihren Sitz auf, und so wurde das Forum zum Forum Romanum, Mittelpunkt der Verwaltung erst der Stadt, später des Staates, schließlich der Welt.

Doch kehren wir zurück zu Italiens Anfängen und dem, was die Gräber uns lehren!

Rom war gewiß schon lange eine einheitliche Stadt, als die namhafteren Geschlechter je nach ihrer Herkunft an dem einen oder andern Ritus noch zäh festhielten: von den aus der Sabina stammenden Korneliern ist uns Festhalten an der für sie heimischen Bestattung bis auf Sulla zufällig bezeugt, auch durch ihr Erbbegräbnis zwischen der Via Latina und Appia mit seinen berühmten Sarkophagen bewiesen. Aber noch eine dritte Schicht legte sich in Rom über die beiden italischen, oder vielmehr sie trat neben sie. Das waren die Etrusker, jenes immer noch rätselhafte, hochveranlagte Herrenvolk, der Sauerteig Italiens bis in die Blüte der Renaissance hinein, obwohl kein Volk von indoeuropäischem Stamm, fremder Art und uns heute noch unverständlicher fremder Zunge. Sie waren während der Völkerwanderungszeit nach Italien durchgestoßen, ob zu Lande, ob zur See, ist noch immer strittig, wie es das schon für die Alten war. Sie hatten die im späteren Etrurien wohnenden verbrennenden Italiker unterjocht, auch einige der zu beiden Seiten des oberen Tiber festgesetzten bestattenden Umbrer und waren lange Zeit auch Herren von Rom, dem erst nach schweren Zuckungen die Befreiung gelang. Ja, zeitweise, im fünften Jahrhundert waren sie bis in das nördliche Kampanien südwärts, nordwärts bis an die Etsch und den Fuß der Alpen vorgedrungen. Es ist wohl keine Frage, daß es die gemeinsame Not war, welche die verbrennenden und bestattenden Italiker zusammenschmiedete, sie erst zu einem Volke machte, ihnen das italische Volksbewußtsein gab und den Typus des Römers geschaffen hat. Das etruskische Schwert und die etruskische höhere Kultur hatten zunächst gesiegt; sie waren dadurch auch geistig einer der wichtigsten Faktoren in der Ausgestaltung Roms geworden. Sie bestatteten ihre Toten, auch in Rom, und gingen zur Verbrennung erst in jüngerer Zeit und nur dort über, wo die Italiker in der Mehrzahl waren und ihre Kultur sich an die Stelle der etruskischen setzte, d. h. besonders im Norden und Osten ihres Landes. Sie müssen recht materialistische Vorstellungen vom Leben nach dem Tode gehabt haben: das lehren ihre Gräber und deren Ausstattung. Schon dadurch unterscheiden sie sich in stärkster Weise von der italischen Rasse.

Und wie wir in Rom in solcher Weise dem Boden seine Geschicke ablesen können, so weiter südlich, wo die Griechen ihre Begräbnisweisen mitbrachten, jede Kolonie gemäß ihrer Herkunft oder Mischung, wo namentlich in Sizilien, aber auch in Kampanien, in Tarent und an andern Orten, die zum Teil mit größter Sachkenntnis und Sorgsamkeit ausgehobenen Gräber uns in wundervoller Weise gestatten, die Geschichte dieser Städte, ihres Handels, ihrer Bildungshöhe, ihrer Kunst klar zu erkennen, uns von der hohen und tief eingreifenden

Digitized by Google

Bedeutung eine sichtbare und tastbare Vorstellung zu schaffen, die dies neue, über das Meer gekommene Element für ganz Italien, damit auch für Rom gewinnen mußte. Und in gleicher Weise heben sich durch ihre Gräber kleinere Volksgruppen scharf umgrenzt ab und lehren uns ihre Eigentümlichkeiten kennen und schätzen: so die Karthager in Sardinien und Westsizilien, die westgriechischen Messapier und die illyrischen Jazygier im Südosten, diese bestattend, dagegen verbrennend die große Gruppe der Veneter zwischen Etsch, Meer und Alpen, deren Gräberausdehnung sich mit den heutigen Grenzen des weichen venezianischen Dialekts noch deckt. Und dann später, etwa von 400 an, die Kelten, die ganz Oberitalien, mit Ausnahme Venetiens, überziehen bis in die Mark Ankona hinab und diesen Landschaften ein Gepräge aufdrücken, das sie bis auf den heutigen Tag vom übrigen Italien scharf scheidet; schließlich die ausgleichende Macht der Kaiserzeit, wo die alte Brandsitte des herrschend gewordenen latinischen Stammes in ganz Italien ziemlich allgemein wird, wenn auch die alten Bestattungsgegenden im Innern und im Süden dem alten Ritus nicht völlig entsagen. Die abermalige Rückkehr zur Bestattung vom zweiten und dritten Jahrhundert ab, wohl ein Symptom der beginnenden Orientalisierung Roms, wird vom ganzen immer noch nach Rom blickenden Lande mitgemacht und in die Provinzen übertragen. Den Schluß des Altertums bilden sodann interessante Reihen von Barbarengräbern, reich ausgestattet mit Waffen, schön verzierten Spangen, gold- und almandingeschmückten Zieraten. Sie zeigen uns unsre deutschen Vorfahren, die Goten und Langobarden u. a., welche als glanzvolle Sieger durch das ersehnte Land zogen, um dort im südlichen Wesen später klanglos unter- oder vielmehr aufzugehen. Mit dem Schwert in der Hand, ausgerüstet mit aller ihrer Herrlichkeit, wurden diese Nordlandssöhne in ihr Grab gelegt, selbst dicht unter den Mauern Roms, auf denen vielleicht noch die verzweifelten Verteidiger standen, um ihr italisches Volkstum zu verteidigen. So sieht das zur Rüste gehende Altertum ein gleichartiges Bild wieder, wie das beginnende: der Besitz schöner Waffen, kostbaren Schmucks aus Edelmetall und Edelgestein wird den vornehmen Männern und Frauen mit ins Grab gegeben, damit man sie auch im Jenseits als das erkenne, was sie im Diesseits waren und sie sich auch dort ihres Besitzes erfreuen können. Mächtige Kuppelräume für stimmungsvolle Begräbnis- und Erinnerungsfeiern erheben sich in Kreta und Mykene über den reich bestatteten Toten, während die misera plebs mit bescheidener Ausstattung in kleiner Felshöhlung oder engem, aus Steinen zusammengesetztem Gelaß zufrieden sein muß. Und ähnliche schroffe Gegensätze am Ende: tempelartige Grabsäle, mit Vorliebe auch wieder runde, und Kuppelräume für die Reichen und Großen dieser Erde, hochragende Grabmäler oft voll prunkenden Schmuckes und Grabsteine voll pomphafter Rede, kostbar geschmückte Marmorsarkophage — auf der andern Seite ein paar zusammengesetzte Dachziegel: darunter der namenlose Tote.

Aber zwischen diesen Endpunkten der Entwicklung welche Höhepunkte menschlichen Empfindens, wenn wir uns zum Beispiel an die Gräberstraßen Athens

Digitized by Google

versetzen! Auf dem Grabe wohl manch köstliches Marmorwerk, dessen stille, einfache Schönheit, Klarheit und Innigkeit der Empfindung von Herzen kommt und noch uns zu Herzen geht, die Inschrift faßt nur der Name. Und öffnest du erwartungsvoll solch schönes Grab: ein schmuckloses Aschengefäß, ein paar Väschen einfachster Art, um die Umgebung des Toten mit Wohlgeruch zu füllen. Völlige Gleichheit aller im Tode und nach dem Tode, die vollste reine Menschlichkeit! Und ähnliche Höhepunkte des Menschentums, wenn auch nicht durch solch edle hohe Kunst verklärt, kehren mehrfach wieder. Wie eine späte Erinnerung an jene jugendfrischen Italiker, die in ihr Land ziehend die Asche ihrer Toten ohne jede Beigabe einfachen Urnen anvertrauten, muten uns an die tönernen Aschenurnen und die kleinen, bescheiden geschmückten Marmorbehälter, in denen die Zeit des Augustus die Reste auch ihrer vornehmsten Toten barg und sie gemeinsam mit denjenigen der bescheidensten Sklaven ihres Hauses in jenen unterirdischen Totenkammern, den sog. Kolumbarien, beisetzte, und schließlich wieder die stillen, tiefen Gänge der Katakomben Roms: auch sie hoben sich empor zu jener hohen Vorstellung von der Majestät des Todes, die alle Gegensätze des Lebens ausgleicht und versöhnt. Lassen zum Beispiel die Katakomben Alexandrias die Standesunterschiede noch stark zur Geltung kommen, entsprechend der im Osten stärkeren Wirkung des altbegründeten Monarchismus, so versteht es in Rom das ungern geduldete Judentum, dann das Christentum, jene Religion der Armseligen und Bedrückten, in wundervoller Weise, in den Katakomben jene antike Einfachheit gleichen Fühlens und Denkens auch äußerlich zur Geltung zu bringen, gleichzeitig aber auch durch die antiker Sitte entsprechenden gemeinsamen Erinnerungsfeiern an die Toten das Gemeinsamkeitsgefühl zu stärken und der Dankbarkeit für die Werke des Toten stillen, weihevollen Ausdruck zu geben.

Erinnerungen an Stiftspropst Dr. Ritter v. Türk

Von

Dr. Johannes Heldwein

Dreikönigstag! In einem stillen Zimmer spiegeln die Strahlen der Mittagssonne in wertvollen Emailbildern aus Lyon. Zitternde Ringe ruhen auf dem Goldrahmen, der das Bild des Regenten umsäumt.

Einer der Hofgeistlichen hat gerade die jährlich übliche Räucherung in den Zimmern des Stiftspropsts vollzogen.[1]) Wehende Rauchschwaden sättigen den Raum. Ort und Sitte erinnern an die Zeit der Romantik. Ein Stück vergangener Geschichte bildet so den Grund, auf dem eine Persönlichkeit sich abhebt, deren natürlicher Einfluß als Mensch und deren berufliches Wirken als Priester

[1]) Eine alte katholische Sitte. Auch am königlichen Hofe wird jährlich durch zwei Priester diese Räucherung vorgenommen.

Digitized by Google

manchen, sogar nicht wenigen zum Anstoß geworden ist. Viele aber haben aus dem Reichtum und dem inneren Gehalte dieses Lebens für sich und andre den Segen geistiger Lebenswerte geschöpft.

Dieser aus der Romantik geborene Priester ist Stiftspropst v. Türk.[1])

Er war ein Sohn der alemannischen Erde, die unserm Volk seit den Tagen Alberts des Großen schon so viele der besten seiner religiösen Vorkämpfer geschenkt hat. Seiner geistigen Jugend leuchtete ein Doppelgestirn, dessen Kraft und Einfluß noch aus der Lebensführung des Greises widerstrahlte. Kaum eine andre Tatsache erhärtet besser die Wahrheit der an Zahl wenigen, an innerem Wert aber um so wichtigeren Lebensgrundsätze, die aus dem handschriftlichen Nachlasse Türks erhalten sind.[2]) „Von höchstem Einfluß für die ganze folgende Lebenszeit ist die Richtung, die man in der Jugend erhalten oder sich selbst gegeben hat." Die Werke des Bischofs Joh. Mich. Sailer und des Domherrn Christoph v. Schmid haben der Jugend Türks diese seine ganze Lebenszeit bestimmende Richtung gegeben.

Ein uns heute unbekannter Geist beseelte damals die Lehrer der Religion. Ehrwürdig galt das Christentum darum, weil es den Gemeingeist der Liebe unter allen Menschen lehrt und dem Menschenhasse so mächtig entgegenarbeitet. Der Geist der Stärke und der Geist der Liebe war der von Gott gegebene Geist, das Kennzeichen und Wesen des inneren lebendigen Christentums. In jenen Jahrzehnten gaben katholische Weltpriester noch Lehrbücher der christkatholischen Religion heraus.[3]) Und was heute unerhört und unmöglich wäre, ja mit den schwersten kirchlichen Strafen geahndet würde, erfreute sich noch vor einem Jahrhundert der Billigung katholischer Bischöfe.

„Seht, auf diesem Wege ist uns die Wahrheit erschienen.
Doch ist auch jener uns lieb, der sie noch anderswo sucht."

Dieses schöne Bekenntnis zierte ein vom Erzbischof von München gebilligtes Lehrbuch.[4])

Der ultramontane Gedanke lebte in jener Zeit noch in seinen Anfängen. Kaum gekannt und verstanden, hatte er innert der zahlreichen deutschen Kleinstaaten keinen genügenden Boden gefunden. Nationale Hoffnungen und völkisches Ringen standen höher im Wert als alle Streitkunst der Kirche. Die christlichen Bekenntnisse waren jedes für sich und alle miteinander gezwungen, ihre eignen schwer gefährdeten Geistesgüter gegen neue geistige Sturmfluten zu schützen. Solche Not schafft Eintracht. Gleichzeitig war die Leitung der katho-

---

[1]) Geboren am 12. April 1826 zu Burgau in Schwaben, gestorben am 29. September 1912 zu München.

[2]) Türk verwaltete durch 27 Jahre die Professur für Religionslehre am K. Kadettenkorps in München.

[3]) Cf. Fridolin Huber, Handbuch der christkatholischen Religion. Herdersche Buchhandlung 1813.

[4]) Fischer, Dr. Gottfried, Vollständiges katholisches Religionslehrbuch. München 1829.

Digitized by Google

lischen Kirche durch die Glaubenssätze des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht in Widerspruch mit dem Gefühl und der Ueberzeugung von Tausenden geraten.

Diesen Geistesfrühling lebte die werdende Psyche Türks mit all ihrer jungen, selbstbewußten Kraft. Und als dann der Jüngling in die akademischen Schranken eintrat, empfingen ihn dort die Gedanken eines Haneberg, Reithmayr und Döllinger.

Aus diesen Quellen der vorvatikanischen deutschen Theologie schöpfte Türk sich jenes Maß religiöser Grundanschauungen, die seinem ganzen künftigen Berufsleben das diesem eigne Gepräge verleihen. Türk war für jene Zeit einer der vielen. Denn bis weit in die achtziger Jahre herein hat, um ein altes levitisches Wort zu gebrauchen, ein Priesterstamm gelebt, der vielfach hochangesehen, in seinem Wirken treu und bewährt, bei aller Wirklichkeit dem König gab, was des Königs war. Gegen Ende seines Lebens ist Türk einer der wenigen, vielleicht der letzte aus jener Zeit gewesen. Ein neues Priestergeschlecht ist gekommen, das sich mit andern Gedanken und Hoffnungen trägt. Und der Geist dieser neuen Priesterkaste war dem innersten Wesen Türks um so fremder, je mehr diese Priester ihre Hoffnungen über die Berge schweifen ließen. In gleicher Weise hat die Rücksichtslosigkeit, mit der diese Priester das ihrem Nacken auferlegte Joch der absoluten Kirchenmacht durch ein bestimmtes Maß demokratischer Gesinnung gegenüber dem Staate auszugleichen wußten, der nationalen Gesinnung Türks widerstrebt. Als die Reichstagswahl von 1907 besonders im Süden unsres Vaterlandes die politischen Gegensätze verschärfte und das Machtwort zweier Erzbischöfe kaum imstande war, die demokratischen Priesterführer zur Besinnung zu bringen, ließ das Urteil Türks über diese beklagenswerte Verirrung priesterlicher Gewissen nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig.

Diese nationale Gesinnung führte schon früher zu den wichtigen Beziehungen, die Türk mit bedeutenden Männern, wie den Staatsministern Lutz und Fäustle und dem Staatsrat Pfistermeister, verbanden. Der heilsame Einfluß, den Türk im Verein mit diesen Männern und nach ihnen im Einverständnis mit andern nicht minder wichtigen Persönlichkeiten auf die Lösung kirchenpolitischer Fragen ausgeübt hat, steht heute noch zum großen Teil außerhalb der Erörterungen des Alltags. Türks Feinde und Gegner bewarfen ihn mit dem Schmähwort „Staatspfaffe". Eine Hochflut von Zeitungsartikeln zerrte die Absichten und Taten Türks in eine ihm unerwünschte Oeffentlichkeit. Der Angegriffene beklagt sich einmal in einem Briefe, daß er „das Objekt zu offenen und versteckten Angriffen" sei. In der Oeffentlichkeit selbst aber hat Türk zu allen Angriffen stets geschwiegen. Wohl klagte er im vertrauten Kreise: „Hier ist die Quelle, aus welcher mir viele Feindseligkeiten zuflossen: ich half einem — und machte mir zehn Gegner, ich trat als Vermittler auf — und erhielt den Lohn eines Vermittlers. Ich ließ mich benützen, ausnützen — und man ließ mich dann fallen!"

Die Stimmen des Neides wetteiferten durch lange Zeit mit den Stimmen

Digitized by Google

des Hasses, um den Einfluß Türks auf die maßgebenden Persönlichkeiten zu brechen. Es gelang dies aber so wenig, daß selbst Rom — freilich erst nach langem Zögern — den Verdiensten des Stiftspropstes durch wiederholte Auszeichnungen und Freundschaftsbeweise gerecht zu werden suchte. Die Freundesworte der Kardinäle Lorenzelli und Rampolla haben dem bewährten Vorkämpfer für echt religiöse Werte manche beglückende Stunde geschaffen. Und die katholische Kirche hatte gute Gründe zur Dankbarkeit!

Wenn nach einem historischen Gesetz die katholische Kirche dort am mächtigsten ist, wo ihre Schrittmacher, die Mönche, in zäher Kleinarbeit gerungen und die kirchlichen Gedanken verbreitet haben, wenn im andern Fall die Kirche dort verfällt, wo die Klöster entartet oder überhaupt aufgehoben sind, so hat auch der katholischen Kirche Deutschlands am Anfang der siebziger Jahre jene Schicksalsstunde geschlagen, die über Sein oder Nichtsein entscheidet. Damals erörterten deutsche Kabinette die Frage der Aufhebung sämtlicher Klöster. Und die Beschlüsse der Diplomaten gestalteten sich so ernst, daß der Erzbischof eines Tages am Münchener Franziskanerkloster vorfuhr und den rasch zusammengerufenen Mönchen die inhaltschwere Kunde brachte: Seine Majestät der König hat seine Zustimmung zur Aufhebung der Klöster gegeben. Die Provinziale der Kapuziner und Franziskaner eilten zu Türk. Die allerhöchste Zustimmung zur Aufhebung der Klöster war aber noch nicht erfolgt. Denn dem Bundesrat lag erst der Antrag auf Aufhebung vor. Damals ist der hervorragenden Ueberzeugungskunst Türks das Schwere gelungen, daß die Bevollmächtigten Bayerns bei der Abstimmung über den Antrag Limburg nur für die Ausweisung der Redemptoristen stimmten.[1])

Mit dieser Abstimmung war das Schicksal der übrigen Orden und dadurch auch die unmittelbare Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland entschieden. Denn die künftige Tätigkeit der Mönche in dem katholischen Lande Bayern war auch von bestimmendem Einfluß auf die übrigen Bundesstaaten.

Man mag über den Wert der Klöster für das Kulturleben unsrer Gegenwart und über die Bedeutung der Mönche für unsre völkische Zukunft je nach dem persönlichen Standpunkt verschieden urteilen; der Anteil, den Türk an der Gestaltung der Dinge damals genommen hat, sichert ihm, dem jungen geistlichen Rate von 1871, in der deutschen Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts einen Platz, der um so ehrenvoller sein wird, wenn einmal die übrigen Fäden bloßliegen, die Türk mit sicherer Hand und zielbewußtem Geist in das Gewebe seiner Zeit geflochten hat.

Zwei Dinge bestimmten Türk vor allem zum machtvollen Politiker. Selbstlosigkeit, die stets nur an den Vorteil der Sache dachte, die er vertrat — und diese Sache mußte gut sein — und Achtung vor der Ueberzeugung des Gegners, solange dessen Gesinnung lauter war.

---

[1]) Die Redemptoristen konnte Türk nicht vertreten, da vom König Ludwig I. ein Aufhebungsdekret aus dem Jahre 1848 vorlag.

Digitized by Google

Und von dieser Achtung vor der ehrlichen Ueberzeugung eines andern war naturgemäß auch der Mensch und der Priester Türk beseelt.

„Toleranz — ein vielgebrauchtes Wort! oft nur ein Schlagwort" — überschreibt Türk eine der wenigen Reden, die er auf der Höhe seines Berufs verfaßt hatte, und deren Niederschrift ihm bis in sein Alter teuer geblieben ist. Nach einer eingehenden Aufzählung jener Eigenschaften, durch die jede wahre Toleranz in ihr Gegenteil verkehrt würde, nennt Türk vor allem die Frage einer ernsten Erwägung würdig: Wie soll unser Betragen gegen Andersgläubige beschaffen sein? Und dann beantwortet er sich diese Frage durch folgende Punkte:

„1. Ehrfurcht jeder Religion, die dem Allerhöchsten Anbetung erweist.

2. Liebe jedem, wessen Religion oder Glaubensbekenntnisses er sein mag. Hat er nicht meine, so hat er doch eine Religion.

3. Behandle jeden Menschen ohne Rücksicht auf seinen Glauben, ohne Ansehung seines religiösen Bekenntnisses in echt christlichem Sinne.

4. Die Religion sei keine Scheidewand im Verkehre.

5. Man verachte niemand seiner Religion wegen, wenn sie für ihn Wahrheit, Ueberzeugung, Erbe seiner Väter ist. Man beachte jenes Vollmaß christlicher Liebe, welches den Frieden und die Eintracht gegenseitig sichert.

6. Man habe Ehrfurcht vor den gottesdienstlichen Gebräuchen Andersgläubiger.

Unbesonnener Tadel, Spott, Gelächter entehrt. Wenn der Israelite, der Bekenner des Korans seine religiösen Gebräuche vornimmt, wenn der Heide vor der Sonne niederfällt, so möge der Gleichgültige im christlichen Tempel erröten.

7. Man vermeide in Gesellschaften kränkende Gespräche, Streitigkeiten über Glaubenssachen.

Religionsstreitigkeiten rufen Anfeindungen, Gehässigkeiten hervor.

8. Man weiche extremen, fanatischen Leuten aus. Man hüte sich, solchen erregten Gemütern ebenfalls erregt entgegenzutreten.

9. Im Umgange, Gespräche kehre man nie die konfessionelle Seite heraus."

Diese knappen Sätze bildeten nicht nur ein brauchbares Lehrthema, sondern waren in ihrer Anwendung auf das innigste mit dem ganzen Leben Türks verwoben.

Als Türk noch im ersten Jahre seines Priestertums an einem Silvesterabende predigte, nahm im Chorgestühl der katholischen Kirche der protestantische Pfarrer an dem Jahresschlusse teil. Vorher hatte die katholische Geistlichkeit in der protestantischen Kirche der gleichen Feier angewohnt.

Wo findet sich heute zu gleicher Eintracht ein Gegenstück. In einer Abschiedsstunde sagte einmal Türk seinen Schülern das bezeichnende Wort: „Mit Anerkennung hebe ich hervor die konfessionelle Eintracht, welche durch Klugheit gepflegt unter Ihnen herrscht! Bewahren Sie sich für das Leben dieses teure Gut."

Dieser vornehme Standpunkt nötigte Türk gewissermaßen zur offenen Kritik an manchen Schäden der christlichen Kirche. „Die christliche Religion ist zu

Digitized by Google

erhaben, als daß sie durch Verfolgung verbreiten will. Solche also, welche sich zu unserem Glauben nicht bekennen, dürfen deshalb nicht verfolgt, fremde Religionsgenossen nicht zum Eintritt gezwungen, zum Uebertritte genötigt werden, solchen darf ein Liebesdienst nicht verweigert werden."

Bei dem Klange solcher Worte begreift es sich, daß in mancher stillen Stube, deren Bewohner nicht dem katholischen Bekenntnisse angehört, noch heute das Bild des Stiftspropstes an einem Ehrenplatze hängt, weil vielleicht ein gutes Wort, vielleicht eine selbstlose Handlung des Edlen eine lichte Erinnerung in das Leben des Besitzers geflochten haben.

Bei aller Ehrfurcht vor den verschiedenen religiösen Ueberzeugungen verirrte sich Türk doch niemals in jene geistigen Grenzgebiete, die gleich einem Sumpflande den gesunden Boden religiösen Fühlens mitunter schädigen. Wenn die Rede auf gewisse abergläubische Dinge kam, von denen die Vorstellungswelt so mancher nicht selten bestimmt war, hatte Türk dafür den ihm eignen feinen Spott. Ebensowenig huldigte Türk dem romanischen Ueberschwang, der seit geraumer Zeit im Gebetsleben der katholischen Kirche sich ausdehnt. Der Siegeszug, der das Traumbild einer französischen Hirtin in die katholischen Kirchen aller Welt stellt, mußte vor den Toren der Münchener Hofkirchen haltmachen. Um so eifriger sorgte der Stiftspropst für die Pflege der Aeußerungen deutscher Frömmigkeit. Die Pflege des deutschen Gesangs in seiner Kirche war für Türk ein Herzensbedürfnis. Gleiche Freude und gleichen Eifer widmete er den sinnig-gemütlichen Darstellungen der Weihnachtskrippe, bei deren Aufbau er an dem in diesem Fache hervorragendsten Kenner, Herrn Max Schmederer, einen geistvollen Berater besaß.[1])

Von Interesse sind auch die Urteile, die Türk über das Wesen der Frau fällte und seinen Schülern lehrte.

„Zur Gründung und Verbreitung des Christentums haben die Frauen hauptsächlich beigetragen."

Dieses geschichtliche Urteil ehrt in Türk den Priester, der im Gegensatz zur Auffassung weiter kirchlicher Kreise das Verhältnis der Frau zum Christentum richtig umschreibt. Erfahrungen aus der Schule des Lebens verraten zwei andre Sätze: „An Höfen haben die Frauen großen Einfluß und bestimmenden Ruf" und: „Nichts ist so vermögend einen Mann zu lenken — zu bessern als eine tugendhafte, vernünftige Frau."

Von feinster Beobachtung der weiblichen Seele reden aber die kurzen mit leichtem Sarkasmus gefügten Gedanken, wie: „Nie darf man ihren Verstand, ihre Schönheit in Zweifel ziehen. — Sie fühlen sich geschmeichelt, wenn man sie zu Rate zieht. — Sie haben zwei Leidenschaften: Eitelkeit und Liebe. — Eine Geringschätzung vergessen sie nie. — Man sei artig, höflich, gefällig. —

---

[1]) Kommerzienrat Max Schmederer-München, der seine berühmten Krippensammlungen im Münchener Nationalmuseum aufgestellt hat. Auch im kaiserlichen Besitze befindet sich eine Krippe Schmederers.

Digitized by Google

Gesittung schätzen sie höher als Bildung. — Man rede lieber zu viel als zu wenig. — Eitelkeit ist ihre herrschende, wenn nicht stärkste Leidenschaft. — Frauen sind große Kinder."

Wer noch während des letzten Jahrzehnts mit Türk verkehren durfte, wunderte sich oft, wie dieser im Gegensatz zu einigen Altersgenossen an allem teil hatte, was an wichtigen Fragen aus dem politischen und religiösen Gebiete unsre Gegenwart in Atem hält. Vielleicht liegt der Schlüssel zu dieser Tatsache in dem Umstand, daß Türk während seines ganzen Berufslebens für jede ernste Tagesfrage ein offenes Ohr besaß. Denn nicht einzig das Talent erhält lebendig bis in das hohe Alter, sondern der mit dem Talente verbundene Mut zur Teilnahme an allem, was Menschenleben heißt und fordert.

„Zur Resignation soll man sich nicht zu früh herbeilassen." Diese Mahnung hat Türk gleich mancher andern Weisheitslehre nicht bloß andern gesagt, sondern selbst gewissenhaft befolgt.

Das hervorragendste Zeichen des Charakters dieses Mannes war die Tatkraft, die sich auf eine unbestechliche Ueberzeugung stützte. Das Lebenswerk Türks diente dem großen Probleme des Verhältnisses von Staat und Kirche. Die Lösung dieser Frage sah Türk in einem friedlichen Zusammenarbeiten der Kirche mit dem Staate. Türk verneinte die Unterordnung der Kirche unter den Staat, wie sie die alte Kirche duldete. Ebensowenig begeisterte er sich für die Gedanken eines Innocenz III. Ihm galt das alte: Quae sunt Caesaris, Caesari: et quae sunt Dei, Deo. (Matth. 22, 21.) In diesem einen Punkte war selbst das gereifte Alter Türks noch zu sehr von der Romantik seiner Jugend beeinflußt, als daß ihm die große Zukunftsforderung von der Trennung beider Mächte erquicklich und befreiend gegolten hätte.

Diese gerechte Forderung eines friedlichen Ausgleichs zwischen Staat und Kirche, dieses beharrliche Eintreten für die während der Gärung der siebziger und achtziger Jahre umstrittenen Rechte des Staates hat dem seiner Ueberzeugung treuen Stiftspropste im Urteil des übermächtig begehrenden Romanismus haß- und eifervolle Widerstände zugezogen.

Aus Lessings „Nathan" erinnern wir uns eines Wortes, das mit gutem Rechte auch Türk gebührt. Was der Dichter an dem geläuterten Wesen seines Helden rühmt, was diesen unterscheidet und vor andern adelt, gilt auch dem großen Propste des Münchener Hofstiftes:

„So gut als klug, so klug als weise."

Digitized by Google

Ein vor kurzem entdeckter Brief von Alexander v. Humboldt

Von

W. J. Holland, Sc. D., LL. D. etc.
Direktor des Carnegie-Museums in Pittsburgh

Zu den wohlbekannten und vornehmsten Einwohnern der Stadt Pittsburgh während des letzten Jahrhunderts gehörten die Herren Henry L. Bollman und Harvey F. Bollman. Henry L. Bollman war der Sohn des Herrn Ludwig (Lewis) Bollman, der in Pittsburgh in seinem siebenundvierzigsten Lebensjahre (1817?) starb; Henry L. Bollman war zu der Zeit noch ein Kind. Harvey F. Bollman war der einzige Sohn von Karl Bollmann, der in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre (1841) auch in Pittsburgh starb. Ein älterer Bruder von Ludwig und Karl Bollmann war der Dr. Eric Bollmann, welcher im Jahre 1793 mit Hilfe eines jungen amerikanischen Offiziers, Francis Kinloch Huger, einen tapferen Versuch, den General Lafayette von der Festung in Olmütz zu befreien, machte. Ludwig Bollmann war Student in der berühmten Handelsschule von Büsch und Ebeling in Hamburg, und da hat Alexander v. Humboldt, der dort auch im Jahre 1790 studierte, seine Bekanntschaft gemacht. Die Söhne von Ludwig und Karl Bollmann waren in Amerika geboren und scheinen sehr wenig Kenntnis der deutschen Sprache gehabt zu haben. Sie schrieben den Familiennamen ohne das letzte „n", einfach Bollman.

Im Besitz von Harvey F. Bollman war ein Brief, geschrieben von dem berühmten Naturforscher A. v. Humboldt im Jahre 1799 an seinen Oheim Ludwig Bollmann. Der Besitzer versuchte mehrmals umsonst, jemand zu finden, der diesen Brief für ihn übersetzen könnte. Endlich zeigte er den Brief Herrn John A. Harper, dem damaligen Schatzmeister der Bank von Pittsburgh, und Herr Harper versicherte ihm, daß sein Vetter, Dr. J. H. Long, Professor der Chemie in der Northwestern University von Chicago, den Brief für ihn übersetzen würde. Der alte Herr gab sofort den Brief in die Hände des Herrn Harper, und nach kurzer Zeit bekam er ihn wieder mit einer genügenden Uebersetzung.

Herr Harvey F. Bollman verpflichtete vor seinem Tode seine Testamentsvollzieherin, diesen Brief und die Uebersetzung davon seinem Freunde J. A. Harper als Zeugnis der Freundschaft zu überliefern. So geschah es. Vor einem Monate hat Herr Harper den Brief in den Archiven des Carnegiemuseums deponiert, und zur selben Zeit hat er dem Direktor Erlaubnis gegeben, den Brief zu veröffentlichen.

Der Brief ist in beinahe mikroskopischer Handschrift geschrieben, und da das Papier sehr alt und braun ist, war es eine höchst schwierige Unternehmung, ihn zu lesen. Der Direktor wünscht in dieser Verbindung die Hilfe, welche Herr

Digitized by Google

Professor Dr. Arnold E. Ortmann ihm geleistet hat, anzuerkennen. Ich habe im Texte des Briefes alle Abkürzungen und Eigentümlichkeiten beibehalten, gerade wie in dem Original. Was hier steht, ist punctatim et litteratim, was der Schriftsteller geschrieben hat. Der Direktor hat eine Anzahl historischer und biographischer Anmerkungen hinzugefügt. W. J. Holland.

Cumana[1]) in Südamerika, d. 15. Okt. 1799.

Acht od. neun Jahre liegen zwischen diesem Augenblick u dem Zeitpunkte da wir (in der Blühte unserer früheſten Jugend) manchen schönen Wintertag an den Ufern der Elbe mit einander erlebten. Ich mag und kann nicht denken, lieber Bollmann, daß Sie mich ganz vergesen haben. Es gab eine Zeit in Hamburg,[2]) wo wir anfingen uns sehr nahe zu treten. Ich schmeichelte mir selbst daß ich Ihnen damals etwas war. Ich erinnere mich sehr glücklicher Stunden die wir einsam in Ihrem kleinen Zimmer zubrachten. Häusliche Verhältnisse, Elendigkeiten, deren Ursachen mir nicht gegenwärtig sind, haben diese Verbindung gestöhrt. Ich habe seitdem mir oft Vorwürfe darüber gemacht. Ich weiß daß die Schuld auf meiner Seite war, aber ich weiß auch daß ich abwesend mich oft mit Ihnen beschäftigte, daß das Andenken an Sie, an ihren edlen, gerathen, energischen Charakter, an Ihre Herzlichkeit mir immer ein werthes, theueres Andenken blieb. Ich weiß, daß ein arbeitsames, erfahrungsreiches Leben mich fester, beständiger, besser gemacht hat, als Sie mich kannten. Ich glaube Sie würden zufriedener mit mir sein, wenn das Schicksal uns jetzt zusammen führte! Seit 7 Jahren habe ich mir viele Mühe gegeben, Sie lieber Bollmann, mit Briefen zu erreichen. Ich habe 2 an Sie nach Hamburg geschickt, in der Hofnung, daß durch Voigt sie Ihnen in diesen Welttheil folgen würden. Vielleicht sind sie nie an Sie gelangt, od. haben mich Ihre Briefe verfehlt? Von meinen Schicksalen, die Ihnen wahrscheinlich unbekannt sind, soll dieses Blatt, das auch wahrscheinlich verloren geht, nichts enthalten. Ich habe bald des Bergbaus wegen,[3]) bald einem Gesandten in polit. Geschäften

---

[1]) Cumaná wurde zuerst von den Spaniern im Jahre 1512 gegründet, dann wieder verlassen, und im Jahre 1520 neu gegründet. Somit ist die Stadt älter als alle andern, die von Europäern in der Neuen Welt angelegt wurden. Die Stadt liegt am Fluß Manzanares, eine Meile von der Stelle, wo er in den Golf von Cariaco fließt. Es ist ein heißer, ungesunder Ort. Humboldts Aufenthalt in Cumaná dauerte vom 16. Juli bis zum 28. November 1799.

[2]) Nachdem Humboldt an den Universitäten Frankfurt und Göttingen studiert hatte, trat er im September 1790 in die Handelsschule in Hamburg ein und blieb dort bis zur nächsten Osterzeit, wo er einen Kursus an der Bergakademie in Freiberg begann. Er hatte sehr gesellige Neigungen und erwarb sich in Hamburg viele Freunde unter seinen Mitstudierenden, an die er sich im späteren Leben stets erinnerte. Einer derselben war Ludwig Bollmann, mit dem er aber, wie es scheint, einige Differenzen gehabt haben muß, deren Schuld sich Humboldt selbst zuschreibt.

[3]) Humboldt studierte an der Bergakademie in Freiberg vom 14. Juni 1791 bis zum Februar 1792, an welchem Tage ihm ein Abschiedsbankett von den Studenten und der

Digitized by Google

folgend,[1]) den größeren Theil von Europa mehrmals durchstreift; Frankreich, England, Holland, Italien, Pohlen, Ungarn ... Im Besiz eines ansehnlichen Vermögens nach dem Tode meiner Mutter,[2]) habe ich meine Stelle in Preuß. Diensten aufgegeben, um als Privatmann u als Bürger eines Staates von dessen Freiheit wir damals träumten, halb wachend oft noch träumt, ein menschliches, freies, hülfreich, nüzliches Leben zu führen. Ich brachte das letzte Jahr in Frankreich zu, wo ich auf das liebreichste aufgenommen, im Begrif meinem Freunde dem General Dessaix[3]) nach Oberägypten zu folgen, von dem Directorium zu einer Reise um die Welt unter dem Cap. Baudin[4]) berufen

---

Fakultät gegeben wurde. Drei Tage darauf erhielt er durch eine ministerielle Verfügung von Herrn v. Heinitz in Berlin seine Anstellung als „Assessor cum voto" in der Verwaltungsabteilung der Berg- und Hüttenschmelzwerke. Er trat seine Stelle in dem jugendlichen Alter von zweiundzwanzig Jahren an. Er war sehr erfolgreich und avancierte schnell von Stelle zu Stelle, und schließlich wurde ihm am 3. Februar 1795 vom Minister die Direktorstelle der Berg- und Hüttenwerke und Salinen in Schlesien angetragen. Er lehnte ab, aber auf wiederholtes Drängen nahm er die Stelle eines „Rates im obern Berggerichtshof" an, die er bis zum Jahre 1797 behielt. Durch die ganze Periode seiner Verbindung mit der Bergverwaltung hindurch machte er Reisen nach allen Richtungen, wobei er sich nicht nur mit der Technik des Bergbaues beschäftigte, sondern auch Geologie studierte. Er besuchte Italien, Oesterreich, Polen und alle deutschen Staaten. Früher, zu seiner Studentenzeit, hatte er andre europäische Länder, einschließlich England, besucht.

[1]) Als die Franzosen unter Moreau im Sommer 1796 ins Herzogtum Württemberg eingedrungen waren, veranlaßte Prinz Hohenlohe den König von Preußen, ihm zu gestatten, die Dienste A. v. Humboldts zu benutzen, um mit den Franzosen wegen der Wahrung der Neutralität der fränkischen Provinzen und des hohenloheschen Territoriums zu verhandeln. Hierin war Humboldt erfolgreich, und er wurde wohlbekannt mit den französischen Offizieren, unter denen ihn besonders General Dessaix anzog wegen seines Interesses für wissenschaftliche Untersuchungen.

In dieser Verbindung kann es sich der Verfasser nicht versagen, die Tatsache zu erwähnen, daß Moreau, der nach dem Fall Napoleons nach Amerika geflohen war, dort eine lange Zeit in Pittsburgh unter dem angenommenen Namen Chevalier Dubac lebte. Ruaud, ein andrer verbannter Franzose, beherbergte ihn, und mehrere Monate lang erhielt sich Moreau dadurch, daß er schmackhafte Würste fabrizierte, die Ruaud verkaufte, während der „Chevalier" die Gastfreundschaft hervorragender Bürger genoß. Sic transit gloria mundi!

[2]) Humboldts Mutter starb in Berlin am 19. November 1796. Am 16. Juni 1797 machte er eine Notiz in seinem Tagebuch, in der er angibt, daß sein ganzes Vermögen zu der Zeit „die Summe von 85 375 Taler 4 Groschen" betrage, „wovon das jährliche Einkommen ungefähr 3476 Taler ausmache".

[3]) Joseph Marie Dessaix, geboren in Thonon (Savoyen), 24. September 1764, gestorben 26. Oktober 1834, war einer der Lieblingsgenerale von Napoleon, der ihm den Zunamen „L'Intrepide" gab und ihn zum Grafen des Kaiserreiches machte.

[4]) Nicolas Baudin war auf der Insel Ré 1750 geboren und starb am 16. September 1803. Der Forschungsreisende Bougainville, der sein siebzigstes Jahr erreicht hatte, rüstete für die Regierung eine Südpolexpedition aus. Das Direktorium beschloß, Bougainville wegen seines hohen Alters zu ersetzen, und stellte Nicolas Baudin an die Spitze des Unternehmens. Drei Korvetten wurden ausgerüstet und waren bereit, in See zu stechen. Der endgültig angenommene Plan war, das erste Jahr in Paraguay und Patagonien zu-

Digitized by Google

ward. Mit den Zurüstungen zu einer 5jährigen Reise beschäftigt, stöhrte ein, durch die gleiche Unmoralität der Republik. und monarchischen Verfassungen erregter, blutiger Krieg alle meine Pläne. Ich blieb 2 Monathe in Marseille um mich nach Alger einzuschiffen u von dort mit den Karavanen nach Egypten zu reisen. Sie wissen welche Gräuele unter Englischem? Einfluß in Alger ausgeübt wurden. Mein Genius hat mich von der berberischen Küste abgehalten. Die schwedische Fregatte,[1]) die mich abholen sollte, ging unter. Entschlossen meine Jugendjahre thätig zuzubringen, und begierig Europa auf viele Jahre zu verlassen, begab ich mich mit dem großen Vorrath gesammelter Instrumente nach Madrid[2]) wo ich durch persönl. Zuneigung des Königs, durch Bekanntschaft mit dem dort herrschenden 27jähr. Minister eine Erlaubnis sonder. Beispiel erlangt habe — alle ersinnlichen physik. naturhistor. Untersuchungen in den Span. Kolonien anzustellen. Mein Plan ist die hiesige Küste,[3]) die Kapuciner

zubringen, das zweite in Chile, Peru, Mexiko und Kalifornien, das dritte in Beschiffung des südlichen Pazifik, das vierte in Madagaskar und das fünfte an der Küste von Afrika. A. v. Humboldt war angestellt als Naturforscher der Expedition. Kapitän Baudin hatte bereits zwei botanische Entdeckungsreisen unternommen, eine nach Ostindien, die andre nach Westindien. Die Mitglieder der Expedition waren sorgfältig ausgewählt worden; und Humboldt hatte eine bedeutende Summe aus seinen Privatmitteln aufgewandt, um die nötigen wissenschaftlichen Instrumente zu besorgen. Da brach der Krieg zwischen Frankreich und England aus, als Napoleon die Okkupation Aegyptens unternahm, und so wurde der Plan der Weltreise aufgegeben. Baudin wurde später, im Jahre 1800, auf eine Forschungsreise nach Australien geschickt, die in mancher Hinsicht unglücklich verlief. Ein Bericht darüber wurde von Péron veröffentlicht. Kapitän Baudin starb infolge der auf dieser Reise erlittenen Strapazen.

[1]) Napoleon nahm nach Aegypten eine Anzahl bedeutender Gelehrten mit, und mit manchen von ihnen war Humboldt wohl bekannt. Enttäuscht in der Hoffnung, mit Kapitän Baudins Expedition zu gehen, beschloß er, sich mit den französischen Gelehrten in Aegypten zu verbinden. Er erreichte Marseille am 27. Oktober und blieb dort bis Ende Dezember, eine Gelegenheit, nach Afrika zu segeln, erwartend. Er belegte einen Platz auf der schwedischen Fregatte „Jaramus" und erwartete täglich ihre Ankunft. Schließlich kam die Nachricht, daß dieses Schiff mit der ganzen Besatzung nahe der Küste von Portugal untergegangen sei. Gleichzeitig vernahm er, daß der Dey von Algier das Passieren von Karawanen nach Aegypten verboten habe, da, weil Napoleon dies Land zeitweilig besetzt hatte, es „durch die Anwesenheit der Christen verunreinigt sei".

[2]) Ende Dezember 1798 verließ Humboldt, in Begleitung von Bonpland, Marseille. Sie brauchten sechs Wochen, um Madrid zu erreichen, und legten einen großen Teil des Weges zu Fuß zurück, indem sie Botanik und Geologie der durchwanderten Strecke studierten. Die Instrumente, die für die Weltreise angeschafft worden waren, waren nach Madrid geschickt worden. Er wurde im März 1799 durch Vermittlung des sächsischen Gesandten Herrn v. Forell bei Hofe vorgestellt und gnädig empfangen. Er gab seinem Wunsche Ausdruck, Forschungen in der Neuen Welt zu machen, und dieser Wunsch wurde vom Minister Don Mariano Luis de Urquijo, einem jungen Mann mit ausnehmend liberalen Ansichten, unterstützt. Der König gewährte die Bitte des feurigen jungen Mannes. Am 5. Juni 1799 segelte er von Corunna in der Fregatte „Pizarro" ab. Kurz vor der Abfahrt schrieb er eine Notiz an seinen Freund Willdenow, von dem er, als sie noch Knaben waren, seinen ersten Unterricht in der Botanik erhalten hatte.

[3]) „Die hiesige Küste", d. h. die Küstenregion nahe bei Cumaná in Venezuela. Humboldt

Digitized by Google

Missionen am Guarapiche u im Paria (von wo ich eben zurückkomme), den Orinoco, Cuba, Mexico, Quito, u dann entweder die Philippinen u Cap. de b. esper. od Buenos Ayres[1]) ... Dieses Unternehmen ist für einen Privatmann etwas groß, aber einem großen Plane unterliegen ist nicht Schande. Welche glückliche Tage habe ich in Teneriffa, wo ich den Pic bestieg, welche in den tausendjährigen Wäldern dieser Gebirgs—kette, zugebracht! und doch bin ich erst seit dem Julius in diesem Welttheil. Eine größere, üppiger, wunderbare Natur ist kaum denkbar, aber die Menschen ... Ein sehr geschickter Naturalist,[2]) auch zur verfehlten Reise um die Welt bestimmt, begleitet mich. Dieser Umstand, u die gute Aufnahme, welche mir die königl. Empfehlungen verschaffen, machen manches erträglich. Aber so geläufig ich auch Spanisch rede, so sehr ich auch die Biederkeit des Span. Characters zu schäzen weiß, so ist ein freidenkendes Deutsches Gemüth auf Spanischem Boden doch in sich eingeengt u vergraben. Um so mehr, mein lieber Bollmann, wird eine Zeile von Ihrer Hand u die Versicherung daß ich Ihnen noch etwas bin, daß Sie mir vergeben — wohl=

---

benutzte die Zeit von seiner Ankunft in Cumaná am 16. Juli bis zum 28. November 1799 zum Beobachten und Sammeln von Naturobjekten in der Nachbarschaft.

[1]) Dies Programm wurde nicht in allen Einzelheiten ausgeführt. Nachdem er den Orinoco besucht hatte, ging Humboldt nach Kuba und erreichte Havanna am 19. Dezember 1800. Dann begab er sich nach Kartagena, fuhr den Magdalenenfluß hinauf, kam nach Santa Fé de Bogotá und von dort nach Quito. Er glaubte sich dem Kapitän Baudin in Lima anschließen zu können, aber Baudin segelte nicht ums Kap Horn, sondern ums Kap der Guten Hoffnung herum. Nachdem er beträchtliche Zeit der Erforschung der Anden gewidmet hatte, indem er dabei auf Nachricht von der Ankunft Baudins in Lima wartete, fand er schließlich, daß sein Plan, Australien zu erreichen, gescheitert sei. Er reiste nach Norden, kam am 9. Januar 1803 nach Guayaquil und im nächsten Juni nach der Stadt Mexiko. Er besuchte Havanna ein zweites Mal, ging nach den Vereinigten Staaten, wo er Gast des Präsidenten Jefferson wurde, und kehrte schließlich nach Europa zurück. Er erreichte Bordeaux Anfang August 1804.

[2]) Aimé Bonpland, geboren in La Rochelle (Frankreich) am 22. August 1773, gestorben in Corrientes (Argentinien) am 11. Mai 1858. Bonpland war Arzt und einer der gelehrtesten Botaniker seiner Zeit. Er war der getreue Begleiter Humboldts auf seinen Reisen von 1798 bis 1804. Bei mindestens zwei Gelegenheiten rettete er Humboldt aus drohender Gefahr. In den Jahren 1808 bis 1816 publizierte er in Paris ein großes Werk in zwei Foliobänden, illustriert mit 140 Tafeln über die Pflanzen, die er selbst und Humboldt in Mexiko gesammelt hatten. Humboldt, Bonpland und Kunth vereinigten sich zur Herausgabe eines Werkes über die von Humboldt und Bonpland gesammelten Pflanzen in sieben umfangreichen Bänden mit 700 Tafeln. Es ist betitelt: „Nova Genera et Species Plantarum“, und trägt das Datum 1815 bis 1825. Bonpland war ein Günstling der Kaiserin Josephine, die in ihrer Zurückgezogenheit sich damit unterhielt, tropische Pflanzen aus den von Bonpland mitgebrachten Samen zu ziehen. Napoleon setzte ihm eine liberale Pension aus. Zur Restaurationszeit verließ er Frankreich und nahm im Jahre 1816 die Professur für Naturgeschichte an der Universität in Buenos Aires an. Während einer Forschungsreise nach den Anden im Jahre 1821 wurde er von Dr. Francia, dem grausamen und schändlichen Despoten, der in Paraguay herrschte, ergriffen und zehn Jahre lang gefangen gehalten. Endlich befreit (1831), schlug er seinen Wohnsitz in Uruguay und Argentinien auf, wo er bis zu seinem Tode verblieb.

Digitized by Google

thätig auf mich wirken. Ohnerachtet Nord Amerika nicht in dem Plane meiner Entdeckungsreise sein kann[1]) so nähre ich doch eine Hofnung Sie in diesem Leben noch einmal zu sehen. Bei Guille[2]) in Barcellona habe ich Ihre Adresse erfahren u Ihnen von dort aus geschrieben. Guille ist ein recht merkwürdiger Mensch geworden, aber freilich noch immer von angeerbten Ideen umpanzert, u schwer zugänglich. Wir haben viel von Ihnen gesprochen. Er liebt Sie sehr, u ich habe ein 3 schöne Wochen bei ihm zugebracht. Mit Bötligk[3]) war ich zuletzt in Wien, er ist seitdem wieder in Paris gewesen. Er stand selbst im Begrif mir hierher (er wußte wohl selbst nicht warum?) zu folgen. Er hat sich sehr gebildet, ist überaus brav, u auf Augenblicke herzlich, doch giebt er sich viel Mühe bei 40,000 Rubel reine Einkünfte (er selbst beschäftigt sich nicht mit Handlung) ein recht unbedeutendes Leben zu führen. Der Kaiser wird ihn in seiner Hundswuth[4]) jetzt wohl nach Petersb. zurückgerufen haben. Schreiben Sie mir ja, mein lieber, u wenn Sie können, zwei Briefe, da 1 leicht verloren geht. Adressiren Sie nach Havana, Casa del Sgnr. Intendente de S. M. Cathol. D. F. Viguri (nemlich Aufschrift al Baron de Humboldt). Ich bin gewiß im Merz, vielleicht selbst ein Paar Monathe früher, dort. Schreiben Sie mir recht ausführlich wie Sie leben, ob Sie froh sind ... Genug! für einen wahrscheinlich verlorenen Brief. Da die Correspondenz mit Europa so unterbrochen ist, u so viele Menschen sich für meine Reise interessiren, so bitte ich Sie in 1 od. 2 der gelesensten Amerikan. Zeitungen (solche die nach England gehen) die simple Notiz einrücken zu lassen[5]) „daß H nachdem er physikal u mineralog. Beobachtungen auf dem Gipfel des Pico von Teneriffa angestellt, sehr gesund u glücklich Anfang Julius mit der Sammlung seiner Physik. u astron. Instrumente in dem Hafen

[1]) Indessen besuchte er die Vereinigten Staaten im Jahre 1804. (Siehe Anm. 11.)

[2]) „Guille". John Guille (oder Gill), der Sohn eines englischen Kaufmanns. Humboldt wohnte in Hamburg mit dem jungen Guille zusammen. Im Jahre 1798 wurde John Guille Teilhaber in der Firma seines Vaters und Vorsteher eines Zweiggeschäftes in Barcelona, das den Handel mit Spanien besorgte.

[3]) Bötligk, ein reicher junger Russe, der zurzeit aus irgendeinem Grunde beim Zar in Ungnade stand.

[4]) „Hundswut": ein starker, undiplomatischer Ausdruck. Als Humboldt dies schrieb, dachte er nicht daran, daß es publiziert werden würde.

[5]) A. v. Humboldt wußte die Wichtigkeit der Reklame zu schätzen und besaß Geschick darin. „Eitelkeit und der Wunsch zu gefallen" wurden von seinem älteren Bruder als die Hauptfehler seines Charakters bezeichnet. In seinem Schreiben an Wattenbach, kurz bevor er Freiberg verließ, sagte A. v. Humboldt: „Seine eigne Trompete zu blasen gehört zum Geschäft des Autors", und er setzte diese Lehre ins Praktische um. Schiller, der ihn als jungen Mann wohl kannte und der ein eifriger Bewunderer seines Bruders Wilhelm war, hinterließ in seiner veröffentlichten Korrespondenz mehrere scharfe Kritiken, die diesen Zug betreffen, der in der Jugend deutlicher hervortrat als später. (Siehe Bruhns & Lassell, Leben von A. v. Humboldt, Bd. I, S. 188 bis 197.) Jedenfalls verstand es A. v. Humboldt, sich zur Geltung zu bringen. Dieser Charakterzug erscheint indessen weniger abstoßend bei seiner tatsächlichen Geistesgröße und seinen großen Leistungen, als es bei unbedeutenderen Personen der Fall sein würde, die mit wenig Wissen und mangelhafter Bildung vor dem Publikum paradieren und nach Beifall haschen und ihn auch oft erhalten.

Digitized by Google

von Cumana angelangt sei, von wo aus er (Ich habe Gründe zu diesem Zusaz) under the protection of his Cathol. Majesty bereits seine Arbeiten in den Gebirgen von Paria u Nueva Andalucia angefangen. Er wird von hier nach Mexico abgehen. — Verzeihen Sie, lieber Vollmann, diesen kleinen Auftrag, u lassen Sie (um Misdeutungen zu vermeiden) den Artikel so einrücken, daß er nicht von mir eingeschickt aussieht. Ich umarme Sie herzlich, mein guter, lieber Vollmann! Ihren Bruder,[1]) dessen Heldenmuth ich bewunderte, habe ich leider in Dresden verfehlt.

Alexander Humboldt.

Haben Sie nie etwas von 2 meiner Bekannten in Nord Amerika, einem Forstmann Hn. v. Laffert[2]) aus Waldek, der mit Empfehlungen, Aufträgen? von Voigt[3]) in Hamburg reist, u einem Hn. v. Sekendorf[4]) aus Sachsen, mit dem ich Bergbau studirt, u der eine Gastwirths Wittwe geheiratet, gehört?

Mad. Büsch[5]) hat sich tot gefallen. Sieveking[6]) is tot. Wattenbach[7]) ist

---

[1]) Dies bezieht sich auf Dr. Erich Vollmann, der in Hoya (Hannover) im Jahre 1760 geboren wurde und der älteste Bruder von Ludwig Vollmann war. Die Geschichte der versuchten Befreiung Lafayettes aus dem Gefängnis in Olmütz durch Erich Vollmann findet sich in allen Biographien des berühmten Franzosen. Dr. Erich Vollmann mußte dies in einem österreichischen Gefängnis fast ein Jahr lang büßen. Als er unter der Bedingung, das Land zu verlassen, begnadigt wurde, ging er nach Amerika, wo er eine Zeitlang in Philadelphia und auch in Pittsburgh lebte. Er machte die Bekanntschaft von Aron Burr und wurde im Jahre 1806 dessen Agent in Neuorleans in Verbindung mit der berüchtigten Verschwörung. Er wurde verhaftet und vom „Circuit Court of the District of Columbia" am 27. Januar 1807 wegen „wahrscheinlichen Verdachts des Landesverrates" verurteilt. Beim Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten wurde ein „writ of habeas corpus ad subjiciendum" beantragt und die Entscheidung des Oberrichters John Marshall, die die Befugnis des obersten Gerichtshofes bestätigte, dies zu gewähren, ist wohl bekannt. Vollmann wurde entlassen, u. a. auf Grund „mangelnder Beweise". Er ging dann nach England im Jahre 1814, lebte eine Zeitlang in London und starb am 9. Dezember 1821 auf Jamaika in Westindien.

[2]) Die Adelsfamilie v. Laffert ist in einem Zweige in Hannover vertreten. Der Autor konnte keine Aufklärung über die Identität dieses Gliedes der Familie erhalten.

[3]) Voigt (oder Vogt), der Besitzer prachtvoller Gärten in Flottbeck, nahe Hamburg, bekannt durch die große Sammlung exotischer Pflanzen, die sie enthielten.

[4]) Gustav Anton Freiherr v. Seckendorff, geboren den 26. November 1775 zu Meuselwitz, gestorben im Sommer 1823 in Alexandria, Louisiana. Er brachte die Jahre 1796 bis 1798 auf Reisen in Nordamerika zu. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er öffentlicher Vorleser, Kritiker und Schriftsteller. Er ließ viele Bücher und mehrere Dramen drucken. Eine Zeitlang war er Professor am Karolinum in Braunschweig. Im Jahre 1821 kehrte er nach Amerika zurück und starb in großer Not und Armut in Louisiana.

[5]) Madam Büsch, die Frau des Vorstehers der Handelsschule in Hamburg.

[6]) Sieveking war einer der Handelsherren von Hamburg, dessen Haus viel von den gebildeten und gelehrten Einwohnern der Stadt und der Umgebung besucht wurde. Seine Frau war die Enkelin von Reimarus, dem Autor der „Wolfenbüttler Fragmente", herausgegeben von Lessing. Ihr Vater schrieb ebenfalls über verschiedene Themata und war zu seiner Zeit wohlbekannt durch seine Beiträge zu populär-wissenschaftlichen Fragen.

[7]) Der Vater des berühmten Geschichtsschreibers Wilhelm Wattenbach.

Digitized by Google

als Kaufmann in London etablirt. Von Dashwood[1]) habe ich nie etwas erfahren. Wissen Sie nichts von ihm? Wollstein[2]) habe ich in Wien gesehen, er ist jetzt nicht mehr dort.

Der Zustand, ich meine der sittliche Zustand von Europa war als ich es verließe (Ich verließe Frankreich im December 98, Corunna d 4 Junius) fürchterlich. Ein fühlender Mensch wußte (nicht), ob er die mehr verachten sollte die dem menschl. Geiste Fesseln anlegen, od. den Haufen derer welche im Besiz der Freiheit, sie mit Gleichgültigkeit von sich stoßen. Ich unterscheide Individuen von den Massen, aber als Masse betrachtet, ist republikan. Denkart jetzt in Frankreich eben so viel als in China od Indostan. Wer dies Land 1789 sah, u der Geschichte der Revol. gefolgt ist, hat davon kaum einen Begrif, und bei einem Volksfeste, wo das Volk die Sinnbilder der Freiheit zu verhöhnen zusammengekommen scheint, sagte Sieyès[3]) mit recht die fürchterlichen Worte: Freiheit diesem Volke, nein, ein goldnes Kalb! So ist es jetzt, aber es wird nicht immer so sein, u die Abschaffung des Feudalsystems, das geheiligte Recht der Gleichheit wird die Menschen glücklicher u besser machen.

Es ist nicht bloße Eitelkeit daß ich das hinzufüge, aber es ist so natürlich von dem zu bringen womit man viele Jahre beschäftigt ist. Ich habe in den letzten Jahren ein großes Werk über das Leben in 2 Bänden herausgegeben, das wegen einzelner sehr wunderbarer Versuche einen großen Ruf hat, wie ich aber glaube aus einem höheren Gesichtspunkt betrachtet Aufmerksamkeit verdient. Ideen können nur nüzen, wenn sie in vielen Köpfen lebendig werden. Sie haben in Nord Amerika physiolog. Schriftsteller in deren Köpfen ich meinen Ideen leben wünschte. Das Werk heißt: Versuche über die gereizte Muskel und Nervenfaser nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Tier u Pflanzenwelt Berlin bei Rottman. Es ist ins Französ. Humboldt recherches sur le Galvanisme u ich glaube jetzt auch ins Engl. übersetzt. Ich habe kein Exemplar mehr, vielleicht kennen Sie einen Buchhändler der das Buch od. die Uebersetzung kommen ließ, u vielleicht veranlassen Sie gelegentlich dessen Verbreitung.

---

[1]) Die Identität dieser Person hat sich nicht feststellen lassen.

[2]) Dies bezieht sich wahrscheinlich auf Johann Gottlieb Wolstein, den Begründer der Veterinärwundarzneikunst, der wegen seiner liberalen religiösen und politischen Ansichten aus Oesterreich verbannt wurde und in Altona und Hamburg lebte, als Humboldt dort studierte.

[3]) Emmanuel Joseph Sieyès, bekannt als l'Abbé Sieyès, geboren in Fréjus am 3. Mai 1748, gestorben in Paris am 20. Juni 1836. Erzogen im Seminar von St. Sulpice, wurde er im Jahre 1784 Generalvikar und Kanzler beim Bischof von Chartres. Seine Schriften über den „dritten Stand" bahnten der Revolution den Weg. Er wurde zu einem der drei Konsuln von Frankreich erwählt, trat aber zurück, als er sah, daß Napoleon als erster Konsul alle Macht an sich reißen wollte. Napoleon machte ihn reich und zu einem Grafen des Kaiserreiches. Von der Restauration wurde er verbannt als Königsmörder und lebte bis zur Revolution von 1830 in Belgien. Dann kehrte er nach Paris zurück, wo er im achtundachtzigsten Lebensjahre starb.

Digitized by Google

Aus dem Buche der Kunst und Literatur

Von

August Kestner[1])

Rom

Eine meiner Lieblingsideen ist, die Kunst wie einen Strom göttlichen Geistes zu betrachten, der sich über die Welt ergießt, und so die Kunst in allen ihren Beziehungen massenweise anzusehen.

*

Woher kommt es, daß so wenige Italiener und so viele Niederländer Landschaftsmaler waren, da doch jene von ihrer schönen Natur mehr ergriffen sein mußten? — Vielleicht daher, daß da, wo die Wirklichkeit so viel leistet, der Einbildungskraft so wenig zu tun übrigbleibt. Diejenigen, welche in Darstellung der italienischen Natur am meisten leisteten, waren gerade Niederländer und nicht Italiener.

*

Den 30. Mai. Die Weisen durch Scherz zu ergötzen, erfordert viel Verstand, denn bedeutender Scherz ist Kontrast mit bedeutenden Wahrheiten, und der kann solchen Kontrast nicht bilden, wer von den Wahrheiten nicht durchdrungen ist.

*

---

[1]) August Kestner war der vierte Sohn des hannoverschen Legationsrates Albert Kestner und seiner Gattin Charlotte, geborene Buff (Werthers Lotte). Er stand im hannoverschen diplomatischen Dienst und kam zweimal nach Rom, zuletzt 1817 als Gesandtschaftssekretär am päpstlichen Hofe, wurde 1825 Geschäftsträger, später Ministerresident und starb 1853 zu Rom. Er wurde neben August v. Goethe bei der Pyramide des Cestius begraben. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen, denen die vorliegenden Auszüge entnommen sind und denen er den Titel „Buch der Kunst und Literatur" gab, stammen aus den Jahren 1817 und 1818; sie enthalten viel Interessantes, da Kestner, ein feiner Kopf und ein vielseitig gebildeter Geist, großes Kunstverständnis besaß und mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten in Berührung kam. Den in Rom lebenden deutschen Künstlern war Kestner in unzähligen Fällen ein treuer Freund, ein sachverständiger Berater und ein Helfer in mancher Not. Er war Mitbegründer des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom und nach Bunsens Weggang dessen Vorsitzender. Was er in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für das geistige Leben in Rom bedeutete, findet eine gute Würdigung in Otto Mejers Buch „Der römische Kestner"; auch Friedrich Noack wird seinem Wesen und Wirken in dem Werke „Deutsches Leben in Rom 1700—1900" durchaus gerecht. Kestners Tagebuchblätter bieten rasch und ungekünstelt aufs Papier geworfene Augenblicksbilder, die von scharfer und lebendiger Beobachtung zeugen; in den kurzen eingestreuten Kunstbetrachtungen wirken offenbar Gespräche mit Künstlern und Freunden nach. Das Originalmanuskript der Aufzeichnungen befindet sich im Besitz der Familie eines Neffen August Kestners, des Geh. Medizinalrats Dr. Hermann Kestner in Mülhausen i. E., der als letzter Enkel von Albert und Charlotte Kestner am 16. Dezember 1910 gestorben ist.

Digitized by Google

Den 5. Juni. Die Prozession des Fronleichnamsfestes war sehr interessant. Sie ging durch beide Kolonnaden vom Petersplatz, welche ganz mit Laubgirlanden verziert und deren beide Enden durch zeltartige Dächer verbunden waren. Der Papst war ganz in der vor ihm stehenden Hostie verloren, die er während der ganzen Prozession anbetete, und war nicht auf der Welt. Einen solchen Mann[1]) werde ich nicht wieder sehen, wenn er gestorben ist! Die Menge der Zuschauer war wegen ihrer Mannigfaltigkeit und wegen des in allen sich darstellenden lebhaften Charakters höchst sehenswert. Ebenso die Menge des Volkes, welche ich jenseits der Tiber auf beiden Seiten der Straße sah und worin ich die reichen Quellen erkannte, aus welchen Michelangelo und Raffael geschöpft haben. Es ist höchst merkwürdig, wie malerisch sich hier alles benimmt, wie sie schlafend, nachdenkend, sich unterredend, ausruhend, im Sitzen und Liegen Gruppen und Drapierungen machen, die alle der Beachtung würdig sind.

*

Den 7. Juni. Ich komme wieder aus dem Zimmer der Freskomaler. Hier sind mehrere bedeutende Gradationen von Talenten. Overbeck ist noch unvollkommen im Malen, vorzüglich in den Konturen, aber auch in der Malerei zeigt sich schon das große Bedürfnis der Harmonie, auch kann er schon so gut malen, daß die Malerei sich der Zeichnung anschließt, sie nicht verdirbt, sondern ihre Kraft erhöht. In seinen Erfindungen und seiner Zeichnung leistet er so viel, wie ich in unsern Tagen nichts kenne. Seine Konturen hat die Seele gemacht, und er hat die Klarheit der Anschauung, die sich bis auf jeden Nasenzipfel, jede Lippenbewegung, jedes Wallen in der kleinsten Haarlocke erstreckt, wie die alten Maler aus der guten Zeit es hatten. Seine Gruppen sind natürlich, erschöpfend und angenehm, seine Erfindungen charakteristisch und anmutig zugleich.

*

Der beliebteste Komponist in Italien ist seit einigen Jahren ein gewisser Rossini. Er war früher Maler, hatte aber, wie man sagt, mehr Liebe zur Malerei als Talent, warf sich deswegen auf die Musik und erlernte in kurzer Zeit die Komposition. Zwei Opern habe ich nun von ihm kennen gelernt: „Il Turco in Italia“ und „La pietra di paragon“ (Probierstein); erstere wurde in einer Gesellschaft gesungen, letztere im Theater aufgeführt, als Oper, die für den zweiten Teil des Sommers auserwählt ist. Es fehlt darin nicht an angenehmen und eigentümlichen Gedanken, aber das Gute ist doch zu sehr mit Mittelmäßigem vermischt, und ich verlange sie nicht zum zweitenmal zu hören.

*

Den 16. Juni. Eine der schönsten Statuen soll sein der Sohn der Niobe, welchen der Kronprinz von Bayern aus Wien gekauft hat. Dieser hat

[1]) Pius VII.

Digitized by Google

ein merkwürdiges Schicksal gehabt. In früheren Zeiten soll Kaiser Rudolph ihn mit vielen Statuen und Kunstsachen gekauft haben, und so hat er sich in dem Saale eines kaiserlichen Gebäudes in Prag befunden. Kaiser Josef wollte einst in Prag einer seiner Schwestern vor ihrer Verheiratung ein Fest geben und befahl, daß die Zimmer des dortigen Schlosses ausgeräumt werden sollten. Man schrieb von Prag zurück, es befänden sich mancherlei Kunstsachen ohne Wert darin, und bat um Erlaubnis zum Verkauf. Dieser wurde gegeben, und so sollen unter anderm die schönsten etruriſchen Vasen verkauft sein. Zu dem Sohn der Niobe aber fand sich kein Käufer, weil er am schwersten zu transportieren war; er wurde also nur aus dem Saal gebracht und beiseite gestellt. Als er hier dem Kastellan zur Last war, traf es sich, daß einer seiner Freunde, ein dortiger Arzt, zu ihm kam; diesen bat er, ihn doch zu kaufen. Der Arzt wollte erst nicht, gab dann, dem Freunde zuliebe, 24 Franken dafür und ließ ihn nach seinem Hause bringen und in den Garten werfen, wo er dann lange unter Staub und Blättern verborgen lag. Einst waren an diesen Arzt einige junge Deutsche empfohlen, die nach Wien reisten. Während diese Kegel spielen, sieht einer derselben diesen Marmor im Garten, schlägt Staub und Blätter herunter und macht den Arzt aufmerksam, daß es eine griechische Arbeit sein könne, die einigen Wert habe. Er bietet sich an, in Dresden einen Versuch zu machen, ihn an den Kurfürsten fürs Museum zu verkaufen, und der Arzt läßt nun drei Gipsabgüsse zur Probe machen. Dies war vergeblich, da die jungen Leute ihr Versprechen nicht hielten. Der Arzt starb, und der Marmor kam auf die Witwe. Nach einiger Zeit erfährt ein Doktor Barth in Wien, der viel Geschmack gehabt haben soll, von der Statue, geht zur Witwe und findet zu seinem Erstaunen dieses Meisterstück. Er wird um den Preis von 2 Dukaten mit ihr einig, kauft ihr dann noch die drei Abgüsse ab, für welche er ihr aus gutem Willen 9 Dukaten gegeben und sie dann zerschlagen läßt, damit niemand von seinem Fund unterrichtet würde. Frau v. Humboldt, welche mir diese Geschichte heute abend erzählte, hatte Zutritt bei dem Herrn Barth und lobte ihn als einen sehr gescheiten Mann. Von ihm hat der Kronprinz von Bayern den Marmor für 6000 Dukaten gekauft.

*

Am 19. Juni. Villa Albani. Ein sehr schöner Abend. So reich diese Villa an Kunstsachen ist, so war doch alles das nichts gegen die Blicke aus den Sälen auf die Werke Gottes umher. Ganz entzückend sind die Karyatiden und Kanephoren. Karyatiden sind Säulen, denen menschlicher Atem eingehaucht ist. Sie wollen nichts als tragen. Um so rührender ist es, daß sie so reizend sind. Dazu kommt, daß sie in ihrem Geschäft vertieft so schön sind, denn sie sind als Statuen schön und doch als Säulen gemacht. Sie haben den Reiz einer Erscheinung; wo man nichts als einen leeren Raum zu erwarten hat, tritt eine schöne Bildung hervor. Sie gehören zu den Verzierungen, weil sie dazu dienen, einer Masse, die ihrer Natur nach ernst ist, Heiterkeit und Anmut zu

Digitized by Google

verleihen, aber sie sind zugleich mehr als Verzierungen, indem sie mit zu den wesentlichen Teilen gehören, und ihre schöne Menschengestalt bequemt sich, dem Zweck ihres Dienstes zuliebe, in den Charakter eines Pfeilers.

*

Den 23. Juni. Johannistag. Abends um 6 Uhr in den Lateran, wo mehrere Stunden von zwei Tribünen einander gegenüber Psalmen gesungen wurden. Interessant wurden sie dadurch, daß sie den Zustand der heutigen Komposition dartaten, indem sie von lauter lebenden Sängern für den heutigen Tag komponiert waren. Kraft und Charakter der Melodie ist nicht mehr da. Doch kennen sie den Stil dieser Musik von den Vorfahren; deswegen sind die Chöre besser als die Arien und zuweilen gut. In alten Zeiten gab man der geistlichen Musik nur Würde und verachtete sogar oft die Anmut, um jene nicht zu beeinträchtigen. Heute, wo man das Glück der Erbauung nicht mehr kennt, gibt man der Musik Gefälligkeit, um sich daran zu vergnügen. Daher ist der Stil der Kirchenmusik von der Opernmusik wenig mehr verschieden.

*

Den 24. Juni. Palast Spada. Die berühmte kolossale Statue des Pompejus hat meine Erwartungen nicht befriedigt. Die Stellung ist frei und einem Herrscher angemessen, aber die ganze Bildsäule roh, der Kopf nicht ausgenommen. Vielleicht nimmt sie sich in einem hohen Lokale mit guter Beleuchtung von oben besser aus. Jetzt steht sie in einer übel unterhaltenen dunkeln Kammer. Die ganze Antikensammlung sieht aus wie eine Polterkammer, und alles ist voll Dreck und Staub. Hier sind auch die zehn Basreliefs: Ulysses und Diomed, Bellerophon, Perseus und Andromache, Endymion, Paris und Helena, Pasiphaë und Daedalus, Paris als Schäfer, Meleager als Jäger, Zethos und Amphion, Tod des Alkmäon. Alle diese sind im ehemaligen Bacchustempel, jetzt Ste. Agatha, vor der Porta Salara gefunden; alle zusammen haben den Tempel geziert. Die Gewänder sind besonders schön. Die Bewegung der Gestalten könnte man klassisch nennen, aber nicht die einzelne Ausführung. Auf griechischem Boden mögen sie wohl gewachsen sein und in Rom vielleicht kopiert.

*

Den 28. Juni. Fest Petri und Paoli. Illumination der Kuppel und Stadt und Girandola. Der Himmel war heiter. Die erste Illumination sahen wir auf dem Petersplatze und eilten dann auf Trinità dei Monti zu Stackelberg,[1]) wo der Anfang der zweiten den herrlichsten Effekt machte. Diese zweite Erleuchtung muß man von ferne sehen, weil man sie nur da recht versteht. Nur dort haben die Konturen der jedesmal aus vier und drei Fackeln bestehenden

[1]) Otto Magnus v. Stackelberg, Deutschrusse, Zeichner und Archäolog (1787—1837), lebte von 1808 bis 1810 und von 1816 bis 1828 in Rom.

Digitized by Google

kolossalen Sterne die gehörige Schärfe, und nur dort fühlt man recht die Verwandlung der herabgehenden Lampenstreifen in querlaufende Sternreihen. Der letzteren sind zwölf auf der Kuppel, und der Moment der Verwandlung gleicht einer in den Lüften in einem Augenblick erschaffenen Krone voller Edelsteine. Man sagt, daß die päpstliche Krone damit ausgedrückt sein soll. Die Lampenerleuchtung ist feenartig, still und magisch, die letzte mehr prächtig in anderm Sinne.

*

Den 29. Juni war der Himmel dem Effekt der Erleuchtung noch vorteilhafter. Zuerst sah ich auf dem Petersplatze das Anzünden an der Fassade und auf der Kuppel an, wo die Arbeiter, die sog. Pietrini an langen Seilen gezogen, woran sie auf einem Brettchen sitzen, wie Vögel herumfliegen. Das Herumwandeln auf dem Petersplatz, wo alles so hell, und die halbe Stadt dort stehend, gehend und fahrend, war sehr interessant. Durch das Volksgedränge gingen wir bis über die Engelsbrücke zurück und nahmen in einem kleinen Hause jenseits der Tiber eine Loge, wo wir Feuerwerk und Girandola sehr gut sahen, oben und unten in dem Flusse sich spiegelnd. Das schönste war der Sternenregen von mehr als 300 Sternen, wodurch die ganze Engelsburg, die Brücke und die Volksmenge aus dem Dunkel hervorkamen, und endlich als die ganze Engelsburg ringsumher zu brennen schien. Einen schöneren Ort zum Feuerwerk gibt es auf der ganzen Welt nicht!

*

Den 1. Juli ging ich zum Cantore Baini, dem angesehensten und gelehrtesten der päpstlichen Sänger, den ich in der heiligen Woche bei der Fußwäsche schon getroffen hatte. Ich erfuhr von ihm folgende Nachrichten:

Er ist nicht, wie ich glaubte, Maestro di Capella. Die päpstlichen Sänger machen eine Republik aus. Direktion ist gar nicht, weil nach ihren Gesetzen jeder die gründlichsten Kenntnisse des Kontrapunktes haben muß. Zur Direktion und zum Taktschlagen wird jedes Jahr ein andrer gewählt. Doch sagt er, daß aus Güte der andern die Wahl mehrere Jahre auf ihn gefallen sei und daß er einigen Einfluß besitze.

Ueber das Miserere gibt es nichts Aufgeschriebenes. Seit Leo X. wird das Miserere überhaupt erst gesungen. Vorher wurde es nur rezitiert, und weil seine Anwendung sehr beliebt war, wurden anfangs nur einzelne Stellen in Musik gesetzt, bis Allegri eine vollständige Musik daraus machte. Auch diese wurde nur als ein Canto firmo betrachtet, aus welchem die Sänger all' improviso verziertere Stücke machten. Als diese Ausführungen bald zu weit gingen, wurden den Ausschweifungen Grenzen gesetzt und das Beste davon beibehalten und fixiert mit Benutzung sonstiger anerkannt guter Sätze. So ist allmählich das heutige Miserere entstanden. Ich wollte es kaum glauben, daß in dieser takt- und rhythmenlosen Musik gar keine Notizen niedergeschrieben seien, aber er wiederholte es mir dreimal und gab zu, daß wenn die unglückliche Kriegszeit

Digitized by Google

noch mehrere Jahre gedauert hätte, diese schöne Musik auf immer hätte untergehen müssen.

Er gab mir zu, daß man eine Abnahme der Stimmen bemerken könne, und klagte, daß keine Stimmen von Kraft, Fülle und Charakter mehr geboren würden. Ganz artige kämen wohl vor, aber keine solchen mehr, mit denen man große Effekte hervorbringen könne. Kastraten werden nicht mehr gemacht. Was mir ganz neu war, ist, daß zu Palestrinas Zeiten das Kastrieren gar nicht üblich gewesen und auch nicht nötig war, weil es genug geborene Diskantsänger gab, die besonders aus Spanien kamen und freiwillig beim päpstlichen Hofe Dienste suchten. Sie hatten nicht etwa körperliche Defekte, sondern waren verheiratet. Etwas schwächer von Körper sollen sie freilich gewesen sein. Er sprach viel mit Entzücken von Palestrina und findet sich so von ihm befriedigt, daß er alles übrige nicht daneben denken kann. Doch findet er auch Marcello[1]) und Händel bewundernswürdig. Merkwürdig ist es, daß Palestrina die Musik in einem sehr schlechten Zustande vorgefunden, etwas ganz Neues und Vollendetes darin geleistet und gar keine Nachfolger gehabt hat. Von seinen zirka 80 Messen lebt die päpstliche Kapelle die Jahrhunderte seit seinem Tode. Allegri hat keine gute Messe gemacht, sondern zwei bis drei sehr mittelmäßige, außer seinem Miserere nur zwei Mottetti von Wert.

*

Den 21. Juli. Es ist nicht selten, daß, gleichwie man in Geschlechtern gewisse uralte Familienzüge in die späteste Zukunft unverändert und unauslöschlich wahrnimmt, auch in Völkern uralte Nationalzüge noch in unsern Tagen zu erkennen sind. So in dem großen Haufen der Römer eine gewisse republikanische Zuversicht, ein stillschweigendes Behaupten des Wertes seines Individuums. Warum hätte sich dieser Zug auch aus den Römern verlieren sollen: Rom ist kaum 400 Jahre Kaisertum und über 700 Jahre mit Leib und Seele Republik gewesen, und der kolossale Charakter, welcher durch eine nie in der Geschichte sonst gesehene Volksmacht dem römischen Volke eigen wurde, hat sich noch in seinem äußersten Verfall gezeigt, die durch solche ungeheuren Mittel dem Volke eingedrückten ersten Charakterzüge scheinen daher unauslöschlich zu sein. Bei aller Anmaßung der Kaiser hat doch auch nie das ganze Volk das Joch willig getragen, wie man aus den beständigen Selbsthilfen sieht, die mit den despotischen Abscheulichkeiten der Kaiser gleichen Schritt hielten. Es war also die Kaiserepoche im ganzen weniger eine Monarchie als ein Kampf von Usurpatoren mit Unterdrückten zu nennen. Die Haltung nun, die jeder einzelne sich beilegt, bringt eine Freiheit und Ungezwungenheit im Benehmen hervor, die man schwerlich irgendwo anders im gemeinen Volke finden wird. Nirgends können solche Szenen, solche Gruppen und Attitüden gesehen werden wie in allen Gegenden von St. Peter und am Pantheon, nirgends wird man es so auf

[1]) Benedetto Marcello, berühmter Komponist, geb. 1686 zu Venedig, gest. 1739.

Digitized by Google

öffentlicher Straße und in Gegenwart der angesehensten Stände wahrnehmen, daß sich das Volk ein so sorgenloses Behagen zugibt, als wenn man vor seiner Haustür, an seinem Herde säße. Daher der unerschöpfliche Schatz von Gruppen und Stellungen für Maler hier in Rom. Raffael und Michelangelo verstanden ihn zu benutzen und sich umzusehen, daher man in der „Schule von Athen", in der „Disputa" und im „Jüngsten Gericht" alles wiedersieht, was man am Tage eines großen kirchlichen Festes auf dem Wege nach St. Peter stets sehen kann. Die Mannigfaltigkeit von Szenen, welche sich allein zu den Füßen des Altars im Grunde der Peterskirche an dem Nachmittage des Petersfestes darbot, habe ich nicht einmal bei dem Feste zu Ehren der Taufe des Königs von Rom so gesehen. Mir zunächst saß ein Hirt auf der untersten Stufe ohne Hut, Halsbedeckung und Strümpfe, eine braune, unsaubere Haut war überall sichtbar, die Hände hatte er zwischen die Schenkel geklemmt, die Knie auseinandergespreizt, der Kopf lag ganz im Nacken. So träumte er, in die Höhe schauend, und verdämmerte in kurzem Schlummer. Hinter ihm auf der höheren Stufe saß seine Frau mit dem gewöhnlichen ländlichen Schleier von Leinwand und flüsterte ihm ab und zu etwas ins Ohr. Neben ihr war ein junger Geistlicher, schwarz und sauber, aber dürftig gekleidet, den seine junge Base mit vollem, gesundem Gesicht und großen dunklen Augen zum Feste besucht hatte und sich mit ihm leise unterhielt. Sie waren ein Bild gesunder, ländlicher Unschuld. Weiterhin lag eine Frau von angenehmer Bildung in den Schoß ihres Mannes gelehnt und schlief so fest, als ob es Nacht sei. An ihrer Seite waren zwei ländliche Mädchen, von denen die eine viel an ihrer Toilette besserte, unterstützt von der andern, die sie, wo es nötig war, mit der Schürze verbarg. Weiter oben saß ein Franziskaner und unterhielt sich mit seiner Mutter, die von Trastevere gekommen war, und zwischendurch lauschten alle der Musik, die von zwei zahlreichen Chören mit Orgelbegleitung die große Kirche erfüllte. — Als das Volk zu vielen Tausenden an den Ostertagen auf den Treppen der Peterskirche lag, saß und stand, um die Segnung des Papstes zu erwarten, hätte ein Zeichner sein ganzes Leben genug gehabt, wenn er alle diese Szenen aufgefaßt hätte.

Der Grund, daß das Volk es sich öffentlich so behaglich sein läßt, findet noch andre Bestätigung. In keinem Lande finde ich bei allem Respekt die Bedienten so familiär mit ihren Herren als hier. Wenn einer müde ist, so setzt er sich ohne Umstände. Dies steht scheinbar in Widerspruch mit anderm. Nirgends nämlich wird man so mit Exzellenzen beworfen als in Italien. Hier liegt ein andrer Charakterzug zugrunde, die Gewinnsucht. Bei der vorherrschenden Neigung zu Pomp und Glanz wollen sich die Lohnlakaien durch solche Ehrentitel insinuieren, erhalten aber anderseits ihre Naivität aufrecht. Zu allem diesem kommt die den Italienern eigne Straßengeselligkeit. Ihre Lebhaftigkeit verlangt Beschäftigung, und die Wärme des Klimas bringt Abneigung gegen jede Mühe hervor.

Daher kommt das große Raffinement, auf eine leichte Art sich zu beschäftigen, das Sichmischen in alles und die Geschwätzigkeit. Kaum stehen auf der

Digitized by Google

Straße zwei Bekannte zusammen und reden lebhaft, so gesellt sich schon in der ersten Minute ein dritter dazu, und es ist gar nicht schwer, einen Haufen von sechs, acht, zehn Menschen rasch um sich zu versammeln und eine halbe Stunde aufzuhalten. Man hat auch in Deutschland keine Idee davon, was hier alles verkauft und ausgerufen wird. Die Trödelkrame sind ohne Zahl. Da ist kein Fäserchen von Band, Lappen, kein halber Schlüssel, keine Viertelschuhsohle, die man nicht kaufen soll, kein elender Anfang oder verunglückter Versuch eines Anfängers im Zeichnen! Die Unmenge von Kaffeehäusern und Osterien (Weinstuben) kommt der Neigung zu geringfügiger Beschäftigung sehr entgegen. Man hat sie von allen Graden der Eleganz und findet dort eine buntgemischte Gesellschaft. Einer, durch ein hervorragendes Unterhaltungstalent ausgezeichnet, pflegt sich dort in den Besitz des Direktoriums zu setzen und beherrscht dadurch die Gäste.

In den Häusern ist es den Römern zu eng und zu öde; man muß etwas sehen und hören, auch sind die Häuser halb mit zur Straße gehörig, denn den größten Teil des Jahres stehen die Türen offen, man besetzt die Straßen mit Stuhlreihen, und nur dann ist der Lebensgenuß befriedigend, wenn man auch alles miterlebt, was draußen und bei den Nachbarn vor sich geht. Was den vermögenden Klassen Kaffeehäuser und Osterien sind, sind den Armen die öffentlichen Plätze von St. Peter, Pantheon usw., wo es Treppenstufen zu Ruhesitzen, große Säulen zu Schlaflehnen und Kameraden zu Gesprächen gibt.

*

Den 22. Juli. Berauschte werden in Rom weniger als in Deutschland, aber mehr als in Frankreich gefunden. Man muß aber ja nicht glauben, daß die Römer weniger Wein trinken als die Deutschen. In den Osterien stehen immer die dicken Flaschen vor den Italienern und die dünnen vor den Deutschen. Nur ist das Naturell jener der Wirkung des Weines nicht so unterworfen. Es gehört Gemüt dazu, leicht berauscht zu werden. Das Gemüt ist auf doppelte Weise die Ursache, daß der Rausch bei den nördlichen Nationen mehr gefunden wird als bei den südlichen, Gemüt schließt Wohlwollen in sich und erzeugt die Neigung, sich mit seinem Nächsten gemeinsam zu erfreuen. Die meisten Räusche entstehen aber bei Gelagen und Festen. Zugleich ist das Gemüt der Raum, wo der Geist des Weines sich ansammelt und dadurch seine besondere Wirkung hervorbringt, den Rausch.

*

... Bei allen Mängeln, welche die Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts hatte, habe ich eine besondere Vorliebe dafür. Es ist kein leeres Wort, daß der Geist der damaligen Kunst darin bestand, die Seele darzustellen. Kein Mensch wird leugnen, daß die Eigenschaften der Glieder eines entseelten Körpers von denen eines lebenden verschieden sind, und für den, der zu sehen versteht, drückt sich die Seelenwirkung in der geringsten Muskel, in jeder Fleischfalte, in allen physiognomischen Hauptteilen aus. Die alten Maler nun hatten eine solche Schärfe des Blickes, daß sie in allem, was sie darstellten, nur Eigenschaften

Digitized by Google

lebender Kreaturen erscheinen ließen, daß die Seele darin zu wirken scheint, und zugleich eine solche Stärke der Einbildungskraft, daß sie diese Seelenwirkungen in sich tragen, in sich hervorrufen und in ihrem Geiste klar anschauen konnten; zugleich aber auch solche Kunstfertigkeit, daß das Werk der Hände und des Geistes eins wurde. Bei den späteren, die ganz großen Genies ausgenommen, ist das nicht so der Fall. Jene klare Anschauung ist verschwunden. Man sieht Bilder, welche zum Teil auf gut Glück angefangen sind, ohne alles vorher zu übersehen. In neueren Zeiten findet man vorzüglich hin und wieder in Porträts die seelenvollsten Darstellungen, weil den Porträtmalern das beständige Gegenübersitzen des Originals den Mangel an Stärke der Einbildungskraft ersetzt. Die Alten bedurften dies nicht, denn es ist nicht denkbar, daß ihnen die aus der umgebenden Welt genommenen Individuen alle gesessen oder gestanden haben. Vielleicht haben sie nicht lauter ganze Individuen in ihre Kompositionen aufgenommen, sondern die Seelenfülle aller der Teile, welche sie aus der Natur geschöpft und lebendig in sich aufgenommen hatten, setzte sie in den Stand, Kreaturen zu bilden, welche wegen ihrer Wahrheit zur Zeit dieser Künstler gelebt zu haben schienen. Ebenso gingen die Griechen bei Bildung ihrer Gottheiten zu Werke. Bei diesen regierte aber, weil höhere als menschliche Natur der Gegenstand ihrer Darstellung war, allein das Gesetz der Schönheit. Dies wird mit Unrecht auf alle Künste ausgedehnt. Wenn ein Künstler seinen Gegenstand erfüllt und Menschen aus der Welt nimmt, so ist ihm nicht der mindeste Vorwurf zu machen, daß er die Schönheit nicht gesucht habe. Nur den Charakter hat er zu geben und das Widerliche zu vermeiden.

*

Den 30. Juli. Am Morgen Galerie Fesch mit Hahn, welche mir noch bewundernswürdiger wurde, weil uns die vier Zimmer geöffnet wurden, in denen der Kardinal, der in Albano war, sonst wohnt. Hier machte ich auch mit Wessenberg[1]) Bekanntschaft. Er hat ein einnehmendes Gesicht und Wesen. Klein von Statur, hat er von Verstand und Gemüt leuchtende Augen, lebhaften und besonnenen Blick, eine hohe Stirn.

*

Den 31. Juli habe ich wieder bei Zirletti mitgesungen. Ein schöner, der 17. Psalm von Marcello wurde gesungen. Nach der Musik erzählte ein fremder Musikmeister aus Padua einige interessante Sachen von Marcello, der dort viel gelebt hat. Benedetto Marcello ist von sehr guter Familie gewesen und hat schon in seinen frühesten Jahren einen fast unbändigen Drang zu musikalischer Komposition gezeigt. Sein Vater, der ihn zu einer öffentlichen glänzenden Karriere bestimmte, hat dies getadelt, und da der Sohn in alle Hefte immer nur Noten hineingeschrieben, hat er ihn auf ein einsames Landhaus gebracht und

[1]) Generalvikar des Bistums Konstanz.

Digitized by Google

ihm alle Mittel zum Schreiben entrissen. Marcello hat sich dennoch einige alte Papierblätter zu verschaffen gewußt und darauf eine ganze Messe geschrieben, nachdem er mit großer Mühe die Linien gezogen. Diese Messe kommt in des Vaters Hände, der sie einem Musikmeister zeigt, der davon so erstaunt ist, daß er den Alten bestimmt, den Sohn doch Musiker werden zu lassen.

Einst ist mal ein Deutscher nach Padua gekommen, der im Bewußtsein seiner Fertigkeit auf dem Klavier sich gerühmt hat, daß es nichts gäbe, was er nicht vom Blatt abspielen könne. Dies veranlaßte Marcello zu einer Sonate, mit welcher er den Prahler zuschanden machte. Mozart soll seine Werke stets bei sich gehabt haben. So viel ist gewiß, daß Marcello vor Händel den Vorzug hat, mit wenigen Mitteln ungeheure Effekte hervorzubringen; aber so rührend wie Händel kann Marcello gewiß nie sein. Das Pastorale muß er jenem lassen und das Naive, und einen so heiligen inbrünstigen Schauer kann er nicht erzeugen, wie wenn im Messias der Engel die Geburt des Heilandes verkündet.

*

Den 22. August. Eben komme ich aus der Kirche St. Madalena, wo der Kardinal Savarola das Abendmahl gab. Ich habe bisher noch keine angenehmere kirchliche Zeremonie gesehen, denn der Altar, wo sie vor sich ging, war der erste links beim Eingang, so daß man den Priester mit seinen Gehilfen im Profil sieht. Die Erleuchtung war sehr schön, hell und glänzend, und das weiße Kleid mit vieler feinen Goldstickerei, das diamantene Brustgehänge des Kardinals und sein brillanter Fingerring hatten viele Lichtpunkte. Auch seine Gesichtsbildung war christlich milde, und da er sehr alt ist, dabei von großer Statur, tat sein Aeußeres gute Wirkung. Nach den Segnungen des Weins und Leibes und nachdem er getrunken, kniete er auf ein schönes weißes Kissen nieder und hielt eine Deklamation von etwa zehn Minuten, worin er die Gnade Christi darstellte und unsre Sünde, und damit schloß, die Mutter Gottes, welche er Madre nostra anredete, anzurufen, für die Segnung und Verzeihung dieser Kommunikanten sich bei ihrem Sohn zu verwenden. Die Deklamation und Exklamationen waren sehr sinnlich und so inständig, zerknirscht und ganz verzweifelt, als wenn Christus mit der drohenden Rute auf einer Galerie in der Kirche stünde. Es war eine völlige Darstellung einer Szene, als wenn der Bedrohte alle seine Beredsamkeit und alle Mittel der Angst aufbietet, die unmittelbar angedrohte Strafe abzuwenden; oft ein wahres Jammern und Schluchzen mit Verhüllen des Gesichts und einem zerknirschten Anlehnen der Stirn an den Altar, wo er auf den Knien lag. Nach dieser Rede kam er mit drei Subalternen vom Altar herab und teilte die Hostien aus, welche die Kommunikanten kniend empfingen. Es waren viele vornehme Damen darunter, Männer gar nicht. Die Kirchendiener hielten ein seidenes Tuch dabei unter und einer ein silbernes Tellerchen. Jede Kommunikantin küßte ihm die Hand, ehe sie die Hostie empfing. Außerdem lag noch eine Anzahl von mehr als hundert Andächtigen auf den Knien, darunter die Bedienten der Damen. Während der ganzen Zeremonie,

Digitized by Google

die Rede ausgenommen, wurde unter aller Kritik auf der Orgel gespielt, die sich immer dem Vortrag anzupassen suchte. Es schienen freie Phantasien zu sein, aber da der Organist offenbar keine Phantasie hatte, so suchte er die Mannigfaltigkeit in der Abwechslung der verschiedenen Orgelstimmen; einmal kam auch ein langer Satz mit klingendem Spiel vor. Märsche, Sonatenstücke und zerknirschte Jammersätze waren die Teile der Musik. Als die Hostien ausgeteilt waren, kam die ausgelassenste Tanzmusik. (Schluß folgt)

Germanische Opferschalen aus Gold

Von

Oscar Montelius

In der Nähe von Eberswalde, im brandenburgischen Kreise Oberbarnim, hat man vor einigen Monaten einen großen Goldschatz entdeckt, der vor 3000 Jahren vergraben wurde.

Beim Ausschachten des Baugrundes für ein neues Arbeiterwohnhaus zu Messingwerk, am Nordufer des Finowkanals, ist man nämlich ungefähr einen Meter tief im Kiesboden auf ein Tongefäß gestoßen. Beim Abheben des Tondeckels zeigte das Gefäß sich dicht gefüllt mit einer Menge herrlicher Goldgegenstände aus der Bronzezeit, deren Hauptstücke acht halbkugelige Schalen waren. In diesen lagen Spiralen und Ringe, ein schwerer Goldbarren u. a. mehr. Das Gesamtgewicht des Goldschatzes beträgt mehr als 2,5 Kilogramm, und der reine Goldwert wird auf etwa 9000 Mark geschätzt. Das Metall ist ungewöhnlich rein; es enthält etwa 99 Prozent Gold.

Mehrere ähnliche Goldschalen aus derselben hochinteressanten Kulturperiode sind im germanischen Gebiet gefunden worden. Aus den Gegenden Deutschlands, die damals von Germanen bewohnt waren, kennt man einige solche Goldgefäße, und die in den südskandinavischen Ländern seßhaften Germanen, die Vorfahren der Dänen und der Schweden, haben ganz ähnliche Goldschalen gehabt.

Diese Schalen sind nicht als Trinkgefäße zu betrachten. Sie haben offenbar einem religiösen Zwecke gedient.

Schon der Fund von Lavindsgaard auf Fünen — elf Goldschalen, die in einer großen, kostbaren, aus Italien importierten Bronzevase lagen — spricht hierfür. Jede Schale ist mit einem hochgeschwungenen, dicken, bronzenen, mit Golddraht umwickelten Henkel versehen in Gestalt eines stilisierten Pferdekopfes mit langem Hals. Es sind folglich eine Art Schöpfkellen gewesen.

Andre Verhältnisse bestätigen, daß wir es mit Opferschalen zu tun haben.

Im Jahre 1859 fand man eine Goldschale der jetzt besprochenen Form (ohne Henkel) beim Graben auf dem Berge „Smörkullen“ unweit der Stadt

Digitized by Google

Falkenberg in der schwedischen Provinz Halland. Das Gefäß lag einen halben Fuß unter der Erdoberfläche an einem großen Stein.

Der Name Smörkullen ist sehr bezeichnend. „Smör" bedeutet bekanntlich Butter, und die Butter hat im alten nordischen Sonnenkult eine Rolle gespielt. „Smörkullen" ist jedoch eher als „Smörjkullen" aufzufassen, das heißt als eine Anhöhe, wo man gesalbt, einem Gotte geopfert hat. „Smörja" ist nämlich salben. In Schweden kennt man mehrere Anhöhen, die „Smörkullen" heißen. Die meisten dieser Orte — oder vielmehr sämtliche — lassen sich als heidnische Kultstätten nachweisen. Auf solchen Höhen sind oft Spuren von Opferfeuern gefunden worden, die aus der heidnischen Zeit stammen. Auf dem Smörkullen bei Falkenberg werden heute noch Osterfeuer abgebrannt.

Besonders wichtig in dieser Beziehung ist der Fund von Boeslunde auf Seeland. Dort sind sechs Goldgefäße dicht unter der Erdoberfläche am Rande eines natürlichen, aber künstlich umgeformten Hügels, des Borgbjerg, ausgepflügt worden. Noch vor hundert Jahren hatte der Borgbjerg die Gestalt einer abgestumpften Pyramide mit drei Terrassen. Auf der stumpfen Spitze befand sich eine quadratische Fläche von 53 Meter Seitenlänge, und jede der drei Terrassen hatte etwa 10 Meter Höhe und 3,50 Meter Breite. An der Spitze wurden schon im Jahre 1842 zwei Schalen ausgepflügt, am nördlichen Rande der Mittelterrasse 1874 die vier übrigen Gefäße. Auf der Spitze des Hügels stand wohl ein Altar, wo das Opferfeuer loderte, wie ein solches Feuer auf dem „Smörkullen" bei Falkenberg noch in unsrer Zeit angezündet wird.

Am Fuße des Borgbjerg steht jetzt eine Kirche, was für die vorliegende Frage sehr wichtig ist. Viele Kirchen im skandinavischen Norden wie in andern Ländern liegen nämlich eben dort, wo in der heidnischen Zeit ein Opferplatz sich befand. Und viele schwedischen Kirchen haben die alten Namen beibehalten: Torslunda, Torsvi, Odenslunda, Odensvi, Frölunda, Frövi usw. Diese Namen erzählen uns noch ein Jahrtausend nach den Missionsfahrten eines Ansgars, daß den Göttern Tor, Oden und Frö dort einmal geopfert worden ist.

Die bei Eberswalde gefundenen Goldschalen sind, wie die andern jetzt besprochenen, germanische Arbeiten. Sie zeigen, welche geschmackvolle, in technischer Beziehung hervorragende Arbeiten die germanischen Goldschmiede mehr als 1000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung verfertigen konnten.

Daß die Goldschalen wirklich hier im germanischen Norden gearbeitet sind, wird dadurch bewiesen, daß *solche* Goldgefäße im nordischen Gebiet zahlreich sind, in andern Ländern aber nur ganz ausnahmsweise vorkommen.

Der hohe Standpunkt des damaligen germanischen Kunstgewerbes wird auch durch zahlreiche andre Arbeiten bewiesen. Diese hohe technische Kultur der Germanen ist offenbar eine Folge des regen, obwohl nur mittelbaren Verkehrs, in welchem die Germanen durch den Bernsteinhandel mit den Völkern der Mittelmeerländer standen. Ohne die hohe Begabung der Germanen könnte jedoch der Verkehr eine solche Kultur nicht hervorgebracht haben.

Digitized by Google

Die Schalen sind von Germanen verfertigt. Das Gold ist aber wenigstens größtenteils importiert, teils aus dem Süden, d. h. aus Mitteleuropa, teils aus dem Westen. In Mitteleuropa war besonders Siebenbürgen und in Westeuropa Irland goldreich. Und wir können direkt nachweisen, daß Gold aus beiden dieser Gegenden nach dem germanischen Norden während der Bronzezeit importiert wurde.

Dieser Import war schon in der älteren Bronzezeit, Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, bedeutend, und der Goldreichtum war in mehreren europäischen Ländern während der Bronzezeit erstaunlich. In Siebenbürgen hatte man damals *massive* Aexte aus Gold, und eine massive Goldaxt ist in Deutschland nicht weit von Merseburg ausgegraben worden. In Irland hat man kolossal viel Gold aus der Bronzezeit gefunden. In Frankreich ebenso: einmal entdeckte man dort im Departement Côtes-du-Nord *zwölf* Goldringe, deren Gesamtgewicht mehr als 8 Kilogramm betrug! Das griechische Gebiet war ebenfalls sehr goldreich. In Troja (Hissarlik) fand Schliemann einen großen Goldschatz, und Homer spricht vom „goldreichen Mykenä". Die weltberühmten, aus der Bronzezeit — der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends — stammenden, in den mykenischen Gräbern von Schliemann gefundenen Goldschätze beweisen, wie wohlbegründet dieser Ausdruck des alten Dichters war.

Atmosphärische Gefahren für die Luftfahrt

Von

Prof. Dr. R. *Süring* (Potsdam)

Als die Luftfahrt in Deutschland vor rund zwanzig Jahren den ersten erfolgreichen Anlauf zu ihrem jetzigen Aufschwung nahm, wurden die ihr drohenden atmosphärischen Gefahren verhältnismäßig gering geachtet, trotzdem Meteorologen die Führung in dieser Bewegung übernommen hatten. Man pflegte manchmal kurz zu sagen: das Gewitter ist die einzige ernstliche Gefahr für den Luftschiffer. Diese Auffassung rechtfertigte sich dadurch, daß einerseits wegen der Neuheit der ganzen Methode mit größerer Vorsicht als später gefahren wurde, daß ferner durchschnittlich größere Ballone, welche damals bei stärkerem Wind überhaupt nicht zu füllen waren, benutzt wurden und daß schließlich nur Kugelballone[1]) in Frage kamen. Mit der Entwicklung der Motorluftschiffe und der Flugzeuge hat sich diese Auffassung vollständig geändert. In der gegen-

[1]) Hinsichtlich der heute gebräuchlichen Terminologie sei daran erinnert, daß jeder, der praktisch Aeronautik treibt, als Luftfahrer bezeichnet wird. Den Leiter der Fahrt nennt man, je nachdem es sich um den nicht lenkbaren „Kugelballon" (kurz Ballon), um das mit Gas gefüllte, durch Motor angetriebene „Luftschiff" oder um das lenkbare, nicht durch Gas gehobene „Flugzeug" handelt, Ballon-, Luftschiff- oder Flugzeugführer.

Digitized by Google

wärtigen Epoche ist die Witterung ein stark beachteter Faktor in der Luftfahrt geworden, leider ist mit diesem Interesse die unangenehme Nebenerscheinung verknüpft, daß ein nicht sofort aufgeklärter Unfall mit Vorliebe auf die Witterung als „höhere Gewalt" geschoben wird.

Zurzeit ist die Sachlage etwa folgende:

Es ist Tatsache, daß Witterungseinflüsse einen beträchtlichen Prozentsatz der unheimlich großen Zahl von Unglücksfällen verschulden; man hat aber nicht gesäumt, daraus die Lehre zu ziehen, daß die Verhältnisse schleunigst geklärt werden müssen, und daß außerdem ein Luftfahrerwarnungsdienst nötig ist. Da man nach beiden Richtungen eifrig und mit Erfolg gearbeitet hat, so darf man hoffen, daß die Zahl der Unfälle bald relativ stark zurückgehen wird. Allerdings ist dabei noch eins zu beachten. Die atmosphärischen Gefahren wachsen rapide, sobald das Fahrzeug nicht mehr seine normale Leistungsfähigkeit hat; wenn es z. B. überlastet ist, einen Motordefekt hat oder dgl., dann ist es meist ein willenloser Spielball der Winde, und man kann einen etwaigen Unfall nicht ohne weiteres der Witterung zuschreiben. Viel Unglück entsteht heutzutage noch dadurch, daß der Führer aus Mangel an Erfahrung oder Umsicht sein Fahrzeug zu stark beansprucht und so dem Wetter nicht genügend widerstehen kann.

Was der Luftfahrer vom Wetter zu fürchten hat, sind außer dem Wind im wesentlichen nur Gewitter und Nebel. Der Wind an sich ist natürlich des Luftfahrers Freund und Bundesgenosse. Für den in Fahrt befindlichen Kugelballon ist auch der stärkste Wind völlig ungefährlich. Geschwindigkeiten von 250 Kilometer in der Stunde (70 mps.), wie wir sie auf der Erde höchstens in Tornadoes und tropischen Wirbelstürmen erleben, hat das Ballonmaterial in der Höhe ohne jeden Schaden ausgehalten, da es ja widerstandslos mitgerissen wird, während dem Flugzeug schon bei der halben Windstärke eine unzulässige Beanspruchung seiner Flügel zugemutet wird.

Sobald der Wind böig wird, steigert sich die Gefahr bedeutend, am meisten beim Aufstieg und bei der Landung. Man glaubte eine Zeitlang, daß der Kugelballon sich durch das Ziehen der Reißleine, welche das Gas in wenigen Minuten ausströmen läßt, genügend schützen könne, und daß man deshalb bei jedem Winde fahren könne. Diese Kühnheit rächte sich bald, und seitdem ein typisches Aprilwetter 1909 zwei Ballone vernichtete und drei Menschenopfer forderte, ist man wieder vorsichtiger geworden, so vorsichtig sogar, daß der Ballonsport einen Rückschlag erlitten hat, von dem er sich bis heute noch nicht erholt hat.

Die große Gefahr, welche Motorluftschiffen bei der Landung durch Wind droht, ist allbekannt und unbestritten; sie hat zu der Forderung nach brauchbaren Luftschiffhäfen geführt, die in Analogie mit den Seehäfen durchaus berechtigt ist. Ein Luftschiff von mehr als 6000 Kubikmeter Inhalt — die Zeppelinschiffe haben jetzt rund 20000 Kubikmeter — wird sich nur unter günstigen Witterungsverhältnissen ohne Halle längere Zeit verankern dürfen. Ob ein

Digitized by Google

größeres Luftschiff in freier Fahrt sturmsicher ist, ist fraglich; in gebirgiger Gegend schwerlich, wie eine Schilderung von Hackstetter über eine Parsevalfahrt in der Schweiz zeigt.[1]) „Bei der Fahrt um den Rigi gerieten wir mit dem Luftschiff in den plötzlich auftretenden Föhn bei Brunnen, der zuerst das Schiff sowohl von der Seite wie von unten annahm, 350 Meter aus seiner Höhenlage emporriß und in das offene Tal bei Schwyz warf. Als wir dann hinter dem Rigi vorbeifuhren, wurde das Schiff von den sonnenbestrahlten Hängen des Roßberges unaufhaltsam in den Schattenkegel des Rigi gezogen, in dreifacher Wirbelbewegung um seine Achse gedreht, von 650 Meter über dem Seespiegel auf 150 Meter herabgedrückt und ebenso auf 670 Meter in gleicher Wirbelbewegung hochgehoben. In 700 Meter über See herrschte wieder absolut ruhiges Wetter." Aus meteorologischen Gründen ist anzunehmen, daß sich solche Fallwinde nicht auf Gebirgsgegenden beschränken, sondern sich auch auf dem Flachlande und über dem Meere in den Grenzgebieten hohen und niedern Luftdruckes ausbilden. Die Todesfahrt des Marineluftschiffs L 1 bei Helgoland im September 1913 fällt in eine solche Wetterlage.

Während wir über diese „innere Struktur" des Windes bis vor kurzem noch wenig wußten, hat uns das Flugzeug jetzt eine Menge wichtiger Aufklärungen gebracht, und es ist ein großes Verdienst der unter dem Protektorat des Prinzen Heinrich von Preußen stehenden wissenschaftlichen Gesellschaft für Flugtechnik, die Erfahrungen der Flieger gesammelt und diskutiert zu haben. Hiernach hat man zu unterscheiden zwischen Vertikalbewegungen infolge von Temperaturunterschieden am Boden und der Uebereinanderlagerung verschieden gerichteter und bewegter Luftmassen, die wie auf der See bei großen Dichtigkeitsunterschieden zu Wellen und Wirbel führt. Die Luftunruhe zu den wärmsten Tagesstunden und das Abflauen des Windes gegen Abend bei schönem Wetter sind ja allbekannt; durch die Flieger haben wir aber erst erfahren, wie stark die dadurch hervorgerufenen Windböen sind und bis zu welcher Höhe sie hinaufreichen. Während man früher 50 bis 100 Meter als obere Grenze annahm, weiß man jetzt, daß Böen infolge von Bodenerwärmung oder Geländeverschiedenheiten bis zu 1000 Meter, vielleicht sogar bis 2000 Meter bemerkbar sind. Oberingenieur Hirth, einer unsrer erfahrensten Flieger, erwähnt als Beispiel für die Wirkung aufströmender warmer und feuchter Luft den Waldkomplex in der Nähe des Wannsees bei Berlin. „Selbst bei verschiedenster Windrichtung, immer ungefähr an derselben Stelle, die dem Mittelpunkt des Waldes entsprach, nur von dem herrschenden Winde mitgenommen, konnte ich jedesmal auf eine Böe rechnen, die eigentümlicherweise in einer Höhe von 800 Meter stärker wirkte als in der Höhe von 400 Meter. In dieser Höhe hatte ich den Eindruck, als ob der Kamin (aufsteigender feuchter, also leichterer Luft) erst in der Bildung begriffen sei."

---

[1]) Dieses und die folgenden Zitate sind dem ersten Bande des Jahrbuches der wissenschaftlichen Gesellschaft für Flugtechnik entnommen.

Digitized by Google

In solchen Fallböen kann das Flugzeug eine Beschleunigung erlangen, die stärker ist als sie der Schwerkraftsbeschleunigung entspricht, so daß dem Flieger direkt der Sitz unter dem Körper entzogen wird; ein zweifellos höchst unbehagliches Gefühl, das es begreiflich erscheinen läßt, wenn der Führer sein ruhiges Blut verliert und überhastete Gegenmaßregeln trifft. Man pflegt eine solche Böe ein „Luftloch" zu nennen. Auch hierfür eine Schilderung, und zwar von Oberleutnant Mackenthun über einen Flug im Wesertal. „Nach erneutem Start bei mäßigem Seitenwind wurde mein Apparat aus 50 Meter Höhe mit einem Ruck bis auf 10 Meter heruntergerissen, und zwar so plötzlich, daß mein Begleiter und ich etwas aus dem Sitz gehoben wurden, weil sich unsre nicht festgeschnallten Körper der Abwärtsbewegung nicht schnell genug anschlossen. Das Flugzeug blieb merkwürdigerweise in sich vollständig im Gleichgewicht, fing sich kurz vor dem Boden wieder auf und flog horizontal weiter. Diese Vertikalströmung stand in ursächlichem Zusammenhang mit der Bodenbedeckung. Wir waren einen Wiesenstreifen entlang geflogen und passierten gerade einen über Wind liegenden hohen Waldrand."

Luftlöcher entstehen auch ohne örtliche Verschiedenheiten beim Passieren von Gebieten mit plötzlichen Aenderungen von Windrichtung und Geschwindigkeit. Da die Tragfähigkeit eines Flugzeugs von der relativen Geschwindigkeit gegen die umgebende Luft abhängt, so kann es bei plötzlichem Windwechsel vorkommen, daß der Apparat sich für kurze Zeit langsamer bewegt als der Wind, also seine Trag- und Steuerkraft verliert und wie in ein Loch abwärts sinkt. Besonders bedenklich ist es, wenn diese Unstetigkeitsgebiete so klein sind, daß nur die eine Hälfte des Flugzeugs getroffen wird; es gerät dann in starke Schwankungen und kann, wie in einer zu kurz genommenen Kurve, seitlich „abrutschen" und kippen. Da auch die zur Ausbildung dieser zweiten Art von Luftlöchern notwendigen Schichten an vorwiegend ruhige Luft gebunden ist, so kommt man zu dem paradox klingenden Ergebnis: für den Flieger ist der Wind bei sogenanntem schönen Wetter gefährlicher als bei schlechtem.

Für den Flieger kommen die in Begleitung von Wolken auftretenden Windstöße weniger in Betracht, da er ohnehin Wolken möglichst vermeidet wegen ihrer Luftunruhe, besonders an den Wolkenrändern. Flugzeuge und Luftschiffe machen dann, wenn irgend möglich, einen Umweg. In verstärktem Maße gilt dies natürlich, wenn der Himmel gewitterdrohend aussieht; alle Motorluftfahrzeuge haben daher einen direkten Blitzschlag wenig zu fürchten, so lange sie in der Luft sind und aufmerksam gelenkt werden. Freiballone sollten prinzipiell bei dem Herannahen von Gewittern landen und nicht etwa versuchen, durch Ballastwerfen nach oben auszuweichen. Leider wird im Vertrauen auf die prozentuell geringe Blitzschlaghäufigkeit noch vielfach ein unberechtigter Wagemut gezeigt und nicht bedacht, daß schon die Nähe stark elektrischer Wolken bedenklich ist, weil durch Influenz die Metallteile des Fahrzeugs geladen werden. Bilden sich dabei elektrische Spannungsunterschiede, so können beim Ausgleich Funken entstehen, die zu Entzündungen und Explosionen führen.

Digitized by Google

Im Freiballon hat man wiederholt solche Funkenbildungen beobachtet, und es fehlt daher nicht an Vorschlägen dafür, in welcher Weise man Funken vermeiden kann. Die überwiegende Meinung — es herrscht hier allerdings noch keine Einmütigkeit der Anschauung — geht dahin, Ballonhülle und alle Verbindungsteile elektrisch gut leitend zu machen. Am meisten Schwierigkeit bietet hierbei der Ballonstoff, da er schon durch seine isolierende Gummischicht dazu disponiert ist, innen und außen verschiedene Ladungen anzunehmen. Vergrößert sich die äußere Ladung durch starke Sonnenstrahlung, Ausströmen von Gas aus Ventil oder Motor, so bilden sich elektrische Spannungen von gefährlicher Größe. Die Gummieinlage der Hülle ist zur Erzielung von Gasdichtigkeit notwendig; es scheint aber neuerdings gelungen zu sein, die gummierten Stoffe so zu imprägnieren, daß sie nicht mehr isolieren, sondern quer durch den Stoff elektrisch leitend sind. Es ist das ein bedeutender Fortschritt, da dann auch bei ausgedehnten Metallverbindungen, wie z. B. bei den Z-Schiffen, ein elektrisch homogenes Feld zu erzielen ist.

Die elektrischen Spannungsunterschiede werden auf freier Fahrt weit weniger gefürchtet, als bei der Landung, da durch Schleifen des Stoffes auf der Erde, Oeffnen der Reißbahn, Ausströmen von Gas usw. mannigfache Gelegenheit zur Entwicklung von Reibungselektrizität gegeben ist. Demnach sind Freiballone hierdurch am meisten gefährdet, und durchschnittlich geht auch jährlich ein Ballon auf diese Weise verloren. Die Zerstörung des Z-Schiffes bei Echterdingen beruht wahrscheinlich auf ähnlicher Ursache.

Es bleibt noch übrig, die Schwierigkeiten zu nennen, welche dem Luftfahrer durch Nebel erwachsen. Auch hier handelt es sich vorwiegend um Landungsgefahren. Am günstigsten ist der Führer eines Ballons gestellt, da er unbedenklich dicht über dem Boden fahren und sich durch Erkundigung orientieren kann. Tut er das freilich nicht früh genug und gerät er in die westrussischen Sümpfe oder gar auf das Meer, so ist seine Lage schlimm genug. Welch unerfreuliche Folgen der Nebel für ein Motorluftschiff haben kann, hat die Fahrt des Militärluftschiffs nach Lunéville gezeigt. Am schlimmsten ist jedoch ein Flieger dran, da er bei seiner notgedrungen raschen Fahrt etwaige Landungsschwierigkeiten bei Nebel zu spät erkennt, um sie überfliegen zu können. Magnetische oder astronomische Ortsbestimmungen kommen, abgesehen von der Schwierigkeit ihrer Durchführung nur für eine allgemeine Orientierung in Frage. Das Gefühl der Unsicherheit im Nebel erhöht die nervöse Unruhe des Fliegers derart, daß viele den Nebel für die unangenehmste atmosphärische Gefahr erklären. Die böige Luftbewegung im Nebel und Belastung des Fahrzeugs durch Regen oder Schnee bilden weitere Hindernisse einer glatten Fahrt.

Trotzdem also die atmosphärischen Gefahren insgesamt nicht so erheblich sind, wie man im allgemeinen denkt, ist man doch eifrig und erfolgreich bestrebt, sie durch einen meteorologischen Beobachtungs- und Warnungsdienst noch weiter zu verringern. Deutschland ist hierin bahnbrechend vorangegangen und hat auch jetzt noch — ein Werk des Direktors des preußischen Aeronautischen Obser-

Digitized by Google

vatoriums in Lindenberg, Geheimrat Aßmann — die bei weitem vollkommenste Organisation.

Der Luftfahrerwetterdienst mit Zentralen in Lindenberg und Frankfurt a. M. leistet dreierlei. Durch möglichst tägliche Aufstiege von kleinen Pilotballonen an sechzehn deutschen Orten werden morgens Richtung und Geschwindigkeit des Windes bis zu etwa 3000 Meter Höhe bestimmt und deren Ergebnisse sofort an die Zentralen telegraphiert, so daß diese schon um 10 Uhr eine Sammeldepesche über den Luftzustand in der Höhe abgeben können. Dieses täglich vorliegende Tatsachenmaterial ist von der allergrößten Bedeutung für die praktische Luftfahrt. Außerdem werden auf Grund der meteorologischen Daten aus ganz Europa und der Daten aus den oberen Luftschichten Witterungsprognosen aufgestellt, die entweder vom Aeronautischen Observatorium Lindenberg (dauernde Dienstbereitschaft auch nachts und an Festtagen) oder von den amtlichen Wetterdienststellen zu erfragen sind. Schließlich ist noch in Lindenberg, Frankfurt und Aachen ein besonderer Gewitter- und Böenwarnungsdienst eingerichtet, der darauf beruht, daß sich weit entfernte Gewitter an den Morseapparaten der Telegraphenstationen durch ein Anziehen der Anker der Elektromagnete bemerkbar machen. Von etwa 600 über das Reich verteilten Postämtern werden solche Störungen sofort telegraphisch an die Zentralen gemeldet und dort nach Zeit und Ort in eine Landkarte eingetragen. In vielen Fällen kann man aus solcher Karte Weg- und Geschwindigkeit der Böen und Gewitter ableiten und kann vor dem Heranziehen warnen.

Zieht man das Schlußergebnis aus der vorhergehenden Uebersicht, so besagt es, daß der erfahrene und umsichtige Luftfahrer mit seltenen Ausnahmen die atmosphärischen Gefahren erkennen und vermeiden kann. Bedingung ist nur, daß sein Fahrzeug lufttüchtig im Sinne der heutigen Anforderungen ist, daß er einige meteorologische Kenntnisse besitzt und daß er sich aller zur Verfügung stehenden Witterungsnachrichten aus der Höhe bedient. Nur durch verständnisvolles Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Praxis ist es möglich geworden, eine so sichere meteorologische Grundlage für die Luftfahrt zu legen. Es ist ruhige deutsche Arbeit, die hier geleistet ist; und da wir in ähnlich systematischer Art auch auf andern Gebieten, z. B. im Motorenbau, tätig sind, so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß Deutschland auf dem richtigen Wege zur Beherrschung der Luft ist.

Digitized by Google

Die Legende der Martha Boretzky

Von

Fürstin Schahovskoy-Strechneff

(Schluß)

Im folgenden Frühjahr schickte Nowgorod eine Gesandtschaft, an deren Spitze abermals der Erzbischof stand, nach Moskau, um von Iwan die Begnadigung der Gefangenen zu erflehen. Dieser empfing sie mit gewohnter Liebenswürdigkeit. Die Freiheit schenkte er aber niemand, sondern fuhr fort, seine Eroberung noch fester an sich zu ketten. Dies trat insbesondere bei Gericht zutage, wo dem Recht nur noch stattgegeben wurde, wenn dem moskowitischen Herrscher der Untertaneneid geleistet worden war. Das war für die so lange unabhängige Stadt zuviel. Hauptsächlich die Fassung des von Moskau geforderten Eides, der in den demütigendsten Ausdrücken abgefaßt war, erbitterte das Volk.

Martha verließ ihren Zufluchtsort. Sie betrat den Großen Platz und machte den gefährlichen Versuch, einen Aufruhr zu erregen. Sie verkörperte das traurige, bemitleidenswerte und untergehende Vaterland, das auch die wilden, enthusiastischen Rufe des Volkes nicht neu beleben konnten. Es wurde vorgeschlagen, die dem Großfürsten ergebenen Bojaren zu töten. Mehrere der Verdächtigen flohen nach Moskau, als sie die drohende Gefahr sahen, und verbreiteten dort, Nowgorod hätte sich erhoben und wende sich von neuem an den König Kasimir. Auf ihren Bericht hin ließ Iwan unverzüglich einen Angriff vorbereiten, der der Republik ein Ende machen sollte. Rasch rückte er an der Spitze seiner Truppen ins Feld und hielt an den Ufern des Ilmensees, wo sich im Sommer des Jahres 1471 die erste Unterwerfung der schuldigen Stadt vollzogen hatte. Hier wiederholt sich die Chronik[1]) wie der Refrain eines Trauerliedes. Der Erzbischof und seine Begleiter machten sich auf den nur zu gut bekannten Weg, und furchterfüllt erschienen sie wieder vor dem Zelt des moskowitischen Herrschers. „Großmächtiger Großfürst aller Reußen," rief der Kirchenfürst, „wir werfen uns zu deinen Füßen. Stecke dein Schwert in die Scheide, gib den Bojaren, die du mit dir nahmst, die Freiheit wieder und gewähre uns Erbarmen." Als einzige Antwort erhielten sie die rätselhaften Worte: „Nowgorod weiß, was es mir schuldig ist." Die Gesandten kehrten bestürzt zurück. Lange Tage und Wochen voll Angst folgten auf den nutzlosen Schritt. In der belagerten Stadt griffen Unordnung und Schrecken Platz, und der ruchlose Bürgerkrieg ging weiter, trotzdem der Feind vor den Toren lag. Die einen wollten sich Iwan III. übergeben, die andern, von den Ermahnungen angespornt und durch ihre übermenschliche Bemühung fortgerissen, sich bis aufs Blut verteidigen. Eine Hungersnot trieb die Schwierigkeiten, welche den Verlust der Stadt herbeiführten, auf die Spitze. Die Ver-

[1]) Zweite nowgorodische Chronik. S. 911 bis 1572.

Digitized by Google

bindung nach außen schnitt das belagernde Heer ab. In den armen Vierteln starben die Leute Hungers, die Reichen hatten noch etwas Vorrat. Von zahlreichen Dienern gefolgt, eilte die Bürgermeisterin durch die Straßen und verteilte aus ihren dürftigen Vorräten Brot unter die Hungernden. Die Parteikämpfe währten Tag und Nacht und wuchsen immer mehr an. Auch hier war sie unaufhörlich tätig und bemühte sich, den brudermörderischen Kampf zu unterdrücken. Man sah sie, den feindlichen Kugeln ausgesetzt, auf den Wällen die Verteidigung anspornen und den überall sinkenden Mut heben.

Währenddessen erwartete Iwan III., ohne einen Sturmangriff zu versuchen, die Nachricht von der Vernichtung des „Wetsch" und der Auslieferung der Glocke, des nationalen „Palladiums".

Sechs volle Tage konnte sich die im Todeskampf liegende Stadt nicht zur Uebergabe entschließen. In der letzten Versammlung der Republik wurde ihr Schicksal entschieden. Im Verlauf der hitzigen Kämpfe „schluchzten und taumelten die Männer wie betrunken", schreibt ein Chronist.

Bürgermeister und Bojaren öffneten, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, dem Herrscher von Moskau die Tore der Stadt. Das war aber nicht mehr das große Nowgorod, das ihn in seinen Mauern empfing. Die abgemagerten, verhärmten Nowgoroder leisteten der Reihe nach den Eid und kehrten dann in ihre zerstörten Wohnungen zurück. Die moskowitischen Truppen verwüsteten die umliegende Gegend, töteten die Bewohner und verbrannten die Häuser. Große Kälte verhinderte die Zuflucht in die Wälder, und die Leute starben haufenweise durch Kälte und Hunger. Iwan hatte weder mit Frauen noch mit Kindern im zartesten Alter Mitleid. Er verfuhr nach seinem vorgefaßten Plan, ein unabhängiges Volk zu vernichten und Rußland unter seinem Zepter zu einem einzigen geschlossenen und mächtigen Ganzen zu einen. Die Natur kam ihm zu Hilfe. In der eroberten Stadt brach eine verheerende Seuche aus, die unter dem Rest der Bevölkerung aufräumte. Nach Aufopferung ihrer Unabhängigkeit hofften die Nowgoroder Bojaren wenigstens ihren Privatbesitz erhalten zu können. Sie vertrauten auf das feierliche Versprechen Iwans, das aber nicht gehalten wurde. Am 1. Februar versetzte er den „Staroften" (den Vorsteher der Kaufleute) und die Bürgermeisterin Martha in Anklagezustand. Der Autokrat hatte die unglückliche Frau, deren zweiter und letzter Sohn bereits unter Foltern gestorben waren, während der Selbständigkeit Nowgorods in Ruhe gelassen. Im geheimen hegte er jedoch einen wilden Haß gegen sie. In den auf die Festnahme Marthas folgenden Tagen wurden noch mehrere Nowgoroder, die zur patriotischen Partei gehörten, ergriffen, in Ketten geworfen und nach Moskau geschickt. Ihr Grundbesitz wurde zugunsten des moskowitischen Staates beschlagnahmt. Die fünfzig Ueberlebenden der 700 Deutschen, die während der Belagerung mitgekämpft hatten, reisten eiligst in ihre Heimat.

Wenn man dem Chronisten Dlugosz[1]) glauben darf, belief sich die Brand-

[1]) Johannes Longinus Dlugosz, ein berühmter polnischer Geschichtsschreiber am

Digitized by Google

schatzung der Besiegten auf 14 Millionen Gulden, die im wesentlichen vom Erzbischof oder vielmehr von den Kirchengütern aufgebracht wurden.

Der Großfürst verließ Nowgorod, das er vieren seiner Offizieren anvertraute, am 17. Februar, und am 15. März kehrte er unter dem frenetischen Jubel seines Volkes nach Moskau zurück.

*

Martha wurde in ihrem eignen Hause gefangen gehalten. Völlige Stille umgab ihre Wohnung, deren große Gärten im Sommer der rasche Fluß bespülte, dessen Rauschen der Winter aber ein Ende gesetzt hatte. Weder die Liebesbeweise des ihr treu gebliebenen Volkes, noch die feindseligen Kundgebungen der Bojaren, die sie ihrem Schicksal überließen, drangen zu ihr.

*

Weiße schlaflose Nächte, graue Tage, in denen die Winterstürme den Schnee an die Fenster ihres Frauengemaches trieben, gingen langsam und einförmig vorüber. Eines Morgens unterbrach eine ungewohnte Bewegung der Wachen vor der Türe ihr gewohntes, trauriges Träumen. Ein bestürzter Diener meldete den Besuch des Fürsten Daniel Holmsky, des Chefs der moskowitischen Armee. In diesem entscheidenden Augenblick kehrte ihre ganze Selbstbeherrschung wieder, und die reinen Züge ihres Gesichts drückten nur ruhiges Wohlwollen aus, als sie, an einer Stickerei sitzend, den Krieger empfing. Sie ergriff seine Hand und sagte lächelnd: „Der Fürst von Moskau ehrt Martha Boretzky unendlich, er sieht sie als gefährlichen Gegner an. Ich werde wie ein großer Herr am Vorabend der Hinrichtung gehütet und überwacht," fügte sie nicht ohne Ironie hinzu.

„Verzeihung, ihr könntet noch länger leben..." antwortete der Fürst Holmsky. Und er begann eine heftige Anklagerede, in der er abwechselnd fragte und drohte. Er warf ihr die engen Beziehungen zu Litauen vor, und nur das Erbarmen des Großfürsten könnte sie dem Tod entziehen, den sie mit ihrer Verräterei verdient habe.

Die Bürgermeisterin hörte ihm ruhig zu, das schelmische Lächeln auf den Lippen bewahrend.[1]) Ihre Festigkeit machte Eindruck. Der rauhe Befehlshaber wurde bewegt und sanfter begann er von neuem:

„Martha! Mein Herrscher wird deinem Wort glauben, rechtfertige dich und bitte um Gnade."

Die mutige Frau erhob sich und antwortete stolz:

„Das ist mein letztes Wort! Iwan soll mich töten lassen und er wird weder Litauen, noch den König Kasimir, noch Nowgorod selbst zu fürchten haben."

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wurde 1415 in Brzenitza, im Gebiet von Petrokoff, geboren und starb 1489. Er war Erzieher der Kinder des Jagellonen Kasimir.

[1]) Der moskowitische Geschichtsschreiber tadelt in heftigen Ausdrücken die Kühnheit dieser Stellung.

Digitized by Google

Die einst so geliebte und umschmeichelte Martha hatte niemand Nahestehenden und keinen Freund um sich, der ihr vor der Hinrichtung zur Seite stand.

Von ferne drang Glockengeläute und das anhaltende Jubelgeschrei des Volkes zu ihr, das die Freude über den Einzug des Fürsten Holmsky verkündigte.

*

Nach und nach verstummte der Lärm. Die Stille der Nacht legte sich über Nowgorod. Ein ungewöhnliches Geräusch weckte aber nach Mitternacht die schlafende Stadt aus der nächtlichen Ruhe. Auf dem Großen Platze wurden Feuer angezündet. Die herbeieilenden Bewohner sahen ein Schafott vor sich erheben, das von eiligen Händen in großer Höhe errichtet wurde. Die Sonne erhob sich bereits, als die vor dem Jaroslawpalast versammelte Menge endlich erfuhr, daß diese Vorbereitungen für die Bürgermeisterin Martha getroffen worden waren. Bei den ersten Strahlen des Morgenrots ertönte der Ruf der Hörner, die Trommler schlugen den Marsch, und die moskowitischen Truppen sprengten durch die Straßen und umgaben das Schafott.

Gleichzeitig wurde es im Hause der Boretzky, das so viele Tage stumm und geschlossen dagelegen war, lebendig. Endlich öffneten sich die eisernen Riegel, und die Verurteilte tritt, mehr getragen als geführt, auf die Straße heraus zu dem bereitstehenden Wagen. Dicht umschlossen, wurde sie ungesehen zum Ziel geführt. Dort zieht sich die Begleitung zurück, und Martha wird für das Volk sichtbar. Totenstille herrscht, während sie sich dem Schafott nähert und ohne Zittern die zahlreichen Stufen hinaufsteigt. Furcht hat sie nie gekannt, und auch in diesem schrecklichen Augenblick gewinnt sie keine Gewalt über sie. Ihre Augen schweifen über den Großen Platz und betrachten dann den düsteren Himmel, an dem dichte Wolken jagen. Keine Sonne leuchtet über Marthas schneebedeckter Vaterstadt, und die zahlreichen goldenen Kuppeln ihrer Kirchen sind trübe. Weiter weg dehnt sich der eisbedeckte Wolchow wie ein unbeweglicher, bleifarbener Teppich. „Die ganze Natur schien um die Bürgermeisterin zu weinen," schreibt ein Chronist.

Sie nähert sich dem Rande des Schafotts, verneigt sich vor den Anwesenden, erhebt die Hand und spricht mit starker, ungebrochener Stimme:

„Lebt wohl, Untertanen Iwans! Ich sterbe als freie Bürgerin Nowgorods!" [1])

Das Beil fällt ... Unfreiwillige Ausrufe entfahren der Menge. Die Zimbeln werden geschlagen, und Fürst Holmsky nimmt, einen Erlaß schwingend, auf der Tribüne des beseitigten Wetsch Platz, und entblößten Hauptes verkündigt er:

„Ehre der fürstlichen Gerechtigkeit!

„Volk, Bojaren! Habt keine Furcht, Iwan wird Wort halten. Ihr seid seiner Gnade sicher, und das Blut der Schuldigen soll die beiden Länder ver-

[1]) Karamsin, Marfa Posfadnitzka. Solowiew (Geschichte Rußlands, Bd. V, S. 39) erwähnt Martha, als sei sie als Gefangene nach Moskau geführt worden.

Digitized by Google

söhnen, die dazu berufen sind, unter seinem Zepter groß zu werden. Dieses Opfer ist ein Band für ihre Vereinigung. Möge Iwan lange zum Glück seiner Untertanen herrschen!"

*

Die sterblichen Reste Martha Boretzkys ruhen nach Ansicht des Volkes an den Ufern des Ilmensees. Der Ort ihrer Bestattung ist unbekannt. Die zeitgenössischen Geschichtschreiber ihres Volkes sprechen wenig von der letzten Bürgermeisterin. Fast immer ist es eine moskowitische Hand, die ihren Namen schreibt. Denn vielleicht war der Kummer der Besiegten zu stark, um sich in Schriften zu äußern. Dies gesteht einer der Chronisten in folgenden Worten zu: „Ich hätte viel mehr zu sagen, aber mein allzu großer Schmerz hindert mich daran."

*

Sechs Jahrhunderte sind seit der Hinrichtung Marthas verflossen. Nowgorod erstreckt sich noch immer den Ufern des Wolchow entlang, aber mit welcher Veränderung! Verkleinert und gedemütigt, wurde es allmählich zu seinem eignen Grab. „So unheilvoll wirkt auf alles der Einfluß der zügel- und grenzenlosen autokratischen Willkür." [1]) Im Mittelalter hatte sich Nowgorod in Rußland und Europa als Haupt eines mächtigen Volksstaates Geltung verschafft. In seiner Blütezeit, bevor das Volk verdorben wurde, hatte es den höchsten Grad von Wohlergehen erreicht. „Eine Republik erhält sich durch Tugend, ohne diese geht sie zugrunde," schreibt ihr Geschichtschreiber.[2]) „Nowgorodische Ehre, nowgorodischer Charakter" waren die Ausdrücke in ihren stets gehaltenen Schwüren, und berechtigter Stolz ließ seine Bürger das Wort schaffen: „Was kann Gott und dem großen Nowgorod widerstehen?" Seine Existenz war eine glänzende Aeußerung slawischen Geistes, und Iwan III., der aus Nowgorods Fehlern und Unglück Nutzen zu ziehen wußte, begnügte sich nicht, seine Freiheit zu vernichten. Planmäßig suchte er es zu entvölkern, indem er ihm alles Eigenartige nahm, die meisten Bauwerke zerstörte und die hungernden Bürger und Bauern im Elend sterben ließ. Die Bojaren erlagen ungerechten Verurteilungen oder wurden dazu gezwungen, ihre Güter gegen andre, in Moskovien gelegene umzutauschen.

Jetzt, wo die prächtige Stadt verschwunden ist, sprechen Menschen und Dinge eine andre Sprache, und die mittlere Provinzstadt, die an ihrer Stelle vegetiert, würde ohne die Spuren einer glänzenden Vergangenheit keinen Blick verdienen. Noch stehen die alte Sophienkirche und der Kreml mit seinen zinnenbekrönten Mauern ... Wenn die jährliche Frühlingsüberschwemmung weicht, werden auf dem Grunde des Wolchow die Trümmer der berühmten Großen Brücke sichtbar und erinnern an die einstige lebhafte Tätigkeit, die die Anwesenheit seiner treuen

---

[1]) Madame de Staël, Bericht über ihre Reise. (Russisches Archiv, 1912, Buch 8, S. 555.)

[2]) Kostamarow.

Digitized by Google

Verbündeten von der deutschen Hansa steigerte:[1]) Ein mit der alten Freiheit erloschenes Leben, das keinen Wunsch nach einer neuen Freiheit hinterläßt.

Aber die sagenhafte Gestalt der Bürgermeisterin Martha steht noch immer über der toten Stadt und beleuchtet sie mit einem letzten Ruhmesstrahl.

Berichte aus allen Wissenschaften

Strahlentherapie

Die therapeutischen Wirkungen der Röntgen- und Radiumstrahlen

Die Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Erkennung von Krankheiten ist zum Gemeingut der gebildeten Welt geworden. Wir alle waren Zeuge davon, wie in dem Laufe von nicht ganz zwei Dezennien seit der Entdeckung Wilhelm Conrad Röntgens in Würzburg eine neue Möglichkeit nach der andern sich eröffnete, Krankheitsherde, die sich dem untersuchenden Arzte mehr oder weniger verbargen, wahrzunehmen und häufig durch dieses rechtzeitige Erkennen das bedrohte Leben der Patienten zu retten. Für viele ist auch das Wunderbare, das dieser Entdeckung von Anfang an anhaftete, schon zum Alltäglichen geworden, und es schien vor kurzem so, als sei der Höhepunkt dieser Entwicklung bereits überschritten.

Aber das Gegenteil davon fand statt. Was einzelne weitschauende Forscher schon vor langen Jahren voraussagten, was aber von der weitaus größten Zahl der Gelehrten geleugnet wurde, ist Tatsache geworden. Die Anwendung der Röntgenstrahlen und der mit ihnen verwandten Strahlen radioaktiver Substanzen zu dem Zwecke der Heilung von Krankheiten, also in der Therapie statt in der Diagnose, beginnt so an Bedeutung zu gewinnen, daß man absehen kann, wie allmählich die Heilungsmöglichkeiten dieser neuen Methoden ihren diagnostischen Wert noch in den Schatten stellen dürften. Augenblicklich wird in allen größeren Spitälern der Welt, in allen bedeutenden Kliniken, allen Universitäten, aber auch in zahllosen physikalischen und technischen Laboratorien fieberhaft daran gearbeitet, die Heilungsmöglichkeiten durch die Strahlung zu erhöhen, ihre Grundlagen zu verbreitern und immer sicherere Methoden dafür auszuarbeiten. Es ist auch kein Wunder, daß dieses Problem wie kaum ein andres Tausende von Gehirnen arbeiten läßt, denn es handelt sich dabei um die Heilung von Krankheitsformen, die von jeher das menschliche Leben am schrecklichsten bedrohten, um Krebs und andre Geschwülste und um den alten Menschenfeind, die Tuberkulose.

Wenn auch im Beginne das Ausland, speziell bei der Benutzung der radioaktiven Substanzen Frankreich, den deutschen Forschern den Rang ablief, und die Anfänge einer rationellen Therapie mit radioaktiven Substanzen durch Wickham und Degrais in Paris hauptsächlich gefördert worden sind, so trat doch der gewaltige Umschwung in den Heilbestrebungen erst ein, als einige deutsche Mediziner die Sache mit ungewöhnlicher Energie und ungewöhnlichen Resultaten in die Hand nahmen und durch ihre Erfolge aller Augen auf sich zogen. Es handelt sich hier hauptsächlich um Krönig, Gauß in Freiburg, Döderlein in München, Bumm in Berlin. Diese drei Kliniken wandten das Radium und die Röntgenstrahlen zuerst in großem Maßstabe zur Bekämpfung der Myome und dann des Krebses bei Frauen an. In neuerer Zeit haben de la Camp und Küpferle in Freiburg die Lungentuberkulose erfolgreich damit zu bekämpfen erstrebt, und auch in dieser Beziehung sind die Aussichten gut.

---

[1]) Nowgorod gehörte zum Hansabund.

Digitized by Google

Wir wollen uns nun einige Augenblicke damit beschäftigen, wie man sich etwa die Wirkung der Strahlen vorstellt und welche physikalischen und technischen Grundlagen bei der Anwendung der Strahlung nicht vergessen werden dürfen.

Da ist nun zunächst zu sagen, daß die Organe des menschlichen Körpers nicht nur von den Stoffen abhängig sind, die man ihnen zu ihrer Ernährung und zu ihrem Wachstume zuführt, sondern daß sie auch von den physikalischen Einflüssen in ihrer Existenz bedingt sind, die während der ganzen Dauer ihres Daseins an sie heran- und zum Teile in sie hereindringen. Wir wissen alle, daß keine Pflanze leben kann, daß jedes organische Wesen abstirbt, wenn es dauernd dem Sonnenlichte und der Wärme entzogen wird. Wir müssen uns vorstellen, daß Licht und Wärme, daß die elektrischen Vorgänge und Zustände in der Atmosphäre, daß die Bewegung ebenso wichtige Elemente für das Leben der Zellen, der kleinsten Bausteine des Organs, sind, wie etwa das Eiweiß und der Kohlenstoff. Darauf ist die Menschheit allerdings erst verhältnismäßig spät aufmerksam geworden. Jetzt aber weiß sie es und verfolgt die Richtlinie der physikalischen Medizin.

Die Röntgenstrahlen und die durchdringungskräftigen sog. γ-Strahlen des Radiums bringen nun tief in den menschlichen Körper ein, und es ist eine eigentümliche Tatsache, daß die verschiedenen Zellen, aus denen der Körper aufgebaut ist, dem Einflusse der Strahlen einen verschiedenen Widerstand entgegensetzen.

Dabei erweisen sich nun protoplasmareiche Zellen als empfindlicher, vollreife sog. organotypische Zellen dagegen als widerstandskräftiger.

Die meisten Geschwülste nun bestehen aus protoplasmareichen, rasch wachsenden Zellenanhäufungen, die dem Strahleneinfluß eher erliegen als die andern. Aber auf die Dauer erliegen alle Zellen dem Ansturme, und es ist gefährlich, zuviel Strahlung zu verwenden. Es muß auch hier immer das richtige Maß eingehalten werden. Gelingt es aber, das richtige Maß einzuhalten, dann ist es in vielen Fällen möglich, die Krankheitserscheinung, die aus weniger stabilen Zellformen besteht, zum Verschwinden zu bringen, ohne die gesunde Umgebung zu schädigen. Die Dosierung ist also auch hier die Hauptsache, und die Dosierung ist eine Technik. So wird auch diese Methode mit dem Fortschreiten der Technik immer größere Resultate zeitigen.

Was nun bei diesen Vorgängen der Oeffentlichkeit in der Regel entzogen bleibt, ist der Umstand, daß eine umfangreiche physikalische Vorarbeit gemacht werden mußte, bevor es überhaupt möglich war, den Strahlungseinfluß insbesondere dann zur Anwendung zu bringen, wenn es sich um tiefliegende Krankheitsprozesse wie bei den meisten Geschwülsten und bei der Tuberkulose handelt. Hier ist eine jahrelange Arbeit der Physiker und Techniker vorangegangen, auf Grund deren die Erfolge der genannten Kliniken sich aufbauten. Und ein deutscher Forscher ist es gewesen, der das Hauptverdienst für sich in Anspruch nehmen kann, die Grundlagen geschaffen zu haben, auf denen die heutige erfolgreiche Bestrebung der Strahlenbehandlung tiefliegender Krankheitsprozesse beruht.

Schon im Jahre 1904, in einer Zeit, in der fast noch kein Mensch an die Heilwirkung der X-Strahlen glaubte, in der vielmehr auf Grund verschiedener vorgefallener schwerer Schädigungen durch Röntgenstrahlen ein allgemeiner Schreck und eine allgemeine Verbrennungsfurcht die Gemüter beherrschte, begann der bekannte Röntgenforscher Friedrich Dessauer in Frankfurt a. M. mit seinen Untersuchungen. Damals war in vereinzelten medizinischen Kreisen schon bekannt, daß der Krebs an und für sich gegen Röntgenstrahlen empfindlich ist, und einige Fälle, bei denen der Krebs ganz nahe an der Oberfläche lag, waren durch Perthes, Wetterer und Albers-Schoenberg u. a. bereits zur Heilung gelangt. Durch seinen ständigen Kontakt mit medizinischen Kreisen wußte Dessauer — er ist u. a. der Erfinder des Röntgenmomentaufnahmeverfahrens in Hundertstelsekunden und der Röntgenkinematographie — um diese Resultate und entwarf nun in jahrelanger Vorarbeit zunächst eine physikalische Methode und dann, darauf gründend, ein vollständig ausgebildetes technisches System, um die durchdringungskräftige Röntgenstrahlung möglichst tief

Digitized by Google

in den menschlichen Körper hineinzubringen und dabei die Schädigung der gesunden Organe nach Tunlichkeit auszuschließen.

Vorbereitende Untersuchungen fanden in den Kliniken von Czerny in Heidelberg 1905, bei Geheimrat Veit in Halle 1906/08, dann sehr umfassende Versuche am Tier bei Ehrlich in Frankfurt a. M. 1908 statt. Nach diesen jahrelangen Vorbereitungen nahmen endlich Krönig und Gauß der Freiburger Frauenklinik die Methode der Tiefenbestrahlung in größerem Maßstabe auf und behandelten zunächst das Myom (eine Muskelgeschwulst) der Frauen. Der Erfolg war enorm, und heute ist die Röntgentiefenbestrahlung des Myoms die führende Methode bei der Behandlung dieser Krankheit.

Ermutigt durch diese Resultate, wandten sich die genannten Forscher dem Krebs zu, wobei ihnen zur Unterstützung ihrer Bestrebungen die größeren Mengen von Radium und andern strahlenden Substanzen zugute kamen, welche ihnen die Industrie überließ, und die ja ähnliche Strahlungen wie die Röntgenröhre aussenden.

Kurze Zeit schien es so, als ob die radioaktiven Substanzen die Röntgenstrahlen noch an Wirkung übertreffen. Hauptsächlich Geheimrat Bumm in Berlin führte aber den anfänglichen Enthusiasmus und die darauf kommende Reaktion auf das richtige Maß zurück und zeigte, daß in der kombinierten Anwendung der beiden Methoden der größte Fortschritt zu erblicken sei. Heute gilt es, ebenso weit sich zu entfernen von überschätzendem Enthusiasmus wie von hoffnungslosem Skeptizismus. Die Wahrheit, die in der Mitte liegt, ist die, daß wir dem Heilschatz zwei Naturkräfte einverleibt haben, die mit fortschreitender Erfahrung und Forschung immer zahlreicheren Leidenden Erleichterung oder Gesundheit bringen werden.

Die Hauptursache der zurzeit noch vielfach unbefriedigenden Resultate in der Radiumbestrahlung ist die quantitativ zu geringe Strahlung der Präparate von wenigen Zehntelgrammen. Nun hat Dessauer kürzlich in der Röntgenröhre die wirksamen Strahlen des Radiums entdeckt, d. h. wenn er die Röntgenröhre in einer bestimmten Weise betrieb. Nach seiner Angabe sind diese „ultrapenetrierenden" X-Strahlen den Gammastrahlen des Radiums überaus ähnlich, ja wahrscheinlich identisch mit ihnen. Ihre Durchdringungsfähigkeit ist der Gammastrahlung gleich. Aber die Menge ist mehr als tausendmal so groß wie die Strahlungsmenge der stärksten Radiumpräparate. Von dem Ausbau dieses letzten Fortschrittes darf ganz besonders viel erwartet werden.

Aber auch die Tuberkulose der Lunge scheint durch die X-Strahlung wenigstens in manchen Fällen geheilt werden zu können. Auf diesem Gebiet haben sich de la Camp und Küpferle in Freiburg der Dessauerschen Methode bemächtigt und umfangreiche Versuche angestellt, die zu guten Hoffnungen berechtigen, wenn sie auch bei weitem noch nicht als abgeschlossen gelten können.

Von der Unsumme von Arbeit, die physikalisch, technisch und medizinisch auf diese Weise bisher schon geleistet worden ist, macht sich nur der Eingeweihte annähernd einen Begriff. Hoffen wir, daß — wie es allen Anschein hat — das so heiß erstrebte Ziel, das Tausenden und aber Tausenden in schweren Leiden hoffnungslos dahinsiechenden Menschen Erlösung bringen würde, durch vereintes Zusammenwirken aller Berufenen möglichst bald erreicht wird.

Dr. med. Adolf Schnée (Frankfurt a. M.).

Digitized by Google

Literarische Berichte

Blüchers Briefe. Vervollständigte Sammlung des Generals E. v. Colomb. Herausgegeben von W. v. Unger. Mit 3 Bildern und 1 Schriftprobe. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Preis geh. M. 4.50, geb. M. 5.80.

Das Gedenkjahr 1813/14 hat auch diese Neuausgabe von Blüchers Briefen veranlaßt. Schon 1876 hatte Generalleutnant E. v. Colomb 72 Briefe Blüchers an dessen Frau, eine geborene v. Colomb, herausgegeben, war aber mit den weiter gesammelten Briefen zu keiner Buchausgabe gelangt. Mit Hilfe preußischer Staats- und Kriegsarchive hat nun Generalleutnant v. Unger das Werk vollendet und damit dem „Marschall Vorwärts" ein eigenartiges Ehrendenkmal gesetzt. Denn unmittelbarer und persönlicher kann dieser populärste Held der Freiheitskriege zum deutschen Volk gar nicht sprechen als eben in seinen Briefen, die seines Wesens Eigenart am glänzendsten widerspiegeln. K.

Mennoniten. Von Ferdinand v. Wahlberg. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 272 Seiten.

Der Roman spielt wie die früher erschienene Erzählung desselben Verfassers „Christian Bode" in den deutschen Siedelungen der Wolgasteppe. Als Volks- und Kulturbild erweckt das Buch Teilnahme; als Dichtung bereitet es mit seinen äußern und innern Unwahrscheinlichkeiten, seiner oberflächlichen Charakterzeichnung, seinem schleppenden Vortrag eine starke Enttäuschung nach dem vielversprechenden Erstlingswerk. Br.

Goethes Liebesleben. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Preis geb. M. 5.—.

Goethes Verhältnisse mit Mädchen und Frauen sind bisher noch nicht zusammenhängend und ausführlich dargestellt worden, das vorliegende Buch ist deshalb als die erste erotische Biographie des Dichters zu bezeichnen. Sie bietet in vielen Beziehungen neue, von den bekannten Darstellungen zuweilen abweichende, aber stets wahrhaftige Züge und Bilder. Bode war immer bestrebt, mit historischer Treue und Zuverlässigkeit über Goethes Liebesgeschichten zu berichten, indessen hat er sich seiner Aufgabe auch mit vollkommener Diskretion entledigt. Ein Vorzug des Buches ist, daß die Goethesche Zeit sehr anschaulich herausgearbeitet ist und die verschiedenen Personen vortrefflich charakterisiert sind. H.

Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Von Prof. Dr. Jos. Geyser. Zweite Auflage. Münster, Schöningk. (XIX, 750) M. 9.60.

Auf dem Gebiete der Psychologie spielen sich neuestens die wichtigsten Kämpfe ab. Nicht bloß um die Existenz der Seele selbst wird heftig gestritten, sondern auch zum Beispiel um die Frage, ob das Streben mit dem Willen die grundlegende Betätigung der Seele sei, ob also die Hegemonie des intellektuellen Gebietes wirklich vernichtet sei, ferner woher die unbewußten Vorstellungen stammen, wie sich die Gefühle entwickeln, ob es eine Freiheit des Willens gibt usw. Wer über diese brennenden Fragen einen klaren Aufschluß wünscht, kann keinen besseren Berater wählen, als das Lehrbuch der Psychologie von Geyser. Gerade die deutliche Kritik aller neueren Antworten auf die Hauptfragen dieses Gebietes ist sein Hauptvorzug.

Ed. König.

Zwischen Dichtung und Philosophie. Von Alma v. Hartmann. Drei Bände. 1. Band: Lessing, Herder, Schiller. 147 Seiten. 2. Band: Emerson, Ruskin, Maeterlinck, Novalis, Tolstoi. 184 Seiten. 3. Band: Carlyle, Nietzsche, Goethe, Eduard v. Hartmann. 136 Seiten. Berlin, Verlag Deutsche Bücherei C. Koobs. Jeder Band M. 1.—, gebunden M. 1.40.

Die Verfasserin will das Wesen und Schaffen einer Reihe von Männern ergründen, die das fruchtbare Grenzgebiet zwischen Philosophie und Poesie bebaut haben. Sie will dabei vor allem die nicht immer offenkundige Uebereinstimmung zeigen, die zwischen ihnen in den Grundfragen des Denkens besteht, besonders insofern, als sie alle im engsten Zusammenhang mit dem Uebersinnlichen stehen und sich mit Entschiedenheit einer mechanistischen Deutung der Welträtsel widersetzen. An die Dichterphilosophen schließt sich im letzten Kapitel, das zugleich eine Art von Zusammenfassung und Rechtfertigung des Ganzen bildet, ein systematischer Denker, Eduard v. Hartmann, vor allem als Aesthetiker. Mögen diese Betrachtungen auch gelegentlich nicht scharf oder ergiebig genug sein, so verdient es doch alle Anerkennung, daß die Verfasserin in knapper Form so viel Gutes und Eignes zu sagen und zugleich durch wohltuende Wärme der Darstellung für eine idealistische Weltanschauung zu begeistern versteht. Br.

Digitized by Google

Des Deutschen Vaterland. Deutschland in landschaftlicher, geschichtlicher, industrieller und kulturgeschichtlicher Hinsicht unter besonderer Berücksichtigung des Volkstums. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben von Hermann Müller-Bohn. Mit vielen Abbildungen. 2 Bände. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. Preis geb. M. 40.—.

In diesem Werke hat sich der Herausgeber die Aufgabe gestellt, dem deutschen Volke zu zeigen, wie schön sein Vaterland ist. Und um es gleich vorweg zu sagen, er hat diese Aufgabe in jeder Beziehung erfüllt. Aber nicht dies allein, das Buch soll auch einen Ueberblick über die Geschichte Deutschlands, sowie über seine innere wirtschaftliche und soziale, technische und geistige Entwicklung geben und vor allem auch mit dem Charakter der einzelnen Völkerschaften, mit ihren Sitten und Gebräuchen bekanntmachen. Es ist selbstverständlich, daß diese Aufgabe nicht von einem einzigen bewältigt werden konnte, deshalb hat der Herausgeber sich mit einer Anzahl hervorragender Schriftsteller verbunden, deren jeder ein oder mehrere Kapitel beigetragen und gerade dasjenige Gebiet behandelt hat, auf dem er gewissermaßen Autorität ist. So ist denn ein Werk entstanden, das in jeder Beziehung gediegen ist und das dem Leser unbedingt zutreffende Schilderungen der verschiedenen Provinzen, Landschaften usw. vermittelt. Ebenso gediegen wie der Text ist auch der überaus reiche Bilderschmuck, der als Anschauungsmittel einen sehr wichtigen Bestandteil des Werkes ausmacht, um so mehr, als er mit großem Verständnis ausgewählt worden ist und nicht nur dasjenige zeigt, was schön ist, sondern auch das Charakteristische besonders hervorhebt. Die Verlagsbuchhandlung hat dem Werke ein schönes Aeußeres gegeben, entsprechend dem inneren Werte und dem Zwecke, ein Hausbuch des deutschen Volkes zu sein. Es wird heutzutage so manches Buch als Hausbuch bezeichnet, hier haben wir aber eines, das diesen Namen mit vollem Rechte verdient, und wir möchten wünschen, daß es in recht vielen Familien Eingang findet. Der Geist, der dieses Buch durchweht, wird dazu beitragen, in Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus, überall, wo Deutsche wohnen, den deutschen Gedanken und das Nationalbewußtsein wachzuhalten und zu stärken. B.

Am Tor des Abends. Von Theodor Zlocisti. Lieder vom Heimweh. Berlin W 15, Jüdischer Verlag. Geb. M. 2.—.

Aus jüdischer Lebensanschauung entstanden sind vorliegende ernste, zum Teil schwermütige Gedichte. Vor mancher andern modernen Lyrik hat diese das eine voraus, daß es wirkliche Poesie ist, was uns hier geboten wird. Ein idealer Sinn kommt darin zum Ausdruck. E. M.

Christian Bode. Eine Erzählung aus den deutschen Kolonien in der Wolgasteppe. Von Ferdinand v. Wahlberg. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 170 Seiten. M. 2.—.

Wenn die künstlerische Technik dieser Erzählung auch nicht einwandfrei ist und das Buch etwas altmodisch anmutet, so weiß der Verfasser seine Leser doch in doppelter Beziehung zu fesseln. Außerordentlich reizvoll sind zunächst die kulturgeschichtlichen und landschaftlichen Bilder aus den deutschen Siedelungen der Wolgasteppe. Aber auch die Erzählung selbst, die in dieser Umgebung spielt, enthält dichterisch durchaus wertvolle Motive, die zum Teil auch recht glücklichen Ausdruck gewonnen haben, zum größeren Teil allerdings psychologisch mehr vertieft sein könnten. Im ganzen entsteht der Eindruck, daß hier, wenn nicht ein bedeutendes Kunstwerk, doch wenigstens der Rohstoff zu einem solchen vorliegt. Br.

Erinnerungen. Von Albert v. Kossak. Mit vielen Bildern nach Originalen des Künstlers. Berlin, Verlag von Morawe & Scheffelt. Preis geh. M. 14.—, geb. M. 16.—.

Der bekannte, im Jahre 1899 gestorbene Maler Albert v. Kossak wurde wegen seiner Bravour in der Darstellung von Pferden und bewegten Szenen von Kaiser Wilhelm II. und Kaiser Franz Josef sehr geschätzt und hat unter dem Auge Kaiser Wilhelms eine Reihe von Schlachtenbildern vollendet. Was Kossak an den Höfen der beiden Monarchen und auf seinen vielen Reisen gesehen und erlebt, hat er in seinen Erinnerungen erzählt. Der Schriftsteller steht dem Maler nicht an Kraft und Farbenreichtum nach. Lebendig und mit einer Fülle von hübschen Anekdoten und treffenden Worten schildert Kossak Manöver und Jagderlebnisse, große Empfänge bei Hofe u. dgl., und ganz vortrefflich weiß der feinsinnige Beobachter die Individualität Kaiser Wilhelms zu zeichnen. Aber auch von andern Gesichtspunkten ist das Buch von Interesse; der Verfasser schildert z. B., wie große Schlachtenbilder und Panoramen entstehen, und berichtet — er war selbst ein Meisterreiter — über Kavalleriemanöver und Jagdreiten. Das Buch ist mit vielen für den Künstler charakteristischen Bildern geschmückt. H.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abhandlungen der mittleren und neueren Geschichte. Heft 51: Dr. Wilh. Schüßler. Die nationale Politik der österr. Abgeordneten im Frankfurter Parlament. Heft 52: Dr. Johanna Philippson, Ueber den Ursprung und die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Deutschland. Berlin, Dr. Walther Rothschild. Pro Heft M. 2.40.

Barth, Prof. Dr. K., Der Lützower und Pestalozzianer W. E. Ackermann aus Auerbach. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. M. 2.80.

Barthel, Dr. Ernst, Vertikaldimension und Weltraum. Leipzig, Otto Hillmann. 75 Pf.

Berger, Prof. Dr. Karl, Freiheit. Stimmen aus der Zeit deutscher Wiedergeburt vor 100 Jahren. Leipzig, J. M. Meulenhoff. Gebunden M. 1.50.

Eberbach, Dr. Otto, Die deutsche Reichsritterschaft in ihrer staatrechtlich-politischen Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1495. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—.

Eisler, Dr. Rudolf, Handwörterbuch der Philosophie. Lieferung 1. Berlin, Mittler & Sohn. M. 3.—.

Fischer, Prof. Paul, Die kirchliche Gleichgültigkeit unserer Gebildeten. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.50.

Fittbogen, G., Das Deutschtum im Ausland in unsern Schulen. Leipzig, B. G. Teubner. 60 Pf.

Geerke, H. P., Napoleon. Vom Leutnant zum Kaiser. Leipzig, J. M. Meulenhoff. M. 1.80.

Georgi, Geh. Rat Dr. und Albert Dufour-Feronce, Urkunden zur Geschichte des Suezkanals. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung. M. 5.—.

Granier, Herman, Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen 1813/15. Leipzig, S. Hirzel. M. 8.—.

Haberl, Meinrad, Sturmhaube und Flöte. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.50.

Handel-Mazzetti, E. v., Brüderlein und Schwesterlein. Wiener Roman. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. M. 4.—.

Hanisch, Georg, Die klassischen Werttheorien. Geh. 80 Pf. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Harms, Prof. Bernhard, Kaiser Wilhelm II. und die Triebkräfte des neudeutschen Sozial- und Wirtschaftslebens. Festrede. Jena, Gustav Fischer. M. 1.—.

Helfferich, Dr. Karl, Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913. Berlin, Georg Stilke. M. 1.—.

Hoeninger, Robert, Die wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Militärwesens. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Lamprecht, Karl, 1809—1813—1815. Anfang, Höhezeit und Ausgang der Freiheitskriege. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. Gebunden M. 2.—.

Mauget, Irénée, Kaiserin Eugenie und ihr Hof. Deutsch von Emma Weber-Brugmann. Halle a. S., Edgar Thamm. M. 4.—.

Münch, Dr. Ph., Die Beichte des Verführers. Roman. Leipzig, Oscar Born. M. 2.—.

Oloff, F., Eine neue Form des Wahlrechts auf Grund des allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrechts. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht. M. 2.—.

Petersen, Dr. Wilhelm, Gottfried Rösner. Ein dramatisches Geschichtsbild. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Piper, Otto, Bedenken zur Vorgeschichtsforschung München, R. Piper & Co. M. 4.—.

Preuße-Sperber, O., Süd- und Mittel-Amerika. Seine Bedeutung für Wirtschaft und Handel. Berlin, Otto Salle. M. 4.—.

Rist, Markus S. J., Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1870/71. Briefe und Berichte. Freiburg i. Br., M. 2.50.

Saldern, Th., Das Margaretenbuch. Eine Erzählung aus Lothringen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. M. 5.—.

Sammlung Göschen: Landeskunde des Königreichs Württemberg. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. Berlin, G. J. Göschen. Gebunden 90 Pf.

Schellhorn, Max, Die Favoritin. Dichtung. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Schneider, Dr. Gottlob, Gothaer Gedenkbuch. 2. Band. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.

Transatlantico. Revista illustrada mensal de litteratura, sciencia, arte e industria, publicada pelo Instituto Teuto-Sulamericano. 1. Jahrgang. Nr. 1—3. Jährlich 12 Hefte M. 20.—. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Troeltsch, Ernst, Religion und Wirtschaft. Vortrag. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Voß, Otto, Heckenrosen und Nesseln. Gedichte. Berlin, Wilhelm Süsserott. M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Neununddreißigster Jahrgang — Juli 1914 — Preis viertelj. 6 Mark. Beim Postbezug ohne Bestellgeld

COPYRIGHT ENTRY
JA 11 1915
LIBRARY.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Vizeadmiral a. D. v. **Ahlefeld:** Die englische Kriegsflotte in Kiel	1
Freiherr v. **Falkenhausen,** General der Infanterie z. D.: Die Macht des Goldes und der Krieg	4
M. v. Knöller: Reichsländisches	10
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. III.	15
Dr. Freiherrn v. **Jettel:** Oesterreich-Ungarn und Italien in Albanien	28
General **Izzet Fuad-Pascha:** Ruhe und Glück in der Türkei	31
Freiherr v. **Hengelmüller:** Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie	33
Professor Dr. **Otto Cohnheim** (Heidelberg): Verdauung und Psyche	48
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung)	56
Ernst Posse: Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung (Schluß)	80
Fürstin **Schahovskoy-Strecheff:** Die Legende der Martha Boretzky	92
Die Neutralisierung Afrikas. Schreiben eines hervorragenden Kolonialpolitikers an den Herausgeber der „Deutschen Revue"	99
H. Sartorius: Die Psychologie der Massen und die Panik im Kriege	102
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden (Schluß)	112
Prof. Dr. **Max Eckert** (Aachen): Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient	121
Literarische Berichte	124
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	127

Stuttgart — **Deutsche Verlags-Anstalt** — Leipzig

1914

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Ende 1913 Bestand: 819 Millionen Mark.
Alle Überschüsse den Versicherten.
Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden * Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Von Berlin u. Hamburg 4 St., Kopenhagen 6 St. usw. Bahntrajekt n. Dänemark 2 St. Mod. Familienbad. Ia Luft- u. Sonnenbad. Seeklima. **Kanalisation** (W. C.)
Marine-Flugplatz. Anf. Aug. Internat. Wasserflugzeug-Wettbewerb.
Sandstrand. Alle Arten Sport. Hervorr. Tennisplätze. Vorzügl. Kurkapelle.
Meilenw. wildreicher Hochwald (m. Strandb. 12 Min.) Prosp. d. d. Badeverwaltung.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit
ZEITUNGS-NACHRICHTEN
für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das
Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,
Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Digitized by Google

Neuerscheinungen
aus dem Verlag von L. Staackmann, Leipzig

Emil Ertl
Walpurga
Novelle

In imit. Halbperg. M. 1.50, in Seide M. 2.50

Zwanzig Exemplare wurden zweifarbig auf echt Bütten abgezogen und handschriftlich numeriert. In Ganzleder jedes Exemplar M. 10.–

Tägliche Rundschau, Berlin: „... Als besonders schön habe ich den Schluß mit seiner wehen Melancholie, die aber doch dem Einsamen letzten Endes erst bleibendes Glück und wahre Erhebung bedeutet, empfunden ... Um des Adels willen wird uns die Erzählung von Walpurga und ihrem kurzen Glück im Gedächtnis haften."

Georg von der Gabelentz
Das heilige Auge
Eine Geschichte aus dem alten Venedig

Brosch. M. 3.50 Geb. M. 4.50

Georg von der Gabelentz gibt uns in diesem lebensvollen Buch einen packenden Ausschnitt aus dem reichbewegten Leben der farbenprächtigen Venezia. Ein hervorragendes, künstlerisch reifes Werk!

Max Geißler
Die neuen Gedichte
Elegant kart. M. 1.–

Leipziger Tageblatt: „... Geißlers Gedichte sind gesund, sie zeugen von leuchtendem Leben ... Knapp im Ausdruck, sprechen manche Gedichte wie bekannte Volkslieder an."

Rudolf Greinz
Die Schellenkappe
Lustige Historien

Brosch. M. 2.– Geb. M. 3.–

Pester Lloyd: „... Ein spielendes Ironisieren ist der Schmuck und ein schlagfertiger Witz der Kern der Histörchen. Sie der Reihe nach zu erläutern und zu werten, wäre: das Vöglein gerupft. Liebhaber greifen nach dem Bauer selbst, da haben sie alle die elf Gefiederten lebendig und schiffluftig drinnen."

Robert Hohlbaum
Oesterreicher
Ein Roman aus dem Jahre 1866

Brosch. M. 4.– Geb. M. 5.–

Leipziger Neueste Nachrichten: „... Das Buch ist reich an Stimmungen, Szenen, genrehaften Vorfällen, geschichtlichen Momenten. Es ist fast ganz frei von Reflexionen und nüchternen Berichten. Eine Künstlerhand zieht die Linien und mischt die Farben ... Hier ist Gott sei Dank noch nicht jene greisenhafte „Vollendung", die oft bei jung-wienerischen Poeten die Wunschkraft unseres Herzens lähmt."

Adam Müller-Guttenbrunn
Das idyllische Jahr
Ein Sommerbuch

Brosch. M. 3.– Geb. M. 4.–

Der Verfasser der „Götzendämmerung", der „Glocken der Heimat" und des großen Schwabenzuges kommt einmal in leichterer Rüstung. Als sinniger Plauderer, als begeisterter Naturschilderer, als Tier- und Blumenfreund zeigt er sich in diesem Sommerbuch. Ein Buch voll Gemüt, voll Schönheit und innerer Heiterkeit! Die Gabe eines reifen, abgeklärten Geistes!

Max Mell
Barbara Naderers Viehstand
Novelle. In Pappband M. 3.–

= **Erhielt den Bauernfeldpreis** =

Budapester Tagblatt: „... Daß die Realistik der Wiedergabe mit einer ruhigen Sicherheit, mit ungesuchter, fast reglosser Plastik gegeben wird, erhöht dieses Buch gewaltig, stellt Max Mell in die erste Reihe urtümlicher Erzähler."

Hans Watzlik
Der Alp
Ein Roman. Brosch. M. 4.–, geb. M. 5.–

Leipziger Neueste Nachrichten: „... In Hans Watzlik haben wir einen, in dem Kraft und Fülle ist, Blutrauschen und quellender Erdsaft und hinreißende Phantasie und dazu eine feste, harte Faust, dem Stoff zu gebieten ... In seinem ersten Roman hat der Eigenwille Größe gewonnen, der Eigensinn ist in einem reinen Kunstwillen aufgegangen."

Digitized by Google

Dresden ▭ Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe **mit Garten** und Terrasse; gegenüber dem Kgl. Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw.
Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Auto-Garage, abgeschlossene Abteile. **R. Ronnefeld,** Direktor.

Neue, eigenartige Zeitschrift!

Verlangen Sie Ansichtsheft von Ihrem Buchhändler

Die Persönlichkeit

Monatsschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschung

Herausgegeben von Ed. Schneider-Grimmenthal

Vierteljährlich M. 2.80

Die ersten Urteile seitens berufener Fachleute sind glänzend. Unaufgefordert gingen dem Verleger u. v. a. die folgenden Anerkennungen zu:

Schriftsteller Dr. A. R., Friedenau: „Ich kann nicht umhin, Ihnen bei dieser Gelegenheit zur Idee wie zur glänzenden Ausführung Ihrer neuen Zeitschrift Glück zu wünschen. Trotz der Fülle von Zeitschriften steht diese doch **sicher einzig da,** und eben dieses **ganz individuelle Gepräge,** das einem unbewußten Verlangen des Publikums entgegengekommen ist, sichert ihr, wenn nicht den momentanen, so doch den Erfolg der Zukunft."

K. Rat Dr. A. K., Berlin: „Ich habe „Die Persönlichkeit" mit Interesse gelesen und lebe der festen Überzeugung, daß diese **hochinteressante, wertvolle und eigenartige Monatsschrift in den weitesten** Kreisen lebhaften Anklang finden und jedenfalls dazu beitragen wird, auf dem Gebiete der lebens- und geistesgeschichtlichen Forschung epochemachend zu wirken."

Schriftsteller H. M. E., Wilmersdorf: „Aufrichtig beglückwünsche ich Sie zu dem 1. Hefte: es macht **durchaus starken Eindruck,** und wer ihm in Ruhe die nötige Zeit widmet, kann dauernd daraus lernen. Hier wird einem wirklich etwas **gegeben** und nicht bloß die Zeit vertrieben. Ich wünsche Ihnen aufrichtig, daß die Zeitschrift großen Erfolg haben möge; sie verdient es, das sieht man jetzt schon."

Kabinettsrat Dr. H. G., Weimar: „Die Persönlichkeit macht in Nr. 1 einen vornehmen Eindruck. Ich wünsche starkes Gedeihen. **Der Gedanke ist groß!**"

Verlag: Hans Lüstenöder, Frankfurt a. M., Baustraße 10

Führende Zeitschrift für die gesamten Interessen v. Schiffahrt u. Schiffbau

Bezugspreis vierteljährlich Mark 3,—.

:: Probenummern :: durch d. Geschäftsstelle Berlin-Halensee Hektorstrasse 20

Geschäftliche Mitteilungen

Diesem Heft liegt ein Prospekt von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig** über die neue Auflage des Andree'schen Handatlas bei. Bei dem hohen Interesse, das diese völlig neu bearbeitete Auflage des berühmten Kartenwerks in allen Kreisen des Publikums finden wird, möchten wir auch an dieser Stelle besonders darauf aufmerksam machen.

In vielen Familien wird das **Fachinger Wasser** als das angenehmste Tafelwasser betrachtet und oft sogar wegen seiner großen Bekömmlichkeit als ausschließliches Tischgetränk benutzt.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagsbuchhandlungen **Georg Bondi** in **Berlin** und **J. G. Cotta'sche**

Neununddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. August 1914

Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY
OCT 16 1914
LIBRARY.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Die Früchte der Bluttat von Serajewo 129
Generalfeldmarschall Freiherr **v. d. Goltz**: Nobile officia. Ein offener Brief an jedermann 131
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. IV 134
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 146
Hans v. Staff: Ueber die Entstehung der Gebirge 170
Friedrich Prinz Hohenlohe-Waldenburg: Erinnerungen an Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse 179
Senatspräsident und Prof. Dr. **Heinrich Harburger**: Die internationale Hochschule für internationales Recht im Haag 187
Strobl v. Ravelsberg: Gablenz in Briefen an seinen Bruder 191
M. v. Köller: Reichsländisches 203
Generalleutnant z. D. **v. Görtz**: Die deutschen Kaisermanöver und die Probemobilmachungen und Truppenverstärkungen im Westen des russischen Reiches 211
Freiherr **v. Hengelmüller**: Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie (Fortsetzung) 217
Prof. Dr. med. **Ernst Weber** an der Universität Berlin: Eine physiologische Methode, die Leistungsfähigkeit ermüdeter Muskeln zu erhöhen . . 227
General der Infanterie **v. Beseler**: Soldatischer Gehorsam 240
Fürstin **Schahovskoy-Strechneff**: Die Legende der Martha Boretzky (Fortsetzung) 243
Berichte aus allen Wissenschaften
Nautik. **L. Persius**, Kapitän zur See a. D.: Die Sicherheit auf See 250
Literarische Berichte 253
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 255

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Ende 1913 Bestand: 819 Millionen Mark.
Alle Überschüsse den Versicherten.
Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden ✱ Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Von Berlin u. Hamburg 4 St., Kopenhagen 6 St. usw. Bahntrajekt n. Dänemark 2 St. Mod. Familienbad. Ia Luft- u. Sonnenbad. Seeklima. Kanalisation (W. C.)
Marine-Flugplatz. Anf. Aug. Internat. Wasserflugzeug-Wettbewerb.
Sandstrand. Alle Arten Sport. Hervorr. Tennisplätze. Vorzügl. Kurkapelle.
Meilenw. wildreicher Hochwald (m. Strandb. 12 Min.) Prosp. d. d. Badeverwaltung.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.
Versicherungsstand . . . . . 1 Milliarde 157 Millionen Mark
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse . . . 232 Millionen Mark

Georg Müller Verlag, München und Berlin

Oskar A. H. Schmitz

Die Weltanschauung der Halbgebildeten

Geheftet Mk. 3.— gebunden Mk. 4.—

In diesem neuerschienenen Werk führt der bekannte Kulturpsychologe eine scharfe Klinge gegen den Monismus und seine verderblichen Folgen, geißelt in treffenden Ausführungen das heutige Kulturmilieu und die Halbbildung unserer Tage und enthüllt in vernichtenden Kritiken die „geistige Verranntheit" all der Ismen-Lehren.

Früher erschienen vom selben Verfasser:

Das Land ohne Musik

Englische Gesellschaftsprobleme

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.50, Luxusausgabe Mk. 16.—

und

Das Land der Wirklichkeit

Französische Gesellschaftsprobleme

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.50, Luxusausgabe Mk. 16.—

In den nächsten Tagen erscheint:

Schule des Reisens

von W. Fred

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—, Luxusausgabe Mk. 16.—

Zu rechter Zeit kommt ein Buch, das sicher nützlich ist, selbst wenn man nicht übertreibend sagen will: es füllt die berühmte Lücke aus. Jeder spricht gern mit einem Weitgereisten, einem denkenden und fühlenden Globetrotter; wer sollte also nicht anteilnehmender Leser eines Buches sein wollen, in dessen Kapiteln die Erfahrungen von vielen Reisen gesammelt sind und aus ihnen allerlei gute Lehren gezogen, allerdings nicht die des Schulmeisters und nicht die des Snobs!

Gleichzeitig weist der Verlag auf das in dritter und vierter Auflage erscheinende, erfolgreiche Werk Freds hin:

Lebensformen

Geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.50, Luxusausgabe Mk. 16.—

Digitized by Google

Dresden ▭ Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe **mit Garten** und Terrasse; gegenüber dem Kgl. Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw.
Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Auto-Garage, abgeschlossene Abteile. **R. Ronnefeld,** Direktor.

Unentbehrliches Nachschlagewerk
für jeden, der sich mit technischen Fragen zu beschäftigen hat

Luegers Lexikon der gesamten Technik
und ihrer Hilfswissenschaften

2., neu bearbeitete und vermehrte **Auflage**

9 Bände (einschließlich des Ergänzungsbandes)
Jeder Band in Halbfranz gebunden M 30.–

Nach langen, sorgfältigen Vorarbeiten ist soeben

ein Ergänzungsband

gebunden in Halbfranz zum Preise von M 30.–

erschienen, womit dieses monumentale technische Nachschlagewerk wieder ganz auf der Höhe der Zeit steht und allen Anforderungen des Fachmannes und des Laien nach jeder Hinsicht gerecht wird.

Luegers Lexikon enthält in 8 Bänden ca.	Der Ergänzungsband enthält über
25000 Stichwörter mit über	**1700 Stichwörter** mit nahezu
14000 Artikeln und zirka	**1300 Artikeln** und über
15000 Illustrationen und Konstruktionszeichnungen.	**1600 Illustrationen** und Konstruktionszeichnungen.

„Dieses großartig angelegte Werk ist einzig in seiner Art, dem kein anderes ähnliches deutsches oder ausländisches Werk zur Seite gestellt werden kann. Die angesehensten Fachmänner der verschiedensten technischen Gebiete haben sich vereinigt, um nach einheitlichen Gesichtspunkten alle Sondergebiete der Technik zu erschließen und ein Gesamtbild des heutigen Standes der Technik zu geben."

(Deutsche Techniker-Zeitung, Berlin.)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württ.

Neununddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. September 1914

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY
SEP 15 1914
LIBRARY.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Prof. Dr. **Theodor Schiemann**: Wir und sie 257
Generalleutnant **v. Görtz**: Deutschlands Erhebung 260
Prof. Dr. **Kuno Francke**: Die deutschen Klassiker und das amerikanische Geistesleben 262
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. V. 266
Prof. Dr. **Arnold Hiller**: Ueber Kriegsseuchen 274
General der Infanterie v. **Goßler**: General Konstantin v. Alvensleben vor Le Mans 278
Graf Cavour auf der Bühne und in der Volksseele Italiens 284
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 294
Friedrich v. Duhn: Ein Rückblick auf die Gräberforschung 318
Dr. **Johannes Heldwein**: Erinnerungen an Stiftspropst Dr. Ritter v. Türk . 337
W. J. Holland, Sc. D., LL. D. etc.: Ein vor kurzem entdeckter Brief von Alexander v. Humboldt 344
August Kestner, Rom: Aus dem Buche der Kunst und Literatur 352
Oscar Montelius: Germanische Opferschalen aus Gold 362
Prof. Dr. **R. Süring** (Potsdam): Atmosphärische Gefahren für die Luftfahrt . 364
Fürstin **Schahovskoy-Strechneff**: Die Legende der Martha Boretzky (Schluß) . 370
Berichte aus allen Wissenschaften
Strahlentherapie. Dr. med. **Adolf Schnée** (Frankfurt a. M.): Die therapeutischen Wirkungen der Röntgen- und Radiumstrahlen . 375
Literarische Berichte 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden ✱ Hotel Vier Jahreszeiten

Vornehmes Haus I. Ranges

Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Ostseebad Zinnowitz

D-Zug-Station

Prospekt durch die Badeverwaltung.

Grimmialp ob Spiez ✦ Die Idylle des Berner Oberlandes.

(Schweiz), 1260 m ü. M. Beliebte Sommerfrische für Ruheliebende.

Grand Hôtel. Haus von vornehmer Einfachheit. 150 Betten. Warmwasserheizung. Elektr. Beleuchtung. Pension von Frs. 8.— bis Frs. 15.—. Kurarzt. Illustr. Prospekt durch **Joh. Ch. Poltera**, Dir.

Carl Georgi in Bonn

Universitäts-Buchdruckerei

Druck und Verlag

gediegener Werke aus allen Gebieten, insbesondere Geschichte, Philosophie, Sprachwissenschaft, populäre Bücher. Auch gute Romane und Schauspiele.

Ein Ritt ins Franzosenland

Bilder aus dem Kleinleben im Felde 1870/71. Von

Adolf Fausel.

2. Aufl. Geh. M 2.50, geb. M 3.50
(Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

„Der Inhalt ist geeignet, manchen guten Keim in junge Herzen zu legen und diese, dem alten württembergischen Wahlspruch gemäß, furchtlos und treu zu machen."
(Nordd. Allgemeine Zeitung, Berlin.)

Führende Zeitschrift für die gesamten Interessen v. Schiffahrt u. Schiffbau

Bezugspreis vierteljährlich Mark 3,—.

:: Probenummern :: durch d. Geschäftsstelle Berlin-Halensee Hektorstrasse 20

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,

Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Deutschland in Waffen

Ein Album in Querfolio mit 20 farbigen Bildtafeln und Begleittexten aktiver Militärs. Mit einem Geleitwort und Beitrag zum Text von

Kronprinz Wilhelm

Vornehm gebunden . . . . Mark 5.–

„Der deutsche Waffendienst steht in markiger Deutlichkeit vor uns. Allen Aufsätzen sind Bilder beigegeben, die sich durch künstlerische Farbenstimmung und unverfälschte Wahrheit auszeichnen. So kommt ein Ganzes zustande, das geeignet ist, in der gesamten deutschen frohen Jugend soldatischen Sinn und vaterländischen Opfergeist zu wecken und zu stärken." (Kölnische Volkszeitung.)

Der Reinertrag wurde vom Deutschen Kronprinzen für Zwecke des Jungdeutschlandbundes bestimmt.

1813 * Blücher u. Bonaparte

„Wer sich schnell über den Gang des Herbstfeldzuges 1813 unterrichten will, dem sei dieses Buch warm empfohlen." (Deutsch. Offizierblatt, Berlin.)

Von

Freih. von der Goltz

Generalfeldmarschall

Geheftet M 1.50, gebunden M 2.50

„Eine Darstellung, wie sie in so erschöpfender Form nur derjenige liefern kann, der den Stoff absolut beherrscht." (Neue Pr. (†)-Ztg., Berlin.)

Der Krieg von 1870/71

(Der Zusammenbruch) Roman von

Emile Zola

1 Band von **765 Seiten** Text. Mit **230 Abbildungen** von Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer. Früherer Preis M 12.—, jetzt gebunden **5 Mark**

*** Einzig berechtigte deutsche Ausgabe ***

In diesem Roman entwirft Zola ein großartiges Gemälde des Deutsch-Französischen Krieges und hält seinen Landsleuten mit einer Kühnheit sondergleichen die Kehrseite ihrer „Gloire" vor. Es gehörte das Genie und die wunderbare Darstellungsgabe eines Zola dazu, diese Aufgabe in solch glänzender Weise zu lösen, wie er es vollbracht hat.

Ein Preßurteil:

„Zola, der Künstler in der Beschreibung des modernen Naturalismus, hat in seinem „Débâcle" eine eindringliche und naturwahre Schilderung des Krieges gegeben, er hat mit seltenem Mut seinen Landsleuten eine ernste Mahnung gegen ihre Revanchegelüste zugerufen, welche eine großartige Predigt gegen jeden Krieg, das dadurch heraufbeschworene Elend und die eng mit diesem verbundene Entfesselung der Leidenschaften, Roheit und Entsittlichung des Volkes enthält. Die Übersetzung ist vortrefflich."

(Leipziger Zeitung.)

Digitized by Google

Wichtige Werke zur Politik und Zeitgeschichte

Im unterzeichneten Verlag sind erschienen:

Rußland als Großmacht

Von Fürst G. Trubetzkoi

Übersetzt und eingeleitet von Josef Melnik. Geheftet M 4.—, geb. M 5.—

«Wenn auch kein ausgesprochener Freund Deutschlands, unterstreicht Fürst Trubetzkoi doch die in Rußland hier und dort noch immer nicht genügend anerkannte Tatsache, daß zwischen beiden Nachbarreichen keinerlei ernstlich in Betracht kommende Reibungsflächen bestehen und daß die seinerzeit beliebte Einkreisungspolitik gegenüber Deutschland ebenso ungerecht wie bedenklich war. So wird denn das Buch des Fürsten Trubetzkoi um so mehr auch in Deutschland eines lebhaften Interesses sicher sein dürfen, als es gerade auch für den deutschen Leser eine Fülle von Belehrung mit sich bringt, die aller Beherzigung wert ist.» (R. v. Behr im Berliner Lokal-Anzeiger.)

Rußlands Orientpolitik

in den letzten zwei Jahrhunderten

Von Hans Uebersberger

I. Band ... Geheftet M 7.—, in Halbfranzband M 9.—

«Der erste Teil umfaßt die Zeit von Peter dem Großen bis zu Katharina der Großen. Das ist die Periode, in der Rußland sich mit dem Orientproblem zu befassen beginnt, bis zur Zeit, wo der Gedanke an eine Besitzergreifung Konstantinopels in der Kaiserin Katharina II. so feste Gestalt gewinnt, daß sie ihren Großsohn auf den bezeichnenden Namen Konstantin taufen läßt. Es bildet keine leichte Lektüre, dieses Buch, das mit großem Fleiß allen kriegerischen und diplomatischen Einzelheiten nachgeht, die nur zu oft in kleinliche Intrigen und sinnlose Raufereien ausarten. Niemand, der sich für die Entwicklung der Orientfrage interessiert, wird an diesem objektiven und gut orientierenden Werke vorübergehen können.» (Die Hilfe, Berlin.)

Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866

Von Theodor von Sosnosky

I. Band ... Geheftet M 6.50, gebunden M 8.—

«Das Buch ist außerordentlich zeitgemäß. Sosnosky gibt in diesem ersten Bande nicht nur eine übersichtliche Darstellung des Anteils, den das Habsburgerreich an der orientalischen Frage genommen hat, sondern er unterstützt das Verständnis noch durch einen Überblick über die Gesamtheit der Ereignisse, die sich seit den Tagen der Mohacser Schlacht bis zu der jüngsten Umwälzung auf dem Balkan zugetragen haben. So bietet das Werk für Militärs nicht minder reiches Quellenmaterial wie für den Politiker, aber über diese Berufskreise hinaus ist es eine belehrende Lektüre für jeden Geschichtsfreund.» (Augsburger Postzeitung.)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Neununddreißigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1914

Stuttgart und Leipzig 1914 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIX

(Oktober bis Dezember 1914)

Seite

R. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71 . . . . . 1. 125
Dr. Freiherr v. Jettel: Abrechnung 24
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 28
Prof. Dr. Schiemann: Von Krieg und Politik 33. 152
Ministerialrat v. Völcker: Rußlands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 39
Prof. H. Obersteiner (Wien): Die Anlage zu Erkrankungen des Nervensystems 53
Philipp Hiltebrandt (Rom): Die Haltung Italiens 62
Robert Rohlrausch: Eine stille Hohenstaufentragödie 67
Der Wiener Kongreß 74
Die Neuordnung des türkischen Heeres 77
Prof. Dr. P. Rohland (Stuttgart): Die Entstehung des Lebens . . . 78
Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914 . . . . . 82. 347
Prof. Hermann Guthe (Leipzig): Die Kultur der alten Philister . . . 86
August Restner (Rom): Aus dem Buche der Kunst und Literatur . . 100
Die Moral in der Politik und die englische Flotte 110
Dr. Benedetto Cirmeni, Mitglied der italienischen Deputiertenkammer: Italien und der Dreibund 141
Dr. Max R. Weinstein: Die moderne Atomisierung der Welt 147
Ministerialrat v. Völcker: Frankreichs Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 156
Prof. Dr. C. A. Ewald, Geh. Medizinalrat (Berlin): Ernährung, Nahrungsbedürfnis und Nahrungsversorgung im Frieden und im Krieg 171
Philipp Hiltebrandt (Rom): Italien und das europäische Gleichgewicht 183
Prof. Dr. Goebel (Breslau): Schmerzlose Operation mit und ohne Allgemeinnarkose 190
Prof. Dr. Lammasch: Die Wissenschaft und der Krieg 197
Wirkl. Geheimrat Dr. v. Koerner: Einige Bemerkungen zur Erneuerung unsrer Handelsverträge 203
M. v. Köller: Welchen Schaden haben die Franzosen von jeher Elsaß-Lothringen zugefügt? 208
Prof. Dr. Th. Niemeyer (Kiel): Echtes Völkerrecht 214
T. Galimberti (Rom): Die italienische Neutralität 219

Digitized by Google

Seite

Pindter, Kapitän zur See z. D.: Episode aus der Kreuzfahrt S. M. S. „Vineta" 1904/05. Den Erinnerungen nacherzählt 225
Arnold Sachse: Mehr Haushaltungsunterricht! 226
Der Winter als Feind aller Armeen, welche auf ihn nicht genügend vorbereitet sind 233
Demeter A. Sturdza, königlich rumänischer Ministerpräsident (†): Die Rumänen in der europäischen Völkergemeinschaft 235
Frankreich und Italien in Afrika 237
Archivrat Dr. J. Lulvès (Hannover): Die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich 1859/60 245
Die Neutralität Italiens — eine Enttäuschung? Von einem österreichischen Politiker 257
Prof. Dr. Rudolf v. Scala: Wissenschaft und Patriotismus 264
Dr. Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. D.: Zur Vorgeschichte der französischen Kriegserklärung im Jahre 1870 268
Bemerkungen zum ersten Kriegsquartal 288
Die militärische Bedeutung des Eintretens der Türkei in den Krieg gegen die Entente 293
Prof. Dr. Schiemann: Einige Gedanken über den Ursprung der englisch-französisch-russischen Koalition gegen Deutschland 296
Ministerialrat v. Völcker: Englands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 302
Bartholomäus v. Láuyi, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, k. ungarischer Justizminister a. D.: Die Bedeutung der serbischen Frage im Ursachenkomplex des Kriegsausbruches 321
Minister a. D. Dr. F. Klein, Geheimer Rat (Wien): Die Krise des Internationalismus 331
Der Raubzug der Japaner. Von einem früheren Diplomaten . . . 342
Dr. Franz Nagelschmidt (Berlin): Ueber die angeblichen Gefahren und die Fortschritte der Strahlenbehandlung 351
M. v. Köller: Die deutsche Gefahr 354
Dr. **Karl Goeser**: Friedrich List. Von Vaterland und Freiheit . . . 356

Berichte aus allen Wissenschaften

Physiologie und Hygiene. Sanitätsrat Dr. **H. Schlesinger** (Frankfurt a. M.): Das Wasser als Nährstoff 115

Kleine Revuen

Literarische Berichte 120. 239. 361
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 123. 243. 367

Digitized by Google

Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

Die wichtige Stellung, welche das Haus Hohenzollern in dem damaligen Fürsten Karl Anton und seinem Sohne Leopold, dem Erbprinzen von Hohenzollern, bei der Vorgeschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 eingenommen hat, ist hinlänglich bekannt und in meinem Buche: „Karl Anton Fürst von Hohenzollern“ [1]) ausführlich behandelt worden. Am 12. Juli 1870 hatte Karl Anton die spanische Thronkandidatur seines Sohnes, des Erbprinzen, in dessen Namen in einem Telegramm an den Marschall Prim zurückgezogen. Der Erbprinz weilte damals mit seiner Familie gerade in Reichenhall. Am 15. Juli kehrte der Erbprinz nach Sigmaringen zurück. Die Erbprinzessin blieb mit den Kindern vorläufig noch in Reichenhall. Fürst Karl Anton konnte zu seinem fast unerträglichen Leidwesen an dem Kriege gegen Frankreich wegen seines Beinleidens, das ihn an den Stuhl fesselte, nicht teilnehmen. Um so mehr brannte sein Sohn, nach Frankreich zu ziehen.

Erbprinz Leopold war nicht ausgesprochener Soldat, aber er besaß manche militärische Fähigkeit, die ihn sehr berechtigt hätte, im Heere zu stehen. Ich habe es von verschiedenen Seiten, die urteilsfähig waren, gehört, daß sie selten jemand gesehen, der es verstanden, sich so rasch im Manöverfeld zurechtzufinden wie Fürst Leopold. Sie hatten es oft selbst erfahren, daß Fürst Leopold, wenn er auch am Abend und auf einem ihm fremden Manöverfeld angekommen war, am folgenden Tage sich ohne Hilfe gut, sogar erstaunlich gut, zurechtfinden konnte. Daß ihm das im Deutsch-Französischen Kriege trefflich zustatten kam, liegt auf der Hand.

Erbprinz Leopold wurde der Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zugeteilt. Im nachfolgenden geben wir Briefe im Auszug, die Erbprinz Leopold an seine Gemahlin Antonia von Hohenzollern schrieb.

---

[1]) Zingeler, Karl Anton Fürst von Hohenzollern, Deutsche Verlags-Anstalt.

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Berlin, 18. Juli.

Ich bin von gestern früh 5 Uhr ununterbrochen bis diesen Mittag in der Eisenbahn gefahren; überall war das Weiterkommen außerordentlich erschwert wegen der ungeheuren Masse von Reisenden aller Stände, die aus den Bädern die Flucht ergreifen und in die Heimat zurückkehren. Alle Wagenabteile waren vollgepfropft, die Leute saßen sich auf dem Schoße. Von Schlafen keine Rede. Fritz[1]) ist wohl und munter, da er aber kein Bett hat, ging ich heute Abend ins Hotel.

*

Ludwigshafen, 29. Juli.

Heute mittag bin ich gegen 11 Uhr, nachdem ich 24 Stunden gefahren, glücklich hier angekommen und einquartiert worden. Der Erbgroßherzog von Weimar ist auch hier. Morgen früh wird nach Speyer weitermarschiert, um sich bei dem Stab der 3. Armee zu melden. In Bingerbrück brachten wir einige Stunden der Nacht im Bahnhof auf Stühlen zu, um morgen früh 5 Uhr weiterzufahren. Der hiesige Etappenkommandant ist ein Oberstleutnant v. Hirschfeld, der früher in Neiße Adjutant war und die Eltern gut kannte; wir haben viele Beziehungen ausgetauscht.

*

Speyer, 31. Juli.

Seit gestern Vormittag sind wir hier in Speyer, wo das Hauptquartier nach und nach zusammenkommt. Wir ritten von Mannheim in zwei Stunden hierher. Der Kronprinz kam gestern Vormittag von Karlsruhe mit Blumenthal[2]) hier an. Wie lange wir hier bleiben, ist mir unbekannt, doch wahrscheinlich nicht lange, da die Franzosen im langsamen Vorrücken begriffen sind und die nächsten Tage Gefechte oder eine Schlacht bringen werden. In Saarbrücken hat schon ein bedeutendes Gefecht stattgefunden: nähere Einzelheiten fehlen noch. Solange die Feldpost nicht eingerichtet ist, kann ich mich nur auf bekannte Tatsachen einlassen. Ins Hauptquartier, das sehr zahlreich wird, kommen noch Prinz Wilhelm von Württemberg, der gestern Abend eintraf, und Wilhelm von Baden, von bayrischer Seite ein Generalstabsoffizier, Ordonnanzoffizier des Königs; auch Onkel Ernst[3]) wird erwartet.

*

Speyer, 2. August.

Wir sind noch immer hier und führen bis jetzt eigentlich ein Schlaraffenleben. Ueberdies erfahren wir so gut wie gar nichts: es ist auch darauf aufmerksam gemacht worden, von Dislokationen und über Truppenbewegungen nichts zu sagen und zu schreiben. Das Hauptquartier ist sehr zahlreich und auch ziemlich beisammen. Die Stimmung der Bevölkerung hier ist eine sehr patriotische und für uns freundliche.

*

---

[1]) Fritz war der Bruder des Erbprinzen, cf. Zingeler a. a. O., S. 240 ff.

[2]) Ist der General v. Blumenthal.

[3]) Herzog von Koburg-Gotha.

Digitized by Google

Kapsweyer bei Weißenburg, 4. August.

Heute ist es endlich losgegangen! Gestern früh waren wir nach Landau und nächste Umgegend marschiert und rückten diesen Morgen schon um 5 Uhr über Bergzabern auf Weißenburg zu. Die bayrische Division Balmer hatte die Avantgarde vor Weißenburg seit einigen Tagen. Die Aufgabe war etwa folgende: die Bayern sollten suchen, sich in Besitz von Weißenburg zu setzen, das preußische V. Armeekorps (General v. Kirchbach) sollte auf St. Remy sich dirigieren, das XI. Korps sollte im Bierswald über die Lauter und General Werder sich in Besitz von Lauterburg setzen. Diesen Morgen gleich nach 9 Uhr begann die bayrische Artillerie das Gefecht. Das Wetter war trüb und es regnete stark. Nach etwa anderthalb Stunden, während denen die Bayern das Gefecht allein führten, rückte das V. Armeekorps ins Gefecht ein, eröffnete dasselbe gegen den Gaisberg, südlich von Weißenburg, wo die Franzosen eine glänzende Stellung hatten und setzte sich gegen 1 Uhr nach mörderischem Kampfe in Besitz desselben, während die Bayern um dieselbe Zeit Weißenburg einnahmen, das nur schwach verteidigt war. Uns gegenüber stand eine französische Division vom Korps Mac Mahon. 10 Bataillone, doch schwanken die Angaben noch. Leider sind viele Verluste, namentlich an Offizieren; das 7. Regiment verlor mehrere Stabsoffiziere. Graf Waldersee, Kommandeur des 5. Jägerbataillons, ist schwer verwundet. Um $1^1/_2$ Uhr waren wir im Besitz des Gaisbergs. General Douay, Kommandeur der französischen Division, ist tot, Kirchbach auf unsrer Seite verwundet. Geschlagen und gekämpft wurde mit großer Tapferkeit. Die Franzosen zogen sich überall zurück und ließen selbst ein ganzes Zeltlager im Stich. Gegen 600 Gefangene, darunter an 60 Turkos! Doch was für Elend und wieviel Blut und wieviel Tränen kostet solcher Erfolg! Furchtbar ist die Verantwortung desjenigen, der einen solchen Krieg heraufbeschwört! Unter den unverwundeten Gefangenen befanden sich über 20 französische Offiziere. Was uns morgen bevorsteht, weiß ich nicht. Mac Mahon soll noch bei Straßburg stehen. Von der 2. und 1. Armee weiß ich nichts, doch wird man jedenfalls in Verbindung mit ihnen bleiben.

Wir waren heute 9 Stunden zu Pferde, sind gründlich naß geworden, jetzt sind wir in einer elenden Dorfschenke einquartiert. Das Hauptquartier ist so groß, daß man deshalb weniger hört und erfährt wie 1866. Man muß sich öfters von der Suite des Kronprinzen trennen und auch selber für seine Verpflegung sorgen so gut es geht. Aber das ist vorläufig noch Nebensache, kann in Frankreich allerdings wichtig werden. Doch nun genug für heute, mir fallen die Augen zu.

*

Saulx, 6. August.

Seit gestern Mittag sind wir hier in Saulx, ungefähr 2 Meilen von Hagenau und 5 Stunden nördlich von Straßburg. Der gestrige Vormarsch wurde durch kein Gefecht aufgehalten. Das XI. Armeekorps hat jenseits von hier ein Biwak bezogen, die Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht Vater (bei dem Albert

Digitized by Google

Altenburg ist und den ich vor 2 Tagen bei Landau sah) war schon früh vorgerückt, muß aber ebenfalls auf größere feindliche Abteilungen gestoßen sein. Westlich von hier bei Wörth stehen einige französische Divisionen; ob sie zum Korps Mac Mahon gehören, habe ich noch nicht erfahren können. Heute oder morgen muß es zu einem Zusammenstoß kommen. Unsre Verluste sind bedeutend. Das V. Armeekorps hat 18 Offiziere tot und 29 verwundet, 720 Mann tot und verwundet, die bayrische Brigade Meilinger 3 Offiziere tot, 14 verwundet, 37 Mann tot und 230 verwundet. Vom XI. Armeekorps habe ich noch keine Zahlenangaben, wie überhaupt das Erfahren von Nachrichten sehr schwierig ist. Eben habe ich Fürst Wied gesprochen, der Herzog von Meiningen ist auch beim XI. Korps. Saulx ist ein freundlicher, von Höhen und Weinbergen umgebener Ort, das ganze Land ist ungemein fruchtbar, die Bewohner sprechen alle Deutsch.

*

Saulx, 7. August.

Nur einige Zeilen, da wir gestern nach achtstündigem schweren und leider sehr blutigen Kampfe glänzend gesiegt haben. 4 französische Divisionen, wie man sagt unter Mac Mahon und Truppen des Generals Failly, verteidigten den Ort Wörth und die dahinterliegenden sehr festen Höhen. Das V. Armeekorps griff in der Front, das XI. Armeekorps von Süden in des Feindes rechte Flanke und die Bayern in der linken Flanke an. Um Wörth selbst wurde mörderisch gekämpft, selbst die Einwohner sollen sich am Kampfe beteiligt haben, wenigstens habe ich 2 Kugeln in meiner Nähe pfeifen gehört, als ich schon nach Beendigung des Kampfes hereinritt.

Das Ergebnis des Sieges ist ein sehr glänzendes, 2 Adler, 30 Kanonen, 4 Mitrailleusen und 3- bis 4000 Gefangene aller Waffengattungen. Mac Mahon soll schwer verwundet sein, auch General Bose von uns ist es, und sehr viele Offiziere sind gefallen. Viel edles Blut ist geflossen. Unsre Offiziere sind herrlich in Mut, Pflichtgefühl und Aufopferung, ebenso die Leute. Gestern abend 10 Uhr kamen wir erst zurück; ich war sehr müde, war viel herumgeritten, hatte unsre Batterien feuern sehen und die Granaten ordentlich pfeifen hören, die eine platzte und schlug 20 Schritte von mir ein. Hoffentlich ist dem Krieg bald ein Ende gemacht! Die „Kölnische Zeitung" bekomme ich nicht, ich hätte sie so gerne.

*

11. August.

Wir sind gestern über den östlichen bewaldeten Kamm der Vogesen gerückt, ohne Widerstand zu treffen und haben heute vorläufig Ruhetag. Es führen mehrere sehr schöne Straßen über das Gebirge, von Norden angefangen von Niederbronn nach Bitsch, von Ingwiller nach Rohrbach und in die Nähe der kleinen Feste Lichtenberg, die vorgestern beschossen wurde, vorbei, dann eine dritte von Bouxwiller (Buschweiler) an Petite Pierre oder Lützelstein vorüber, ebenfalls eine kleine Festung und Städtchen, das aber von den Franzosen verlassen war mit Zurücklassung von 6 Kanonen, nach Saar-Union und endlich eine vierte

Digitized by Google

Straße nach Pfalzburg und nach Saarburg. Das Hauptquartier marschiert nach Lützelstein. Die Gegend ist sehr freundlich, die Berge nicht höher wie 600 bis 1000 Fuß, alle bewaldet. Das eigentliche Hauptquartier, die erste sog. Staffel, liegt in Petersbach. Wir, die wir zur zweiten gehören, erfahren weniger, sind in bezug auf Verpflegung auf uns selbst angewiesen. Seit gestern nachmittag regnet es beinahe ohne Unterbrechung, schlimm für die biwakierenden Truppen, die seit 8 bis 10 Tagen kein Quartier mehr gesehen haben.

Die Leute sind sehr neugierig, mich zu sehen, da die französischen Zeitungen meine Kandidatur als Ursache des Krieges dargestellt haben, doch bin ich bisher überall freundlich aufgenommen worden. Die Bevölkerung ist deutsch, teilweise evangelisch und gutmütig; später kann es unangenehmer werden. Wir haben Verbindung mit der 2. Armee seit gestern. Die „Kölnische Zeitung" fehlt noch immer. Eine große Schlacht steht uns gewiß bald bevor, möge dem Kriege dann ein Ende gemacht werden.

*

Saarburg, 13. August.

Heute sind wir nach Saarburg marschiert auf der Straße Straßburg—Paris. Man sagt, die Franzosen hätten die Mosellinie Nancy—Metz auch aufgegeben und zögen sich weiter zurück, vielleicht Châlons, vielleicht vor Paris, was aber jedenfalls den Feldzug sehr verlängern würde. Hier liege ich wieder mit Onkel Ernst im Quartier. Saarburg ist eine freundliche Stadt von 3500 Einwohnern; viel zu haben ist aber nicht mehr, da das XI. Korps und die Kavalleriedivision Prinz Albrecht schon durch sind.

*

Lunéville, 16. August.

Vorgestern hat ein Gefecht in der Nähe von Metz stattgefunden, wobei das VII. Korps und Divisionen des 1. und 9. gefochten haben. Die Franzosen wurden zurückgetrieben und zogen sich in die Festung. Wir haben wieder viele Leute verloren, nähere Einzelheiten fehlen noch. Morgen marschieren wir nach Nancy. Ich glaube noch immer an eine baldige Beendigung des Krieges. In Paris scheinen revolutionäre Umtriebe stattgefunden zu haben, so daß der Kaiser gegen zwei Feinde zu kämpfen hat. In den Städten hat er überhaupt keinen großen Anhang, dagegen in der Landbevölkerung.

*

Nancy, 18. August.

Heute hatten wir hier Ruhetag, da vermutlich zwischen Metz und Verdun eine Schlacht geliefert wird. Vorgestern hat schon ein sehr blutiges Gefecht südwestlich Metz bei Corzé zwischen dem III. Armeekorps und Teilen des VIII. und X. einerseits, sowie mehreren französischen Korps stattgefunden, wobei als Siegespreis von uns 2 Adler, 8 Geschütze und 3000 Gefangene gemacht wurden, doch ist die Nachricht noch nicht zuverlässig über die Zahl der Gefangenen. Morgen wird man wohl näheres über das heutige Treffen hören.

Nancy ist eine sehr hübsche Stadt und macht einen ganz großstädtischen

Digitized by Google

Eindruck, mit dem Platze Stanislas, seinen Palästen und mit seinen prachtvollen eisernen, vergoldeten Gittern. Es wetteifert mit den schönsten Plätzen. Das alte herzogliche Schloß ist jetzt Museum und besitzt die seltensten burgundischen Tapeten aus der Zeit Karls des Kühnen. Die rote Kapelle, wo die Herzöge von Lothringen begraben liegen, ist äußerst sehenswert.

Heute nacht lagen 1800 Bayern hier im Quartier. Ich bin beim Bischof einquartiert, einem sehr artigen Manne. Wir besuchen uns wechselseitig, aber ich esse mit den andern Kameraden in der Restauration, deren es gute hier gibt.

Morgen rücken wir weiter, wahrscheinlich kommt das Hauptquartier nach Gondourville bei Toul, eine Festung, die auch zerniert und beschossen werden muß.

*

Vouculeurs, 20. August.

Gestern haben wir Nancy verlassen. Um 7 Uhr morgens, überschritten in der Nähe von Toul die Mosel und kamen gegen $2^1/_2$ Uhr hier in Vouculeurs an. Es sind 6 Meilen, eine starke Leistung für die Pferde, da nur $^3/_4$ Stunden geruht wurde. Toul ist noch vom Feinde besetzt; es sollen etwa 5000 Mann und 70 Geschütze dort sein, weshalb es zerniert werden muß.

Ein großer Teil der französischen Armee ist in Metz, und die Straßen nach Verdun sind ihr abgeschnitten. Diese Truppen stehen unter dem Befehl von Bazaine, bei Châlons soll Canrobert stehen mit einem frischen Korps, den Resten des Korps Mac Mahon und 18 Mobilgardebataillonen, um dort noch ein neues Korps zu bilden. General Failly hat dieser Tage bei M. (?) ein Korps, um die römische Brigade und noch Truppen aus Algier heranzuziehen; es bleibt den Franzosen also immerhin noch eine bedeutende Anzahl Truppen. Dennoch müssen die Gefechte der letzten Tage ihre Zuversicht erschüttert haben, da wir überall Herren der Schlachtfelder blieben. Ueber die Verluste bin ich noch nicht ganz orientiert, sie sind sehr bedeutend. Das 1. Garderegiment verlor 40 Offiziere tot und verwundet, unter v. Kessel wurden 2 Pferde erschossen, Röder, der Kommandeur ist tot, Geylenburg und mehrere jüngere Offiziere tot. Näheres wird man heute erfahren, da der Kronprinz gestern beim König war. Heute haben wir hier Ruhetag, was den Pferden zu gönnen ist. Unser Gepäck kam erst gestern abend 8 Uhr hier an, nachdem es 13 Stunden unterwegs war. Vouculeurs ist ein freundliches Städchen am linken Ufer der Maas am Talrand gebaut, hat eine hübsche Kirche, aber sonst nichts Sehenswertes. Die 2800 Einwohner sind alle französisch.

*

Brabant le Roi, 27. August.

Gestern war es mir nicht mehr möglich zu schreiben, da wir erst spät ins Quartier kamen, getrennt von der sog. ersten Staffel des Hauptquartiers, und in einem elenden Dorfe liegen, trotz des klangvollen Namens, in dem ich mit dem Erbgroßherzog von Strelitz und seinem Begleiter, dem Oberst v. Gagern, in einem Bauernhäuschen einquartiert bin. Der Kronprinz liegt in Revigny, beide Orte etwas südlich der Straße von Bar le Duc nach Châlons. Heute

Digitized by Google

haben wir hier Ruhetag, da die Armee sich etwas nördlich schiebt. Nach den neuesten Nachrichten sollen die Franzosen von Reims wieder gegen Metz rücken, nähere Nachrichten fehlten noch gestern.

Gestern hatten wir wieder einen tüchtigen Regen auf dem Marsch, der Kronprinz fuhr, da er seit vorgestern nicht wohl ist und Cholerine hat — man muß sich jetzt überhaupt wegen des Magens sehr in acht nehmen —, doch ist der Gesundheitszustand der Truppen in Anbetracht der großen Anstrengung und der ungünstigen Obstzeit befriedigend, wirkliche Cholera ist noch nicht aufgetreten.

Die bayrischen Truppen sind diesen Morgen hier durch Württemberger abgelöst worden. Die Festung Vitry an der Marne, 2 Meilen westlich von hier, ist geräumt worden, und die 14. Husaren haben ein Bataillon Mobilgarden entwaffnet und gefangen.

Der Erbprinz von Strelitz ist sehr nett, einfach. Gestern bereiteten wir unser Mittagessen selber, kauften von unsrer Bäuerin ein Huhn, machten Suppe mit Fleischextrakt, einigen Kartoffeln, gelieferten Reis und bildeten uns ein sehr genügendes Mahl. Hier zu Lande sind die Leute ziemlich wohlhabend, haben Felder und Weinberge, etwas Vieh, das sie teilweise in den Wäldern versteckt haben, so daß man meist noch etwas finden kann. Dagegen in der Champagne, pouilleuse, wo wir jetzt hinkommen, ist eine menschenleere, arme Gegend, und man wird Mühe haben, sich zu nähren.

*

Termes, 29. August.

Heute bin ich hierhergekommen, sehr nah der feindlichen Aufstellung. Vielleicht stehen wir am Vorabend einer neuen Schlacht, wenn Mac Mahon nicht ausweicht und wir ihm nach müssen, was zu Hin- und Hermärschen veranlaßt und uns von der Route nach Paris abbringt. Die Kavallerie war schon in Châlons im Lager und bis vor Reims.

*

31. August.

Nur zwei Worte am späten Abend, da ich gestern 14 Stunden und heute 12 Stunden zu Pferde war und sehr müde bin.

Der gestrige Tag brachte ein Gefecht, an dem aber unsre Armee nur zum kleinsten Teil mitwirkte, außerdem hatten wir selber einen Platz, 1 Meile hinter dem Gefechte, welches bei ? stattfand und eigentlich nur in kurzem Geschützfeuer bestand. Dagegen war das I. bayrische Korps und die Armee von Albert von Sachsen, namentlich das IV. preußische Korps, länger und ernster beteiligt, besonders abends zwischen 6 und 8 Uhr fand ein heftiger Artilleriekampf statt bei Mouffar an der Maas, wobei das IV. Korps 11 Geschütze und 2000 Gefangene machte. Die Bayern hatten bei Beaumont gekämpft und 3 Geschütze sowie ein ganzes Zeltlager erobert. Die Franzosen sind stets schlecht unterrichtet, ihr Sicherheitsdienst ist ungenügend, und sie scheinen ihre Kavallerie nicht dazu zu verwenden.

Gestern abend kam unsre zweite Staffel in einen elenden Weiler, kein Quartier

Digitized by Google

war gemacht, und wir nächteten zu sechst in einer Stube. Ich hatte den ganzen Tag keinen warmen Bissen im Magen. Heute kämpft das bayrische I. Korps wieder beinahe den ganzen Tag bei Remilly, in der Nähe von Sedan. Wir rückten nach Malmy, ohne auf den Feind zu stoßen, und ich ritt von hier zu den Vorposten unseres XI. Korps auf die Höhen von Sedan und nach Donchery, von wo ich ganz Sedan und die ganze französische Armee zu Füßen hatte, die um die Mauern der Festung in zahlreichen Biwaks lagern; es mögen 2 bis 3 Korps sein, was auf morgen einen heißen Kampftag anzeigt, denn 1 Meile nordöstlich von Sedan ist die belgische Grenze, und wenn die Franzosen nicht dahin gedrängt werden wollen, so müssen sie sich durchschlagen. Wenn diese Zeilen in Deine Hände kommen, wirst Du durch die Zeitungen über den morgigen Tag unterrichtet sein. Es ist aber ganz interessant, vom Augenzeugen die Vorbereitung zu einem ernsten Zusammentreffen zu erfahren. Ich liege mit dem Prinzen Wilhelm von Württemberg in einem einsamen Hause bei Malmy. Der Kaiser soll dem gestrigen Gefecht beigewohnt haben, er muß in einer schrecklichen Stimmung sein.

*

Donchery, 2. September.

(Mit Bleistift auf Postkarte.) Gestern nach heißem Kampfe vor Sedan glänzender Sieg. Der Kaiser überreicht dem König seinen Degen. Die Festung kapituliert mit der gesamten vorhandenen Armee.

*

Donchery, 3. September.

Vorgestern und gestern waren große, ewig unvergeßliche Tage. Ich habe an Papa (den Fürsten Karl Anton) eben einige flüchtige Nachrichten darüber geschrieben und bin heute zu müde, um Dir viel weiteres mitteilen zu können.

Die Franzosen haben sich außerordentlich tapfer geschlagen, sie konnten aber unserm vortrefflichen Artilleriefeuer nicht widerstehen. Wie groß die Verluste sind, läßt sich vorläufig nicht feststellen; auf unsrer Seite sind sie geringer, wie in den vorhergehenden Gefechten. Fritz ist gottlob wohl und munter, Albert und Georg (von Sachsen) hoffte ich auch zu sehen, als wir gestern an dem sächsischen Biwak vorbeikamen. Es war aber stockfinster und regnete in Strömen. Niemand konnte ahnen, daß der König hart an den Wällen der Festung, wo noch 50000 Mann, teilweise noch bewaffnet, standen, auf bodenlosen, unbekannten Wegen mit ganz kleiner Kavallerieeskorte vorbeiritt.[1])

Eben kam der Kaiser unter meinem Fenster vorbeigefahren, und zahlreiche

[1]) Bei diesem nächtlichen Ritt spielte sich nachstehender Vorgang ab: Graf Bismarck, der auch im Gefolge des Königs ritt, sprach mit seiner Umgebung von der Ursache des Krieges und meinte u. a., der Erbprinz von Hohenzollern würde als König von Spanien bald auch sein Deutschtum vergessen haben. Da ertönte eine helle Stimme durch das Dunkel der Nacht: „Sie irren, Graf Bismarck! Der Erbprinz von Hohenzollern wäre immer, auch auf dem spanischen Throne seines deutschen Ursprungs bewußt geblieben.“ Bismarck hatte den Erbprinzen nicht gesehen.

Digitized by Google

große und kleine Wagen gaben ihm das Geleite; ich hörte, er gehe über die belgische Grenze nach Kassel; sehen konnte ich ihn nicht, da der Wagen geschlossen war. Es regnet heute und eben war ein kurzes, aber sehr heftiges Gewitter.

Den ganzen Tag ziehen Truppen vorüber, da, wie ich eben höre, der Befehl gegeben ist, auf Paris zu marschieren. Gestern hatten die Truppen Ruhetag auf den Schlachtfeldern, nachdem sie 8 bis 10 Tage ununterbrochen marschiert waren. Heute haben wir einen Ruhetag, was auch willkommen ist, da ich die letzten 4 Tage durchschnittlich 12 Stunden geritten bin.

*

Bei Reims, 5. September.

Gestern hatten wir einen starken Marsch von 5 Meilen von Donchery bis Attigny, heute wieder von letzterem Orte 4 Meilen bis hierher und ich gestehe, daß nach den denkwürdigen, großen Tagen die Abspannung sich fühlbar macht.

Morgen geht es nach Reims, nur noch 2 Meilen von hier, der alten französischen Krönungsstadt mit berühmter Kathedrale, wo wir einen oder zwei Ruhetage haben werden.

Der Kaiser ist mittlerweile bei oder gar durch Düsseldorf gekommen auf seiner Reise nach Wilhelmshöhe. In Paris scheint man nach einer gestrigen Depesche noch an die Fortsetzung zu denken, doch wird die ruhigere Ueberlegung der Herren dort das Wahnsinnige eines solchen Unternehmens wohl zur Ueberzeugung bringen, und ich glaube, daß schon in Reims Friedensunterhandlungen werden angeknüpft werden, obgleich viele an die Fortsetzung des Krieges denken.

Ich hoffe sehr, daß Papa zugezogen wird; noch gestern sprach ich mit dem Kronprinzen davon.[1]) Den König habe ich nicht mehr gesehen seit dem 2. September.

Wir sind nun in der eigentlichen Champagne, einer reizlosen und vegetationsarmen Kreidegegend mit wenig Terrainbewegung; das Wetter ist seit gestern wieder besser.

*

Reims, 7. September.

Heute bin ich mit meinen Gedanken und Wünschen viel bei Euch in Düsseldorf und möchte zu gerne dem teuren Papa meine Wünsche persönlich darbringen und ein paar gemütliche Stunden mit Euch verleben können; wer weiß, wie lange das noch dauern wird. (Fürst Karl Anton hatte am 7. September seinen Geburtstag.)

Jetzt, wo die Republik unter Rocheforts Präsidentschaft in Paris proklamiert zu sein scheint, ist allen Leidenschaften Tür und Tor geöffnet, und Frankreich

[1]) Fürst Karl Anton schrieb auf diesen Brief an seinen Sohn, den Erbprinzen: Auf eine Berufung ins Hauptquartier verzichte ich vollkommen, denn die Basis der Friedensverhandlungen wird bereits festgestellt sein, und da kann ich weder dafür noch dagegen etwas tun. Ich bin also vollkommen mit mir im Reinen, und es wäre mir nicht einmal lieb, im letzten Augenblick noch zu etwas hingezogen zu werden, was mit meiner Isolierung dahier zu übersetzen ist.

Digitized by Google

wird nicht eher zur Besinnung kommen, bevor wir nicht vor den Toren von Paris stehen.

Das Wetter ist so schlecht, daß wir wenig vom Ruhetag haben. Reims ist eine alte, unregelmäßige Stadt, außer dem herrlichen Dome, dem Rathaus, dem Platz Ludwig XV. und einigen Ueberbleibseln gibt es nicht viel Sehenswertes hier. Ich bin aber noch nicht ganz orientiert; es gibt viele alte vornehme Häuser mit hübschen Höfen und Fassaden im Stil Ludwigs XIII. Wir wohnen im Hause des Grafen Arevigny und des Herzogs von Mortemort, seines Schwiegersohnes.

*

Reims, 8. September.

Den König und den Kronprinzen habe ich seit 3 Tagen nicht mehr gesehen. Von Metz hat man neulich einen Ausfall gemacht, der mit Zurückwerfung Bazaines in die Festung endete. Man erwartet demnächst die Kapitulation dieses Teils der französischen Armee, ebenso die von Straßburg, die unter General v. Werders Leitung wohl etwas zu rücksichtslos bombardiert worden ist, da das Münster beschädigt, die Bibliothek und verschiedene wohltätige Anstalten abgebrannt sein sollen. Pfalzburg hat noch immer nicht kapituliert, obgleich die Stadt ein Aschenhaufen ist. Der Kommandant hat im Gegenteil neulich einen Ausfall gemacht. Von Toul habe ich nichts gehört, es wird aber demnächst bombardiert.

Heute habe ich die Kirche St. Remy besucht, die im Innern vielleicht noch schöner ist wie die Kathedrale. Sie stammt aus dem Uebergangsstil vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; das innere Mittelschiff macht einen imposanten Eindruck und ist teilweise uralt in seinen Glasgemälden. Die Details sind schön, aber namentlich der Totaleindruck ist sehenswert.

Gar oft denke ich jetzt an die Weinburg (ein fürstliches Besitztum bei Rheinegg am Bodensee) und an die Unbefangenheit und Ruhe jener Tage im Gegensatz zur Jetztzeit.

*

Bourfoult, 11. September.

Heute ist es Sonntag und nach langer Zeit der erste schöne Tag, sonnig und warm. Die hiesige Gegend erinnert mich durch ihre Weinberge, alten Nuß- und Obstbäume unwillkürlich an die Weinburg, obgleich die Gegend dort noch schöner ist, die Erinnerung an die früheren Zeiten, die wir dort verlebten, ruft den Gedanken wach.

Wir haben heute noch einen Ruhetag, um den Truppen, die bei Sedan geblieben waren, Zeit zum Nachrücken zu lassen; morgen rücken wir nach Montmirail, und in 8 Tagen sind wir voraussichtlich vor Paris.

Die Verluste der Franzosen bei Sedan wirst Du wohl schon gelesen haben; sie sind sehr groß: 3000 Tote, 14000 Verwundete, 21000 im freien Feld Gefangene und 83000 in der Festung entwaffnet, dabei noch 3000 nach Belgien Uebergetretene. An Geschützen 500 bis 600, darunter 67 Mitrailleusen sind in

Digitized by Google

unsre Hände gefallen. Eine Zusammenstellung unsrer Verluste habe ich noch nicht gesehen; sie sind jedenfalls nicht so bedeutend wie bei Wörth und Metz. Bei Paris muß man sich immer noch auf einen Kampf gefaßt machen. Hoffentlich ist es dann damit zu Ende. Wir müssen aber jetzt in Paris einziehen. Vor Anfang Oktober glaube ich nicht an unsre Rückkehr.

*

Coulommiert, 15. September.

Nur zwei Worte in Eile, um Dir zu sagen, daß wir nach einem sechsstündigen Marsche bei sehr schönem Wetter heute mittag nach 2 Uhr glücklich hier eingetroffen sind. Was der Gegend einen besonderen Reiz verleiht, sind die vielen Baumgruppen. Coulummiert ist ein Städtchen mit 5000 Seelen, nur 8 Meilen von Paris. Ich weiß noch nicht, wohin wir uns zunächst wenden, ob morgen wieder Ruhetag ist oder nicht, auch sonst kann ich Dir nichts über Kriegsereignisse mitteilen. Blumenthal ist heute im königlichen Hauptquartier, um Befehle zu holen.

In Belgien sind die Sympathien, hauptsächlich der Bevölkerung, den Franzosen zugewandt. Die preußischen Verwundeten wurden sehr schlecht empfangen.

*

Coulommiert, 16. September.

Morgen rücken wir nach Brie—Comt—Robert, wie es auf der Karte heißt, ein Marsch von 10 Stunden; wir sind dann nur 3 Meilen von Paris entfernt. Brie ist die Heimat des fromage de Brie, nördlich von Melun, der Station auf der Fontainebleauer Bahn. Morgen soll mit besonderer Sicherheitsmaßregel marschiert werden, da überall Franktireurs errichtet worden sind, und man in der Nähe der Hauptstadt immer darauf gefaßt sein muß, schlechtem Gesindel zu begegnen.

Heute ist der Kronprinz nach Meaux in das königliche Hauptquartier. Man sagt, daß Jules Favre dort sei; ich glaube wohl, daß schon verhandelt wird. Das wird aber den Marsch nach Paris und die Zernierung der Stadt nicht verhindern.

*

Corbeil, 18. September.

Wir sind eben hier angekommen. Corbeil liegt zwischen Paris und Melun an der Seine, über die wir auf einer Schiffbrücke marschiert sind, da ein Bogen der schönen steinernen Brücke gesprengt ist.

Morgen geht es wieder weiter, so daß die Zernierung von Paris bis morgen vollendet sein wird. Die Stadt scheint noch immer sich verteidigen zu wollen. Wie lange die Pariser aber eine solche Lage aushalten werden, ist eine andre Frage.

Die Gegend ist sehr freundlich, das milde Klima begünstigt die Vegetation, und die vielen Landsitze sind von den schönsten Gärten umgeben. Die meisten Landsitze sind verlassen, auch in den Ortschaften sind viele Leute fort. Heute wohne ich in einem ganz verlassenen Hause mit hübschem Garten, aber in häßlicher

Digitized by Google

Lage, in enger Straße mit langen hohen Mauern. Die Bayern haben gestern hier im Quartier gelegen. Sie schlagen sich gut, aber wo sie im Quartier gelegen haben, klagt man über sie.

Im Hauptquartier ist man sehr schweigsam über die Truppenbewegungen und selbst über das Ziel unsrer Märsche, daher kann ich auch nichts darüber berichten. Heute hörten wir auf dem Marsche fernen Kanonendonner, wahrscheinlich aus einem der feindlichen Forts von Paris.

*

Versailles, 20. September.

Einen Gruß von der zweiten Residenz der französischen Monarchie, wo wir soeben eingetroffen sind. Gestern bei Villeneuve sind wir wieder über die Seine zum dort biwakierenden VI. Korps geritten. Bei Antonie hatten wir den ersten Blick auf Paris, während die Höhen links von uns bei Chatillon nach ziemlich heftigem Kampfe den Franzosen durch eine Brigade des V. Korps und einem Teil des II. bayrischen entrissen wurde und sich die Bayern in den Besitz einer zwar provisorischen, aber sehr festen Verschanzung setzten. Die Nacht brachten wir in Palaiseou, einem größeren Dorfe südlich Versailles, zu. Ich war in einem, natürlich leeren, Mädchenpensionat sehr mäßig untergebracht. Der Ort war größtenteils von den Einwohnern verlassen; ganz ausgestorbene Orte passierten wir ebenfalls mehrere, was einen unheimlichen Eindruck machte. Diesen Morgen besuchten wir die Truppen bei Sceaux und besichtigten das genommene Erdwerk bei Chatillon. Man übersieht da ganz Paris zu seinen Füßen, das einen magischen Eindruck mit seinen Kuppeln, Türmen und seinen weißen Häusern macht. Es war ein bedeutungsvoller Moment, diese Weltstadt zu seinen Füßen zu sehen in dieser Situation. Die Forts von Issy, Montrouge und Vauvres sind keine halbe Meile entfernt von dem Punkte, auf dem wir standen, und deutlich zu sehen. Man schickte uns zum Gruße eine Granate, die über unsre Köpfe dahinsauste und etwa 500 Schritte hinter uns einschlug.

Der gestrige Kampfplatz zeigt immer noch manchen toten Franzosen und Preußen. Die Bayern sind schon begraben. Wir begaben uns längs des Waldes von Mundon hierher. Die großen Straßen sind hier in der Umgegend meilenweit unpassierbar, die alten Bäume längs der Landstraßen alle umgehauen und das Straßenpflaster aufgerissen, alles zu Barrikaden verwendet, die, wenn sie gut verteidigt werden, allerdings unserm Vorrücken große Hindernisse bereiten können. Zu Versailles hat die Nationalgarde mit unsern Truppen fraterniſiert und bei unserm Einrücken soeben waren Hunderte von Menschen auf den Beinen.

Der Kronprinz wohnt auf der Präfektur, beinahe alle andern im „Hotel des Reservoirs" beim Schlosse.

*

Versailles, 21. September.

Neues kann ich heute nicht berichten, nur ist ein ebenfalls neuerrichtetes großes Erdwerk bei Ville (?), östlich von Sceaux, diese Nacht von den Franzosen

Digitized by Google

geräumt und von den Bayern besetzt worden, so daß wir im Besitz zweier wichtiger und beherrschender Positionen sind. Wir haben nun heute ausgeruht, da die letzten Tage doch ermüdend waren. Das Wetter ist seit beinahe einer Woche wirklich wundervoll. Wir besahen uns die unvergleichlich großartigen Terrassen des Versailler Schlosses und diesen Nachmittag den großen und kleinen Trianon (zwei Lustschlösser im Park von Versailles, das eine von Ludwig XIV., das andre von Ludwig XV. für ihre Favoritinnen erbaut), wo man so recht an die Vergänglichkeit irdischer Größe erinnert wird. Ich hatte dieses alles noch nie im Schmucke des Laubes gesehen, das noch recht üppig ist.

Vorläufig werden wir wohl, wie mir scheint, die nächste Zeit hier zubringen und abwarten, was geschieht, obgleich man erzählt, Paris sei auf 2 Monate verproviantiert, so bin ich überzeugt, daß in 8 bis 10 Tagen eine Entscheidung eintrifft. Dem „Figaro" und seinen sauberen Genossen wird das Herz auch bald in die Hosen fallen; diese Zeitungen tragen viel Schuld an dem Unglück Frankreichs und repräsentieren die ganze Tiefe des Pariser Eigendünkels und seiner Frivolität.[1])

Den ganzen Tag über und auch letzte Nacht hörte man einzelne Schüsse aus verschiedenen Forts aus schweren Festungsgeschützen. Die Kanonade ist aber nicht lebhaft.

*

Versailles, 22. September.

Ich brachte den ganzen Morgen im Schlosse zu, dessen untere Räume zum Lazarett eingerichtet sind, ein herrliches Lazarett bei dem schönen Herbstwetter. Die sämtlichen Türen stehen auf und führen auf die großen, von Marmorfontänen und reichen Blumenparterren strahlende Terrasse, die Luft und Licht in Fülle hereinlassen. Diese Säle enthalten meist die Porträts der französischen Marschälle. Es ist so außerordentlich viel zu sehen, daß man Wochen dazu brauchen könnte.

Vor Paris nichts Neues. Von den Vorposten wurde berichtet, daß man gestern und heute nacht in Paris schießen gehört, auch Brände wurden bemerkt. Manche glauben, es wären Unruhen in der Stadt ausgebrochen.

Jules Favre, der vor 2 Tagen schon im königlichen Hauptquartier war, soll heute wieder hinkommen, und man spricht von Friedensvorschlägen. Mögen sie sich bewahrheiten und zur Ehre Deutschlands ausfallen! — Der Kronprinz ist heute ins königliche Hauptquartier; seit 2 Tagen habe ich niemand gesehen.

*

[1]) Der Fürst schrieb an seinen Sohn in bezug auf die französischen Zeitungskorrespondenten: Vom deutschen Enthusiasmus haben diese Leute nichts sehen wollen; sie sprechen nur von ihrem eignen Märtyrertum und lassen allenthalben die im Kriege leicht vorkommenden Schattenseiten hervortreten. Ob die allzu großmütige Freilassung der Repräsentanten der französischen Presse gut angebracht war, möchte doch zu bezweifeln sein. Die französische Presse bezweckt nur, Zwietracht in die deutsche Einigkeit zu säen. Von dankbarer Anerkennung ist bei diesen Leuten keine Rede.

Digitized by Google

Versailles, 23. September.

Ich komme soeben von St. Cloud zurück, wo ich mit drei Herren hingeritten war, da es seit heute Mittag von unsern Vorposten besetzt ist. Ich war an der Laterne des Diogenes, von wo aus man ganz Paris zu seinen Füßen hat. Ganz deutlich konnte man am jenseitigen Ufer der Seine Einzelne in geschlossenen Trupps marschieren sehen. Wir haben einige Posten bis an die Seine vorgeschoben, die sich aber ganz verdeckt aufstellen müssen, da sie gleich Feuer bekommen; auch auf dem Platz, wo dies obengenannte Türmchen steht, wird geschossen, sobald sich einer unvorsichtig auf die Terrasse wagt. Während ich da war, schossen unsre Soldaten neben mir auf einzelne französische Schützen.

Vormittags, d. h. schon vom frühesten Morgen an, hörten wir eine heftige Kanonade, die von den Forts des Bicêtère und Montrouge auf das VI. Armeekorps gerichtet, das sich zu nah an diese Forts herangewagt. Es schießt überhaupt den ganzen Tag und selbst nachts hin und wieder, doch ist das Feuer im allgemeinen schwach und tut auch keinen Schaden.

Die Gerüchte über Friedensunterhandlungen und deren Abbrechen sind so unsicher und widersprechend, daß ich Dich damit verschonen will.

*

Versailles, 25. September.

Ich glaube, wir müssen darauf gefaßt sein, längere Zeit hierzubleiben, und unter diesen Umständen können wir ganz zufrieden sein, Versailles als Hauptquartier zu haben, wo man gut wohnt und leben kann, und nebenbei die Annehmlichkeit hat, in dem herrlichen Schlosse etwas Kunst und viel Geschichte studieren zu können. Namentlich die Porträtgalerie ist unerschöpflich und enthält unter vielen mittelmäßigen auch manche vorzügliche alte Bilder. Unser Hotel ist das Stelldichein sämtlicher Offiziere, namentlich von der Kavallerie, aus der ganzen Umgegend. Alle Kavallerieregimenter der Armee beinahe sind vertreten, und vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht wird da gefrühstückt und zu Mittag gegessen. Sie kommen teils zu Pferde, teils in allen möglichen und unmöglichen zwei- und vierräderigen Gefähren, um sich hier einmal wieder satt zu essen, denn die kleineren Orte um Paris sind schon ganz aufgefressen.

Glücklicherweise ist Toul endlich gefallen, so daß unsre Eisenbahnverbindung frei wird, was in jeder Beziehung von großem Vorteil für uns ist.

Gestern war ich einmal wieder in St. Cloud auf dem Observationsposten und dann im Schloß, an welchem übrigens beide Eingänge durch Infanteriefeuer bestrichen worden. Es hat einen besonderen Reiz, bis in die äußersten Vorpostenlinie vorzukommen; ich habe lange durchs Fernglas auf Paris gesehen, das gestern schön beleuchtet und sehr deutlich zu sehen war. Wie mag es da drinnen aussehen? Von Verheerungen erblickt man übrigens wenig, nur unmittelbar. Um die Stadtmauer zieht sich eine etwa 600 Schritte breite, wüste Fläche herum. Das Bois de Boulogne selber prangt noch in recht frischem Grün.

Gestern nachmittag wurde eine von uns besetzte Schanze bei Sèvres hart

Digitized by Google

am Parke von St. Cloud heftig durch das Forts d'Issy beschossen; wir hörten jede Granate von unserm Standorte aus rasseln.

Heute war das Wetter herrlich, nur zu warm, so daß ein Wechsel droht. Das Schloß von St. Cloud ist doch die Perle all der Schlösser, macht aber einen düsteren Eindruck. All die herrlichen Gobelins sind entfernt, und die schwarzen Backsteinmauern gähnen aus den reichvergoldeten Rahmen hervor. Das Konseilzimmer des Kaisers ist unverändert; noch steht der grüne Tisch, an welchem am 19. Juli die für ihn so unheilvolle Kriegserklärung an Preußen erlassen worden. Auf dem Tisch lagen die bemalten Blätter der Uniformen des preußischen Heeres.

*

Versailles, 28. September.

Die große, eben eingetroffene Nachricht von der Kapitulation Straßburgs wird einen außerordentlichen Eindruck machen. Die Stadt hat sich heldenmäßig gehalten, und ich freue mich, daß ihr die Schrecknisse eines Sturmes erspart geblieben sind; wie mag es aber in der Stadt aussehen? Auch auf Paris wird die Nachricht gewaltig wirken! — Noch vor wenigen Tagen hatte Bismarck in seiner Unterredung mit Jules Favre als Basis eines Waffenstillstandes die Uebergabe von Straßburg, Metz und eines der Forts von Paris verlangt — allerdings nicht wenig — und Jules Favre durch Luftballon in ganz Frankreich verbreiten lassen, nie würde eine Stadt wie Straßburg kapitulieren.

Vorgestern war Parade in der Cour Royale des Versailler Schlosses und Verteilung des Eisernen Kreuzes durch den Kronprinzen an die Mannschaften der die Garnison bildenden 2 Regimenter, die sich besonders ausgezeichnet. So langweilig Paraden im allgemeinen sind, ebenso interessant war diese, ja, geschichtlich durch die Lage der Dinge. Der Kronprinz stand auf den Stufen des Denkmals Ludwigs XIV. Ein Hoch auf den König und den Kronprinzen schloß die Feier.

Nächster Tage wird wohl von Toul Belagerungsgeschütz eintreffen. Gestern sah ich den Prinzen Adalbert auf einer Rundfahrt um Paris begriffen, was sehr interessant sein muß.

*

Versailles, 1. Oktober.

Ich hatte eigentlich noch vor 3 Wochen geglaubt, wir würden den Oktober in der Weinburg oder am Genfersee zubringen können, alle froh vereint nach überstandenen Kriegsgefahren. Nun scheint es mir aber, daß vor Ende des Monats oder Anfang November an keine Rückkehr gedacht werden kann. Gestern früh, wie ich Dir von der Kanonade schrieb, fanden 2 Gefechte statt; das eine mit dem VI. Armeekorps bei Chevigny, das andre viel näher von hier bei Sèvres, wo die Franzosen gegen 4 Uhr morgens eine Kompagnie 5. Jäger überfielen, aber nach nicht langem Kampfe wieder zurückgingen, wobei mehrere in der Seine ertrunken sein sollen. Wir haben an 300 Mann und Offiziere, die Franzosen an 1000 Mann verloren. Wie ich hinreiten wollte, kam die Nachricht,

Digitized by Google

das Gefecht sei schon vorüber, doch war ein großer Teil der Garnison alarmiert und stand in Bereitschaft.

Gestern mittag ritten wir nach St. Germain; die Aussicht von der Terrasse, die ungefähr 2000 Schritte lang ist, gehört zu den lieblichsten und zugleich reichsten, die man sehen kann. Der schöne Wald, der an die Stadt stößt, ist noch so grün wie im Sommer. Wir begegneten in St. Germain dem Prinzen Albrecht Sohn, mit dem ich das Schloß noch einmal besah. Wir nahmen zusammen das Frühstück und tranken auf das Wohl der Königin, deren Geburtstag heute war, und ritten dann bei schönem Mondschein die $1^1/_2$ Meilen nach Versailles zurück. Die Straße ist von unsern Truppen ziemlich stark besetzt, was einesteils zur Sicherheit beiträgt, uns aber Aufenhalt verursachte, da wir kein Feldgeschrei und Losung hatten und die Posten uns anfangs nicht durchlassen wollten. Uebrigens ist diese Strenge durchaus geboten, da sich viel Gesindel herumtreibt, Franktireurs, die auf einzelne sofort schießen. Das Eiserne Kreuz ist schon viel verteilt worden. Onkel Ernst erhielt es wie der Großherzog von Weimar dafür, daß ihre Regimenter (d. h. frühere Kontingente) bei den Schlachten und Gefechten teilgenommen und sich ausgezeichnet haben.

*

Versailles, 5. Oktober.

Letzten Montag ritt ich auf der Ebene Sathory, einem großen Exerzier- und Manöverfeld in der Nähe von hier, wo eine Parade der Kavalleriedivision Rheinbaben stattfand. 4 Kürassier-, 2 Husaren-, 2 Ulanen- und 1 Dragonerregiment hatten Aufstellung. Die Parade sah wirklich schön aus. Der Kronprinz ritt die Front herunter, dann war Vorbeimarsch im Schritt und zum Schluß begrüßte der Kronprinz die Offiziere in seiner gewinnenden Weise.

Heute wird der König hier eintreffen; der Kronprinz hat seine Wohnung geräumt, damit das königliche Hauptquartier dort einzieht, und wohnt jetzt in einer Villa ganz am andern Ende der Stadt, eine halbe Stunde von unsrer Wohnung, was den Verkehr noch mehr erschwert. Das königliche Hauptquartier zählt 800 Köpfe und 1100 Pferde und wird natürlich alles sehr anfüllen.

Jetzt eben kanoniert es ganz gehörig nach Bougevall zu, es sind Feldgeschütze dem Schall nach, wahrscheinlich eine feindliche Rekognoszierung; es ist gar nicht weit von hier. Man muß wirklich durch diese Schüsse von Zeit zu Zeit daran erinnert werden, daß man im Kriege ist, so friedlich geht namentlich vormittags jeder in die Stadt seinen Geschäften nach. Jetzt wird übrigens auch mit schweren Geschützen vom Mont Valerien aus geschossen. Das Platzen der Granaten klingt ganz anders. In kurzer Zeit werden wir wieder bedeutenden Zuwachs erhalten, dadurch, daß Toul und Straßburg gefallen sind. Die Stimmung in Paris soll nach Aussage von Amerikanern, die man herausgelassen hat, doch nicht mehr so kriegerisch sein; ich glaube nicht, daß es sehr lange mehr dauern wird.

*

Digitized by Google

Versailles, 6. Oktober.

Gestern setzte ich mich zu Pferde und ritt in der Richtung, wo die Kanonade gewesen; denn sie hatte schon aufgehört. Auf der Straße nach St. Cloud begegneten mir einige Offiziere, die die Meldung brachten, es wäre nur eine Beschießung von Sèvres und Menton durch Kanonenboote gewesen. Diese Fahrzeuge haben bis jetzt noch keinen großen Schaden getan, sie beunruhigen nur und es ist ihnen nicht gut beizukommen. Nachts namentlich haben sie schon ein paarmal Granaten nach der Lanterne de Diogène geworfen, wo man jetzt nicht mehr hin kann. Ich machte dann noch einen Ritt in dem Walde zwischen hier und St. Cloud.

Zwischen 5 und 6 Uhr kam der König, vor und nach ihm der ganze enorme Troß der Prinzen, Ministerien und des Generalstabs, der Kronprinz war ihm entgegengefahren. Seine Majestät sah sehr wohl aus. Wir waren alle zum Empfange gegenwärtig. Der König wohnt in der Präfektur, wo bisher der Kronprinz gewohnt, einem mit äußerstem Luxus eingerichteten und ganz neuen und ausgedehnten Gebäude.

Leider ist heute der erste trübe Tag, seitdem wir hier sind. Es hat einen dichten Nebel. Es ist mir namentlich wegen des Königs leid, der solche Freude an der Natur hat. Um $^1/_2$2 Uhr sollen heute die Wasserkünste im Park produziert werden. Für unsre Vorposten war dies herrliche Wetter von 3 Wochen sehr günstig, doch zeigen sich gastrische und nervöse Störungen, die bei schlechtem Wetter leicht zunehmen könnten.

*

Versailles, 9. Oktober.

Vorgestern schoß der Mont Valerien 8 bis 10 Granaten auf unsre Vorposten und gleichzeitig machte seine Besatzung einen Ausfall, die sich jedoch bald zurückzog. Ich war zufälligerweise gerade nach Bougival geritten und sah teilweise die Expedition mit an. Von der Armee von Tours hört man nicht viel, sie hält jedenfalls nicht stand, da von der Tann 22 Bataillone, sehr viele Kavallerie und Artillerie hat. Die Bayern haben jetzt auch Mitrailleusen, die zwar nur 4 Läufe haben, aber immerwährend schießen.

Das Korps Werder, das von Straßburg hierhin kommandiert ist, ist bei Epinal auf feindliche Abteilungen gestoßen, die zahlreich waren; es sollen allein 5 Generale kommandiert haben, die aber nach kurzem Kampfe zurückgeworfen wurden. Von dem Ausfall von Bazaine aus Metz wirst Du schon gehört haben. Es wird wohl das letzte Lebenszeichen sein vor der Kapitulation.

Gestern war Sturm und Regen beinah den ganzen Tag, aber milde; heute ist es auch nicht sehr schön.

*

Versailles, 10. Oktober.

... Gestern dinierte ich bei dem Kronprinzen mit dem Könige und den beiden Erbgroßherzogen von Schwerin und Strelitz.

General von der Tann stieß bei Etampes auf einige feindliche Truppen,

Digitized by Google

die indessen nicht standhielten und nach kurzem Gefechte davonzogen, heute oder morgen rückt er in Orleans ein; dagegen wurde eine ganze Schwadron des 16. Husarenregiments nicht weit von hier von Franktireurs aufgehoben, nur 8 Mann und 2 Offiziere mit 11 Pferden sollen entkommen sein. Der ganze Ort wurde niedergebrannt. Es werden jetzt auch häufig Spione und Leute, die sich durch die Vorposten schleichen, eingebracht; es soll eine stete Wanderung aus Paris nach London durch solche Individuen unterhalten werden, nach den aufgefangenen Briefen ist die Stimmung noch sehr zuversichtlich in der Hauptstadt.

*

Versailles, 11. Oktober.

... Der Mont Valerien, Fort d'Issy und die Kanonenboote verschossen wieder etwas Munition. Leider ist Meudon arg zugerichtet, und es ist daher nicht mehr erlaubt, dorthin zu reiten, da bei der geringsten Bewegung in den Fenstern oder auf der Terrasse sogleich geschossen wird. Auch in St. Cloud soll das Schlafzimmer des Kaisers Napoleon gestern nachmittag beschossen worden sein, wahrscheinlich von den Kanonenbooten.

Gestern abend sah ich Wilhelm Wied, der mit dem XI. Armeekorps, welches zwischen unser V. und II. bayrische Korps eingeschoben wird, eingetroffen war. Das V. Korps rückt mehr links, da bisher die Gegend von Bougival bis Argenteuil von unsrer Seite nur schwach und beinah ausschließlich durch Kavallerie besetzt war, und sich öfters Leute von und nach Paris durchschleichen.

Gambetta soll per Luftballon aus Paris heraus sein; diese Art zu reisen kommt vielleicht in die Mode.

*

Versailles, 12. Oktober.

... Von hier wenig Neues. General von der Tann hat vorgestern diesseits des Forêt d'Orléans eine französische Division geschlagen, 3 Kanonen erbeutet, und unsre Kavallerie, 2. und 4. Division, hat die Flucht des Feindes vollständig gemacht, ebenso ist das Werdersche Korps auf seinem Marsche wieder mit feindlichen Truppen zusammengestoßen. Der Mont Valerien setzt seine Zerstörung des Schlosses von St. Cloud fort, ein ganz unnötiger Vandalismus.

*

Versailles, 13. Oktober.

... Gestern kam eine Depesche mit der guten Nachricht, daß General von der Tann nach lebhaftem Gefechte am 11. von des Morgens um 10 Uhr bis gegen Abend die Loirearmee geschlagen, Orleans mit Sturm genommen, einige Tausend Gefangene gemacht und verhältnismäßig geringe Verluste gehabt habe. Die Nachricht ist erfreulich und wichtig, denn sie kann dazu beitragen, den jetzigen Machthabern die Augen zu öffnen und den Frieden rascher herbeiführen.

*

Versailles, 14. Oktober.

... Seit gestern mittag brennt das Schloß von St. Cloud. Es ist sehr traurig! Dieses schöne, interessante Schloß mit allen möglichen Erinnerungen

Digitized by Google

verschwinden zu sehen. Ueber 60 Granaten sind in den letzten Tagen hineingeworfen worden, namentlich von den Kanonenbooten und Batterien, die im Bois de Boulogne errichtet sind. Es ist ein unnützer Vandalismus! Natürlich wird man uns die Zerstörung in die Schuhe schieben, aber man hat im Gegenteil das Schloß mit der äußersten Schonung behandelt, und nur die notwendigsten Räume zur Unterbringung der Mannschaften in Anspruch genommen.

Gestern abend war ich zum Tee beim König, nur eine kleine Gesellschaft. Prinz Luitpold (der spätere Prinzregent von Bayern) und Adalbert. Der König ist immer gleich einfach und herzlich.

Es scheint, daß die spanische Geschichte noch immer nicht ganz ruht, so sagt der König mir gestern abend, in den deutschen Zeitungen steht, daß man mit Deinem Papa unterhandle. Wenn er das Haus Braganza halten will, so glaube ich, daß er annehmen müßte, denn mit Portugal allein scheint es mir ziemlich unsicher für Louis und seine Kinder zu stehen. Beunruhige Dich aber nicht unnütz, da es gar nichts hilft, und diese spanische Geschichte jetzt gar nichts zu bedeuten hat.[1])

*

Versailles, 16. Oktober.

... Die spanische Angelegenheit hat sich diesmal darauf beschränkt, daß eine Anfrage an Graf Bismarck kam, ob der König im Falle meiner Wahl die Genehmigung dazu geben würde. Die Antwort darauf lautete, des Königs Name soll nicht mehr in dieser Angelegenheit genannt werden. Die Haltung der spanischen Regierung zu Anfang des Krieges sei nicht befriedigend gewesen. Der König hätte mir Freiheit der Entschließung gegeben. Weitere Schritte seien an mich zu richten.

Damit hat diese Episode vorläufig wohl ihr Ende erreicht; ich lasse mich auf keine Unterhandlungen ein.

Vorgestern nachmittag war ich in St. Cloud, traf gerade einen Moment, wo die Beschießung etwas pausierte. Das Schloß ist gänzlich ausgebrannt, es stehen nur noch die vier kahlen Mauern.

Viel hat nicht gerettet werden können, das Kostbarste ist glücklicherweise schon bei Beginn des Krieges entfernt worden, aber reizende Möbel, Kamine, Teppiche, Statuen, auch Bilder sind zugrunde gegangen. Die schöne Apollogalerie mit den berühmten Deckengemälden von Migard ist ausgebrannt. Es machte einen wehmütigen Eindruck.

Von Orleans keine neueren Nachrichten, in Bourges sollen aber viele Truppen stehen. Ebenso hat General Werder auf seinem Vormarsch den Feind in so starker Anzahl gefunden, daß er Halt gemacht. Man sieht, der Widerstand ist keineswegs ganz gebrochen, was auch nicht möglich ist, da Frankreich

---

[1]) Sowohl in dem Briefe vom 14. Oktober wie in dem vom 16. fällt die Kühle, fast Gleichgültigkeit auf, mit der der Erbprinz nunmehr die spanische Thronfolgefrage behandelt. Sie tritt noch öfter an ihn heran.

Digitized by Google

ein zu großes Land ist. Marschall Bazaine hat übrigens einen Generalstabsoffizier hierher gesandt, um mit dem Könige wegen einer Kapitulation zu unterhandeln. Wenn Metz sich übergibt, dann kann der Friede in kurzer Zeit geschlossen sein.

Am 15. machten die Franzosen einen Ausfall auf Bagneux, Chatillon, wobei die Bayern doch mehr als 300 Mann und 12 Offiziere verloren.

*

Versailles, 18. Oktober.

... Von einem Bombardement der Stadt ist keine Rede, vor 14 Tagen wird es nicht beginnen. Hoffentlich kann es Paris erspart bleiben, es wäre ein furchtbares Strafgericht, wenn Paris dasselbe Los wie Straßburg erwartete. Uebrigens erheben sich überall Franktireurs, und Frankreich hat noch über viele Männer zu gebieten. In Maintenon und an andern Orten sollen 25000 Mobilgarden zum Anmarsch auf hier bereit sein. Mit diesen Truppen wird man aber schnell fertig, denn sie haben nicht die Widerstandskraft der Armeetruppen.

*

Versailles, 19. Oktober.

... Prinz Luitpolds jüngster Sohn, der Bruder von Prinzeß Therese (Prinzeß Therese von Bayern, die viele Reisen zu naturforschenden Zwecken gemacht hat, ist die Tochter des früheren Prinzregenten Luitpold, Schwester des jetzigen Königs Ludwig III.), Prinz Arnulf war gestern abend, wo beim König Empfang war, ebenfalls da; er ist sehr nett, und wir haben uns angefreundet.

Von Paris sowohl wie von Orleans, Chartres nichts Neues gestern. Der erwartete Ausfall aus Paris fand nicht statt; man ist aber täglich darauf gefaßt. Vorgestern kam der Nuntius Chigi aus Paris hier an; es wird ihm dort wohl zu schwül geworden sein. Ich habe nicht erfahren, ob er viel Interessantes erzählt hat. Die Stimmung soll, so viel scheint gewiß, allmählich eine gedrückte werden, die Lebensmittel werden natürlich immer teurer, zu fehlen scheinen sie indessen nicht. Einige Wochen können sie es drinnen noch aushalten, ich glaube aber immer noch, daß die Vernunft vorher siegt.

*

Versailles, 29. Oktober.

... Gestern mittag wurde plötzlich Alarm geblasen. Man hörte eine anfangs dumpfe, dann immer heftiger werdende Kanonade in der Richtung auf den Mont Valerien. Ordonnanzen jagten durch die Straßen, alles war in Bewegung, und es war klar, daß die Franzosen einen Ausfall gemacht hatten. Wir eilten zu unserm Hauptquartier und ritten mit dem Kronprinzen und der ganzen Suite nach Beauregard auf eine Höhe von Bougival. Dort verteilte man sich und jeder versuchte, so gut es anging, das Gefecht zu sehen. Es spielte größtenteils im Wald und war durch zahlreiche Artillerie unterstützt. Gegen 2 Uhr hatte das Gefecht angefangen und nach 5 Uhr war es beendet. Leider haben wir ziemlich viele Verwundete, wohl an 250 bis 300 Mann. Die Franzosen sicher aber ebensoviel. Wozu nun dieses unnütze Blutvergießen, da doch kein

Digitized by Google

Zweck erreicht wird? Den Franzosen haben wir 2 Geschütze und 100 Gefangene abgenommen; sie waren wohl über 20000 Mann stark.

Gestern mittag, gerade während des Alarms, kam Geheimrat Abeken mit wichtigen Depeschen zu mir, die die spanische Angelegenheit wieder berühren. Ich habe nicht Zeit, heute alle Details mitzuteilen, ich konnte sie ja auch mir in Eile nur vorlesen lassen. Nur so viel, daß allerdings vom A(osta) die Rede ist, man aber zuerst noch einmal mich fragt; ich lasse mich auf gar keine Negotiationen ein.

*

Versailles, 26. Oktober.

... Dieser Tage wird Thiers im Hauptquartier erwartet; es würde mich interessieren, den alten Mann kennen zu lernen. Auch Madame Bazaine soll erscheinen. Gestern abend wiederholte sich das Nordlicht, nur in schwächerem Maße als das erstemal, wo es sehr stark war. Merkwürdige Erscheinung! — Am 25. Oktober schreibt der Erbprinz: Gestern abend war ein merkwürdiges, ganz großartiges Nordlicht. Nie habe ich ein ähnliches Schauspiel am Himmel gesehen, der bald blutrot mit weißlichen aufsteigenden Strahlen, bald bläulich-weiß erschien. Zwischen 8 und 9 Uhr abends war es wohl am schönsten.

*

Versailles, 27. Oktober.

... Soeben kommt die Nachricht von der Kapitulation von Metz und der Bazaineschen Armee, 150000 Mann und ein ungeheures Kriegsmaterial. Schon mehrere Tage waren solche Gerüchte in der Luft. Man sagte aber, Bazaine wolle bloß mit der Armee sich ergeben, aber nicht die Festung ausliefern. So ist der Erfolg viel größer, die Nachricht eine herrliche neue Siegesbotschaft, die sicher die Friedensverhandlungen näherrücken werden. Es ist beiden Ländern zu wünschen! Hier muß in den ausgeschossenen Gegenden und niedergebrannten, verwüsteten Ortschaften bald ein namenloses Elend ausbrechen, da der Winter vor der Tür ist. — Hier haben die Württemberger ein glückliches Gefecht bei Naugis, südöstlich von Paris, gehabt, wobei sie 300 Gefangene machten.

*

Versailles, 29. Oktober.

... Es war heute ein etwas besetzter Tag für mich. Nachdem Prinz Adalbert, der mich besuchte, fort war, empfing ich O'Sullivan, und darauf fuhr ich zum Kronprinzen, der heute nebst dem Prinzen Friedrich Karl Feldmarschall geworden ist. Um 4 Uhr war Diner beim König. O'Sullivan (Sir Arthur war englischer Komponist, den der Erbprinz in Lissabon hatte kennen gelernt) erzählte ganz interessant von Paris. Nach seiner Mitteilung sei die Stadt noch gut verproviantiert und die Bewohner zur energischen Verteidigung entschlossen, doch ist bekanntlich in einer so großen Stadt mit so heterogenen Elementen die Strömung jeden Tag eine andre. Wir sprachen dann auch über Spanien; er meinte, Dein Vater hätte die Wahl annehmen sollen; er habe ihm seinerzeit darüber geschrieben.

*

Digitized by Google

Versailles, 2. November.

... Die französischen Gardetruppen von Metz sollen noch gut und militärisch ausgesehen haben. Vom Fleckentyphus habe ich nichts gehört, dagegen der gewöhnliche Typhus herrscht bedeutend bei unsern dortigen Zernierungstruppen. Es sollen allein an 90 Offiziere dort gestorben sein. Der Gesundheitszustand wird sich aber jetzt bessern, sowie die Truppen marschieren.

Bei Dijon haben die Werderschen Truppen wieder ein siegreiches Gefecht gehabt und 500 Gefangene gemacht. Das Gefecht letzten Sonntag bei Le Bourget hat der Garde leider viel gekostet. An 30 Offiziere und über 1000 Mann sind tot und verwundet.

Auf unsrer Seite wird wieder viel geschossen; diese Nacht um 12 Uhr, wie ich mich eben zu Bett legen wollte, fing es an so stark und heftig zu kanonieren, daß die Fenster zitterten. Ich sah deutlich den Lichtschein der Schüsse vom Mont Valerien. Auch heute nachmittag schoß er sehr viel nach verschiedenen Richtungen. Es ist ein sehr rauher, schneidiger, kalter Nordwind, der erste kalte Tag hier.

*

Versailles, 4. November.

... Es ist recht kalt seit 2 Tagen, scharfer Nordostwind, aber heute scheint die Sonne, und es ist gesundes Wetter. Der Vorpostendienst wird von Tag zu Tag anstrengender, da an vielen exponierten Stellen die Leute sich oft stundenlang nicht ausruhen dürfen, wenn sie nicht totgeschossen werden wollen, überdies feuert der Mont Valerien und die Kanonenboote nach allen Richtungen, und die Geschosse, die die Leute scherzweise Zuckerhüte nennen wegen ihrer Form und Größe, fliegen ungeheuer weit.

Thiers ist noch hier, er hat lange mit Graf Bismarck verhandelt, was annehmen läßt, daß sie eine annehmbare Basis für Unterhandlungen wahrscheinlich in einem Waffenstillstand zunächst gefunden, doch sind das alles nur Vermutungen, und über den Inhalt des Gesprächs ist natürlich nichts bekannt.

Die Nachricht von der Kapitulation von Metz soll in Paris eine außerordentliche ungeheure Aufregung verursacht haben, man sagt, daß Trochu und Jules Favre selbst einige Stunden gefangen worden.

Nach Gerüchten soll in Paris seit 2 Tagen die rote Republik herrschen. Paris verteidigt sich bis jetzt gut; ich habe die feste Hoffnung, bis Weihnachten wieder bei Euch zu sein.

*

Versailles, 6. November.

... Gestern abend traf Albert Altenburg hier ein, um einige Tage hierzubleiben; er hat die interessanten Gefechte bei Tours, Artenay, Orleans mit der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht mitgemacht. Nächstens werden alle deutschen Fürsten hier versammelt sein, und wird das Leben dadurch zu sehr ein Hofleben, und der Charakter des Kriegslebens in Anspruchslosigkeit und Einfachheit, das etwas Gesundes hat, geht leider verloren.

*

Digitized by Google

Versailles, 8. November.

... Thiers ist gestern früh, wie man sagt, nach Tours abgereist, und es heißt, man hätte sich über keinen Waffenstillstand einigen können, also Fortsetzung des Krieges aufs Messer, trotzdem glauben unterrichtete Leute, daß in 14 Tagen Friedensunterhandlungen angeknüpft würden. Man muß sich wohl noch darauf gefaßt machen, daß die Armee in Paris einen Ausfall mit vereinten Kräften versucht, auf den, wenn er glücklich abgeschlagen wird, gewiß eine dem Frieden geneigte Stimmung eintreten wird, doch ist das nur Ansichtssache, und es ist besser, nicht davon zu sprechen.

Heute früh kam ein Zeitungsredakteur (Korrespondent), von Graf Solms geschickt, der, mit den spanischen Verhältnissen vertraut, ein großer Anhänger meiner Kandidatur ist. Er spricht ganz interessant, auch über französische Verhältnisse.

Nichts Neues, als daß Verdun gefallen ist, eine angenehme Nachricht, da dadurch eine neue Eisenbahnlinie frei wird.

Der Großherzog von Mecklenburg geht mit 2 Armeekorps nach dem Westen, ein hübsches Kommando. Es sammeln sich in jenen Gegenden größere Massen Mobilgarden, die, wenn auch zu schwach für einen großen Offensivstoß, doch unsern Rücken beunruhigen.

*

Versailles, 11. November.

... O'Sullivan ist auf Befehl Bismarcks aus Versailles gewiesen, mit der Anweisung, über Deutschland zu gehen. Ob man Kompromittierendes bei ihm gefunden, weiß ich natürlich nicht. Man ist in letzter Zeit sehr wachsam, wobei man, im allgemeinen gesagt, recht hat. Vorgestern hat bei Orleans ein mehrstündiges Gefecht stattgefunden, das jedoch nicht bedeutend war, worauf sich General von der Tann, seiner Instruktion gemäß, zurückzog.

*

Versailles, 14. November.

... Das Gefecht vom 9. bei Coulmiers zwischen dem I. bayrischen Korps von der Tann und der Loirearmee war doch sehr heftig und dauerte 7 Stunden, wobei die Bayern der dreifachen Uebermacht zu widerstehen hatten. Die Franzosen sollen übrigens mit großer Energie angegriffen haben; endlich zogen sich die Bayern zurück — man sagt, mit 800 bis 1000 Mann Verlust. Der Feind folgte aber nicht, jetzt mag er kommen, er findet eine gleiche Macht.

Stets schlechtes Wetter! Von Paris weiß man nur, daß die Friedenspartei sich rühre, und die Zeitungen sprechen sich im versöhnlichen Sinne aus, es ist das immerhin einigermaßen sympathisch.

*

Versailles, 15. November.

... Man fängt jetzt häufig Ballons, auf die man mit Wallbüchsen schießt, und sowie in dem Ballon ein Loch ist, entweicht das Gas und der Ballon sinkt;

Digitized by Google

dadurch wird man mit den neuesten Zeitungen und Briefen versehen. Man kann daraus erfahren, daß viele Stimmen für den Frieden laut werden, und man die Hoffnungslosigkeit des Kampfes einsieht, ob sie aber so bald schon durchdringen, ist eine andre Frage. (Fortsetzung folgt)

Abrechnung

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Wer in späteren Zeiten die diplomatische Geschichte des jetzigen Krieges schreiben wollte, wird sich wohl hüten müssen, die amtlichen Kundgebungen allein als Quelle zu benützen. Schon die Reihenfolge der Kriegserklärungen würde ein falsches Bild geben. So hat das Deutsche Reich bereits am 3. August erklärt, es betrachte sich als mit Rußland im Kriegszustande befindlich, da russische Truppen die deutschen Grenzen überschritten hätten. Erst drei Tage später erfolgte die Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Rußland „im Hinblick auf die drohende Haltung Rußlands in dem Konflikte zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien, sowie angesichts der Tatsache, daß Rußland infolge dieses Konfliktes nach einer Mitteilung des Berliner Kabinetts die Feindseligkeiten gegen Deutschland eröffnen zu sollen glaubte, und dieses sich somit im Kriegszustande mit der genannten Macht befinde". Aus einer bloßen Nebeneinanderstellung dieser Daten könnte man den Eindruck gewinnen, als ob Oesterreich-Ungarn eigentlich nur vermöge seines Bündnisses mit dem Deutschen Reiche Rußland den Krieg erklärt hätte. Dem ist aber nicht so.

Rußlands Politik während der letzten Jahre war derart von Feindseligkeiten gegen die Donaumonarchie erfüllt, sie setzte sich aus einer solchen Reihe zielbewußter Angriffe auf Oesterreichs Lebensbedingungen zusammen, daß es früher oder später zu einer Auseinandersetzung zwischen den beiden Mächten kommen mußte; es bedurfte dazu nur eines äußeren Anstoßes. Der Schuß, der am 28. Juni in Serajewo fiel, das Werk in Serbien großgezogener Mordbuben, brachte den Stein ins Rollen.

Seit Oesterreich-Ungarn auf Grund einer später freilich von den Petersburger Staatsmännern ignorierten formellen Vereinbarung mit der russischen Regierung sich in Bosnien festgesetzt hatte, hegte man in Rußland einen tiefen Groll gegen die benachbarte Monarchie, der, wenn er auch zeitweise unter der Oberfläche verschwand, doch immer wieder als Unterton durchzuhören war. Man erinnere sich der aufreizenden Reden des Generals Skobelew, des in einem russischen Blatte veröffentlichten Programms des Fürsten Swatopluk Mirski, der als das Ziel der russischen Politik die Vernichtung Oesterreich-Ungarns, den Sturz der Habsburger und die Einverleibung Galiziens und der Bukowina bezeichnete, nicht zu gedenken der ununterbrochenen Hetze der russischen nationalistischen Presse

Digitized by Google

gegen Oesterreich. Die unmittelbare Ursache dieses Grolles lag darin, daß Rußland in der Donaumonarchie das Haupthindernis auf dem Wege zu seinem Jahrhunderte alten Ziele, den Meerengen, erblickte, ein Ziel, das es nur mit Oesterreich oder gegen Oesterreich erreichen konnte. Um dahin zu gelangen, mußten zunächst die Türken zurückgedrängt und auf den Trümmern ihrer Herrschaft eine Reihe kleiner, schwacher Staaten geschaffen werden, die, solange sie ihren sog. Befreiern zu Willen waren, bei Rußland moralische und materielle Hilfe fanden, wenn sie sich aber von dem russischen Einflusse freimachen wollten, zerschmettert wurden. Der Battenberger, der hingemetzelte Stambulow, der arme Alexander von Serbien sind ebensoviele Merkzeichen des russischen Befreiungswerkes. Und noch heute arbeitet Rußland mit denselben Mitteln der Einschüchterung wie einst und je, hat sich doch der russische Vertreter in Sofia nicht gescheut, den bulgarischen Ministern mit dem Schicksale Stambulows zu drohen, falls sie den russischen „Ratschlägen" kein Gehör schenken sollten. Als die Türken im Jahre 1833 Rußland gegen Mehemed Ali zu Hilfe riefen, erhielt der russische Spezialgesandte Orlow den Auftrag, dem Sultan „die Ueberzeugung beizubringen, daß sein Schicksal allein von der großmütigen Hilfe des Zaren abhänge". Der Erfolg dieser Mission war der unglückliche Vertrag von Unkiar Iskelessi. Es ist dieselbe Melodie, nur mit einem andern Texte. Professor Mitrofanow hat in einem vor nicht langer Zeit in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichten, an Professor Delbrück gerichteten Briefe die Balkanpolitik Rußlands treffend gekennzeichnet. „Rußland," heißt es dort, „kann dem Schicksal der Balkanstaaten gegenüber nicht gleichgültig bleiben (man bemerke die Uebereinstimmung des Ausdruckes mit dem Telegramm des Zaren an Kaiser Wilhelm vom 29. Juli). Sie sind eine Rückendeckung gegen die Meerengen, und Rußland hat es zu viel Geld und Blut gekostet, um die Sache fallen zu lassen." Wenn es dessen noch bedurft hätte, läge in diesen wenigen Worten ein offenes Eingeständnis der Tatsache, daß die sog. Befreiung der Balkanvölker nicht Selbstzweck der russischen Balkanpolitik war, sondern nur Mittel zum Zwecke. Wie wenig Achtung übrigens Rußland vor fremdem Volkstume hegt und wie wenig es sich aus eingegangenen Verpflichtungen macht, es zu respektieren, zeigt das Beispiel von Polen und Finnland.

Als Werkzeuge der russischen Balkanpolitik wird eine besondere Art von Diplomaten großgezogen, die für solche Stellungen die nötigen Anlagen, die Fähigkeit zu skrupellosen Intrigen und das Geschick besitzen, zur rechten Zeit mit Zucker und Peitsche zu hantieren. Als Vorbild mag General Ignatiew dienen, den man den Vater der Lüge nannte und dem ein reicher Kindersegen beschieden zu sein scheint. Einige Namen werden genügen: Hitrowo, Tsarykow, Hartwig, eines der gefährlichsten Intriganten, des gegenwärtigen russischen Botschafters in Frankreich, Iswolski, nicht zu gedenken, dessen unlöschbarer Rachedurst für Buchlau nicht wenig dazu beigetragen hat, die Revancheidee in Frankreich immer wieder aufzupeitschen und wach zu erhalten.

Man konnte glauben, mit der Aufteilung fast des ganzen europäischen Be-

Digitized by Google

sitzes der Türkei unter die Balkanstaaten und der Verzichtleistung Oesterreich-Ungarns auf jeden Gebietszuwachs wäre das orientalische Problem seinem wesentlichen Inhalte nach gelöst und damit die nächstliegende Ursache zu Konflikten zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn beseitigt. Das wäre aber ein Irrtum gewesen, wie sich bald zeigte. Rußland begnügte sich nicht mit seinem Erfolge, es zielte auf die Schwächung Oesterreich-Ungarns, auf die Verringerung seines Länderbesitzes ab, indem es im Süden und im Norden an seinen Grenzen Feuer anlegte.

Seit dem auf so blutigem Wege erfolgten Wechsel der Dynastien auf dem serbischen Throne, insbesondere aber seit der Annexion Bosniens durch Oesterreich-Ungarn erfreut sich Serbien des besonderen Schutzes Rußlands. Daraus macht man kein Geheimnis mehr. In einem im September 1909 in der „Fortnightly Review" erschienenen Artikel, als dessen Inspirator Iswolski gilt und worin der russische Standpunkt in der kurz vorher zum Abschlusse gelangten diplomatischen Kampagne in schärfster Weise dargelegt war, hieß es wörtlich, Rußland mußte gegen das Projekt der Sandschakbahn Stellung nehmen, denn durch diese Bahn würde Serbien in zwei Hälften gespalten, und Serbien sei doch Rußlands Schützling. Serbien hatte sich damals den österreichischen Forderungen unterworfen, wohl weil sein Beschützer der diplomatischen Niederlage nicht auch eine solche auf dem Schlachtfelde folgen lassen wollte. Allein man blieb seitdem in Petersburg auf der Hut. Als während des Balkankrieges ein aktives Eingreifen Oesterreich-Ungarns befürchtet wurde, das ja in dem Balkanbündnisse ausdrücklich vorgesehen war, beruhigte man die russische Oeffentlichkeit mit einer in der offiziösen „Rossija" und in der „Nowoje Wremja" veröffentlichten Erklärung, die Behauptung, Oesterreich-Ungarn wolle Serbien erdrücken, sei unbegründet. Und nach der Entsendung des Prinzen Hohenlohe nach Petersburg im März 1913 fügte die russische Regierung dem vereinbarten Communiqué die Bemerkung hinzu, die gepflogenen Erörterungen hätten ergeben, daß Oesterreich keine aggressiven Absichten gegen seinen südslawischen Nachbar hege. Diese zärtliche Sorge um Serbiens Wohl und Wehe zeigte sich aber nicht bloß in Worten. So oft man an der Newa eine Schädigung serbischer Interessen oder gar einen Angriff auf sein Gebiet besorgte, erhob Rußland drohend den Finger, zog an der russischen Grenze Truppen zusammen und nötigte Oesterreich-Ungarn zu kostspieligen Gegenmaßregeln. So geschah es nach der Annexion Bosniens, dann wieder während des Balkankrieges und nun, sobald Oesterreich-Ungarn seinen Entschluß kundtat, sich ein für allemal vor den serbischen Treibereien Ruhe zu verschaffen, selbst auf die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Rußland hin.

Und weshalb erfreut sich Serbien des besonderen Schutzes Rußlands? So gut wie alle Welt, vielleicht noch besser, sind der russischen Regierung die Wühlereien Serbiens an unsrer südöstlichen Grenze bekannt. Eine großserbische Propaganda ist seit Jahren am Werke, deren offenkundiges Ziel die Losreißung Kroatiens und Bosniens von der Monarchie ist. Man hat nie davon gehört, daß Rußland diese Treibereien mißbilligt hätte. Sie erfreuen sich vielmehr

Digitized by Google

zweifellos seiner Zustimmung, denn Serbien arbeitet damit für Rußland, das es auf die Schwächung Oesterreichs, des Verbündeten Deutschlands, abgesehen hat. Dieses „schwache Land" hätte es gewiß nicht gewagt, die große Nachbarmonarchie fortgesetzt herauszufordern, wenn es nicht gewußt hätte, daß Rußland hinter ihm steht. Deshalb ist Rußland dafür verantwortlich, wenn Serbien die verdiente Züchtigung erhält.

Unter demselben Schlagworte des Schutzes über Slawen und Rechtgläubige, das der russischen Balkanpolitik zum Deckmantel dient, betreibt Rußland seit einiger Zeit eine lebhafte Wühlarbeit unter den österreichischen und ungarischen Ruthenen. Es ist vielleicht mehr als ein Zufall, daß diese Aktion zeitlich ungefähr mit den Erörterungen über die Sandschakbahn und die Entrevue von Reval zusammentrifft. Im Sommer 1908 fand in Prag eine allslawische Versammlung statt, auf der an Stelle des abgenutzten Panslawismus der Neoslawismus verkündigt wurde. Als russischer Abgesandter nahm an den Verhandlungen Graf Bobrinski teil, dessen Name damals zum ersten Male auftauchte. Nach Schluß des Kongresses bereiste Bobrinski die von Ruthenen bewohnten Gebiete Ostgaliziens und Oberungarns und legte dort den Grund zur Organisierung der russophilen Partei. Heimgekehrt, veröffentlicht er in den nationalistischen russischen Blättern zahlreiche Artikel, in denen zu Sammlungen für die „unglücklichen" Russen in Galizien aufgefordert wird, gründet eine große, seinen Zwecken dienende Tageszeitung „Prikarpatskaja Rus" und galizische Hilfsvereine in den russischen Städten. Wo sich in Ostgalizien eine Mittelschule befindet, entsteht ein Schülerheim mit russischer Umgangssprache, in russischen Priesterseminaren werden ruthenische Bauernsöhne zu Popen herangebildet, von russischen Archimandriten geweiht und zu russischen Propagandazwecken nach Galizien entsendet. Zweifellos wird gleichzeitig der Grundstein für die leider so erfolgreiche russische Spionage in Ostgalizien gelegt. Inzwischen hält man in Rußland von geistlichen und militärischen hohen Würdenträgern besuchte Versammlungen ab, in denen die furchtbaren Leiden der jenseits der Grenzen wohnenden Glaubensgenossen in den lebhaftesten Farben geschildert und Resolutionen beschlossen werden, die die Regierung auffordern, auf den Karpathen die russische Fahne aufzupflanzen. Zu spät erkannten leider die Behörden den Ernst der Lage. Den armen Opfern dieser Wühlarbeit wurde in Lemberg und Marmaros Szigeth der Prozeß gemacht, und sie müssen ihre Leichtgläubigkeit im Kerker büßen, während die wahrhaft Schuldigen frei ausgingen.

Weitaus bedauerlicher und gefährlicher waren die russischen Verführungskünste auf militärischem Gebiete. Seit Jahren wechseln mit auffallender Hast die Persönlichkeiten, welche am Wiener Hofe die Stelle eines russischen Militärattachés bekleiden. Mit allen Ehren aufgenommen und behandelt, die dem militärischen Vertrauensmanne ihres Souveräns gebühren, erblicken sie ihre Hauptaufgabe darin, geldbedürftige, gewissenlose Offiziere zum Treubruch, zum Verrat an ihrem Vaterlande zu verleiten, um, sobald die Sache auskommt, vom Schauplatze ihrer Tätigkeit zu verschwinden, die armen Verführten der verdienten

Digitized by Google

Strafe überlassend. Hochverrats- und Spionageprozesse sind so die traurigen Denkmäler russischer Politik in Oesterreich.

Dieser Zustand steter Bedrohung des inneren und äußeren Friedens der Donaumonarchie war auf die Dauer unerträglich; es mußte versucht werden, ihm ein Ende zu machen. Oesterreich-Ungarn sollte wieder wie in den Tagen der Babenberger und der ersten Habsburger die Ostmark sein, an der sich die Wellen slawischen Uebermutes brechen.

Zur Zeit, wo diese Zeilen in Druck gehen, Mitte September, dauert das blutige Ringen noch fort, das auf lange Zeit hinaus über die Geschicke Europas bestimmen soll. Was immer auch kommen mag, Oesterreich-Ungarn opfert nicht mutwillig das Blut seiner Söhne, es kämpft um sein Ansehen, seine Großmachtstellung, seinen Besitzstand.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Betrachtet man den vom Könige Carol durchschrittenen Lebensweg von dem Augenblick an, in welchem er den Entschluß faßte, die ihm vom rumänischen Volke angetragene Krone anzunehmen, so tritt ein durch sittliche Kraft getragener Wille heran, der mit Erreichen des ersten unmittelbaren Zieles nicht aufhört, sondern die Erfüllung weiterer höherer Aufgaben fordert.

Das durch ein erhöhtes Pflichtgefühl getragene Wirken hat dem Könige Carol eine hohe Stellung unter den Monarchen seiner Zeit verschafft, die nicht nur erhalten wurde, sondern zum Wohle und Gedeihen Rumäniens sich steigerte.

Auf den König Carol von Rumänien passen folgende Worte Schillers:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken."

Dies soll durch ein paar historische Denksteine — 1891, 1896, 1898, 1904 — bewiesen werden.

1891

Wem Rumänien es verdankt, daß es von Schicksalsschlägen und Wirren verschont geblieben ist, das ist dem Rumänenvolk tief ins Herz geschrieben, und klar und schön faßt das ein Schreiben Kaiser Wilhelms II. zusammen, worin dieser dem Könige Carol seine Glückwünsche zum 10./22. Mai 1891 ausspricht:

Digitized by Google

„Durchlauchtigster, großmächtigster Fürst,
Freundlich lieber Vetter und Bruder!

Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen seit jener Zeit, als Eure Majestät zuerst berufen wurden, die Regierung des rumänischen Staates zu übernehmen, und am 22. Mai dieses Jahrzehnts wird ein Jahrzehnt vergangen sein seit jenem denkwürdigen Tage, an welchem es Eurer Majestät vergönnt war, nach segensreicher, im Kriege und im Frieden erprobter Herrschaft, von dem einstimmigen Wunsche der rumänischen Nation getragen, die Königskrone für Rumänien und für Dero erhabenes Haus vom Altar des Herrn zu erhalten. Eurer Majestät weiser und tatkräftiger Regierung über ein hochbegabtes und tüchtiges Volk ist es zu verdanken, wenn Rumänien nach schweren Kämpfen zu einem vollberechtigten, angesehenen Gliede im Rate der Völker geworden ist, und wenn unter Eurer Majestät Zepter jeder Rumäne sich des stolzen Bewußtseins erfreuen kann, einem Staatswesen anzugehören, welches als Träger einer uralten Kultur die wohlwollenden Sympathien aller zivilisierten Nationen besitzt!

„Bei dem nahen Verwandtschaftsverhältnisse unsrer Häuser ist es mir ein Herzensbedürfnis, Eurer Majestät zu dieser freudigen Feier meinen warmen Glückwunsch und zugleich die Hoffnung auszusprechen, daß, ebenso wie die Bande unsrer persönlichen Freundschaft, auch die sicheren politischen Beziehungen Rumäniens zum Deutschen Reiche, wie sie seit Jahren unter der erleuchteten Regierung Eurer Majestät bestehen, auch für die kommende Zeit erhalten werden mögen.

„Eure Majestät werden mich zu Dank verbinden, wenn dieselben auch Ihrer Majestät der Königin, welche neben Eurer Majestät sich um die Pflege idealer und künstlerischer Bestrebungen, sowie um Bildung des rumänischen Volkes unvergängliche Verdienste erworben hat, meinen aufrichtigen Glückwunsch zu Füßen legen wollten.

„Zugleich ergreife ich diesen Anlaß, Eurer Majestät die Versicherung der vollkommensten Hochachtung und wahren Freundschaft zu erneuen, womit ich verbleibe

Eurer Majestät freundwilliger Vetter und Bruder
Wilhelm I. R."

„Schlitz, den 10. Mai 1891.

1896

Den 2./14. September 1896 begaben sich Seine Majestät der König Carol und Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Ferdinand, begleitet vom Ministerpräsidenten Demeter A. Sturdza, dem Kriegsminister General Budisteanu, dem Minister der öffentlichen Arbeiten C. Stoicescu und einem zahlreichen militärischen Gefolge, nach Orschova, um der Eröffnung des Donaukanals am Eisernen Tor beizuwohnen. Seine Majestät wird feierlich empfangen von den Behörden in Titu, Pitesti, Filiasch und Turnu-Severin.

Digitized by Google

Auf der Bahnstation zu Orschova wird Seine Majestät der König Carol am 3./15. September von Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef sehr warm und herzlich begrüßt. Es nahmen teil am Empfange der König Alexander von Serbien und der Erzherzog Josef.

Die Allerhöchsten Herrschaften besteigen das mit zahlreichen Fahnen und Blumenkränzen geschmückte Schiff „Franz Josef", umgeben von sämtlichen österreichischen und ungarischen Militär- und Zivilbehörden, sowie von den Suiten der Könige von Rumänien und Serbien, und fahren durch den ganzen Donaukanal am Eisernen Tor hin und zurück.

Bei dieser Gelegenheit hält Seine Majestät der Kaiser Franz Josef folgende Ansprache:

„En ce moment solennel, qui nous réunit pour fêter une grande œuvre d'utilité publique, Je suis heureux de souhaiter la bienvenue aux Souverains des deux pays, dont les deux rives, baignées par le Danube, symbolisent la communauté de nos intérêts.

„Les travaux confiés à l'Autriche-Hongrie par l'Aréopage Européen réuni à Berlin sont terminés. Les dernières entraves, qui s'opposaient à la libre circulation sur le parcours du grand fleuve, se trouvent écartées. Fier de la mission qui nous est échue, Je déclare la nouvelle voie ouverte, et, convaincu qu'elle donnera un puissant et salutaire essor au développement aussi pacifique que lucratif des rapports internationaux, Je bois au bonheur et à la prospérité de nos peuples!"

Des Abends wird in Mehadia eine Festtafel gehalten.

Seine Majestät der Kaiser Franz Josef hält folgenden Toast:

„Je bois à la santé de Mes Augustes Hôtes, le Roi de Roumanie et le Roi de Serbie. Je Les remercie d'avoir eu la bonté d'assister à la fête d'aujourd'hui. J'espère que les liens d'amitié qui M'unissent à Eux continueront comme les relations de bon voisinage entre nos Etats!"

Die Antwort Seiner Majestät des Königs Carol lautet wie folgt:

„Je suis profondément touché des paroles aimables de Votre Majesté et Je La prie de bien vouloir accepter Mes remerciments les plus vifs pour ce signe de bienveillance. J'ai répondu avec une joie sincère à l'invitation gracieuse de Votre Majesté d'assister à l'inauguration des travaux exécutés aux Portes de Fer, par lesquels les obstacles qui s'opposaient jusqu'à présent à la navigation du Danube ont été écartés à l'avantage des Etats Riverains.

„Le souvenir de cette belle fête me sera d'autant plus cher que cette fête mémorable M'a procuré le bonheur de féliciter Votre Majesté pour son arrivée aux frontières de Mon pays.

„Je fais des vœux pour que cette entrevue contribue à rendre encore plus intimes les liens d'amitié, aussi bien établis entre Nos Etats, et à assurer leur développement économique ainsi que leurs rapports commerciaux sur une base solide et durable.

Digitized by Google

„Dans cet espoir Je m'associe de tout cœur aux vœux chaleureux que les fidèles sujets de Votre Majesté font sans cesse pour Son Auguste Personne et la Maison Impériale, ainsi qu'à leur cri, qui doit aujourd'hui retentir des Alpes jusqu'à la Mer Noire:

„Vive Sa Majesté l'Empereur d'Autriche et Roi de Hongrie!

„Vive Sa Majesté l'Impératrice et Reine!"

Am 4./16. September langen der König Carol und der Kronprinz Ferdinand um 9 Uhr morgens in Craiova an, wo dieselben den Kaiser Franz Josef erwarten.

Am nämlichen Tage überschreitet der Kaiser Franz Josef die Grenze Rumäniens in Vârcerova. Er wird dort vom Ministerpräsidenten Demeter A. Sturdza im Namen des Königs Carol begrüßt. Der Kaiser ist von seinem ganzen Zivil- und Militärhofstaate begleitet: vom Grafen A. Goluchowski von Goluchowo, Minister des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses, vom Baron v. Aehrenthal, kaiserlichem Gesandten in Rumänien, dem Legationssekretär Grafen Thurn-Valsassina, dem Attaché v. Szillasy und dem Militärattaché Grafen Stürgh, von dem General der Kavallerie und Generaladjutanten Grafen Paar, von dem Feldzeugmeister Generalstabschef der österreichischen Armee Baron v. Beck, von dem Feldmarschalleutnant Bolfras von Ahnenburg, Chef der Militärkanzlei, von dem kaiserlichen Adjutanten Oberstleutnant Somogyi Gyöngyös und Oberstleutnant Pollak v. Klumberg.

Der Kaiser wird vom König in Craiova herzlich begrüßt. Der Bürgermeister der Stadt wird vorgestellt und präsentiert das heimische Brot und Salz.

Von Craiova bis Bukarest fahren die Allerhöchsten Herrschaften in einem Hofzuge und werden in Statina und Pitesti vom Volke und den Truppen enthusiastisch empfangen.

Der Hofzug kommt um $3^1/_2$ Uhr nachmittags in Bukarest an, wo Ihre Majestäten von Ihrer Majestät der Königin, Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin, Seiner Königlichen Hoheit dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha empfangen werden. Der Bürgermeister von Bukarest reicht mit einer kurzen Anrede das Brot und Salz. Vom Bahnhof bis zum Palais sind die Truppen im Spalier aufgestellt.

Um 5 Uhr langen die Majestäten im königlichen Palais, wo die gegenseitigen Vorstellungen stattfinden, an.

Seine Majestät der Kaiser macht seine Aufwartung Ihrer Majestät der Königin. Der Kaiser reicht der Königin die goldene, mit Brillanten geschmückte Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Um $5^1/_2$ Uhr geht der Kaiser in die österreichisch-ungarische Gesandtschaft, wo das Diplomatische Korps und die österreichisch-ungarische Kolonie vorgestellt werden.

Abends ist im Palais ein großes Festmahl von 120 Personen.

Seine Majestät der König Carol hält folgende Anrede:

„Votre Majesté me permettra d'exprimer Notre profonde reconnais-

Digitized by Google

sance pour l'auguste visite qu'Elle a bien voulu Nous faire. L'enthousiasme avec lequel la Capitale de la Roumanie a reçu Votre Majesté a eu un refrain unanime dans tout le pays, qui est fier de l'amitié dont Votre Majesté l'honore.

„La présence de Votre Majesté parmi Nous est une véritable fête nationale et exhausse d'une manière brillante la valeur que Votre Majesté attribue au jeune Royaume du Bas-Danube, qui regarde avec confiance l'avenir, grâce aux bons rapports établis entre Nos Etats. Nous prions la Providence de donner à Votre Majesté encore un long et paisible règne, non seulement pour le bonheur de Son puissant Empire, mais aussi pour Nous, qui avons pour Votre Majesté la plus profonde vénération et dont nous admirons la Haute Sagesse."

Seine Majestät der Kaiser antwortet:

„Je remercie Votre Majesté pour les paroles bienveillantes qu'Elle M'a adressées. Je suis heureux de pouvoir renouveler à Votre Majesté les assurances de Ma sincère et inaltérable amitié, me trouvant dans Votre riche et beau pays que la Haute Sagesse de Votre Majesté a conduit dans la voie du progrès, et dont Elle a assuré l'importance parmi les Etats Européens. Je bois à la santé de Votre Majesté, de Sa Majesté la Reine et de la Famille Royale."

Den 5./17. September fahren Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestäten der König und die Königin um $8^1/_2$ Uhr morgens nach Cotroceni, wo sie von Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Rumänien empfangen werden.

Um 9 Uhr hält Seine Majestät der König vor Seiner Majestät dem Kaiser in Cotroceni große Revue über die Truppen des II. Armeekorps — 22 000 Mann Infanterie, 3000 Mann Kavallerie und 106 Kanonen.

Um $11^3/_4$ Uhr nehmen die Allerhöchsten Herrschaften das Frühstück in Cotroceni, an dem 50 Personen teilnehmen.

Um 1 Uhr nachmittags besuchen Ihre Majestäten der Kaiser und der König mit Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin sowie mit dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha das Fort von Chitila.

Um $2^1/_2$ Uhr fahren die Souveräne und ihr Gefolge nach Sinaia, wo dieselben um $5^1/_2$ Uhr abends ankommen, nachdem sie in Buda und Cumpina vom Volke feierlich empfangen wurden.

Um $7^1/_2$ Uhr abends ist Abendtafel im Kastell Peleſch.

Den 6./18. September um $8^1/_2$ Uhr morgens fahren Ihre Majestäten und Königlichen Hoheiten samt Gefolge nach Buschteni. Um 11 Uhr gelangt man zum ersten Wasserfall, und dann geht man zu Fuß nach der Poiana Stânei, wo um 1 Uhr unter einem schön geschmückten Laubzelt das Frühstück genommen wird, an dem 30 Personen teilnehmen.

Nach dem Frühstück führt der König seinen hohen Gast auf die Spitze eines

Digitized by Google

terrassenförmig sich erhebenden Felsens, von wo sich eine großartige Aussicht auf das Hochgebirge des Buceci eröffnet.

Seine Majestät der König Carol bittet Seine Majestät den Kaiser Franz Josef, diesem Felsen den Namen Franz-Josef-Felsen zu geben, als ein bleibendes Denkmal des schönen und unvergeßlichen Tages, an dem Seine Majestät der Kaiser Sinaia besucht hat.

Nicht weit von diesem Platze ließ König Carol auf einem hohen glatten Felsen eine bronzene Tafel aufstellen. In der Mitte derselben sieht man den Reliefkopf des Kaisers Franz Josef, nach rechts gewendet, und diesem gegenüber die Reliefköpfe der Königin und des Königs. Unten sind die geschlungenen Hände der beiden Monarchen mit den Landeswappen. Oben liest man folgende lateinische Inschrift:

„Quod Franciscus Josephus Imp. Austriae Rex Ungariae et Carolus I Rex Romaniae et Regina Elisabetha Anno 1896 Die 18/30 Mens. Septemb. Huc una se contulerunt. Uti ad Posteros Rei Memoria Permaneret Carolus Rex Monumentum Constitui Jussit Anno Regni XXX."

Um 4½ Uhr nahmen Ihre Majestäten den Tee im kronprinzlichen Schlosse Foisor, und um 7 Uhr wurde im Kastell Pelesch gespeist. Der Abend endigte mit einer musikalischen Aufführung.

Um 10 Uhr in der Nacht verabschiedet sich Seine Majestät der Kaiser von Ihren Majestäten dem Könige und der Königin sowie vom Kronprinzen und der Kronprinzessin und dankt herzlich für den schönen Empfang, der ihm vom König in Rumänien bereitet wurde, und versicherte, daß diese schönen Tage ihm unvergeßlich bleiben werden.

(Fortsetzung folgt)

Von Krieg und Politik

Von

Prof. Dr. Schiemann

Der Korrespondent einer italienischen Zeitung, der sich in Berlin aufgehalten hat, während die siegreichen Kämpfe unsrer Truppen in Ost und West ihren Höhepunkt erreicht zu haben schienen — sie sind aber seither durch neue siegreiche Schlachten fast in den Schatten gestellt worden —, sucht seinen Lesern ein Bild der Physiognomie von Berlin in diesen Tagen zu entwerfen. Was den größten Eindruck auf ihn gemacht hat, ist der Ausdruck innerer Glückseligkeit, der aus den Gesichtern der sich durch die Straßen drängenden Massen spricht, und der nirgends sprechender zum Ausdruck kommt als in dem frohen Lächeln, das auf den Lippen der einberufenen Landwehrleute spielt. Das ist in der Tat so, und wir haben alle Tage Gelegenheit, uns aufs neue daran zu

Digitized by Google

erheben. In der Untergrundbahn, wo die Frau mit ihren zwei Kleinen, im Feierkleide, ihrem ins Feld ziehenden Manne das Geleite gibt — es sind offenbar kleine Besitzer irgend woher vom Lande —, in den Reihen der zum Einkleiden geführten Reservisten, in den leuchtenden Augen der einberufenen Kadetten, überall ist es dasselbe Bild: die Freude, für das Vaterland ihr Leben einsetzen zu können, schwebt gleichsam wie eine Strahlenkrone über ihnen. Die Gewißheit, für ein hohes Ziel einzutreten, einer Welt von Feinden gegenüber, gibt ihrer Seele den Schwung, der sie hoch emporhebt über die Bedenken, die das Alltagsleben beherrschen: es ist eine Gott und dem Vaterlande geweihte Schar. Sie blickt zu ihrem Kaiser empor, der nicht nur selbst auf dem Schlachtfelde und im Rat seiner Generale und Staatsmänner seines verantwortungsreichen Kaiseramtes waltet, sondern auch seine sechs Söhne, keinen ausgenommen, teilnehmen läßt an allen Fährlichkeiten und Beschwerden des Krieges. Das alles ist so noch niemals dagewesen, selbst 1870 verblaßt vor der Wirklichkeit von 1914. Es ist undenkbar, daß diese Gesinnung und dieser Heldenmut nicht schließlich durch einen glorreichen Erfolg gekrönt werden sollte. — Nun ist uns auch die schwere Sorge genommen, die das Einrücken der mordbrennerischen Scharen Rußlands in die offenen Grenzen Ostpreußens brachte. Bei Hohenstein, Tannenberg und Ortelsburg haben wir der russischen Uebermacht die vernichtende Niederlage beigebracht und 90000 unverwundete Russen in Kriegsgefangenschaft geschickt. Auch das ein Erfolg, der in der Kriegsgeschichte seinesgleichen nicht hat. Wir glauben aber mit voller Sicherheit vorhersagen zu können, daß, wenn diese Zeilen unsern Lesern zu Augen kommen, der letzte Russe den Boden Ostpreußens geräumt haben wird, und daß fortan, wie im Westen, der weitere Kampf in Feindesland und auf Feindeskosten geführt werden wird. Inzwischen haben unsre tapferen Bundesgenossen von der österreichisch-ungarischen Armee in wochenlangem Ringen den Russen in Galizien eine Niederlage nach der andern beigebracht, und wenn sie jetzt in ihrem Zentrum das offene Lemberg den Russen gelassen haben, glauben wir im Geiste bereits den Zeitpunkt zu erkennen, da die geschlagenen russischen Truppen in Eile ihren Rückzug antreten. Dort wie in Preußen sind es ihre Eliteregimenter, die sich verblutet oder ergeben haben. Wir wollen sehen, was sie weiter ins Feld schicken werden.

Im Westen hat uns jeder Tag buchstäblich mindestens eine Siegesnachricht gebracht. Schon ist Paris bedroht, Reims gefallen und neue große Ereignisse bereiten sich östlich von Paris vor. Es ist ein Wetteifer an Heldenmut, taktischer und strategischer Umsicht und Kühnheit. Man kann aber wohl sagen, daß kein Erfolg so sehr Freude erregte, wie die Niederlagen der Engländer bei Maubeuge und St. Quentin am 28. August. Die englische Kavalleriebrigade, die dort die Wucht deutscher Hiebe kennen lernte, bestand aus den vornehmsten und auserlesensten Regimentern, die England besitzt, es war der Stolz der Nation, der in wilder Flucht Rettung suchte, und nur wenige von ihnen haben eine Zuflucht in Maubeuge gefunden, dessen Kapitulation uns jetzt 40000 Feinde entwaffnet hat. Gegen England aber und gegen Rußland richtet

Digitized by Google

sich zumeist der grimmige Zorn unsers Volkes. Haßt man an Rußland die Barbarei und die orientalische Treulosigkeit, so an England die bodenlose Heuchelei seiner politischen Führer und den Zynismus, mit dem die gesamte Nation sich über die Bestimmungen des Völkerrechts hinwegsetzt, an deren Fassung die edelsten Denker aller Zeiten ihre Lebensarbeit gesetzt haben. Man weiß wirklich nicht, wem von den drei Urhebern dieses Weltkrieges die Palme gebührt: Sir Edward Grey, Raymond Poincaré oder Iswolski? Gemeinsam allen dreien ist die bodenlose Unwahrhaftigkeit ihrer politischen Kundgebungen. In der vortrefflichen, von Paul Rohrbach und Ernst Jäckh geleiteten Wochenschrift „Das größere Deutschland" ist in wortgetreuer Uebersetzung die Rede wiedergegeben, durch welche Sir Edward Grey dem englischen Unterhause seine Politik als die gerechte und zugleich als die für England vorteilhafte zu insinuieren bemüht war. Er hat rauschenden Beifall gefunden, und die englische Nation hat die Blutschuld dieses Krieges auf ihr Haupt und auf das ihrer Kinder genommen. Seither sind durch die Veröffentlichungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" seine Ausführungen Punkt für Punkt Lügen gestraft worden. Nichts von ihnen ist bestehen geblieben. Aber der Premierminister Asquith, die Führer der Opposition, Bonar Law und Balfour, halten an den unwahren Thesen Greys fest, und ihnen folgt die Nation. Die jüngsten Stürme im Unterhause wurden nicht durch Meinungsverschiedenheiten über die Kriegsfrage, sondern durch den Streit über Homerule hervorgerufen, das Balfour kurzerhand ad calendas graecas zu vertagen dachte. Redmond, der sein falsches Spiel weiterführt, und die irischen Nationalisten opponierten, Asquith suchte zu vermitteln, aber das Fazit wird doch sein, daß Homerule zu einem Schemen zusammenschrumpfen wird. Erst die Niederlage Englands wird eine Lösung bringen.

Das Beste, was zur Aufklärung über Ursprung und Motive des Krieges veröffentlicht worden ist, finden wir in der Mitteilung, die der Reichskanzler im Auftrage Seiner Majestät den beiden großen amerikanischen Preßvereinen, der „United Preß" und der „Associated Preß" hat zugehen lassen. Da ist kein Wort zu wenig und kein Wort zu viel; es spricht die zwingende Stimme der Wahrheit, die, wenn sie gehört wird, das ganze Netz der Lügen, mit der man uns umsponnen hat, zerreißen müßte, vorausgesetzt, daß überhaupt der Wille vorhanden ist, die Wahrheit kennen zu lernen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in allen englischen Kolonien und Dependenzen ist seit mehr als einem Jahrzehnt die Presse von England aus so sehr zu antideutscher Auffassung aller politischen Fragen erzogen worden, daß allerdings eine sittliche Anstrengung dazu gehört, sich von diesem Bann freizumachen. Wir verkennen nicht, daß hier ein politisches Versäumnis unserseits vorliegt. Es ist so gut wie gar nichts von uns aus geschehen, um unsre Interessen in der Presse des Auslandes zu vertreten; man hat dem Auswärtigen Amt dazu bisher stets die Mittel verweigert, um dieser wichtigen Aufgabe zu genügen, während allbekannt ist, mit wie großen Mitteln die Leiter der antideutschen Verschwörung in Paris, London und Petersburg gearbeitet haben. Von ihnen sind dann auch

Digitized by Google

gerade die einflußreichsten Blätter des Auslandes beeinflußt worden. Man denke, um ein Beispiel anzuführen, an die Rolle, welche der Einfluß des französischen Botschafters in Rom, Barrère, in der italienischen Presse gespielt hat. Nächst Sir Edward Grey dürften Herr Raymond Poincaré und Herr Iswolski, sobald der Sieg Deutschlands endgültig feststeht, am Endpunkte ihrer politischen Laufbahn angelangt sein. Sie waren groß, solange es galt, im Dunkeln Intrigen anzuzetteln, vor der politischen Wirklichkeit brechen sie zusammen, ganz wie Herr Delcassé jetzt zum zweitenmal zusammenbrechen wird. Nicht einmal eine Gambettakarriere wird ihnen beschieden sein. Die heutigen Männer von Bordeaux, der Präsident, seine Minister und die Deputierten, denen sie den Rat gegeben haben, sich gleich ihnen den unvermeidlichen Katastrophen zu entziehen, die in Paris drohen, sie sind vor allem große Eitelkeiten und große Spekulanten. Den Patriotismus eines Gambetta, den man in Deutschland noch heute hoch einschätzt, haben sie so nicht gekannt. Sie werden vom Schicksal, das sie selbst heraufbeschworen haben, ereilt: gewogen und zu leicht befunden. Mene tekel upharsin!

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die diplomatische Lage, so sind die Bemühungen der drei alliierten Mächte, neue Bundesgenossen zu werben, nur zum Teil geglückt. Wir nehmen ausnahmsweise an, daß Japan aufrichtig ist, wenn es erklärt, in Europa nicht eingreifen zu wollen. Bisher ist kein einziger Japaner auf dem Wege durch Sibirien nach Rußland gelangt und kein japanisches Kriegsschiff unterwegs, um England in der Nordsee Hilfe zu bringen. Die Herren Gelben haben nähere Aufgaben, die ihnen am Herzen liegen. Völlig gescheitert sind die Drohungen wie die Versprechungen, die ausgespielt wurden, um die Türkei für den Dreibund (denn es gibt heute ja nur einen Dreibund) zu fangen. Auch ist es nicht gelungen, Griechenland auf die Türkei zu hetzen. Beide Mächte suchen sich über die zwischen ihnen liegende Inselfrage zu verständigen. In Italien, das, halb kosend, halb drohend, von allen drei Mächten umworben wurde, um es zu der Felonie zu bewegen, Oesterreich in den Rücken zu fallen, ist diese Zumutung bestimmt zurückgewiesen worden. Italien bleibt neutral, und Deutschland wie Oesterreich-Ungarn haben in Hinblick auf die schwierigen Verhältnisse, mit denen Italien im Innern wie nach außen zu rechnen hat, diesen Standpunkt nicht nur anerkannt, sondern gutgeheißen. In Italien scheint man sich zu einer Erkenntnis durchgerungen zu haben, die Fürst Bülow kürzlich folgendermaßen formuliert hat: „Die italienische Großmachtstellung, Unabhängigkeit und Einheit stehen und fallen mit der deutschen Machtstellung.“ Sollte man nicht, nahezu mit gleichem Recht, dasselbe von Rumäniens Unabhängigkeit sagen dürfen? Unter der Anziehungskraft russischer Versprechungen schwankt es hin und her. Aber wann hätte Rußland je politische Zusagen gehalten, die ihm unbequem sind, und was bedeutet ihm Rumänien mehr, als eine Durchzugsstraße nach Sofia und Konstantinopel?

Daß Bulgarien sich den Russen anschließen könnte, halten wir trotz der unausgesetzten Anstrengungen der russischen und der französischen Diplomatie

Digitized by Google

bereits für ausgeschlossen, obgleich die großen Geldmittel, mit denen beide Mächte arbeiten, nicht wirkungslos geblieben waren. Es überwiegt der gesunde Sinn der patriotischen Männer, die am Ruder sind.

Spanien und Portugal bleiben neutral, neigen aber zu Frankreich und England. So bleiben noch die vier germanischen Staaten des Nordens. Holland und Dänemark nehmen eine Stellung kühler Neutralität ein, Norwegen hält sich korrekt, in Schweden können wir auf warme Sympathien rechnen, aber nicht auf Hilfe und Mitwirkung, obgleich ein Eintreten Schwedens in den Kampf es zu der Großmachtstellung zurückführen könnte, die es im achtzehnten Jahrhundert verlor. Wir bedauern, daß in dem von großer politischer Einsicht zeugenden Buch von Rudolf Kjöllén: „Die Großmächte der Gegenwart" (bei Teubner 1914) nicht auch einige Kapitel den Mächten zweiten Ranges und ihren Zukunftsmöglichkeiten gewidmet sind. Wir hätten den Verfasser um so lieber über schwedische Politik reden hören, als das im Auftrage der schwedischen Regierung herausgegebene monumentale historisch-statistische Handbuch: „Schweden" (2 Bände, Stockholm 1913) die Vorstellung hinterläßt, daß auf schwedischem Boden große materielle und moralische Errungenschaften die vielversprechende und stetige Entwicklung einer gesunden Volkskraft zeigen.

Wie im Chor der antiken Tragödie erwogen in atemloser Spannung diese Neutralen den wahrscheinlichen Ausgang. Sie rechnen: 7 gegen 2 und wußten nicht, wie sie den moralischen Faktor veranschlagen sollten, der bei der Entscheidung maßgebend mitspielen wird. Sie sahen auch nicht jenen dunkeln Chor der Rachegeister, die ihre Kraft aus der unsittlichen Politik unsrer Feinde geschöpft haben. Nord- und Zentralafrika, die zähneknirschend unter dem Joch seufzen, das Frankreich und Belgien ihnen aufgenötigt haben, Aegypten, das seiner Stunde harrt, Indien, wo das Unbegreifliche geschehen ist, daß die führenden Geister des Islam und der Hindus ihre Hände ineinander geschlossen haben, um des englischen Zwingherrn ledig zu werden: Sie alle rufen nach Vergeltung, und nach Vergeltung ruft alles, was im „heiligen Rußland" durch die Frevel einer unfähigen Dynastie und einer gewissenlosen Bureaukratie bis auf das Blut gepeinigt und in seinen edelsten Empfindungen verletzt worden ist. Die Weltentwicklung geht neuen Bahnen entgegen; wir harren der Entscheidung und suchen mit aller Kraft, die uns innewohnt, der Sache der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Welche Kräfte in Rußland gegen uns arbeiten, ist kürzlich in englischer Sprache von dem vielgenannten und noch immer unter seinem Pseudonym nicht erkannten Grafen Paul Wassili in einem Buch dargelegt worden, das den Titel führt: „Hinter dem Vorhang des russischen Hofes" („Behind the veil of the Russian Court"). Noch niemals sind rücksichtsloser und, was wir besonders hervorheben möchten, zuverlässiger die Zustände in Petersburg an einer Charakteristik des Zaren, der Großfürsten und der leitenden russischen Kreise gezeichnet worden. Es sind getünchte Gräber, die aufgedeckt werden, Scheingrößen, denen keine wirkliche Größe entspricht, und man müßte an der Weltordnung verzweifeln, wenn ihnen in dem gewaltigen Ringen dieser Schicksalstage der Sieg zufallen

Digitized by Google

sollte. An einem Punkte im Osten haben wir die Nemesis bereits walten sehen. Denn ist es nicht eine wunderbare historische Fügung, daß die erste große Entscheidung zwischen Ost und West bei jenem Tannenberg gefallen ist, das am 15. Juli 1410 Zeuge war der Niederlage des Deutschen Ordens? Die Heerhaufen König Wladislaw Jagiellos und Witolds von Litauen bestanden zum größeren Teil aus Russen und Tataren, und ihr Sieg leitete eine Entwicklung ein, die für die deutsche Nation den Verlust ihrer kolonialen Gründungen an der Ostsee bis hinauf zur Narva nach sich zog. Die Zukunft der beiden Zweige des Deutschen Ordens in Preußen wie in Livland hing davon ab, daß es ihnen gelang, ihren Territorialbesitz auf breiter Basis zu verbinden. Nach jahrhundertlangem Ringen hatten sie dieses Ziel erreicht. Szamaiten, das sind die heutigen Gouvernements Kowno und Grodno, wurde erobert, und damit war die Vereinigung beider Ordenszweige zu einem geographischen Ganzen endlich möglich geworden. Aber die Niederlage des preußischen Ordens zerriß die Verbindung, und die Livländer trafen erst nach gefallener Entscheidung ein und waren zu schwach, sie rückgängig zu machen. Szamaiten blieb dem polnisch-litauischen Staatskörper, und damit war auch das endliche Schicksal beider Zweige des Ordens entschieden. Der preußische wurde 1525 als polnischer Vasallenstaat säkularisiert, der livländische behauptete sich bis 1562 und fiel danach den Fremden: Dänen, Schweden, Polen und Russen, zur Beute, nachdem er verheert worden war, weit ärger als heute irgendein Punkt Ostpreußens. Seither aber ist jenes Szamaiten das Tor geworden, durch welches alle Feinde Preußens und Deutschlands ihren Einzug gehalten haben.

Von dort aus suchte die Zarin Elisabeth Petrowna Friedrich dem Großen den Todesstoß beizubringen, und als 1805 Alexander I. den hinterlistigen Anschlag auszuführen unternahm, der Preußen in russische Vasallenschaft führen sollte, war Szamaiten das Tor, durch das er einzudringen beschlossen hatte. Ebenso hat Kaiser Nikolaus I., als er sich 1848 mit dem Plan trug, Preußen zu zwingen, sich seinem absolutistischen System anzuschließen, er, wie uns eine eigenhändige Aufzeichnung des Zaren zeigt, daran gedacht, aus Szamaiten in Preußen einzurücken und „durch sofortige Besetzung Ostpreußens bis zur Weichsel" Friedrich Wilhelm IV. seinem Willen zu beugen. Damals ist es dazu nicht gekommen, aber auch der schimpfliche Tag von Olmütz wäre nicht möglich gewesen ohne das offenstehende Tor von Szamaiten. Nun hat der Urenkel Nikolaus' I. den Gedanken seines Ahnherrn zu verwirklichen versucht. Bei Hohenstein und Tannenberg und in den masurischen Sümpfen haben seine Armeen dafür bluten müssen, und die russischen Gefangenen mögen jetzt in unsern Festungen und Konzentrationslagern über den Wechsel der Zeiten nachdenken.

Uns aber liegt ein andrer Gedanke näher: Ostpreußen darf seine heutigen offenen Grenzen nicht behalten, sie müssen nach Norden und Osten einen Abschluß erhalten, der sich mit Sicherheit verteidigen und behaupten läßt.

Berlin, 12. September 1914.

Digitized by Google

Rußlands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg

Von

Ministerialrat v. Völcker

Mehr noch als in vergangenen Zeiten wird in der Gegenwart der Ausgang großer Volkskriege bedingt sein durch die wirtschaftliche Kraft der kämpfenden Länder.

Von ihr ist nicht nur ihre finanzielle Leistungsfähigkeit abhängig, die eines der wichtigsten Elemente der Wehrfähigkeit eines Volkes darstellt, sondern es bestehen auch zwischen Volkswirtschaft und Volkskraft einer Nation so unmittelbare Wechselbeziehungen, daß der Stand der wirtschaftlichen Entwicklung eines Volkes auch greifbare Anhaltspunkte bietet für die Beurteilung seiner Widerstands- und Stoßkraft in einem Existenzkampf.

I. Geographisches

Das europäische Rußland umfaßt mit Einschluß von Kaukasien, Polen und Finnland eine Fläche von 5,7 Millionen Quadratkilometer, also weit über die Hälfte von ganz Europa (9,6 Millionen Quadratkilometer). Rechnet man das asiatische Rußland dazu, so bedeckt das Weltreich mit 21,8 Millionen Quadratkilometer fast $^1/_6$ der ganzen Landfläche der Erde.

Freilich an Volksdichte steht es unter den europäischen Staaten an letzter Stelle. Es kommen (einschließlich der asiatischen Teile) nicht ganz 6 Einwohner auf 1 Quadratkilometer (in Deutschland 120). Die gesamte Einwohnerzahl beträgt im europäischen Rußland bei Einrechnung von Kaukasien, Polen und Finnland 115 Millionen und einschließlich der asiatischen Teile 129 Millionen. Die Bevölkerung Rußlands ist in starker Vermehrung begriffen. Es hat unter allen von der Statistik erfaßten Ländern der Welt die höchste Geburtenziffer und trotz der starken Sterblichkeit seiner Bevölkerung und der starken Auswanderung (1913 allein über deutsche Häfen 209 000) in Europa unter den größeren Staaten die stärkste Volksvermehrung (jährlich in der letzten Zählungsperiode 1,37 Prozent), in der ihm allerdings Deutschland (mit 1,36 Prozent) fast gleichkommt.

In dem ungeheuren, von den Karpathen, dem Ural, Kaukasus und Krimgebirge begrenzten europäisch-russischen Flachland ist keine Bodenerhebung vorhanden, die man als Gebirge ansprechen könnte. Auch die unsymmetrisch, sehr weit nördlich verlaufende Wasserscheide zwischen den Nord- und Südmeeren verläuft in geringen Höhen, und das Ursprungsgebiet der Wolga, die Waldaihöhe, erhebt sich nicht bis zu 400 Meter. Ohne die mächtigen, in den weichen Boden tief eingewaschenen Flußtäler wäre Rußland ein einziges in

Digitized by Google

sanften Wellen verlaufendes Plateau. Das europäische Rußland ist eines der größten Flachländer der Erde.[1])

Dieser großartigen Einheit der Bodengestaltung entspricht die Einheitlichkeit der Bevölkerung. Etwa $^3/_4$ seiner europäischen Bevölkerung gehört einem Volksstamme, dem russisch-slawischen, und einer Kirche, der orientalisch-orthodoxen, an. Weltliches und geistliches Oberhaupt ist der Zar. Durch die Einheit in Natur, Volk und Religion wurde die politische Zentralisation begünstigt, der mehr und mehr auch das römisch-katholische Russisch-Polen (9 Millionen Einwohner) und das mit der russischen Krone nur durch Personalunion verbundene evangelische Großfürstentum Finnland (3 Millionen Einwohner) unterworfen worden ist. Aber diese beiden Teile vermochte Rußland sich innerlich nicht zu assimilieren. Das dicht bevölkerte, industriell hochentwickelte und von den anstoßenden deutschen und österreichischen Staatsgebieten durch natürliche Grenzen fast nicht geschiedene Polen gehört kulturell so wenig zu Osteuropa, wie das zwar dünn bevölkerte, aber von einem hochbegabten Volk bewohnte, durchaus von westeuropäischer Kultur durchsetzte Finnland und wie auch die Ostseeprovinzen, die durch ihr mildes Klima, ihren Seehandel und ihre germanische Bevölkerung sich scharf vom russischen Binnenlande abheben. Im ganzen beherbergt das europäische Rußland 1,7 Millionen Deutsche, vorwiegend in den Ostseeprovinzen, außerdem in Polen, und als Siedler in deutschen Dörfern in ganz Rußland verstreut. Ein fremdes Element bilden insbesondere auch die um die Kaspisee herum und in Kaukasien wohnenden türkischen Stämme (6 Millionen Kirgisen, Tataren usw.).

II. Wirtschaftliche Verhältnisse

Das eigentliche europäisch-russische Flachland — wir folgen in unsern geographischen Ausführungen hier im wesentlichen Philippson — zerfällt nach Klima und Vegetation in drei allmählich ineinander übergehende Regionen:

1. Die Tundrenregion (nördlich des Polarkreises und Petschorabecken) mit seinem kalten, bis neun Monate langen Winter, ewig gefrorenen Boden und einer aus Jägern, Fischern und Renntiernomaden bestehenden Bevölkerung.

2. Die Waldregion mit halbjährigem Winter und hinreichendem Regen im Sommer. In den südlichen Teilen ist der Wald durch große, wenn auch wegen des Klimas wenig ertragreiche Ackerbauflächen durchbrochen. Der heimische Holzbedarf Rußlands ist sehr groß, weil die Häuser und zum Teil auch die Straßen aus Holz gebaut sind und nicht nur die Heizung der Wohnungen

[1]) Es wurden benutzt: Philippson, Europa; Seydlitz, Großes Lehrbuch der Geographie; Ernst Friedrich, Geographie des Welthandels und Weltverkehrs; Heiderich, Europa; Wagner, Geographie; Hassert, Verkehrsgeographie; Dr. Schwarz, Finanzielle Stellung der europäischen Großmächte; Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1914; Aufsätze und Statistiken von Dr. Mertens, Wernekke, v. Mackay, Rohrbach u. a. im Archiv für Eisenbahnwesen, in der Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen und andern Fach- und Tageszeitungen.

Digitized by Google

während des langen kalten Winters selbst in den Großstädten wie Petersburg fast ausschließlich mit Holz geschieht, sondern auch für die Heizung von Maschinen und Lokomotiven ungeheure Mengen verbraucht werden, soweit nicht die spärlich vorhandene Kohle und im Süden der Masut, der Rückstand der Petroleumdestillation, verwendet wird. Trotzdem ist Rußland heute mit einer hauptsächlich aus dem nördlichen Teil der Waldregion gewonnenen Ausfuhr an Bau- und Nutzholz im Werte von jährlich 293 Millionen Mark neben den Vereinigten Staaten (278 Millionen) und Oesterreich-Ungarn (219 Millionen) das bedeutendste Holzausfuhrland der Erde. Im Getreidebau der Waldregion herrscht Roggen, Hafer und Gerste vor. Durch einen intensiven Getreide- und Flachsbau und eine hochentwickelte Viehzucht zeichnen sich hier nur die Ostseeprovinzen aus. Sie haben auch eine bedeutende Ausfuhr, während im übrigen in der Waldregion die Landwirtschaft im allgemeinen nur den Bedarf der Bevölkerung deckt.

3. Die Acker- und Steppenregion mit kürzerem, aber schneearmem Winter und dörrender Hitze im Sommer. Die Uebergangszone zwischen der Wald- und Steppenregion, die sog. Vor- und Uebergangssteppe mit ihrer fast ganz bebauten Decke von Schwarzerde ist das fruchtbarste und bevölkertste Ackerbaugebiet Rußlands. Hier werden außer Roggen an der Wolga, insbesondere im westlichen Teil Weizen, Zuckerrüben, Gespinst- und Oelpflanzen, Melonen und Wein gebaut. Rußland steht unter den Ländern, die Rübenzucker erzeugen, und auch im Export an dritter Stelle (nach Deutschland und Oesterreich). Der breite Gürtel der Schwarzerde (Tschernosjóm) durchzieht ganz Rußland von Westsüdwest nach Ostnordost. Er wird im Norden von der Linie Lemberg, Kiew, Tula, Nishni-Nowgorod, Kasan, Perm, im Süden von der Linie Kischinew, Krementschug, Charkow, Sarátow zum Obschtschei Syrt begrenzt. Vom rechtzeitigen Eintreffen des Regens ist der Ausfall der Ernte abhängig. Bleibt er aus, so entstehen die furchtbaren Mißernten, die eine Geisel des Zarenreiches bilden. Südlich vom Schwarzerdgürtel folgt die wilde Steppe, die Niederschläge werden seltener, die Lößdecke und der Ackerbau verschwinden, es wachsen nur mehr dürre Steppengräser mit Wermutpflanzen, nur mehr nomadische Viehzucht wird von den türkischen Kirgisenhorden betrieben, in der kaspischen Depression (bis 11 Meter unter dem Ostseespiegel) folgt die schließlich in die echte Wüste übergehende Salzsteppe.

Im Südwesten, insbesondere in Bessarabien, am Don und in der Krim herrscht neben extensiver Viehzucht Mais- und Melonenkultur, Wein- und Gartenbau.

Die Region der Schwarzerde ist das hauptsächlichste Getreideexportgebiet Rußlands und zugleich das erste Getreideexportgebiet der Welt.

Die Erde besitzt neben verschiedenen sekundären Agrarexportländern heute drei große Kornkammern, die südosteuropäische, die nordamerikanische und die südamerikanische. Die südosteuropäische ist die wichtigste unter ihnen. Rußlands Charakter als größter Agrarexportstaat ist dank der Erschließung seiner

Digitized by Google

Ackerbaugebiete für den Weltverkehr durch die Eisenbahnen in immer steigendem Maße in den Vordergrund getreten.

Freilich steht die russische Landwirtschaft von alters her unter dem Einfluß schwerer sozialer und technischer Uebelstände.

Der größte Teil des Ackerbodens ist kommunistischer Gemeindebesitz (Mir, Obstschina). Darum fehlt dem Bauern das Interesse an nachhaltiger Bewirtschaftung. Es wird meist nicht einmal gedüngt, die Wirtschaft ist roh, ein wüster Raubbau herrscht. Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde dem Bauernstand eine ungeheure Abgabenlast aufgebürdet. „In weiten Landstrichen verkommt die bäuerliche Bevölkerung in Hunger, Schmutz und Elend, dennoch werden Massen von Getreide aus denselben Provinzen ausgeführt, in denen der Hungertyphus wütet, weil die Ernte zum großen Teil den Bauern genommen wird, um die Abgaben zu zahlen." (Philippson.)

Aber hier ist in den letzten Jahren ein erstaunlicher Umschwung eingetreten. Die große Stolypinsche Agrarreform hat eingesetzt, um den Bauern auf eigner Scholle seßhaft zu machen. Nach dem Allerhöchsten Ukas vom 27. August 1906 kann von den Bauern die Aufhebung des Gemeindebesitzes und die Einführung des Individualbesitzes beantragt werden. Seitdem hat, wie Dr. Mertens in eingehenden Untersuchungen nachgewiesen hat, das große Werk der „Landorganisation" die ländliche Bevölkerung wirtschaftlich und sozial gehoben.

In den Jahren 1907 bis 1912 wurden insgesamt 1330000 selbständige Bauernhöfe geschaffen mit insgesamt 12½ Millionen Hektar, einer Fläche, die einem Drittel der gesamten landwirtschaftlich benutzten Fläche des Deutschen Reiches, aber freilich nur einem Zwanzigstel des bebauten Landes in Rußland gleichkommt.

Dabei suchte man den Bauern in der sachgemäßen Bewirtschaftung des Bodens zu unterrichten. Landwirtschaftliche Lehranstalten bilden alljährlich 2000 Personen aus. Landwirtschaftliche Kurse wurden in den Dörfern eingerichtet, die 1911 von nicht weniger als 296000 Lernenden besucht wurden. Daneben wurden Musterwirtschaften eingerichtet, die Bauern zum Wiesen-, Gemüse-, Garten- und Weinbau angeleitet, die Viehzucht wurde gefördert, an Stelle des alten Hakenpflugs wurden ihnen vollkommenere Werkzeuge an die Hand gegeben, über die Notwendigkeit der Düngung des Bodens wurde die Bevölkerung aufgeklärt. 1909 wurden für 23 Millionen Rubel landwirtschaftliche Maschinen gekauft, 1911 bereits für 111 Millionen, und von diesen hat die russische Industrie bereits für 61 Millionen selbst geliefert.

Um dem Bauern die Mittel zur Gründung des selbständigen Bauernhofes zu beschaffen und ihm über die ersten schweren Jahre hinwegzuhelfen, wurden Bauernbanken gegründet, das Genossenschaftswesen wurde gefördert. 1912 haben bereits 22000 kleinbäuerliche Genossenschaften bestanden.

Die soziale Verteilung des Grundbesitzes ist in Rußland außerordentlich günstig. In keinem Lande der Erde besteht ein solches Uebergewicht des Kleingrundbesitzes über den Großgrundbesitz wie in Rußland. Die Bauern-

Digitized by Google

höfe mit einem Flächeninhalt von nicht mehr als 11 Hektar machen 99,5 Prozent aller Landgüter aus (v. Mackay), während in Deutschland das kleine und mittlere Bauerngut (bis zu 20 Hektar) nur 95 Prozent aller Betriebe erreicht.

Die große Masse (80 Prozent) der russischen Bevölkerung sind Bauern. Von 100 Erwerbstätigen gehören 58 Prozent der Land- und Forstwirtschaft an, in Deutschland nur 35 Prozent; hieraus erhellt die ungeheure Bedeutung der Agrarreform. Ein abhängiger und der Not und dem Hunger preisgegebener Bauernstand ist für ein Land die größte wirtschaftliche und soziale Gefahr. Aber ebenso umgekehrt ein freier Bauernstand, der die eigne Scholle verteidigt, das Rückgrat eines Landes. Eben darum ist Rußland im Begriff, sich mit seiner Agrarreform allmählich ein Bollwerk gegen die Umsturzbewegungen zu schaffen, die noch in den Jahren 1905 bis 1907 nach dem Japanischen Kriege das innerste Gefüge des Staatswesens zu lockern drohten.

Aber auch wirtschaftlich sind die Ergebnisse der Landorganisation günstig. Der Raubbau, die Dreifelderwirtschaft, die Brachländereien treten zurück. Es gibt kaum einen wirtschaftlichen Vorgang, der für ein Land von solcher Bedeutung ist wie der Uebergang vom extensiven zum intensiven Betrieb der Landwirtschaft. Und gerade diese Entwicklung beginnt jetzt in Rußland einzusetzen. „Futtergräser werden angebaut, die Wiesen werden gepflegt, die mechanische Bearbeitung der Felder mit modernen Werkzeugen und Maschinen gewinnt an Boden, eine günstige Entwicklung der Viehzucht und im Zusammenhang damit das Entstehen von Molkereibetrieben läßt sich beobachten; so namentlich in den westrussischen Gouvernements, wo als Nebenbetrieb der Molkereien die Schweinezucht sich entwickelt. Der Fortschritt auf allen Gebieten der Landwirtschaft ist wohl das wichtigste Kapitel der wirtschaftlichen Entwicklung des Zarenreichs." (Dr. Mertens.)

Freilich der Bodenertrag, auf das Hektar berechnet, ist heute im Durchschnitt immer noch um über die Hälfte geringer als in Deutschland (Weizen 6,9 gegen 22,6, Roggen 9,0 gegen 18,5 Doppelzentner auf das Hektar). Aber die Agrarreform befindet sich auch noch in ihren Anfängen. Immerhin hat sich die Getreideausfuhr im Durchschnitt des Jahrfünftes 1908 bis 1912 gegenüber dem Jahrfünft von 1883 bis 1887, also in 20 Jahren, verdoppelt. Die Ausfuhr von Zucker ist von 1901 bis 1911 auf das Sechsfache gestiegen, von Spiritus (dem Werte nach) auf das Zehnfache, von Butter auf das Dreifache, von Eiern auf das Zweifache.

Die Landwirtschaft liefert heute fast die Hälfte der gesamten Ausfuhr.

Die industrielle Entwicklung eines Landes gehört gewöhnlich einem späteren Kulturstadium an. Länder mit extensiver Landwirtschaft müssen erst die Entwicklung zum intensiven Landwirtschaftsbetrieb durchmachen, ehe sie sich zum Industriestaat entwickeln können. Im deutschen Wirtschaftsleben hat sich gezeigt, wie sehr die Hebung der Kaufkraft des Inlandes, die vor allem in einer gesunden Entwicklung der Landwirtschaft liegt, Voraussetzung für das Gedeihen der Industrie ist. Die forcierte Industrialisierungspolitik Wittes zu Ende des

Digitized by Google

vorigen und Beginn des laufenden Jahrhunderts war verfrüht. Sie züchtete einen nach Millionen zählenden, fachlich niedrigstehenden Arbeiterstand, dessen unzufriedene Masse sich zu den revolutionären Elementen gesellte.

Hierzu kommt, daß in Rußland die Vorbedingungen für die Industrialisierung des Landes nicht eben günstig liegen. Es fehlt vor allem an Kohle und Eisen.

Rußland steht, was seine Kohlenerzeugung anlangt, unter den Ländern der Erde an sechster Stelle, sogar hinter Frankreich. Die Produktion betrug 1912 31 Millionen Tonnen (in Deutschland 275 Millionen). Seine weitaus wichtigsten Kohlenreviere sind das Donez- und das Dombrowiner Becken, von denen das letztere mit fast 1/4 der Gesamtproduktion in Russisch-Polen, ganz an der Peripherie der „Dreikaiserecke" gelegen, eine Ausstrahlung des oberschlesischen Kohlenbezirks und wohl derzeit schon von den deutschen Truppen besetzt ist. Wenn auch die Produktion in den letzten drei Jahren sich um 24 Prozent gehoben hat, so ist doch Rußland nicht in der Lage, den stärker gewachsenen Bedarf selbst zu decken.

Aehnlich liegen die Verhältnisse in der Eisenerzeugung. Das Schwergewicht der Produktion liegt auch hier im Süden des Reiches, im Donezrevier. Rußland steht in der Eisenerzgewinnung mit 8,2 Millionen Tonnen an fünfter Stelle unter den europäischen Staaten nach Deutschland (33 Millionen), Frankreich, Großbritannien und Spanien. Die Erzeugung von Roheisen, Halbzeug und Stahl ist zwar in den letzten Jahren mächtig gestiegen, sie konnte aber mit der Nachfrage nicht Schritt halten.

Ganz ungünstig ist die Entwicklung der Naphthaproduktion; sie ist fast um die Hälfte gesunken, der Verbrauch aber nicht zurückgegangen. Die Staatseisenbahnen waren gezwungen, mexikanische Naphtha zu beziehen. Warum die Staatsregierung nicht weitere von den ungenutzt daliegenden Ländereien im Bezirk von Baku einweist, ist unverständlich.

Auch die Produktion sonstiger Mineralien, abgesehen von Blei- und Zinkerzen an der oberschlesischen Grenze und Kupfer und edlen Metallen und Mineralien im Ural, ist gering.

Obwohl hiernach die für die Industrie vor allem notwendigen mineralischen Rohstoffe nicht reichlich vorhanden sind, auch Wasserkräfte fehlen und ein geschulter Arbeiterstand schwer heranzuziehen ist, hat sich die russische Industrie doch in den letzten Jahren kräftig entwickelt, vor allem insoweit, als es sich um Erzeugnisse für den eignen Verbrauch handelt. In erster Linie hat die Baumwollindustrie einen beachtenswerten Umfang erlangt. Auf der alten Kultur Mittelasiens beruhend, hat sich der russische Baumwollbau so günstig entwickelt, daß er im Jahre 1912 57 Prozent des eignen Bedarfs an Baumwolle zu liefern vermochte.

Im übrigen suchte man die Industrie durch hohe Schutzzölle großzuziehen. Zum großen Teil befindet sie sich freilich in den Händen von Ausländern und wird mit ausländischem Kapital betrieben. Die Schutzzölle be-

Digitized by Google

günstigten die Bildung von Syndikaten, die die meisten Produktionszweige, insbesondere auch Kohle und Eisen, unumschränkt beherrschen. Die Interessenten führen bittere Klage darüber, daß die Syndikate die Produktion einschränken, um hohe Preise halten zu können.

So hat eine mit großer Rigorosität durchgeführte Politik des wirtschaftlichen Protektionalismus in Rußland eine nicht unbeträchtliche Industrie großgezogen. Man nimmt an, daß sich die industrielle Produktion in den letzten 20 Jahren um 270 Prozent gehoben hat. Aber das Land hat in Gestalt von übertrieben gesteigerten Inlandspreisen der industriellen Erzeugnisse die Kosten getragen.

Die Handelsbilanz Rußlands ist die eines Agrarexportstaates, stark aktiv (1912 3281 Millionen Mark Ausfuhr und 2531 Millionen Mark Einfuhr). Die Einfuhr hat sich in den letzten 8 Jahren (1904 bis 1912) um 80 Prozent, die Ausfuhr nur um 50 Prozent gehoben. Ueber dieses Zurückbleiben des Steigerungssatzes im Export hinter dem Import wird neuerdings lebhaft geklagt. Man befürchtet sogar, daß die Handelsbilanz schon im Begriff sei, passiv zu werden. Sollten sich etwa gar die Wirkungen der übereilten und gewalttätigen Industrie- und verfehlten Verkehrspolitik schon jetzt zeigen? Jedenfalls läßt die bisherige große Steigerung des auswärtigen Handels die günstige Entwicklung der russischen Volkswirtschaft erkennen.

Diese günstige Entwicklung findet ihren Ausdruck auch in der Entwicklung des Staatskredits. Die russischen vierprozentigen Konsols standen

ultimo 1906 auf 78,6,
„ 1913 „ 87,75,

die dreieinhalbprozentige deutsche Reichsanleihe

ultimo 1906 auf 98,2,
„ 1913 „ 85,3.

Die französischen Geldgeber haben also an ihrem in Rußland angelegten Gelde fast 10 Prozent gewonnen, die deutschen Kapitalisten an ihren deutschen Staatspapieren ebensoviel verloren, woraus freilich nicht etwa Schlüsse auf eine Verschlechterung des deutschen Staatskredits gezogen werden können.

Der Aufwärtsbewegung der russischen Volkswirtschaft entspricht auch die Entwicklung des Staatsbudgets. Die ordentlichen Ausgaben, die 1905 noch 1916 Millionen Rubel betrugen, sind im Budget für 1914 auf 3306 Millionen veranschlagt.

Während die russische Staatsschuld von 1904 bis 1910 von 14,2 auf 19,6 Milliarden Mark gestiegen ist, ging sie von da an bis 1913 auf 19 Milliarden Mark zurück, obwohl alljährlich große Summen für werbende (insbesondere Eisenbahn-)Zwecke zur Verfügung gestellt wurden. Das Rückgrat des Budgets bildet das Branntweinmonopol. Es hat 1913 einen Reinertrag von 1,3 Milliarden Mark geliefert, mehr als dreimal soviel wie 1906. Die Ausgaben für Heer und Flotte haben sich im gleichen Zeitraum von 1046 auf 1851 Millionen Mark vermehrt.

Digitized by Google

III. Das Verkehrswesen

Rußlands Eisenbahnnetz hatte 1912 einen Umfang von 69000 Kilometer. Es steht hinsichtlich seiner Länge an erster Stelle unter den Eisenbahnen der europäischen Staaten. Deutschland, das ihm folgt, besitzt nur 63000 Kilometer, bei Hinzurechnung der nebenbahnähnlichen Kleinbahnen, die in Rußland fehlen, allerdings 73000 Kilometer. Aber was bedeuten 69000 Kilometer bei der ungeheuren Ausdehnung des russischen Reiches! Auf 100 Quadratkilometer treffen nur 0,3 Kilometer Bahnen und selbst im europäischen Rußland nur 1,1 Kilometer, in Deutschland bei Hinzurechnung der Kleinbahnen 13,5 Kilometer.

Die Zunahme des Eisenbahnnetzes hat im Durchschnitt der letzten 5 Jahre jährlich nur 400 Kilometer betragen, also nur $^3/_4$ Prozent, in Deutschland (einschließlich Kleinbahnen) 2200 Kilometer oder über 3 Prozent.

Seit Jahren lag der Schwerpunkt der Eisenbahnbautätigkeit in Asien. Auch noch die für 1914 im außerordentlichen Budget vorgesehenen 240 Millionen Mark für die Ausgestaltung der Bahnen gehen mit ganz geringfügigen Ausnahmen nach Asien. Was aber im europäischen Rußland in den letzten 25 Jahren zum Ausbau des Eisenbahnnetzes aufgewendet wurde, das geschah so gut wie ausschließlich im Interesse der militärischen Leistungsfähigkeit der Bahnen. Der gute Kenner des russischen Eisenbahnwesens, Dr. Mertens, hat erst im heurigen Frühjahr darauf hingewiesen, wie von den großen Militärbezirken St. Petersburg, Moskau, Kursk, Charkow, Kiew und Odessa elf große Eisenbahnlinien strahlenförmig auf den einen Brennpunkt Warschau zusammenlaufen, wie in den letzten 25 Jahren innerhalb dieses Gebietes über 5000 Kilometer neue Bahnen und 11000 Kilometer zweite Gleise alle in der Richtung auf Warschau erbaut, und erst heuer die Mittel für die Vorarbeiten zur Erbauung einer zwölften großen Ostwestlinie Rjäsan—Tula—Baronowitsch—Warschau von der Reichsduma bewilligt worden sind. „Klar und deutlich geht für jeden unbefangenen Beobachter der Einfluß hervor, den das geldbeherrschende und reichlich gelddarleihende Frankreich auf den Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes an der Westgrenze des Reiches ausgeübt hat und noch ausübt."

Nach einem kurz vor dem Krieg erschienenen Bericht in Glasers Annalen hat der französische Generalstab noch 1910 gegen den russischen Plan einer Verteidigungsstellung hinter Warschau Einspruch erhoben und den Aufmarsch an der Westgrenze urgiert. Der jetzige französische Generalissimus Joffre hat erst im vergangenen Herbst über die Verbesserung der strategischen Verbindungen nach der Westgrenze in Rußland verhandelt. Von der Anleihe zu $2^1/_2$ Milliarden Franken, die Frankreich für den strategischen Ausbau der russischen Bahnen zur Verfügung stellte, sollten noch 1914 die ersten 650 Millionen flüssig gemacht werden. (Wernekke.)

Kein Wunder, wenn hierbei die wirtschaftlichen Interessen des Landes zu kurz kamen und lebhafte Beschwerden aus den Kreisen der Interessenten hierüber laut wurden. Wohl kamen schließlich die großen Bahnen auch dem allgemeinen

Digitized by Google

Verkehr zugute, aber der schon wegen der schlechten Straßen so notwendige Bau von „Zufuhrbahnen“ zum Anschluß des platten Landes an die großen Linien wurde in unverantwortlicher Weise vernachlässigt.

Die russischen Bahnen sind etwa zu $^2/_3$ Staats- und zu $^1/_3$ Privatbahnen. In Deutschland sind (abgesehen von den Kleinbahnen) nur 7 Prozent aller Bahnen in privatem Betrieb. Das Anlagekapital der deutschen Bahnen ist, auf das Kilometer berechnet, fast um die Hälfte höher, die Einnahmen sind fast doppelt so groß als bei den russischen Bahnen. Es liegt auf der Hand, daß der wesentlich intensivere Betrieb der deutschen Bahnen, ganz abgesehen von der selbst im europäischen Rußland zwölfmal geringeren Dichtigkeit des Netzes und den von den Militär-, Munitions- und Proviantransporten zurückzulegenden viel größeren Durchschnittsentfernungen für die militärische Leistungsfähigkeit der Bahnen von größter Bedeutung ist. In Deutschland sind ferner fast 40, in Rußland nur 22 Prozent aller Bahnen zweigleisig. Auf je 100 Kilometer Bahnlänge kommen in Deutschland 46, in Rußland 31 Lokomotiven, und von diesen 31 sind über $^1/_4$ mehr als 25 Jahre alt, also unmodern. Dabei hat Rußland in den letzten Jahren in der Ergänzung seines Lokomotivbestandes über Gebühr zurückgehalten. Schon bisher hatte man die größten Schwierigkeiten, die Erntetransporte zu bewältigen; wie wird es gehen, wenn zu den Getreidefrachten, die allerdings infolge der heurigen Mißernte wesentlich hinter den früheren zurückbleiben werden, noch die Militär-, Munitions- und Proviantransporte kommen!

Der Wagenmangel bei den Erntetransporten war erst im heurigen Frühjahr wieder stärker als je zuvor. Bis zu 28000 Wagenladungen Getreide lagerten auf den Stationen, neue Wagen konnten nicht bestellt werden, weil die Fabriken noch mit den Lieferungen aus dem Vorjahr im Rückstand waren. Für die syndizierte Industrie fehlt aber, weil sie durch einen Prohibitivzoll vor dem ausländischen Wettbewerb geschützt ist, jeder Ansporn zu rascher Lieferung, denn entgehen kann ihr nichts. Der deutsche Staatsbahnwagenverband hat für die Jahre 1912 bis 1914 seine Wagen um 5, 7 und 6 Prozent vermehrt, und der größte Teil der Wagen war schon zu Beginn des betreffenden Jahres von den Fabriken geliefert. Infolge der ungeheuren Investitionen der letzten Jahrzehnte haben die deutschen Staatsbahnen den Aufgaben der Mobilmachung voll gerüstet gegenübergestanden.

Das russische Eisenbahnpersonal, ein Heer von etwa 600000 Mann, ist überlastet, schlecht besoldet und hängt ganz von der Willkür der Vorgesetzten ab. Die Folge ist, daß der Dienst nachlässig besorgt, der eigne Vorteil vor die Interessen der Verwaltung gestellt wird.

Trotz alledem hat die Verwaltung in der Ordnung ihrer Verhältnisse unzweifelhafte Fortschritte gemacht. Die Dienstverhältnisse des Personals sollen gesetzlich geregelt werden.

Die Einnahmen der russischen Staatseisenbahnen haben in den drei Jahren 1909 bis 1912 um 31 Prozent, also durchschnittlich jährlich um über

Digitized by Google

10 Prozent zugenommen. So hohe Steigerungssätze haben selbst die deutschen Staatsbahnen nicht erreicht (+ 22 Prozent oder durchschnittlich 7,3 Prozent). Die Einnahmen aller russischen Bahnen haben 1912 zum erstenmal 1 Milliarde Rubel = 2116 Millionen Mark überschritten, die Fehlbeträge haben aufgehört, an ihre Stelle sind große Ueberschüsse getreten, 1912 allein 280 Millionen Mark.

Auf diese glänzende Entwicklung folgt nun der Krieg. Er trifft ein überlastetes Eisenbahnwesen, dessen Entwicklung der Verkehrsentwicklung nicht zu folgen vermochte. Er macht die schönen und wohlberechtigten Zukunftshoffnungen zunichte. Es darf als ausgeschlossen gelten, daß in diesem Krieg das russische Eisenbahnwesen militärische Leistungen vollbringt, die jenen der deutschen Bahnen auch nur annähernd gleichwertig sind, bei denen ein fleißiges, geschicktes und verlässiges Beamtentum die Kriegsbereitschaft seit nun vier Jahrzehnten bis ins kleinste vorbereitet hat. Die deutschen Bahnen haben diese Feuerprobe jetzt schon auf das glänzendste bestanden.

Es mag von Interesse sein, hier noch einiges über die sibirische Bahn im besonderen und den asiatischen Besitz Rußlands anzufügen. Die sibirische Bahn ist von Tscheljabinsk bis Wladiwostok 6500 Kilometer lang und hat über 2 Milliarden Mark gekostet.

1891 vollzog der jetzige Zar als Thronfolger in Wladiwostok den ersten Spatenstich und schon 1903 war das Riesenwerk vollendet.

Anfangs leicht gebaut, wurde sie nach dem Japanischen Krieg wesentlich verstärkt. Der zweigleisige Ausbau sollte 1915 vollendet werden.

Der kürzeste Seeweg von Bremen via Suezkanal nach Yokohama ist ebenso viele Seemeilen (zu 1852 Meter) lang, als der Bahnweg Kilometer (11 000 Seemeilen gegen 11 000 Kilometer). Die Reisedauer Neapel—Yokohama via Suez beträgt 36 Tage, Bremen—Yokohama über Neuyork—Vancouver 24 Tage, über die sibirische Bahn 13 Tage. Die Dauer der Reise auf den drei Wegen verhält sich wie 3:2:1, die Reisekosten I. Klasse verhalten sich wie 1600:1500:1000 Mark (Eisenbahnstrecken ohne Verpflegung).

Wenn auch die sibirische Bahn im Durchgangsverkehr nur für die Personen- und Postbeförderung, für den durchgehenden Güterverkehr aber so gut wie nicht in Betracht kommt, so ist sie doch im Güterverkehr für die wirtschaftliche Erschließung des Landes von allergrößter Bedeutung.

Sibirien, weit größer als Europa, hat in seiner geographischen Struktur viel Aehnlichkeit mit dem europäischen Rußland. Wie dort nehmen den Norden die Tundren ein, Moos- und Grasflächen, die den größten Teil des Jahres unter Schnee und Eis begraben liegen. Dann folgt südlich der breite Waldgürtel mit endlosen Beständen von Nadelholz, ein Tummelplatz der Pelztiere, in den südlichen, milderen Gebieten dem Ackerbau erschlossen. Südlich schließt sich in Westsibirien die Kirgisensteppe an (Seydlitz).

Die Bahn durchzieht die ertragreichsten Teile des Wald- und Ackerbaugürtels.

Während man sonst in Neuländern besondere Tarife mit hohen Sätzen

Digitized by Google

anwendet, hat die russische Staatsbahnverwaltung auf der sibirischen Bahn von Anfang an ihren Normaltarif eingeführt und diesen noch durch gestaffelte Sätze ergänzt. Die Durchschnittseinnahme aller russischen Bahnen im Güterverkehr beträgt nur 2,6 Pfennig für das Tonnenkilometer, auf unsern Tropenbahnen beträgt sie 20 bis 25 Pfennig und selbst auf unsern deutschen Eisenbahnen noch 3,6 Pfennig für das Tonnenkilometer. Die wirtschaftlichen Wirkungen dieser Tarifpolitik konnten nicht ausbleiben.

Die Weizenausfuhr hat sich in den letzten 10 Jahren verzehnfacht, der Westen Sibiriens hat sich zu einem der ersten Butterexportländer entwickelt. Die Städte Tomsk, Irkutsk, Omsk, Wladiwostok haben in den letzten 10 Jahren ihre Einwohnerzahl mehr als verdoppelt. Sie sind aus der Reihe der Landstädte in die Großstädte (mit zum Teil weit über 100000 Einwohner) eingetreten. Nowonikolajewsk am Zusammentreffen der Bahn mit dem Ob hat sich von 8000 auf 70000 Einwohner entwickelt.

Die wirtschaftlichen Wirkungen der Bahn, wenn erst ein Netz von Zweigbahnen an sie angeschlossen sein wird, lassen sich heute kaum ahnen.

Aber aus wirtschaftlichen Gründen allein hat bekanntermaßen Rußland die Bahn nicht gebaut. Die festere Verknüpfung seines asiatischen Besitzes mit dem Mutterlande, die Hebung des russischen Einflusses und der militärischen Macht in Asien waren die Ziele, die man mit diesem großartigsten Eisenbahnbau der Welt verfolgte. Trotz des schweren Mißerfolges im Japanischen Kriege war die russische Machtstellung im fernen Osten bisher im Steigen begriffen, und erst im Jahre 1913 konnte Rußland einen bedeutungsvollen Erfolg seiner ostasiatischen Politik verzeichnen durch das Abkommen mit China, in welchem die „Autonomie" der äußeren Mongolei von China anerkannt wurde. Die sibirische Bahn durchzieht von Mandschuria bis kurz vor Wladiwostok chinesisches Gebiet. Die „Autonomie" sollte die Mongolei mehr und mehr in russische Abhängigkeit bringen.

Für die Mobilmachung im Europäischen Krieg wird die sibirische Bahn kaum in Betracht kommen. Aus Sibirien mit seinen kaum 6 Millionen Einwohnern (0,5 auf das Quadratkilometer) kann man nicht viel Soldaten gewinnen. Man wird auch trotz der japanischen Waffenbrüderschaft die ostasiatischen Grenzen nicht allzusehr entblößen dürfen. Dazu kommen die ungeheuern Entfernungen. Sie stehen auch einer etwaigen Beförderung eines japanischen Expeditionskorps auf den europäischen Kriegsschauplatz entgegen.

So wird die sibirische Bahn, für die zum Nachteil des europäischen Rußlands im letzten Jahrzehnt aus rein militärischen Gründen so gewaltige Opfer gebracht worden sind, auf die Kriegsbereitschaft Rußlands in Europa von keinem Einfluß sein. Wohl aber wird die Erfüllung der großen wirtschaftlichen Zukunftshoffnungen, die man in Rußland an die Bahn mit Recht knüpfen durfte, abermals unabsehbar verzögert. Bis 1909 — spätere Ziffern sind nicht bekannt — hatte die Bahn noch ein Betriebsdefizit, deckte also nichts von der Verzinsung des Anlagekapitals.

Digitized by Google

Selbst ein dichtes Eisenbahnnetz bedarf der Ergänzung durch Landwege. Um so mehr wären sie in Rußland vonnöten.

Die russischen Landwege befinden sich, selbst in den strategisch wichtigen Gebieten, in einem trostlosen Zustande. Russische Schriftsteller nennen sie eine „Geißel des Getreidehandels". Die Landwege sind so schlecht, daß viele Bauern ihr Getreide um die Hälfte billiger verkaufen müssen, um es überhaupt loszuwerden. Rußland besitzt im ganzen kaum 19000 Kilometer Chausseen. Bayern allein besitzt über 25000 Kilometer kunstmäßig hergestellte Staats- und Distriktsstraßen. Ein Kraftwagenverkehr, der insbesondere im Krieg von so außerordentlicher Wichtigkeit ist, kann auf den meisten russischen Straßen überhaupt nicht ernstlich in Betracht kommen. Vor einigen Wochen fand auf der 650 Kilometer langen Strecke Moskau—Petersburg eine Prüfungsfahrt statt, bei der sämtliche 14 Motorräder bis auf eines schwer beschädigt auf der Strecke liegen blieben. Eine Petersburger Zeitung sprach vor gar nicht langer Zeit ernste Bedenken aus, ob selbst alle Straßen der Residenz einen Autoverkehr aufzunehmen in der Lage wären. Die ganze Zahl der im Lande vorhandenen Personenkraftwagen wird überhaupt nur auf 15000 geschätzt (gegen 60000 in Deutschland), die Lastkraftwagen auf 800 gegen 10000 in Deutschland. Das Militärkraftfahrwesen ist unbedeutend.

Allerdings setzt der weiche Schwarzerde- und Lößboden und die Steinarmut des Landes dem Straßenbau die größten Hindernisse entgegen. Am besten sind die Wege im Winter, wenn eine dicke Schneedecke die Schlittenfahrt ermöglicht.

Rußland ist auf dem Gebiete des Straßenwesens hinter den westeuropäischen Ländern wohl um 100 Jahre zurück, und es besteht auch kaum die Möglichkeit, daß dieser Mangel sich in absehbarer Zeit beseitigen läßt.

Rußlands Seeschiffahrt ist wenig entwickelt. Die Häfen im Eismeer und selbst in der Ostsee sind meist längere Zeit durch das Eis geschlossen. Das Kaspische Meer ist ein Binnenmeer, die Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Mittelmeer wird von einer fremden Macht beherrscht. Von den 24 Welthäfen der Erde liegt keiner im russischen Weltreich. Der Nettotonnengehalt der russischen Handelsflotte (ohne Finnland) beträgt kaum $^1/_4$ der deutschen. Er nimmt nur wenig zu.

Rußland besitzt ein ausgedehntes Netz von Binnenschiffahrtsstraßen. Seine großen Ströme sind wasserreich und bis hoch hinauf schiffbar, wenn auch ihr ungepflegter Lauf der Schiffahrt mannigfache Hindernisse entgegensetzt. Die russischen Ströme sind während eines großen Teiles des Jahres zugefroren, bilden aber dann vortreffliche Straßen für den Schlittenverkehr, weshalb in Sibirien die Waren vielfach erst dann befördert werden. In Sibirien sind die Ströme nur 3 bis 6 Monate offen. Die Wolga ist im Norden nur 5 Monate und selbst im Süden nur 6 bis 7 Monate eisfrei.

Durch eine ganze Reihe von Kanalsystemen, insbesondere die bekannte Marienwasserstraße zwischen Newa und Wolga sind Binnenschiffahrtswege zwischen den nördlichen und südlichen Flußläufen und damit zwischen den Nord- und

Digitized by Google

Südmeeren hergestellt, aber die Kanäle haben eine zu geringe Tiefe und ihre Schleusen zu kleine Abmessungen, als daß sie einen großen Verkehr bewältigen könnten.

Auch auf dem Gebiet des Luftverkehrs hat Rußland bisher nichts Bemerkenswertes geleistet. Die russische Industrie liefert bis heute keine brauchbaren Motoren. Sie wird voraussichtlich nicht einmal in der Lage sein, die von dem Auslande gelieferten Flugzeuge und Motoren während des Feldzuges wieder herzustellen und zu ersetzen.

Das russische Post- und Telegraphenwesen wird in der Literatur als unzuverlässig und ungenügend bezeichnet. (Philippson.) Rußlands Rückständigkeit auf diesem Gebiete wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß es trotz seines vierzigmal größeren Flächeninhalts kaum $^1/_3$ der Postanstalten des Deutschen Reiches besitzt. Noch ungünstiger ist das Verhältnis seiner Telegraphen- und Telephonleitungen.

Ergebnis der Betrachtung

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich ein zwiespältiges Bild. Einerseits eine tief wurzelnde kulturelle Rückständigkeit der Nation auf den verschiedensten Gebieten, anderseits aber eine beispiellose Entwicklung nach aufwärts.

Diese Entwicklung wird nun durch den Krieg jäh unterbrochen. Noch war sie in ihren Anfängen. Ein in weiten Landesteilen auf der untersten Stufe wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung stehendes Volk kann sich nach einem Zusammenbruch, wie ihn die Jahre 1904/05 und die darauffolgenden inneren Kämpfe gebracht haben, nicht schon 1914 zu einer auf der Höhe westeuropäischer Kultur stehenden Nation entwickelt haben. Der Bildungsmangel in den breitesten Volksschichten, die schlimmen, durch übertriebenen Luxus auf der einen und Verarmung und Elend auf der andern Seite herbeigeführten sozialen Zustände in den Großstädten, der Tiefstand der Landwirtschaft, die Unzulänglichkeit der Verkehrseinrichtungen, die Korruption des Beamtentums lassen sich auch mit so großartigen Mitteln, wie sie die Abschaffung des Absolutismus und die Einführung der Verfassung des Jahres 1905 und die Agrarreform des Jahres 1906 zweifellos darstellen, nicht in 10 Jahren von Grund aus beseitigen. Man darf hier nicht auf die Wiederaufrichtung Preußens in den Jahren 1806 bis 1813 hinweisen. Sie hatte ein sittlich und kulturell hochstehendes Volk zur Unterlage.

Wohl hat der Landwirtschaftsminister Kriwoschein in der über den Krieg entscheidenden Sitzung des Ministerrates am 25. Juli seine warnende Stimme erhoben und nachgewiesen, daß der Krieg das begonnene Reformwerk der Agrarorganisation vernichte und damit die Grundlagen des russischen Reiches untergrabe. Aber brutaler Unverstand und frevelhafte Selbstüberschätzung behielten die Oberhand.

Rußland war zweifellos, wenn es nur warten konnte, für die westeuropäischen Mächte eine furchtbare Gefahr. Wenn anders die alljährlich um 10 Prozent

Digitized by Google

steigenden Einnahmen der Eisenbahnen einen Gradmesser für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes bilden, so war damit zu rechnen, daß sich die russische Wirtschaftskraft in je 10 Jahren verdoppelte. Deutschland darf den russischen, französischen und englischen Chauvinisten Dank wissen, daß sie uns jetzt in den Krieg getrieben haben. Sie haben das Böse gewollt und das Gute geschaffen. Deutschlands Lebensinteresse hätte an sich eher heute als morgen den Krieg geboten. Aber die von hohem sittlichem Ernst durchdrungene deutsche Nation konnte keinen Angriffskrieg führen. Rußland selbst hat uns diese Sorge abgenommen.

Man scheint in Rußland nichts erwarten zu können. Ebenso wie man in der inneren Wirtschaftspolitik systemlos und sprunghaft vorging, die Landorganisation durchführte, aber das Verkehrswesen vernachlässigte, die Industrie durch einen überstürzten Protektionalismus großzog, ohne vorher die Kaufkraft des Landes zu festigen, so läßt auch die jetzige äußere Politik Besonnenheit und Zielbewußtsein vermissen. Noch ist der Staatskredit durch die Sechsmilliardenausgabe des Japanischen Krieges schwer belastet, aber doch wählte man gerade den Zeitpunkt der wirtschaftlichen Depression auf dem Weltmarkt zum Losschlagen, die in Rußland noch dazu durch eine schwere Mißernte verschärft wird.

Wie die wirtschaftliche, so scheint auch die militärische Politik ohne festen Plan vorgegangen zu sein, wenn anders die Eisenbahnbaupolitik einen Schluß auf die Militärpolitik zuläßt. Auch hier zersplitterte man seine Kräfte. So unverkennbar die frühere europäische Eisenbahnbaupolitik Rußlands gegen Deutschland und Oesterreich gerichtet war, so unzweifelhaft lag ihr Schwerpunkt im letzten Jahrzehnt in der Verstärkung der Kriegsbereitschaft in Asien. Gegen Osten rüstete man, und gegen Westen beginnt man eben in dem Augenblick, wo erst die wichtigsten strategischen Bahnbauten in Angriff genommen werden sollten, den Krieg. Er findet ein Verkehrswesen, das aller Voraussicht nach den ungeheuren Anforderungen eines Volkskrieges mit Deutschland und Oesterreich nicht gewachsen sein wird.

So widersinnig es war, daß gerade der Zar den Schutz der Serajewoer Königsmörder zum Anlaß für den Beginn eines unpopulären Krieges nahm und hierfür den Zeitpunkt wählte, wo alle besseren Elemente auch im österreichischen Panslawismus sich von Rußland abwenden mußten, so unglücklich gewählt war für Rußland der Augenblick vom wirtschaftlichen, verkehrspolitischen und finanziellen Standpunkt.

So führt die objektive Betrachtung der volks- und verkehrswirtschaftlichen Verhältnisse zu dem Schlusse, daß eine für Rußlands bisherige Entwicklung überhaupt charakteristische uneinheitliche, inkonsequente und ruhelose Politik das Land zur Unzeit in den Krieg getrieben hat, für dessen Ausgang die Bedingungen nicht günstig liegen.

Digitized by Google

Die Anlage zu Erkrankungen des Nervensystems

Von

Professor H. Obersteiner (Wien)

Eines der wichtigsten Kapitel der Medizin beschäftigt sich mit der Aetiologie — der Lehre von den Ursachen der Krankheiten, ein Kapitel, dessen volle Bedeutung dem Laien vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung entgehen kann. Wären wir aber in der Lage, die Ursachen aller Krankheiten zu erkennen und sie aus der Welt zu schaffen, so gäbe es — in einfacher Anwendung des Kausalitätsprinzips — auch keine Krankheiten mehr. Unter derartigen idealen Verhältnissen bliebe aber für die Aerzte immer noch genug zu tun übrig; sie müßten eben, statt zu heilen, ihre ganze Tätigkeit auf das Gebiet der Prophylaxe, der Verhütung von Krankheiten, konzentrieren. In China soll ja — wie man erzählt — der Hausarzt nur insolange honoriert werden, als kein Mitglied der Familie erkrankt; während der Dauer eines Krankheitsfalles wird die Bezahlung suspendiert. Wieviel das Wegschaffen der krankmachenden Ursachen leistet, können wir täglich sehen, und darin feiert auch die Medizin ihre schönsten Triumphe. Auf den unvergleichlich schönen Brionischen Inseln, die jetzt jährlich von Tausenden besucht werden, herrschte noch vor wenigen Jahren die Malaria so arg, daß nur vereinzelte Menschen es wagten, in der fieberfreien Zeit die herrliche Ruhe dieser Perle der Adria zu genießen. Da griff der weitblickende Besitzer der Inseln, Generaldirektor Kupelwieser, zu einem radikalen Mittel; er ersuchte Robert Koch, wenn möglich, Hilfe zu leisten. Dieser fand hier ein ganz besonders geeignetes Versuchsfeld für seine Methode der Malariabekämpfung und war auch imstande, in nicht viel mehr als einem Jahre das ganze Inselgebiet fieberfrei zu machen, und dies nur auf Grund der genauen Kenntnis jener Umstände, welchen das Auftreten und die Verbreitung dieser Krankheit zuzuschreiben war.

Wenn wir die Mittel und Wege suchen, die Krankheitsursachen erfolgreich zu beseitigen, so müssen wir begreiflicherweise erst trachten, alle diese schädigenden Momente, welche ätiologisch in Betracht kommen, nach jeder Richtung hin genauestens kennen zu lernen. Gerade in den letzten Jahren haben wir in dieser Beziehung nicht bloß unser Wissen wesentlich vertieft, sondern es haben sich ganz neue Bahnen eröffnet, auf denen sich die wissenschaftliche Forschung mit unerwartet großen Erfolgen bewegen konnte. Halten wir uns z. B. vor Augen, welche radikale Umwälzung unsre Auffassung von den Krankheiten und die Therapie durch das Studium der Bakteriologie, der Kenntnis von den Toxinen und Antitoxinen erfahren hat; gewiß ebenso bedeutungsvoll sind die jüngsten Lehren von der inneren Sekretion und allem, was sich daran knüpft.

Bei den wenigsten Krankheiten haben wir es mit einer einzigen Ursache zu tun. Schon Henle nahm vor mehr als einem halben Jahrhundert ein

Digitized by Google

inneres und ein äußeres Moment der Erkrankung an. Das innere, im erkrankten Organismus selbst gelegene, deckt sich etwa zum Teil mit dem, was man unter Konstitution zusammenfaßt. Man kann darunter den Inbegriff der gesamten Organisationsverhältnisse des Körpers verstehen — wie die Definition Wunderlichs lautet. Diese konstitutionellen Verhältnisse werden begreiflicherweise unter dem Einflusse der stets wechselnden Lebensbedingungen zum Teil einer fortwährenden Aenderung unterworfen sein müssen, während neben manchen erworbenen gewiß die angeborenen Eigenschaften, wie Chvostek betont, als etwas Unverrückbares anzusehen sind. Diese letzteren stellen dann die angeborene und häufig auch vererbte Disposition dar.

Besonders scharf führt Tandler diese Scheidung durch. Die bereits im Momente der Befruchtung bestimmten individuellen Eigenschaften des neuen Individuums repräsentieren jene morphologischen und funktionellen Eigenschaften, die man als dessen Konstitution bezeichnet — sie bleiben ihm unabänderlich, sie stellen gewiß sein somatisches Fatum dar. Was aber an einem Individuum durch Milieueinflüsse im weitesten Sinne des Wortes geändert werden kann, das ist seine Kondition.

Disposition und Anlage bezeichnen etwas Aehnliches, wenn auch nicht ganz Identisches; der Engländer gebraucht ebenfalls das Wort Disposition, während für „Anlage" fast immer der deutsche Ausdruck in Verwendung kommt. Im normalen Sinne spricht man von guten Anlagen, nicht von einer guten Disposition. Es gibt eine „Artdisposition"; so sind beispielsweise Menschen und Meerschweinchen für die menschliche Tuberkulose „disponiert", Rinder und Kaninchen aber fast gar nicht; letztere zeigen dagegen eine große Empfänglichkeit für den Bazillus der Rindertuberkulose. Neben dieser Artdisposition kann auch das Individuum dem Angriff der Krankheitsursache einen geringeren Widerstand entgegenbringen. Die von manchen geleugnete Rassendisposition wieder würde sich z. B. in dem häufigeren Auftreten gewisser Nervenkrankheiten oder der Zuckerharnruhr bei der jüdischen Rasse äußern. Immer aber ist die Disposition an sich noch nichts Krankhaftes; dem disponierten Organismus mangeln nur die genügenden Schutz- und Verteidigungsmittel, um sich den Angriffen der Krankheitserreger gegenüber erfolgreich zur Wehr zu setzen. Die Anlage zu einer Erkrankung setzt hingegen gewissermaßen schon etwas Pathologisches voraus, wenn auch nur in seinen allerersten Anfängen. Eine Disposition kann auch erst im späteren Leben erworben werden, die Anlage greift immer auf die frühesten Entwicklungsstadien zurück.

Wenn wir uns auch vorstellen, daß eine derartige krankhafte Anlage sicher ihren Ausdruck in einer von der Norm abweichenden Ausbildung des betreffenden Organes finden muß, so wird doch das Studium dieser Abweichungen dadurch sehr erschwert, daß es sich bei dem, was wir Anlage überhaupt nennen, nicht immer um eine morphologische, sondern sehr oft um eine biochemische Eigenart handelt. Seeigeleier anscheinend gleicher Art verhalten sich verschieden gegen Wechsel der Konzentration oder Veränderung der chemischen Zusammensetzung des sie umgebenden flüssigen Mediums (Herbst).

Digitized by Google

Bezüglich des menschlichen Nervensystems sei auf die weitgehenden individuellen Verschiedenheiten hingewiesen, mit welcher es auf gewisse Substanzen, von denen es beeinflußt werden kann, reagiert, von ausgesprochenem Indifferentismus angefangen bis zu völliger Idiosynkrasie. Am bekanntesten ist das so oft bereits in der Anlage gegebene, nicht immer erst erworbene ungleiche Verhalten gegen Alkohol, in ganz deutlichem Maße auch das gegen Nikotin, Koffein, Morphin u. a. — Aber auch die rein morphologischen individuellen Verschiedenheiten, die den Ausdruck der differenten Anlagen darstellen, werden uns sehr häufig entgehen, da die Untersuchungsmethoden, die heute zur Verfügung stehen, gewiß nicht ausreichen, um uns alle jene feinen Variationen des histologischen Baues vor Augen zu führen, die hier eine wichtige Rolle zu spielen haben. Es vergeht kein Jahr, in dem wir dank der fortschreitenden mikroskopischen Technik nicht neue Tatsachen kennen lernen, durch welche wir die Elemente, aus denen sich der tierische Organismus aufbaut, immer gründlicher kennen, sie aber auch miteinander vergleichen und allenfalsige Abweichungen abzuschätzen lernen.

Ich möchte noch auf die Bedeutung aufmerksam machen, welche neben den morphologischen und biochemischen Eigenarten den biophysischen zukommen, so insbesondere den osmotischen Druckverhältnissen, der Quantität des Quellungswassers in den Geweben, wodurch der Grad ihrer Vitalität mit bestimmt wird. Es zeigt sich, daß die Quellungsfähigkeit des Nervengewebes eine individuell recht wechselnde ist, wie dies von Reichard angegeben und von Bauer bestätigt wurde. Manches spricht dafür, daß dieser Unterschied nicht immer erst, etwa durch Erkrankungen, erworben wird, sondern auch als angeborene Abweichung auftreten kann.

Meine Aufgabe aber soll sich darauf beschränken, darzulegen, ob und in welcher Weise man imstande ist, bei einer Anzahl von Erkrankungen des Nervensystems rein morphologische Abweichungen vom Normalen zu finden, die wir als sichtbares Substrat der Anlage betrachten dürfen. Ich muß dabei die Morphologie ein wenig in Schutz nehmen. Vor hundert Jahren etwa, beinahe bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, herrschte auf dem Gebiete der Medizin die Humoralpathologie; man führte die Krankheiten meist auf Veränderungen der „Körpersäfte" zurück, und da dies nur in einer recht unwissenschaftlichen Weise geschah, konnte die Zellularpathologie und überhaupt die pathologische Anatomie seit Rokitansky und Virchow leicht den Sieg davontragen.

Wenn nun auch in jüngster Zeit der moderne Humorismus gleichsam die alte Humoralpathologie wieder aufleben läßt, so hat er sich seine allgemeine Anerkennung durch die strenge Wissenschaftlichkeit erobert, die die exakte Forschung auf diesem Gebiete charakterisiert. Es ist aber zu weit gegangen, wenn seine Vertreter, z. B. Richet, in ungerechter Weise diesen modernen Humorismus als einzige wissenschaftliche Denkweise in der Medizin hinstellen wollen. Es ist nicht richtig, wenn sie behaupten, daß alle Fortschritte der Morphologie in keiner Weise Licht in irgendeine medizinische Fundamentalfrage gebracht haben,

Digitized by Google

daß die Medizin überhaupt fast keinen Nutzen aus ihr gezogen hätte. Es hieße blind sein gegen alles, was uns die Anatomie, die histologische Forschung, die Entwicklungsgeschichte, vor allem die pathologische Anatomie gelehrt haben, wenn man diese strenge Meinung teilen wollte. Welcher Chemiker wäre imstande, mit Wage und Reagenzglas uns über die verschlungenen Bahnen des Zentralnervensystems und deren Leistungen aufzuklären!

Ich habe schon früher erwähnt, daß tatsächlich auf den Wegen, die die moderne Humoralpathologie wandelt, ganz unerwartet reiche und wesentliche Fortschritte erzielt wurden. Daneben bleibt aber doch der Satz bestehen, daß Form und Funktion sicher voneinander nicht unabhängig sind. Die morphologische Betrachtung kann und darf nicht von der biochemischen und biophysischen getrennt werden, will man nicht in den Fehler der Einseitigkeit verfallen — diese verschiedenen Forschungsmethoden gehen parallel nebeneinander und ergänzen sich gegenseitig.

Man wird ohne weiteres zugeben, daß die strenge Morphologie an sich eine todesstarre Wissenschaft, ein Körper ohne Seele ist; aber auch mit einer Seele ohne Körper wissen wir nichts anzufangen.

Dies habe ich vorausgeschickt, gleichsam um es zu rechtfertigen, wenn ich mich, wie früher bemerkt, lediglich mit der morphologischen Seite der Frage beschäftigen werde; mit der Frage, ob und inwieweit sich bei Erkrankungen des Nervensystems an diesem, und zwar nur an diesem selbst, solche angeborene Eigentümlichkeiten der Formgestaltung oder des feineren histologischen Baues finden, die, ohne selbst schon pathologisch im engeren Sinne zu sein, beim Hinzutreten einer weiteren (meist exogenen, äußeren) Schädigung die Entwicklung dieses krankhaften Prozesses begünstigen konnten, also eine Anlage zu diesem darstellen.

In der heurigen Jahresversammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien habe ich diese Angelegenheit eingehend besprochen und viel einschlägiges Material zusammengetragen.[1]) Es ist begreiflich, daß ich mich vor einem Leserkreis von Nichtärzten nur auf einzelne herausgegriffene Beispiele beschränken werde, so viele eben, um die Schlüsse, zu denen ich gelange, allgemeinverständlich zu machen.

Gewiß können grobanatomische Verhältnisse am Nervensystem vorhanden sein, die wir als den Ausdruck einer krankhaften Anlage ansehen dürfen, aber nur mit großer Vorsicht. So könnte man zunächst an die Größe des Gehirns resp. an das individuell ungleiche Gehirngewicht denken. Allerdings haben mich meine eignen Beobachtungen zu der Ueberzeugung geführt, daß irgendwelche normale oder krankhafte Veranlagung, speziell auf intellektuellem Gebiete, in keinen direkten Parallelismus mit dem Gehirn zu bringen sind, welcher Anschauung sich auch neuere Untersuchungen immer mehr anschließen. Man kann nicht mehr sagen, als daß sich bei intelligenten Personen im allgemeinen mehr schwere, bei geistig niedrig stehenden mehr leichte Gehirne finden; dabei

[1]) „Wiener Klinische Wochenschrift" 1913, Nr. 14.

Digitized by Google

kann aber eine hervorragend begabte Persönlichkeit Träger eines Gehirns sein, dessen Gewicht nicht an die Mittelzahl heranreicht. Allerdings darf das Hirngewicht nicht unter ein Minimum herabsinken, ohne daß die Intelligenz wesentliche Einbuße erleiden würde; es handelt sich dann um eine Entwicklungsstörung, die zur Idiotie geführt hat. Derartiger schwerer Entwicklungsstörungen des Gehirns gibt es verschiedene (hochgradiger Hydrozephalus, Porenzephalie, angeborene partielle Hirnatrophien usw.); doch kann man da nicht mehr von einer Anlage in unserm Sinne sprechen.

Da bekanntlich den einzelnen Regionen der Großhirnrinde verschiedene Leistungen zukommen, so lag es nahe, anzunehmen, daß eine besondere Ausbildung gewisser Hirnteile der greifbare Ausdruck sei für die Anlage zu hervorragenden Leistungen auf dem entsprechenden Gebiete. Ich kann mich aber nach meinen Erfahrungen nur in sehr reservierter Weise einer solchen Anschauung anschließen. Gewiß darf z. B. den Untersuchungen Auerbachs über die Lokalisation des musikalischen Talentes im Bereiche der Schläfenwindungen ihre Bedeutung nicht abgesprochen werden, für gänzlich verfehlt aber halte ich es z. B., mit Moebius die mathematische Anlage an der Unterseite des linken Stirnlappens zu suchen. Wie auf normalem, so muß auch auf pathologischem Gebiete der Nachweis einer angeborenen Anlage auf Grund makroskopischer Abweichungen mit der gebotenen Skepsis geführt werden; dabei kann allerdings kein Zweifel obwalten, daß unterentwickelte Hirnteile weniger leistungsfähig und leichter erschöpfbar sein werden.

Wiederholt wurden Eigenheiten im feineren Bau des Nervensystems beobachtet, die im Sinne einer pathologischen Anlage verwertet werden dürfen. Alle Gewebsteile des Organismus, also auch die nervösen, können individuell stärker oder schwächer, mehr oder minder widerstandskräftig ausgebildet sein; ihr Verhalten eventuellen Schädigungen gegenüber wird dementsprechend ein verschiedenes sein. Wenn zwei Menschen von der gleichen Höhe und unter ganz gleichen Bedingungen herabstürzen, wird der eine mit den zarteren Knochen Frakturen erleiden, während der andre, kräftigere, unverletzt davongeht. Eine ähnliche individuelle Variabilität müssen wir auch für das Nervensystem annehmen, dessen Gewebe zu den empfindlichsten des ganzen Körpers gehören.

Leider können wir die größere oder geringere Leistungsfähigkeit resp. Widerstandskraft einer Ganglienzelle unter dem Mikroskop nicht abschätzen und damit Schlüsse auf eine etwaige Anlage zu einer Erkrankung ziehen.

Es wäre z. B. ganz gefehlt, ohne weiteres einen Parallelismus zwischen der Größe einer Nervenzelle und ihrer Leistung anzunehmen; es kommen hierbei verschiedene Faktoren in Betracht, so die Größe der Individuen, die Länge der aus der Zelle entspringenden Nervenfaser, ihre besondere funktionelle Inanspruchnahme und gewiß noch manch andres, das uns bisher entgangen ist. Ganz sicher dürfte die größere Reichhaltigkeit der Verzweigungen der von der Nervenzelle abgehenden Fortsätze, durch welche die Beziehungen zu andern Zellen hergestellt werden, der Zelle eine höhere Wertigkeit verleihen. Diese Verzweigungen

Digitized by Google

nehmen im Verlaufe der Entwicklung immer an Zahl zu; tritt aber frühzeitig ein Stillstand in deren Ausbildung ein, so wird die Zelle und — falls dies viele Zellen betrifft — das gesamte Zentralnervensystem minderwertig, weniger funktionstüchtig sein, womit dann die Anlage zu manchen Erkrankungen gegeben sein kann. Ich muß nur zugeben, daß es schwerfällt, für den Menschen solche individuelle Differenzen, die gewiß bestehen, unter dem Mikroskop zu demonstrieren.

In der Nervenzelle lassen sich bei passender Präparation und Färbung verschiedene Struktureigentümlichkeiten erkennen, so der Kern mit seinen Kernkörperchen, die feinsten Nervenfibrillen, die die Zelle durchziehen, kleine runde oder eckige Schollen, die sich mit gewissen Farbstoffen intensiv färben, und noch andres. Dem aufmerksamen Beobachter wird es bei der Untersuchung vieler Gehirne kaum entgehen, daß gleichwertige Nervenzellen rücksichtlich der genannten feineren Bestandteile, denen bestimmte Leistungen im Leben der Zelle zugewiesen sind, mancherlei Differenzen zeigen. Zum Teil sind diese Verschiedenheiten sekundärer Natur, durch Krankheiten, Lebensverhältnisse usw. bedingt, zum andern Teil aber sind sie etwas stabiler, vorgebildeter. So sind Nervenzellen mit zwei Kernen, wenn sie sich nicht ganz vereinzelt finden, sicher immer der Ausdruck für ein in seiner Entwicklung gestörtes Gehirn (z. B. bei der zuweilen progressiven Paralyse, bei Mongoloiden). Wir werden aber auch bezüglich der andern Bestandteile der Nervenzellen unter Umständen auf eine Minderdifferenzierung, auf eine pathologische Anlage schließen können.

Besser bekannt als die Unterentwicklung der Nervenzellen ist eine solche der Nervenfasern. Vor längerer Zeit schon hatte Arndt auf ein Zurückbleiben der markhaltigen (weißen) Nervenfasern in der Entwicklung aufmerksam gemacht (Hypoplasie der Nervenfasern). Solche Fasern sind auffallend zart, schmächtig, oder aber sie zeigen histologisch ein Bild, das dem der embryonalen Nervenfasern nahesteht. Man kann in diesem Verhalten der Nervenfasern den Ausdruck für ihre Schwäche, Erschöpfbarkeit, für eine neuropathische Konstitution ohne Anlage erblicken. Gewöhnlich betrifft eine solche Unterentwicklung nur einzelne Faserbündel von bestimmter physiologischer Bedeutung, während die benachbarten ihre volle Ausbildung erhalten haben. Dies trifft z. B. bei einer Erkrankung zu, die eine gewisse Aehnlichkeit mit der Tabes dorsualis hat, schon im jugendlichen Alter sich bemerkbar macht und als hereditäre (Friedreichsche) Ataxie bezeichnet wird.

Ganz auffallend ist — besonders am Rückenmarke — die ungleiche Entwicklung der für das zentrale Nervensystem charakteristischen Stützsubstanz, der Neuroglia; es gibt neurogliaarme und neurogliareiche Rückenmarke. Manchmal wird dieses Organ von einer sehr dünnen Neurogliaschicht eingehüllt, ein andermal kann diese bis 0,1 Millimeter dick werden. Auch die um den im Innern des Rückenmarks gelegenen Zentralkanal vorhandene Neurogliamasse kann in manchen Fällen sehr stark ausgebildet sein, so weit, daß sich ein Uebergang herstellen läßt zu einer Geschwulstwucherung mit Neigung zur Höhlenbildung, der sog. Syringomyelie.

Digitized by Google

Die kleinen Blutgefäße im Innern des Gehirns sind gleichfalls individuell sehr variabel; in einem Falle finden wir starke, dicke, in einem andern hingegen hauptsächlich zartwandige Arterien. Letztere werden begreiflicherweise Stößen gegen den Schädel weniger standhalten und auch bei Steigerungen des Blutdruckes leichter reißen können. Selbst die Reichhaltigkeit der Gefäßversorgung scheint nicht ganz unbedeutenden Schwankungen zu unterliegen.

Es kommt nicht gar so selten vor, daß einzelne Elemente oder Gruppen von solchen sich im Zentralnervensystem an Stellen finden, wo sie normalerweise nicht hingehören; eine derartige atypische Lagerung gibt wohl immer den Hinweis dafür, daß es sich in diesem Falle um ein in seiner Entwicklung irgendwie gestörtes, minderwertiges, zu Erkrankungen veranlagtes Nervensystem handelt. So hat man wiederholt zwischen den Nervenfasern des Rückenmarcks versprengte Nervenzellen angetroffen, und dies besonders bei Epileptikern, Blödsinnigen und andern schwer Nervenkranken, so daß man wohl berechtigt ist, solche Vorkommnisse als Zeichen einer mangelhaften Ausbildung und damit einer leichteren Erkrankungsfähigkeit anzusehen.

Die klinische Erfahrung drängt ebenfalls dazu, für das Entstehen vieler Nervenkrankheiten neben andern Ursachen auch eine angeborene Anlage verantwortlich zu machen. Ich will ein sehr charakteristisches Beispiel anführen. Es ist nun auch schon in Laienkreisen genügend bekannt, daß der progressiven Paralyse sowie der Tabes dorsualis in den weitaus meisten Fällen eine syphilitische Infektion vorangegangen ist. Es fragt sich nun, weshalb von hundert syphilitisch infizierten Individuen nur eines oder zwei (manche Statistiken geben eine etwas höhere Zahl an) später Paralytiker oder Tabiker werden. Die Schwere der Infektion spielt nachgewiesenermaßen ebensowenig eine ausschlaggebende Rolle dabei, wie die Art und Gründlichkeit der seinerzeitigen Behandlung. Wohl aber können mancherlei Schädlichkeiten wie Alkoholabusus, Schädeltraumen, Infektionskrankheiten andrer Art, heftige Gemütserregungen, Ueberarbeitung u. a. entweder eine erworbene Disposition zu den genannten beiden Krankheiten schaffen oder wohl auch direkt als auslösende Ursachen wirken. Aber auch diese Momente genügen nicht, um zu verstehen, warum von den hundert Infizierten, von denen sicherlich manche den gleichen eben angeführten Angriffen auf das Nervensystem ausgesetzt waren, nur einer oder zwei an Paralyse oder Tabes erkranken. Die Erklärung dafür finden wir, wenn wir annehmen, daß als ein ganz besonders wichtiger Faktor, eine angeborene Disposition, eine im Bau des Nervensystems ausgedrückte Anlage mit im Spiele ist. Gerade für die Tabes ist diese abnorme Anlage, die Minderwertigkeit des Rückenmarcks, klar nachgewiesen. Schon Kahler und Pick war die abnorme Kleinheit eines tabischen Rückenmarks und andre Eigenheiten der Konfiguration aufgefallen, woraus sie den Schluß zogen, daß es sich hier um eine Inkongruenz zwischen Leistungsfähigkeit des Rückenmarks und Arbeitsmaß handle, als deren Folge sich die tabische Erkrankung herausbildete. Später ist diese Anschauung durch eine Reihe ganz verschiedenartiger Befunde immer mehr befestigt worden. Stern hat durch die

Digitized by Google

Untersuchung und Messung zahlreicher Rückenmarke zeigen können, daß das tabische Rückenmark schon vor dem Einsetzen der Erkrankung relativ klein, unterentwickelt zu sein pflegt, eine Persistenz der kindlichen Form und kindlichen Größe erkennen läßt. — Eingehende Untersuchungen haben aber noch weitere Anzeichen einer Minderwertigkeit der tabischen Rückenmarke aufgedeckt; so finden sich gerade an diesen relativ häufig in der zarten Haut, welche sie einhüllt, abnorme Nervenfasern und kleine rundliche Knäuel solcher Fasern; auch verlaufen an diesen einzelne vordere oder hintere Wurzelfasern in ganz atypischer Weise (Reich) und noch manches andre, was für eine abnorme Veranlagung, speziell auch für eine nicht vollkommene Differenzierung der nervösen Elemente des Rückenmarks spricht.

Der anatomische Nachweis, daß bei der Tabes vielleicht immer, jedenfalls aber sehr oft das Rückenmark Zeichen einer krankhaften angebornen Veranlagung an sich trägt, darf als erbracht bezeichnet werden. Es liegt nun nahe, zu erwarten, daß ähnliche Verhältnisse auch für die so nahe verwandte progressive Paralyse gelten werden. Zugegeben muß werden, daß das Beweismaterial für eine organische Disposition zur Paralyse nicht so reich vorhanden ist wie bei der Tabes; diese Disposition muß, wie dies von v. Wagner und Piloz auch hervorgehoben wurde, eine spezifische, eine für die Paralyse charakteristische Disposition sein, neben welcher eine allgemeine Minderwertigkeit, auf die Näcke großen Wert legt, gewiß auch bestehen kann. Letzterer hat auf gewisse Anomalien der Hirnwindungen aufmerksam gemacht, die er an Paralytikerhirnen wiederholt antraf und die er als Hemmungsbildungen ansieht, welche dem Gehirn den Charakter der Minderwertigkeit aufprägen.

Ich glaube, daß hier nicht der Ort ist, auf die Einzelheiten einzugehen, welche mich bestimmen, der „Anlage" eine so hervorragende Bedeutung für die Entstehung der Paralyse einzuräumen. Syphilis und Anlage zusammen als exogenes und endogenes Moment sind unbedingt beide notwendig für die Entstehung dieser Krankheit; die andern Ursachen, von denen ich kurz vorher gesprochen habe, werden dabei nur unterstützend, befördernd mitwirken.

Uebrigens kann die angeborne Disposition viel klarer bei der ziemlich seltenen Paralyse der Kinder als bei der der Erwachsenen morphologisch demonstriert werden. Man findet dort im ganzen Nervensystem zahlreiche Stigmata, Anzeichen eines die Hirnentwicklung hemmenden schädlichen Einflusses. Wir kennen ja in diesem Falle auch das keimschädigende Agens, die Syphilis der Eltern. Schon das Rückenmark fällt durch seine Kleinheit auf, oft finden sich dort jene erwähnten Zellen und Zellgruppen, die sich an fremde Orte verirrt haben; besonders reich an Hemmungsbildungen ist das Kleinhirn (z. B. Zellen mit zwei Kernen) der juvenilen Paralytiker, aber auch am Großhirn fehlen die Entwicklungsstörungen nicht; hier sehen wir nahe der Oberfläche Nervenzellen erhalten bleiben, die unter normalen Verhältnissen zwar beim Embryo vorhanden sind, aber in den ersten Lebensmonaten zu schwinden pflegen; auch nach andern Seiten hin bewahrt die Großhirnrinde ihren fötalen Charakter.

Digitized by Google

Ich will nur noch einige wenige Beispiele von Hirnerkrankungen anführen, für welche wir eine anatomische Anlage kennen gelernt haben.

Manche Kinder bringen Lähmungen im Bereiche der Augen- oder Gesichtsmuskeln mit zur Welt; genauere Untersuchungen, namentlich von Heubner und Zappert, haben erwiesen, daß in solchen Fällen jene Nervenzellen, von denen die betreffenden Hirnnerven ihren Ausgangspunkt nehmen, nicht zur Entwicklung gelangt sind.

Auffallend oft bilden sich Gehirngeschwülste — die übrigens gar nicht selten operabel sind — in der Gegend, wo der Hörnerv das Gehirn verläßt. Orzechowski hat gezeigt, daß an dieser Stelle sich normalerweise eigentümliche Verhältnisse des Hirnbaues finden, die eine unverkennbare Variabilität zeigen; in dieser individuellen Ausbildung sei die Anlage für die Bildung einer solchen Geschwulst gelegen. In ähnlicher Weise wären nach der Auffassung Marburgs jene Neubildungen durch die individuell verschiedene Ausbildung veranlaßt, die sich in der Gegend der Zirbeldrüse — allerdings seltener — finden.

Sicherlich beanspruchen auch jene Befunde, die zugunsten einer Anlage zur Epilepsie sprechen, volle Beachtung; sicher ist, daß eine Keimschädigung durch Syphilis, Alkoholismus u. a. der Eltern als Ursache der Epilepsie mit in Betracht kommt.

Die pathologische Anatomie muß uns vorderhand im Stiche lassen, wenn wir die Anlage zu jenen Nervenkrankheiten nachweisen oder auffinden wollen, die wir als funktionelle bezeichnen, z. B. Hysterie, Neurasthenie, manche Geisteskrankheiten. Wir verstehen ja darunter solche Krankheiten, für welche wir bisher einen sichtbaren Befund am Nervensystem nicht aufdecken konnten. Aber dies ist ein Gebiet, das mit dem Fortschreiten unsrer Erfahrungen, wie ich bereits ausführte, namentlich mit der Verbesserung unsrer technischen Untersuchungsmittel, immer mehr eingeengt wird. Klinisch wird gerade für diese Erkrankungsformen eine angeborene Anlage von den meisten Seiten angenommen. Auf die ungemein komplizierten Fragen der erblichen Belastung, die dabei sehr in Betracht kommt, will ich mich hier nicht einlassen; ebenso will ich nur kurz hinweisen auf die körperlichen und psychischen Degenerationszeichen (Asymmetrien des Schädels, angewachsene Ohrläppchen, falsche Zahnstellung, steilen Gaumen — Disharmonien des Charakters, einseitige Begabung bis Mangel auf andern Gebieten, moralische Atypien usw.), denen man eine Zeitlang sehr große Bedeutung zumessen zu dürfen glaubte.

Wenn wir also vorderhand für diese funktionellen Nervenkrankheiten eine morphologische Anlage nur voraussetzen, aber nicht unwiderleglich nachweisen können, so gibt es doch nach dem Gesagten eine beträchtliche Reihe sog. organischer Nervenkrankheiten, für deren Entstehung eine organische Veranlagung, eine meist als Hemmung, nur ausnahmsweise als Exzeß sich geltend machende Störung der Entwicklung im Bereiche des Nervensystems sicherlich mit verantwortlich gemacht werden muß. Eine kleine Auswahl von Beispielen habe ich im vorhergehenden angeführt.

Digitized by Google

Diese organische Anlage kann oft mit größter Klarheit demonstriert werden; sie ist begründet in der Variabilität der feineren Ausbildung unsrer nervösen Organe; der Nachweis wird aber dadurch oft erschwert, daß es nicht leicht ist, bei dieser Variabilität die biologische Wertigkeit, speziell Unterwertigkeit der nervösen Elemente im einzelnen Falle festzustellen. Besonders wird sich die Widerstandskraft der Nervenzellen und -fasern gegen gewisse schädigende Noxen, etwa Gifte und Toxine, oft nicht ohne weiteres erkennen lassen; daß es aber schwächer angelegte Elemente oder Systeme im Nervensystem gibt, haben wir früher des breiteren erörtert und dürfte doch niemand bezweifeln; solche werden unter halbwegs normalen Verhältnissen sich zuerst abnützen, das Primum senescens, bei schweren Schädigungen aber das Primum moriens sein.

Wir sind demnach gewiß berechtigt, als feststehend anzunehmen, daß in der Pathogenese, d. h. bei der Entstehung der meisten, wenn nicht aller Nervenkrankheiten, neben einem äußern, exogenen Faktor noch ein im Organismus selbst gelegener, angeborener, endogener Faktor mitwirkt.

Und wenn wir schließlich zurückgreifen auf die Auseinandersetzungen, von denen wir ausgingen und die darin gipfelten, daß die prophylaktische Tätigkeit des Arztes eine ganz besonders wichtige sei, so gewinnt die Konstatierung einer solchen angeborenen nervösen Anlage einen nicht gering einzuschätzenden praktischen Wert. Freilich wissen wir oft nicht, wo wir den Hebel anzusetzen haben, um derartigen Keimschädigungen wirksam vorzubeugen. Vieles aber wissen wir doch bereits; bekannt ist, daß Karzinom, Diabetes, Anämie u. a. die Widerstandskraft im Nervensystem des nächsten Geschlechtes zu vermindern vermögen; am allermeisten trifft dies aber zu für den Alkoholismus und die Syphilis. Der Kampf der gegen diese beiden Schädlinge in erster Linie von den Aerzten, dann aber auch von einsichtsvollen Laien mit großer Energie geführt wird, bezweckt weniger die Rettung des Individuums als die des Geschlechtes. Es ist dies eine Schlacht, die nicht ohne Aussicht auf Erfolg gekämpft wird; wir kennen wenigstens unsern Gegner und kennen auch die Waffen, die ihn niederstrecken würden.

Die Haltung Italiens

Von

Philipp Hiltebrandt (Rom)

Anläßlich der italienischen Neutralitätserklärung ist vielfach die Meinung geäußert worden, daß die Entscheidung Italiens den Austritt aus dem Dreibunde und den ersten Schritt zum Anschluß an die Tripelentente bedeute.

Es ist ja nun zweifellos, daß der Ausbruch des europäischen Krieges der italienischen Regierung aufs höchste ungelegen kam und daß sie dieser Empfindung in ihren offiziösen Organen offen Ausdruck gegeben hat. Heer und Marine waren noch im Ausbau begriffen, und das relativ arme Land hatte finanziell

Digitized by Google

noch an den Folgen des Tripoliskrieges zu leiden. In der auswärtigen Politik war der gefürchtete Einfluß Oesterreichs auf dem Balkan durch die Ereignisse von 1912/13 glücklich so gut wie beseitigt, und mit der Errichtung des unabhängigen Albaniens hatte Italien das Hauptgeschäft gemacht. Auch dem westlichen Nachbar, Frankreich, gegenüber konnte man hoffen, vermöge einer gewaltig wachsenden Bevölkerung mit der Zeit das Gleichgewicht der Kräfte zu erreichen. Durch eine geschickte Diplomatie, die sich auf den Dreibund stützte, aber auch den Ententemächten den Austritt gelegentlich in verlockende Aussicht stellte, wußte man sich mit Hilfe beider Mächtegruppen, wie die Erwerbung von Tripolis und der Konzession von Adalia in Kleinasien zeigt, erhebliche politische Vorteile zu verschaffen.

Die Fortführung dieser Politik wurde durch den Ausbruch des großen Krieges in Frage gestellt, und es war deshalb kein Wunder, daß man über das energische Vorgehen Oesterreichs gegen Serbien in Rom aufs peinlichste überrascht war.

Gleichwohl hieße es die Loyalität und die politische Einsicht der italienischen Staatsmänner verkennen, wenn man ihnen den unerhörten Bruch eines seit dreißig Jahren bestehenden Vertrages und den Uebertritt in die Reihe der Ententemächte zutraute. Sie alle, selbst der so frankophile Luzzatti, wissen, was der Dreibund für Italien bedeutet und was sie nach einem Bruch desselben von den Ententemächten zu erwarten haben.

Daß Frankreich nach der absoluten Herrschaft im Mittelmeere strebt und damit die Großmachtstellung Italiens bedroht, ist den Italienern durch die offenherzigen Erklärungen französischer Minister, Admirale und Parlamentarier seit langem zur Genüge bekannt. Ihnen warf der jetzige Minister des Auswärtigen, Marchese di San Giuliano, die Erklärung entgegen, daß die Zeiten der Politik der Nachgiebigkeit für Italien für immer vorbei seien, und daß im Mittelmeer, der großen Straße der seefahrenden Nationen, niemand die Hegemonie zu beanspruchen habe. Klaren Blickes durchschaute man auch die französische Politik, die darauf hinauslief, die Italiener vom westlichen Mittelmeere weg in die Adria zu verweisen, sie dabei mit Oesterreich in einen unheilbaren Konflikt zu verwickeln und ihnen außerdem in Valona und im Aegäischen Meere die aufstrebende Macht Griechenlands in die Flanke zu setzen. Während des ganzen Tripoliskrieges und der Balkankrise hatte die italienische Diplomatie in erster Linie mit den Machenschaften der französischen Politik zu kämpfen. Die brutale und geringschätzige Behandlung, die Italien während der Manoubaaffäre erfuhr, belehrte es, was von den Phrasen der Fratellanza Latina zu halten sei, und sie hat Italien wohl hauptsächlich zur vorzeitigen Erneuerung des Dreibundes und zur Stellungnahme an der Seite Oesterreichs während der Balkankrise veranlaßt.

Und ebenso wie über die französische Politik war man sich im letzten Jahre, wie die Auslassungen von der Regierung nahestehenden Blättern zeigen, über die mit feineren Mitteln arbeitende Diplomatie Sir Edward Greys klar geworden. Seitdem dieser vor dem Parlament verkündet hatte, daß die Lage im östlichen

Digitized by Google

Becken des Mittelmeeres durch die italienische Besetzung von Rhodos eine „anormale" sei, war es der Consulta offenbar geworden, daß England ein Aufkommen einer so lebenskräftigen, selbstbewußten und aufstrebenden Nation, wie der italienischen, im Mittelmeere niemals dulden kann, und daß England es deshalb vorgezogen hat, sich mit dem im Niedergange befindlichen Frankreich, von dem es nichts mehr zu befürchten hatte, auf Leben und Tod zu verbünden. England weiß, daß das letzte Ziel der italienischen Kolonialpolitik, die Verwirklichung des Crispischen Gedankens eines afrikanischen Reiches von Tunis über Tripolis und Aegypten nach Abessinien sein muß, denn ohne die Erwerbung blieben Erythräa und Libyen finanziell für Italien eine Last und kolonialpolitisch ein Torso.

Was endlich die dritte Ententemacht, Rußland, anlangt, so hat sich ein dauerndes und wirkliches Zusammengehen mit ihr für Italien trotz der Abmachungen von Racconigi als eine Unmöglichkeit erwiesen. Denn: siegt das panslawistische Rußland, so hat dieser übermächtig gewordene Staat durch seine Vortruppen, die Serben und Slowenen, die die Todfeinde der italienischen Nation in Dalmatien und Triest sind, seine Hand in der Adria. Immer mehr hat man sich deshalb in den leitenden italienischen Kreisen davon überzeugt, daß die Erhaltung eines starken Oesterreichs als Damm gegen den Panslawismus und der Ausschluß Serbiens aus der Adria für Italien eine vitale Notwendigkeit ist. Ferner: mit der Oeffnung der Dardanellen für Rußland wäre das türkische Reich, dessen Erhaltung gegenwärtig einen der Hauptpunkte der italienischen Politik bildet, verloren und einer Ausdehnung des italienischen Einflusses und des italienischen Handels im östlichen Becken des Mittelmeeres für immer ein Riegel vorgeschoben.

Angesichts dieser Tatsachen ist es für die italienische Regierung und alle realistisch denkenden Politiker der Halbinsel beinahe zum politischen Axiom geworden, daß die Sicherung der italienischen Mittelmeer- und Großmachtstellung und die Verwirklichung des Crispischen Kolonialplanes nur an der Seite der Zentralmächte zu erreichen ist. Was die Tripelentente dagegen zu bieten hat, setzt den Verzicht der Großmachts- und Kolonialpläne Italiens voraus und ist selbst von dem beschränkten irredentistischen Standpunkte nicht mehr als das, was die Zentralmächte gewähren könnten: denn das unter französischer und englischer Herrschaft befindliche Italienertum in Nizza, Korsika, Tunis und Malta übertrifft an Zahl bereits das unter österreichischer Herrschaft in Triest, Trient und Dalmatien befindliche.

Wenn die italienische Regierung trotzdem nicht in den Kampf an der Seite der Zentralmächte eingegriffen, sondern sich vorläufig zu einer Politik der bewaffneten Neutralität entschlossen hat, so liegt dies an drei Gründen.

Erstens: man fürchtete, daß die englisch-französische Flotte, unfähig, gegen die deutschen Küsten etwas auszurichten, ihre Rache an Italien auslassen würde. Alle größeren Städte der Halbinsel liegen am Meere, der Hauptverkehr vollzieht

Digitized by Google

sich zur See oder auf Bahnen, die an der Küste entlang laufen. Die Unterbindung der Verkehrslinien würde Handel und Wandel unterbrochen und die Mobilisation der italienischen Armee erschwert haben, das Bombardement aber auch nur einer einzigen Stadt wie Neapels einen unermeßlichen Schaden bedeuten. Dazu kommt, daß Italien abhängig ist von der englischen Kohle, ohne die seine Fabriken stillstehen würden. Deshalb vermag Italien erst dann in den Konflikt einzugreifen, wenn die Deutschen durch ihr Erscheinen an der Meerenge von Calais durch die Bedrohung Englands die englisch-französische Marine zum Abzug aus dem Mittelmeer genötigt haben.

Zweitens: dieser Gefahr eines englisch-französischen Angriffs hätte man sich ausgesetzt für eine Sache, die zunächst auf eine Vergrößerung Oesterreichs zum Schaden Italiens hinauslief. Nach den Bestimmungen der Zusammenkunft von Abbazia, die wahrscheinlich auch in den Dreibundsvertrag übernommen worden sind, verpflichten sich Italien und Oesterreich, den Statusquo der beiderseitigen Kräfteverteilung auf dem Balkan aufrecht zu erhalten. Ist dieses nicht mehr möglich, so ist Oesterreich verpflichtet, für jede gemachte Erwerbung Italien eine Kompensation zu gewähren. Nun bedeutete zweifellos das Vorgehen Oesterreichs, dessen Zweck es war, Serbien unter seine Kontrolle zu nehmen, eine Aufhebung des Statusquo zugunsten des Donaustaates. Eine Kompensation in Gestalt von Albanien konnte Oesterreich, solange es Serbien nicht in seiner Gewalt hatte, nicht geben. Inhaltlich war Italien also nach dem Dreibundsvertrage zu seiner Neutralitätserklärung berechtigt. Und ebenso formal: denn Deutschland hat Rußland und Frankreich den Krieg erklärt, und Italien ist nur im umgekehrten Falle zum Eingreifen verpflichtet.

Der dritte Grund liegt in der Rücksicht auf die öffentliche Meinung des Landes. Sie ist nirgends so stark wie in dem demokratischen und parlamentarisch regierten Italien. Mehr als man zunächst glaubt, macht das Volk des großen Realisten Machiavell Politik vom sentimentalen Standpunkt aus. Mag der Irredentismus auch offiziell tot sein, in der Seele der weitaus größten Mehrheit der Italiener bildet er die herrschende politische Grundstimmung. Für sie ist Oestetreich der traditionelle Feind, gegen den die Helden des Risorgimento gekämpft und unter dem sie gelitten haben. Während alle Provokationen von französischer Seite schnell vergessen werden, braust das italienische Volk bei jedem auch noch so geringfügigem Unrecht, das die italienische Nationalität in Oesterreich empfängt, sofort aufs höchste auf. Sein Blick ist ganz auf die Adria gerichtet, l'amarissimo Adriatico. Ein Krieg zur Vergrößerung des verhaßten Oesterreich auf Kosten Serbiens, des „Piemonts des Balkans", hätte in der öffentlichen Meinung einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Zumal da der Krieg sich gegen Frankreich, die Consorella Latina, gerichtet hätte. Man glaubt nicht, welche Zugkraft diese ethnisch und historisch so törichte Phrase noch immer auf den gewöhnlichen Italiener ausübt. Man regt sich nicht im geringsten darüber auf, daß die italienische Sprache in Nizza und Tunis und Korsika vollkommen unterdrückt ist und daß die Italiener in Frankreich und

Digitized by Google

Tunis en canaille behandelt werden. Frankreich ist und bleibt die „lateinische Schwester“ und das „Land der Zivilisation“, in dem die völkerbeglückenden Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit entstanden sind. Was die englische Nation anlangt, so ist sie in Italien zwar nicht gerade beliebt, aber sie imponiert durch ihre Flotte und gefällt den meist liberal gerichteten Italienern durch ihre liberal-parlamentarischen Institutionen. Dazu tritt die Erinnerung an so viele italienische Patrioten, die von Azeglio bis Mazzini und Crispi in der Zeit der österreichischen und bourbonischen Unterdrückung ein Asyl in England fanden, das dort politischen Flüchtlingen ja nie verweigert wurde. Die englische Herrschaft über das Mittelmeer wird mit Fatalismus ertragen. Würde die englische Marine gegen alles Völkerrecht eine offene italienische Stadt in Grund und Boden schießen, man könnte sicher sein, daß die Vorwürfe der öffentlichen Meinung sich in erster Linie nicht gegen England, sondern gegen die eigne Regierung richten würden.

Diese Stimmungen werden nun von den französischen Politikern und einer gewissen Presse, hinter der die französische Botschaft in Rom steht, mit allen Mitteln aufrecht erhalten. Auf Widersprüche in ihren Behauptungen kommt es ihnen dabei nicht an. Bald erklären sie, der militärische Zusammenbruch Deutschland-Oesterreichs sei unmittelbar bevorstehend und Italien könne großmütige Verzeihung für seine langjährige Zugehörigkeit zum Dreibund und den Besitz von Albanien und Triest nur durch schleunigen Anschluß an die Tripelentente erhalten. Auf der andern Seite suchen sie den Italienern vor der „germanischen Hegemonie“ und der Herrschaft des „brutalen Militarismus“ in Europa bange zu machen. Die Zentralmächte würden nach ihrem Siege an Italien fürchterliche Rache nehmen dafür, daß es den Dreibundsvertrag gebrochen habe. Offen erklärt der frühere französische auswärtige Minister Pichon einem italienischen Interviewer: „Der Tag ist da, da Italien im neuen Europa den gebührenden Platz einnehmen kann. Das italienische Volk begreift es, seine Regierung aber nicht.“ Auf diese Weise hofft man durch Beeinflussung der italienischen öffentlichen Meinung auf die Regierung einen Druck auszuüben, ohne zu bedenken, daß gerade das anmaßende und illoyale Verhalten dieser Herren eine so selbstbewußte Regierung wie die italienische dazu veranlassen muß, um so fester auf dem von ihr allein als für die Interessen der italienischen Großmacht richtig erkannten Wege fortzuschreiten.

Digitized by Google

Eine stille Hohenstaufentragödie

Von

Robert Kohlrausch

Es war ein trüber, grauer Tag mit schwer herabhängendem Wolkenhimmel, als ich inmitten der grauen Burgruine dort unten im fernen Kalabrien stand. Er hatte nicht so begonnen, dieser Tag. Mit Sonnenschein und Himmelsblau war er hoffnungsvoll emporgestiegen. Dann hatten vereinzelte, noch weiße, helle Wolken sich in das Blau gemischt, waren angeschwollen, hatten sich vereinigt und schließlich mit einem häßlichen grauen Vorhang das reine Gewölbe verhüllt. Aus der fernen, schöngeschwungenen Meeresbucht von Sant' Eufemia war das blausilberne Leuchten der Frühe verschwunden, und nur noch ein mattes, weißliches Licht kam von dort herüber, mehr und mehr hinsterbend, gleich einer letzten, vergeblichen Hoffnung. Und nun schien der graue Himmel niederzusinken zur Erde. Dichte Wolkenschleier fielen gleich Vorhängen vor die Berge herab, machten ihre Gipfel undeutlich und verhüllten sie dann ganz. Gleichzeitig aber stieg aus dem Tal ein dichter bläulicher Dunst empor, verband sich mit den Wolkenschleiern und umhüllte die Trümmer der Burg mit unendlicher Traurigkeit. Gestorben und eingesargt in das lastende Grau war der sonnige Tag.

Ich aber mußte daran denken, wie sehr er dem Leben des Mannes glich, dessen Geschick mich hierher nach Nicastro getrieben hatte. Geboren im Sonnenschein, war er immer tiefer hineingeschritten in andrängendes Nebelgrau, bis er von dieser Burg aus den letzten Weg in des Todes undurchdringliche Nacht gegangen war. Heinrich VII., König der Deutschen, war es, der als Gefangener diese kalabrische Feste bewohnt hat; ihre grauen, mächtigen Trümmer zeigten mir den finsteren Schauplatz von einer der vielen Hohenstaufentragödien.

Es gibt laute Tragödien und es gibt stille Tragödien; das Leben kennt sie, wie die Geschichte sie kennt. Mit Waffenlärm und Schwerterklirren waren unter den Hohenstaufentragödien die von Konradin und Manfred erfüllt. Still hinter Kerkermauern spielten andre sich ab. Manfreds Kinder wie König Enzio litten solch geräuschlose Qual, die mit ihrer vieljährigen Dauer einen raschen, heldenhaften Tod hundertfach übertraf. Im Gedächtnis der Menschen aber haben jene lauten Tragödien ein dauernderes Leben; von Konradins Hinrichtung und Manfreds Kriegertod weiß jedes Kind. Ueber die stillen Tragödien breitet auch die Nachwelt ihr Schweigen. Selbst von der größten unter ihnen hört man kaum jemals reden, obwohl geschichtliche Tragik und menschliche Tragik sich in der bunten Hohenstaufengeschichte weder vorher noch nachher je wieder so gewaltig vereinigt haben. Deutschland und Italien selbst waren hier die tragischen Helden; ein das ganze Mittelalter durchziehender Gegensatz verkörperte sich dies eine Mal greifbar lebendig in zwei Menschengestalten. Die beiden aber waren Kaiser und König, Vater und Sohn. Zu all den ungeheuren Menschen-

Digitized by Google

opfern, die Deutschland für die Vereinigung mit Italien jahrhundertelang bringen mußte, kam hier das höchste, schmerzlichste von allen: der Vater mußte den eignen Sohn opfern, ihn vom Thron herunterstoßen in Kerkersnacht. Und wenn der Kaiser Sieger blieb in diesem Kampfe gegen den König, dem Vater blutete das Herz um den verlorenen Sohn.

Sonnig und hell hatte Heinrichs Leben begonnen. Dem Kinde schon war die Krone vom Königreich Sizilien aufs junge Haupt gesetzt worden. Und eine zweite Krone, die von Deutschland, gesellte sich der ersten, als der Knabe zehn Jahre zählte. Der Wille seines großen Vaters, Kaiser Friedrichs II., hatte die deutschen Fürsten zur Wahl des Kindes zu bestimmen vermocht. Es mußte König sein in einem Alter, in dem andre nur den König spielen. Mit vierzehn Jahren vermählt, sah Heinrich sich hineingedrängt in vorzeitige Macht, in eine Stellung voll unglückseliger, unvereinbarer Doppelpflichten. Er sollte König von Deutschland sein mit all seinen Rechten, zugleich aber in jedem Punkte seines fern in Italien weilenden Vaters Willen zur alleinigen Richtschnur für sein Handeln machen. Er sollte König und Statthalter sein in einer Person. Daß er bei seiner Jugend in der ungeheuren Schwierigkeit solcher Lage Fehler und Irrtümer beging, ist nur natürlich. Auch daß er sich in manchen Dingen seinem Vater widersetzte, war für einen selbständigen, stolzen Geist begreiflich und verzeihlich. Aber daß er nicht haltmachte vor offener Empörung, daß er ein Bündnis einging mit seines kaiserlichen Vaters Todfeinden in der Lombardei, das machte den jungen Fürsten zum Hochverräter. Hier lag für ihn die tragische Schuld, und sein trauriges Geschick war nur die notwendige Sühne. Zuerst sprach noch der Vater im Kaiser, ließ ihn verzeihen, an Versprechungen glauben. Als aber auch sie gebrochen wurden und immer deutlicher der Wille Heinrichs hervortrat, sich ganz von ihm zu lösen, mit bewaffneten Händen sich zum alleinigen Herrscher von Deutschland zu machen, da mußte der Vater verstummen und nur der Kaiser noch reden. Sein Urteil hieß: Absetzung und Kerker. Zuerst wurde Heinrich in einem Wormser Turm gefangengesetzt, später in Heidelberg, dann in Alerheim bei Nördlingen. Aber in Deutschland erschien eine Verbindung mit kaiserfeindlichen Anhängern und eine Befreiung des abgesetzten Königs noch möglich. Er mußte von dem Lande losgelöst werden, über das er geherrscht hatte. So ließ Kaiser Friedrich den feindlichen Sohn unter starker Bedeckung nach dem Süden bringen; in Aquileja nahm ihn der Markgraf Lancia in Empfang und schiffte sich mit ihm nach Apulien ein. In Siponto betrat Heinrich als Gefangener den Boden seines väterlichen Erbreiches, dessen Krone für ihn verloren war wie die deutsche Krone.

Von Siponto ging es über die sich unabsehbar dehnende Weidefläche des Tavoliere von Apulien in ein rauhes Bergland hinein. Mit fester Burg stand hier ein kleiner Ort, San Felice genannt nach dem heiligen Felix. Ein höhnisch glückverheißender Name für ein Gefängnis! Heute hat man ihn abgekürzt und nennt jenen schwer zugänglichen Ort in der Basilikata, der inmitten hoher, über 1400 Meter emporwachsender Berge liegt, nur noch San Fele. Dort wurde

Digitized by Google

Heinrich mit eiserner Strenge bewacht, litt sogar zeitweise Not, sei es aus Absicht, sei es aus Nachlässigkeit. Vom Jahre 1240 wissen wir — er war 1235 dorthin gebracht worden —, daß der Kaiser ihm auf Bitten seines Hüters die Mittel für „anständige Kleidung" bewilligte. Tiefe Bergeinsamkeit umgab den Gefangenen in der festen Burg von San Felice, deren Gemäuer hundertundvierzig Jahre später wieder einen deutschen, dort eingekerkerten Fürsten umschließen sollte. Karl von Durazzo hielt hier Otto von Braunschweig, den Gemahl der Königin Johanna I. von Neapel, gefangen. Das Volk aber hat noch erdichtete Schrecknisse den wirklichen hinzugefügt. Eine dumpfe Sage berichtet von der Ermordung eines andern Heinrich, des jüngeren, spätgeborenen Sohnes von Kaiser Friedrich II., in diesen düsteren Mauern. Der Sarazenenkapitän Giovanni Moro soll hier in König Manfreds Auftrag dessen Bruder gewaltsam getötet haben. Die Tat ist erlogen, aber die blutige Mär haftet an dem Kastell von San Felice und übertönt mit jenen andern Traurigkeiten zusammen den glückverheißenden Namen.

Vor Ablauf des Jahres 1240 wurde Heinrich von dort nach Nicastro gebracht, wohl um sein Schicksal zu mildern. Er kam damit an einen freundlicheren, größeren und reicheren Ort, und wenn er auch ein streng behüteter Gefangener blieb, so hat er hier doch wohl die Segnungen einer höheren Kultur und eines milderen Klimas gefühlt. Nicastro war damals ein Ort von Bedeutung. Ihn berührte die große Heerstraße, die vom Norden her, von Cosenza, nach Süden führte. Die Steuern und Abgaben aus ganz Kalabrien und aus einem Teil von Sizilien wurden hier gesammelt und in dem festen Schlosse verwahrt. Friedrich II. hatte sich selbst noch einen Palast hier erbaut und wohnte dort, wenn er zur Jagd kam, in den benachbarten, durch ihn mit Fasanen bevölkerten Wäldern.

Aber für den gefangenen König gab es keine Jagd mehr und keinen frohen Ritt unter freiem Himmel. Undurchdringlich fest umschlossen ihn die Mauern der grauen Burg über der Stadt. Mit Nicastro zugleich, das ursprünglich Neocastrum hieß und eine Gründung der griechisch-byzantinischen Kaiser war, ist jene Burg wahrscheinlich erbaut worden. In den Kämpfen der Normannenzeit galt sie für einen der Schlüssel von Süditalien. Robert Guiskard eroberte sie, Kaiser Heinrich VI. bewohnte sie; seine Witwe Konstanze ließ als Regentin für den minderjährigen Friedrich II. die Burg stärker befestigen, und er selbst versah sie mit neuen Werken. So stand sie trotzig, fast uneinnehmbar auf ihrer stolzen, von zwei Wildbächen umflossenen und verteidigten Höhe, die treue Hüterin des hier angesammelten Schatzes. Und nun mußte sie daneben auch noch den gefangenen Sohn des Kaisers hüten. Wenn ihm der Blick aus den Fenstern der Burg erlaubt war, dann sah das Auge Land und See zu seinen Füßen hingebreitet, über die zu herrschen ihm einstmals bestimmt gewesen war. Wilde Reue mußte bei diesem Anblick mit wildem Freiheitsdrang in ihm kämpfen; sie beide zusammen erklären wahrscheinlich seinen Tod, über den ein dichter Schleier ausgebreitet ist. Eins nur ist sicher, daß im Februar des Jahres 1242 ein

Digitized by Google

Befehl des Kaisers erging, den Gefangenen wieder an einen andern Ort zu bringen, daß er bis Martirano kam und hier starb. Einige behaupten, der Kaiser habe den Sohn vor sich bringen lassen und sich mit ihm versöhnen wollen; andre nennen ein Castrum Sancti Marci in Vallis, das vielleicht in dem Orte S. Marco im Tale des Crati nicht weit von Cosenza zu suchen ist, als das neue, für Heinrich bestimmte Gefängnis. Abenteuerliche Berichte von einer Flucht in die Wälder, von Wiederergreifung und elendem Sterben durch Hunger und Kummer oder auf noch schrecklichere Art im finsteren Gefängnis erscheinen unverbürgt. Am besten zum trotzig-leidenschaftlichen Charakter des Königs paßt ein andrer Bericht, nach dem er auf dem Wege zum neuen Gefängnis beim Ueberschreiten einer Brücke sein Pferd plötzlich gewaltsam gespornt hat und mit ihm hinuntergesprungen ist in den Savuto. Dieser freiwillig-königliche Todessprung breitet etwas wie Verklärung um des Fürsten unglücklich-schuldige Gestalt; ihn glaubt man darum am liebsten. Schwerverwundet, aber noch lebend, soll man ihn dann in das Kastell Martirano gebracht haben; dort soll er gestorben sein. Und für diesen Punkt wenigstens gibt es an Ort und Stelle noch ein schriftliches Zeugnis. Das in den Bergen verborgene Martirano, das heute wie damals mit Nicastro nur durch einen fünf Stunden weiten steinigen Reitweg über hohes und rauhes Gebirge hin verbunden ist, besitzt eine kleine verfallene, dem San Marco geweihte Kirche. Sie steht unterhalb der Stelle des ehemaligen, verschwundenen Kastells, von dem nur noch der Name Castello dort an einer Feigen- und Olivenpflanzung haftet. Aus jenem kleinen Gotteshaus aber klingt uns allein in ganz Italien der Name des unglücklichen deutschen Königs entgegen. An der Wand links vom Altar sind lateinische Verse, nur halb noch lesbar, aufgezeichnet, in denen von einer Wiederherstellung der Kirche und von Heinrichs Tode berichtet wird. Die Worte, die sich auf ihn beziehen, lauten in deutscher Uebersetzung:

„Höher am Berg stand einst eine Burg; hier starb jener Heinrich,
Der gefangene Sohn von Kaiser Friedrich dem Zweiten."

Die verwischten Worte dort auf der Wand einer verfallenen Kirche, die Trümmer der Burg zu Nicastro — das ist alles, was im fernen Kalabrien von dem hier gestorbenen deutschen König erzählt. Verschwunden ist auch sein Grabmal im Dom zu Cosenza. Königlich aber ist wenigstens noch in ihren Trümmern die Burg, die sein letztes Gefängnis war. Ein furchtbares Erdbeben, das am 27. März 1638 die ganze westliche Küste von Kalabrien erschütterte, fünfzig Dörfer und Städte mit etwa zwölftausend Einwohnern vernichtete — das nahegelegene Sant' Eufemia wurde damals von der Erde verschlungen und in einem stinkenden See begraben —, hat auch die gewaltigen Mauern dieser Feste gebrochen. Bis dahin hatte sie noch immer den Machthabern getreulich gedient, war von Manfred wieder zum Hauptstützpunkte der Hohenstaufenmacht in jener Gegend gemacht worden und hatte Kaiser Karl V. bei seiner Heimkehr von Tunis als Gast gesehen. Aber das Erdbeben, das unter den eingestürzten

Digitized by Google

Häusern und Kirchen den fünften Teil der Einwohnerschaft Nicastros begrub, hat auch dies Kastell in eine große, malerische Ruine verwandelt.

Von der Eisenbahn aus, die den schmalsten Teil von Italiens Halbinsel hier durchschneidet und auch Nicastro berührt, sieht man freilich nur wenig von ihr. Sie steht, wenn auch selbst auf stattlicher Höhe, doch so nahe vor dahinter aufsteigenden Bergen, daß ihr Mauergrau ganz im umgrünten Grau der Felsen verfließt. Ich glaubte schon, die Burg sei völlig vom Erdboden verschwunden, als ich den Zug auf dem Bahnhof Nicastro verließ, der mich mit einem blühenden Gärtchen mit Rosensträuchern, Rosenhecken und wehenden Palmenwedeln freundlich begrüßte. Hier war lachender Süden. Er leuchtete grünsilbern auch aus reichen Oelbaumpflanzungen her. Daneben aber stellte sich in schönen Gestalten als eigentlicher Baum des Landes die deutsche Eiche. Sie schmückte die Niederung und stieg an den Bergen hinan; König Heinrich konnte sich in sein verlorenes deutsches Königreich zurückversetzt glauben, wenn er die krausen Wipfel dieser Bäume von seinem Kerkerfenster aus rauschen hörte.

Gegen die grünbewachsenen Berge hin führte der Weg vom Bahnhof in die Stadt. Sie lag am unteren Abhang breit hingelagert und erklomm dann rechtshin eine der Höhen. Gleichgültige Häuser standen an der staubigen Straße; schon hier war sichtbar, daß Nicastro fast keinen Rest aus den Tagen des Mittelalters bewahrt hat. Alles ist untergegangen bei der grausamen Erderschütterung im Jahre 1638. Vor allem der tiefgelegene Teil der Stadt mit einer breiten, parallel zu den Bergen laufenden Hauptstraße zeigte sich ganz modern, und nur ein sagenhafter Name dieser Straße wies in ferne Zeiten zurück. Je weniger Altes Nicastro besitzt, um so reicher ist es an kühnen Erfindungen, die seinen Ursprung in graues Altertum zurückversetzen sollen. Auch der Name der Hauptstraße, die Corso Numistrano genannt wird, erzählt solch ein Märchen. Er will besagen, daß Nicastro die Stelle der alten Stadt Numistro besetzt hält, wo sich der Konsul Marcellus und Hannibal im Jahre 210 v. Chr. — ungefähr tausend Jahre vor dem wirklichen Ursprung Nicastros — eine Schlacht lieferten. An dieser Fabelstraße steht auch der Dom, der außer einer Inschrift über seine Baugeschichte nichts Interessantes bewahrt. Aber etwas fand ich doch auf dem Hauptplatze der Unterstadt, was in die Tage der Hohenstaufen zurückreichte. Bescheiden, vernachlässigt, unscheinbar, war es doch ein Denkmal der Fürsorge jener Herrscher für ihr Volk. Sie hatten den antiken Brauch aufrechterhalten oder neu belebt mit Aufstellung einer sog. Mensa ponderaria, wie man sie heute noch ausgegraben in Pompeji sehen kann, ein genaues Maß für den Getreideverkauf zu verbürgen und Betrügereien zu hindern. Die Mensa glich einer massiven steinernen Bank, in der sich runde Vertiefungen von bestimmter Größe befanden; dort hinein mußte das Getreide geschüttet werden, das dann, wenn alles in Ordnung war, durch ein bis dahin verschlossen gehaltenes Rohr im Stein ablaufen konnte. Solch eine Mensa besaß auch Nicastro, besitzt sie merkwürdigerweise noch heute. Die ganze Stadt ringsumher ist unter den furchtbaren Stößen des Erdbebens niedergebrochen, die Jahreszahl 1200, die man

Digitized by Google

früher an diesem Denkmal gelesen hat, ist von den Händen der Zeit verwischt worden, aber der graue Steintisch hat immer noch seinen Platz auf Nicastros Markt. Aus drei verschiedenen, kunstlos aneinandergefügten Steinblöcken ist er zusammengesetzt; fünf runde Vertiefungen, die größte davon in der Mitte, sind hineingearbeitet worden, und unversehrt sind auch noch im Stein die Rohre zum Ablauf des Getreides. Aber der alte Zweck ist in Vergessenheit geraten, und heute benutzen die bösen Buben der Stadt, von dem bequemen Sitz mit seinen runden Oeffnungen verführt, ihn zu ganz — ganz andern Dingen. Tiefer ist wohl noch niemals ein Hohenstaufendenkmal entwürdigt worden.

Mich von dem unerfreulichen Anblick abwendend, ging ich in der breiten Hauptstraße zurück und fing nun an, in jenem älteren, wenn auch nicht alten Teil der Stadt emporzusteigen, der sich zur Burghöhe hinanzog. Hier wurden die Straßen eng, steil und schmutzig; von den Häusern boten einige nur mit einer besonderen Art von geradlinig abgeschlossenen Loggien und weißen, schlanken Säulen daran einen malerischen Reiz. Aber auch die schmutzigen Straßen waren farbig belebt von den leuchtenden Landestrachten der Kalabreserinnen mit ihren bunten Kopftüchern, ihren hochgehobenen, hinten in einen Knoten zusammengefaßten Kleidern, unter denen der Unterrock feurig rot hervorkam, um ganz unten eine Handbreit von dem weißen Hemde sehen zu lassen. Eine Frau mit einem Kind auf dem Schoß in einer dunklen Türöffnung hätte gleich einem feinfarbigen Bild wirken können, wenn sie nicht gar zu menschlich beschäftigt gewesen wäre. Denn sie lauste das Kind.

Aus den engen, zum Teil in gepflasterte Treppen übergehenden Gassen mündete der Weg auf eine breite, schöne, von Grün umsäumte Landstraße, die nach Soveria Mannelli, von dort nach Cosenza führte. Die dahin bestimmte Post rollte mit munterem Klirren vorüber. Der Blick aber weitete sich nun, die Burg auf der Höhe, die von den obersten Häusern der Stadt mit einem schlanken Kirchturm eng umlagert wurde, stellte sich hier in freier, breiter Silhouette vor den Lichtraum des Himmels, wuchs majestätisch als Bekrönung des Ortes empor. In seitlichen, von den Bergwassern durchrauschten Tiefen grünten und blühten in gedrängter Fülle reiche Pflanzungen von Oelbäumen und Orangen, deren Duft üppig, berauschend emporstieg; den obersten Burgfelsen aber verteidigten wie geharnischte Ritter der Natur die seltsamen Gestalten des Opuntienkaktus, dessen breite Blätterhände zornig in die Luft hineinzugreifen schienen. Sie hätten mir beinahe den Eintritt in die Burg ungastlich verwehrt. Nur an zwei Stellen gab es einen Zugang; an beiden aber hinderten hölzerne Türen den Eintritt, und überall sonst machten die stacheligen Verteidiger ihn unmöglich. Ein freundlicher Bürger der Stadt aber half mir aus der Not, holte den Schlüssel zu der einen Tür und führte mich in die Burg. Es war ein ganz enger, schmaler Weg zwischen steilem Fels und niedriger Mauer, den wir emporstiegen. Er war von dichtem Unkraut, von mannshohen Brennesseln und Kaktusgewucher so dicht eingeschlossen, daß mein Begleiter mit einem Stocke Raum schaffen mußte. So kamen wir unter der Burgmauer hin zum halbeingestürzten Eingang, der zwischen

Digitized by Google

zwei starken, runden Türmen in der hier schräg, bastionenförmig emporgehenden Mauer lag. Ein zweites Tor in einer weiter zurückliegenden Wandung zwischen denselben Türmen schien früher für doppelte Sicherheit gesorgt zu haben, doch war die Zertrümmerung hier noch größer als am ersten Eingang. Die Burg war ansteigend auf dem Gipfel des Berges erbaut, so daß die hinteren Mauern höher lagen als die vorderen, doch dehnte der am weitesten vorn liegende Burghof sich ziemlich eben aus. Er war von blühendem Unkraut und bescheidenen Gemüsepflanzungen überdeckt; Brombeeren und Nesseln umwucherten die dazwischengepflanzten Feigen- und Mandelbäume. Zwei Löcher im Boden ließen in dunkle, tiefe Verliese hineinschauen, auch eine verschüttete Brunnenöffnung war in der Mitte des Hofes noch erkennbar. Vom Erdbeben aufgerissene Wohnräume zeigten stellenweise erhaltenen Stuckbelag an den Wänden, doch war die Zertrümmerung so groß, daß man vergeblich versucht hätte, den Grundriß im Innern wiederherzustellen. Das aber konnte man deutlich erkennen, daß die Burg nach der Stadtseite zu von drei runden Türmen verteidigt war, während ein vierter, mit jenen durch Mauern verbunden, weiter zurück und erhöht auf dem Gipfel des Berges lag, auseinandergespalten von den furchtbaren Kräften der Erde.

Von der hohen Stätte dieser wilden Verwüstung aus aber ging der Blick in eine weite, stille Schönheit hinein. Die Berge bauten sich grün und friedlich auf, das Tal breitete seine Fruchtgärten aus, die dunklen Gebirgsmassen des Aspromonte lockten im Süden, und rechts nach Westen hin umspülte die Meeresflut im sanften Halbrund ausgehöhlte Buchten. Eine riesenhafte Pinie, so selten in jener Gegend, stand wie verirrt neben der Burg vor den umwaldeten Bergen. Lange saß ich in der einsamen Trümmerwelt auf einer hölzernen, von einem Feigenbaum beschatteten Bank und gedachte des jungen Fürsten, der hier gefangen lag, gedachte der großen, stillen Hohenstaufentragödie, die sich hier zur Katastrophe neigte.

Stets grauer und schwerer drohte der Himmel herab und wob Trauerfarben hinein in die trüben Erinnerungen. Und als ich dann Abschied genommen hatte von der verwüsteten Burg, wurde mir zum Schluß noch ein Anblick von geheimnisvoller Kraft. Unten an der hölzernen Tür stand ein ganz kleines Haus, das nur zwei Zimmer übereinander barg. Beim Kommen war ich achtlos daran vorübergegangen, jetzt aber klang eine Stimme daraus hervor. Ich sah, mich umschauend, in einen schwarzen Wohnraum unten, in ein schwarzes Fenster oben hinein. Aus der Dunkelheit hinter dem Fenster löste sich das von unzähligen Falten durchfurchte Gesicht einer uralten Frau. Den Kopf umgab ein schwarzes Tuch, ein schwarzes Mieder, unter dem das Hemd mit spärlichem Weiß hervorkam, den Oberkörper. Neben ihr in der schwarzen Fensteröffnung hing ein schwarzer Krug. In dem abnehmenden Licht unter dem drohenden Himmel war es ein Bild von erschreckender Düsterkeit in seinem Zusammenklang von farblosen Farben. Die Frau sprach zu mir, murmelte Worte, die mein Ohr nicht verstand. Ich dachte, sie bettelte, bot ihr ein Geldstück, aber sie wies es zurück und murmelte weiter. Kalt überlief es mich, und ich eilte davon. Aber wenn

Digitized by Google

ich Nicastros jetzt gedenke, dann tritt jenes unheimliche, ganz in Schwarz, Weiß und Grau gemalte, wolkenüberschattete Bild immer zuerst vor mein Erinnern, und jene Frau scheint mir die verwunschene Hüterin des traurigen Ortes, die vielleicht schon gelebt hat, als König Heinrich hier gefangen war, und nicht sterben darf, bis auch der letzte Stein der Burg verschwunden ist.

Der Wiener Kongreß

Am 3. Mai 1814 war Ludwig XVIII. in Paris eingezogen und am 30. wurde die Friedensurkunde unterzeichnet (1. Pariser Friede). Von Verteilung der Eroberungen enthielt die Urkunde nur wenig, denn über die Hauptsachen hatten die Verbündeten (eigentlich Europa) sich noch nicht geeinigt. Die Länder links des Rheines sollten zugunsten Hollands und deutscher Staaten — unter ihnen auch Preußens — dienen, Oesterreich erhielt Oberitalien bis zum Po, Ticino und Lago Maggiore (also Lombardei und Venetien), die Republik Genua kam ans Königreich Sardinien, als Entschädigung für Savoyen, das bei Frankreich blieb.

Dieses erhielt seine Grenzen von 1792, dazu aber den ans Elsaß stoßenden Teil der Pfalz zwischen Saar und Lauter mit der Festung Landau, einige im Elsaß gelegene, im siebzehnten Jahrhundert noch für Deutschland gerettete Enklaven (unter ihnen das noch heute französische Mümpelgard), einige belgische Kantone mit der Festung Givet, den größern Teil von Savoyen mit Annecy und Chambéry, die päpstlichen Besitzungen Avignon und Venaissin — im ganzen 150 Quadratmeilen mit 450 000 Bewohnern. Der Raub, den Frankreich am schwachen Deutschland im siebzehnten Jahrhundert begangen, blieb ihm nicht nur, es bekam noch hinzu, was zur „Arrondierung" diente. Das war die Folge des kläglichen Manifestes vom 1. Dezember 1813 aus Frankfurt! (Nicht Frankreich soll bekriegt werden, sondern Napoleons Uebermacht; Frankreich soll groß, stark und glücklich sein, es soll ein größeres Gebiet haben als jemals unter den Königen!) Belgien und Holland kamen unter die Souveränität der Oranier, die Schweiz wurde unabhängig. England gab die eroberten französischen Kolonien zurück und behielt nur Malta, Tabago (Tobago, kleine Antillen, nördlich Trinidad), Sainte Lucie (auch kleine Antillen), Mauritius (Isle de France, Indischer Ozean). Es behielt die unbestrittene Macht zur See.

In bezug auf Deutschland wurde bestimmt, daß seine Staaten unabhängig, aber föderativ verbunden sein sollten. Alles andre sollte auf einem innerhalb von zwei Monaten einzuberufenden Kongreß in Wien erledigt werden. Ein geheimer Artikel bestimmte, daß Frankreich von den Verhandlungen über die Neuordnung Europas ausgeschlossen werde. Tatsächlich kam es eigentlich umgekehrt, wie man sehen wird.

Noch in Paris hatte Metternich mit Bayern das Tauschgeschäft gemacht,

Digitized by Google

nach welchem dieses Tirol, Vorarlberg, Salzburg und das Innviertel an Oesterreich zurückgab, dafür Würzburg und Aschaffenburg erhielt.

Rußland hatte auf das Königreich Polen mit Warschau die Hand gelegt, Preußen hatte sich im Laufe des Befreiungskrieges einzelner Teile seines alten Besitzstandes vor 1806/07 wieder bemächtigt, andre Gebiete besetzt. Was davon ihm endgültig als Entschädigung für seine Riesenopfer bleiben würde, hing von dem Wohlwollen seiner bisherigen Verbündeten ab, und das war nicht groß. Der ganze Wiener Kongreß ist ein Feilschen um Preußens gerechte Ansprüche oder wie Blücher an Rüchel schrieb: „Der gute Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hintreibt, es zu verkaufen oder zu verhandeln." Durch eine kunstvoll abgewogene Verteilung der Länder und der Leute, die Wiederkehr der französischen Uebermacht zu verhindern, in diesem Gedanken ging die ganze Weisheit der Kabinette auf ... Viele treffliche Männer aus jedem Stande und jedem Volke gaben sich im Ernst der Hoffnung hin, daß die Weltgeschichte in ihrer ewigen Bewegung nunmehr stillstehen, vor den Ratschlüssen des Wiener Areopags ehrfürchtig verstummen würde. (Treitschke, Deutsche Geschichte.)

Am 18. September 1814 fand die erste Beratung der Bevollmächtigten Rußlands, Preußens, Oesterreichs, Englands statt. (Nesselrode, Hardenberg, Wilhelm Humboldt, Metternich, Castlereagh.) Oesterreich und England traten — im Widerspruch mit dem Geheimartikel des Pariser Friedens — für Hinzuziehung Frankreichs ein, das Talleyrand (der „Bocksfuß") vertrat. Dieser gewiegte und jeder Regierungsform sich anpassende Diplomat hatte sich Metternich in der Abneigung gegen deutsch-nationale Regungen und Preußens Entschädigung angeschlossen. Dieser Verbindung geriebenster Diplomaten, die zeitweise von England oder Rußland unterstützt wurde, vermochten Hardenberg und Humboldt nicht standzuhalten. „Preußens Diplomatie stand nicht auf der Höhe seiner Feldherrnkunst." Eine Schadloshaltung Preußens, zum mindesten die Wiederherstellung seines Besitzstandes vor dem Frieden von Tilsit, konnte in der Hauptsache nur durch das Königreich Sachsen erfolgen. Die Zurückgewinnung größerer Strecken polnischen Gebietes war kein erstrebenswertes Ziel, die Wiedererwerbung von Ansbach-Bayreuth stieß auf Widerstand bei Oesterreich und Bayern, derjenigen von Ostfriesland stand die Forderung Englands auf Vergrößerung von Hannover entgegen. Es ist nicht angängig, im Rahmen einer Monatsschrift die verschlungenen Pfade, Zettelungen und Intrigen des Wiener Kongresses zu verfolgen, und ich will nur andeuten, wie das Hin- und Hertasten zwischen Rußland und Oesterreich-England-Frankreich durch König Friedrich Wilhelms Machtwort zu einer Einigung mit ersterem führte. Da Metternich-Talleyrand Sachsen möglichst ungerupft davonkommen (die Wiedereinsetzung des Königs Friedrich August „Sache aller Könige") lassen, erstere aber Rußland nicht ganz Polen gönnen wollte, sollte Preußen möglichst wenig sächsisches Land erhalten. Gerade weil seine Entschädigung (außer am Rhein) mit polnischem Gebiete Rußland schwächte. Talleyrand sekundierte. Er wurde, wie General

Digitized by Google

v. Friedrich in seinem Werke „Die Befreiungskriege" sagt, „der geräuschvolle Verteidiger der Polen und Sachsen, der Gönner der deutschen Mittel- und Kleinstaaten". Mit diesem divide et impera, mit der Protektion der troisième Allemagne (die andern, außer Oesterreich und Preußen) führte er als Unterhändler der deutschen Kleinstaaten Frankreichs Beteiligung an deutschen Fragen wieder ein. Er entsprach damit nur den Mitteilungen Metternichs vom 9. November 1813 an den in Weimar gefangenen französischen Diplomaten Baron St. Aignan, „Frankreich brauche auf den notwendigen und berechtigten Einfluß nicht zu verzichten, den jeder stärkere Staat auf den schwächeren ausübe".

So blieb in Deutschland zum Teil „das lockere Nebeneinander" kleiner Monarchien bestehen, wie es aus dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 hervorgegangen war. Während Oesterreich diesseits und jenseits der Alpen mächtig blieb, während die „unbekehrten Satrapen Napoleons" (Rheinbundfürsten) ihre partikularistischen Interessen verfolgten, konnte nur ein „anarchisches Deutschland" entstehen. In diesem Gedanken traf Talleyrand sich wiederum mit Metternich. Deutschlands Zersplitterung veranlaßte die kleinen Souveräne zum Anschluß an Oesterreich, und die nationale Politik Preußens wurde in Verbindung mit den bisherigen Rheinbundstaaten am wirksamsten bekämpft.

Während Görres im „Rheinischen Merkur" vor den schon wieder beginnenden französischen Einmischungen mit den Worten warnte, „in den bourbonischen Lilien sind noch immer die napoleonischen Bienen und Wespen verborgen", rief der König von Sachsen in einem eigenhändigen Schreiben vom 19. September 1814 Ludwigs XVIII. Hilfe an!

Preußens König folgte der nüchternen, durchaus praktischen Erwägung, daß ihm der Anschluß an Oesterreich und England nur unerwünschte slawische Untertanen bringen würde, die Verbindung mit Rußland aber die Möglichkeit einer Entschädigung durch sächsische Landesteile böte. Der Anschluß an Rußland brachte Thorn, Danzig, Posen mit dem Netzedistrikt ein, auf die Hälfte des Königreiches Sachsen freilich mußte verzichtet werden, aber Torgau, Merseburg, Naumburg, Wittenberg, Görlitz, der größte Teil der Lausitz, eine Reihe sächsischer Bezirke in Thüringen wurden preußisch. Endlich wurde mit dem alten Besitze Cleve, Mark, Ravensberg, Minden, Geldern, Münster und Paderborn (seit 1803), neuerdings Koblenz und das Gebirgsland zwischen Saar und Nahe und auch geistliches Gebiet (Köln, Aachen, Trier) vereinigt.

Wie Avignon dem Papste fortgenommen wurde, um Frankreich zu bedenken, so wurde also auch innerhalb Deutschlands nach oft geübter Praxis (Säkularisationen) den geistlichen Fürsten ihr Land fortgenommen und weltlichen gegeben. Aus allen diesen Teilen wurden 1824 die Provinzen Rheinland und Westfalen gebildet. Auf Veranlassung Englands mußte an Hannover, außer Ostfriesland, auch Goslar, Hildesheim, der größere Teil der Herrschaft Lingen, überlassen werden. Dafür erhielt Preußen das Herzogtum Lauenburg. Der preußische Kanzler Hardenberg benutzte recht glücklich dieses Land, um das bisherige

Digitized by Google

Schwedisch-Pommern mit Rügen von Dänemark einzutauschen, welchem es von Schweden als Ersatz für Norwegen überlassen worden war.

Der Gesamteffekt für Preußen, wie solcher sich aus den Verhandlungen des Wiener Kongresses ergab, war, daß es zum Lohne für die gebrachten Opfer um 500 Quadratmeilen kleiner wurde, als es vor dem Tilsiter Frieden von 1807 gewesen war. Seine Grenzen waren überall ungedeckt und das Gebiet in zwei Teile gespalten, dem jeder couloir fehlte. Es war kein Wunder, daß in Preußen mit Bitterkeit auf das Werk gesehen wurde, das unter ränkevoller Führung von Metternich-Talleyrand dieser Areopag zustande gebracht hatte. Und noch etwas! Man hat vor einem Jahre in ganz Europa, im Bereiche aller impuissances européennes — wie die Franzosen spöttisch die Großmächte gelegentlich ihrer unbeachteten Willensäußerungen vor und nach dem Balkankriege nannten — sich über den Zerfall des Balkanbundes und das Raufen der Verbündeten untereinander lustig gemacht. Nun — hundert Jahre früher wär's fast ebenso gekommen! Am 3. Januar 1814 schlossen tatsächlich Oesterreich, England und Frankreich ein Abkommen, sich mit je 150000 Mann zu unterstützen, falls es mit Rußland-Preußen zum Kriege käme. War nicht Frankreich 1814 geradeso der tertius gaudens, wie hundert Jahre später die Türkei? Diesmal wird die Allianz der deutschen Stämme hoffentlich besser wirken!

Das Fazit des Wiener Kongresses, wie ich es zu skizzieren versuchte, war das Ergebnis langer Verhandlungen, die erst in ein etwas schnelleres Tempo kamen, als Napoleon am 1. März im Golfe von Jouan am Kap d'Antibes landete und diese als „Bombe" wirkende Nachricht nach Wien kam. Zwei Stunden nach deren Eintreffen waren die Kuriere bereits unterwegs, welche die aus Frankreich zurückmarschierenden österreichischen und russischen Truppen anhielten, wo sie waren!

Die Neuordnung des türkischen Heeres

Das türkische Heer besteht jetzt aus 13 Armeekorps, von ihnen 5 zu 3 Divisionen in Thrazien und im westlichen Kleinasien, 3 zu 3 Divisionen im östlichen Kleinasien an der russischen Grenze und 5 Korps zu 2 Divisionen in den arabischen Provinzen. Dort sind auch 2 selbständige Divisionen. Im ganzen sind das 36 Divisionen gegen 43 vor den Landverlusten im Balkankriege. Jede Division hat 3 Regimenter zu 2 Bataillonen und ferner 1 Füsilierbataillon. Jedes Korps hat noch 1 Füsilierregiment zu 2 Bataillonen. Das in Europa in vorderster Linie stehende Korps von Adrianopel (das II.) hat abweichend bei 2 Divisionen die Regimenter zu 3 Bataillonen und 1 Füsilierbataillon, das Korpsfüsilierregiment hat 3 Bataillone. Im ganzen 285 Bataillone. Die Stärke der durch Konstantinopel nach Kleinasien abziehenden Bataillone betrug 300 bis 400 Mann, diejenigen in Konstantinopel sind durchschnittlich 400 Mann stark. Enver-Pascha soll zweijährige Dienstzeit ohne Dispens vorgeschlagen haben. Im

Digitized by Google

Bedarfsfalle sollten Familienunterstützungen vom Staat gezahlt werden. Während früher der Staat aus der Dispensgewährung jährlich 22½ Millionen Franken Gebühren bezog, müßte er jetzt selbst noch Unterstützungen gewähren. Der Vorschlag dürfte deshalb kaum befolgt werden.

Die Eskadrons haben nur die Hälfte ihres Pferdeetats, die Artillerie in Asien führt, infolge der Verluste an Geschützen im letzten Kriege, alte Kruppkanonen. Ueber Neuordnung von Train und Sanitätswesen scheint noch nichts bestimmt zu sein. Solche ist nach den Kriegserfahrungen dringend erforderlich.

Ausbildungsart und Gefechtslehre folgen deutschen Grundsätzen.

Ihre letzten Gegner rangieren die Türken: Bulgaren, Serben, Griechen. Die Bulgaren achten sie von militärischem Gesichtspunkt hoch, bei den Serben betrachten sie als schwachen Punkt die Zugehörigkeit der Bulgaren in Mazedonien, welche serbischer Verschmelzung abgeneigt sind. In Beurteilung der Griechen folgen die Türken nach französischem Urteile mehr unbedachtem Hasse als gesundem Urteil.

Namentlich die jüngeren Offiziere sind von dem Wunsche nach Vervollkommnung beseelt. Ernennungen und Widerrufe in den höheren Stellen beweisen — auch nach französischem Urteil — daß die Erinnerung an die Vergangenheit und die Politik eine Hauptrolle spielen.

Die oberen Führerstellen sind verjüngt, sie müssen aber erst zeigen, daß sie die erforderliche Ausdauer in der schweren Reorganisationsarbeit haben, „welche in der Revanchehast und unter der Bedrohung durch fremde Kanonen geleistet werden muß".

Die Entstehung des Lebens

Von

Prof. Dr. P. Rohland (Stuttgart)

Die Beobachtungen der modernen Naturwissenschaft führen zu neuen Vermutungen über die „Erzeugung lebendiger Wesen".

Wenn überhaupt auf unserm Planeten der Uebergang vom Organischen zum Organisierten, vom Leblosen zum Lebendigen, wenn auch in der kleinsten Form des hülleloſen Protoplasmas stattgefunden hat, so muß vermutlich diese erste Geburtsstätte in das kolloide Medium gelegt werden.

Vielleicht in Anlehnung an den römischen Dichter ist früher auch das Meer, die Geburtsstätte der schaumgeborenen Venus, als solche angegeben worden.

Organische kolloide Verbindungen bildeten die Grundlage zur Bildung der ersten, einfachsten, organisierten Formen; ihre Bausteine, die verschiedenen Albumine, Kaseine, Kohlenhydrate finden sich in der Natur nur im kolloiden Zustande.

Digitized by Google

Hierbei handelt es sich nicht nur um Anordnung von Atomen und Molekeln (und Elektronen) und um Einleitung gewisser Bewegungen, wie es Du Bois-Reymond in seinen „Sieben Welträtseln" darstellt, vielmehr muß hinzugefügt werden, daß der Zustand, in der sich die organische Materie befand, für die Entstehung des Lebendigen von allergrößter Bedeutung war; dieses Stadium war aber das kolloide.

Sehr wahrscheinlich müssen dabei auch katalytische Phänomene berücksichtigt werden. Denn positive Katalysatoren sind stets da wirksam, wie die Beobachtung lehrt, wo höchst merkwürdige und noch von dunklen Schleiern umhüllte Vorgänge verlaufen, und Fermente und Enzyme anderseits, die auch kolloider Natur sind, sind gerade bei physiologischen Vorgängen als positive Katalysatoren erkannt worden.

Vielleicht ist das Bild, das man sich von der Generatio spontanea oder aequivoca entworfen hat, in wesentlichen Teilen unrichtig und entspricht nicht den tatsächlichen einst stattgefundenen Vorgängen.

Schon die Unterscheidung zwischen Autogonie, der Bildung eines einfachsten organisierten Individuums aus einer anorganischen Bildungsflüssigkeit oder aus anorganischen Stoffen, und Plasmogenie, der Bildung eines Organismus durch schon aus anorganischen Substanzen gebildeten organischen Bildungsflüssigkeiten oder organischer Materie, dürfte vom richtigen Wege ablenken.

Die Richtlinie müßte vielmehr in den kolloiden Zustand der Materie führen, mit dem sowohl anorganische wie organische Substanzen vereinigt sind.

Auch die Vorstellung müßte eine Aenderung erfahren, daß aus einem Komplex anorganischer und organischer Stoffe sogleich eine, wenn auch noch hüllenlose, Zelle entstanden ist.

Vielmehr hat sich vermutlich aus dem kolloiden Zustand der vereinigten anorganischen und organischen Materie unter geeigneten Bedingungen ein Zwischenprodukt entwickelt, das noch zum Teil anorganisch-organisch, zum Teil schon organisiert war.

Diese Zwischenstufe ist aber im Kampfe ums Dasein untergegangen, da ihre Lebensbedingungen höchst ungünstige waren; aus ihr haben sich aber die noch jetzt existierenden Dauerformen, die einfachsten Organismen, wie die Moneren, entwickelt.

Es ist bezeichnend, daß die Wöhlersche Harnstoffsynthese, an die in bezug auf die Lösung des Lebensproblems übertriebene Hoffnungen einst geknüpft worden sind, sich auf eine der Substanzen im kristalloiden Zustand, die für das Lebensphänomen geringere Bedeutung haben, und nicht auf einen für dieses wichtigen Stoff im kolloiden Zustand erstreckte.

Infolgedessen sind auch die an diese Synthese geknüpften Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen.

Selbst wenn es gelingt, Materie im kolloiden Zustand, wie Eiweiß, künstlich synthetisch darzustellen, so wäre allerdings schon ein weiter Weg

Digitized by Google

seit Beginn der wissenschaftlichen Chemie zurückgelegt; indessen, eine bei weitem größere Strecke bis zur künstlichen Synthese des lebendigen Eiweißes stünde noch bevor: denn den Ausgangspunkt zur Bildung von Lebendigem müßten jedenfalls Stoffe im kolloiden Zustand bilden.

Dabei muß auch noch folgender Punkt berücksichtigt werden: möglicherweise findet die Umwandlung der kolloiden organisch-anorganischen Materie zum Lebendigen in einem Zustande der Materie statt, in der sie wegen ihrer enormen Kleinheit auch mit unsern besten Hilfsmitteln, z. B. mit dem Ultramikroskop, nicht sichtbar gemacht werden kann.

Dieser Gedanke ist deswegen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, weil ähnliche Erfahrungen vorliegen.

Es gibt winzig kleine Teilchen der Materie, die sich unsern Sinnesapparaten ausschließlich durch ihren Geruch bemerkbar machen; sie sind weder mit der feinsten analytischen Wage faßbar, noch können sie mit irgendwelchen optischen Hilfsmitteln sichtbar gemacht werden. Trotzdem ist an der Existenz solcher kleinsten Teilchen nicht zu zweifeln.

Was nun später mit Hilfe des Mikroskops sichtbar wird, spiegelt den Vorgang der Urzeugung in einem späteren Stadium wider, in dem schon aus dem oben geschilderten Zwischenprodukt ein hüllenloses Protoplasma entstanden ist.

Die hier ausgesprochenen Vermutungen sind nicht neu; schon im Altertum sind sie in ganz roher Form ausgesprochen worden.

Schon die alten griechischen Naturphilosophen vertraten die Ansicht, daß die einfacheren Lebewesen aus faulendem Heu, faulendem Mist usw., also kolloiden Substanzen, hervorgegangen sind.

Diese Tatsache könnte gerade auf eine noch kommende Bestätigung dieser Vermutungen hinweisen.

Denn es ist eine wiederholt bestätigte Erfahrungstatsache, daß in früheren Perioden der Menschengeschichte große Dichter, Propheten und Philosophen Ahnungen, Vermutungen, Ansätze zu wissenschaftlichen Theorien ausgesprochen haben, die dann erst sehr viel später als wissenschaftliche Entdeckungen ersten Ranges oder als Naturgesetze erkannt und dann erst der genaueren experimentellen Prüfung unterzogen worden sind.

So die Vermutung des Heraklit von Ephesos (500 v. Chr.), daß die damals als Elemente angesehenen Körper sich im feurigen Weltäther auflösen und verwandeln, und die Desaggregationstheorie von Rutherford und Sobby, nach der die Atome der Elemente freiwillig zerfallen, und in Elektronen, den Trägern des Aethers, umgewandelt werden können.

So die Vermutung des Empedokles von Agrigent (460 v. Chr.), daß durch Urzeugung zuerst die Pflanzen, darauf die Tiere entstanden sind, aber nicht in ihren jetzigen zweckmäßigen und harmonischen Formen, sondern im Kampfe mit den Naturkräften diejenigen Sieger geblieben sind, die am vorteilhaftesten geraten und darum am lebensfähigsten waren, und die Entwicklungs-

Digitized by Google

lehre eines Lamarck und Darwin, die die näheren Ursachen dieser Entwicklung entdeckte und experimentelle Beweise dafür brachte.

Die Generatio spontanea ist der Grenzstein der dualistischen und monistischen Weltanschauungen; von letzteren kann weder der Materialismus noch die Energetik vorübergehen, ohne zu ihr eine feste Stellung zu nehmen. Beide werden die Urzeugung als unbedingt notwendig anerkennen müssen.

Die dualistische Weltanschauung kann die Urzeugung entbehren, indem sie von dem Gedanken ausgeht, daß die göttliche Allmacht die Materie in verschiedenen Zuständen und in verschiedener Zusammensetzung, die anorganische, organische und organisierte Materie, erschaffen hat; sie kann auch für jede neue Bildung einen besonderen Schöpfungsakt annehmen.

Anderseits kann die dualistische Auffassung den Begriff der Urzeugung und den einer schaffenden Allmacht dadurch in Einklang bringen, daß sie einen einmaligen Schöpfungsakt der Materie annimmt, in dem schon die Keime ihrer künftigen Entwicklung so niedergelegt worden sind, daß sich aus ihr die anorganische, organische und organisierte Natur in ihren verschiedenen Zuständen stufenweise emporentwickeln kann, bis sie in der Entstehung des ersten Lebewesens ihren Blütenpunkt erreicht hat.

Wagner im „Faust" hat das Antlitz der Lebenssphinx entschleiert, das Lebensproblem gelöst:

„Die Glocke tönt, die fürchterliche,
Durchschauert die berußten Mauern;
Nicht länger kann das Ungewisse
Der ernstesten Erwartung dauern,
Schon hellen sich die Finsternisse,
Schon in der innersten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja, wie der herrlichste Karfunkel,
Verstrahlend Blitze durch das Dunkel,
Ein helles, weißes Licht erscheint!"

Und in der Retorte schafft er Lebendiges.

Aber gleichviel, ob man der monistischen oder dualistischen Anschauung huldigt — selbst wenn es einem zweiten Wagner gelänge, „aus viel hundert Stoffen durch Mischung den organisierten, lebendigen Stoff zu komponieren —, ob nun die Atome und Elektronen von vornherein, von der anorganischen Materie her, „beseelt" waren, oder ob und wie nun die gesteigerten Energien, die wir Leben nennen, in die tote Materie hineingekommen sind, auch dieser fortgeschrittenste Techniker der Zukunft wüßte es vielleicht nicht.

Die Lebenssphinx wird sich uns nie, fürcht' ich, vollständig enthüllen.

Nun kann zwar der Einwand gemacht werden, daß einerseits der Entwicklungsgang der Menschheit im Darwinschen Sinne im Vergleich z. B. zu geologischen Perioden eine kurze Spanne Zeit nur hinter sich hat, und daß anderseits in den letzten Jahrzehnten der Fortschritt in Wissenschaft und

Digitized by Google

Technik ein so enormer gewesen ist, daß nunmehr mit immer schnelleren Schritten das gewünschte Ziel erreicht werden müßte — indessen zur Vorsicht mahnt folgendes:

Aus der Menschheitsgeschichte ergibt sich nämlich mit unwiderlegbarer Deutlichkeit der Satz, daß, wenn ein Volksstamm in kultureller, technischer, wissenschaftlicher Hinsicht einen großen Schritt vorwärts getan hatte, auf einen Blütenpunkt gelangt war, ein Rückschlag erfolgte, sei es durch Kriege, Revolutionen, sei es durch Verfall der Ethik, der fast sämtliche Blüten wieder vernichtete; treffende Beispiele hierfür sind die alten Assyrer, Aegypter, Griechen und Römer.

Zum Beispiel besaßen die Aegypter schon eine Naturphilosophie, die mit Begriffen wie Zeit, Raum, Geist und Materie (Sebak, Pascht, Nef, Net) arbeitete und in bezug auf welche man einige Aehnlichkeiten mit der modernen Naturphilosophie herausfinden kann; auf der Höhe ihrer wissenschaftlichen und technischen Kultur angelangt, versank ihr Reich.

Und schließlich: wäre etwa nur unser Planetensystem im Weltraum vorhanden, so würde vielleicht nach langen Jahren doch eine Lösung des Welt- und Lebensproblems möglich sein, aber beim Anblick dieser Milliarden von Himmelskörpern bis in die Unendlichkeit hinein — ein Begriff, dessen Darstellung uns versagt ist —, gerät der bangende Sinn doch immer wieder in Zweifel und fragt sich von neuem, ob nicht hinter allen diesen Lebensphänomenen im großen und kleinen eine Wesenseinheit verborgen ist, deren Walten wir nicht beweisen, sondern nur ahnen können — der römische Dichter Lucretius nennt es die „Venus".

Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914[1]

Ein kurzer Rückblick

von

Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.

Glänzende Erfolge der deutsch-österreichischen Heere im Westen und Osten, Serbien und Belgien von Oesterreich und Deutschland niedergeworfen, Rußlands und Frankreichs militärische Kraft mindestens äußerst erschüttert, Englands Hilfstruppen in Frankreich wiederholt geschlagen und unfähig, den fallenden Bundesgenossen Frankreich wieder aufzurichten!

Solch großartigen Ergebnissen des Krieges an Deutschlands Ost- und Westgrenzen steht auf dem Meere, besonders dem Kriegsschauplatz der deutsch-englischen

---

[1] Anmerkung der Redaktion. Der Artikel wurde vor der Zerstörung der drei englischen Kreuzer durch „U 9" geschrieben; sein sachlicher Inhalt ist durch diese Nachricht nicht überholt.

Digitized by Google

Flotten, der Nordsee, scheinbar gänzliche Ruhe gegenüber, die vielen Deutschen, denen vom Wesen des Seekrieges mehr oder minder jede Kenntnis fehlt, ganz unerklärlich ist. Sie wissen wohl, daß die Marine mit der gleichen Ruhe und Ordnung wie die Armee mobil gemacht hat, auch daß sie von gleichem Tatendrang und Kampfesmut beseelt ist, sowie ferner, daß die englische Flotte an Schiffszahl, Schiffs- und Waffenstärke der deutschen fast um ein Dreifaches überlegen ist, wissen auch, daß Geist und Leistungsfähigkeit der deutschen Schiffsbesatzungen nach angespannter und pflichtgetreuester Friedensarbeit auf höchster Höhe stehen; darum aber gerade verstehen sie es nicht, daß auf dem Meere scheinbar die Erfolge ausblieben. Sie fragen: Wie kommt das? Wer erklärt uns das?

Mit kurzen Worten soll daher versucht werden, auch dem Nichtseemann klarzumachen, was die deutsche Flotte bisher geleistet hat.

Der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Großadmiral v. Tirpitz, hat es seinerzeit, als er seinen Plan, eine starke deutsche Flotte zu schaffen, dem Reichstag vorlegte, als Zweck der deutschen Seerüstung bezeichnet, daß der Versuch, sie zu vernichten, für jede feindliche Flotte ein Risiko bedeuten solle, dem sich niemand leichtsinnig aussetzen würde, weil er dabei Gefahr liefe, selbst solche Verluste zu erleiden, daß dann seine eigne Seemacht von der andrer Staaten übertroffen, seine Seegeltung herabgesetzt werde.

Es ist klar, daß diese Aufgabe am einfachsten erfüllt werden konnte, wenn man sich der feindlichen Flotte zur Seeschlacht gegenüberstellte, und dabei, wenn man nicht Sieger bleiben konnte, so doch dem Feinde Verluste beibrachte, die von ihm nicht viel mehr übrig ließen. Zu dieser Seeschlacht ist es aber bisher nicht gekommen, weil die englische Flotte den Kriegsschauplatz, die Nordsee, gemieden hat. Die Gründe für diese Zurückhaltung hat kürzlich die englische Zeitung „Times" ganz offen ausgesprochen, als sie die Bemerkung brachte:

„Der englische Flottenadmiral, Sir John Jellicoe, habe England einen großen Dienst dadurch erwiesen, daß er die deutsche Flotte von der hohen See fernhielte. Eine große Seeschlacht könnte genau die Lage herbeiführen, die die Einleitung des deutschen Flottengesetzes im Jahre 1900 skizzierte: England würde siegen, aber der Preis könnte so hoch sein, daß es eine Zeitlang aufhören würde, die größte Seemacht zu sein."

Im Gegensatz zu dieser englischen Absicht, die Seeschlacht zu vermeiden, hat die deutsche Flotte durch Absuchung der englischen Gewässer durch Vorpostenschiffe fortgesetzt die Absicht kundgegeben, der englischen Flotte nicht aus dem Wege zu gehen, ihr vielmehr entgegenzutreten, sobald sie sich zeigen würde.

Mancher Laie wird nun fragen, warum die deutsche Flotte denn nicht den Feind in seinen Häfen angegriffen habe, es sei doch eine alte Regel, frisch gewagt ist halb gewonnen.

Zur Beantwortung dieser Frage ist es notwendig, zunächst einige Begriffe des Seekriegs zu erläutern, deren Kenntnis unentbehrlich ist, um sich von der Führung eines solchen Krieges überhaupt ein Bild zu machen.

Digitized by Google

Im Seekriege, dessen erstes Ziel stets die Vernichtung der feindlichen Flotte sein muß, um dadurch die Herrschaft auf dem Meere zu erlangen, gibt es für den Angreifer folgende Wege, um zu diesem Ziel zu gelangen:

1. Den Hochseekampf, die Schlacht der beiden Flotten auf hoher See, wo das Kampffeld, das Fahrwasser, nirgends eine Abweichung zeigt, also für beide Gegner gleich ist, wo die Stärke der Flotte das wesentlichste Gewicht ist, welches die Entscheidung zugunsten der einen oder der andern Partei herbeiführt, vorausgesetzt, daß die Leistungsfähigkeit der beiden Flottenbesatzungen mehr oder minder gleich ist.
2. Den Vorpostenkampf, Gefechte von Flottenteilen zum Zweck der Aufklärung oder gelegentlich auf einem Kampffelde, wo die Fahrwasserverhältnisse nicht die Entwicklung der ganzen Flotten gestatten, wie in schmalen oder flachen Fahrstraßen, an der Küste, in Flußmündungen oder dergleichen.
3. Den Blockadekampf, bei dem es sich darum handelt, die feindliche, im Hafen durch die Küstenverteidigung geschützt liegende Flotte des Feindes von der hohen See abzusperren, ihr die Bewegungsfreiheit zu rauben.
4. Den Küstenkampf, der die Niederkämpfung der Küstenverteidigung bezweckt, um dadurch den Weg zur feindlichen Flotte freizumachen.

Welche von diesen Kampfesarten der Angreifer wählt, hängt von vielen Verhältnissen ab, deren Schilderung hier zu weit führen würde; oft auch würden gleichzeitig verschiedene Kampfesarten oder Uebergänge von einer in die andre entstehen.

Die Rolle des Angreifers wird naturgemäß meist der Stärkere der beiden Gegner wählen, falls er überhaupt beabsichtigt, seine größere Stärke auszunutzen. Wählt er dagegen die Rolle der Verteidigung, so begibt er sich vollkommen der Vorteile, welche der Angriff mit sich bringt, und die im Seekriege nahezu dieselben sind wie im Landkriege.

Der augenblicklich im Gange befindliche Krieg hat die eigentümliche Erscheinung gebracht, daß bisher die augenscheinlich stärkere Partei, England, darauf verzichtete, durch den Angriff eine schnelle Entscheidung des Krieges herbeizuführen. Sie fürchtet die damit wahrscheinlich verbundenen Verluste, verzichtet auf das obengenannte erste Kriegsziel, die Niederkämpfung der feindlichen Flotte, und meint die Vernichtung Deutschlands auf indirektem Wege, durch Vernichtung seines Seehandels, zu erreichen. Der weitere Verlauf des Krieges wird zeigen, ob hier nicht ein Fehler in der englischen Rechnung liegt.

Um nun zur Beantwortung der obengestellten Frage, warum die deutsche Flotte bisher nicht den Angriff auf die feindliche aufgenommen hat, zurückzukehren, so ergibt sich die Antwort aus der vorstehenden allgemeinen Betrachtung ganz von selbst.

Die deutsche Flotte, die als erheblich schwächere Kriegspartei erwartete und

Digitized by Google

erwarten mußte, daß die englische Flotte sie angreifen werde, richtete sich darauf ein, diesem Angriff unter möglichst günstigen Umständen zu begegnen.

Zu letzterem Zweck begann sie den Krieg mit dem Vorpostenkampf an der englischen Küste, der ihr rechtzeitig von der Annäherung der englischen Flotte, ihrer Annäherungsrichtung und Stärke Nachricht geben sollte. Es war dies ein ganz natürliches und richtiges Verhalten, das um so mehr geboten war, als die englische Flotte bereits lange vor dem Kriegsausbruch sich in mobilem Zustande befand und als nach der traditionellen Angriffsfreudigkeit englischer Admirale sofort mit dem Erscheinen der englischen Flotte in der deutschen Bucht gerechnet werden mußte.

Den Vorpostenkampf nahm die deutsche Flotte in der Gestalt auf, daß sie leichte Streitkräfte in die englischen Gewässer sandte, um die Bewegungen der feindlichen Flotte zu beobachten, ihr durch überraschende Angriffe bei günstiger Gelegenheit Verluste beizubringen, feindliche Handelsschiffe zu vernichten oder aufzubringen und feindliche Häfen durch Auslegung von Minensperren in ihren Eingängen lahmzulegen. Daß diese Maßnahmen der deutschen Flotte von Erfolgen gekrönt waren, haben die amtlichen Nachrichten bei den kriegführenden Parteien kundgetan; tatsächlich ist durch den Vorpostenkampf in den englischen Gewässern Englands Seehandel in der Nordsee sozusagen gänzlich unterbrochen und hat damit die gewohnte Versorgung Englands mit Lebensmitteln von Dänemark, Norwegen und Schweden und Rußland aufgehört.

Die Zurückhaltung, die England seiner Flotte auferlegte, bewirkte ferner, daß nicht nur in der Nordsee die deutsche Flotte Erfolge zu verzeichnen hatte. Denn die amtlichen Nachrichten beider kriegführenden Parteien ließen ferner erkennen, daß die bei Kriegsausbruch im Auslande und in den deutschen Schutzgebieten befindlichen deutschen Kreuzer auch nicht untätig gewesen sind, vielmehr durch Angriffe auf in der Nähe befindliche feindliche Kreuzer und Handelsschiffe sowie auf feindliche Küstenplätze es verstanden haben, England nicht unerheblichen Schaden an Kriegs- und Handelsschiffen zuzufügen und den englischen Handel zu stören. Dadurch wurde gerade Englands empfindlichster Nerv, sein Seehandel, getroffen und in England selbst Knappheit an Lebensmitteln und Rohprodukten für die Industrie, Hinaufschwellen der Schiffsversicherungsprämien, der Preise aller Lebensbedürfnisse sowie Vermehrung der Zahl der Arbeitslosen bewirkt. Inwieweit England dadurch und durch die Niederlagen seines nach Frankreich gesandten Hilfsheeres sowie seiner Bundesgenossen dem Friedensschluß geneigt gemacht ist, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls aber werden die Erfolge, die unsre Flotte bisher erzielt hat, dabei ein gewichtiges Wort mitsprechen; denn das stolze Inselland, das sich bisher für unangreifbar hielt, dürfte gerade die seinem Handel zugefügten Schläge am meisten empfinden.

Während so die deutsche Flotte mit ihren leichten Streitkräften und den Auslandskreuzern lebhafte und erfolgreiche Tätigkeit entwickeln konnte, war ihre Hauptmacht, die Linienschiffflotte, allerdings zur Untätigkeit verdammt, war gezwungen zu warten, ob sich ihr Gelegenheit bieten würde, der englischen Haupt-

Digitized by Google

macht unter günstigen Umständen entgegenzutreten. Wie bereits ausgeführt, hat sich diese Gelegenheit bisher nicht geboten. Das ist für niemand härter als für die Flotte selbst, die es große Selbstüberwindung kostet, dauernd still liegen zu bleiben, während die Landheere von Sieg zu Sieg eilen, nichts zu erleben, nichts zu sehen als stets nur den weiten Horizont, ohne jede Abwechslung, man wird es wohl richtig bezeichnen, fast vor Ungeduld verzweifelnd.

Doch dieses Abwarten ist notwendig, ist geboten, da der Feind so außerordentlich überlegen ist. Was hätte es für einen Zweck, den Feind aufzusuchen mit der fast mathematischen Gewißheit, von seiner Uebermacht erdrückt zu werden? Ist es da nicht viel klüger, abzuwarten, bis sich eine Gelegenheit bietet, wo der Angriff unter günstigen Umständen erfolgen kann, wo sich bessere Aussicht auf Erfolg bietet? Hat doch vergleichsweise auch unser sieggewohntes Heer zu Anfang des Krieges in Lothringen einige Tage gewartet, bis der Feind aus seinen festen Stellungen herauskam und sich ihm unter günstigen Verhältnissen gegenüberstellte! Es ist zu erwarten, daß sich auch unsrer Flotte solch günstige Gelegenheit zum Kampfe bieten und daß es ihr dann gelingen wird, den Sieg zu erringen. Es heißt nur Geduld haben und warten.

Das deutsche Volk aber hat bisher nur Grund, sich auch der Leistungen seiner Flotte zu freuen und dessen gewiß zu sein, daß die zahlreichen Opfer, die auch der Seekrieg bereits gefordert hat, nicht vergeblich waren, und daß der Flottengründer, Großadmiral v. Tirpitz, dem Vaterlande eine scharfe Waffe geschaffen hat, die stets ihre Schuldigkeit tun wird, wo und wann es auch immer sei.

Die Kultur der alten Philister

Von

Professor Hermann Guthe (Leipzig)

Die folgenden Zeilen wollen sich nicht mit den modernen Philistern beschäftigen, die die Studentensprache des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geschaffen hat, die unser jetziger Sprachgebrauch freilich nicht nur in den Universitätsstädten kennt, sondern in der ganzen Kulturwelt zerstreut findet. Hier soll von dem wirklichen Volk des Altertums geredet werden, das uns aus der Bibel unter dem Namen Philister bekannt ist, das lange Zeit hindurch unter den übrigen Völkern des vorderen Orients vom Nil bis zum Euphrat eine rätselhafte Erscheinung war, aber in neuester Zeit durch überraschende Funde und sorgfältige Forschung in ein helleres Licht für unsre Erkenntnis gerückt worden ist.

Die Philister bewohnten nach den Angaben des Alten Testaments nur ein kleines Gebiet an der südlichsten Küste Syriens, einen Küstenstreifen von höchstens 150 Kilometer Länge und 20 bis 40 Kilometer Breite. Auf der Bühne der

Digitized by Google

Weltgeschichte haben sie nie eine große Rolle gespielt. Trotzdem hat sich die Erinnerung an sie in unserm heutigen geographischen Sprachgebrauch erhalten; denn nach der griechischen Aussprache ihres Namens „Paläſtiner" heißt noch heute der südliche Teil Syriens allgemein Paläſtina. Die Nachrichten, die die geschriebene Ueberlieferung über sie bietet, sind sehr dürftig. Darunter findet sich eine wichtige Angabe, deren Wert auch nur selten verkannt worden ist. Es gilt nämlich nicht nur den alten Israeliten, sondern auch den Juden der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt als eine ausgemachte Sache, daß die Philister in die Volksgruppen des vorderen Orients ursprünglich nicht hineingehören. Die Richtigkeit dieser Anschauung wird durch die ägyptischen Denkmäler zunächst indirekt bestätigt. An den Wänden des Tempels von Karnak ist der Kampf des Pharao Ramses II. gegen die später als Philisterstadt wohlbekannte Festung Askalon dargestellt. Da die Verteidiger der Stadt als Kanaaniter gezeichnet sind, nicht als Philister, deren Sippe die ägyptischen Künstler wohl zu unterscheiden wissen, so ist dadurch bezeugt, daß die Philister im dreizehnten Jahrhundert v. Chr. noch nicht die Herren der Stadt Askalon und ihrer Umgebung gewesen sind, wie sie es zu Zeiten Sauls und Davids waren.

Lange Zeit hindurch haben uns die Bücher des Alten Testaments die einzigen Nachrichten über die alten Philister geboten. Das Wichtigste läßt sich leicht zusammenstellen. Der Prophet Amos, dessen Heimat Thekoa nicht mehr als eine Tagereise vom Gebiet der Philister entfernt war, erwähnt in kurzen Worten (9, 7) wie eine allgemein bekannte Sache, daß sie in ihre damaligen Wohnsitze aus Kaphthor eingewandert seien. Selbstverständlich erhebt sich die Frage: Wo lag und was war dieses Kaphthor? In dem Buche des Propheten Jeremia (47, 4) wird es als eine Insel oder vielleicht richtiger als Meerland, als Küstenland bezeichnet, wie man deren schon seit alter Zeit in den Gegenden des Mittelmeeres zwischen Kleinasien, Griechenland und Aegypten kennen gelernt hatte. Zwei andre Stellen scheinen sogar eine bis heute uns wohlbekannte Insel des Mittelländischen Meeres mit den Philistern in Verbindung zu bringen. Im Süden des Gebiets, das sie bewohnten — sein Umfang wird durch ihre fünf Hauptstädte Ekron, Asdod, Gath, Askalon und Gaza ungefähr bestimmt —, gab es eine Landschaft, die mit Rücksicht auf ihre Herren das Gebiet der Krethiter (oder Krether) genannt wurde (1. Sam. 30, 14). Schon lange hat man in diesen „Krethitern" einen Stamm des Philistervolkes vermutet und daraus die Annahme abgeleitet, daß die Philister überhaupt, in allen ihren Stämmen und Zweigen, aus der Insel Kreta ausgewandert seien. Sie geht jedoch offenbar über den Sinn der angeführten Stelle hinaus; aber daß die Krethiter Leute von Kreta sein und zu dem Volke der Philister gehören sollen, wird sich kaum mit guten Gründen bestreiten lassen. Mehr wird auch nicht aus einer Wendung im Buche des Propheten Zephanja (2, 5) zu entnehmen sein, in der der Name „Krether" wirklich für Philister überhaupt gesetzt ist: ein Teil für das Ganze! Nicht selten hat man darauf den Schluß gebaut: also ist Kaphthor nichts andres als die Insel Kreta, und Kreta die Heimat der Philister. Aber dieser Schluß

Digitized by Google

ist zu eilig; denn die angeführten Angaben des Alten Testaments reden nur von den „Krethitern“ oder „Krethern“, so daß man nur diese, nicht allgemein die Philister, mit der Insel Kreta zusammenstellen darf. Dagegen ist der Name Kaphthor seinen Lauten nach von dem Namen Kreta so verschieden, daß es nicht angeht, beide ohne weiteres einander gleich zu setzen. Immerhin enthalten diese Angaben allem Anschein nach einen deutlichen Wink für die Frage, in welcher Gegend des Mittelmeeres die Heimat der Philister zu suchen ist.

Aber ohne neue Hilfsmittel konnte es nicht gelingen, den Philistern ihren Platz unter den Völkern des östlichen Mittelmeeres anzuweisen. Die erste Erweiterung unsrer Kenntnisse lieferten uns die ägyptischen Denkmäler. In den Inschriften des Pharao Ramses III. (1210—1189) werden Unruhen in Mittel- und Nordsyrien erwähnt, die auch das ägyptische Gebiet berühren, das sich damals bis in den Libanon hinein erstreckte. Ihre Urheber werden als fremde, bisher unbekannte Leute bezeichnet. Es handelt sich nicht um einen Grenzkrieg, auch nicht um den Eroberungskrieg eines asiatischen Rivalen der Pharaonen Aegyptens, sondern wir haben allem Anscheine nach wandernde Stämme vor uns, die ihre Habe, auch ihre Weiber und Kinder, auf Wagen mit sich führen. Von Norden her dringen sie nach Süden vor, aus dem Gebiete der Hethiter kommen sie ins Land der Amoriter am Libanon und bedrohen damit die Gegenden, die seit Jahrhunderten schon den Aegyptern unterworfen waren. Den Kriegern auf dem Festlande muß eine Flotte von Seeschiffen gefolgt sein; denn Ramses III. redet in seinen Inschriften davon, daß er zu Wasser und zu Lande gegen diese kühnen Eindringlinge gekämpft hat. Sie tragen verschiedene Namen. An erster Stelle begegnet uns stets der Name Purasti oder Puristu. Da die ägyptische Sprache ein l nicht kennt und es durch r zu ersetzen pflegt, so darf als die ursprüngliche Form ein Pulasti oder Pulistu angenommen werden, das sich in den Konsonanten Plst genau dem biblischen Namen Philist[er] anschließt. Daneben werden die Zakkara (Takkara), Schakruscha, Dano[na] und Waschascha genannt. Die Zakkara vergleicht man mit den Teukrern, die nach der griechischen Sage auf Zypern gewohnt haben. Die Dano[na] hat man den Danaern gleichgesetzt, deren Stammvater die griechische Sage aus Aegypten nach Argos einwandern läßt. Für die Schakruscha und Waschascha hat man bisher noch keine befriedigende Parallele unter den uns bekannten Völkern des Altertums gefunden.

Die Pulasti sind es, die in unsre Frage einschlagen. Sie sind demnach im Anfange des zwölften Jahrhunderts an der damaligen ägyptischen Grenze im mittleren Syrien nachgewiesen, also noch nicht in den späteren Wohnsitzen der Philister. Um die Verbindung mit diesen herzustellen, dazu dient uns ein merkwürdiger Reisebericht eines ägyptischen Gesandten, namens Wen-Amon, der um 1050 im Auftrage des Pharao nach der Stadt Byblos in Phönizien segelte. Er meldet uns, daß er die Zakkara, die Ramses III. an zweiter Stelle neben den Pulasti nennt, bereits in der Küstenstadt Dor südlich vom Karmel als die Herren des Landes angetroffen hat. Wir ersehen daraus, daß die Kämpfe Ramses' III. gegen die Pulasti und Zakkara im mittleren Syrien durchaus nicht

Digitized by Google

erfolgreiche Siege gewesen sind. Trotz des Widerstandes der ägyptischen Großmacht sind sie langsam an der Küste nach Süden vorgedrungen: ihre erste nachweisbare Station ist der Libanon, ihre zweite die Küstenebene südlich am Karmel, ihre dritte die Gegend von Ekron bis Gaza, in der sie zur Zeit Salomos, nach den Siegen, die David über sie erfochten hatte, ansässig waren.

Die ägyptischen Denkmäler liefern uns jedoch nicht nur den Namen der wandernden Stämme, sondern sie stellen auch die Leute selbst in ihrer eigentümlichen Kleidung vor unser Auge. An den Wänden des großen Tempels, den Ramses III. in der Nähe von Theben gebaut hat, dessen mächtige Ruinen heute nach einem längst verfallenen christlichen Dorfe Medinet Habu genannt werden, ist der Pharao abgebildet, wie er drei Reihen gefangener Krieger den Gottheiten von Theben vorführt. Die erläuternde Inschrift sagt ausdrücklich, daß sie dem Volke der Danona und der Pulasti angehören. An der nördlichen Außenwand des Tempels, wo der Kampf des Pharao gegen die vordringenden Nordvölker in Syrien dargestellt ist, sind sogar die Ochsenwagen der Pulasti zu sehen, auf denen sie ihre Frauen und Kinder mit sich führen. Ein andres Bild behandelt die Seeschlacht, die Ramses III. den Feinden an der ägyptischen Küste lieferte. An den Darstellungen ist bald zu beobachten, daß die Künstler bemüht gewesen sind, zwischen ägyptischen und fremden Leuten und Sachen scharf zu scheiden, mit andern Worten naturwahr abzubilden. Dieser Umstand hat die Forscher geradezu aufgefordert, die ägyptischen Bilder gleichsam als Leitfaden auf der Suche nach ähnlichen Darstellungen oder Schilderungen, die uns aus dem Altertum erhalten sind, zu benutzen; und da die Bilder bis heute im allgemeinen noch ausgezeichnet erhalten sind, so scheint ihre Verwertung in diesem Sinne von vornherein auch Erfolg zu verheißen. Wir müssen uns daher die von den Künstlern des Pharao gezeichneten Pulasti möglichst genau ansehen.

Das Gesicht ist bartlos, die Nase ist gerade gezeichnet, weicht mithin deutlich ab von der gebogenen Nase, mit der stets die Semiten von den Aegyptern dargestellt werden. Die Linien des Gesichts sind ohne Zweifel dem „griechischen Profil“ einer viel späteren Zeit ähnlich. Der Kopf fällt durch einen merkwürdigen Schmuck auf. Eine Kappe, die den Hinterkopf umschließt und durch ein Sturmband unter dem Kinn festgehalten wird, endigt nach oben in einen verzierten Rand, aus dem eine große Anzahl Federn, die eine dicht neben der andern, in gerader Stellung nach oben emporragen. Diese „Federkrone“ erinnert an den Kopfputz, der uns aus den Abbildungen amerikanischer Indianerhäuptlinge bekannt ist, oder läßt sich mit dem Federschmuck vergleichen, der im Winter 1910/11 an einigen Damenhüten in unsern Großstädten als neueste Mode getragen wurde. Der Oberkörper scheint meistens nackt zu sein, bisweilen ist er jedoch von einem eng anschließenden, panzerartigen Gewand umgeben, das vermutlich aus Leder besteht, da es die Biegsamkeit des Körpers nicht hindert. Um die Hüften liegt ein Gürtel, der ebenfalls aus Leder oder aus Metall zu sein scheint. Der mittlere Teil des Körpers von den Hüften bis an die Knie ist durch einen mehr oder weniger verzierten Schurz bedeckt, der vorn länger ist als hinten und vorn in

Digitized by Google

eine etwas überhängende Spitze ausläuft, die nicht selten mit Troddeln verziert ist. Er ist so umgelegt, daß der Saum oder die Fuge vorn schräg läuft, etwa von der einen Hüfte bis zum andern Knie.

Von Bedeutung für unsre Frage sind ferner die Schiffe der Pulasti und ihrer Genossen. Ihre Form weicht von der Gestalt der phönizischen und assyrischen Schiffe in auffallender Weise ab. Diese haben einen hoch aus dem Wasser hervorragenden Bord, der Kiel ist fast zum Halbkreis gebogen, Vorder- und Hintersteven werden, wie es scheint, durch Leisten oder Reifen zusammengehalten („gegürtet"), und das ganze Schiff sieht so aus, als ob es rund wäre. Die Schiffe der Pulasti hingegen sind flach und lang, ihr Kiel endet vorn und hinten in einen senkrecht aufsteigenden Balken, der oben in einen Vogelkopf ausläuft. Aus der Mitte ragt ein Mast empor, der einen Korb für den Wächter trägt; an ihm ist eine Querstange, also eine Rahe, befestigt, die mit mehreren Segeln ausgestattet ist. Von einem Mast und einer Segelvorrichtung zeigen die phönizischen Schiffe der älteren Zeit nichts.

Wohin soll man nun — fragen wir weiter — den Blick richten, um nach gleichartigen Gestalten und Dingen unter den Völkern des Altertums zu suchen? Das Gebiet der semitischen Völker ist auszuschließen, ebenso die Hethiter oder Cheta, die in Nordsyrien und im östlichen Kleinasien wohnten; sie sind in Gestalt und Kleidung von den Pulasti leicht zu unterscheiden. Vielmehr weisen verschiedene Umstände nach den Küsten oder nach den Inseln des Mittelländischen Meeres. Die Inschriften Ramses' III. fassen die eindringenden Feinde zusammen unter dem Ausdruck „Seevölker" und führen als Grund ihres Angriffs an, daß die „Inseln unruhig wurden". Nun kennt Herodot (7, 92) merkwürdigerweise die „Federkronen"; er berichtet von den Lykiern an der Südküste Kleinasiens, daß sie auf ihren Köpfen mit Federn umkränzte Kappen trugen. Die Worte klingen doch genau wie eine Beschreibung der „Federkronen" auf den ägyptischen Denkmälern! Sollen wir deshalb dort die Heimat der Pulasti suchen? Aber die Pulasti der Denkmäler gehören der Zeit um 1200 an, die Nachrichten des Herodot der Zeit um 500 v. Chr. Wenn auch eine Berührung zwischen den beiden Völkern nicht unwahrscheinlich ist, so ist doch der Abstand der Zeit zu groß, um die Frage nach den Ursitzen der Philister aufzuklären. Wir wünschen Beziehungen zu finden, die uns weit höher in das Altertum hinaufführen. Solche haben neuerdings die Ausgrabungen dargeboten, die Engländer und Italiener an verschiedenen Orten der Insel Kreta während der letzten zehn Jahre ausgeführt haben. Durch sie sind überraschende Aufschlüsse über Zusammenhänge und Einflüsse auf dem Kulturgebiet des vorderen Orients ans Licht gekommen.

Italienische Ausgrabungen haben 1908 in einem Anbau des Palastes von Phaistos, das an der Südküste der Insel lag, eine Tonscheibe zutage gefördert, die auf beiden Seiten mit einer eigentümlichen, bisher unbekannten Bilderschrift bedeckt ist. Unter den Schriftzeichen der Vorderseite finden wir fünfzehnmal den haar- und bartlosen Kopf, im Profil gezeichnet, darunter dreizehnmal mit der Federkrone. Da nicht daran zu zweifeln ist, daß dieser Diskus einheimische

Digitized by Google

Arbeit von Kreta ist und einheimische Gestalten wie Sachen darstellt, so liefert er uns die sichere Nachricht, daß der auffallende Kopfschmuck bei den Bewohnern Kretas seine Heimat hat. Wenn wir ihn mit den ägyptischen Abbildungen der Pulasti vergleichen, so ist freilich ein Unterschied unverkennbar. Während die Federn dort aus dem Rand der Kappe, der sich um Stirn und Hinterkopf legt, rund um den Kopf emporstehen, zeigt sich auf der Tonscheibe nur eine Reihe von Federn, die von der Stirn über den Scheitel bis zum Hinterkopf geht. Wie die Federn am Kopfe befestigt sind, läßt sich nicht erkennen; auch ist von dem Nackenschirm der Kappe, den die ägyptischen Denkmäler zeigen, nichts sichtbar. Wie sollen wir uns diesen Unterschied erklären? Da der Diskus jedenfalls älter ist als die Abbildungen am Tempel Ramses' III. — der Abstand mag vier bis fünf Jahrhunderte betragen —, so könnte man auf den Gedanken kommen, die Federkronen von Medinet Habu als eine entwickeltere, reichere Form des seltsamen Kopfschmucks zu betrachten. Wahrscheinlicher ist jedoch, den Unterschied durch eine verschiedene Art des Zeichnens bei den Kretern und bei den Aegyptern zu erklären, so daß in diesem Falle die letzteren vollständiger und genauer, die ersteren dagegen unvollständiger, nur nach einem andeutenden Schema gezeichnet hätten, wie es für eine Bilderschrift ja die Regel zu sein pflegt.

Die Tonscheibe von Phaistos zeigt noch ein andres Schriftbild, das ebenfalls in den ägyptischen Darstellungen der Pulasti sein Gegenstück hat. Zweimal findet sich das Bild eines kleinen Schiffes, das in seinen Grundzügen weder mit den ägyptischen noch mit den phönizischen oder assyrischen übereinstimmt, dagegen mit den Pulastischiffen von Medinet Habu große Aehnlichkeit besitzt. Das Schiff ist lang, nicht rund; der Vordersteven ragt fast senkrecht in die Höhe und endigt in einem schnabelartigen Querholz, während der Hintersteven etwas schräger liegt, doch fast ebenso hoch emporragt. Nur fällt der Unterschied sofort in die Augen, daß die Pulastischiffe Ramses' III. mit Mast und Segelvorrichtung versehen sind, wovon der Diskus keine Spur zeigt. Doch begreift sich diese Verschiedenheit hier ebenso wie bei der Federkrone: wir haben auf dem Diskus eine Bilderschrift vor uns, deren Zeichen der Kürze wegen den Gegenstand nur andeuten, nicht ausführen, während die ägyptischen Künstler sorgfältig ausgeführt haben, wie es sich für ein eigentliches Bild mit Fug und Recht schickt.

Zu diesen charakteristischen Aehnlichkeiten tritt noch eine hinzu, die die Kleidung betrifft. Dabei muß jedoch von vornherein im Auge behalten werden, daß die Pulasti auf den ägyptischen Darstellungen nicht in festlichen Gewändern oder in kostbarem Schmuck erscheinen, sondern in kriegerischer Ausrüstung, wie es das Kämpfen und Wandern erfordert. Wir müssen daher in der Ausbeute der kretischen Ausgrabungen nach solchen Gestalten suchen, die uns in der einfachsten Kleidung entgegentreten. Was wir durchweg an den Männern finden, ist der Gürtel, der die Hüften umschließt, ein Schurz, der von dem Gürtel bis auf die Knie herabfällt, und spitze Schuhe, die durch Bänder über dem Knöchel festgehalten werden. Der Schurz stimmt mit dem, den die Pulasti auf den Denkmälern Ramses' III. tragen, genau überein, wenn er auch anders gezeichnet

Digitized by Google

ist: er hat vorn eine etwas verlängerte Spitze, und die Fuge oder der Saum geht schräg von der einen Hüfte zum andern Knie hinüber (vgl. oben S. 90). Der Gürtel scheint aus Leder zu sein, der Schurz aus einfachem oder gemustertem Stoff, bisweilen auch aus einem Fell, an dem der Schwanz des Tieres noch hängt. Kretische Wandmalereien, geschnittene Steine, goldne Ringe und Reliefs zeigen uns die Männer in dieser Kleidung.

Wir sind in unsrer Darstellung von den bekannten Wohnsitzen der Philister in Palästina ausgegangen. Wir haben die weiteren Mittel zur Vergleichung in Aegypten und in Kreta gefunden und müssen nun, um den Ring des Beweises zu schließen, nach Palästina zurückkehren, damit wir die Kultur der dort ansässigen Philister mit ihren bisher nachgewiesenen Spuren verbinden. Die geschriebene Ueberlieferung reicht für diesen Zweck nicht aus. Wie in Kreta, so sind es auch hier Grabungen, die uns in den Stand setzen, die längst gefühlte Lücke auszufüllen. Englische und deutsche Gesellschaften sowie einzelne Forscher haben im Laufe der letzten zehn Jahre eine Reihe von Orten untersucht, die teils in der von den Philistern bewohnten Ebene, teils am Rande des Berglandes liegen, der zeitweilig ihrem Einfluß unterworfen war. Dadurch sind zahlreiche Gegenstände zutage gefördert worden, die offenbar mit den Erzeugnissen derjenigen Kultur verwandt sind, die wir jetzt namentlich im östlichen Griechenland, auf den Inseln des Aegäischen Meeres, an der Westküste Kleinasiens und auf Zypern nachweisen können. Man hat sie früher die mykenische Kultur genannt, weil die größten Schätze durch Schliemann u. a. in den Ruinen von Mykenä in Argos gefunden wurden. Neuerdings pflegt man sie zutreffender als die ägäische Kultur zu bezeichnen. Ihre Bedeutung war nicht gering, und für unsern Zusammenhang ist es notwendig, einige Worte über diese Kultur einzuflechten.

Die ägäische Kultur ist ein Erzeugnis arischer Völker, die von Norden her, aus Mitteleuropa, nach Griechenland, den Inseln des Aegäischen Meeres, nach Kleinasien und Zypern einwanderten. Ihre Blüte liegt etwa zwischen 2600 und 1200 v. Chr., und ihre Dauer fällt im ganzen mit der Bronzezeit zusammen. Während sie in ihren Hauptsitzen wahrscheinlich infolge der dorischen Wanderung umgebildet wurde, erhielt sie sich auf einigen vorgeschobenen Posten, wie auf Zypern und in Palästina, noch längere Zeit. Was bisher von ihren Resten bekannt geworden ist, gestattet es schon, wenigstens in den Umrissen, ein Bild von ihr zu entwerfen.

Von der Baukunst dieser alt- oder frühhellenischen Völker zeugen die ausgedehnten Palastbauten in Knossos, Phaistos und Hagia Triada auf Kreta, sowie die von Mykenä und Tiryns auf dem Festlande. Man versteht aus Stein und Holz mehrere Stockwerke zu erbauen. Man verwendet, um den Wohnraum durch eine Vorhalle zu erweitern oder um Lichthöfe anzulegen, eine auffallend gestaltete Holzsäule, die mit dem unteren spitzeren Ende auf einer Steinbasis ruhte und mit dem breiteren oberen Ende, dem noch ein Tragholz aufgelegt wurde, das Gebälk der Decken stützte. Sie ist der Vorläufer der späteren

Digitized by Google

griechischen Säule. In Stein nachgebildet, trifft man sie z. B. am Löwentor in Mykenä. Der Boden der Wohn- und Prachträume war mit Steinplatten gepflastert, die Wände mit Stuck überzogen und mit mancherlei Malereien, mit Ornamenten und bildlichen Darstellungen, geschmückt. Von selbständigen Tempelbauten ist bisher nichts gefunden worden.

Sehr zahlreich sind die Funde an Tonwaren. In die älteste Zeit schon gehören dickwandige runde Schalen und kugelförmige Gefäße ohne Henkel, nur mit sog. Schnuröfen versehen. Das Material ist schwarzer Ton, später auch roter oder rotbrauner. In den östlichen Gegenden, von Troja bis Zypern, finden sich kugelförmige Kannen mit einem langen, in einen Schnabel auslaufenden Halse (Schnabelkannen) und einem Henkel, der sich ringförmig um den schlanken Hals legt, ferner hohe Becher ohne Fuß mit zwei großen Henkeln, runde Krüge (sog. Pilgerflaschen), sowie verschiedenartige Geräte, die mit den charakteristischen Zügen eines menschlichen Gesichts, einer weiblichen Gestalt oder eines Tieres versehen sind (Gesichtsvasen, Tierprotomen). Der eigentlich mykenische Stil zeigt uns Kannen in zierlich geschweiften Formen, Tassen mit einem oder mehreren Henkeln, hohe, schlanke Becher, die spitz nach unten verlaufen, daneben andre auf hohem Fuße, die nach oben breit ausladen, sowie mancherlei Arten von Schalen und runden Büchsen. An verschiedenen Orten tritt eine besonders auffallende Art der Kanne auf, ein stark bauchiges Gefäß, bei dem der Ausguß nicht oben in der Mitte, sondern dicht daneben auf der seitlichen Rundung aufsitzt, das keine Henkel an den Seiten, dafür aber oben einen Bügel hat, der durch eine starke Stütze mit der Kopffläche des Gefäßes verbunden ist — die sog. Bügelkanne.

Die Verzierung dieser Tongeräte erhebt sich von sehr einfachen bis zu sehr kunstvollen Mustern. Nicht selten ist die Außenfläche der Schalen von oben nach unten geriefelt; häufiger aber hat man sie glatt gelassen und Linienornamente in sie eingeritzt, wie Strichgruppen in verschiedener Richtung, Streifen von Zickzacklinien und Schachbrettmuster, Wellenlinien und namentlich mannigfache Formen der Spirale. Um die Verzierungen von der dunkeln Farbe des Gefäßes abzuheben, füllte man nicht selten die Ritzen mit einer weißen Masse aus. Farben werden in der älteren Zeit matt aufgesetzt, mit der eigentlich mykenischen Periode aber begegnet uns die Firnismalerei. Neben die linearen Ornamente treten Motive aus dem Leben des Meeres, Pflanzen und Tiere, die in sehr gefälligen Zeichnungen zur Verschönerung der Gefäße dienen. Auch wird ihre Außenfläche ganz oder zum Teil mit einem Schuppenmuster bedeckt. In Kreta vollzieht sich eine besonders reiche Entwicklung mit besonderen Merkmalen. Auch hier finden sich geradlinige und Spiralverzierungen zusammen mit Darstellungen von Pflanzen und Tieren, die jedoch nicht wie in Mykenä und Tiryns dem Meere, sondern dem Festlande entnommen und meistens in naturalistischer Auffassung wiedergegeben sind. Zugleich werden Motive aus der Baukunst zur Verzierung der Vasen verwandt. Die Maler lieben es, bunte Farben matt auf einen glänzenden schwarzen Grund aufzutragen (sog. Kamaresvasen). In Zypern besonders tritt

Digitized by Google

an die Stelle der Spirale eine Gruppe von konzentrischen Kreisen, und die geradlinigen Muster nehmen dort in der Regel die Gestalt von Bändern an, die von oben nach unten über das Gefäß gelegt sind, d. h. in schwarzer oder schwarzroter Farbe sind zwei senkrechte breitere Randstriche durch schmälere wagerechte Querlinien auf weißem Grunde miteinander verbunden, eine Zeichnung, die häufig mit dem Namen Leiterornament belegt wird. Auf dieser Insel hat sich die mykenisch-ägäische Kultur überhaupt am längsten erhalten.

Was oben S. 91 über die Tracht gesagt wurde, läßt sich in diesem Zusammenhang etwas vervollständigen. Bei festlichen Gelegenheiten sehen wir die Männer in langen farbigen Röcken, oder sie tragen ein weites, sackartiges Gewand, das von der Hüfte bis zum Knie herabfällt und an die weiten Beinkleider der Inselgriechen von heute erinnert. Der Priester in einer Prozession ist mit einem geschuppten Mantel bekleidet. Das Haar der Männer ist nach hinten gelegt und fällt, falls sie keine Kopfbedeckung tragen, frei auf den Nacken herab; eigentümlich sind einige Locken, die oberhalb der Stirn nach oben gerollt sind. Die Frauen haben einen von der Hüfte bis auf die Füße reichenden Rock, der meistens in eine Anzahl von übereinanderfallenden Falbeln geteilt ist; ihr Oberkörper ist entweder nackt oder mit einer kurzen Jacke bekleidet oder auch durch ein steifes, korsettartiges Mieder mehr geschützt als bedeckt.

Man kämpfte mit der Schleuder, mit Pfeil und Bogen, mit dem Speer, mit Schwert und Dolch. Das Metall der Waffen bestand durchweg aus Bronze. Die Schwerter sind lang und nicht sehr breit; die Klingen sind wie die der Dolche bisweilen mit schönen, durch ihre naturgetreue Zeichnung uns überraschenden Darstellungen verziert. Man scheint das Schwert mehr zum Stechen als zum Hauen gebraucht zu haben. Der lederne Schild war groß und deckte den ganzen Körper, so daß man nur für Kopf und Waden noch besondere Schutzmittel hatte, für jenen eine Mütze oder einen Helm, für diese Gamaschen aus Zeug oder Leder, an deren Stelle später Beinschienen aus Metall getreten sind. Um 1400 werden die Schilde kleiner und leichter und erhalten statt der länglichen die runde Form. Wenn man metallene Schilde herstellte, so versah man sie wohl mit künstlerischen Darstellungen aus dem Bereiche des Himmels und der Erde, der Viehzucht und Landwirtschaft, des Krieges und der Jagd. Solche Dinge sind mit der ausführlichen Beschreibung des Schildes zu vergleichen, den Hephaistos selbst einst für Achilles anfertigte, wie Homer im achtzehnten Gesange der Ilias voll Begeisterung erzählt. Zahlreiche Funde weisen darauf hin, daß der Zweikampf bei den Völkern der ägäischen Kultur sehr beliebt gewesen ist. Auch dieser Zug läßt sich mit dem vergleichen, was Homer von den hellenischen Helden vor Troja zu melden weiß.

Zum Schmuck des Körpers dienten goldene Fingerringe, Halsketten von gravierten Edelsteinen oder von Perlen mit goldenen Anhängern und Schiebern, Diademe, Ohrringe und kunstvoll verzierte Nadeln aus Gold. Prächtige Prunksachen sind namentlich in Gräbern gefunden worden, goldene und silberne Becher mit figürlichen Darstellungen, die sich durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit aus-

Digitized by Google

zeichnen. Die Technik dieser ägäischen Völker hat sich demnach auf einer hohen Stufe befunden. In Wandmalerei und Vasendekoration, in der Kunst, Steine zu schneiden, Metall zu treiben und zu gravieren, haben sie uns bewundernswerte Denkmäler hinterlassen. Ihre Künstler hielten auf scharfe Beobachtung und treue Wiedergabe der Natur. Es herrscht jetzt kein Zweifel mehr darüber, daß man im Bereiche der ägäischen Kultur auch verstanden hat, die Sprache zu schreiben. Aus Kreta sind bis jetzt vier verschiedene Schriftarten bekannt geworden, sämtlich Bilderschriften in mannigfachen Verkürzungen. Da aber ihre Entzifferung noch nicht gelungen ist, läßt sich von dem geistigen Inhalt der ägäischen Kultur nur wenig erkennen. Dieser Mangel macht sich besonders fühlbar hinsichtlich der Religion. Schon oben wurde erwähnt, daß sich Reste von Tempeln bisher nicht gefunden haben. Wie es scheint, wurde der Kultus ohne Bilder ausgeübt. Wir kennen bisher nur kleine Gottesbilder aus Stein, Blei, Ton oder Goldblechen; sie stellen eine weibliche Figur dar, die die Arme an oder über die Brüste legt, wohl die mütterliche Gottheit, die als Herrin über Leben und Tod angesehen wurde. Mit diesen irdischen Wirkungen, die als das eigentliche Gebiet der Gottheit gedacht werden, verbinden sich aber auch Beziehungen zum Sternenhimmel. Als merkwürdige Symbole treten uns, abgesehen vom heiligen Baum und mancherlei Tiergestalten, das Hakenkreuz (die indische Swastika) und die Doppelaxt entgegen. In dem ersteren hat man wohl eine abgekürzte, zugleich symbolische Darstellung der menschlichen Gestalt zu erkennen. Das zweite ist durchaus nicht auf den Kult des kleinasiatischen (hethitischen) Gottes Teschub beschränkt, wie man früher gemeint hat, sondern findet sich schon auf Denkmälern der Steinzeit bis nach Frankreich und bis an die Ostsee. Im Bereiche der ägäischen Kultur dient sie als Abzeichen der Herrscherwürde für Fürsten, aber auch als göttliches Symbol. Ihre Verwendung ist jedoch so mannigfach, daß sich eine überall passende Deutung bis jetzt nicht geben läßt.

Die Bedeutung der ägäischen Kultur spiegelt sich darin, daß sich ihre Einflüsse weit über ihre Heimat hinaus ausgedehnt haben. Das ist teils durch den Handel, teils durch Wanderungen solcher Stämme geschehen, die zum Gebiet der ägäischen Kultur gehörten. Wir finden ihre Erzeugnisse nach Westen zu in Sizilien, Sardinien, Italien (bei den Etruskern) und Spanien, nach Osten zu in Palästina bei den Philistern, wie wir noch näher sehen werden, und nach Süden zu in Aegypten. Die ersten Spuren ägäischen Einflusses zeigen sich schon im dritten Jahrtausend v. Chr. Um 2000, unter dem Pharao Weserteſen I., werden ägyptische Skarabäen mit der ägäischen Spirale verziert, seit 1900 mehren sich an verschiedenen Fundorten die Reste von Gefäßen aus Kreta (von „Kamaresvasen") und aus Zypern in einem solchen Grade, daß man schon auf förmliche Kolonien von Arbeitern aus Kreta und andern Inseln in Aegypten geschlossen hat, um die große Menge der Scherben zu erklären. Im fünfzehnten und vierzehnten Jahrhundert ist die mykenische „Bügelkanne" (S. 93) in Aegypten so bekannt und beliebt, daß sie von den dortigen Künstlern nachgeahmt wird. Auf den Wandgemälden mehrerer Gräber des alten Theben sind Leute aus „Keft"

Digitized by Google

dargestellt, wie sie eine große Zahl von Gefäßen als Geschenke darbringen. Diese Gefäße sind teils flachrunde Schalen mit hohem Fuß, deren oberer Rand häufig mit Rosetten und Spiralen verziert, deren Mittelstück glatt oder geriefelt ist, teils Kannen mit spiralförmigen Henkeln, teils spitze Becher mit Schuppenmustern, deren Spuren sich auch an dem Fuß einiger Schalen finden, teils Tiermasken. Einige von diesen Leuten tragen Metallbarren auf ihrer Schulter, höchstwahrscheinlich Kupfer oder Bronze von der Insel Zypern, wie man sie auch auf Sardinien gefunden hat, dort sogar mit dem Zeichen der Doppelaxt versehen, die wir als ein der ägäischen Kultur eigentümliches Symbol kennen gelernt haben. Und daß die Gefäße ebenfalls dieser Kultur angehören, ergibt sich leicht aus der Vergleichung mit dem, was oben S. 92 über die Erzeugnisse der ägäischen Kultur überhaupt gesagt worden ist. Die Keftleute selbst sind bartlos, tragen lang nach hinten herabhängendes Haar, bisweilen auf dem Scheitel einige spiralförmig nach oben gerollte Locken (vgl. S. 94), Gürtel und Schurz, die den S. 89 beschriebenen gleichen, und dazu Schuhe, die in eine schmale Spitze vorn auslaufen und deren Bänder bis über den Knöchel hinaufreichen. Diese Tracht ist uns aus den oben gemachten Angaben über die Pulistu und die Aegäer überhaupt wohl bekannt. Nur ein Stück vermissen wir, nämlich die so charakteristische Federkrone! Ist sie erst hundert Jahre später, zur Zeit Ramses' III., Mode geworden? Oder gehört sie zur Ausrüstung von Kriegern, wie es die Pulistu auf den Denkmälern Ramses' III. sind, während die Keftleute des fünfzehnten und vierzehnten Jahrhunderts als friedliche Leute ohne kriegerische Abzeichen auftreten? Oder ist endlich die Federkrone nur den Pulistu eigentümlich und sind die Keftleute Glieder eines andern, wenn auch nahe verwandten Stammes, der diesen Kopfschmuck nicht trug? Für diese Fragen ist von einiger Wichtigkeit, daß die Takkara, die nach dem oben S. 88 Gesagten die nächsten Wander- und Kampfgenossen der Pulistu gewesen sind, auf den ägyptischen Darstellungen doch in auffallenden Aeußerlichkeiten von diesen unterschieden werden: sie haben Backen- und Kinnbart, dazu wohl eine ähnliche Mütze wie die Pulistu, jedoch ohne Federkrone. Demnach scheint sich die Annahme zu empfehlen, daß die Federkrone als Stammeszeichen aufgefaßt werden muß. Wie dem auch sei, die Unsicherheit in diesem Punkte vermag die Tatsache nicht zu erschüttern, daß es die hochkultivierten Aegypter länger als tausend Jahre für der Mühe wert hielten, mit den ägäischen Stämmen einen regen Handelsverkehr zu unterhalten.

Nach diesem Ueberblick über die Eigentümlichkeit und die Bedeutung der ägäischen Kultur nehme ich die schon S. 92 kurz hervorgehobene Tatsache wieder auf, daß die palästinensischen Ausgrabungen neben andern Gegenständen auch solche zutage gefördert haben, die sich deutlich als Erzeugnisse einer westlichen, nichtsemitischen Kultur kennzeichnen. Was zunächst die Fundorte anlangt, so befinden sie sich sämtlich in dem Gebiete, das einst die Philister bewohnt haben. Tell el-Hesi, Tell Zakarja, Tell es-Safije, Tell ed-Dschudeide, Tell Sandahanna und Tell ed-Dschezer, diese sechs Orte sind Ruinenstätten in der Ebene westlich vor dem Berglande oder auf seinem untersten Rande. Aber auch

Digitized by Google

die Grabungsstätten, die an der Ebene Jesreel südöstlich vom Karmel liegen, sind zeitweilig den Philistern unterworfen gewesen; wir haben im Alten Testament die ausdrückliche Angabe, daß die Philister nach der Niederlage und dem Tode des Königs Saul die Städte, d. h. die festen Orte, an der Ebene Jesreel besiedelt haben (1. Sam. 31, 7). Es handelt sich um den Tell el-Mutesellim und um Tell Taannek, d. h. die alten Städte Megiddo und Thaanach; sie bargen in ihrem Schutt ebenso wie die Orte der südlichen Ebene solche Dinge, die weder einer einheimischen Kultur noch einem der bekannten Mittelpunkte vorderasiatischer Bildung, Aegypten oder Babylonien, angehören. Man wird dadurch veranlaßt, den Ausgang dieser fremden Einwirkung auf Palästina im Westen zu suchen, nämlich bei der ägäischen Kultur, und an ein Volk zu denken, das von dorther in Palästina eingedrungen ist, nämlich an die Philister.

In vorderster Linie stehen als Zeugen für diesen Zusammenhang die Tongefäße. Sie lenken die Aufmerksamkeit des Forschers teils durch ihre auffallenden Formen, teils durch ihre auffallende Bemalung auf sich. So finden wir die kugelförmigen Kannen mit langem, hoch aufragendem Hals, um den der Henkel ringförmig herumgreift, halbkugelförmige Schalen aus dünnem Ton, runde sog. Pilgerflaschen, weite und tiefe zweihenklige Näpfe, spitze Becher mit großen Doppelhenkeln — alles Formen, die in Kreta, Troja und Mykenä ihre Heimat haben (vgl. oben S. 93). Lampen, die aus einer größeren runden Platte mit einem trichterförmigen Einsatz bestehen, hat man gleicherweise in Südpalästina wie in Kreta gefunden. In Ton roh ausgeführte Gesichtsvasen erinnern in überraschender Weise an gleiche Geräte, die man in Troja ausgegraben hat. Selbst zu der eigentümlichen Bügelkanne sind einige Doppelgänger aus den Schutthügeln Palästinas ans Licht gekommen. Die Verzierung dieser Gefäße führt uns dieselben Elemente vor Augen, die wir an der ägäischen Keramik kennen gelernt haben. Die Spirale spielt in der Bemalung des Tons eine hervorragende Rolle. Das Leiterornament, die Zickzacklinie und das Schachbrettmuster fehlen nicht. Pflanzen und Tiere, wie Vögel, Fische, Ziegen und Steinböcke, sind in die von den Linienfiguren umgebenen Felder hineingemalt. Selbst Motive aus der Baukunst finden wir hier wieder, und das ist um so bedeutsamer, weil die Motive nicht dem syrischen, sondern dem ägäischen Formenschatz entlehnt sind. Manche von diesen Gefäßen dürfen als importierte Ware gelten, die in Zypern ihre Heimat hat. Aber der größte Teil ist in Palästina selbst angefertigt. Das lehrt die Technik dieser Keramik, die eine andre ist als die echt zyprische oder echt mykenische, auch die große Menge von solchen Scherben, die sich namentlich im Tell es-Safije, im eigentlichen Philistergebiet, gefunden haben. Dieser Umstand führt darauf, daß die Philister aus ihrer westlichen Heimat den dort üblichen Stil in ihre neue Heimat verpflanzt und ihn hier, losgelöst von dem eigentlichen Herde ihrer Kultur und unter andern Verhältnissen, mit leichten Umbildungen weiter gepflegt haben, so daß die ägäische Kultur in Palästina eine späte Nachblüte erlebte.

Digitized by Google

Außer der Keramik sind es noch andre wichtige Funde, die den Zusammenhang mit Aegäa bestätigen. Kleine Bilder der weiblichen Gottheit zeigen die gleiche archaistische Art, die man z. B. aus Troja belegen kann. Lehrreich ist, daß die Erdschichten, die die Philisterscherben enthalten, wohl zahlreiche Bronzefunde geliefert haben, aber nichts von Eisen. Das erinnert uns daran, daß die ägäische Kultur überhaupt mit der Bronzezeit zusammenfällt (S. 92). Ich erwähne hier die Nadeln, die die Oese in der Mitte haben und nach oben spiralig gewunden sind, Bronzespiegel, ferner eine ihre Jungen säugende Ziege. In Tell ed-Dschezer sind zwei schöne Silberschalen zutage gekommen, die an ihrer unteren Seite in teils einfacheren, teils sehr kunstvollem Muster solche Riefelungen in getriebener Arbeit aufweisen, wie sie die Gefäße der Keftleute in den Wandmalereien ägyptischer Gräber zeigen. Dieselbe Ausgrabung hat eine Doppelaxt aus Bronze geliefert sowie das Tonmodell eines Kielbootes, dessen längliche Form den S. 90/91 f. besprochenen Pulistuschiffen entspricht, und auch darin ihnen ähnlich ist, daß die beiden Steven, soweit sie erhalten sind, steil nach aufwärts streben. Diese Merkmale sind so charakteristisch, daß dadurch die Heimat der Philister in dem Gebiet der ägäischen Kultur in genügender Weise belegt und gesichert wird. Weitere Funde können dies Ergebnis nur bestätigen, aber nicht mehr in Abrede stellen.

Es fragt sich, ob sich aus den spärlichen Angaben des Alten Testaments auch einige Anzeichen gewinnen lassen, die zu dieser Auffassung stimmen. Daß dem Riesen Goliath eine eherne Rüstung — aus Kupfer oder Bronze — zugeschrieben wird, spricht dafür, daß den Philistern die Bearbeitung des Kupfers geläufig war, nicht die des Eisens. Der Schuppenpanzer paßt gut in eine Kultur, die das Schuppenmuster so oft verwendet hat, und die Beinschienen aus Erz sind die Nachfolger der älteren Leder- oder Filzgamaschen (S. 94). Die Zweikämpfe werden gerade in den Philisterkriegen erwähnt, nicht nur bei Goliath 1. Sam. 17, sondern auch in den kurzen Mitteilungen 2. Sam. 21, 15—22; sonst ist in den Kriegen Israels keine Rede davon. Endlich hat man bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die Erzählung über Simsons Tod, Richter 16, 23–30, in klarer Weise beleuchtet wird, wenn man die aus Kreta und Tiryns bekannt gewordene Bauweise zum Verständnis verwertet. Simson wird bei einem Opferfeste zwischen die zwei Säulen gestellt, auf denen das Haus ruht, um den Philistern vorzuspielen. Er umfaßt die beiden Säulen und drückt sie von ihrem Platze weg, so daß das Haus einstürzt und ihn samt den Philistern unter sich begräbt. Bei den Aegäern war es üblich, die offene Vorhalle des Wohnraumes durch zwei Säulen zu stützen, die auf einer niederen Steinbasis ruhten (vgl. S. 92). Es ist wohl denkbar, daß man diese zwei Holzsäulen von ihrer Basis wegdrücken und dadurch das auf ihnen ruhende Gebälk zum Einstürzen bringen konnte. Die Annahme, zu der diese Auffassung nötigt, würde die sein, daß es sich um ein Haus in Gaza handelte, das die Philister nach ihrer heimatlichen ägäischen Bauweise aufgeführt haben.

Wenn demnach an der Zugehörigkeit der Philister zu dem Kreise der

Digitized by Google

ägäischen Kultur nicht mehr gezweifelt werden kann, so gelingt es doch nicht, die Frage nach ihrer Heimat vollständig ins reine zu bringen. Zu Anfang unsrer Darlegungen ist bereits gesagt worden, daß die Krethiter oder Kreter höchstwahrscheinlich von der Insel Kreta herstammen, daß aber der Name Kaphthor, mit dem das Alte Testament die Heimat der Philister bezeichnet, in seinen Lauten nicht zu dem Namen Kreta stimmt. Die Annahme, daß die Insel zwei Namen gehabt, der eine Teil Kreta (die Heimat der „Krethiter"), der andre Kaphthor geheißen habe, ist an sich nicht ohne Bedenken und hat in der Ueberlieferung gar keine Stütze. Man kommt deshalb auf den Gedanken, daß Kaphthor eine andre Insel oder ein andres Land bezeichnet. Der ägyptische Name Keft oder Kefto ist offenbar in der ersten Silbe mit ihm identisch, und von ägyptologischer Seite ist bereits ein Vorschlag gemacht worden, der über das fehlende r am Ende hinweghelfen soll. In einer spätägyptischen Nachricht findet sich sogar der Name Kptr, der sich in den Konsonanten völlig mit Kaphthor deckt. Aber wir entbehren bis heute leider jeglicher Angabe über die Lage der mit diesen Namen bezeichneten Gegenden. Der Name Keft, vielleicht auch Kaphthor, läßt sich eher mit Karpathos zusammenstellen, der Insel, die von Kreta aus nach Nordosten neben Rhodos eine natürliche Landbrücke nach Kleinasien hinüber bildet und dem Kreise der ägäischen Kultur angehört hat.

Aber lassen wir hier diese philologischen Sorgen beiseite und freuen wir uns lieber an dem Gesamtergebnis, das glückliche Funde und scharfsinnige Vergleichung zuwege gebracht haben. Wir sind jetzt in der Lage, das kleine Volk der Philister nicht nur durch die israelitische Brille zu sehen, deren Färbung vermöge der jahrhundertelang währenden Feindschaft ja vollkommen begreiflich ist. Wir sind auf weiten und mühsamen Umwegen zu der Erkenntnis gelangt, daß die Philister im Besitz einer alten und reichen Kultur gewesen sind, die der kanaanitisch-phönizischen sicher die Spitze bieten konnte, der die Israeliten nichts von gleichem Wert an die Seite zu setzen hatten, wenn wir in diesem Zusammenhang von ihrer Religion absehen. Sie sind schwerlich freiwillig aus ihrer alten Heimat ausgewandert; vermutlich war es eine Folge der dorischen Wanderung, daß sie andern, freilich verwandten althelleniſchen Stämmen Platz machen mußten. Von ihren Helden ist nur einer berühmt — oder sollen wir sagen berüchtigt? — geworden, der „Riese Goliath", den zuletzt Claus Harms in den Tönen der Bibel besungen hat. Von den übrigen sind nur wenige in einer stark verstümmelten Ueberlieferung uns bekannt (2. Sam. 21, 15—22). Versetzten wir sie in ihre heimatliche Umgebung, so müßten wir von den homerischen Helden ungefähr die Farben entlehnen, mit denen sie zu schildern wären. Den semitischen Völkern waren die Philister fremd und unbequem; sie fanden dort keinen Homer, der die Taten ihrer Helden besang. Israel hatte keinen Grund dazu; denn es sah in den Philistern seine Zwingherren und Todfeinde. Daß aber dies junge, eben aus der Wüste eingewanderte Volk, in der äußersten Not sich aufraffend, siegreich sie zurückschlug, ist eines der stolzesten Ruhmesblätter seiner Jugend-

Digitized by Google

geschichte; es hat dadurch seine zukunftsreiche Religion für sich und die Menschheit gerettet.

Für Nachweise im einzelnen vgl. R. v. Lichtenberg, Einflüsse der ägäischen Kultur auf Aegypten und Palästina, 1911, sowie Die ägäische Kultur, 1911.

Aus dem Buche der Kunst und Literatur

Von

August Kestner

(Schluß)

Den 24. August. Von Frate Francesco eingeladen, ging ich ins Kapuzinerkloster am Piazza Barberini.

Großer Gemüsegarten, lange Gänge mit Porträten merkwürdiger Kapuziner, Päpste und Kardinäle. Viele der ersteren sind von einem Frate Raphaello gemalt, der nicht ungeschickt war. Unter ihnen ist der heilige Krispinus und ein berühmter Hieronymus da Corleone, welcher von der Madonna eine heilige Kraft empfangen hatte, womit er durch eine Segnung mehr als hundert Kinder in Sizilien getötet und dem Paradiese zugeführt hat. Dafür erhielt er noch die Fähigkeit, Kranke zu heilen. Auch konnte er auf dem Wasser wandeln. Er ist unter mehreren Kindern abgebildet, die er segnet. Er lebte in Sizilien und starb 1717. In der Sakristei wurde mir ein handhoher Christus am Kreuze gezeigt, ganz von roter Farbe, wie Blut, gemalt und wie mit Blut bespritzt, welches für die Kopie eines Bildes gehalten wird, das der Teufel gemalt haben soll, um eine Seele damit zu gewinnen, die es von ihm verlangt hatte. Dann kam der Gottesdienst, dem ich im Chor mitten unter etwa vierzig Kapuzinern beiwohnte. Es waren viele ausgezeichnete Gesichter und schöne Bärte da, besonders ein alter, über einen Fuß lang, weiß, mit zwei Flügeln. Das Gesicht sprach eine glatte Frömmigkeit aus, ohne die mindeste Liebe. Es war schön anzusehen, als sie in verschiedenen Richtungen, Gestalt und Alter, und doch überein gekleidet und drapiert, bald kniend, dort sitzend, dort liegend, dort aufgestützt, hingelagert waren. Anfangs des Gottesdienstes standen drei jüngere Mönche vor dem kolossalen Pulte, das einem Taubenschlage ähnlich sieht, und sprachen mit durchdringenden Stimmen lateinische Liturgien, dann gingen sie fort und kamen mit kurzen Chorhemden bekleidet mit dem Priester zurück, der Messe las. Wenn das Venerabile herausgenommen wurde, zog ein Mönch an einem Seile, und die Turmglocke tönte. Dann bespritzte er alle Mönche mit Weihwasser. Diese breiteten die Hände aus, als wollten sie jemand umarmen, und blieben in dieser Stellung wohl zehn Minuten. Gegen Ende des Gottesdienstes brachte ein Priesterdiener ein kleines goldenes Kruzifix, welches er der Reihe nach jedem Mönche zum Küssen gab. Es waren noch manche andre Mannspersonen im Chor,

Digitized by Google

die zwischen den Mönchen auf Bänken saßen, so wie ich auch, an den Zeremonien nahmen sie jedoch keinen Anteil, sondern jeder für sich verrichtete seine Andacht oder sprach leise Gebete.

*

Monat Oktober. Er ist für die Römer, was Vergnügungen anbetrifft, der Hauptmonat, und ihre Sammelplätze sind alle Wirtshäuser um Rom her, vorzüglich Monte Testaccio.[1]) Sonntag und Donnerstag sind die Haupttage, wo man sich beluſtigt; Donnerstags mehr die geringen Klassen. Sehr originell ist das unglaublich schlechte Aussehen der um den Monte Testaccio herumliegenden Butiken; man sieht fast nur altes, verfallenes Gemäuer; wenn man ankommt, ist man gleich umringt von Weinwirten, die darin ihre Keller haben und die Gäste anzuwerben suchen.

Der Korso ist in diesem Monat auf die Via Pia übertragen. Einen der ersten Donnerstage ging ich nachmittags dorthin, sah die unbeschreibliche Menge fahrender und gehender geputzter Leute, alle mit heißen Gesichtern. In dem Wirtshause (demselben, wo einst der Triumph gefeiert war) tanzte, aß und trank man. Das Essen und Trinken kann in der Welt nicht stärker betrieben werden! Vier Gendarmen ritten umher, um das dabei übliche Totstechen zu verhindern. Wir waren um 16 Uhr fortgegangen, einer Anzahl von Vignarolinnen nach, bis Porta Salara, wo nicht eine Minute in ihrem Singen ein Stillstand war. Voran gingen zwei, welche Tamburin spielten, drei der vordersten improvisierten abwechselnd einen Vers, und dann folgte der Chor im Refrain. Ich versuchte die Melodie zu behalten, aber umsonst. So viel konnte ich beurteilen, daß sie im Mollakkord war. Von den Worten war wenig zu verstehen, was Riepenhausen[2]) verstand, bezog sich auf die Weinlese und Weinbereitung. Diese Volksfeste werden mit solchem Eifer und so allgemein betrieben, daß ein Friseur sich über zu viel Arbeit beschwert hatte, da er achtzehn gemeine Wäscherinnen an einem Morgen zu versorgen hatte, die dann den ganzen Tag, so reich wie möglich geputzt, in den Wirtshäusern waren.

*

Den 21. Oktober. Abends im Theater. Sieben Akte. Die Oper wurde durch eine Tragödie „I cavalieri del Rubicone“ unterbrochen. Die Oper „La moglie di due Moriti“ ist von Fioravanti. Er ist zwar auch schon von dem schlechten Geschmack des Morlacchi und Rossini in den schroffen Uebergängen angesteckt, aber es ist doch noch Komposition mit Ueberlegung und keine so wilde Unruhe wie in denen der letzteren.

Den 22. Oktober ging ich abends mit dem Regenschirm gegen St. Peter. Schon von ferne hörte ich zwei verschiedene Tamburingesänge mit Vorgesang

---

[1]) Scherbenberg.

[2]) Einer der Brüder Franz und Johannes Riepenhausen, beide Maler und Kupferstecher (1786 bis 1831 bzw. 1789 bis 1860).

Digitized by Google

und Refrain und fand auf dem Petersplatz zwei Trupps von Vignarolinnen, die hier zusammengetroffen waren. Sie standen ebenso unverdrossen da und sangen, als wenn es nicht geregnet hätte, die einen mit drei, die andern mit fünf Tamburinen. Die Leute gingen herzu und ergötzten sich an den Improvisos. Alle Nationalsitten, die kein Geld kosten, erhalten sich bei den untern Klassen, da die Freude mehr beim Mangel als beim Reichtum wohnt. Doch ist keine ausgelassene Freude bei diesem Gesang und spricht einen ernsthaften Nationalzug aus, denn sie dichten zugleich, indem sie sich mit Liedern ergötzen, und der Chor muß sehr genau auf die Vorsängerin achten, um richtig nachzusprechen. Es scheint auch hier als ein Privilegium zu gelten, daß solche Arbeiter, die allgemein wohltätige Ernten besorgen, ihren Frohsinn an andern auslassen dürfen.

*

Den 30. Oktober. Dies war der letzte Oktoberfesttag. Beim Monte Testaccio hielt ich mich in der Nähe einiger großer Bäume auf, unter denen eine trunkene Gesellschaft noch eifrig die Saltarella tanzte, in welcher eine Frau, offenbar aus der arbeitenden Klasse, besonders viele Grazie hatte. Sie war nicht mehr von den allerjüngsten und hatte daher gewiß schon oft diesen Tanz geübt, weil sie ihn mit großer Leidenschaft und unermüdlich tanzte. Bei alledem sprach ihr Wesen mehr Ernst und Gravität als Munterkeit aus. Während ihre Füße lebhaft arbeiteten, blieb ein unverrückbares Gleichgewicht in ihren Schultern, und ihr schöner Wuchs fiel durch eine nie gestörte Harmonie auf. Um den ermatteten Spielmann aufzumuntern, gab ich ihm Geld. Hierdurch sah mich die Gesellschaft so für ihr eigen an, daß Männer und Weiber mich umringten, mich zwangen, mit ihnen zu trinken und endlich auch mit der schönen Frau zu tanzen. Sie versuchten in allen Sprachen mich zu unterhalten und erkannten in der zunehmenden Dämmerung nicht, von welcher Nation ich sei. Ich wollte mich dann heimlich zurückziehen, aber kaum bemerkte man dies, als sie mich an Armen und Händen ergriffen und mich inständig baten, mich ihres Wagens zu bedienen. Keine Vorwände halfen, und um sie nicht zu reizen, mußte ich selbzehnt einsitzen. Der Kutscher war der elfte Mensch, den die nicht kräftigen armen Pferde ziehen mußten! Der Marsch ging deshalb sehr langsam vonstatten; die Unterhaltung war sehr lebhaft, aber bestand nur aus Gebrüll des Rausches. Alle Vorübergehenden wurden beleidigt, denen man im Triumph zurief: „Poveragente, va a piedi!“ Unter vielen Aufmunterungen, noch recht lustig zu sein, wurde ich endlich entlassen, indem ich, halb mich innerlich schämend, halb mich belustigend, mich sehr freute, daß es Nacht war!

*

Den 1. November war das Fest der Tutti Santi, wo in manchen Kapellen Szenen von Wachsfiguren aufgestellt waren. In einer nahe beim Lateran in einem kleinen viereckigen Gottesacker des Heliodor, im Moment des Todes, sieben Figuren. — In der Mitte des Platzes war ein kleiner Kirchhof

Digitized by Google

gebaut, in welchem aus den Gräbern Schädel hervorkamen, welche von dem Posaunenengel, der auf einer Laubsäule stand, hervorgerufen zu sein schienen. Die vielen Girlanden von Knochen, mit denen dieser Platz behangen, waren widerlich. Ringsumher lagen Schädel reihenweise, und eine Tote (hier werden nur Weiber begraben) lag auf einer Bank ausgestreckt und ging schon in Verwesung über. Diese Lustbarkeiten dauern einige Tage! Die Szene war theatralisch gut angeordnet. — Man fürchtet sich hierzulande ebensosehr vor dem Tode wie bei uns, aber man mag sich gern mit Knochen und Leichnamen beschäftigen.

In der Nähe des Campo Vaccino [1]) war eine andre Szene von Wachsfiguren, sieben bis acht, und Kulissen, wo ein Heiliger in seinen letzten Augenblicken auf dem Sterbebette von Jüngern und Freunden Abschied nahm. In diesen Tagen begegnete ich einem Auflauf von mehreren hundert Personen, besonders Weibern, welche mit großer Devotion ein Marienbild mit dem Kinde von einer Kirche in die andre trugen. Es war schlecht aus Holz geschnitzt, mit Kleidern angetan und mit Farben bemalt, die das Leben nachahmten. Es war eine Prozession von Geistlichen und Mönchen dabei, die brennende Lichter trugen. Viele stille Gebete wurden gebetet, die vor der Tür stehenden Leute fielen auf die Knie, als das Bild vorüberzog; Männer von Stand nahmen die Hüte ab.

*

Den 17. und 18. Januar (1818). St. Antonio wird aus einer Kirchentür hinter Maria Maggiore allem Vieh, welches herbeigebracht wird, als Ochsen, Kühen, Schweinen, Schafen, Eseln, Maultieren, Pferden, auch allen Equipagen, die Benediktion von einem Priester gegeben, welcher in gesticktem Meßgewand den ganzen Tag in der Tür bereit steht und mit einem in Weihwasser getauchten Besen alle Tiere bespritzt. Unter allen Handelnden hierbei, den Zuschauern von Fremden und Einheimischen zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, gibt es die mannigfaltigsten Szenen. Ich hatte mich so gestellt, daß ich den vorführenden Kutschern und Landleuten ins Gesicht sah. Die größere Anzahl hatte eine andächtige Miene, eine geringe eine gleichgültige und nur wenige eine spöttische. Einigen Kutschern sah man es an, daß ihnen diese Gelegenheit willkommen war, ihre Pferde dem Publikum zu zeigen. Als die schönen sechs Pferde Torlonias vorfuhren, vom Bock geleitet, fragten einige, wem sie gehörten. Einer antwortete mit Ironie: „Sono del povero uomo Torlonia!“ — Es wird eine Kleinigkeit für die Benediktion gezahlt und ein Zertifikat ausgegeben.

*

Den 18. Januar. St. Peter. Die Gedächtnisfeier der siebzigjährigen Gefangenschaft der Israeliten. In der päpstlichen Kapelle hinter dem Hochaltar, schöne Anordnung. Ich kam in den Kreis und zeichnete den Papst, mußte aber bald abbrechen und mich mit einer Skizze begnügen, weil ich Zuschauer bekam,

[1]) Populäre Bezeichnung des Foro Romano.

Digitized by Google

darunter Geistliche, von denen ich Verrat fürchtete. Gern hätte ich noch einige Kardinäle genommen, die dicht vor mir saßen und sich durch Beschränktheit in den Mienen auszeichneten.

*

Den 21. Januar. Karnevals Anfang. Mittags um 1 Uhr. Es ist mir alles noch zu neu, um eigne Gedanken dabei zu haben. Bis jetzt finde ich alles richtig, was Goethe sagt. Die Anzahl der Masken war noch gering, die Volksmenge groß. Ich war meistens auf Potockys Balkon, wo viele Menschen hinkamen und viel herunterbombardiert wurde.

*

Den 22. Januar. Karneval. Mehr Masken. Fast nichts als Harlekins, Pierrots, Bäuerinnen, Türken, Griechen, Quacqueri (diesen Ausdruck kenne ich nur aus Goethe und habe ihn hier noch nicht gehört[1]). Die Pferde sah ich am Palazzo Ruspoli, einige hatten kleine Schwärmer auf dem Kreuz. Ich finde Goethes Bemerkung bestätigt, daß die höheren Stände mehr Zuschauer sind; nur Torlonia läßt eins seiner Pferde laufen und ist dann fast jedesmal natürlich der Siegende. Auch machen sich manche Standespersonen die Belustigung, im Domino ihre Freunde mit Konfetti zuzudecken, wie ich erfahren habe. Die Scharmützel die Balkons hinauf und hinunter sind sehr lustig anzusehen. Abends Maskenball, festino genannt. Ich war in einem Domino, maskiert und schwer erkennbar.

*

Den 23. Januar, als an einem Fasttage, war kein Karneval. Ich ging zum Vatikan. Zuerst in das Bad Leos X., ein kleines Gemach, welches von Raffael und seinen Schülern mit kleinen Freskogemälden verziert war, von denen ich mehrere in Kupferstichen sah. Ich sage, verziert war, weil alles ruiniert, ausgekratzt, ausgebrochen und verwittert ist. Unter den noch Erkenntlichen sind: 1. Venus, sitzend, die den Amor neben sich hat, dessen Pfeilspitze sie mit dem Finger erprobt hat und die linke Hand zurückzieht. 2. Die Nymphe unterm Baume, die sich nach dem Bade kämmt, während Satyrn sie belauschen. 3. Venus und Adonis. 4. Mehrere Amorinenstücke in verschiedenen kindlichen Beschäftigungen. 5. Mancherlei Arabesken, von denen die ganze Wölbung voll war, die kirschroten Grund hatte.

Floreria

Von hier stiegen wir in die untersten Räume des Vatikans, wo im Parterre ein poltriger Saal ist, welcher zur Garderobe des Papstes gehört und wegen eines sehr guten Freskobildes merkwürdig ist. Es stellt Papst Sixtus IV. sitzend dar, welcher einen vor ihm knienden Kardinal abzufertigen scheint, während zwei

[1]) Quacquero = Quäker; in Goethes Schilderung (aus dem Februar 1788) dickleibige Stutzer in altfränkischer, aber feiner Kleidung.

Digitized by Google

andre Kardinäle und zwei Nebenpersonen dabei sind. Gewiß alles sehr ähnliche Porträte; sie sind voller Leben. Den Papst zeichnete ich in Umrissen ab. Der Name Floreria kommt daher, weil dieses Gemach ehemals zur Aufbewahrung der Blumen diente, die bei Prozessionen gestreut wurden, was noch heute geschieht. In einem andern nahegelegenen Zimmer, das ein Subalterner des Vatikans bewohnt, ist noch eine Madonna al fresco über der Stubentür von guter Zeichnung und Anordnung, die vielleicht von Francesco Francia zur Hausandacht gemalt ist. Auch ließen wir uns die päpstlichen Gemächer zeigen, welche Paul V. für sich angelegt hat. Herrliche Aussicht über Rom! Aber lauter schlechte und viele Gemälde in allen Zimmern. Allerliebst ist ein Arabeskenschnitzwerk an der Tür. Wir gingen von da in die Bibliothek und in den Saal, welcher zur Rechten der gewöhnlichen Appartements der Bibliothekare liegt und zur Zeit Sixtus' V. ausgemalt wurde, wo eine unendliche Menge von antiken Vasen auf den Schränken steht und wo man das merkwürdige griechische Kalendarium aus dem zehnten Jahrhundert in einem dazu komponierten kreuzförmigen Schränkchen aufbewahrt hat, welches vor etlichen hundert Jahren von einem Venezianer, dessen Bruder Bibliothekar im Vatikan war, hergeschenkt wurde. Man sieht, daß dies Werk in eine ausgebildete Kunstepoche fällt. Um es übrigens ganz zu würdigen, bedürfte es einer Lupe, mit welcher keiner versehen war. Es scheint mit der Feder gezeichnet zu sein und ist jetzt unter Glas. Das Mittelstück enthält die „Leidensgeschichte Christi" und das „Jüngste Gericht", die Räume umher stellen in 52 kleinen Quadri die 52 Wochen vor. In jeder sind sieben Heilige abgebildet, wie sie auf die Tage fallen. Außerdem findet man noch Worte und Sprüche, alles in griechischer Sprache. — Wir traten von links in die Suite von Zimmern der christlichen Altertümer, wo altchristliche Gemälde, Schnitzwerke in Holz und Elfenbein, Utensilien und religiöse Werkzeuge aus sehr verflossenen Jahrhunderten und von sehr verschiedenem Wert aufbewahrt werden. Merkwürdig war es mir, zu finden, daß, je älter die Sachen, je grandioser und mächtiger sie im Ausdruck sind. Die Malerei scheint gleichfalls Federzeichnung mit Wasserfarben. Auch hier ist eine große Menge antiker Vasen auf den Schränken. Eine so zahlreiche Sammlung gibt es schwerlich noch irgendwo sonst.

Das letzte dieser Zimmersuite ist das Kabinett der Papyrusmanuskripte, ein heiter angeordneter viereckiger Raum von ansehnlicher Höhe, den Mengs al fresco ausgemalt hat. Diese Manuskripte sind in alten Kirchen und Klöstern aufgefundene Urkunden. — Zuletzt wurden wir in einige kleine Zimmer geführt, wo die größten Vasen stehen und in großen Schränken die Kupferwerke, nach allen Hauptschulen, in Folianten aufbewahrt stehen.

*

Den 24. Januar. Wieder Karneval von 2 Uhr an bis Ave-Maria. Neue Masken waren Policinell, der in die Wochen gekommen war und ein langes Wickelkind mit schwarzer langer Nase trug und herzte. Dann Gärtner, sehr sauber mit weißen Jacken und reiner Wäsche gekleidet, mit Rosen auf dem

Digitized by Google

Haupt und ein Bandelier um den Leib. Sie hatten Maschinen von Holz in den Händen, die man erst begriff, als sie die beiden Stiele derselben bewegten und in einem Augenblick aus diesen Maschinen lange Gliederscheren wurden, mit welchen sie bis ins dritte Stockwerk der Häuser Blumensträuße hineinreichten, was ein allerliebstes Schauspiel war. Später fand ich unten auf Piazza di Spagna Musikanten mit Violinen, Gitarren und Violoncelli, unter denen ein hier wohlbekannter blinder Straßenmusikus in einem Harlekinkleide war, dessen Melancholie durch das bunte Kleid noch mehr auffiel. Die drei Knaben dabei hatten bunte, altfränkische Kleider an und statt der Masken sich die Gesichter bemalt. Auf dem Korso führte man wilde Schlachten mit Konfetti auf. Der Wagen mit den Töchtern des Fürsten Kaunitz wurde lange von einer Schar Masken verfolgt und beworfen, so daß sie nicht mehr aus den Augen sehen konnten. Den Corso dei Barberi (Pferderennen) sah ich von einer Tribüne auf der Piazza del Popolo, was sehr interessant war. Die Pferde sind häufig mit Federn von Eisenplatten, die kleine Stacheln in sich haben, bedeckt, und da sie sich dadurch fortwährend gespornt fühlen, ist es kaum vier oder fünf Menschen möglich, sie hinter dem Seil zurückzuhalten. Eins warf einen Mann sechs Schritt zurück, mit beiden Hufen ihn in den Leib schlagend; ich glaubte, er sei verunglückt, aber er stand gesund wieder auf. Ganz wütend wird gegen Ende das Geschrei der Leute, daß man das Signal zum Wegziehen des Seiles geben möge, was mit einem Trompetenstoß geschieht. Im Ablassen zündeten einige Männer kleine Schwärmer auf der Kruppe der Pferde an. Die armen Tiere werden grausam geplagt. Schwerlich würde man dies bei uns oder in England dulden. Oft bricht auch eins der Tiere durch und läuft vor dem Signal fort, oder kommt zu spät, wenn die andern schon abgelaufen sind. Das geschah heute. Das wäre für leidenschaftliche Menschengesichter und wilde Pferdestellungen ein schönes Malerstudium.

*

Den 26. Januar. Karneval, Anfang 2 Uhr. Von dem unerhörten Gedränge, daß sogar die Wagen zwei Stunden vor Nacht nicht mehr beweglich sind, wovon Goethe spricht, ist noch gar keine Rede. Heute richtete ich beim Pferderennen meine Aufmerksamkeit besonders auf die Leidenschaftlichkeit der Pferdebesitzer, von denen sich zwei ganz wütend vor freudiger Hoffnung, die 30 Skudi zu gewinnen, umarmten; andre schrien durcheinander mit einem Uebermaß in allen Arten von Gebärden, daß sie fast konvulsivisch schienen. Das ganze Tableau war höchst interessant. Die geputzten Stallknechte, welche Goethe erwähnt, sind nicht mehr da. Sie haben dunkelblaue Kamisole und rote Mützen.

*

Den 29. Januar. Es war ein Regenschauer nach dem andern niedergegangen, und wir hatten für unsern Maskenscherz angst. Er sollte auf den übermäßigen Gebrauch der Flageolette und kleinen Flöten (Ottavini) und Trommeln eine Anspielung sein und solche Musik lächerlich machen. Aber als

Digitized by Google

ich schon früh ausging, in den Läden am Korso Einkäufe dafür zu machen, fand ich die Menschen sehr mit Karnevalsvorbereitungen beschäftigt, welche, wie ich, darauf rechneten, daß Gott die Menschen mehr liebt, als sie es verdienen, und gut Wetter schicken würde. Es traf auch ein, und es wurde sehr voll. Wir sammelten uns schon früh in einer Remise beim Teatro Aliberti, wo wir unsern Scherz, Trionfo del Maestro di Cappella, vorbereiteten. Dabei kam uns die Größe der Stadt zustatten, wo keiner sich um den andern bekümmert, zumal in diesen Stunden allgemeiner Geschäftigkeit, denn uns störte niemand. Der Kapellmeister, das Publikum und die Muse waren angekleidet, der Triumphwagen eingerichtet und angespannt, aber die Musikanten noch nicht da! Wir waren sehr in Unruhe und Unwillen, als endlich die beiden Musiker, der Trommler und der Pfeifer, ankamen, von einem Pierrot herbeigeholt. Die Musiker zogen schnell ihre bunten Harlekinkleider an, der Wagen empfing seine sorgsam geordnete Szene und fuhr zu unserm Entzücken davon wie ein Schiff, das vom Stapel gelassen wird. Ich hatte die Freude, daß immer ein Gedränge um diesen Triumphwagen war, freilich mehr von solchen, welche die Ironie nicht verstanden, sondern den Kapellmeister für einen gewöhnlichen Maestro di Cappella hielten. Ich sah hieran recht, wie fast einzig das Burleske hier Eingang findet und weit mehr frohe Laune als Satire auf dem Karneval herrscht. — Heute war bei dem Pferderennen der Schimmel Sieger und nicht der braune Engländer Torlonias. Das Durcheinanderschreien der Pferdebesitzer in ausgelassener Freude oder Verzweiflung über Gewinn und Verlust ist unbeschreiblich. Es ist so wild und wütend unter den Kerlen in dunkelblauen Wämsern und roten Mützen, daß man kaum imstande ist, einzelne Situationen darin aufzufassen. Alles ging unmittelbar unter der Tribüne des Venezianischen Palastes vor sich, kurz vor dem Tuch, welches am Ende des Korsos die Straße schließt, um die Pferde aufzufangen. Das Pferd, welches am besten lief, wird dann mit Trommeln und Pfeifen, einem zu Pferde dirigierenden päpstlichen Diener in gelb und blau gestreiftem Kleide und einer Menge Volk fortgeführt und Fahnen dabei geschwenkt, die der Gouverneur von Rom von seiner Tribüne herabsenkt.

Manche hübsche Szenen gingen heute noch auf dem Korso vor, besonders beim Konfettiwerfen, welches aber ganz den Charakter von Liebkosungen verloren hat. Am Palast Ruspoli war es ein wahrer Krieg, indem dort der Kronprinz von Bayern, maskiert, mit einer Anzahl Bekannten fast jeden Wagen ohne Unterschied weiß beregnete. Fürst Kaunitz trieb diese Händel nur passiv, hatte aber Freude daran, sich werfen zu lassen, während der französische und portugiesische Gesandte, ihren alten Rechten gemäß, in der Mitte der Straße die Menschen in Angst setzten. — Unser Triumphwagen traf oft mit einem andern zusammen, der lautere Musik und mehr Menschen hatte. Er trug die Inschrift: „Trionfo dei Matti.“ [1]) Ein andrer Trionfo dei Matti ging zu Fuß. Noch ist ein Abbate und ein Doctor juris zu erwähnen, welche so große Gesichter hatten, daß der

[1]) Narren.

Digitized by Google

Kopf den dritten Teil ihrer Gestalt ausmachte. Sie gehörten unter die Lächerlichsten, weil sie nichts Widerliches hatten, denn die Gesichter waren nicht verzerrt.

Die großen Efforts, welche man sich heute in Lustigkeit gab, hatten ihren Grund in dem Giovedì grasso. Dieser versammelte auch eine Menschenmenge von über 4000 Personen beim Festino. Es war ein solches Gedränge, daß man sich kaum bewegen konnte. Pauline Bonaparte war in einer Loge, wie eine Schweizerin gekleidet. Ich hatte in Stackelbergs Türkenkleidung aus Konstantinopel vielen Scherz mit Freunden und Halbbekannten, indem er mir unter einer gewöhnlichen weißen Bartmaske das Gesicht als Türke bemalt hatte, und ich, wenn ich auch die Maske abnahm, noch unkenntlicher als vorher wurde. Der Prinz von Bayern erkannte mich trotz seiner Harthörigkeit doch an der Stimme.

*

Den 2. Februar. Letzter Karnevalstag. Das Wetter wurde gut und warm. Unsre Maske wurde mehr gesehen als letzthin, und die Satire war für einige Tage Stadtgespräch. Die große Lücke in den Tagen war, weil Mariä Empfängnis dazwischen fiel. Ich sah das Pferderennen heute von der Scalina Ruspoli, wo die Preise der Plätze heute bis zu 4 Paoli gestiegen waren. Der Moccolilärm war ganz wie ihn Goethe beschreibt, und besonders sinnreich die Erfindungen, um die Lichter erhaben über der Volksmenge unausgelöscht zu tragen. Die Extravaganzen in dem Lichterausblasen scheinen von den Ausländern eingeführt zu sein, denn es bleibt nicht beim Ausblasen, sondern es wird heftig um den Besitz der Lichter gerungen, was ich von Römern jedoch nie gesehen habe. Das Sterngewimmel den ganzen Korso entlang, hoch und tief, von meinem Standpunkt gut übersehbar, ist ein imposanter Scherz. Das Ende des Lärmens fängt von beiden Seiten des Korso an und entsteht endlich in der Gegend des Palazzo Ruspoli und Fiano. Die letzten Lichter werden um 1 Uhr nachts vom Militär ausgelöscht.

*

In der Mitte Februar besuchte ich mit dem Gesandten das Castel St. Angelo, in welches gegenwärtig jeder wohlgekleidete Mensch eingelassen wird. Nachdem wir die furchtbaren Gänge besucht hatten, stiegen wir auf die oberste Platte, von wo die verschiedenen Batterien, von denen gegen die Stadt Kanonen gerichtet sind, überschaut werden. Es war eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt und den ganzen Horizont umher, der nur nach dem Janikulus zu versperrt ist. Die Berge waren so schön wie nur möglich; ihre Konturen deutlich zu sehen, aber so von Duft gemildert, daß sie fast mit dem Himmel zusammenflossen und ihre Majestät in der größten Zartheit erschien. Ein hiermit sehr kontrastierender Anblick waren die zehn Räuber, die einige Tage vorher bei der Reise des Kardinals Crisalin (Grisaldi?) bei Terracina sich auf Kapitulation ergeben hatten, so daß die Anführer nun drei Monate, die andern ein Jahr in der Engelsburg gehalten und alle nach Ablauf ihrer Gefängniszeit des Landes verwiesen werden, d. h. als-

Digitized by Google

dann aufs neue anfangen zu rauben und zu morden. Die Stärke und Gesundheit ihrer Körper und die guten Kleidungen zeugten von ihrem Wohlsein. Der Graf Acajani, Gouverneur des Kastells, führte uns in den Hof, in welchem sie in reinlichen kleinen Häusern, die diesen im Halbzirkel umgeben, aufbewahrt werden. Ihre Gesichter entsprachen dem wüsten Handwerk, welchem sie sich ergeben haben. Die Aeltesten waren von höchstens vierzig Jahren. Der eine sah aus wie ein wildes Tier, das aus dem Dickicht gekommen ist und dessen Blick das Licht nicht ertragen kann; der andre war sehr redselig und hatte eine widrige, rechtgebende Freundlichkeit. Drei der jüngeren, welche erst neunzehn Jahre alt waren, zeichneten sich durch Heiterkeit aus und waren aufgelegt, über alles zu lachen, vielleicht aus Verlegenheit. Einer dieser jüngeren hatte eine abscheuliche Gesichtsbildung, in der er sich zum geborenen Missetäter darstellte. Ich versuchte sie gleich nachher zu zeichnen, denn der Gouverneur bat mich, nicht dort zu zeichnen, um ihnen keinen Verdacht zu erwecken. Abscheulich gefühllos sahen alle aus. Dem Kommandanten und dem Beichtvater, der während unsrer Anwesenheit mit zwei Geistlichen hereintrat, küßten alle die Hand. Im Gespräch kam vor, daß sie während ihres Räuberlebens immer aufs genaueste die Giorni magri[1]) beobachtet hätten!

*

Den 1. März. Ich begegnete auf einem Spaziergang mit Stackelberg in der Villa Borghese Potocky, der mich einlud, in das Kolosseum mit ihm zu fahren, um den Armen predigen zu hören. Wir fanden dort einen sehr malerischen Kreis von lauter armen Männern in allen Altern und Kostümen, teils sitzend, teils stehend, ringsumher die Knaben auf der Erde, jene mehr zuhörend, diese mehr sich in der Müßigkeit gefallend, sich sonnend und ihrem heimlichen Mutwillen sich überlassend. In der Mitte standen zwei Redner, so gekleidet wie etwa bei uns die Küster, schwarze Kleidung und den geistlichen Mantel hinten herabhängend. Sie predigten bald abwechselnd, bald zugleich, der eine, da der Kreis sehr groß war, nach der einen, der andre nach der andern Seite. Dies ist gleichsam ein Zwangsinstitut zur Beförderung der Tugend. Die Armen, welche sich hier versammelt haben und sich predigen lassen, empfangen eine Medaille, welche ihnen nachher zur Assignation dient in irgendeiner öffentlichen Anstalt, um Brot oder Almosen zu bekommen. Es ging auch ein Aufseher herum, welcher das Recht hatte, den sich zu früh Entfernenden die Medaille wieder wegzunehmen und die Knaben mit dem Stock in Ordnung zu halten. Die Predigten waren sehr populär. Einige waren nicht schlecht, aber das meiste, was ich hörte, diente nicht dazu, die Tugend zu befördern, sondern aus Furcht vor dem Bösen sich zu hüten. Der Teufel führte daher weit mehr das Wort als das Gewissen. Amüsant war es, als der eine Redner wohl eine Viertelstunde lang immer Gott und Teufel in Gegensatz brachte und den letzteren mit dramatischen Mitteln darstellte, wie ihm die Worte „Paternoster" so un-

[1]) Fasttage.

Digitized by Google

angenehm in den Ohren klängen, daß er genötigt sei, sich davonzumachen. Das Resultat war daher sehr steril, denn es ging dahin, daß die armen Leute angehalten wurden, bei allen Hauptepochen des Tages „Paternoster“ zu sagen und ihnen versprochen wurde, daß sie dann unmöglich in die Hölle kommen könnten.

Die Moral in der Politik und die englische Flotte

Es ist gewiß ein sehr schwieriges Unternehmen, zu bestimmen, was in der Politik rechtens und erlaubt ist und was nicht. In allen unsern Handlungen als Einzelwesen ist uns die Unterscheidung zwischen Gut und Böse einigermaßen gegeben durch unser Gewissen, genauer: durch die Moral, und am verständlichsten: durch die Gesetze; aber in der Politik, als dem Verkehr zwischen den Völkern untereinander, fehlt es an Gesetzen, und den internationalen Abmachungen fehlt es an Kraft, an einer Ausführungsgewalt, nur zuweilen tritt an ihre Stelle die Furcht vor einem Kriege. Die Moral gerät bei der Politik in einen Gegensatz zum Staatsinteresse, und gar das Gewissen, schon ein schwer faßlicher Begriff des Einzelwesens, hat in einem Volke als Ganzes schwerlich irgendeine Bestimmungskraft.

Wenn daher England als seinen politischen Wahrspruch erwählte: Right or wrong, my country, so werden wir dieser Auffassung eine gewisse Achtung und Nachachtungswertigkeit nicht versagen können; auf der andern Seite werden wir eben jetzt das Verfahren und Auftreten Englands in diesem Kriege deutlich als eines erkennen, das mit der Moral nicht nur nicht im Einklange steht, sondern ihr geradezu widerspricht. England steht auf einem machiavellistischem Standpunkte; ihm heiligt der Zweck, d. i. das Interesse des Vaterlandes, die Erhaltung seiner beherrschenden Stellung unter den Völkern, jedes Mittel. Es ist vor allem die Lüge erlaubt, wenn dadurch dem Gegner Abbruch geschieht, aber auch im diplomatischen und Handelsverkehr gilt die Treue, ein Versprechen nichts, wenn dadurch der eigne Vorteil gefördert wird. Nach englischem Recht verfällt dem Strafrichter, wer im Kriegsfalle irgendeinen abgeschlossenen Privatvertrag erfüllt, wer irgendeine Zahlung leistet, die er einem Bürger des bekriegten Landes schuldig ist; alle durch internationale Vereinbarung geregelten Patentrechte sind England gegenüber wirkungslos; die Internationalität und Neutralität des Suezkanals im Kriegsfalle wird nicht innegehalten, Kriegsschiffe in neutralen Häfen angegriffen usw. usw.

Solche Auffassung kann nur darauf gegründet sein, daß in der Politik, und deren letzte Form ist bekanntlich der Krieg, keine Moral anerkannt wird, und es ist lediglich folgerichtig, dann auch Dumdumgeschosse anzuwenden, das Privateigentum auch im Landkriege fortzunehmen, offene Städte zu brandschatzen und auch die nicht kämpfende Bevölkerung, wie es Archibald Hurd soeben ankündigt,

Digitized by Google

niederzumachen, um dem Feinde mehr Schaden zuzufügen und ihm Schrecken einzujagen.

Die große Entscheidung, vor der die ringenden Völker jetzt stehen, ist somit eigentlich die, ob die Moral in der Politik erhalten bleiben soll oder ob es eine veraltete, in das Zukunftsleben nicht mehr hinüberzunehmende Ansicht ist, daß selbst in der Politik die Moral als ein ganz außerordentlich wichtiger Bestandteil der Kultur bestehen bleiben muß. Um diese Frage kämpfen die beiden Kulturstaaten Deutschland und England.

Zu unterscheiden ist zweierlei: die ethische Frage, ob eine Politik ohne Moral der Kulturförderung dient, und zweitens, ob die moralfreie Kriegführung und Politik dem Siege den erwünschten Vorschub leistet, mit andern Worten, ob sie praktisch ist.

Der Deutsche wird beide Untersuchungen verneinend entscheiden. Die ethische Frage vor allem, dank seiner Wissenschaft, Religion und Weltanschauung; obwohl er nicht leugnen will und wird, daß man gerade zu kulturellem Zwecke befugt ist, wilde Völkerschaften mit Gewalt aus ihrer Unkultur zur Kultur überzuführen. Wie steht es aber bei Kämpfen um die Führerschaft der zivilisierten Menschheit?

Hat England vielleicht doch nicht so ganz unrecht, wenn es sich für das einzige zur Führung der Menschheit berufene Volk hält und sich als solches hinstellt, und wenn es nicht anerkennen kann und will, daß wir Deutsche auch dazu berufen zu sein glauben? Wir Deutsche gründen bekanntlich diesen unseren Glauben darauf, daß wir in Kultur, darunter verstanden: Sprache, Wissenschaft, Kunst, Philosophie, Religion und Weltanschauung, den Engländern überlegen, mindestens aber gleich sind, während wir zugestehen können, daß die Engländer uns in Zivilisation, darunter verstanden: Handel, Industrie, Ackerbau, Komfort,[1]) Sitte, Moral, Sprache,[2]) noch vor etwa zwanzig Jahren wenigstens zum Teil überlegen waren. Jetzt sind sie es auch nicht mehr. Nun fehlt leider bei dieser Betrachtung die Politik, weil es noch zweifelhaft scheint, ob diese unter Zivilisation oder Kultur einzureihen ist oder eben als etwas außerhalb diesen beiden Stehendes, als ein Gebiet für sich, man möchte fast sagen als eine Verneinung aller Zivilisation und Kultur angesehen werden muß.

Wenn die Frage bejaht wird, dann werden wir anerkennen müssen, daß die Engländer uns in der Politik weit überlegen sind, es immer waren und vermutlich noch für lange Zeit bleiben werden.

Gerade in dieser überaus merkwürdigen, großen Zeit, wo alles Bestehende an Staatengebilden, Verträgen politischer Moral, an die wir bisher noch glaubten, zusammenbricht und wegschmilzt wie der Schnee im Föhn, will uns das Riesenhafte, Unerreichbare der englischen Politik fast erdrücken. Der Eindruck wird durch eine geschichtliche Betrachtung nur noch bestätigt und verstärkt. Immer

---

[1]) Für dieses Fremdwort weiß ich leider kein Heimwort. „Behaglichkeit" ist ein zu enger, „Lebenskunst" ein zu weiter Begriff.

[2]) Sprache ist ein Grenzgebiet zwischen Zivilisation und Kultur.

Digitized by Google

ging England aus den schwersten Verwicklungen neu belebt und handelnskräftig hervor. Immer wußte es die Karten so zu mischen, daß die Hauptleidtragenden großer Kriege nicht England, sondern andre Völker waren. Bald so, bald so gruppierten sich Verbündete und Gegner; England ließ sie aufeinander schlagen und strich gelassen seine Vorteile ein, wenn jene am Boden lagen.

Was verschlug dagegen, wenn es einmal hier oder da seine Flotte oder sein Heer einsetzte, meistens sogar nur unwesentliche, unbedeutende Teile dieser. Sein Heer zumal ist ja auch nicht sein Herzblut, wie bei uns Kontinentalmächten, sondern eher seine minderwertigen Volksteile. Wenn die verloren gingen, war das Land nicht schlechter, sondern eher besser daran. Was verschlug es ihm, wenn selbst wirtschaftliche Schädigungen schlimmer Art, wie die Bank- und Handelsschwierigkeiten in den Napoleonischen Kriegen oder die Baumwollensperre im nordamerikanischen Bürgerkriege, über sein Land dahinzogen? Episoden vorübergehender Nöte, denen um so kräftigeres Aufblühen der heimischen Wirtschaft folgen mußte und gefolgt ist.

Heute geradeso. Mit Ruhe schaut der englische Politiker, wohlverstanden nicht der von seiner Zivilisation und Kultur eingenommene Engländer, dem grausen Kampfe im Festlande zu. Ihm ist es im Grunde einerlei, wer obsiegt; genug, daß sich alle Kontinentalmächte gegenseitig kampfmüde machen. Wir Deutsche führen seine Sache geradeso gut wie die Russen und Franzosen. Es spielt für ihn ja gar keine Rolle, ob da einige hunderttausend Mann englischer Truppen dabei mitwirken und umkommen. Das Opfer mußte man schon bringen, um die andern sog. Verbündeten auf den Bündnisleim zu locken. Einzig und allein Sorge oder vielmehr Ziel der Engländer ist die deutsche Flotte. Wenn die weiterwuchs, dann freilich war die Weltvorherrschaft ernstlich bedroht. Darum läuft das ganze Spiel darauf hinaus, diese Flotte zu beseitigen. Am angenehmsten würde es für England sein, wenn sich das auf dem Wege eines Friedensvertrages, also ganz ohne Einsatz der eignen Flotte machen ließe, etwa indem nach Niederwerfung Deutschlands und Oesterreichs durch Frankreich, Rußland, Belgien und Japan beim Friedensschluß festgesetzt würde: Deutschland liefert seine Flotte an England aus und darf von jetzt ab nur so viel Schiffe halten, als dieses ihm erlauben wird.

Wenn das nun aber nicht sein kann, weil die lieben Verbündeten sich zu ungerne und die Deutschen nur zu gerne in Sachen Englands die Köpfe blutig schlagen, nun, dann muß man eben die eigne Flotte auch mit heranziehen. Dazu ist sie ja schließlich auch da und stark genug. Ist das nun klare und große Politik? Ist die Behauptung richtig, daß wir Deutschen in Kultur und Zivilisation vielleicht, in Politik nur schlecht oder vielmehr gar nicht den Engländern die Stange halten können?

Wir würden jedenfalls noch einen weiten Weg zu gehen haben, bis wir zu dieser Höhe und Reinheit der moralfreien Politik gelangen, die uns die Engländer und Japaner lehren. Oder sollte doch der Lenker aller Einzel- und Völker-

Digitized by Google

schicksale beschlossen haben, eben dieser unredlichen Politik und damit England eine Ende zu machen? Sind wir sein Werkzeug dazu?

Unter dieser Beleuchtung wird auch das gegenwärtige Verhalten der englischen Flotte verständlich. Sie steht bis jetzt, wo dieses niedergeschrieben wird, weit ab vom Kriegsschauplatz irgendwo in der irischen See oder westlich der Shetlandsinseln und wartet ab, ob oder bis sich Englands liebe Verbündeten oder deren Feinde oder beide verblutet haben.

Vielleicht doch, daß Englands Ziel, „die Beseitigung der deutschen Flotte", ohne Schwertstreich erreichbar wird.

Wenn nicht, na, dann muß die eigne Flotte eben herbeikommen und die Beseitigung der deutschen Flotte vollziehen. Ob Frankreich, Belgien und Rußland dabei tödlich getroffen ins Grab sinken oder zur Unbedeutendheit herabsinken, ist ja dem englischen Politiker gänzlich gleichgültig, wenn nicht geradezu willkommen. Bündnistreue in der Politik ist ihm Unsinn.

Was soll nun da unsre Marine tun? Abwarten und sich bereithalten, einen Angriff abzuwehren? Vielleicht noch lange nach dem Friedensschluß Deutschlands mit den niedergeworfenen Festlandsstaaten? Antwort: Nein! Denn das würde sehr bald ein unerträglicher Zustand für uns werden, weil England dann die See hat und wir nicht. Oder soll die deutsche Marine angreifen, d. h. durch kühne Handstreiche gegen den Inselstaat oder seine Handelsschiffe die Kriegsflotte zwingen, auf dem Felde der Nordsee zu erscheinen? Vielleicht ist gerade das das, was die hohe englische Politik will. In offener Seeschlacht muß und wird die große eigne Flotte, so rechnet sie, die kleine deutsche vernichten.

Es ist darum dieses Weltkampfes Wesen recht eigentlich ein Kampf um die Seeherrschaft, heutzutage das Lebenselement eines jeden Staates, der sich zur Führung der Menschheit berufen glaubt. England bestreitet uns diese Berufung. Nun, da müssen wir sie aufgeben oder sie erkämpfen. Der Vorbereitungsschritt dazu ist der eben jetzt tobende Landkampf. Die Entscheidung aber liegt nicht mehr auf dem Lande, sondern auf der See.

Wir haben noch zu untersuchen, ob die „moralfreie Politik" auch praktisch ist, ob sie dem Zwecke, d. h. dem endgültigen Siege, dienen wird. Wir sagten schon „nein" darauf und begründen es damit, daß die Handhabung einer solchen moralfreien Politik und Kriegführung bei den Gegnern ein gleiches Verfahren herbeiführen muß. Es wird dadurch allem Treu und Glauben unter den Völkern ein Ende gemacht, und das kann der Vergrößerung des Schadens und der Verrohung dienen, aber keinen Gewinn bedeuten. Wer so erbärmlich lügt, wie jetzt die englischen führenden Politiker, dem kann für absehbare Zeit nicht mehr geglaubt werden. Wer sich zum indirekten Beschützer der Serben aufwirft, hat das Recht verwirkt, für einen Gegner des Königsmordes zu gelten. Er ist nur ein „relativer" Gegner. Wer schließlich das Moskowitertum und die gelbe Rasse gegen das Germanentum ins Feld ruft, der hat in höchstem Maße unpraktisch gehandelt. Auch Bismarck hat bei seinen großen Entscheidungen die moralische

Digitized by Google

Seite in Betracht gezogen, weil ihm das Bedürfnis war und weil er die nachteiligen Folgen erwog. Das Gute muß sich Bahn brechen.

Die ganze Frage dieses Krieges spitzt sich also darauf zu, um das am Schluß noch einmal zu wiederholen, ob die Ausschaltung jeglicher Moral aus der Politik eine Notwendigkeit ist und von uns, wenn wir oben bleiben wollen, gelernt werden muß, oder ob Moral ebensogut für die und in der Politik, d. h. in dem Verkehr unter den Völkern, zu gelten hat, wie überall sonst im Verkehr unter Menschen. Wir Deutschen und mit uns viele, viele Millionen von Nichtdeutschen aller Rassen und Religionen stimmen ganz gewiß dieser letzteren Ansicht zu, und England hat einen Fehler gemacht, der ihm seine Existenz oder wenigstens seine Vormachtstellung kosten müßte, wenn es an seinem Grundsatze der moralfreien Politik festhält. Haben wir also einen sicheren, von Vorurteilen freien Beweis in Händen, daß England unmoralische oder vielmehr moralwidrige Politik getrieben hat, so würde für uns die Folgerung gezogen werden müssen, daß es dann auch in diesem Kriege unterliegen wird.

Eine solche Untersuchung noch ausführlicher, als schon geschehen, hier anzustellen, bin ich leider nicht in der Lage. Es ist das, was ich sagen könnte, nichts andres als das, was jeder Leser dieses Artikels ebensogut weiß wie ich. Dagegen kann die Frage wohl erörtert werden, wie dieser uns nunmehr als gerecht und darum wahrscheinlich erscheinende Zusammenbruch Englands zustande kommen könnte. Das einfachste wäre ein Seesieg der Deutschen. Da wir aber wegen der beiderseitigen Kampfkräfte darauf wohl nicht zählen können, ohne uns der Ueberhebung schuldig zu machen, so käme als fernere Möglichkeit in Frage: die erhebliche Schwächung zur See durch den Kampf mit der deutschen Flotte, verbunden mit der Aussichtslosigkeit der Franzosen und Russen, gegen uns den Sieg zu erringen.

Daraus ergibt sich für uns Deutsche die Pflicht, jeder an seiner Stelle, zu Wasser und zu Lande, das Aeußerste zu tun, um dieser Anforderung gerecht zu werden.

Es ist uns allen eine außerordentliche und erhebende Befriedigung, daß daran nichts und nirgends auch nur das Allergeringste versäumt wird. Wir wollen und werden siegen, das ist unser fester Glaube.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Physiologie und Hygiene

Das Wasser als Nährstoff

Wasser ist ein wesentlicher, und wenn Menge und Gewicht allein in Betracht gezogen werden, der Hauptbestandteil des menschlichen Körpers, in dem es zu etwa 63 Prozent enthalten ist. Demnach würden auf das mittlere Körpergewicht eines erwachsenen Mannes, das ungefähr 70 Kilogramm beträgt, 44 Kilogramm Wasser sich berechnen. Dieser hohe Wassergehalt erklärt sich dadurch, daß nicht nur die eigentlichen Körpersäfte, welche physikalisch den Charakter von Flüssigkeit haben, wie Blut, Lymphe, Verdauungssäfte (Magensaft, Galle, Speichel u. a.), sondern auch die soliden Organe, so die Muskeln, das Gehirn, die Eingeweide, sehr stark wasserhaltig sind. Blut zum Beispiel hat 80, Muskulatur einige 70 Prozent, Gehirn und Leber etwa ebensoviel usw. Eine Ausnahme macht nur das Fettgewebe, welches äußerst wasserarm ist. Deshalb sinkt bei starkem Fettansatz der Wassergehalt des Organismus prozentmäßig. Eine Einbuße an Wasser ist damit jedoch nicht verknüpft, denn jedes einzelne Organ zeigt beim Fettleibigen in der Hinsicht die gleichen Verhältnisse wie beim Gesunden.

Die Verteilung des Wassers im Organismus gestaltet sich so: zunächst gelangt in jede Zelle die aus den feinsten Verzweigungen der Blutgefäße, den Kapillaren oder Haargefäßen, austretende Nährflüssigkeit, ferner finden sich in allen Organen Blutgefäße, dazu gesellt sich noch dasjenige Wasser, welches sich mit dem sonstigen Zellinhalt chemisch verbindet zur lebenden Substanz, dem Protoplasma. Letzteres Verhalten wird am besten verständlich durch den Vergleich mit dem sog. Kristallwasser: zahlreiche Mineralien schließen Wasser in sich ein, welches chemisch gebunden ist an ihre Bestandteile und zur Kristallform in bestimmter Beziehung steht. Dahin gehört zum Beispiel das Kochsalz — chemisch als Chlornatrium bezeichnet —: legt man feine Kristalle auf den heißen Herd, so hört man ein Knistern, der Kristall springt auseinander. Aehnlich das Protoplasma: aus dem Muskel, dem, was man im gewöhnlichen Leben Fleisch nennt, läßt sich ein Teil der Flüssigkeit entfernen durch Auspressen oder durch Osmose, d. i. durch Einlegen in starke Salzlösung, wobei jene aus dem Gewebe austritt und dafür Salz eindringt. Man mag jedoch das eine wie das andre noch so weit treiben, nie gelingt so die völlige Entwässerung, die nur durch Einwirkung trockener, stark erhitzter Luft ermöglicht wird. Dann freilich ist die natürliche Form und Farbe des Fleisches dahin, geradeso wie die Kristallform des Kochsalzes geschwunden war.

Während niedrige Lebewesen, so die Bakterien, sehr verschiedenes Wasserbedürfnis haben, teilweise sogar eine Zeitlang völlige Austrocknung vertragen, sind die höher organisierten, auch der Mensch, auf einen hohen, nur geringen Schwankungen unterliegenden Wassergehalt eingestellt, der eine Grundbedingung für ihr Dasein ist. Da nun das Wasser an dem allgemeinen Stoffwechsel teilnimmt, insofern es fortwährend ausgeschieden wird, so muß auch eine ständige Zufuhr erfolgen, mit andern Worten, es gehört in die Kategorie der Nährstoffe, denen in ihrer Gesamtheit die Aufgabe zufällt, die das ganze Leben hindurch stattfindenden Stoffverluste zu decken, und die eben deshalb identisch sind mit den Baustoffen des Organismus. Die andere Aufgabe, für jegliche Arbeit, die geleistet wird, die Kraftquelle zu bilden, wird insbesondere erfüllt durch die organischen Nährstoffe, das Eiweiß, Fett und die Kohlenhydrate, das sind Stärkemehl und Zuckerarten. Sie werden zum größten Teil in den Körperzellen zersetzt, d. h. sie zerfallen in einfachere chemische Verbindungen. Dabei wird Wärme erzeugt, die sich wiederum in andere Kraft-

Digitized by Google

formen umsetzt. Wasser selbst ist eine chemisch zu fest gefügte Verbindung, als daß sie vermittelst der im Körper wirksamen Kräfte auseinandergesprengt werden könnte.

So ergibt sich ohne weiteres das Verständnis für die Tatsache, daß Wasser für den Organismus unentbehrlich und unersetzlich ist, und daß Wasserentziehung ihn auf die Dauer aufs äußerste zu schädigen vermag. Experimente an Tieren zeigten, daß sie bei bloßer Verabreichung von Futter ohne Wasser sehr bald erkrankten und eingingen. Tauben zum Beispiel, die bloßen Hunger zwölf Tage und länger ertragen, starben infolge Durstes schon in vier bis fünf Tagen. Dem Menschen tut der Durst unendlich viel weher als der Hunger, den gesunde, kräftige, ausgewachsene Personen, falls sie Wasser zu sich nehmen, sehr lange aushalten können — es sei nur an die Hungerkünstler erinnert —, während sie ohne dieses schnell zugrunde gehen. Die Berichte von Schiffbrüchigen und Wüstenwanderern, denen das Trinkwasser ausging, schildern so ziemlich das Furchtbarste an Qualen, das sich die Phantasie auszumalen vermag. In früheren Zeiten ließ man die Fiebernden dürsten, weil man glaubte, Nahrungszufuhr jeder Art steigere das Fieber. Davon ist man längst zurückgekommen, insbesondere hat man sich der Einsicht nicht verschlossen, daß reichliches Trinken von gutem reinem Wasser so gut wie immer eine Notwendigkeit ist. Von einem Bauer, namens Schroth, ist eine Kur erfunden und nach ihm benannt worden, die dem Wesen nach in einer möglichst weit getriebenen Wasserentziehung besteht und gelegentlich bei chronischen entzündlichen Ergüssen und andern Krankheiten zur Anwendung gelangen kann. Bei sorgsamer Prüfung zeigte sich, daß diese Trockendiät geradezu eine Pferdekur bedeutet, die man höchstens ausnahmsweise Kranken von besonders kräftiger Konstitution zumuten darf, und auch dann nur mit aller Vorsicht.

Der größte Teil des vom Körper abgegebenen Wassers stammt aus der Wasseraufnahme, etwa ein Sechstel jedoch ist ein Zersetzungsprodukt der organischen Nährstoffe. Die Ausscheidung wird bewirkt durch die Lungen, die Haut, den Darm und die Nieren. Die ausgeatmete Luft enthält stets Wasserdampf, vom Erwachsenen wird auf die Weise für gewöhnlich etwa 300 Gramm in 24 Stunden ausgeschieden. Die Haut gibt in ihrem ganzen Umfange Flüssigkeit ab entweder in Dunstform oder als tropfbare Flüssigkeit, in letzterem Falle sagt man, sie schwitzt. Der Schweiß tritt am stärksten auf in der Achselhöhle, in der Fußsohle, der inneren Handfläche und im Gesicht. Im Hungerzustande verliert der Mensch durch Haut und Lunge zusammengenommen, etwa 800 Gramm, bei gewöhnlicher Nahrungsaufnahme etwa 1000 Gramm Wasser täglich. In weiten Grenzen schwankt der Wasserverlust durch die Darmentleerungen, weil ihre Menge und ihr Wassergehalt von der Art der Kost abhängig sind. Durch die Nieren endlich werden binnen 24 Stunden in der Regel 1500 Gramm Flüssigkeit abgesondert, in der etwa 60 Gramm feste Bestandteile gelöst sind, darunter hauptsächlich Harnstoff und Harnsäure, Abkömmlinge des zersetzten Eiweißes, ferner reichlich Kochsalz, auch etwas Eisen, Kalk u. a.

Der Wasserverlust des menschlichen Organismus erreicht also unter allen Umständen eine beträchtliche Größe, beim Erwachsenen über 2 Liter täglich. Diese Ziffer kann sich unter durchaus normalen Verhältnissen wesentlich erhöhen, namentlich bei anstrengender körperlicher Arbeit unter dem Einfluß der Hitze. Beim Bergsteigen zum Beispiel im heißen Sommer werden enorme Quantitäten Wassers ausgeschieden, vornehmlich durch die Haut, welche den Schweiß pfundweise austreten läßt. Da sich auch die Zahl der Atemzüge vermehrt, so verläßt mehr Wasserdampf die Lunge. Ebenso können die Nieren zur Entfernung des Wassers herangezogen werden. Wenn die Wasseraufnahme gesteigert ist, so muß natürlich der Körper von dem Ueberschuß befreit werden, und in der Hinsicht leisten sie geradezu Hervorragendes. Wer einmal dem Bacchus oder Gambrinus mehr, als nötig war, gehuldigt hat, erfährt an sich selbst, welch gewaltige Harnflut entleert wird.

Der Wasserabgabe gegenüber steht die Wasseraufnahme, welche den Wassergehalt des Organismus auf seinem normalen Stande zu erhalten hat. Zum Bewußtsein kommt das Bedürfnis dazu durch das Durstgefühl, welches am Gaumen und Zungenrücken schon nach

Digitized by Google

geringer Wasserentziehung empfunden wird. Durch Befeuchtung dieser Stellen läßt es sich stillen, aber nur vorübergehend, schließlich kann das nur geschehen durch Zufuhr von Wasser, das vom Darmkanal resorbiert, d. h. in die Körpersäfte aufgenommen wird. Im allgemeinen soll der Gesunde dem Durstgefühl ruhig nachgeben, wobei er sich allerdings wie beim Essen vor einem Zuviel zu hüten hat. Das gilt selbstverständlich nur vom Wasser und nicht von jeder trinkbaren Flüssigkeit. Wer etwa die geistigen Getränke für das beste Durstlöschungsmittel hält, wird das auf die Dauer nur auf Kosten seiner Gesundheit tun.

Wasser wird dem Organismus entweder als solches oder zugleich mit den Speisen zugeführt. Die meisten Nahrungsmittel haben im natürlichen Zustande einen sehr hohen Wassergehalt, so Fleisch über 70 Prozent, Eier ebensoviel, Kartoffeln etwa 75, Kohlarten, Rüben, Spinat, Spargel etwa 90, Weintrauben, Aepfel, Birnen, Zwetschgen, Kirschen über 80 Prozent usw. Die Milch, das vollkommenste aller Nahrungsmittel, weil es sämtliche Nährstoffe führt, hat etwa 88 Prozent, deshalb bedarf der naturgemäß ernährte Säugling, d. h. der an der Mutter Brust gestillte, der Zufuhr von Wasser so wenig wie der von anderen Nährstoffen, ja er kann sogar dadurch geschädigt werden. Einige an sich wasserarme Nahrungsmittel, wie Reis, Hülsenfrüchte, Roggen und Weizenmehl u. a. sind roh ungenießbar und nehmen bei der Verarbeitung zu Speisen erhebliche Wassermengen in sich auf, Reis zum Beispiel das Sechsfache seines Gewichtes in der üblichen Zubereitung, ähnlich die Hülsenfrüchte, trockenes Weißbrot hat immerhin über 35, Schwarzbrot zirka 40 Prozent Wasser. Ueberhaupt lassen sich ohne dieses Speisen gar nicht herstellen, und ebenso spielt es in den Getränken der Quantität nach fast ausnahmslos die erste Rolle, so im Tee und Kaffee, im Bier, im Wein und in den meisten gebrannten Wässern.

Wo also Menschen sich ansiedeln, haben sie sich zu allererst nach genügendem Wasservorrat umzusehen. Im allgemeinen sorgt Mutter Natur freigebig dafür, an den meisten bewohnbaren Stätten der Erde gibt es Wasser in Hülle und Fülle, und selbst in der unwirtlichen Wüste sind Oasen eingestreut, welche dem verschmachtenden Wanderer und seinem lechzenden Vieh das erquickende Naß bieten. Allein so ganz jeder Schwierigkeit bar ist die große Wasserfrage doch nicht, sie verursacht vielmehr genau so wie die Beschaffung der andern Nahrungsbedürfnisse einen nicht zu unterschätzenden Aufwand von Arbeit, Mühe und Kosten. Und zwar deshalb, weil es ebenso sehr wie auf ausreichende Mengen auf tadellose Beschaffenheit des Trink- und Gebrauchswassers ankommt. Tadellos nennt man Wasser, welches zum Genuß einladet, für den Körper unschädlich und für die mannigfachen praktischen Bedürfnisse geeignet ist.

Zum Genuß einladend ist Wasser, welches klar, farb- und geruchlos ist und einen erfrischenden Geschmack besitzt. Letztere Bedingung ist nur dann erfüllt, wenn die Temperatur einen gewissen, niederen Stand innehält, nämlich 8 bis 12° C., das Wasser darf also im Sommer nicht zu warm, im Winter nicht zu kalt sein. Außerdem wirkt noch ein geringer Gehalt von Gasen, namentlich von Kohlensäure mit. Diese ist stets, wenn auch nur geringfügig, in der atmosphärischen Luft vertreten. Sie hat die Eigenschaft, zahlreichen Getränken, denen sie reichlich beigemengt ist, den erfrischenden, prickelnden Geschmack zu verleihen, es sind das die sog. moussierenden Getränke, wie künstliche und natürliche kohlensaure Wässer, Weißbier, Schaumweine u. a. Fehlen darf sie aber auch im Trinkwasser nicht, denn wenn man es im Zimmer stundenlang stehen läßt, oder wenn man es kocht, so sieht man Gasperlen emporsteigen. Das Wasser schmeckt jetzt schal, selbst wenn es wieder kalt geworden ist, es ist abgestanden.

Unschädlich für den Körper ist Wasser, welches keinerlei Beimengungen enthält, die bei dauerndem oder gar schon einmaligem Genuß Erkrankungen herbeiführen würden. Derartige Beimengungen sind entweder chemischer Natur oder sie sind organisiert, mit andern Worten pflanzliche oder tierische Lebewesen oder deren Formbestandteile. Aufschluß über

Digitized by Google

das Vorhandensein solcher Dinge gibt die chemische und mikroskopisch-bakteriologische Untersuchung. Erstere zeigt die im Wasser gelösten Stoffe an. Einige unter ihnen sind unmittelbar gefährlich, wenn es sich nämlich um Gifte handelt, die von außen, so zum Beispiel durch Bleiröhren, hineingekommen sind. Andre hinwiederum sind an sich nicht schädlich, oder ihre Menge ist zu gering, um Schaden anstiften zu können, aber sie weisen nicht selten darauf hin, daß Verunreinigungen durch Fäulnisprozesse stattgefunden haben. Sieht man, daß im Wasser Bestandteile suspendiert sind, d. h. schweben kleine Teilchen herum, so wird es ohne weiteres als ekelhaft verschmäht. Allein auch dann will man wissen, was man vor sich hat, und da erfährt man durch das Mikroskop, ob etwa Fäkalbestandteile, niedere Tiere oder deren Eier oder Pflanzen die Sünder sind. Nun brauchen aber die suspendierten Teilchen für das bloße Auge keineswegs sichtbar zu sein, so zum Beispiel die Bakterien, und jetzt hat der Bakteriologe festzustellen, ob das anscheinend klare Wasser für den Genuß vielleicht Gefahren in sich berge.

Für praktische Zwecke endlich wird Wasser mehr oder weniger unbrauchbar, wenn an sich harmlose Stoffe in zu großer Menge gelöst sind. Namentlich sind die Kalkverbindungen zu nennen, es wird dann als hart bezeichnet. Hartes Wasser hat u. a. den Nachteil, daß Hülsenfrüchte nicht weich werden, Tee- und Kaffeeaufgüsse lassen sich damit nicht einwandsfrei herstellen, es eignet sich nicht zum Waschen, weil es die Seife nicht löst, sondern mit ihr unlösliche Verbindungen bildet.

Von den einzelnen Wasserarten kommt das chemisch reine oder destillierte Wasser in der Natur überhaupt nicht vor, es wird künstlich hergestellt durch den Prozeß des Destillierens. Man verwandelt in einem Gefäß, der sog. Retorte, gewöhnliches Wasser in Dampf und leitet ihn durch Röhren in eine abgekühlte Vorlage, in welcher er sich wieder zu Flüssigkeit verdichtet. Hierbei bleiben alle gelösten Salze, wie Kochsalz, Kalk- und Eisenverbindungen in der Retorte zurück, da sie nicht flüchtig sind, während die vom Wasser absorbierten Gase (Luft, Kohlensäure, auch Ammoniak) gleichfalls entweichen, weshalb der erste Teil des Destillats fortgeschüttet werden muß. Für die Wasserversorgung im großen kann destilliertes Wasser schon wegen der hohen Herstellungskosten nicht in Betracht kommen. Davon abgesehen ist es als Trinkwasser gänzlich ungeeignet, nicht nur wegen des faden Geschmacks, sondern vorzugsweise deshalb, weil es bei dem Mangel an Salzen schädlich ist. Das Wasser des lebenden Organismus ist ja ebenfalls nicht chemisch rein, sondern enthält Mineralstoffe, sog. Salze, in Lösung, also muß auch die aufgenommene Flüssigkeit solche, freilich nur in geringer Menge, führen. Es existiert eine natürliche Quelle mit einem Wasser, das nahezu chemisch rein ist, sie ist bei den Bewohnern der Gegend als Giftquelle verrufen, weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß sie gesundheitsschädlich wirkt. Destilliertes Wasser kann man höchstens zum Kochen verwenden, und so sind in den großen Auswandererschiffen im Anschluß an die Dampfmaschine Destillierapparate angebracht, um aus dem Meerwasser nach Bedarf jenes bereiten zu können.

In Wirklichkeit ist man für die Deckung des Wasserbedarfs auf die in der Natur vorkommenden Wasserarten angewiesen, das Meteor-, das Oberflächen- und das Grundwasser.

Das Meteorwasser — Regen, Schnee, Hagel — verdankt seinen Ursprung der Verdunstung des Wassers von der Erdoberfläche. Es steht dem destillierten Wasser schon seiner Entstehungsweise nach am nächsten und wäre wie dieses chemisch rein, wenn es nicht beim Niederfallen die in der Luft enthaltenen Gase und staubförmigen Beimengungen aufnähme. Mit der Dauer des Regens werden letztere entfernt und so wird der Niederschlag allmählich immer reiner. Als Trinkwasser ist Meteorwasser nicht beliebt, weil der Geschmack wegen des geringen Gehaltes an Salzen zu weichlich ist, aber dieser Mangel ist in andrer Beziehung zugleich sein Vorzug, denn es eignet sich vortrefflich zu Waschzwecken und dann für solche Betriebe, die hartes Wasser nicht brauchen können, so zum Beispiel als Kesselwasser für Dampfmaschinen. Für die Wasserversorgung der Bevölke-

Digitized by Google

rung kommt es außer im heißen Klima nicht weiter in Betracht, weil es bessere Bezugsquellen gibt.

Oberflächenwasser erfüllt nicht ohne weiteres die Anforderungen der Hygiene. Das Meerwasser ist ganz auszuschalten wegen seines hohen Salzgehaltes, der etwa 3 Prozent beträgt, es kann also nur die Rede sein von dem Wasser der Flüsse und Landseen. Sein Wert als Trinkwasser leidet schon deshalb, weil seine Temperatur abhängig ist von der der Atmosphäre, es ist daher im Sommer zu warm, im Winter zu kalt. Außerdem ist es mannigfaltigen Verunreinigungen ausgesetzt; soweit Niederschläge vom Regen und geschmolzenem Schnee und Hagel vom Lande aus zufließen, nehmen sie auf ihrem Wege massenhaft Schmutzteile auf, desgleichen gelangen solche durch die Schiffahrt hinein und hauptsächlich noch durch die Abwässer der Fabriken und die Einleitung städtischer Kanalwässer, welche u. a. die festen und flüssigen Auswurfsstoffe von Tieren und Menschen führen. Deren Quantität beträgt nach v. Pettenkofer pro Jahr und Kopf 34 Kilogramm Kot und 428 Liter Harn, folglich würde eine Stadt von 100000 Einwohnern 3400000 Kilogramm des ersteren und 42800000 Liter des letzteren liefern. Wollte man solche Massen von Unrat in einen kleinen oder mittleren Fluß hineinlaufen lassen, so würde die dadurch hervorgerufene Verschmutzung alles Tierleben in demselben ertöten. Eher dürfte das bei einem großen Strom geschehen, durch dessen gewaltige Wassermassen die Kanaljauche stark verdünnt wird, vor allem aber wegen der sog. Selbstreinigung der Flüsse. Sie sind nämlich imstande, sich auf natürlichem Wege allmählich der Verunreinigungen zu entledigen, teils vermittelst des Sauerstoffs der Luft, der die gelösten Bestandteile in unschädliche Stoffe umzuwandeln vermag, teils dadurch, daß die unlöslichen sich auf den Boden niedersenken oder am Ufer angeschwemmt werden. So fand man beispielsweise die durch die Kanalisation von Breslau und München der Oder und der Isar zugeführten Verunreinigungen nach 30 bis 35 Kilometer in ungefähr 15 Stunden derart verarbeitet, daß das Wasser bereits wieder die gleiche chemische Zusammensetzung zeigte wie oberhalb der Städte; bakteriologisch traf das jedoch nicht zu. Jedenfalls kann Fluß- und Seewasser erst nach einer besonderen Behandlung zu brauchbarem Trink- und Gebrauchswasser werden, sie besteht in der Anlage von Klär- und Filterbassins, durch welche schädliche Beimengungen zurückgehalten werden.

Das Grundwasser geht aus dem Meteorwasser hervor, welches, soweit es nicht verdunstet oder abfließt, in den Boden verschwindet. Hier wird es entweder in den oberflächlichen Schichten in dessen feinen Poren zurückgehalten, oder, wenn größere Mengen eindringen, sinkt es so weit nach unten, bis es auf einer undurchlässigen Schicht aufgehalten wird und sich als Grundwasser ansammelt. Diese Entstehungsweise erklärt ungezwungen dessen Reinheit, denn das Wasser macht ja, ehe es unten anlangt, einen Filtrationsprozeß durch, es passiert die feinsten Spalträume oder Poren des Bodens und wird dabei von allen mechanischen Beimengungen befreit. Daher zeichnet sich Grundwasser durch Reinheit aus, es ist in einer Tiefe von 3 bis 4 Metern in der Regel bakterienfrei oder hat nur geringe Mengen von Bakterien. Ein weiterer Vorteil beruht darin, daß es gleichmäßig kühl ist, denn in der Tiefe, in der es gewöhnlich steht, unterliegt die Temperatur keinen bedeutenden Schwankungen und ist unabhängig von der der Außenluft. Grundwasser tritt entweder natürlich zutage — als Quelle — oder man macht es sich durch künstliche Anlagen zugängig — Pumpvorrichtungen. Mit Recht wird es für die Wasserversorgung am meisten geschätzt, und die Stadtverwaltungen bringen gern die größten Opfer, um es für ihre Zwecke zu erlangen.

Natürlich ist nicht jedes beliebige Grundwasser verwendbar, es muß chemisch genau untersucht werden, d. h. auf Art und Menge der in ihm gelösten Bestandteile, die es beim Durchtreten durch den porösen Boden aufnimmt. Nachteilig kann zum Beispiel ein zu hoher Gehalt von Eisen sein (kohlensaurem Eisen), weil solches Wasser an der Luft sich trübt. Hat man anderes Wasser nicht zur Verfügung, so kann man sich nur durch ein

Digitized by Google

sog. Enteisenungsverfahren helfen, das sehr kostspielig ist. Von einem zu hohen Kalkgehalt war vorhin schon die Rede, über 18 bis 20 Milligramm im Liter sollen Kalkverbindungen nicht vertreten sein, sonst stellen sich die bereits erwähnten Unzuträglichkeiten des harten Wassers ein. Allerdings gibt es auch dagegen Abhilfe, indem man sich nur abgekochten Wassers bedient, oder beim Kochen von Hülsenfrüchten auf 1 Liter Wasser eine Messerspitze doppeltkohlensauren Natriums hinzufügt. Insgesamt sollen die gelösten Bestandteile ein halbes Gramm auf den Liter nicht überschreiten, sonst hat man nicht mehr Trinkwasser vor sich, sondern es nimmt den Charakter des Mineralwassers an.

Sanitätsrat Dr. H. Schlesinger (Frankfurt a. M.).

Literarische Berichte

Warum es der Deutsche Krieg ist! Von Dr. Paul Rohrbach. 1. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriften-Serie „Der Deutsche Krieg". Preis 50 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wer die große Zeit, in der wir heute stehen, mit wachen Sinnen ernsthaft miterleben will, dem wird es nicht genügen, aus Extrablättern und Tageszeitungen sich über den äußeren Verlauf des Krieges zu unterrichten; er wird nicht nur von den gewaltigen Kämpfen hören wollen, sondern immer wieder nach den Gründen fragen, die den jetzt tobenden Weltbrand fast mit Naturnotwendigkeit entfacht haben, und er wird zu wissen begehren, was für uns Deutsche der innerste Sinn und das letzte Ziel dieses titanischen Ringens sein muß. An alle, die in solcher Gesinnung an den Ereignissen teilnehmen, wenden sich die Flugschriften „Der Deutsche Krieg", die von den bekanntesten und verdientesten Männern der Wissenschaft und der aktiven Politik verfaßt sind und deren erste uns jetzt vorliegt; sie wird schon durch den Namen ihres Verfassers, Dr. Paul Rohrbach, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In der vorliegenden Flugschrift gibt Rohrbach in Beantwortung der Frage, warum dieser Krieg der Deutsche genannt werden soll, eine knappe und klare Darstellung der politischen Gesamtlage, die zum Kriege führte; er weist nach, wie dieser Krieg auf lange hinaus über das Schicksal des deutschen Volkes und germanischer Kultur entscheiden wird, und in Schlußfolgerungen, die von Tausenden und aber Tausenden gelesen und beherzigt werden sollten, stellt er die Ziele auf, die wir als Siegespreis erreichen müssen, wenn nicht der Aufwand der ungeheuren Opfer an Volkswohlstand und kostbaren, unersetzlichen Leben schmählich vertan sein soll.

Ky.

Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti aus den Befreiungskriegen. Bearbeitet von Rudolf Brieger. Mit zwei Bildnissen Albertis. Breslau, Ferdinand Hirt.

Vielleicht enthält diese Veröffentlichung für das große Publikum manches, was allgemeinerer Teilnahme fernliegt, für die Zwecke der Forschung aber ist sie zweifellos eine Gabe von Wert. Nicht bloß die Geschichtswissenschaft, sondern auch die immer mehr in Aufnahme kommende familiengeschichtliche Forschung hat dem Herausgeber für seine fleißige Arbeit zu danken, und auch der Literarhistoriker findet über Henrik Steffens und Ludwig Tieck neue Aufschlüsse in dem Buche. In einjährigem Studium des reichhaltigen Archivs der Familie Alberti in Waldenburg (Schlesien) und andrer Quellen hat Brieger für seine tüchtige Einleitung und die gründlichen Anmerkungen alles zusammengetragen, was er nur irgend erreichen konnte, und man merkt ihm den berechtigten Stolz des Enkels auf seine Familie an, die besonders in Gustav Alberti, dem Vater Wilhelms, Deutschland einen überragenden Mann geschenkt hat.

H. Z.

1809, 1813, 1815. Anfang, Höhezeit und Ausgang der Freiheitskriege. Von Karl Lamprecht. Berlin, Weidmann.

Karl Lamprecht hat hier aus dem neunten Band seiner Deutschen Geschichte diejenigen Abschnitte zusammengestellt, welche der Erinnerung an 1813 dienen. Er beginnt mit einer Betrachtung der Wendung, die seit 1804 im geistigen Leben der Nation eintrat, von der Aufklärung zur Restauration, und zeichnet dann den wesentlichen Verlauf der Dinge in den genannten Jahren, mit Hervorhebung der bestimmenden Momente im großen und unter Einflechtung mancher interessanter Details. Das Ganze gehört ohne Zweifel zu

Digitized by Google

den gehaltvolleren Schriften über die große Zeit. E.

Kant und Aristoteles. Von Charles Sentroul. Kempten, Jos. Kösel'scher Verlag.

Das Buch war in seiner ursprünglichen Gestalt die Bearbeitung einer von der Deutschen Kant-Gesellschaft gestellten Preisfrage. Auch in der etwas veränderten (und von Ludwig Heinrichs vortrefflich übersetzten) Fassung, in der es jetzt vorliegt, verdient es Lob wegen der Genauigkeit der Untersuchung. Der Standpunkt des Verfassers ist dem der Hochscholastik verwandt: er ist auf Versöhnung und Ausgleichung gerichtet, „konkordistisch", wie man ehedem sagte. Allerdings anerkennt er nicht den Kantschen Gegensatz zwischen Wissenschaft und Metaphysik; die klare Einheit der Aristotelischen Weltanschauung scheint ihm den Vorzug zu verdienen. Aber auch der Lehre Kants sucht Sentroul gerecht zu werden, soweit es eben mit den Grundsätzen katholischer Philosophie verträglich ist. D.

Die politische Kultur der Deutschen. Von Ludwig Bernhard. Berlin, Julius Springer. 50 Pf.

Das Schriftchen ist der Abdruck eines Vortrags, den der bekannte Berliner Professor der Staatswissenschaften Ludwig Bernhard Ende März 1913 auf dem Bismarckkommers zu Berlin gehalten hat, knapp, aber eindringlich, geistreich, aber leicht verständlich. Der Verfasser schildert, welche eigenartigen Formen die politische Kultur (oder Unkultur) im deutschen Volke angenommen hat, und sagt manches, was nachdenklichen Lesern Stoff zum Ueberlegen darbieten kann. Z.

Die Psalmen. Von Rud. Kittel übersetzt und erklärt. Leipzig, A. Deichert (LIX, 521 gr. 8°). M. 12.—.

„Der Psalter ist das Herz des Alten Testaments", lautet ein bekannter Ausspruch Luthers, und es ist wahr: Was an erhabenen Ideen über die Ewigkeitsdinge, an Wärme des religiösen Gefühls und an himmelanstürmenden Motiven in „dem Religionsvolk der alten Welt" gelebt hat, das pulsiert in den Psalmen am kräftigsten. Dieser Geist der althebräischen Dichtung wird nun in dem neuen Psalmenkommentar nicht nur durch eine meisterhafte Uebersetzung zum Wiedererwachen gebracht, sondern auch durch eine eindringende und doch allgemeinverständliche Erklärung in seiner ganzen Eigenart enthüllt. Eine Nachempfindung, wie sie z. B. bei der Charakteristik von Ps. 73 mit seinem berühmten „Dennoch" zu Worte kommt, ist wahrhaft ergreifend. Besonders groß ist dieser neue Kommentar aber auch in der Heranziehung ähnlicher Dichtungen aus der babylonischen und ägyptischen Literatur, von denen am Schlusse des Bandes eine ganze Sammlung abgedruckt worden ist. Dank sei dem Verfasser für seine reiche und schöne Gabe! Ed. König.

Hamburg (Stätten der Kultur, Band 29). Von Otto Lauffer. Mit 32 Abbildungen. Leipzig, Klinkhard & Biermann. Kart. M. 3.—.

Der Verfasser ist Direktor des Museums für hamburgische Geschichte und war als solcher besonders berufen, die Kenntnis der kulturellen Entwicklung Hamburgs durch ein handliches Buch weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Eine solche allgemeinverständliche Zusammenfassung des überreichen Materials hat bisher gefehlt, und nur ein aufs intimste mit diesem vertrauter Gelehrter konnte sich der schwierigen Aufgabe unterziehen, das Wesentlichste zur Anschauung zu bringen, und sich dabei von jeder Trockenheit, die so leicht einer historischen Darstellung anhaftet, freizuhalten. Der leichte Fluß der Erzählung wird nicht von Quellenhinweisen oder sonstigem Ballast beschwert, dagegen wurde auf eine sorgfältige und behutsame Verwertung der einschlägigen Literatur besonderer Wert gelegt. Eine Reihe interessanter, vorzüglich reproduzierter Tafeln macht das lehrreiche, schöne Buch noch reizvoller, und es ist wahrlich nicht zweifelhaft, daß es reiche Anregung bringen und dankbare Anerkennung finden wird. O. Beyer.

Die Hagestolze. Humoristischer Roman von Kurt Aram. Berlin, Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt. 258 S. M. 4.— (5.—).

Das Buch ist durchweg flott geschrieben; das ist das Beste, was man von ihm sagen kann. Auch soll hervorgehoben werden, daß es dem Verfasser gelungen ist, für den Helden dieses Ich-Romans die Haltung eines verliebten großen Kindes gut zu treffen und durchzuführen. Aber hinter dem Ganzen steckt nicht viel. Daß die äußere Handlung nichtig ist, mag man noch hinnehmen; weniger ist zu entschuldigen, daß es auch an innerem Gehalt fehlt — das humoristische Gepräge des Werkes befreit doch wohl nicht von dieser Forderung —, daß die Gestalt der Heldin nur schattenhaft bleibt und daß manche Abschnitte langweilig wirken. Die Bilder von Bayros sind entbehrlich. Br.

Um Bagdad und Babylon. Von Paul Rohrbach. Hermann Paetels Bücherei, Band 3. 110 Seiten. Gebunden M. 1.25. Berlin, H. Paetel.

Rohrbach veröffentlicht in dem Buche Reiseskizzen aus den Jahren 1900/1901, die aber

Digitized by Google

keineswegs veraltet sind. Es ist überraschend, auf wie wenig Seiten der bekannte Verfasser ein so anschauliches, vielseitiges Bild von Mesopotamien entwerfen kann. Rohrbach hat überall die Zeugen einer alten dichten Besiedlung gefunden, die ein rasches Aufblühen für das Zwischenstromland verheißen, wenn für Absatz der Erzeugnisse und für Schutz der Bauern gesorgt wird. Das Büchlein kann sehr empfohlen werden.

Dr. Johannes Riedel.

Die nationale Ausgestaltung des deutschen höheren Knabenschulwesens. Von Dr. Gerhard Budde. Hannover, Ernst Geibel. 60 Pf.

Budde, der uns nachgerade fast zu reichlich immer wieder in neuer Form mit seinen pädagogischen Ideen vertraut macht, wendet sich hier an die weitesten Kreise der Gebildeten und sucht sie in unsrer Zeit großer nationaler Erinnerungen für den Gedanken stärkerer Nationalisierung des höheren Knabenschulwesens durch Beschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts und Erhebung des Deutschen zum Zentralfach zu gewinnen. Seine Darstellung ist auch hier glatt und warm.

H. Z.

Erlebtes und Erschautes. Ausgewählte Gedichte aus fünf Jahrzehnten von Karl Wörmann. Dresden, L. Ehlermann. Geb. M. 6.—.

K. Wörmann, früher langjähriger Direktor der Dresdener Gemäldegalerie, ist als feinsinniger Dichter längst bekannt. Das beweisen seine älteren Sammlungen seit 1870 und besonders diese Auswahl, die das Beste aus seinen Dichtungen enthält. Ein echter Dichter von Gottes Gnaden tritt uns hier überall entgegen, sei es in seinen Balladen, Liedern, Sonetten oder seinen kunstgeschichtlichen Dichtungen. Wir empfehlen diese Sammlung allen, die an wirklicher Poesie eine Freude haben, aufs angelegentlichste. E. M.

Das Reich der Kraft. Von Artur Fürst. Mit 85 Bildern erster Künstler. (Band 3: „Leuchtende Stunden".) Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. Kart. M. 1.75.

Der ungeheure industrielle Aufschwung der letzten Jahrzehnte hat dem Künstlerauge eine Fülle neuer Möglichkeiten und Ausdrucksformen dargeboten. Die Welt der Arbeit, der großen technischen und handwerklichen Betriebe enthält so viele neue Schönheiten und Phantasiewerte, daß immer mehr der bedeutendsten Künstler in ihren Zauber hineingezogen worden sind. Aus der langen Reihe von Darstellungen, die in der bekannten Ausstellung „Stätten der Arbeit" gezeigt wurden, ist eine Auswahl getroffen und in vorliegendem, äußerst geschmackvoll ausgestatteten Bande vereinigt. A. Fürst, der wie selten einer dazu berufen ist, hat in seinem glanzvollen Stil den Text geschrieben, der sich im wesentlichen auf den Darstellungsstoff beschränkt. — Ein Zyklus in 16 Bildern, „Die Poesie der Eisenbahn", von dem Berliner Meister H. Baluschek, schließt dieses überaus wertvolle Buch harmonisch ab. O. B.

Die Bestimmung und Vorbereitung des Menschen für das Leben nach dem Tode. Von Dr. Norbert Grabowsky. (XV, 144 S.) Vierte, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Spohr. M. 2.50.

Ein erhabenes Thema sich zur Darstellung zu wählen, ist gewiß an sich verdienstlich. Aber dies hört es auf zu sein, wenn in der Darstellung Mittel empfohlen werden, welche die Natürlichkeit des Lebens verleugnen. Dies ist aber der Fall, wenn zur „Entsinnlichung" des Menschen die Ehelosigkeit empfohlen wird (S. 19 ff.). Aus dem Widerspruch gegen diese Parole dann den Mangel an wahrer Religion herleiten (S. 20), ist nur ein Beweis von einer unglaublichen Verstiegenheit des Denkens. Glücklicherweise wird sie nicht viel schaden. Denn wie doch sagte schon der nüchterne Horaz: „Naturam expellas furca, tamon usque recurret" (Magst du die Natur auch mit einer Heugabel hinaustreiben, sie wird doch immer wieder sich geltend machen).

Ed. König.

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Von Johannes Kußling. Zweiter Band. Freiburg i. Br., Herder.

Dieses Werk ist auf Anregung der deutschen Katholikenversammlung in Angriff genommen worden und stellt also gewissermaßen das Werk des katholischen Generalstabs über den Krieg zwischen Preußen und der römischen Kirche dar. Von diesem Standpunkt aus muß das Werk denn auch betrachtet werden; von unbefangener Würdigung der Beweggründe des Staats und seiner Vertreter ist keine Spur. Trotzdem hat Kußling durch großen Fleiß und die Fähigkeit gestaltender Darstellung auch die zu Dank verpflichtet, welche seine Leistung als eine wahrhaft historische nicht anerkennen können; man wird sie für die Geschichte des Kulturkampfes stets zu Rate ziehen müssen; aber ein Nachhall der Kampfstimmung zittert durch das ganze Werk. E.

Atlas zum Europäischen Kriegsschauplatz. 18 Karten aus Meyers Konversations-Lexikon. In Umschlag zusammengeheftet, Preis M. 1.50. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Viel umfassender als es eine, wenn auch große, Einzelkarte sein kann, ist der „Atlas

Digitized by Google

zum Europäischen Kriegsschauplatz", der mit seinen 18 aus Meyers Konversationslexikon zusammengestellten Karten jede wichtigere Oertlichkeit auf den weithin zerstreuten Gebieten des Weltkriegs nachweist. Die Karten sind reichhaltig, sorgfältig gezeichnet, in vier Farben gedruckt und handlich. Der Atlas enthält eine Uebersichtskarte von Europa, die Karte von Ostpreußen, Karten von Westrußland, den russischen Ostseeprovinzen, von Ungarn mit Galizien und der Bukowina, von den Balkanstaaten, weiter Elsaß-Lothringen, den nordöstlichen Teil von Frankreich, den Umgebungsplan von Paris, Belgien, Großbritannien, Dänemark, Italien, die Länder des Mittelmeers, eine Weltverkehrskarte mit den Kolonien, Karten der deutschen Kolonien und eine jetzt besonderes Interesse bietende Garnisonkarte von Mitteleuropa. Jede dieser Karten ist auch einzeln zum Preis von 15 Pf. käuflich.

Ky.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 123: Prof. Dr. O. Weber, Von Luther zu Bismarck, I. Bd. 124: Prof. Dr. O. Weber, Von Luther zu Bismarck, II. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Bd. 442: Prof. Dr. S. Schott, Statistik. Leipzig, B. G. Teubner. Pro Band geb. M. 1.25.

Barthel, Dr. Ernst, Die Erde als Totalebene. Hyperbolische Raumtheorie mit einer Voruntersuchung über die Kegelschnitte. Leipzig, Otto Hillmann. M. 2.50.

Bernheim, Ernst, Quellen zur Geschichte des Investiturstreites. I. Zur Geschichte Gregors VII. und Heinrichs IV. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.50.

Böhme, Otto, Kränze. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. Geb. M. 2.—.

Boehmer, H., Luther im Lichte der neuen Forschung. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Borner, Dr. jur. Wilh., Das Weltstaatsprojekt des Abbé de Saint Pierre. Berlin, Dr. Walther Rothschild.

Budde, Dr. Gerhard, Die nationale Ausgestaltung des deutschen höheren Knabenschulwesens. Hannover, Ernst Geibel. 60 Pf.

Burgemeister, Dr. Ludwig, Das Breslauer Rathaus. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. M. 3.—.

Dannemann, Friedrich, Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange. 4. Band. Das Emporblühen der modernen Naturwissenschaften seit der Entdeckung des Energieprinzips. Leipzig, Wilhelm Engelmann. M. 13.—.

Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812. Napoleons Zug gegen Rußland. Mit 12 Bildern. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Pappband M. 2.80.

Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815. Mit 12 Bildern. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Pappband M. 2.80.

Domaszewski, A. v., Geschichte der römischen Kaiser. 2 Bände. 2. Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. je M. 9.—.

Dose, Johannes, Ein alter Afrikaner. Erzählung. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 4.—.

Eibl, Dr. Hans, Metaphysik und Geschichte. Eine Untersuchung zur Entwicklung der Geschichtsphilosophie. 1. Band. Leipzig-Wien, Hugo Heller & Co. M. 5.—.

El Mensajero de Ultramar. Revista ilustrada mensual de literatura, ciencias, artes é industrias, editada por el Instituto Sud-Americano Alemán. 1. Jahrgang. Nr. 2 und 3. Jährlich 12 Hefte M. 20.—. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eucken, Rudolf, Zur Sammlung der Geister. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 3.60.

Fischer, C. W. Th., Um Gott und Grund. Sprüche eines Suchenden. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Forst-Battaglia, Otto, Genealogie. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.80.

Gelber, Adolf, Auf griechischer Erde im Sommer 1912, vor dem Kriege. Illustriert. Wien-Leipzig, Moritz Perles. Kr. 8.—.

Gildemeister, Otto, Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 6.—.

Glatz, Max, Giorginoe. Ein Roman aus der italienischen Renaissance. Leipzig, Georg Merseburger. M. 5.—.

Gleeden, Benno v., Der Großmogul. Indischer Gesang. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 4.—.

Gnade, Elisabeth, Winter. Gedichte. Magdeburg-N., R. Zacharias. M. 1.80.

Groddeck, Georg, Hin zur Gottnatur. Leipzig, S. Hirzel. M. 1.80.

Grunwald, Dr. Max, Samuel Oppenheimer und sein Kreis. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 6.—.

Gutmann, Ernst, Deutschlands Niedergang. Politische Ketzereien. Leipzig, Bruno Volger. M. 2.—.

Herold, Theodor, Das Lied vom Kinde. Anthologie. 11.—15. Tausend. Leipzig, Fritz Eckardt. Geb. M. 3.—.

Hesselbarth, Dr. Hermann, Drei psychologische Fragen zur spanischen Thronkandidatur Leopolds von Hohenzollern. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.60.

Hildebrand, Gustav, Rund um den Kreuzturm. Roman aus den Dresdner Maitagen von 1849. Leipzig, Schulze & Co. M. 3.—.

Janson, Gustaf, Die Spekulation Costa Negra. Ein Abenteurer-Roman. Leipzig, Georg Merseburger. M. 4.—.

Keppler, Bischof, Dr. Paul Wilhelm v.,

Digitized by Google

Mehr Freude. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 7.—.

Langhans, Prof. Paul, Vogels Karte des Deutschen Reiches und der Alpenländer. Lfg. 1. Gotha, Julius Perthes. M. 3.—.

Lexis, Wilhelm, Allgemeine Volkswirtschaftslehre. (Die Kultur der Gegenwart. Teil II, Bd. X.) Leipzig, B. G. Teubner. M. 7.—.

Lübbe, Dr. Albert, Friedrich Gentz und Heinrich von Sybel. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 2.40.

Lütkemann, Carl Wilhelm, Justizinotariat oder Urkund- und Friedensämter. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. M. 4.50.

Michels, Robert, Probleme der Sozialphilosophie. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 4.80.

Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Bonn. Heft 3/4: Gerhart Hauptmanns Festspiel in deutschen Reimen. Von G. Litzmann. — Ein französischer Farbenstich von 1791 zu Hauptmanns Festspiel. Von B. Köhler. Bonn, Friedrich Cohen. M. 1.50.

Nagel, Bally, Lyrische Novellen und Skizzen. Halle a. S., Richard Mühlmann. M. 2.—.

Nationale Jugendvorträge. Veranstaltet von dem Komitee für Nationale Jugendvortragsabende in Karlsruhe i. B. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

Nestorović, Dr. Ivanz, Der Außenhandel Serbiens. Leipzig, Veit & Co. M. 4.—.

Nylander, John William, Signal P. H. und andre Erzählungen aus meinem Seemannsleben. Leipzig, Georg Merseburger. M. 2.50.

Peukert, Josef, Erinnerungen eines Proletariers aus der revolutionären Arbeiterbewegung. Berlin, Verlag des Sozialistischen Bundes. Kart. M. 3.—.

Plattensteiner, Richard, Peter Rosegger. Eine Volksschrift. Leipzig, L. Staackmann. 25 Pf.

Plenge, Dr. Johann, Von der Diskontpolitik zur Herrschaft über den Geldmarkt. Berlin, Julius Springer. M. 12.—.

Redslob, Dr. Robert, Abhängige Länder. Eine Analyse des Begriffs von der ursprünglichen Herrschergewalt. Leipzig, Veit & Co. M. 12.—.

Sammlung Göschen. Bd. 394: Prof. Dr. Bruno Bauch, Geschichte der Philosophie IV, Neuere Philosophie bis Kant. Bd. 648: Prof. Dr. Rob. v. Mayr, Römische Rechtsgeschichte III. Buch. Bd. 696: Most, Dr. Otto, Bevölkerungswissenschaft. Bd. 697: Prof. Dr. Rob. v. Mayr: Römische Rechtsgeschichte IV. Buch. Berlin-Leipzig, G. J. Göschen. Pro Band geb. 90 Pf.

Sammlung Kösel: Die Frau im Mittelalter. Von Dr. Heinrich Finke. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. Gebunden M. 1.—.

Sandaya, Dr. H., Japanische Sprichwörter. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 1.50.

Sauerlandt, Max, Halle a. S. Mit 93 Abbildungen. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 3.—.

Schaefer, Heinrich, Niedergang und Erhebung der Kulturmenschheit. 2. Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.25.

Schnitzer, Dr. Jos., Savonarola im Streite mit seinem Orden und seinem Kloster. München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 3.—.

Scholz, Richard, Marsilius von Padua. Defensor Pacis. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. M. 2.20.

Sedgwick, W. und **E. Wilson,** Einführung in die allgemeine Biologie. Autorisierte Uebersetzung. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—.

Sonntag, Hedwig, Mark von Bahrings Freundinnen. Roman. Dresden und Leipzig, „Die Sonne". M. 4.—.

Stenzel, Wilhelm, Eine Maitresse. Novellen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Stenzel, Wilhelm, Maja und andere Novellen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Stenzel, Wilhelm, Poverina. Novellen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Stekel, Dr. Wilhelm, Das liebe Ich. Grundriß einer neuen Diätetik der Seele. Berlin, Otto Salle. M. 3.—.

Stoltze, Friedrich, Ausgewählte Gedichte und Erzählungen in Frankfurter Mundart. Herausgegeben von Otto Hörth. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. Gebunden M. 3.—.

Trotha, Wilhelm v., Halali. Roman. Dresden und Leipzig, „Die Sonne". M. 2.50.

Valentich, Ludwig, Einsame Lieder. Gedichte. Dresden und Leipzig, „Die Sonne". M. 1.50.

Vergangenheit und Gegenwart. 1. Ergänzungsheft. Verhandlungen der Gründungsversammlung des Verbandes deutscher Geschichtslehrer zu Marburg. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. M. 1.50.

Vogels Karte des Deutschen Reichs und der Alpenländer. Neu bearbeitet von Prof. Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes. 2. Lieferung. M. 3.—.

Wahlberg, Ferdinand v., Die Mordinsel. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 3.—.

Waldt, Dietrich, Tannhäuser im Kloster. Dichtungen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Witte, Dr. Hans, Mecklenburgische Geschichte. 2. Band. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 7.50.

Xenien-Almanach auf das Jahr 1914. Leipzig, Xenien-Verlag. 50 Pf.

Zeitschrift für deutschen Unterricht. 9. Ergänzungsheft. Deutsche Bildung. 8 Reden. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Schluß)

Versailles, 16. November.

Durch die angeschossenen Ballons sind eine Masse von Briefen in unsre Hände gekommen, woraus man ersieht, daß die lange Einschließung den Parisern unausstehlich zu werden scheint; sie leiden zwar noch nicht an Hunger, doch wird schon viel Pferdefleisch und das von Eseln verzehrt, und beinahe alle sagen, die Lage müsse binnen kurzem eine andre werden.

Nach den letzten Nachrichten soll ja Rußland den Pariser Frieden von 1856, der ihm das Halten einer Kriegsflotte im Schwarzen Meer verbot, gekündigt haben.

Gestern abend war ich zum Tee beim König. Es wurde ein Teil einer Broschüre verlesen: Les causes de la capitulation de Sédan, wahrscheinlich vom Kaiser Napoleon selbst redigiert.

*

Versailles, 18. November.

... Die spanische Frage spukt immer wieder, für uns ist sie jetzt ganz eine historische Erinnerung geworden, da Aosta vorgestern mit einer befriedigenden Majorität gewählt worden ist. Ich empfinde kein Bedauern dabei, da wir in unsrer jetzigen Stellung viel glücklicher und sorgenloser leben und dennoch viel Gutes leisten können, was uns in Spanien wohl die einzige Kompensation vieler andrer Opfer gewesen wäre. Der König teilte mir gestern die Wahl Aostas mit, herzlich und gemütlich wie immer. Ich wurde gestern wegen Maries[1])

[1]) Marie war eine Tochter des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Seit 1867 war sie vermählt mit Philipp Graf von Flandern. Karl Anton schreibt über sie 1867: „Marie ist ein viel zu klarer Kopf, um einen oder andern untertan zu sein, nämlich den in Belgien herrschenden Gegensätzen." Sie war die Mutter des Königs Albert, unseres Gegners. Man hat vielfach die Frage aufgeworfen, ob, wenn sie noch lebte, solche Greuel in Belgien hätten stattfinden können. Wir sagen mit voller Ueberzeugung: Nein! Wohl wußte sie, daß der König kaum Einfluß auf die Politik des Landes hatte, aber sie hätte ihren ganzen Einfluß geltend gemacht, daß so etwas nicht geschehen wäre. Sie war eine Hohenzollerin von ganzem Herzen und sehr energisch; sie hätte die Greuel nicht aufkommen lassen.

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Geburtstag zum Diner beim König eingeladen; es dinierten noch dort die Großherzöge, Prinz Luitpold, und abends war ich wieder zum Tee.

*

Versailles, 22. November.

... Bayern und Württemberg traten doch in den Deutschen Bund, nachdem längere Zeit ihr Beitritt zweifelhaft war.

Zum Kriege wird wohl das Lossagen Rußlands von den Bestimmungen des Pariser Vertrages hoffentlich nicht führen, wenn den Diplomaten auch saure Arbeit daraus erwächst.

In Bukarest wird man wohl darüber etwas aufgeregt sein.

Bei den Vorposten ist es verhältnismäßig ruhig; es wird zwar täglich geschossen, namentlich nachts, aber es hat kein Ausfall stattgefunden. Der Mont Valerien schießt aber jetzt auf 10000 Schritte.

*

Versailles, 30. November.

... Gestern wurde ich schon um 6 Uhr durch heftigen, obgleich fernen Kanonendonner geweckt. Es fand ein Ausfall beim VI. Korps statt, der indessen nach kurzer Zeit glücklich zurückgeschlagen wurde, wobei die Franzosen 300 Gefangene verloren.

Vorgestern abend kam die Nachricht vom Manteuffelschen Sieg bei Amiens und von dem Angriff auf das Voigts-Rhetzsche Korps (X.) nördlich der Loire bei Beaune la Rolande, das uns zwar 1000 Mann Verlust, aber dem Feinde allein 1000 Tote und 1600 Gefangene kostete.

Von 2 Uhr an in dieser Nacht bis jetzt 2 Uhr mittags ist eine heftige, ununterbrochene Kanonade, die nicht eine Minute nachläßt. Von Schlafen war natürlich keine Rede. Ich sah, Wetterleuchten gleich, das stete Aufflackern des Schusses von meinem Zimmer aus; ich war auch schon früh wieder draußen, und zwar beim V. Korps, wo auf der ganzen Front Gefechte engagiert sind, durch heftiges Feuer der Forts unterstützt, das zum Glück keinen großen Schaden macht. Es ist aber entsetzlich angreifend für die Vorposten und selbst aufregend für uns. Bei den Württembergern soll ein großer Ausfall stattgefunden haben. Ich glaube, daß alle diese Anstrengungen und Demonstrationen den Schlußakt dieses furchtbaren Dramas ankündigen und daß der Fall von Paris nahe bevorsteht.

*

Versailles, 1. Dezember.

... Die Kanonade hörte gestern erst gegen Abend auf; man war ordentlich froh, wenigstens nachts nicht mehr dieses lufterschütternde Dröhnen zu hören. Der Kampf bei den Württembergern dauerte 8 bis 9 Stunden, war blutig und ernst, mehr als 40 Offiziere und 700 bis 800 Mann Verlust auf unsrer Seite, er endete aber mit Zurückwerfen der Franzosen, die bis heute nur noch einen von ihnen genommenen Ort besetzt haben. Die Sachsen griffen ebenfalls in den Kampf ein, ebenso Teile des II. und VI. Korps von uns. Das war der

Digitized by Google

so lange erwartete große Ausfall. Hoffentlich geht es bald zu Ende. Das Wetter ist heute zwar klar, aber bitter kalt.

*

Versailles, 3. Dezember.

... Gestern ist wieder heißer Kampf bei den Württembergern und Sachsen gewesen, bei Champigny und Brie-Villiers, der leider viel Blut kostete, ohne nennenswerte Ergebnisse zu erreichen. Wir hörten den Kanonendonner, aber nur in der Ferne, und die Entfernung ist zu groß, als daß ich dahin geritten wäre. Der Großherzog von Mecklenburg hat in der Gegend von Artenay ein glückliches Gefecht gegen Teile der Loirearmee gehabt und den Franzosen 11 Kanonen abgenommen. Gelingt es, die Armee einmal in ihrer ganzen Stärke zu schlagen, so steigen die Aussichten eines baldigen Friedens.

*

Versailles, 6. Dezember.

... Die Hoffnungen für eine baldige Beendigung des Krieges steigen, seitdem vorgestern Friedrich Karl die Loirearmee größtenteils geschlagen, ihr an 40 Geschütze und Tausende von Gefangenen abgenommen und die Stadt Orleans wieder besetzt hat. Diese glückliche Siegesbotschaft kann dazu beitragen, die Machthaber in Paris zu dessen Uebergabe geneigt zu machen.

*

Versailles, 14. Dezember.

... Aus Paris kamen vorgestern einige Diplomaten heraus, Fürst Wittgenstein u. a.; ich habe leider keinen gesprochen, sie waren wohl auch ziemlich zurückhaltend; man scheint für teures Geld noch gut leben zu können, dagegen die Mittellosen und die Armen müssen schon Mangel leiden; deshalb kann es nicht mehr lange dauern.

Gestern dinierte ich bei dem Könige, hörte aber nichts Neues. Ich bin neugierig, wann und in welcher Form die Kaiserwürde dem Könige übertragen werden wird.

*

Versailles, 19. Dezember.

Um 2 Uhr (den 18. Dezember) fand die Adreßüberreichung seitens der Deputation des letzten Norddeutschen Reichstages in der Präfektur statt, wobei wir zugegen waren und die durch die Tatsache und Situation mehr noch als wegen des Inhalts der gewechselten Reden sehr bedeutungsvoll und ergreifend war.

Gestern nachmittag und heute früh wurde wieder heftig geschossen, im Osten von Paris bei Bondy wird heute auch von uns auf ein französisches vorgeschobenes Werk gefeuert. Freilich merkt man in Paris selber wahrscheinlich nichts davon.

Es heißt, Rheinbaben habe westlich Vendôme wieder an 10000 Gefangene gemacht, das deutet doch auf eine Auflösung der neugesammelten französischen Armee. Große Verstärkungen kommen von Preußen aus, und wenn die letzten

Digitized by Google

14 Tage, trotz befriedigenden Fortgangs unsrer Operationen, vielleicht etwas kritisch waren, so glaube ich jetzt doch wieder an eine raschere Beendigung des Krieges. So wechseln die Anschauungen von Tag zu Tag. Hoffentlich genießen wir nachher recht glücklich, friedlich und gemütlich unser Familienleben.

Eben höre ich, daß Wilhelm von Baden bei Dijon durch einen Streifschuß leicht verwundet ist; hoffentlich wird man mit den Garibaldischen Horden dort unten bald fertig.

*

Versailles, 22. Dezember.

... Gestern hörte ich gelegentlich des Tees beim Könige, daß sich ein neuer Ausfall vorbereitet. Den ganzen Tag und die Nacht hat es heftig geschossen, so daß ich mich ins Hauptquartier begab, um Nachrichten einzuholen. Der Ausfall hatte wirklich stattgefunden, aber nicht in dem Umfange, wie erwartet wurde. Am stärksten gegen die Garde und die Sachsen, wo heftiger Infanteriekampf war. Gegen das IV. Korps und gegen die 10. Division auf Versailles zu wurde mit einigen Bataillonen demonstriert, aber schon mittags war es auf unsrer Seite wieder stille.

Es wurde gestern eine Haussuchung gehalten, wobei man noch einige Hundert Gewehre und andre Waffen vorfand. Gerüchte hatten sich verbreitet, es wollten sich hier in Versailles Franktireurs bilden; ich glaube nicht, daß etwas Ernstes im Spiele war.

Die Gefechte, wo Wilhelm von Baden verwundet wurde, bei Nuits, südlich von Dijon, waren sehr blutig. Die badischen Truppen haben 800 Mann und 25 Offiziere verloren.

Kanonikus Bock[1]) hat an den Kronprinzen geschrieben und seine Ideen über die Kaiserkrönung auseinandergesetzt, die er in Aachen gefeiert wissen möchte, wo der König auf dem Thron Karls des Großen aus der Hand der drei deutschen Könige die Krone empfangen solle, eine romantische, aber sinnige Idee.

*

Versailles, 25. Dezember.

... Heute ist Christfest, der schönste, heiterste und trostreichste Festtag des ganzen Jahres. Leider müssen wir ihn getrennt feiern, aber hoffentlich wird es das einzige Mal in unserm Leben sein, und wir werden noch recht viele glückliche Weihnachtstage miteinander und den Kindern verleben. Den Franzosen imponiert es, daß wir und die Soldaten zur Kirche gehen, namentlich auch, daß der König und der Kronprinz alle Sonntage dem evangelischen Gottesdienste beiwohnen, nebst einem großen Teil des hiesigen Offizierkorps.

---

[1]) Bock, ein katholischer Priester, war einer der hervorragendsten Kunstkenner auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, ein eifriger, unermüdlicher Sammler, der seine auf vielen Reisen zusammengebrachte Kunstsachen der Stadt Aachen vermachte. Er war imstande, auf dem Gebiete der Kaiserkrönung mitzusprechen, allein schon durch sein Werk: „Kleinodien des heiligen römischen Reiches". Bock war eigentlich Didakt, was nicht seine ganz hervorragende Kenntnis auf diesem Gebiete ausschließt. Dem Fürstenhause, sowie dem Kronprinzen war er wohlbekannt. Er war ein echter Rheinländer.

Digitized by Google

Gestern abend war um 8 Uhr Aufbau und Weihnachtsbaum sowie Verlosung bei uns, dem der Kronprinz und Wilhelm von Baden beiwohnten. Ich gewann einen hübschen Zigarrenkasten, den Onkel Ernst gegeben hatte; ich hatte eine Bronzestatuette dazu geschenkt. Wie der Kronprinz, so bekamen wir Prinzen eine oder zwei Vasen von Fayence aus der Sèvresfabrik, die man vor der Zerstörung aus der halb eingeschossenen Fabrik gerettet hatte. Ich erhielt eine hübsche braune Vase mit grüner Girlande, die sich auf unsrer Terrasse in Sigmaringen ganz hübsch machen wird.[1]) Um 9 Uhr war Tee beim König und Bescherung, wobei ich zwei kleine Kristallvasen erhielt und verschiedene Pfefferkuchen. Es war sehr gemütlich. Der König hatte eine große Schelle wie Papa bei der Bescherung. Der Kronprinz erhielt eine große Photographie oder Kohlenzeichnung, Porträt der Königin, sitzend in hohem Kleid, sehr hübsch und ähnlich, ohne geschmeichelt zu sein, und verschiedene andre hübsche Sachen.

Das Wetter ist ganz winterlich, hart gefroren und ein scheußlicher Nordostwind; man kann sich hier nirgends erwärmen. Es kanoniert tüchtig, in der Nacht zitterten meine Fenster; auch jetzt hört man den dumpfen Schall der schweren Geschütze.

Bei Amiens ist vorgestern von Brigaden der Manteuffelschen Armeeabteilungen hart gekämpft worden gegen überlegene Feinde, die aber zurückgeschlagen wurden und Kanonen und Gefangene verloren.

*

Versailles, 30. Dezember.

... Die letzten Tage war das Schießen von den Forts wieder sehr lebhaft. Bei Abbeville, nördlich Amiens, ist ein Bataillon Nationalgarde gefangen genommen worden. Bei Vendôme soll auch ein kleineres Gefecht stattgefunden haben, aber von größeren Operationen verlautet nichts.

*

Versailles, 31. Dezember.

... Wieviel hat sich in den 12 Monaten zugetragen! Hätte ich im November die spanische Krone angenommen, wie sie mir damals noch einmal, und wie ich glaube, von einigen wirklich aufrichtig angeboten wurde, so säßen wir jetzt vielleicht schon in Madrid. Allein der König war entschiedener dagegen wie je, und Bismarck hatte kein Interesse mehr, diese Frage zu verfolgen. Ich war dagegen, während des Krieges eine Entscheidung zu treffen, die mich vielleicht gezwungen hätte, ähnlich wie Karl im geheimen und verkleidet nach Spanien mich zu begeben.

Prim hatte jedenfalls den Prinzen Amadeus ins Auge gefaßt und mit Italien angeknüpft. Im ganzen hatte ich mich in das Opfer persönlicher Unabhängigkeit und in die Trennung von so vielem Teuern gefunden, da ich durch Annahme der Kandidatur im Sommer das alles durchgekämpft hatte, und die Aufgabe ja auch ihre große und schöne Seite hat. Nichtsdestoweniger bin ich

[1]) Die Vase stand tatsächlich später auf der Sigmaringer Gartenterrasse.

Digitized by Google

mit dem Verlauf der Ereignisse völlig einverstanden, und mein wärmster Neujahrswunsch ist, daß der Krieg recht bald beendet sein möge.

*

Versailles, 2. Januar 1871.

... Nachdem der Erbprinz am 1. Januar herzliche Glückwünsche nach Haus geschickt zum neu angebrochenen Jahr, fährt er fort: Wann das Bombardement im ganzen beginnt, weiß ich nicht, jedenfalls wird es mehr Opfer kosten, als wenn man das Aushungern abgewartet, vielleicht aber auch die Uebergabe beschleunigen. Doch muß man nicht glauben, daß man nun gleich bis mitten nach Paris hinein schießen kann, man wird es zunächst auf die Forts absehen und wird gerade die Enceinte erreichen, vielleicht einzelne Vorstädte.

Die Verwundung von Wilhelm von Baden ist doch ernster, als man zuerst geglaubt hat. Die Kugel hat den oberen Beckenknochen gestreift, viele Nerven in dem Gesäßgang verletzt und soll recht schmerzhaft sein. Berichte sagen, daß das Feuer bei dem Kampfe um Nuits beinah toller als bei Gravelotte und Wörth war, die Franzosen waren mit dem Repetiergewehr versehen, das außerordentlich rasch schießt; ich habe diese Details vom Großherzog von Baden, der gestern beim Neujahrsdiner beim König eine sehr schöne Rede gehalten auf den König, dem er den Dank Deutschlands und seiner Fürsten aussprach für die glorreiche Führung der Heere und für den Entschluß, durch Annahme der Kaiserwürde die deutsche Einheit zu krönen.

Mezières hat nun auch kapituliert, wodurch wir wieder eine Eisenbahnlinie für die Truppen frei haben.

*

Versailles, 4. Januar.

... Heute sollte bombardiert werden, aber es ist so neblig, daß man nicht schießen konnte; es ist auch wieder kälter, und Rauhfrost bedeckt die Bäume.

Prim ist also dem Attentat auf ihn erlegen; es ist, wie mir scheint, ein großer Verlust für den neuen König, momentan für ganz Spanien, denn ihm verdankt man die Aufrechterhaltung der Ordnung und Einsetzung der Monarchie. Ich las zufällig heute einige Briefe von ihm an die Gräfin Tarre, die ihn, wie es scheint, näher kannte.

*

Versailles, 5. Januar.

... Seit 8 Uhr diesen Morgen wird von unsrer Seite geschossen, das Geschütz 6 Schuß in der Stunde, also nicht sehr lebhaft. Die Nacht und frühmorgens schossen die Franzosen stark, gegen Mittag schwiegen die Forts beinah. Es war sehr neblig, und die Sonne gar nicht zu sehen; überhaupt ist das Bombardement schwer zu sehen, weil man nicht in oder neben den Batterien steht, was nicht erlaubt und sehr gefährlich ist.

*

Versailles, 7. Januar.

... Das Bombardement wurde gestern ununterbrochen fortgesetzt bei wundervollem Wetter; ich war 4 Stunden zu Pferde auf dem Plateau von Clamart

Digitized by Google

und bei Meudon. Zahllose Granaten durchfuhren zischend die Luft, doch wurde mehr von unsrer Seite gefeuert, als feindlicherseits geantwortet. Die Verluste sind nicht zahlreich, einige 20 Mann und 4 Offiziere verwundet; am unangenehmsten sind die Kanonenboote, die plötzlich die Seine herunterfahren, sich vor unsre Batterien in Meudon oder St. Cloud legen und mit sehr schweren Geschützen eine Anzahl Schüsse abgeben und wieder abfahren. Einige Granaten sind auch bis in die Stadt Paris hineingeflogen, und es soll an zwei Stellen gebrannt haben.

Bei Vendôme und Arny oder Ary hat gestern ein blutiger Zusammenstoß stattgefunden. Wir haben gesiegt, das III. Armeekorps hat, wie man sagt, viele Verluste gehabt.

*

Versailles, 8. Januar.

... Gestern wurde das Bombardement in gleicher Weise fortgesetzt. Wie weit einzelne Granaten in die Stadt sind, ist natürlich von uns aus nicht zu beurteilen, doch wollen einige eine Zeitung gesehen haben, die gestern aus Paris kam und sagt, einzelne Kugeln wären bis zum Luxembourg geflogen und hätten einige Spaziergänger getroffen. Ueber das Gefecht bei Vendôme fehlen noch die näheren Einzelheiten, doch soll das III. Armeekorps 40 Offiziere verloren haben. Wenn das noch lange so fortgeht, wird es keine Offiziere mehr geben. Ich würde gleich ein Kommando übernehmen, nur hat die Taktik in den letzten Jahren so viel Fortschritte gemacht, daß ich wieder heraus bin. Man erwartet heute oder morgen noch eine Schlacht in derselben Gegend, da General Chanzy mit sehr zahlreichen Truppen von Le Mans her im Anmarsch ist. Der Grundgedanke aller seiner Operationen ist natürlich stets der Entsatz von Paris; hoffentlich soll dieses aber bald zu Friedensunterhandlungen Anlaß haben.

*

Versailles, 9. Januar.

... Gestern dinierte ich beim Könige und erfuhr, daß man täglich einen Zusammenstoß von Werder mit Bourbaki, der mit General Cremer und Garibaldi beinah 150000 Mann stark sein soll, erwartet. Ebenso wird Friedrich Karl und Großherzog von Mecklenburg im Gefecht sein. Ist Paris einmal gefallen, so wird man wohl auch außer Paris Frieden zu machen suchen.

*

Versailles, 11. Januar.

... Man macht sich kaum einen Begriff von den Verwüstungen mancher Landhäuser im Norden von Paris. Hier ist z. B. das Schloß eines Engländers mit einer ziemlich großen Bildergalerie, das gänzlich ruiniert wurde; französische Granaten haben in dasselbe eingeschlagen; viele Bilder sind weggekommen, aus den Rahmen geschnitten, kurz, eine Verwüstung, die schlimmer ist, als wenn die ganze Galerie abgebrannt wäre. All das hätte uns in Deutschland passieren können, und die Franzosen, die es im eignen Lande schon so treiben, würden bei uns noch viel schlimmer gehaust haben.

*

Digitized by Google

Versailles, 14. Januar.

... Das Bombardement ist namentlich vormittags stets heftig, jetzt wieder zwischen 11 und 12 Uhr zittern die Fenster bei einzelnen Schüssen aus besonders schweren Geschützen. Von unsrer Seite sind bei Clomart Batterien auf 1500 Schritt vor Fort Vaudris eröffnet, doch glaube ich kaum, daß Paris sich deshalb viel früher zur Kapitulation entschließen wird, als nach Aufzehrung der Lebensmittel, was aber demnächst geschehen sein muß.

Gestern abend fand ein Ausfall auf unser V. Korps statt, der durch einen sehr dichten Nebel begünstigt war, aber wohl wenig Ergebnis hatte, wenigstens habe ich nichts vernommen. Dagegen hörte ich zwischen 10 und 11 Uhr Gewehrfeuer und legte mich deshalb später zu Bett.

Eben höre ich, daß Friedrich Karl 16 000 Gefangene und mehrere Geschütze genommen, daß gestern auch bei Le Bourget nachts ein französischer Ausfall war, der aber zurückgeschlagen wurde; lauter günstige Nachrichten, die doch zur Beschleunigung des Friedens beitragen werden. Gestern kam General v. Spitzenberg mit Orden für die Feldherrn hier an; es heißt, daß der König von Württemberg doch noch hierherkommen soll.

*

Versailles, 18. Januar.

... Soeben komme ich vom Schlosse, wo in der großen Marmorgalerie Ludwigs XIV. die Proklamation des deutschen Kaisertums stattgefunden hat. Es waren Momente der tiefsten Bedeutung. Welch weltgeschichtlicher Tragweite und ergreifend durch die ganze Situation, Zeit und Ort! Ihr werdet durch Telegramme und Zeitungen die ausführlichen Beschreibungen und den Inhalt der Reden früher erfahren, als diese Zeilen in Deine Hände kommen, daher beschränke ich mich, schon der kurz zugemessenen Zeit wegen, auf die einfache Tatsache.

Der Erbprinz gibt nun eine kurze, aber tiefempfundene Schilderung der Kaiserproklamation, wie wir sie schon an dieser Stelle (Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, Prinzessin von Baden), „Deutsche Revue", Juli-Heft 1914, Seite 120, gegeben haben.

Albert von Sachsen (der spätere König) und Otto von Bayern (Nachfolger von Ludwig II.) waren dazu gekommen.

*

Versailles, 19. Januar.

... Seit diesem Morgen ist ein heftiger Ausfall auf die Stellung des V. Armeekorps, d. h. von St. Cloud bis Bougival; es sollen 24 französische Bataillone und ziemlich viel Artillerie engagiert sein. Bis jetzt haben die 9. und 10. Division einen Angriff abgeschlagen, doch wird noch gekämpft, und ich reite gleich hin, um Näheres zu sehen und zu hören. Es wird lebhaft mit Feldgeschütz geschossen; man sieht selbst vom Fenster aus einzelne Granaten in großer Entfernung platzen.

Digitized by Google

Gestern war großes Diner beim Kaiser, der trotz der großen Bewegung vom Morgen sehr frisch und munter war. Abends von 8 bis 10 Uhr rauchten wir ganz gemütlich beim Kronprinzen, der mit seiner Frau den Titel Kaiserliche Hoheit erhalten hat.

Der Kaiser sagte mir gestern nach Tisch halb scherzend: „Das hast Du alles gemacht; es muß ein eignes Gefühl für Dich sein."

Werder hat die Angriffe Bourbakis siegreich bestanden, der sich jetzt zurückzieht und von Werder verfolgt wird.

*

Versailles, 20. Januar.

Der gestrige Ausfall hatte ziemlich bedeutende Truppenmassen ins Feuer gebracht, französischerseits waren wohl 40- bis 50000 Mann engagiert, die ein lebhaftes, vom Valerien und von Feldartillerie unterstütztes Feuer unterhielten und zeitweise auch verschiedene Positionen nahmen, so z. B. die Montutantschanze, die noch abens 6 Uhr im französischen Besitz war, aber 8 Uhr abends von den 5. Jägern wieder genommen wurde. Ueber die Verluste, die unserseits nicht sehr bedeutend gewesen sein sollen, habe ich nichts Näheres gehört. Ich war nachmittags auf der Wasserleitung in Marly, wo der Kaiser, Moltke und mehrere Fürsten waren. Auch gegen das IV. Armeekorps und selbst bei St. Denis war heftiges Artilleriefeuer. Friedrich (von Hohenzollern) reist heute wieder nach Soisy; ich sollte mitkommen, aber da man heute und morgen noch auf eine Wiederholung des Ausfalls gefaßt sein muß, so ziehe ich es doch vor, hierzubleiben.

Faidherbe ist von Göben gestern bei St. Quentin geschlagen, 2 Geschütze sind im Feuer genommen und 4000 Gefangene gemacht, eine gute Nachricht, da Faidherbe der tüchtigste französische General sein soll, der gegenwärtig kommandiert.

Tours ist von unsern Truppen ebenfalls besetzt, und Werder hat glückliche Verfolgungsgefechte geliefert.

Unser Verlust gestern beläuft sich doch auf 400 bis 500 Mann und 16 bis 20 Offiziere.

*

Versailles, 21. Januar.

... Der vorgestrige Kampf ist doch recht blutig gewesen; die Franzosen sollen an 1400 Mann verloren haben, wir 4- bis 500, wie ich schon gestern bemerkte. Wir haben 300 Mann und 18 Offiziere gestern in 2 Häusern zu St. Cloud gefangen genommen, die in den 2 Häusern versteckt waren und erst gestern von unsern Soldaten gefunden wurden.

Gestern war ich beim Diner beim Prinzen Karl (Bruder des Kaisers), an dem auch der Kaiser teilnahm. Bei Tisch wurde dem Kronprinzen ein Parlamentär angemeldet, der eine achtundvierzigstündige sois disant zur Beerdigung der Toten haben wollte. Ob dieselbe gewährt worden oder nicht, ist mir unbekannt, ich glaube das letztere; vielleicht ist es der erste Versuch einer An-

Digitized by Google

knüpfung. Uebrigens haben die Franzosen tapfer gekämpft, was um so mehr anzuerkennen ist, da viele Nationalgarden dabei waren.

*

Versailles, 22. Januar.

... Die Franzosen brachten gestern den ganzen Nachmittag zu, um ihre Toten zu begraben, da ihre Verluste sehr bedeutend sind; doch auch bei den Unsern beläuft er sich auf 38 Offiziere und 600 Mann. — Das Wetter ist feucht, aber ziemlich mild.

Gegen St. Denis ist seit gestern das Bombardement auch eröffnet worden, und da dasselbe fortgesetzt wird, dürfte es in Paris unangenehm überraschen. Der Montmartre kann unter Umständen auch bedroht werden.

*

Versailles, 23. Januar.

... Das Bombardement geht seinen Gang ruhig weiter, ob man die Kapitulation der Stadt dadurch näher bringt, wage ich nicht zu behaupten. — Soeben höre ich, daß die Eisenbahnbrücke bei Toul von Franktireurs gesprengt worden ist.

*

Versailles, 27. Januar.

... Heute ist alles hoffnungsvoll und freudig gestimmt, da Jules Favre wiedergekehrt ist und die Verhandlungen noch fortdauern. Das Feuer ist auch auf beiden Seiten seit Mitternacht eingestellt, natürlich nur vorläufig, doch wenn die Verhandlungen zu einem Erfolg führen, so würde gewiß sofort ein Waffenstillstand daraus. Es sollen mit Jules Favre noch ein französischer General Beaufort und 2 Attachés mitgekommen sein.

*

Versailles, 28. Januar.

... Näheres kann ich Dir nicht mitteilen, da Jules Favre um die tiefste Geheimhaltung der Abmachungen gebeten hat, wenn ein Erfolg ermöglicht werden solle. Er ist gestern zum dritten Male aus Paris gekommen, von General Beaufort begleitet, der sich bei unsern Vorposten gleich einen Rausch angetrunken hat, und auf die Aufforderung Favres, zu den Verhandlungen nach Versailles mitzukommen, gesagt haben soll, er bleibe lieber bei den preußischen Kameraden und wolle weiter trinken.

Die französischen Soldaten an der Sèvresbrücke sollen vor Vergnügen Cancan getanzt haben.

Das Schießen (Geschützfeuer) hat seit 12 Uhr nachts vom 26. bis 27. Januar aufgehört. Die Vorposten feuern nach wie vor. Man erzählt, heute würde die Kapitulation von Paris unterzeichnet, ob es wahr ist, weiß ich nicht, jedenfalls scheinen wir am Ende der Belagerung zu sein und wahrscheinlich auch somit des Krieges, da die West- und Nordarmee aufgelöst und Bourbaki allein leicht unschädlich gemacht würde. — Gott gebe einen baldigen Frieden und eine glückliche, siegreiche Heimkehr in die Heimat!

Digitized by Google

Findet wirklich die Kapitulation von Paris statt, so werden immerhin 14 Tage zum Einzug (wenn einer überhaupt stattfindet, worüber die Ansichten noch mit Recht geteilt sind) oder die Besetzung vergehen.

*

Versailles, 30. Januar.

... Die Forts wurden von unsern Truppen in Besitz genommen, und ich zog mit General Schachtmeyer, Kommandierender des XI. Korps, in das Fort d'Issy ein. Es war natürlich ein höchst interessanter Augenblick. Die Entfernung, die Umwege und glatt gefrorenen Straßen verlängerten den Ritt aber so sehr, daß ich erst um 5 Uhr nachmittags wieder hier war. Von 10 Uhr an sollten die Forts besetzt werden, allein der Abzug der Franzosen, die Vorsichtsmaßregeln wegen Minen und Torpedos verzögerten das Einrücken bis gegen ½2 Uhr.

Außer 3 französischen Offizieren war das Fort selber ganz leer. Es ist groß. Kasernen und die Bekrönung der Wälle waren von unsern Granaten furchtbar zugerichtet, deren Sprengstücke, die kleiner und zahlreicher als die der französischen Granaten sind, zu Tausenden Wälle und Hofräume bedeckten. Es stehen noch ziemlich viele Geschütze verschiedenen Kalibers auf den Wällen. Auch Pulvervorräte und viel Wein und Reis wurden vorgefunden. Auf dem Wege dahin begegneten wir einigen französischen Soldaten, meist betrunken, aber harmlos, auch Bewohnern, die keineswegs verhungert aussahen. Auf dem Wege nach Issy hatte ich die Mörserbatterie von uns bei Notredame de Momart (?) gesehen, die ein furchtbares Feuer zu bestehen gehabt und von 3000 Schritte langen Laufgräben durchzogen war. Was die Artillerie und die Ingenieure geleistet, davon bekommt man da einen rechten Begriff.

Die Bestimmungen der Kapitulation wirst Du schon kennen. Während des dreiwöchentlichen Waffenstillstandes soll durch die allgemeinen Wahlen eine gesetzmäßige Regierung gewählt werden. Der Frieden scheint mir ziemlich sicher.

*

Versailles, 31. Januar.

... Es scheint, daß man in Paris sich in das Unvermeidliche gefunden hat und die Behörden Herren der Lage dort sind. Am 5. sollen die Wahlen in Paris, am 8. in der Provinz stattfinden; die Entwaffnung der Truppen in der Hauptstadt bis auf eine Division soll in diesen Tagen vorgenommen werden.

Ueber 14 Tage wird man, denke ich, beurteilen können, ob der Friede demnächst abgeschlossen wird, und dann wird der Kaiser und der Kronprinz gewiß auch nicht länger mehr bleiben.

Gestern war ich auf der Montutantschanze und in den Orten St. Cloud und Montutant (?), die ein unheimlich greuliches Bild der Zerstörung darbieten, da es auf den ersten Blick nicht so auffallend ist. Alle Häuser sind nach dem Ausfall vom 19. niedergebrannt. Manche elegante Villen leuchten noch aus dem Garten mit Spiegelscheiben und freundlichen, grünen Jalousien, tritt man

Digitized by Google

aber näher, so ist das Innere ausgebrannt. Ein stinkender, noch glimmender Aschenhaufen ist der einzige Rest früheren Reichtums.

*

Versailles, 2. Februar.

... Alles scheint gut zu gehen, Bourbakis Armee ist in der Stärke von 80 000 Mann auf die Schweizer Grenze gedrängt worden, das XVII. Armeekorps hat die Queue des Feindes in derselben Gegend angegriffen, 3000 Gefangene gemacht und 6 Kanonen genommen.

Hier ist alles ruhig, ich war gestern in St. Cloud und besah mir die Schloßruinen. Im Park fiel ich dummerweise über ein Eisengitter und verwundete mir die Knochen des linken Armes (Luxation), so daß sie mir gleich nachher von 2 Aerzten eingerenkt werden mußten; ich befinde mich sonst dabei ganz wohl.

*

Versailles, 6. Februar.

... Die Stadt (Versailles) ist wieder belebter seit einigen Tagen. Die Wahlvorbereitungen sind in vollem Gange. Der Verkehr mit Paris ist nicht gestattet, nur für die Wähler, aber es kommen doch manche heraus. Gambetta hat wieder eine Proklamation erlassen, wodurch er alle ruhig denkenden, ordnungsliebenden Männer von den Wahlen abhalten will; hoffentlich gelingt es ihm nicht und werden die Friedliebenden die Oberhand gewinnen. Es ist immerhin noch möglich, daß der Süden des Landes für Fortsetzung des Krieges stimmt, doch wird er kaum durchdringen.

*

Versailles, 7. Februar.

... An Nachrichten ist augenblicklich ein gewisser Mangel, doch scheint vorläufig alles nach Wunsch zu gehen. Jules Favre und seine Kollegen sind Herren der Situation in Paris; ersterer will die französischen kommandierenden Generale nach Paris berufen, um mit ihnen wegen der Friedensfrage zu unterhandeln. Hier scheint man sehr für den Frieden zu sein. Es ist die Frage nun, was Gambetta noch durch seine Agitationen namentlich im Süden für einen Einfluß hat.

*

Versailles., 9. Februar.

... Die Vorpostenstellung um Paris ist eine engere geworden und teilweise durch andre Truppenteile eingenommen. Man sagt, das V. Korps würde heute nach Orleans marschieren. Den ganzen Morgen hindurch zieht die 10. Division mit klingendem Spiel an meinem Fenster vorüber. Die Leute sehen trotz aller Strapazen vortrefflich, stramm und soldatisch aus, so daß es eine Freude ist.

Das IV. und VI. Korps soll auch andre Bestimmungen erhalten. Man trennt sich ungern von so vielen Bekannten, mit denen man Monate hindurch in dieser Zeit so oft verkehrte.

Eben komme ich vom Oberkommando, einige Außenwerke von Belfort — la Perche — sind in unserm Besitz, voraussichtlich wird die Festung sich nicht mehr lange halten.

*

Digitized by Google

Versailles, 10. Februar.

... Ueber den Ausfall der Wahlen sind bisher nur Gerüchte bekannt, danach wären sie in Paris zum größten Teile befriedigend im Sinne der Mäßigung ausgefallen; ich gehe gleich in das Oberkommando, um zu hören, was es Neues gibt.

Der Mangel an Lebensmitteln und Heizungsmaterial soll in Paris noch immer groß sein, obgleich die Eisenbahn, die in wenigen Tagen wiederhergestellt war, täglich eine große Zahl Proviantzüge in die Hauptstadt bringt.

Oberstleutnant Falkenhain, der bei Karl in Bukarest war und seit kurzer Zeit Etappenkommandeur auf dem Bahnhof zu Versailles ist, erzählte mir, die Waggons enthielten teilweise große Quantitäten verdorbenen Specks, die Wagen röchen danach; das wird auf den ohnehin schlechten Gesundheitszustand von Paris noch verderblicher wirken.

*

Versailles, 12. Februar.

... Gestern besuchte ich in Montchery Madame Cornu. (Cornu war ein bedeutender französischer Maler. Seine Frau Hortense Cornu, Patenkind der Königin Hortense, war Jugendfreundin Napoleons III. und stets eine warme Anhängerin des Hauses Hohenzollern. In der Geschichte Rumäniens bzw. des Königs Karl von Rumänien spielt sie eine Rolle.) Ich fand die gute Cornu sehr verändert, furchtbar mager, blaß und zusammengeschrumpft, aber geistig noch frisch. Sie erzählte mir manches Interessante über die Konversation mit dem Kaiserpaar (Napoleon und Eugenie) kurz vor Ausbruch des Krieges, wozu aber der knapp bemessene Raum eines Briefes und die Zeit nicht ausreicht. Man sieht daraus, was übrigens schon bekannt war, daß der Kaiser den Krieg gegen seinen Wunsch geführt und in dem Wahne lebte, nur eine Art von Zweikampf, der Ehre halber, zu führen, den er nach dem ersten Erfolg französischer Waffen abbrechen zu können glaubte. Die Kaiserin hatte auch Angst vor dem Kriege.

Die Wahlen, soweit das Ergebnis bekannt, sollen friedlich und teilweise orleanistisch ausgefallen sein.

*

Versailles, 14. Februar.

... Man sagt, der Waffenstillstand sei verlängert, was auf bestimmtere Friedensaussichten schließen läßt; denn ohne solche würde man wohl kaum die Verlängerung zugestehen.

Der Ausfall der Wahlen, soweit er bekannt ist, läßt auch auf eine gemäßigte Majorität hoffen. Ueber den Zeitpunkt der Rückkehr und über die Art und Weise desselben habe ich noch nichts gehört. Der Kaiser ist noch immer unwohl und hütet seit bald 14 Tagen das Zimmer. Es scheint nur ein Hexenschuß zu sein, der aber doch schmerzlich und sehr unbequem ist.

Gerüchte sprechen von einem Attentat auf Amadeus von Spanien, wonach er, von 8 Kugeln durchbohrt, tot sein soll. Das wäre ein rasches Ende der

Digitized by Google

Dynastie. (Der König Amadeus fiel dem Attentat nicht zum Opfer, wie der Erbprinz hier meint. Im Jahre 1873 dankte er ab als König von Spanien.) Die Bestätigung der Nachricht fehlt aber noch. Was für ein schauerliches Zeugnis für den Verfall des spanischen Volkes!

*

Versailles, 16. Februar.

... Man erwartet täglich den Fall von Belfort; es sollen schon Unterhandlungen darüber im Gange sein. Man spricht jetzt von einer Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 12. März, doch ist das bloß Gerücht.

Das große Lazarett im Schlosse hier ist ziemlich leer, da man in Paris den Transport der Verwundeten auf der Gürtelbahn zugestanden hat. Es sind nur noch 39 Verwundete hier, meist schwere, namentlich Verletzungen in der Brust oder Kniewunden, die beinahe alle tödlich sind, wenn das Gelenk durchschossen ist.

*

Versailles, 17. Februar.

... Der Waffenstillstand ist nun bis zum 24. Februar verlängert worden; man erzählt sich schon, die Friedenspräliminarien wären festgestellt, was aber wohl verfrüht ist. Die Nationalversammlung in Bordeaux soll auf 150 Republikaner ungefähr 500 Monarchisten zählen, doch nimmt man an, daß zunächst eine Art Uebergangsregierung ernannt werde, an deren Spitze Thiers sein wird.

*

Versailles, 23. Februar.

... Von Politik weiß ich Dir nur zu melden, daß Thiers gestern vom Kaiser und vom Kronprinzen empfangen worden ist. Es scheint, daß man sich bis auf die Abtretung von Metz über die Friedenspräliminarien verständigt hat; wie sie lauten, weiß ich natürlich nicht.

*

Versailles, 27. Februar.

... Der Frieden ist soeben unterzeichnet worden. „Dir verdanken wir das alles," so empfing mich der Kaiser gestern abend vor dem Diner. Diese große Nachricht wird heute schon in ganz Deutschland bekannt sein und ganz sicher unbeschreiblichen Jubel erwecken!

Die Ratifikation hat nun allerdings bis jetzt in Bordeaux noch nicht stattgefunden. Sie bleibt aber wohl kaum aus, und so ist dieser merkwürdige, großartige Krieg auch herrlich zu Ende geführt. Es scheint alles erreicht worden zu sein, was als Bedingung aufgestellt worden war. Vom 1. März an wird eine Hälfte von Paris von unsern Truppen besetzt, die nach Ratifikation die Stadt sogleich wieder zu verlassen haben. Wenn man sich in Bordeaux sehr eilt, so kann der Friede ratifiziert werden, ehe wir Paris besetzen. Bis dahin ist nun der Waffenstillstand auf 14 Tage, d. h. bis zum 12. März, verlängert worden.

Digitized by Google

Ueber die Rückkehr habe ich noch nichts gehört, doch denke ich, noch vor diesem Termin. Ich gehe nicht früher von hier, bis daß der Kaiser Versailles verlassen hat.

Freitag reiste ich mit dem Erbgroßherzog Weimar nach Orleans. Man muß $2^1/_2$ Stunden mit Wagen bis zur Eisenbahn fahren. Nach mehrfachem Aufenthalt kamen wir in dieser Stadt an, die recht belebt und interessant ist. Ein großer schöner Dom, viele alte Häuser, 3 Statuen der Jungfrau von Orleans usw. sind das Sehenswerteste. Abends fuhren wir noch nach Blois, übernachteten dort und besahen tags darauf das interessante und malerische Schloß, das teilweise von Ludwig XII., teils von Franz I. und von Gaston von Orleans erbaut ist. Der schönste Teil rührt von Franz I. her und ist ganz in Renaissancestil gehalten. In den Zimmern Heinrichs III. wurde der Herzog von Guise ermordet, dort starb auch Katharina von Medicis. Blois liegt sehr hübsch am Talrand und rechten Ufer der Loire. Wir fuhren noch nach Chambord, etwa $1^1/_2$ Meilen von Blois, und besahen dieses in seiner Art wohl einzige, großartige Schloß, das Franz I. gebaut hat. Es fällt im Innern beinahe zusammen, äußerlich ist es noch gut erhalten. Wir fuhren gestern wieder hierher zurück.

*

Versailles, 28. Februar.

... Morgen nimmt der Kaiser eine große Parade in Longchamps ab, darauf wird ein Achtel von Paris, d. h. Auteuil, Pasy und das Faubourg St. Honoré, von 30000 Mann unserseits besetzt. 11000 Mann des II. Korps, 11000 Mann vom VI. Korps und 8000 Mann vom II. bayrischen Korps, die nach 2 Tagen von andern Truppen abgelöst werden, wenn der Friedenspräliminarvertrag nicht vorher in Bordeaux ratifiziert wird.

Die Besetzung von Paris geschieht eigentlich also mehr pro forma wie tatsächlich. Es sollen übrigens Unruhen dort herrschen und neue Barrikaden erbaut sein.

*

Versailles, 2. März.

... Gestern nahm die Parade in Longchamps mit Aus- und Einrücken 7 Stunden in Anspruch. Bei Suresnes war eine Schiffbrücke geschlagen, und darüber ritten wir auf den gegenüberliegenden Rennplatz, der schönste Paradeplatz der Welt. Die 30000 Mann standen in 2 Treffen und empfingen den Kaiser mit Hurra und der Nationalhymne. Die Tatsache dieser Parade auf dem Platz war eine bedeutungsvolle, da sie den Besitz der feindlichen Hauptstadt dokumentierte. Die Truppen sahen sehr gut aus, das Wetter war günstig, wenn auch etwas kühl. Nach Beendigung des Vorbeimarsches besetzten die Truppen den ihnen zugewiesenen Stadtteil und zogen in 3 Kolonnen dort ein, wie ich höre, ohne die geringste Störung, da nur Gesindel und Straßenjungen in geringer Zahl ihrem Unmut durch Pfeifen und Schimpfen Ausdruck gab.

Digitized by Google

Ich ritt nur bis zur Pforte Maillod vor, da der Kronprinz nicht wünschte, daß wir hineinritten.

Kommt die Ratifikation der Friedenspräliminarien heute nicht hier an, so rücken morgen Teile der Garden, des sächsischen Korps und, wie man sagt, das I. bayrische Korps ein.

Ich habe noch nichts gehört über die Abreise. Onkel Ernst reist morgen oder übermorgen, der König von Württemberg ist gestern nach Ferrieres, um seine Truppen zu inspizieren.

In den ersten Tagen des Monats März kehrte Erbprinz Leopold nach Düsseldorf, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, zu seiner Familie zurück. Als er später Fürst wurde, blieb er, was er immer gewesen und wofür er heute noch gilt: einer der persönlich wohlwollendsten Fürsten von Hohenzollern. Wir haben in den Briefen von 1870/71 nur das ausgezogen, was auf den Krieg als solchen Bezug hat, nichts weiter. Wir hätten noch vieles anführen können von der Sorge, die er für alle die Seinigen hatte, für die Kinder — so spricht er häufig von seinem ältesten Sohne Wilhelm, seinen Eltern, seinem Vater, dem Fürsten Karl Anton, der es so sehr drückend empfand, daß er als Invalide durch sein Beinleiden oder, wie er einmal bitter selbst sagt, als „Krüppel" an der Teilnahme am Kriege gehindert war, um seine Mutter Josefine, die er zärtlich liebte, für seinen Bruder Karl, den Fürsten von Rumänien, kurz für alle Verwandte und ihm Näherstehende. Für alle ist er in der Ferne besorgt. Und er tut noch weit mehr. Es mag sein, daß viele Franzosen der Ansicht waren, als Hohenzoller stände er dem Königshause sehr nahe und habe großen Einfluß an maßgebender Stelle. Tatsache ist, daß viele Gesuche von Gemeinden an ihn kamen, um durch seine Fürbitte Erleichterungen von den ihnen auferlegten Lasten zu erlangen. Auch für Privatpersonen tat er manches Gute.

Noch eines geht aus den Briefen klar hervor, daß Ollivier, „der Mann mit dem leichten Herzen", der gerade wie sein englischer Kollege von heute, Grey, die Wahrheit stets auf den Kopf stellt, auch da gelogen hat, wo er ganz genau weiß, daß die Hohenzollern des fürstlichen Hauses nach der Thronkandidaturfrage bei dem König von Preußen bzw. dem Kaiser von Deutschland in Ungnade gefallen seien. Wir haben nicht allemal es betont, wann der Erbprinz bei dem König und später bei dem Kaiser sowie bei dem Kronprinzen zu Tisch oder abends beim Tee war. Es ist sehr häufig der Fall, und der König bzw. der Kaiser ist stets herzlich gegen ihn. Lügen, nichts als Lügen von Ollivier!

Digitized by Google

Italien und der Dreibund

Von

Dr. Benedetto Cirmeni, Mitglied der italienischen Deputiertenkammer

Vorwort

Wir werden auf die nachstehende Abhandlung eines der hervorragendsten Mitglieder der italienischen Deputiertenkammer noch eingehender zurückkommen, möchten aber jetzt schon zu den Ausführungen dieses Artikels bemerken, daß wir Deutsche selbstverständlich dem großen italienischen Volke die Entscheidung über seine Zukunft überlassen müssen.

Sehr fraglich bleibt es aber, ob die Gefahren Italiens, welche ihm für seine Küstenstädte, für seine afrikanischen Besitzungen und für die notwendige Ausbreitung seiner Mittelmeermacht durch England und Frankreich drohen, später nicht bei weitem größer als jetzt sein werden.

Trotz aller augenblicklichen Versprechungen und Verlockungen der Ententemächte bleibt Italien als starke Mittelmeermacht für England und Frankreich ein Dorn im Auge, so daß diese beiden Mächte nach dem Kriege es sicher versuchen werden, Italien immer mehr unter ihre Herrschaft zu bringen und dadurch zu einem Vasallenstaate der Entente im Mittelmeer zu gestalten.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Die Tatsache, daß Italien an dem von seinen Verbündeten geführten Kriege nicht teilnimmt, bedeutet nicht, daß es aus dem Dreibund ausgetreten wäre. Der im Jahre 1882 geschlossene und vor jedem Verfalltermin periodisch erneuerte Vertrag bindet Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien nicht in der Weise, daß er alle drei zwingt, in jedem Falle in gleichem Sinne zu handeln, sondern er sieht gewisse Eventualitäten vor, für die er den Casus foederis bestimmt. Wie die Römer sagten: „Inclusio unius est exclusio alterius." Da in dem Vertrag die Fälle aufgezählt sind, in denen die drei Verbündeten zum solidarischen Handeln verpflichtet sind, ist es klar, daß in allen andern in dem Vertrage nicht vorgesehenen Fällen jeder Verbündete das Recht hat, sich mit den andern Verbündeten solidarisch oder nicht solidarisch zu erklären. Im Falle er sich nicht solidarisch erklärt, erklärt er, gemäß einer besonderen Klausel des Vertrages, wie sie sich in jedem Bündnisvertrag findet, seine Neutralität, und zwar seine wohlwollende Neutralität, da es nicht denkbar ist, daß das Bündnis bestehen kann, wenn einer der Verbündeten direkt oder indirekt zugunsten der Feinde der Verbündeten Partei ergreift.

Diese grundlegenden Bestimmungen des Dreibundvertrages sind mehrere Male zur Anwendung gelangt. Man braucht nicht an die beiden Fälle der

Digitized by Google

zwei Kriege zwischen Italien und Abessinien zu erinnern, da wir den neueren und wirklich typischen Fall des Krieges zwischen Italien und der Türkei haben. Als gegen Ende September 1911 Italien das Ultimatum an die Türkei richtete, erklärten sich Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht solidarisch mit Italien, und sobald der Italienisch-Türkische Krieg ausgebrochen war, erklärten sie ihre Neutralität, weil der im Bündnisvertrag vorgesehene Casus foederis nicht eingetreten war. Ebenso erklärte, als Ende Juli dieses Jahres Oesterreich-Ungarn das Ultimatum an Serbien richtete, Italien sich nicht solidarisch mit Oesterreich-Ungarn und gab sich die größte Mühe, den Krieg zu beschwören; als dann sein rühmliches Streben gescheitert war, proklamierte es seine Neutralität, weil der in dem Bündnisvertrag vorgesehene Casus foederis nicht eingetreten war. Wie im Jahre 1911, so hat auch in diesem Jahre die im Vertrag vorgesehene Erklärung einer wohlwollenden Neutralität das Bündnis unbeeinträchtigt weiterbestehen lassen. Der Dreibundvertrag hört wie jeder andre zeitlich begrenzte Vertrag zum Verfalltermin auf zu bestehen, wenn er nicht zur rechten Zeit erneuert wird. Das ist das natürliche Ende. Das gewaltsame Ende tritt ein, wenn der Vertrag während seiner Gültigkeit von einem der Kontrahenten unerwartet gebrochen wird. Da ein solcher Bruch nicht eingetreten ist, so besteht der Vertrag nach der Neutralitätserklärung Italiens in dem gegenwärtigen Kriege weiter, wie er weiterbestand nach der Neutralitätserklärung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns im Italienisch-Türkischen Krieg. Alles, was Gegenteiliges in den französischen, englischen, russischen und in einigen italienischen Blättern gestanden hat, ist völlig willkürlich. Diejenigen, die sich in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn darüber ereifern, daß ein Teil der italienischen Presse dem Dreiverband günstig gesinnt ist, haben vergessen, daß die deutsche und österreichisch-ungarische Presse während des Italienisch-Türkischen Krieges mit sehr seltenen Ausnahmen lebhaft gegen Italien eingenommen und günstig für die Türkei gestimmt gewesen ist, und zwar in dem Maße, daß mehrere Blätter ernstlich behaupteten, Italien müsse aus dem Dreibund ausgeschlossen werden und die Türkei an seine Stelle treten.

Warum ist der „Casus foederis“ nicht eingetreten? Aus verschiedenen Gründen, die ich hier zusammenfassen will. Der fundamentale Charakter des Dreibundvertrages ist defensiv. Deutschland wollte sich gegen die französische Revanche, Oesterreich-Ungarn gegen den russischen Panslawismus auf der Balkanhalbinsel, Italien gegen die Handstreiche Frankreichs wie den in Tunesien schützen. Da alle drei nicht sicher waren, ruhig leben zu können, hatten sie sich zu einem Bündnis zusammengeschlossen, um sich solidarisch zu verteidigen für den Fall, daß einer von ihnen angegriffen werde. Als im Jahre 1882 der Dreibundvertrag geschlossen wurde, machte Italien Deutschland und Oesterreich-Ungarn darauf aufmerksam, daß der Vertrag es auf dem Kontinent, nicht aber im Mittelländischen Meere schütze, weil damals die französische Flotte allein viel stärker war als die drei Flotten von Italien, Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen. Daher würden die beiden verbündeten Mächte Italien im Kriegsfall

Digitized by Google

keine wirksame Hilfe gegen Angriffe der französischen Flotte leisten können, die die großen blühenden und zahlreichen Städte Italiens an den Küsten des Tyrrhenischen, des Jonischen und des Adriatischen Meeres ungestraft würde beschießen wie auch sich Tripolitaniens bemächtigen können, wie es sich schon Tunesiens bemächtigt hatte. Um diese große Lücke des Dreibundvertrags auszufüllen, wurde vereinbart, daß Italien einen Weg suchen solle, sich mit England zu verständigen, das damals noch in dem traditionellen Antagonismus zu Frankreich stand.

Diese Aufgabe zu erfüllen, glückte Italien, indem es ein besonderes Flottenabkommen mit England schloß, das, wenn es zu seiner Mittelmeerflotte noch die italienische Flotte hinzutreten ließ, mit Sicherheit in den Stand gesetzt wurde, die Vorherrschaft Frankreichs im Mittelmeer zu verhindern. So wurde der Dreibundvertrag durch das Sonderabkommen Italiens mit England ergänzt; so wurde dank Italien England dazu gebracht, mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn an dem großen Werke Bismarcks mitzuarbeiten, um zu verhüten, daß Frankreich die Revanche versuchte und Rußland sich dem Einflusse Oesterreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel widersetzte. So richtete während des ersten Ministeriums Crispi — Juli 1887 bis Januar 1891 —, als es den Anschein hatte, als ob von einem Tag zum andern Frankreich Italien angreifen werde, der die englische Mittelmeerflotte kommandierende Admiral einmal in Genua an den Bürgermeister der Stadt die Frage, ob der Krieg zwischen Frankreich und Italien ausgebrochen sei, weil ihm die Admiralität befohlen hatte, nach Genua schnell zu fahren.

Solange die Königin Viktoria lebte, ging alles glatt in den Angelegenheiten des Dreibundes, dem nicht einmal der Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland ernste Sorgen bereitete. Mit diesem Bündnis war Frankreich zweifellos aus der Isolierung herausgekommen, zu der die Politik Bismarcks es verdammt hatte, aber Frankreich und Rußland, miteinander vereint, konnten nicht mit Aussicht auf Erfolg Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien und England entgegentreten. Der geräuschvolle Zwischenfall von Faschoda machte, indem er den französisch-englischen Antagonismus im höchsten Grade verschärfte, die englisch-italienischen Bande zu außerordentlich engen und stärkte infolgedessen die Solidarität der englischen Politik mit der Politik des Dreibunds.

Als die Königin Viktoria gestorben war und den Thron des Vereinigten Königreichs König Eduard VII. bestiegen hatte, der in Paris einen großen Teil seiner lustigen Jugendzeit und auch seines heiteren Mannesalters verlebt hatte, zog eine Wolke am englisch-deutschen Horizont auf. Wir erinnern uns alle, wie König Eduard VII. im Verein mit Delcassé persönlich eine Verschwörung anzettelte, deren Ziel war, Deutschland diplomatisch zu isolieren. Wir erinnern uns alle, daß es diesem englischen König und diesem französischen Minister in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, die Kluft auszufüllen, die seit Jahrhunderten England von Frankreich trennte, und jene englisch-französische „Entente cordiale“ zu schließen, die im Verein mit dem französisch-russischen Bündnis eine wahre Umwälzung in der diplomatischen Welt herbeiführen sollte. Indem England sich mit Frankreich vereinigte, trennte es sich von Italien, um in das

Digitized by Google

Lager übertreten zu können, das dem Deutschlands feindlich war. Die Wiederannäherung zwischen England und Rußland, die sich durch die guten Dienste Frankreichs vollzog, vervollständigte dadurch, daß sie zum englisch-russischen Abkommen in Asien führte, das Werk Eduards VII., der so in den wenigen Jahren seiner Regierung eine große Metamorphose in der englischen Politik herbeiführte, indem er sie, die bisher mit der Politik des Dreibunds solidarisch gewesen war, in einen schroffen Gegensatz zu ihr brachte.

Infolge dieser Wandlung erhob sich wieder riesengroß die maritime Gefahr für Italien. Allerdings hatten unterdessen Deutschland und Oesterreich-Ungarn an Macht zur See bedeutend gewonnen; aber dieser Fortschritt, der Italien wohl erlaubt haben würde, der französischen Gefahr zur See entgegenzutreten, war bei weitem nicht groß genug, um es Italien zu ermöglichen, zu gleicher Zeit der französischen und der englischen Seegefahr die Stirn zu bieten. Es war klar, daß Italien der vereinigten englischen und französischen Flotte gegenüber seiner überaus langgestreckten Küsten, seiner vielen vom Meer bespülten Städte, der längs der Küsten laufenden Bahnlinien, seiner Inseln und seiner Kolonien nicht mehr sicher war. Diese von Deutschland und Oesterreich-Ungarn vollkommen anerkannte Tatsache bewog diese beiden Mächte, ihre Zustimmung zu der Erklärung zu geben, daß Italien an dem eventuellen Kriege nicht teilnehmen würde in dem Falle, daß an diesem England teilnehmen sollte. Das, was ich hier sage, wurde im Jahre 1906 öffentlich in einer Sitzung des italienischen Senats von dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Francesco Guicciardini, ausgesprochen und wurde weder in Deutschland noch in Oesterreich-Ungarn angefochten.

Nehmen wir zu diesem Grunde noch den andern, von mir bereits erwähnten hinzu, daß der Dreibundvertrag defensiv ist, insofern er den Casus foederis für den Fall festsetzt, daß eine der verbündeten Mächte angegriffen wird, so ergibt sich klar und deutlich, daß Italien nicht verpflichtet war, an dem gegenwärtigen Kriege teilzunehmen, weil weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn angegriffen worden war und weil England an dem Kriege teilnahm. Der andre, von Delcassé kürzlich erwähnte Grund, daß Italien in seinen Mittelmeerabkommen mit Frankreich über Marokko und Tripolitanien sich verpflichtet hatte, nicht an einem Angriff Deutschlands auf Frankreich teilzunehmen, hat keine Bedeutung, weil der Dreibundvertrag defensiv ist und daher den Fall eines deutschen Angriffs auf Frankreich nicht in Betracht zieht, ebenso wie er den Fall eines Angriffs von seiten Italiens auf Frankreich und den Fall eines Angriffs von seiten Oesterreich-Ungarns auf Rußland nicht vorsieht. Daher hatten sich Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die diese Verpflichtung Italiens kannten, niemals beklagt, im Gegenteil, sie waren froh, weil auf diese Weise durch die Besserung der Beziehungen zwischen Frankreich und Italien die so sehr gefürchtete Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges in die Ferne gerückt war.

Wir können also zum Schlusse sagen, daß, da aus mehreren Gründen der Casus foederis nicht gegeben ist, Italien das volle Recht hatte, nicht an dem

Digitized by Google

gegenwärtigen Kriege teilzunehmen, und daß es von diesem Recht mit Zustimmung seiner Verbündeten Gebrauch gemacht hat, die, da sie dieses Recht anerkennen, nicht protestiert, keine Vorstellungen erhoben und sich mit der Erklärung wohlwollender Neutralität begnügt haben.

Da Italien also durch den Bündnisvertrag nicht verpflichtet ist, am Kriege teilzunehmen, da es stark befürchtete, daß das Vorgehen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien den Statusquo auf der Balkanhalbinsel zum Schaden des italienischen Einflusses erschüttern werde, da es sein Heer nicht vollständig bereit hatte, neuerdings einen Krieg zu beginnen, zumal einen großen Krieg, da es ferner befürchtete, daß die im Mittelmeer miteinander vereinigten Flotten Frankreichs und Englands leicht die italienischen Städte auf den langgestreckten Küsten würden beschießen, seine großen Inseln in Gefahr bringen und die Verbindung zwischen Italien und Libyen, wo der Krieg gegen die Beduinen fortdauert, abschneiden können, kurz, da Italien keine Verpflichtungen zu erfüllen und von einer Beteiligung am Krieg viel zu fürchten hatte, so hat es den einzigen Entschluß gefaßt, den zu fassen ihm übrig blieb: es hat seine Neutralität erklärt.

*

Nachschrift eines Seeoffiziers

Ohne auf die von dem Herrn Verfasser berührten Fragen politischer und diplomatischer Natur eingehen zu wollen, möchte ich, der mir gewordenen Anregung folgend, eine kurze Bemerkung anknüpfen an den wiederholten Hinweis des Herrn Verfassers, daß es mit in erster Linie auch die maritime Frage im Mittelländischen Meere gewesen sei und sein müsse, welche Italien seine tatsächlich eingenommene Haltung diktiere.

Gerade unter dem rein maritimen und marinepolitischen Gesichtspunkte betrachtet, stellen sich die Dinge erheblich anders und sehr viel günstiger im italienischen Sinne dar. Ich gehe dabei allerdings auch von der Grundlage aus, daß der innere Wert der italienischen Flotte, die Ausbildung und Schulung ihrer Besatzungen ein sehr hoher ist. Das gleiche gilt von der österreichisch-ungarischen Flotte. Der französischen Flotte geben maritime Fachleute nicht dasselbe Zeugnis. Außerdem sei auf das Urteil eines sehr intelligenten und mit den Zuständen aller Mittelmeermarinen wohlbekannten Seeoffiziers Bezug genommen, der selbst Angehöriger eines kleinen Mittelmeerstaates ist. Dieser erklärte im vorigen Jahre deutschen Seeoffizieren, er stelle obenan den Geist und die Ausbildung der italienischen und der österreichisch-ungarischen Marine, danach die kleinen Mittelmeermarinen und an letzter Stelle die französische.

Auch auf einen andern unparteiischen Zeugen sei verwiesen. Vor kurzer Zeit wurden Aktenstücke über die englisch-russischen Vorverhandlungen für den Abschluß einer Flottenkonvention veröffentlicht. Diese Konvention sollte sich auf die Ostsee sowohl wie auf das Mittelmeer ausdehnen. In dem Aktenstücke wird

Digitized by Google

die Ueberlegenheit der italienischen und österreichischen Flotte über diejenige Frankreichs als eine gar nicht zu bestreitende Tatsache hingestellt. Rußland verlangte deshalb von Großbritannien eine entsprechende britische Flottenmacht im Mittelländischen Meere. Eine Macht, die größer sei als die zurzeit dort befindliche. Dazu war und ist Großbritannien nicht imstande gewesen und ist es auch heute nicht. Bedenkt man dazu die Rücksichten, welche Großbritannien zur See auf Aegypten und die Entwicklungen in der Türkei zu nehmen hat und steigend zu nehmen haben wird, so ergibt sich, daß es für Großbritannien ausgeschlossen wäre, seine Mittelmeerstreitmacht, die an sich schon nicht genügend wäre, ganz einzusetzen, um der französischen Flotte gegen eine vereinigte italienisch-österreichische Flotte Beistand zu leisten. Hier scheint der Kernpunkt der Frage zu liegen: es handelt sich mithin um nicht mehr und nicht weniger als um den Willen und den durchdachten Entschluß Italiens und Oesterreich-Ungarns, auf ein gemeinsames Ziel hin zu kooperieren. Dieses Ziel würde die Beherrschung des Mittelländischen Meeres sein. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß die beiden Mächte — wissen sie nur, was sie wollen — für eine erfolgreiche Durchführung dieses Kampfes gerade jetzt alle Aussichten hätten.

Die vielgefürchtete Beschießung italienischer Küstenstädte käme dann kaum in Betracht. Denn ein solcher Krieg würde nicht als Küsten- und Blockadekrieg geführt werden, sondern auf die Vernichtung der schwimmenden Streitmacht des Gegners ausgehen. Die Zufuhr des Kohlenbedarfes würde über das Festland erfolgen können.

Die Anbahnung einer maritimen italienisch-österreichischen Kooperation ist durch die Ereignisse gehindert worden. Das kann aber kein Grund sein, diesen Gedanken jetzt als erledigt beiseite zu legen. Gerade in diesem Augenblick wäre er fruchtbarer denn je. Italien ist, und ganz besonders seit seinem tripolitanischen Feldzuge — der übrigens die Leistungsfähigkeit der Marine in hellstem Lichte zeigte — auf eine starke maritime Stellung im Mittelländischen Meere angewiesen.

Der oft geäußerten Meinung, daß Italien durch eine Kooperation mit dem Dreibunde sich seine Zukunft für den Fall vollkommen zerstöre, daß der Dreibund nicht Sieger würde, ist die Frage entgegenzuhalten: Glaubt ein einsichtiger Italiener, daß eine siegreiche Tripelentente auch nur das geringste Interesse daran hätte, Italien als Mittelmeermacht stark zu sehen? Im Gegenteil, Frankreich und England würden das Mittelmeer absolut beherrschen und Italien, das nunmehr ohne jeden Rückhalt wäre, zum kleinen, abhängigen Vasallenstaat machen.

Es mag für Italien naheliegen, die hier angedeuteten Gedanken als die Väter entsprechender deutscher Wünsche anzusehen. Daher sei an unsre italienischen Leser die Bitte gerichtet, diese Gedanken nüchtern fachmännisch nachprüfen und ebenso nüchtern die politischen Schlüsse aus ihnen ziehen zu wollen.

Digitized by Google

Die moderne Atomisierung der Welt

Von

Dr. Max R. Weinstein

Der alte Demokrit oder Leukipp, oder wer zuerst die Zusammensetzung der Natur aus kleinsten Persönlichkeiten gelehrt hat, würde, wenn er unter uns weilte, seine Freude haben, zu sehen, wie seine große Idee von allen Seiten jetzt ausgebildet, erweitert und ins äußerste getrieben wird. Daß die Chemiker und Physiker sich der Atome mit schönstem Eifer bemächtigt haben, um den Aufbau der Stoffe den Erfahrungen gemäß zu erklären, weiß jeder. Es hatte sich nämlich gezeigt, daß die Vereinigung der Stoffe miteinander durchaus nur in Sprüngen vor sich geht, nicht in stetiger Folge. So unzählig viele Verbindungen die anorganische und organische Welt aus verhältnismäßig doch wenigen Elementen bildet, so sind diese gleichwohl durch endliche Strecken voneinander geschieden; keine Verbindung kann in die andre durch Benutzung andrer Verbindungen oder der Elemente auf stetigem Wege übergeführt werden. Zwischen der Verbindung Wasser und der Wasserstoffsuperoxyd gibt es keine Verbindung mit mehr Sauerstoff als im Wasser und weniger als im Wasserstoffsuperoxyd. Letzteres enthält doppelt so viel Sauerstoff als ersteres bei gleichem Besitz an Wasserstoff. Mit ebenso vielem Wasserstoff $1^1/_2$, $1^2/_3$, $1^1/_{100}$, $1^1/_{1000}$ usw. Sauerstoff als im Wasser zu verbinden ist nicht möglich. Aus solchen und ähnlichen Beispielen hat man aber geschlossen, daß, soweit die Chemie in Frage kommt, die Stoffe aus kleinsten Teilchen bestehen müssen, die für sich chemisch nicht mehr teilbar sind, die Atome. Hat Wasser auf 2 Atome Wasserstoff 1 Atom Sauerstoff, so kann die nächste Verbindung ebenfalls mit 2 Atomen Wasserstoff nur 2 Atome Sauerstoff aufweisen (oder 3 oder 4 usw.), nicht $1^1/_2$ oder $1^1/_{1000}$ usw. Mit andern Worten, es können bei den Verbindungen nur ganze Zahlen in Frage kommen, nicht Brüche; alle Verbindungen stehen unvermittelt, die unzähligen denkbaren Zwischenglieder fehlen. Der große Mathematiker Kronecker pflegte uns im Kolleg einzuschärfen, daß im Grunde die für die Naturwissenschaft in Betracht kommende Analysis die Lehre der ganzen Zahlen sei, daß die so gefürchtete Differential- und Integralrechnung nur eine aushilfsweise Näherungsrechnung bedeute. Und es haben große Physiker und Mathematiker Differenzen- und Summenrechnungen ausgebildet, die nur leider gar zu ungefüge Formeln geben.

Indessen hat die neuere Physik einen kleinen Strich durch diese an sich so bequeme Theorie der Atome gemacht, indem sie entdeckte, daß diese — wir wollen sie chemische Atome nennen — ihrerseits doch noch zusammengesetzte Dinge sind. Ein Atom Wasserstoff, das in allen chemischen Verbindungen so bestimmt als Einheit wie der Mensch im Staate auftritt, soll gleichwohl schon

Digitized by Google

eine Vielheit sein — aus Korpuskeln, wie man sagt, vielleicht aus tausend und mehr bestehen. Die physikalischen Einheiten wären hiernach bei weitem kleiner als die chemischen. Letztere würden schon Vergesellschaftungen — der Dichter Skowronnek haßt dieses Wort, es ist aber nicht zu entbehren — der ersteren bedeuten. Und man kann nunmehr einen Traum als der Erfüllung entgegengehend ansehen, den die Menschheit seit Jahrtausenden träumt, von der Umwandelbarkeit der chemischen Elemente ineinander. Denn hiernach wären die chemischen Elemente auch nur Verbindungen, vielleicht von kleinsten Teilchen gleicher Art, wie Wasser und Wasserstoffsuperoxyd beide nur Wasserstoff und Sauerstoff enthalten, aber sich grundverschieden gebärden, weil letzteres doppelt so viel Sauerstoff besitzt als ersteres. Die stoffliche Welt sollte dann nur aus einer Art von Persönlichkeiten bestehen, den eigentlichen Persönlichkeiten. Allein wo ist hier die Grenze? Gedanklich können wir schon jetzt zwischen den uns als Beispiel dienenden Verbindungen tausend und mehr Verbindungen einschalten; die Chemie hat sie noch nicht zuwege gebracht, aber als physisch möglich müssen wir sie bezeichnen, nachdem einmal erkannt ist, daß die Atome zusammengesetzt sind. Und wer bürgt uns dafür, daß die berufenen Korpuskeln nun wirklich die allerletzten Individuen sind, die wirklichen „Unteilbaren"? Bei den radioaktiven Stoffen, die auch Korpuskeln aussenden, hat man zum Erstaunen der Welt die Umwandlung des Elements Radium in das Element Helium gefunden und glaubt der Umwandlung in noch andre Elemente auf der Spur zu sein. Das würde freilich ein gewisser Hinweis sein auf die hohe Stellung der Korpuskeln. Aber einstweilen doch nur ein Hinweis. Lange vor Entdeckung dieser Korpuskeln haben Forscher schon Systeme für die Entwicklung der Elemente aus wirklichen einzigen Bausteinen der Welt ausgebildet. Die Wissenschaft muß aber noch eingehendste Untersuchungen anstellen und Entdeckungen machen, ehe sie solchen Systemen festen Untergrund verleihen kann.

Indessen eilt der Mensch hier wie überall dem unmittelbar Gegebenen weit voraus, zum Schmerz und Aerger vieler, die die Besonnenheit gar zu eng auffassen. Aus der bekannten Wirbeltheorie von Helmholtz hatte schon Lord Kelvin die Meinung gefaßt, die letzten Persönlichkeiten der Stoffe bedeuteten nichts andres als Ungleichheiten in dem alles erfüllenden Aether. Sind diese Ungleichheiten von derselben Art, vielleicht Wirbel selbst, so hätten wir nur gleiche solche Persönlichkeiten. Dann kam die folgenschwere Entdeckung der elektrischen Ladungen der Kathodenstrahlen und führte zu einer Atomisierung der Elektrizität, zu den Elektronen. Und da man Grund zu haben glaubte, diese Elektronen (negative Elektrizität) als die wirklich letzten Persönlichkeiten der Elektrizität anzusehen, und man darum ihre stofflichen Träger als die vorbezeichneten Korpuskeln annehmen mußte, warf man diese Träger, d. h. die Stoffe, beiseite und betrachtete die Elektronen als die alleinigen letzten Persönlichkeiten der Welt, die durch Vergesellschaftung und Bewegung nicht nur die Elektrizität, sondern auch alle Arten dessen, was wir Stoff nennen, bilden. So rasch hat man diesen Uebergang bewerkstelligt, daß man die außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich ihm

Digitized by Google

von sehr vielen Seiten entgegenstellen und auf die hier nicht eingegangen werden kann, halsbrecherisch übersprang.

In einem andern Aufsatz in dieser Zeitschrift habe ich schon ausgeführt, wie rücksichtslos verwegen die moderne Wissenschaft sich durch Dickichte von Einsprüchen durchhaut. Und so hat einer unsrer größten Physiker, Max Planck, einen Gedanken mit äußerster Kühnheit in die Wissenschaft gesetzt, den der Atomisierung auch der Energie. Auch die Energie soll aus letzten Persönlichkeiten zusammengesetzt sein, für die er den leider sehr unglücklichen Namen Quanten gewählt hat. Diese Annahme führt zu einer Theorie der Energien, ganz entsprechend der Atom- oder Korpuskeltheorie der Stoffe, die sich schon als höchst fruchtbringend nicht allein für die Strahlungslehre — wofür ihr Urheber sie geschaffen hat —, sondern für die Wissenschaft überhaupt erwiesen hat. Aber da alle Vorgänge entweder mit Energieverbringung oder mit Energieumsetzung verbunden sind — ja, wie manche glauben, sogar nichts andres bedeuten als diese Verbringung oder Umsetzung von Energie —, so ergibt sich der folgenschwere Schluß, daß nicht allein in der Welt der Stoffe (und Elektrizität), sondern auch in der der Vorgänge absolute Unstetigkeit herrscht; auch die Vorgänge sind atomisiert, sie bestehen aus kleinsten Vorgängen, Vorgangspersönlichkeiten, die durch vorgangleere Abschnitte getrennt sind. Das ist etwas für uns fast Unglaubbares. Wir sollen unsre ganze Anschauung von den Vorgängen umwandeln. Dann muß es eben geschehen, meint Planck, denn man könne eine wirklich neue Idee nicht nach alten Anschauungen messen. Und letzterem muß man zustimmen.

Und ganz unvermittelt ist eigentlich die Idee der Atomisierung der Vorgänge nicht gekommen. Planck hatte für sie einen guten Grund, der zu tief in die Spezialwissenschaft führt, als daß er in einem kurzen Aufsatz hinlänglich klargelegt werden könnte. Aber die Idee erinnert auch lebhaft an die Auffassung, die einige Eleaten von den Naturvorgängen besaßen. Wenn sie z. B. die Welt der Vorgänge als Schein daraus behaupteten, daß ja jede Bewegung tatsächlich nur aus Ruhe bestände, indem der sich für uns bewegende Körper doch in jedem Punkte seiner Bahn sich aufhalte, und Aufenthalt der Ruhe gleich sei, so sahen sie wirklich die Bewegung als etwas Unstetiges an. Haltestelle folgt auf Haltestelle, ein *Durchgehen* durch die Punkte der Bahn erkannten sie nicht an; das Stetige besteht aber eben in dem *Durchgehen*, wie das Unstetige in dem *Halten*. Noch näher zu dem Planckschen Gedanken führt die im achtzehnten Jahrhundert nicht ungewohnte Annahme, daß die Zeit nicht stetig verlaufe, sondern in Sprüngen. Indem diese Sprünge als äußerst nahe aufeinanderfolgend angesehen wurden, so daß Moment auf Moment sich gibt, kam man zu einer Atomisierung der Zeit. Die Atome sind hier die Momente, denen unendlich kurze Dauer zukommt. Die Zeit bedeutet eine Reihe solcher Momente, deren jeder von dem andern durch Nichtzeit getrennt ist. Es ist für uns nicht einmal schwer, die Zeit so aufzufassen, denn unsre eigne, innerlich empfundene Zeit ist durchaus unstetig, weil unser Bewußtsein sich unstetig verhält. Ja die Stetigkeit der Zeit

Digitized by Google

wird erst unter Vermittlung der Erinnerung gewonnen, die zeitlose, d. h. für uns bewußtlose Strecken überbrückt. Deshalb ist freilich die psychologische Zeit, das ist das Bewußtsein von der Folge und dem Wechsel unsrer inneren Tätigkeiten, durchaus von der physischen Zeit, die eine Projektion jener Zeit auf die Außenwelt darstellt, indem wir die Außenwelt nur so beurteilen können wie die innere Welt, getrennt zu halten. Ueberträgt man aber die Beurteilung unsrer inneren Welt unverändert auf die Außenwelt, dann ist eine unstetige, atomistische Zeit das Entsprechende. Und wie nahe oder wie fern die Zeitatome, die Momente, folgen, kommt nicht in Frage, denn da der Zwischenraum eben zeitlos ist, hat die Dauer für ihn keinen Sinn. Alles das können wir uns an uns selbst sehr gut verdeutlichen. Der bewußtlose Zustand ist uns, mögen uns andre sagen, er habe eine Sekunde oder Tage gedauert, gleichwert; wir haben für ihn keinen Maßstab. Die etwaige Verdunkelung der Erinnerung ist nur ein sekundärer Maßstab und hängt von vielen Nebenumständen ab.

Wird aber die Zeit atomistisch angesehen, dann müssen auch alle Vorgänge, die ja in der Zeit verlaufen, atomistisch geartet sein, also Max Plancks Annahme entsprechen. Jeder Vorgang wäre eine Folge von unzähligen Explosionen, die die Vorgangsatome darstellen. Und jedes Vorgangsatom würde ein Zeitatom ausfüllen. Was nun das Erste ist: ob die Zeit atomistisch erscheint, weil die Vorgänge atomistisch geschehen, oder ob umgekehrt die Vorgänge atomistisch erscheinen, weil die Zeit atomistisch verläuft, läßt sich unzweideutig nicht entscheiden. Nach unsrer inneren Eigenheit könnte man aber geneigt sein, das erstere als das Zutreffende anzunehmen, denn unsre seelischen Vorgänge sind durchaus ständig wechselnd, jedes Halten auf einem Vorgang ist Bewußtlosigkeit. Es ist schwer, das des näheren auszuführen, wie ich es in meinem Werke „Philosophische Grundlagen der Wissenschaften“ getan habe. Das scheint mir aber sicher, daß Plancks Idee von der Atomistik der Vorgänge die Physik der Psychologie außerordentlich nahe bringt, was große Bedeutung für die Auffassung der Welt und ihrer Gesetze hat. Und hier darf ich noch eine besondere Bemerkung machen.

Unsre inneren Tätigkeiten zur Herbeiführung von äußeren Tätigkeiten, z. B. Wollen, um den Körper oder Teile von ihm zu bewegen, verhalten sich nicht wie Kraft zur Leistung, sondern wie Auslösung zur Folgeerscheinung. Das Wollen bewegt den Körper nicht, sondern löst die physischen Energien der betreffenden Nerven und Muskeln aus, die die Bewegung, nun rein physisch, herbeiführen. Es sind schon von andern die lebenden Wesen wie unendlichartige Explosionsmaschinen angesehen worden, wobei die psychischen Tätigkeiten die Rolle des Funkens im Pulverhaufen spielen. Die Energien, ob psychisch oder physisch betrachtet, der auslösenden Tätigkeiten sind aber außerordentlich geringfügig im Verhältnis zu den Energien der ausgelösten Tätigkeiten, schon auf dem Gebiete der Physik und Chemie sind sie mitunter gar nicht nachweisbar in ihrer Geringfügigkeit, wofür die katalytischen Wirkungen mancher Stoffe gute Beispiele geben.

Digitized by Google

Da könnten Max Plancks Energieatome, die Quanten, manches besser verstehen lehren, nicht bloß psychisch, sondern auch physisch, soweit letzteres physisch analog behandelt werden darf. Psychisch kämen einzelne Energieatome ins Spiel, um Massenansammlungen von physischen Energieatomen auszulösen. Plancks Energieatome gewännen so eine außerordentliche Bedeutung für die Biologie im weitesten Sinne. Die vollständige Atomisierung nach allen Richtungen müßte auch auf dieses Gebiet übergreifen und so Körper und Leben in Einzelnes auflösen. Das kann um so eher geschehen, als wir ja nunmehr wissen, daß gerade in den Einzelnen so ungeheure Energien aufgespeichert sind, daß gegen ihre Menge das, was nach außen zum Vorschein kommt, nur als geringfügig bezeichnet werden kann. Die Energien aller unsrer Maschinen, Eisenbahnzüge, Schiffe usw. zusammen, und selbst im Laufe vieler Jahrzehnte, sind kaum nennenswert gegen die verborgenen Energien der Einzelnen in mäßig großen Stoffansammlungen. Das Rüstzeug ist da, und die Zeit muß kommen, wo die wichtigste unsrer Wissenschaften, eben die Biologie, von ihr Gebrauch macht.

Zuletzt von einer ganz andern und doch mit der obigen zusammenhängenden Bedeutung der Atomisierung der Natur, mit der uns die berufene und jetzt schon, wenn auch nur wegen ihrer jugendlichen, freilich sehr unheilvollen Auswüchse, fast verrufenen Relativitätslehre beschenkt hat. Diese Lehre löst radikal jeden Verband in der Natur auf. Die Welt ist nur ein Haufe von Einzelnen, Atomen, Korpuskeln, Elektronen oder wie wir diese Einzelnen nennen wollen. Kein Einzelnes steht mit irgendeinem andern Einzelnen in Verbindung, jedes Einzelne hat, wie seinen eignen Raum, so seine eigne Zeit. Und diese Eigenzeit des Einzelnen ist nicht einmal für dieses Einzelne immer von gleicher Art, sondern abhängig von dem Zustande, in dem das betreffende Einzelne sich befindet. Ruht z. B. ein Einzelnes im Raume, so besteht es in dem, was wir gewöhnlich Zeit nennen, so daß diese Zeit allen Einzelnen zukommt, wenn sie im Raum unverändert verharren. Bewegt sich ein Einzelnes im Raum, so wird seine Zeit eine ganz andre und durchaus abhängig von der Art, wie es sich bewegt, z. B. ob in gerader Linie, im Kreis, in der Ellipse usw. Stellen wir uns den Zeitverlauf eines Einzelnen zeichnerisch aus seinen Teilen zusammen, so erhalten wir eine Linie, aus den allerverschiedensten Stücken bestehend; hier erstreckt sie sich gerade, dort elliptisch, hyperbolisch, spiralig usw., so daß sie sich auch selbst durchschneidet oder beliebig in sich herumläuft oder schwingt usw. Eine wahre Unsterblichkeit in den so unendlichartigen Formen, wie sie nur der phantasiebegabteste Indier in seiner Seelenlehre geträumt hat. Aber — was nochmals hervorgehoben werden muß — kein Einzelnes steht in dieser oder in irgend andrer Hinsicht mit irgendeinem andern Einzelnen irgend in Verbindung, jedes Einzelne steht für sich allein. Diese Lehre erinnert ziemlich stark an die Leibnizsche Monadenlehre, die Monaden sind ja an sich gleichfalls einzig für sich (in se et per se) stehende Einzelne.

Woher gleichwohl die Verbände im All, z. B. die Weltsysteme, jedes Lebewesen, ja jeder Stein? Die Monadenlehre nimmt das Bewußtsein zu Hilfe.

Digitized by Google

Die Relativitätslehre bedient sich nur der Aehnlichkeit der Zustände der Einzelnen und definiert z. B. starre Verbände aus solchen Aehnlichkeiten, flüssige aus solchen usw. Noch sind die Relativitätsgelehrten nicht einmal in der Lage, die Aehnlichkeiten anzugeben, welche diese oder jene Verbände zu dem machen, was sie für uns sind. Auch der Verfasser hat sich damit für ein Verbändchen abgemüht. Geschweige, daß man zu sagen vermöchte, was diese Aehnlichkeiten veranlaßte und wodurch ihre Dauer gewährleistet ist. Es steht auch hier ungefähr so wie mit dem Bewußtsein in der Leibnizschen Monadenwelt, nur nicht entfernt mit so großen Hinweisen, wie sie der gewaltige Philosoph für seine Monaden verkündet hat. Für die Auffassung der Welt ist diese absolute Auflösung in völlig für sich stehende Einzelne das wichtigste der Relativitätslehre, wie sie wohl auch den Gipfel der Atomisierung der Welt bildet. Die Bedeutung dieser Atomisierung für die Auffassung vom Leben zu verfolgen, soll einem späteren Aufsatz vorbehalten bleiben.

Von Krieg und Politik

Von

Prof. Dr. Schiemann

Was sich in dem Monat vollzogen hat, der zwischen dem 12. September und 12. Oktober liegt, zeigt ein militärisches und politisches Bild, das seinesgleichen in der Geschichte der Menschheit noch nicht gehabt hat. Noch niemals haben so gewaltige Truppenmassen kämpfend einander gegenübergestanden, noch niemals sind Schlachten geschlagen worden, in welchen alle Errungenschaften der Technik wie der Wissenschaft in gleichem Maße von den Kriegführenden ihren Aufgaben zu Dienst gestellt worden sind, und noch niemals hat es Schlachtfelder von so ungeheurer Ausdehnung gegeben wie heute auf dem östlichen wie auf dem westlichen Kriegsschauplatze. Es ist nicht möglich, der Schlacht einen Namen nach dem Ort zu geben, an dem die Entscheidung fiel, denn sie fällt gleichzeitig auf einem ungeheuren Raum, der weit über hundert Kilometer umfaßt, und sie ist zugleich Belagerung und Feldschlacht, sie führt den Krieg unter der Erde und in den Lüften, während gleichzeitig die Marine denselben Kampf auf, über und unter dem Wasser ficht. Sie dauert nicht Tage, sondern Wochen, und stellt einen Koalitionskrieg dar, der mehr als die halbe Welt gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn geeinigt hat. Aber noch eines kommt hinzu, es ist zugleich ein Krieg der Lüge gegen die Wahrheit. Die berüchtigten Bulletins des ersten Napoleon erscheinen wie schwächliche Beschönigungen und Entstellungen im Vergleich zu der dreisten Verkehrung der Wahrheit in ihr Gegenteil, die bei allen Kundgebungen, die von England, Frankreich, Rußland ausgegangen sind,

Digitized by Google

die Regel geworden ist. Eine Verleumdungskampagne, um die noch schwankenden Entschließungen der neutralen Mächte zu bestimmen, ein systematisches Verfolgen aller Versuche, der Wahrheit einen Weg offen zu lassen. England hat alle Kabel durchschnitten, die nicht unter seiner Kontrolle stehen, es hat jede Zeitung beschlagnahmt, jeden Brief konfisziert, der Nachrichten enthielt, die nicht seiner Lügenfabrik entstammten, und, um ein Beispiel anzuführen, alle über englische Häfen fahrenden Reisenden neutraler Mächte darauf visitiert, ob sie nicht die gefährliche Konterbande der Wahrheit mit sich führten.

Die Folge war, daß in allen Englisch redenden Staaten, in den großen Dominien Kanada, Neuseeland, Australien, Südafrika sowie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Südamerika die ungeheuerlichsten Gerüchte über deutsche Gewalttaten und über deutsche Niederlagen verbreitet wurden. In Neuyork glaubte man so fest an eine deutsche Invasion in der Schweiz, daß große Geldmittel bereitgestellt wurden, um die angeblich an Leben und Eigentum bedrohten Landsleute zu befreien. Man muß die während der ersten Kriegswochen in Amerika erschienenen Zeitungen mit ihren Schmähungen gegen Deutschland und speziell gegen unsern Kaiser gelesen haben, um eine Vorstellung davon zu gewinnen, wie diese englische Verleumdungskampagne gewirkt hat. Erst in letzter Zeit beginnt sich eine Wandlung bemerkbar zu machen. Die Deutsch-Amerikaner und die amerikanischen Iren sind tapfer für uns eingetreten, die aus Deutschland repatriierten amerikanischen Bürger, welche die ersten Wochen des großen Krieges bei uns miterlebt haben, wurden Zeugen für Deutschland, aber noch ist die Nachwirkung und die Weiterarbeit der englischen Intrige so stark, daß Präsident Wilson es möglich gefunden hat, das ihm zugegangene Telegramm Kaiser Wilhelms mit jener salbungsvollen und leeren Entgegnung zu beantworten, die weder warm noch kalt ist und die uns davon Zeugnis gibt, daß es an Mut fehlt, sich zur Wahrheit zu bekennen. Vielleicht lockt auch die zynische Aufforderung, die von englischer und von russischer Seite an die Vereinigten Staaten gerichtet worden ist, die Gelegenheit zu benutzen, um in Südamerika den deutschen Handel zu vernichten und den amerikanischen Handel das Erbe Deutschlands antreten zu lassen. Staatssekretär Dernburg, der zurzeit in Amerika weilt und überaus tätig und geschickt für unsre Interessen eintritt, hat jenen hinterlistigen Anschlag in einer seiner Reden ins rechte Licht gesetzt und ad absurdum geführt. Auch das soll nicht verschwiegen werden, daß einer unserer Austauschprofessoren, John W. Burgeß, mannhaft für uns eingetreten ist, und wir erwarten, daß sein Beispiel nicht ohne Nachfolge bleiben wird.

Von größerer Bedeutung könnte es freilich werden, daß die Vereinigten Staaten allmählich zur Einsicht kommen, daß die japanischen Bundesgenossen Englands nicht nur die deutschen Interessen in der Südsee schädigen und sich die deutschen Stützpunkte zu eigen zu machen bemüht sind, sondern in gleicher Weise darauf ausgehen, auch Amerika aus dem Stillen Ozean zu verdrängen. Noch ist es jedoch zweifelhaft, ob die Konzentrierung der amerikanischen Schlacht-

Digitized by Google

flotte in den Häfen der Philippinen mehr bedeutet als eine Demonstration, die den skrupellosen Staatsmännern in Tokio wenig Sorge machen dürfte, sobald sie überzeugt sind, daß der Demonstration keine Taten folgen werden. Es hat aber den Anschein, daß sie guten Grund haben anzunehmen, daß Präsident Wilson und Staatssekretär Bryan entschlossen sind, unter allen Umständen Amerika den Frieden zu erhalten. Wie weit das klug ist, dürfte sehr fraglich sein. Schon der Fall von Kiautschau, dessen heldenmütige Verteidigung gegen die verbündeten Kräfte Japans und Englands zugleich eine Verteidigung Amerikas bedeutet, würde eine ernstliche Gefährdung der amerikanischen Interessen in China bedeuten, während die Festsetzung der Japaner auf unsern Südseeinseln ganz direkt die Besitzungen Amerikas auf den Philippinen und der Samoagruppe bedroht. Nun zweifeln wir zwar nicht daran, daß, nachdem wir mit unsern europäischen Feinden abgerechnet haben, auch die Reihe an Japan kommen wird, dem eine Lektion, die es zur Bescheidenheit zurückführt, sehr not tut. Der Tag dieser Abrechnung mag noch ziemlich weit abliegen, aber er kann auch früher kommen, als wahrscheinlich ist, und auch der ferne Osten erfahren, daß diejenigen falsch gerechnet haben, die den Gedanken nicht fassen konnten, daß Deutschland der zahlreichen und so starken Feinde Herr werden könne, die es heute nicht einen nach dem andern, sondern gleichzeitig niederwirft. Der Fall von Antwerpen muß die Entscheidung in Frankreich nach sich ziehen und bedeutet zugleich eine ernste Niederlage Englands, das nunmehr ganz auf seine Seemacht und seine Insel angewiesen bleibt. Nun hat zwar England seine Bundesgenossen zu gemeinsamem Ausharren bis zum gemeinsamen Friedensschluß verpflichtet, aber es ist sehr geringe Aussicht, daß die Bundesgenossen in der Lage sein werden, ihm Wort zu halten. Den Frieden wird Deutschland diktieren, und unsre Feinde werden ihn schließen müssen, wenn ihre Kräfte ganz zusammengebrochen sind, zumal es keineswegs gegenseitige Zuneigung oder Interessengemeinschaft ist, die sie zusammengeführt hat, sondern trotz gegenseitiger Abneigung und trotz direkt entgegengesetzter Interessen, der gemeinsame Haß gegen Deutschland. Es ist wohl nützlich, auf diesen Gegensatz der Verbündeten von heute hinzuweisen. Noch im Oktober 1912 schrieb das vornehmste Organ des Moskauer Liberalismus, der „Golos Moskwy“: „Unser Hauptfeind und zugleich der Feind der gesamten Welt ist England, das nicht nur Rußland, sondern ganz Europa in einer Art Konzentrationslager gefangenhält wie einst die Buren in Südafrika.“ Im Juni 1909 aber schrieb der „Courrier Européen“, ein in Paris erscheinendes radikales, aber von der Regierung unabhängiges Blatt:

„Rußland, das, wie alle Welt wisse, von Gott geschaffen sei, um Frankreich vor einer deutschen Invasion zu schützen, habe von 1700 bis 1900 nichts getan als erobert, es habe wie ein Heuschreckenschwarm alles Land ringsum verwüstet, ohne irgendeine Kulturaufgabe zu erfüllen. Rußland werde sterben und sei bereits todkrank. Es sei ganz vergeblich, daß England und Frankreich sich bemühten, diesen Leichnam für lebendig auszugeben; die letzten Ereignisse (das Versagen

Digitized by Google

in der bosnisch-herzegowinischen Krisis) haben bewiesen, daß der Arm, auf den die Westmächte sich zu stützen dachten, kraftlos sei." Was aber die Freundschaft Englands zu Frankreich betrifft, so ruht sie auf einem Fundament unüberwindlicher gegenseitiger Antipathie und nebenher auf gegenseitiger Geringschätzung. Als 1898 Lord Kitchener dem Obersten Marchand in Faschoda darlegte, daß es für England absolut notwendig sei, die französische Flotte zu zerstören, fügte er wörtlich hinzu: „Wir in England sind alle überzeugt, daß, nachdem diese Operation einmal vollzogen ist, wir die allerbesten Kameraden sein werden." Damals hat Delcassé auf solcher Grundlage die „Kameradschaft" mit England besiegelt. Man ließ die französische Flotte verkommen und wurde Englands Vasall. Heute aber, da auf französischem Boden die Schlachten Englands geschlagen werden, mag den einsichtigen Franzosen ein Gedanke wieder lebendig werden, den Henri Moreau im März 1906 in der „Europe Coloniale et Politique" aussprach: „Eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland wäre nicht nur ein Ehrendenkmal für das zwanzigste Jahrhundert, sondern zugleich die größte Wohltat für die Alte Welt." Das war ganz richtig gedacht, und Deutschland hat mehr als einmal den Franzosen die Hand entgegengestreckt. Jedesmal warf sich uns ein neues Aufflammen des unversöhnlichen französischen Chauvinismus entgegen, das nach der Delcasséschen Verschwörung mit England völlig unbelehrbar dem Verhängnis entgegeneilte, das sich jetzt vollzieht.

Es gibt eine umfangreiche französische Literatur, die seit Jahr und Tag bemüht ist, den Beweis zu erbringen, daß Deutschland ein niedergehender Staat ist, und nur wenige Franzosen vermochten es, der Wirklichkeit, wie sie bei uns und bei ihnen selbst war, ins Auge zu blicken. Einer von ihnen aber hat schon 1906 in wahrhaft prophetischem Blick das Bild der Zukunft entworfen, die heute Gegenwart ist. Das war der ehemalige Minister des Auswärtigen Emile Flourens, in dessen Buch: „Das eroberte Frankreich" wir die folgende Betrachtung finden: „Frankreichs Aufgabe ist heute, den Gegnern Großbritanniens auf dem Kontinent die Spitze zu bieten, während die englische Flotte sie auf hoher See zermalmt." Die Last müsse Frankreich tragen. Ein Widerstand sei unmöglich, denn die Nation sei bereits nicht mehr imstande, sich dem englischen Einfluß zu entziehen. Doch sollte man trotz allen Prestiges, das England gewonnen habe, nicht vergessen, daß diese Macht an unheilbarer Schwäche leide. Die Allianz mit Japan, deren Zweck es war, die Grenzen Indiens zu schützen, habe dieses Geheimnis offenbart... „England kann heute nicht anders, als es öffentlich bekennen, daß seine Großmachtstellung von der Gnade Japans abhängt..." Im Hinblick auf den Krieg gegen Deutschland, den er infolge der englisch-französischen Entente bereits damals kommen sieht, erklärt Flourens, daß er zwar als Franzose auf den Sieg hoffe, daß es aber Pflicht sei, auch die andre Möglichkeit ins Auge zu fassen. Siege Deutschland, so bringe jeder Tagesmarsch es der Meeresküste näher, bis nach Boulogne und Calais, wo der nächste günstige Nebel abzuwarten sei, um die Pläne Napoleons zu verwirklichen. Ziehe aber Deutsch-

Digitized by Google

land in Paris ein, so werde es wie Napoleon aus den Feinden von gestern seine Alliierten machen.

Jedenfalls stehen wir vor großen Entscheidungen. An der Aisne wie an der Weichsel muß die Hauptmacht des Feindes geworfen sein, wenn diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen. Auch die Türkei muß dann ihre endgültige Entscheidung getroffen haben, und wir zweifeln nicht daran, daß sie sich auf unsre Seite stellen wird. Ein neuer Versuch Rußlands, Rumänien zu sich herüberzuziehen, steht ohne Zweifel bevor, über den Erfolg wird die Schlacht an der Weichsel zu entscheiden haben. Mit dem Neumond endlich sind neue Unternehmungen der englischen wie der deutschen Flotte zu erwarten.

Wir haben, wie zu unserm Heere, die größte Zuversicht zur Leitung und Tatkraft unsrer Marine, die bereits den Beweis erbracht hat, daß auch der stärkere Feind sie nicht schreckt. Ueber jeder kriegerischen Unternehmung, zu Wasser wie zu Lande, sehen wir aber im Geist die Helden unsrer Luftfahrzeuge schweben, als kühne Helfer im Kampf, als untrügliche Späher und als Vorboten weiterer Taten.

Berlin, den 12. Oktober 1914.

Frankreichs Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg

Von

Ministerialrat v. Völcker

I. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung

Es war bis zum Jahre 1870 keine Anmaßung, wenn Frankreich das Prädikat der „Grande nation“ für sich in Anspruch nahm. Frankreich hat politisch, wirtschaftlich und kulturell seit dem Ausgang des Mittelalters mit wenigen Unterbrechungen eine führende Stellung unter den Nationen des europäischen Kontinents eingenommen.

Das römisch-deutsche Kaisertum hatte seine universelle Bedeutung schon im dreizehnten Jahrhundert mit dem Untergang des staufischen Hauses eingebüßt. Der Kampf mit dem Papsttum, die Entwicklung der Territorialhoheit der Fürsten und in der Folge die kirchliche Spaltung hat Deutschlands politische und wirtschaftliche Kraft gebrochen.

Seitdem im Vertrag von Verdun (843) das Reich Karls des Großen auseinandergefallen war, begann die französische Nationalität sich mächtig zu entwickeln. Wohl erhoben auch in Frankreich die großen Vasallen ihr Haupt. Aber schon vom zwölften Jahrhundert an vermochte die nationale Monarchie,

Digitized by Google

gestützt auf das früher als in Deutschland entwickelte Städtetum, auf eine dem päpstlichen Stuhl gegenüber mit weitgehenden Selbständigkeiten ausgestattete Landeskirche und auf ein einheitliches, aus einer ständigen Steuer bezahltes stehendes Heer, die Herrschaft des Feudalismus zu brechen.

Nachdem in kurzen, aber blutigen Kämpfen auch die konfessionelle Einheit mit Gewalt bis auf kleine kalvinistische Reste (heute gibt es im ganzen nur etwa 600000 Protestanten) hergestellt war, bildet Frankreich seitdem geographisch, konfessionell und national eine geschlossene Einheit.

So entstand in einer Zeit, wo Deutschland durch Bruderzwist und Religionskriege sich zerfleischte, in Frankreich eine starke Zentralgewalt unter einem absoluten Königtum, unter der sich die Nation zur ersten Großmacht Europas entwickelte. Das erste Kaisertum dehnte die Herrschaft Frankreichs vorübergehend fast auf den ganzen Kontinent aus.

Schon unter Heinrich IV. und dessen vortrefflichem Minister Sully wurden in Frankreich Straßen und Brücken gebaut, mit der Herstellung eines Kanals zwischen Seine und Loire wurde der Grund zu dem großartigen Wasserstraßennetz gelegt. Landwirtschaft, Gewerbe und Handel wurden durch Beseitigung der Zollschranken innerhalb des Landes gehoben. Von Colbert unter Ludwig XIV. wurde das sog. Merkantilsystem ausgebildet, jene im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fast von allen andern europäischen Staaten übernommene Wirtschaftspolitik, die in der Hebung von Handel und Verkehr die Quelle des Reichtums erblickt und eine günstige Handelsbilanz durch billige Beschaffung der Rohstoffe und Lebensmittel, durch Förderung der heimischen Produktion und Ausfuhr und durch Verbesserung der Verkehrswege herbeizuführen sucht. Der Wohlstand des Landes hob sich, und Frankreich wurde nach und nach zum kapitalkräftigsten Lande des Kontinents.

Der politischen und wirtschaftlichen Machtentfaltung folgte die kulturelle Hegemonie Frankreichs in Europa. Hatte die glanzvolle Epoche der Hohenstaufen den romanischen Baustil mit seiner wuchtigen Pracht in Deutschland zur höchsten Blüte entfaltet, so entwickelte seit dem Niedergang des staufischen Kaiserhauses Frankreich den gotischen Baustil und verbreitete ihn über das Abendland. Schon im dreizehnten Jahrhundert entstanden Schöpfungen wie die Kathedralen zu Amiens, Chartres und Reims, von denen die letztere wegen des übersprudelnden Reichtums und der vollendeten Schönheit ihres bildnerischen Schmuckes vielleicht den Höhepunkt der gotischen Baukunst darstellt. Auch in der Literatur ging nach der staufischen Zeit, während der die deutsche Poesie im Volksepos ihre erste große Blütezeit erlebt hatte, die Führung an Frankreich über. Die Universität Paris wird zur Hochburg der Scholastik, Frankreich zum erstenmal das Vorbild für höfische Sitte und modische Tracht im Abendlande.

Noch einmal schien es, als ob mit dem Erwachen des Humanismus und dem Wiederaufleben der Antike im sechzehnten Jahrhundert Deutschland wieder eine führende Stellung in der abendländischen Kultur erlangen sollte. Aber der

Digitized by Google

Dreißigjährige Krieg und die von ihm verursachte Verwüstung des Landes erstickten die zarte Blüte. Dagegen brach um die Wende vom siebzehnten auf das achtzehnte Jahrhundert Frankreichs „goldnes Zeitalter" an. Literatur und Wissenschaft erlebten einen neuen Aufschwung, in prunkvollen Schloßbauten wurde der französische Zweig des Barockstils geschaffen, Staatswerkstätten wurden gegründet, um Möbel und Gewebe, Bronzen und Fayencen für die prunkvolle Hofhaltung herzustellen. Die französische Sprache ist seitdem für Europa zur Hof- und Diplomatensprache und, bis zu ihrer erst in der neuesten Zeit erfolgten Verdrängung durch die englische, auch Weltsprache geworden. Auch die Stilrichtungen des Rokoko, Louis Seize und Empire verbreiten sich von Frankreich aus über ganz Europa. Voltaire, Montesquieu und Rousseau gewinnen weit über Frankreichs Grenzen Einfluß. Sie bereiten den Boden für die Revolution und für den großen Umschwung in den politischen Auffassungen, der an die Stelle des Absolutismus zuerst in Frankreich und nach und nach in der ganzen Kulturwelt die Ideen von den Rechten des Volkes, von der politischen Freiheit und von der Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze treten läßt. Die großen Reformen Napoleons auf dem Gebiete des Heerwesens, des Straßenbaues, der Gerichtsverfassung und der Verwaltung nahmen lange nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs noch ihren Siegeslauf durch die Kulturstaaten des Festlandes.

Frankreichs Größe baute sich auf Deutschlands Verfall auf. Mit Deutschlands Wiederaufrichtung setzt Frankreichs politischer Niedergang ein. In Deutschland hatte sich noch in den rauchenden Trümmern des Dreißigjährigen Krieges Preußen unter dem „Großen Kurfürsten" Friedrich Wilhelm kräftig entwickelt. Schon hundert Jahre später erhob es sich unter Friedrich dem Großen zur Großmacht. Napoleon I. warf den aufstrebenden Rivalen nieder und führte von 1806 bis 1812 Frankreich auf den Höhepunkt seiner politischen Machtentfaltung empor, von dem es dann von Preußen im Bunde mit den übrigen europäischen Großmächten in dem großen Befreiungskrieg 1813/14 jäh herabgestürzt wurde. Ein zweiter Versuch Frankreichs, sein politisches Uebergewicht wiederherzustellen, endigte mit dem Zusammenbruch in dem Kriege von 1870/71.

Wie das aufstrebende Rom die ältere phönikisch-karthagische Großmacht in drei blutigen Waffengängen niederringen mußte, so wird jetzt Deutschland seine Großmachtstellung und weltwirtschaftliche Geltung in einem dritten großen Kriege mit der romanischen Vormacht und ihren germanischen, slawischen und asiatischen Helfern wohl endgültig befestigen.

II. Frankreichs Volkswirtschaft

Frankreich, das im siebzehnten Jahrhundert das volkreichste Land der zivilisierten Welt war, steht heute mit einer Bevölkerung von 39,6 Millionen Einwohnern unter den europäischen Staaten an fünfter Stelle. An Volksdichte

Digitized by Google

steht ihm unter den Großstaaten nur Rußland nach. Auf 1 Quadratkilometer kommen in Frankreich 74, in Deutschland 120 Einwohner. Unter allen europäischen Staaten hat Frankreich auch die geringste Bevölkerungszunahme. Seine Einwohnerzahl verhielt sich zu der Deutschlands im Jahre 1870 wie 100:101, jetzt ist das Verhältnis 100:168. In den fünfundzwanzig Jahren von 1886 bis 1911 hat sich seine Bevölkerung um $2^1/_2$ Prozent, jene Deutschlands um 40 Prozent gehoben.

Am dichtesten ist die Bevölkerung, abgesehen vom Seinedepartement mit Paris, in den Industriebezirken an der nördlichen Grenze und am Mittellauf der Rhone. Die Gebiete mit der dichtesten Bevölkerung zeigen im allgemeinen auch die größte Bevölkerungszunahme. Paris und die Industriegebiete vermehren sich zehnmal so stark wie der französische Durchschnitt.

Den Kern der französischen Bevölkerung bilden die gallischen Kelten. Sie übertrugen die Kultur, die sie der vier Jahrhunderte dauernden Römerherrschaft verdankten, und die römische Sprache auf die später eingewanderten germanischen Völkerschaften: Westgoten, Burgunder, Franken und Normannen. Auf das keltische Element sind die französischen Nationaleigentümlichkeiten vornehmlich zurückzuführen: die zierliche, elastische Figur, das lebhafte, gesprächige, reizbare und kampflustige Temperament des Franzosen; sein Witz und seine Geselligkeit, sein Geschmack und seine Eitelkeit; sein unzerstörbarer Optimismus, der ihm über die schwierigsten Lagen immer wieder hinweghilft und mit dem Deutschland auch im jetzigen Kriege wird rechnen müssen. Am Tage nach dem Auszug aus Paris haben es sich die Minister, Parlamentarier und Pariser Journalisten in dem üppigen Bordeaux so wohl sein lassen, daß die gewiß auch nicht prüde südfranzösische Presse ernstlich daran Anstoß nahm. Der Franzose ist reich an Ideen und schöpferisch auf künstlerischem, wissenschaftlichem und technischem Gebiet, aber es fehlt ihm die Unternehmungslust, seine Ideen in großem Stil wirtschaftlich zu verwerten. Er weiß zu arbeiten, aber er liebt die Arbeit nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zum Genuß. Er spart, um frühzeitig von der Arbeit ausruhen zu können. Die Lebenshaltung ist bis in die unteren Volksschichten gut — wenigstens in der Hauptstadt und in den wohlhabenderen Landesteilen. Auch der Tisch des Arbeiters ist stets weiß gedeckt. Die Mahlzeit, deren verschiedene Gerichte man am liebsten in ebensoviel Gängen aufträgt, ist gut und reinlich zubereitet. Nie fehlt der Wein auf dem Tisch. Man hat seine „Salle à manger", in der kein Bett steht, und begnügt sich dafür mit Zimmern, die durchschnittlich kaum 15 Quadratmeter groß sind, und mit einer Küche, die nur 3 oder 4 Quadratmeter mißt. Heiterer Lebensgenuß und Geselligkeit sind dem Franzosen alles; seine Höflichkeit und Gefälligkeit, seine gute allgemeine Bildung und sein ausgeprägtes Verständnis und Interesse für die Politik sind ein Ergebnis der alten Kultur, deren sich das Land erfreut.

Frankreich ist die zweitgrößte Kolonialmacht der Erde. Seine vortrefflich geleitete auswärtige Politik hat seit 1870/71 auf dem Gebiet der kolonialen

Digitized by Google

Erwerbungen glänzende Erfolge erzielt. Tunis kam 1881, Marokko 1911 unter französisches Protektorat. Durch den anläßlich des Faschodafalles im Jahre 1899 mit England abgeschlossenen Vertrag fielen an Frankreich Gebiete, die aus seinem nordafrikanischen Kolonialreich ein Ganzes machten, das sich zusammenhängend vom Mittelmeer bis zum Golf von Guinea und vom Atlantischen Ozean bis zur östlichen Grenze Wadaïs ausdehnt.

Während die deutschen Kolonien nur 3 Millionen Quadratkilometer und 12 Millionen Einwohner besitzen, beträgt die Fläche des französischen Außenbesitzes 10 Millionen Quadratkilometer und seine Bevölkerung 53 Millionen, von denen drei Viertel in dem zu Frankreich so günstig gelegenen Afrika wohnen.

Am engsten ist Algier mit dem Mutterlande verbunden. Es gilt überhaupt nicht mehr als Kolonie, sondern als Provinz Frankreichs. Es hat seine Provinzialvertretung und wählt zum französischen Parlament. Wirtschaftlich ist Algier und ein großer Teil der Kolonien in den Schutzzollverband mit dem Mutterlande einbezogen.

Mit großen Mitteln hat Frankreich in den Kolonien Straßen und Bahnen gebaut und damit seinen Kolonialbesitz wirtschaftlich gehoben. Algier, das „zweite Frankreich", ist die Zukunftshoffnung der Republik, seine fortschreitende Nationalisierung das Ziel der französischen Politik. Von der schwarzen Prätorianergarde, die man in Nordafrika herangebildet hat, versprach man sich eine wichtige Verstärkung der Wehrmacht.

Von der Bodenfläche Frankreichs sind nur 19 Prozent Waldland (in Deutschland 26 Prozent). Die Waldbestände sind seit der Revolution um ein Drittel vermindert worden, sehr zum Schaden des Landes. Infolge der Abholzung ist in den gebirgigen Teilen im Süden viel Kulturboden durch Vermuhrung vernichtet und die Wasserführung der Flüsse sehr ungleichmäßig geworden.

Der Schwerpunkt des französischen Wirtschaftslebens liegt in der Landwirtschaft. Der Anteil der erwerbstätigen Bevölkerung an der Land- und Forstwirtschaft beträgt 43, in Deutschland nur 35 Prozent. Frankreich besitzt einen lebenskräftigen Bauernstand. Das Latifundienwesen hat nie in schädlicher Weise überhand genommen. Der fruchtbare Boden liefert den größten Teil der notwendigen Lebensbedürfnisse. Getreide braucht nur bei schlechter Ernte in größeren Mengen eingeführt zu werden.

Im Ackerbau überwiegt der Weizen weitaus. Der Franzose ißt fast nur Weißbrot, das in Paris viermal täglich frisch gebacken wird. Frankreich ist nach Rußland Europas größter Weizenproduzent, sein Verbrauch ist allerdings auch viermal so groß wie der Deutschlands. Aber auch die Erzeugung von Hafer und Kartoffeln und im Garonnebecken von Mais ist beträchtlich. Der durchschnittliche Hektarertrag ist in allen Fruchtarten in Frankreich geringer als in Deutschland, was wohl nur mit einer gewissen Rückständigkeit der Landwirtschaft in der Bodenmelioration und in der Anwendung künstlicher Düngung

Digitized by Google

zusammenhängen kann. Die Zuckerrübe wird im Norden stark gebaut; Frankreich steht unter den an der Zuckererzeugung beteiligten Ländern Europas an vierter Stelle, vermag aber seinen ganzen Bedarf an Zucker nicht selbst zu erzeugen.

Hochentwickelt ist die Kultur von Qualitätserzeugnissen für Tafel und Küche, vor allem der Gemüsebau und die Obstzucht. Im Südosten des Landes gedeihen auch die mediterranen Früchte und der Oelbaum; wenn der letztere auch nicht sehr verbreitet ist, so ist doch das Provenceröl wegen seiner sorgfältigen Herstellung die feinste aller Oelsorten. Paris ist einer der ersten Handelsplätze für frische Gemüse und Salate, insbesondere die sog. „Primeurs", und für feines Tafelobst, Erzeugnisse, von denen es erhebliche Mengen nach den übrigen Metropolen und nach den Weltbädern Europas exportiert. In der Rohseidenernte (Provence) steht Frankreich in Europa nach Italien an zweiter Stelle, wenn es auch den eignen Bedarf nicht zu decken vermag. Ganz außerordentlich hat sich die Kultur und Ausfuhr von Blumen entwickelt. In Wagenladungen gehen während des Winters und Frühjahrs die Blumensendungen von Nizza und der Mittelmeerküste nach den Großstädten Westeuropas.

Von der größten wirtschaftlichen Bedeutung ist der Weinbau, in dem Frankreich den ersten Platz in Europa einnimmt. Außer im Nordwesten ist er überall verbreitet. Der Wein ist das billige Volksgetränk. Die aus den Gewächsen von Bordeaux und Burgund erzeugten Qualitätsweine sind neben den Pfälzer- und Rheinweinen die edelsten Weine der Welt. Die Trauben der Champagne liefern das Material, aus dem die Schaumweine von Epernay und Reims hergestellt werden.

Die französische Viehzucht ist hochentwickelt. In der Schafzucht steht Frankreich nur Rußland und England nach. Frankreich hat einen bedeutenden Wollexport. Das Fleisch der auf den Salzwiesen der Bretagne gezüchteten Schafe („Gigot du pré salé") wird wegen seines Wohlgeschmacks besonders geschätzt. Die hochentwickelte Milchwirtschaft erzeugt die feinsten Käse- und Rahmsorten. Auch die Seefischerei, besonders der Heringsfang an der Bretagne, und die Sardinenfischerei im Mittelmeer und an der atlantischen Küste und die damit zusammenhängende Konservenindustrie, sind von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Die Austernzucht in den Parcs aux huîtres von Courseulles und Marennes ist nicht unbeträchtlich.

Für die Großindustrie sind in Frankreich die Bedingungen wenig günstig. Der Mineralreichtum des Landes ist weit geringer als der Deutschlands.

Frankreich besitzt wenig Kohle. Es steht in der Kohlengewinnung mit 40 Millionen Tonnen im Jahre an fünfter Stelle unter den Ländern der Erde und deckt nicht seinen eignen Bedarf. Deutschland fördert über sechsmal soviel. Zwei Drittel der französischen Kohle liefern die Kohlenfelder in Flandern und im Hennegau, Ausstrahlungen des belgischen Kohlenbeckens, den Rest die Kohlenbecken im Zentralmassiv (Le Creuzot) und dessen Ausstrahlung bei Décaze-

Digitized by Google

ville, wo auch Eisenerze auftreten, endlich Pont à Mousson bei Nancy, eine Ausstrahlung des Saarbeckens.

Von weit größerer Bedeutung ist die Eisenerzgewinnung Frankreichs, das auf diesem Gebiete nur von den Vereinigten Staaten und Deutschland übertroffen wird. Europas reichstes Eisenerzlager bildet das sog. Minettegebiet, in dessen Besitz sich Frankreich, Deutschland und Luxemburg teilen. Frankreichs Anteil mit den Bezirken Briey, Nancy und Longwy ist weitaus am größten, und seine Erze besitzen den größten Eisengehalt. Frankreichs Eisenerzeugung hat im letzten Jahrzehnt einen erstaunlichen Aufschwung genommen und auch die Erzeugung Großbritanniens überflügelt. Freilich wird nur ein Teil der französischen Erze in Frankreich verhüttet. Während im allgemeinen die neuere Entwicklung mehr und mehr die Richtung genommen hat, daß die Kohle zum Eisen kommt, weil zur Herstellung von 1 Tonne Roheisen 3 Tonnen Erz, aber nur 1 Tonne Koks gebraucht werden, wandern die französischen Erze zum großen Teil zur deutschen Kohle. Die deutschen Hüttenwerke Thyssen, Gelsenkirchen, Hörde und andre besitzen einen großen Teil der französischen Kohlenfelder in Lothringen, insbesondere in dem gleich zu Anfang des Krieges von den Deutschen besetzten Briey und in der Normandie. Während sich die französische Eisenerzgewinnung von 1902 bis 1912 mehr als verdreifacht hat, hat sich die Roheisenerzerzeugung nur verdoppelt, und von dem gewonnenen Roheisen wird ein großer Teil nicht im Inlande weiter verarbeitet, sondern ausgeführt. In der Maschinenindustrie Frankreichs überwiegt der Import den Export um das Dreifache.

Wenn der Eisenbedarf weiter so zunimmt wie bisher, besteht die ernste Gefahr, daß die Erzvorräte in Europa bald dem Bedarf nicht mehr genügen werden. Frankreich besitzt in Afrika große Reserven. Seine Eisenbahnpolitik in Algier und Tunis hat mit Erfolg die Erschließung der reichen Erzgebiete dortselbst betrieben. Neben den Creuzotwerken haben auch Thyssen und Krupp algerische Minenkonzessionen erworben; hierüber gab es im heurigen Frühjahr in der Kammer erregte Debatten; man werde, so hieß es, demnächst Nancy, Belfort und Paris mit französischem Eisen bombardieren.

Der geringe Reichtum des Landes an Kohle steht einer kräftigen Entwicklung der Schwerindustrie hindernd im Wege. Immerhin besitzt Frankreich in seinen eben genannten Kohlen- und Eisenrevieren und in vielen seiner Großstädte und Hafenplätze eine blühende Eisen- und Maschinenindustrie, die allerdings den eignen Bedarf des Landes bei weitem nicht zu decken vermag. Auch im Bau und Export von Wagen, Automobilen und Flugzeugen nimmt Frankreich eine hervorragende Stellung ein.

Von weit größerer Bedeutung ist aber die französische Textilindustrie, insbesondere die Seidenindustrie; Lyon ist der erste Seidenplatz der Welt. In der Zahl der Spindeln steht Frankreich an fünfter Stelle unter den Ländern der Erde. Hochentwickelt ist die Bekleidungs- und vor allem die Modewaren- und Konfektionsindustrie, die in Paris ihren Hauptsitz hat. Die großen Mode-

Digitized by Google

geschäfte aller Weltstädte beziehen ihre Modelle zweimal im Jahre je zu Beginn der Saison aus Paris und verbreiten sie in ihren Ländern. Hier und in einer ganzen Reihe von Gebrauchs- und Luxusgegenständen („Articles de Paris"), wie Gobelins, Bijouterien, Möbeln, Leder-, Steingut-, Glas- und Porzellanwaren, Gegenständen des Kunstgewerbes, Spirituosen, Parfümerien und Seifen erzeugt Frankreich Qualitätsware ersten Ranges. Frankreich ist hier wegen seines Kunstsinns und Geschmacks einerseits und seines großen eignen Verbrauchs anderseits bisher in vielen Beziehungen tonangebend in Europa gewesen.

Frankreich ist in geringerem Grade Industriestaat und in höherem Grade Agrarstaat als Deutschland. Von seiner erwerbstätigen Bevölkerung sind 32 Prozent — in Deutschland 40 Prozent — in Bergbau und Industrie tätig.

In Frankreichs auswärtigem Handel hat in letzter Zeit eine unverkennbare Aufwärtsbewegung eingesetzt. Es betrug

	1884	1897	1913	
die Einfuhr	3,5	3,2	6,8	Milliarden Mark
die Ausfuhr	2,6	2,9	5,5	„ „
der auswärtige Handel	6,1	6,1	12,3	Milliarden Mark.

Frankreichs auswärtiger Handel blieb somit von 1884 bis 1897 völlig stabil, von da an bis 1913 hat er sich verdoppelt. Deutschlands auswärtiger Handel hat sich seit 1884 mehr als verdreifacht. Dabei ist Frankreichs Ausfuhr stärker gestiegen als die Einfuhr. Den ersten Platz in seinem auswärtigen Handel nimmt Großbritannien ein. Im übrigen ist Frankreich in seinem Außenhandel in höherem Grade auf Deutschland angewiesen als Deutschland auf Frankreich. Deutschland steht in Frankreichs Einfuhr an zweiter, in der Ausfuhr an dritter Stelle, während Frankreich in Deutschlands Ein- und Ausfuhr erst den vierten Platz einnimmt. Deutschlands Anteil an Frankreichs auswärtigem Handel ist verhältnismäßig sehr viel größer als Frankreichs Anteil am deutschen Außenhandel. Freilich konnte Deutschland seine Ausfuhr nach Frankreich von 1907 bis 1913 um 76 Prozent steigern, während die französische Ausfuhr nach Deutschland trotz der schon erwähnten, für Frankreich nicht gerade erwünschten Ausfuhrsteigerung in Roheisen sich nur um 29 Prozent gehoben hat. Schon seit längerer Zeit weisen die französischen Chauvinisten auf die steigende deutsche Einfuhr, auf die Minenkonzessionen an deutsches Kapital in Frankreich und auf das Heer von deutschen Firmen und Angestellten hin, die den französischen Landeskindern das Brot wegnehmen. Frankreich sei „eine deutsche Kolonie" geworden, heißt es, aber man übersieht, daß ohne die deutsche Einwanderung die Stagnation in der französischen Bevölkerungszunahme noch größer und der Fortschritt seiner wirtschaftlichen Entwicklung noch geringer gewesen wäre.

Wenn die von Helfferich in seiner bekannten Studie „Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913" gegebenen Schätzungen zutreffend sind, wäre Frank-

Digitized by Google

reich von Deutschland in seinem Volkseinkommen und Volksvermögen schon heute überholt, auch auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet wäre das deutsche Volk an Einkommen bereits reicher als das französische, während allerdings an Volksvermögen auf den Kopf der Bevölkerung uns Frankreich noch überlegen wäre. Es betrug:

	das Volkseinkommen		das Volksvermögen	
	im ganzen	auf den Kopf	im ganzen	auf den Kopf
in Frankreich 1908 . .	20 Milliarden M.	514 M.	230 Milliarden M.	5924 M.
in Deutschland 1908 . .	35 „ „	555 „	300 „ „	4700 „
in Deutschland 1913 . .	40 „ „	605 „		

In Deutschland wird mehr verdient, weil intensiver gearbeitet wird. Helfferich nennt Deutschland das Land der Arbeit, Frankreich das Land der Rente.

Man hat Frankreich den Bankier der Welt geheißen. Die Banque de France hat unter den großen europäischen Zentralbanken den größten Bargeldschatz. Infolge des großen Angebots an Kapitalien ist in Frankreich der Zinsfuß für langfristige Darlehen und der Bank- und Marktdiskont niedriger als in irgendeinem andern Lande der Erde. Da der starke Ueberfluß an Kapitalien im Inland nicht untergebracht werden kann, muß er in das Ausland wandern. In den Jahren 1906 bis 1911 kamen in Frankreich von der Gesamtheit aller Emissionen 78, in Deutschland nur 11 Prozent auf Auslandswerte. So beruht Frankreichs Reichtum mehr und mehr auf dem Besitz von ausländischen Obligationen und Aktien, wobei neuerdings insbesondere Rußland und die Balkanländer in den Vordergrund traten. Man stellte die Finanzkraft des Landes in den Dienst der auswärtigen Politik. Die „politique financière“ sekundierte der Politik der Diplomatie, wobei man es mit der finanziellen Kalkulation nicht übermäßig genau nahm. Als dann der Krieg ausbrach, zeigte sich die Kehrseite dieser Entwicklung. Die ungeheure Entwertung der ausländischen Papiere gehört zu den Ursachen der finanziellen Schwierigkeiten, in denen sich jetzt Frankreich allem Anschein nach befindet. Freilich wäre es verfrüht, etwa jetzt schon von einem Zusammenbruch der französischen Geld- und Kreditwirtschaft zu sprechen, dennoch scheint der nach England in Sicherheit gebrachte Fünfmilliardenschatz der Bank von Frankreich, die allerdings Ausweise schon seit Beginn des Krieges nicht mehr veröffentlicht, nicht angegriffen zu sein. Nach den neuesten Verlautbarungen des Finanzministers Ribot (1. Oktober) hätte der Goldvorrat sogar beträchtlich zugenommen. Französische Wechsel und Zahlungsmittel bewegen sich erheblich über dem gewohnten Stand. Aber immerhin fällt der Vergleich der französischen mit der deutschen Wirtschaftslage sehr zuungunsten der ersteren aus, wenn man sich die großartige finanzielle Mobilmachung Deutschlands seit der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August und das Vier-

Digitized by Google

einhalbmilliardenergebnis der Kriegsanleihe des Reichs vom 19. September, der größten Finanzoperation, die die Welt gesehen hat, vergegenwärtigt.

Auch die französischen Staatsfinanzen haben sich in den letzten Jahren merklich verschlechtert, die Ausgaben für Heer und Flotte sind immer drückender geworden. Sie betragen jetzt auf den Kopf der Bevölkerung 31,50 Mark, in Deutschland nur 24 Mark. Nach großen Kämpfen haben die Radikalen eine Steuerreform erzwungen, deren meistumstrittener Teil die 1915 einzuführende allgemeine nationale Einkommensteuer war.

Auch das Schuldenwesen Frankreichs hat sich ungünstiger gestaltet. Der jahrzehntelange Stillstand der Verschuldung hat seit 1912 sein Ende erreicht, die Regierung ist erstmals bei der 300-Millionen-Anleihe von 1912 zum vierprozentigen Typ übergegangen; die Gesamtschuld beträgt 26 Milliarden Mark, die Staatsschulden des Deutschen Reiches und der Einzelstaaten betragen nicht ganz 21 Milliarden, ihnen stehen aber 17 Milliarden Mark Anlagekapital der Reichs- und Staatsbahnen gegenüber.

III. Verkehr

Das französische Eisenbahnnetz hat einen Umfang von rund 50000 Kilometer. Es steht hinsichtlich seiner Länge unter den Eisenbahnnetzen der europäischen Staaten an dritter Stelle. Es hat sich von 1890 bis 1912 um 36, das deutsche um 71 Prozent vergrößert. Auch an Dichtigkeit und Intensität des Betriebes kommt es dem deutschen nicht gleich. In Deutschland kommen auf 100 Quadratkilometer 13,5, in Frankreich nur 9,4 Kilometer Eisenbahnen.

Im wesentlichen teilen sich, abgesehen von einigen kleineren Gesellschaften, fünf große Privatbahnverwaltungen und ein Staatsbahnsystem in das Eisenbahnnetz des Landes. Die Netze sind so eingeteilt, daß ein schädlicher Wettbewerb so gut wie ausgeschlossen ist. Das Staatsbahnnetz ist erst 1909 durch die Uebernahme der Westbahn wesentlich vergrößert worden. Die Verstaatlichung war ein Mißerfolg. Niemals hat der Regierung eine Aktion so viel Spott und herbe Kritik eingetragen, wie die Verstaatlichung der Westbahn. Zentralistisch, wie Politik und Verwaltung, ist auch das Eisenbahnwesen gestaltet. Sowohl das Staatsbahnnetz als die Privatbahnnetze, mit alleiniger Ausnahme der Südbahn, haben ihren Terminus in Paris. Von hier laufen die großen Hauptlinien strahlenförmig auseinander nach den großen Provinz- und Hafenplätzen des Landes und nach den Metropolen der Nachbarstaaten.

Die Anlage der französischen Bahnen ist gediegen, ihr Oberbau vortrefflich. Insbesondere die alten Hauptbahnen sind mit sehr günstigen Neigungs- und Krümmungsverhältnissen angelegt. Freilich die Bahnhöfe lassen die langsame Entwicklung des Landes erkennen. Während in Deutschland die große Mehrzahl der bestehenden Bahnhöfe aus der neueren und neuesten Zeit stammt und in ihrer monumentalen Erscheinung die gewaltige Entwicklung des deutschen Eisenbahnverkehrs verkörpert, sind die französischen Bahnhöfe in ihrer großen Mehr-

Digitized by Google

zahl noch so wie sie vor vierzig Jahren waren, unansehnlich, eng; selbst die großen Endbahnhöfe in Paris, deren Verkehr zum Teil jenen der größten deutschen Bahnhöfe bedeutend übertrifft, mit Wartesälen oft nicht größer als ein großes Wohnzimmer, der Straßburger Bahnhof in Paris sogar ohne Bahnhofwirtschaft; Gepäckbahnsteige kennt man nicht, Bahnsteigtunnels sind selten, Bahnsteige und Gleisanlagen viel beschränkter als bei uns.

Aber die Anlagen sind betriebstüchtig, die großen Endbahnhöfe in Paris zum Teil mustergültig, was praktische Anlage anlangt.

Die Organisation des Betriebsdienstes ist vortrefflich. Sie versteht es, mit bescheidenen Anlagen gut zu wirtschaften und versagt auch bei großen Spitzenanforderungen nicht leicht. Auch im gegenwärtigen Krieg haben die französischen Eisenbahnen bereits glänzende Proben ihrer Leistungsfähigkeit und betriebsdienstlichen Anpassungsfähigkeit abgelegt. Die höchste Stufe der Entwicklung zeigt das Eisenbahnwesen auf den großen Linien, die in der Kapitale zusammenlaufen. Hier verkehren die schnellsten Züge der alten Welt. Ein reich ausgestatteter und aus trains rapides, express, directs, semidirects und omnibus staffelförmig sich aufbauender Fahrplan gibt auch dem Bewohner der kleineren Plätze die Möglichkeit, bei Reisen auf weite Entfernungen die selten haltenden direkten Züge zu benützen. Die Provinz muß sich freilich mit wesentlich einfacheren Einrichtungen begnügen und vollends auf den abgelegenen Seitenlinien ist der Verkehr überaus dürftig bedient.

Das Fahrmaterial ist auf den Nebenlinien und auch in den Lokalzügen der großen Linien zumeist von ehrwürdigem Alter, ohne Aborte und vielfach sogar noch ohne Dampfheizung; wo es aber neu ist, ist es vortrefflich, praktisch, zeichnet sich durch großes Fassungsvermögen bei verhältnismäßig geringem Gewicht und durch einen ruhigen Lauf aus. In der ersten Klasse ist es vornehm, behaglich und macht mit seinen hellgrauen Ueberzügen und seinem stets blendend weiß gehaltenen Spitzenbelag einen überaus gediegenen Eindruck. Aber schon die zweite Klasse ist kaum besser als in England die dritte, und die dritte Klasse sticht von der deutschen dritten Klasse sehr zu ihrem Nachteil ab. Auch beim Fahrmaterial kommt zum Ausdruck, daß Frankreich wirtschaftlich weit langsamer voranschreitet als Deutschland, weshalb auch seine Eisenbahnen für die Verbesserung des Verkehrs nicht so viel aufzuwenden vermögen.

Der Personenverkehr entbehrt nicht eines gewissen plutokratischen Zuges. Es gibt sehr viele Züge, die nur die erste, und noch weit mehr, die nur die erste und zweite Wagenklasse führen. Erst in neuerer Zeit ist man mehr und mehr zur Einführung der dritten Klasse bei den Schnellzügen übergegangen, und zwar mit bestem Erfolg, zu dem allerdings die Belebung des deutsch-französischen Reiseverkehrs beigetragen hat. Die Fahrpreise sind, obwohl Frankreich einen Schnellzugszuschlag nicht kennt, höher als bei uns, und zwar ist der Unterschied am kleinsten in der ersten, am größten in der dritten Klasse.

Der Güterverkehr auf den französischen Eisenbahnen ist nur halb so groß wie jener auf den deutschen Bahnen. Die Durchschnittsfracht für das

Digitized by Google

Tonnenkilometer ist etwa gleich hoch wie in Deutschland, auch im übrigen dürften die französischen Bahnen in der Güterbeförderung hinter den unsrigen nicht zurückstehen.

Die Einnahmen sind von 1886 bis 1910 um 80 Prozent, also nicht ganz auf das Doppelte, die Einnahmen der deutschen Bahnen sind auf das Dreifache gestiegen.

Noch bis zur Jahrhundertwende war Paris in der Bedienung seines städtischen Verkehrs hinter allen andern Weltstädten im Rückstand. Seitdem hat es völlig neue Wege beschritten und im Pariser Metro eine Stadtschnellbahn geschaffen, die, was bauliche Anlage, Betrieb, finanzielle und administrative Lösung aller Einzelfragen anlangt, wohl den ersten Platz auf dem Gebiet des städtischen Schnellverkehrs einnimmt. Auch der Vorortverkehr ist gut bedient. Eine vorbildliche Neuorganisation des Vorortdienstes steht im Bereich der Staatswestbahn bevor, wo mit der Vollendung der großen Umbauten und der Einführung des elektrischen Betriebes eine dreifache Staffelung des Zugverkehrs mit eilzugmäßigem Betrieb nach den ferner gelegenen Vororten eingeführt werden soll. Der Autobus- und Droschkenverkehr hat in Paris neuerdings eine mustergültige Ausbildung erfahren. Paris steht heute in der Regelung seines Großstadtverkehrs wohl an erster Stelle unter den Weltstädten, selbst vor London, Neuyork und Berlin.

Frankreich, von drei Meeren, dem Kanal, dem Altantischen Ozean und dem Mittelmeer, bespült, besitzt an sich günstige Bedingungen für die Seeschiffahrt. Aber diese Vorteile werden zum Teil dadurch wieder aufgewogen, daß die Mehrzahl der französischen Häfen an der Reiseroute der den Kanal passierenden fremden Schiffe liegt, gegen deren Wettbewerb die heimische Schiffahrt schwer ankämpft. Im übrigen ist die maritime Entwicklung eines Landes nicht nur von seiner Seeküste, sondern vor allem auch von dem Unternehmungs- und Handelsgeist seiner Bevölkerung, seiner politischen Machtstellung und von der Blüte seiner Volkswirtschaft abhängig. Auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Frankreichs ist es zurückzuführen, daß seine einst beherrschende Handelsschiffahrt trotz reicher staatlicher Subventionen in Gestalt von Bauprämien und Betriebszuschüssen sowohl von Großbritannien als neuerdings auch von den Vereinigten Staaten, Deutschland und Japan überflügelt worden ist.

Frankreich besitzt eine hochentwickelte Binnenschiffahrt. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Wasserstraßen wurde in Frankreich früher erkannt als in irgendeinem andern Lande Europas. Schon unter Heinrich IV. und dessen Minister Sully um die Wende vom sechzehnten auf das siebzehnte Jahrhundert, dann aber vor allem unter Ludwig XIV. und der Colbertschen Merkantilpolitik hat man begonnen, die großen Flußsysteme durch Kanäle zu verbinden.

Die wichtigsten und verkehrsreichsten Wasserstraßen liegen in dem flachen und wirtschaftlich entwickelteren Norden. Zentralistisch wie das Eisenbahnnetz ist auch Frankreichs Wasserstraßensystem. Von Paris aus führen leistungsfähige Schiffahrtsstraßen nach allen Richtungen. Die Seine, auch für kleinere See-

Digitized by Google

schiffe fahrbar, verbindet die Hauptstadt mit Rouen und Le Havre, das Kanalsystem der Oise und Somme führt von Paris über St. Quentin und Amiens nach Calais und Dünkirchen einerseits und durch das Kohlen- und Industrierevier nach der Schelde und dem belgischen Kanalnetz anderseits. Der Rhein-Marnekanal verbindet die Hauptstadt mit Nancy und durch die Zaberner Lücke mit Straßburg und dem Rhein, während der Rhein-Rhonekanal die Lücke von Belfort zur Verbindung von Basel-Straßburg mit dem Süden Frankreichs benützt. Sämtliche großen Flußsysteme sind durch Kanäle miteinander verbunden. So können die Lastschiffe von einem Ende des Landes zum andern und von einem Meere zum andern, aber auch von allen Landesteilen zur Hauptstadt gelangen.

Die Länge aller Wasserstraßen beträgt 16738 Kilometer, wovon jedoch nur etwa 11000 Kilometer noch befahren werden. Die Gesamtlänge aller deutschen Wasserstraßen ist 15300 Kilometer. Aber wie der Eisenbahnverkehr so ist auch der französische Wasserstraßenverkehr nur halb so groß wie der deutsche. Der bedeutendste Binnenschiffahrtshafen ist Paris. Paris wird im Umfang seines Wasserverkehrs auch von keinem der französischen Seehäfen erreicht.

Bis in die neueste Zeit war die französische Wirtschaftspolitik den Wasserstraßen außerordentlich günstig. Neue Wasserstraßen wurden gebaut, bestehende verbessert, die Eisenbahnen wurden in der Einführung ermäßigter Wettbewerbstarife beschränkt, dagegen wurde ihnen die Anlage von Wasserbahnhöfen für den Umschlag zwischen Bahn und Binnenwasserstraße auferlegt. Ein „nationales Schiffahrtsamt" wurde gegründet, das der Entwicklung der Binnenschiffahrt in Verbindung mit dem Eisenbahnwesen dienen soll und bereits wird in wirtschaftlichen Zeitschriften vor neuen Projekten gewarnt, bei denen die Vorteile nicht mehr in dem richtigen Verhältnis zu den Kosten stehen.

Frankreich ist das Vaterland des modernen Straßenwesens. Der vorzügliche Zustand der französischen Straßen ist bekanntlich unsern Truppen im Laufe des Feldzuges schon zustatten gekommen.

Der Kraftwagen mit Verbrennungsmotor verdankt zwar deutschem Erfindungsgeist seine Entstehung, aber Frankreich gebührt der Ruhm, das Automobil ausgebildet und in den Verkehr eingeführt zu haben. Das Jahr 1895 mit dem berühmten Automobilrennen Paris—Bordeaux gilt gemeinhin als das Geburtsjahr des modernen Kraftwagens. Die französische Kraftfahrzeugindustrie hat sich seitdem außerordentlich entwickelt. Deutschland hat bis jetzt Frankreich weder in der Zahl der Kraftwagen noch in der Ausfuhr von Kraftfahrzeugen vollständig erreichen können, wenn es sich ihm auch schon stark genähert hat.

Die Erfindung des Flugzeugs baute wie die des Kraftfahrzeuges auf deutschen Versuchen und Vorarbeiten (Lilienthal) auf, aber auf französischem Boden ist das Flugzeug zum brauchbaren Verkehrsmittel ausgebildet worden, und noch heute steht die französische Flugzeugindustrie an erster Stelle.

Digitized by Google

Kugelballon und Lenkballon sind in Frankreich erfunden worden, Frankreich besitzt auch heute eine bedeutende Luftflotte, aber die deutschen Zeppeline haben sich den französischen Dirigeables halbstarren Systems an Geschwindigkeit, Fassungsvermögen und Aktionsradius weitaus überlegen gezeigt.

Abgesehen von den vortrefflichen Erkundungsleistungen der französischen Flieger hat die französische Luftflotte im Kriege bisher den großen Erwartungen, die in sie gesetzt wurden, nicht entsprochen.

Das Postwesen in den Großstädten, insbesondere in Paris, ist vortrefflich eingerichtet und der Verkehr wird rasch und zuverlässig bedient; aber die Einrichtungen in der Provinz und insbesondere auf dem flachen Lande sind den deutschen nicht gleichwertig. Frankreich hat kaum ein Drittel der Postanstalten Deutschlands, sein Postverkehr ist nur wenig über halb so stark wie derjenige Deutschlands, auch das Telegraphen- und Fernsprechnetz bleibt weit hinter dem deutschen zurück. Nur in der Länge seiner Unterseekabel ist uns Frankreich überlegen.

IV. Anzeichen des Niedergangs

Kaum zwei Menschenalter, nachdem Frankreich den Zenit seiner politischen Macht überschritten hat, begannen auch in seiner wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung deutliche Zeichen des Verfalls zutage zu treten. Die Volksvermehrung steht seit Jahrzehnten so gut wie still. Nur die Großstädte und wenigen Industriegebiete nehmen noch zu. Die Abwanderung dahin entvölkert das flache Land. Der Bauernstand, anderwärts der Jungbrunnen des Volkes, gleicht in Frankreich die geringere Geburtenziffer der städtischen und industriellen Zentren nicht mehr aus. Der Neomalthusianismus, die beabsichtigte Beschränkung der Kinderzahl, hat in Frankreich auch die Landbevölkerung bereits ergriffen.

Infolge der ungeheuren Zentralisation des gesamten Wirtschafts- und Kulturlebens in der Metropole stagniert die Entwicklung in der Provinz. In den französischen Provinzstädten ist wenig von der Industrialität, Baulust und wirtschaftlichen Expansionskraft wahrzunehmen, die unsre deutschen Mittelstädte auszeichnet.

Der sozialhygienische Fortschritt marschiert in den französischen Städten langsamer als in Deutschland. Selbst Paris besitzt noch nicht eine einzige Schwimmhalle. Die öffentliche Reinlichkeit läßt zu wünschen übrig. Die Bevölkerung ist vielleicht nirgends so eng zusammengedrängt wie in Paris. Die großstädtische Durchschnittswohnung besitzt trotz mancher praktischer Einrichtungen nichts von der neuzeitlichen Bequemlichkeit und Hygiene, die das deutsche Miethaus auszeichnet. Aufgänge und Stiegen sind selbst in äußerlich ansehnlichen Häusern meist unglaublich eng, steil und dunkel, die freien Hofflächen sind winzig, die Wohnungsgrundrisse winkelig, die Heizanlagen veraltet, Badeeinrichtungen eine Seltenheit.

Auch das wirtschaftliche Zuwachsprozent hat seinen Höhepunkt überschritten. Noch im achtzehnten Jahrhundert war die Fruchtbarkeit des Bodens und die Blüte der Landwirtschaft die wichtigste Bedingung für den Wohlstand

Digitized by Google

eines Landes. Heute ist Volkszahl und Volkseinkommen in weit höherem Maße von der Entwicklung der Industrie abhängig und hierfür bedarf es vor allem der Kohle, die in Frankreich nur in geringer Menge vorhanden ist.

Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der unteren Schichten haben sich in den letzten Jahrzehnten nicht merklich verbessert, während Luxus und übermütiges Wohlleben in den oberen Klassen zugenommen haben. So haben sich die Klassenunterschiede verschärft. Sie spiegeln sich wieder in der immer tiefergehenden Erbitterung der politischen Parteien gegeneinander. Die radikalen Elemente haben an Einfluß gewonnen, die Korruption in den parlamentarischen Kreisen und die Aufwühlung der Leidenschaften durch politische Skandale hat unausgesetzt Fortschritte gemacht. Journalismus und Berufsparlamentariertum — seit 1906 sind die „Ehrengelder" der Abgeordneten auf 15000 Franken erhöht — schmeicheln den Instinkten der Masse, die unfruchtbare Revancheidee tritt immer mehr in den Vordergrund. „Selbst ganz links stehende Politiker glauben sie," wie der sozialistische Parteiführer und jetzige Minister Marcel Sembat 1913 schrieb, „in Wahlzeiten nicht mehr entbehren zu können." Dabei werden die großen wirtschaftlichen und sozialen Probleme vernachlässigt.

Der Syndikalismus, der an die Stelle des gewerblichen Kampfes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer den politischen Klassenkampf setzt und die Lahmlegung des Wirtschaftslebens mit den Mitteln des Streiks, des Boykotts und der Sabotage führt, gewinnt in der Arbeiterschaft an Boden und erstreckt sich bis in die Kreise des Verkehrspersonals und der schlecht bezahlten Lehrerschaft.

Die alles beherrschende Politik der Revanche ist an sich schon ein Symptom des Verfalls. Sie war falsch von dem Gesichtspunkte der inneren und äußeren politischen Lage Frankreichs, weil sie das demokratisch-radikale Frankreich an das autokratische Rußland, die französische Hochkultur an die russische Unkultur kettete und Frankreich in eine gefahrvolle Abhängigkeit von Rußland brachte. Der gemeinsame Feind aller westeuropäischen Nationen ist Rußland, bei dessen Vordringen nach Westen Frankreich als der hinterste und schwächste Teil erdrückt werden muß. Der Militarismus einer demokratischen Republik ist ein innerer Widerspruch, was Marcel Sembat in seinem bekannten Buche: „Faites un roi, sinon faites la paix" mit unerbittlicher Schärfe dargelegt hat.

Die Revanchepolitik war aber auch vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt verfehlt. Welthandel und Seegeltung sind heute die Lebensinteressen, um die die Völker ihre Armeen und Flotten gegeneinander führen, nicht das inhaltslose Phantom der „Gloire". Frankreichs Niedergang beruht auf den inneren Verhältnissen von Land und Volk. An ihnen würde auch ein glücklicher Krieg nichts ändern. Frankreich ist wirtschaftlich mehr auf Deutschland angewiesen als dieses auf Frankreich. Beide Länder ergänzen sich wirtschaftlich. Seinen kulturellen Einfluß auf Deutschland konnte Frankreich durch einen Krieg nur gefährden.

Digitized by Google

Frankreichs Revanchepolitik beruhte auf einer falschen Rechnung, denn im Kampfe mit der jüngeren deutschen Kulturmacht hatte das alternde Frankreich von vornherein die geringere Gewinnaussicht. Seine führenden Männer haben um augenblicklicher Vorteile willen die Politik der Revanche verfolgt. Darin liegt ihr weltgeschichtliches Verschulden.

Frankreich wird, wie immer der Ausgang des Krieges sein mag, nicht als selbständiges Staatswesen zu bestehen aufhören. Wird aber der Krieg dem französischen Volke die Augen öffnen? Wird der fünfhundertjährige Zwiespalt, der zuerst Deutschland heimsuchte und nun Frankreich verwüstet, endlich einem dauernden Frieden Platz machen? Werden die Völker Europas erkennen, daß im Zeitalter der Weltwirtschaft und Weltpolitik die Zukunft der großen Einheit gehört, oder soll der Zustand des „europäischen Gleichgewichts" wiederkehren, diese immer wieder bis zur Explosion sich steigernde Spannung feindlicher Kräfte?

Auf Frankreich wird bei der namenlosen Erbitterung des Volkes gegen Deutschland und bei der Abhängigkeit der französischen Politik von den jeweiligen Stimmungen der Massen kaum gerechnet werden können, wenn es sich einmal um die Verwirklichung einer groß angelegten europäischen Friedenspolitik handelt. Die Zentralmächte werden daher wohl auf anderm Wege die notwendigen Garantien für einen dauerhaften europäischen Frieden schaffen müssen. Damit wird sich aber Frankreichs Schicksal wohl auch in wirtschaftlicher Beziehung vollenden.

Ernährung, Nahrungsbedürfnis und Nahrungsversorgung im Frieden und im Krieg

Von

Prof. Dr. C. A. Ewald, Geh. Medizinalrat in Berlin

In der gegenwärtigen Zeitlage kommt der „Ernährungsfrage" daheim und draußen im Felde eine ganz besondere Bedeutung zu. Zwar nährt sich der einzelne, solange er gesund ist, im allgemeinen nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen. Er befriedigt sein Nahrungsbedürfnis, er stillt seinen Hunger und Durst instinktiv nach den Gewohnheiten seines Landes, seiner Familie, seiner Individualität. Er ißt und trinkt so gut wie er kann, häufig leider auch so schlecht wie er muß. Hüben wie drüben sind mehr wie zu viele, die oftmals froh sind, wenn sie ihrem Hunger ein Stück trockenes Brot geben können, und glücklich, wenn sie einen Trunk reinen Wassers zur Stillung ihres Durstes finden. Aber es dürfte gerade jetzt, wo die Ernährung großer Massen mehr wie sonst im Vordergrunde des Interesses steht, der richtige Augenblick sein, einmal die Gesetze, von denen unsre Ernährung abhängt, und die wahre Größe

Digitized by Google

unsres Nahrungsbedürfnisses zu erörtern. Geht England doch mit der ausgesprochenen Absicht um, uns die Nahrungszufuhr abzuschneiden und statt ehrlichen Kampfes das feige Mittel des Aushungerns zu versuchen. Prüfen wir also, was wir zum Leben brauchen, und ob der Ertrag unsres Landes dazu ausreicht.

Die Nahrung dient einem doppelten Zweck. Sie liefert erstens das Baumaterial des Körpers und den Ersatz des durch seine Tätigkeit abgenutzten Körpergewebes, sie erzeugt zweitens durch ihre chemische Umsetzung (Verbrennung) im Körper die Wärme, deren der Organismus zur Lebenserhaltung und Kraftleistung benötigt, d. h. sie bestreitet den Energiebedarf desselben. Unsre Nahrungsmittel, so verschieden sie auch beschaffen sein mögen, lassen sich letzten Endes in wenige verhältnismäßig einfache Grundsubstanzen, die sog. Nährstoffe, zerlegen: Eiweiß, Fett, Stärkemehle und Zucker (Kohlehydrate), Mineralsalze (Kochsalz, Kalksalze u. a.). Das Bindeglied für alle diese verschiedenen Stoffe ist das Wasser, in dem sie mehr oder weniger löslich sind. Das Eiweiß baut in Verbindung mit den Salzen, von denen die Kalksalze ganz besonders zur Knochenbildung dienen, den Körper auf und ersetzt den Verschleiß desselben. Wir nehmen es teils als reines Hühnereiweiß, teils in anderer Form als Muskelfleisch, Milch- und Pflanzeneiweiß zu uns. Fette und Kohlehydrate sind leicht verbrennliche Substanzen, d. h. der in ihnen zu 44,5 resp. 76,5 Prozent enthaltene Kohlenstoff wird durch den eingeatmeten und im Blute kreisenden Sauerstoff der Luft zu Kohlensäure umgewandelt. Bei diesem Prozeß wird Wärme erzeugt, die die Ursache der Körpertemperatur ist. Da Wärme aber jederzeit in Kraft umgewandelt werden kann, so sind die Fette und Kohlehydrate die vornehmlichsten Kraftquellen unsres Körpers und ermöglichen die energetischen Leistungen desselben. Sie spielen also bei der Ernährung eine ebenso große Rolle wie das Eiweiß und dürfen keinesfalls, wie das vielfach geschieht, als minder zu bewertende Nahrungsmittel angesehen werden. Auch die Mineralstoffe oder Aschenbestandteile, so genannt, weil sie als Asche zurückbleiben, wenn wir die Organe verbrennen, sind für den Organismus absolut notwendig. Es ist unmöglich, ein Tier am Leben zu erhalten, wenn man ihm ausschließlich ein Futter gibt, aus dem die Mineralstoffe entfernt sind, und da auch ein hungerndes Tier fortdauernd Mineralsubstanzen im Harn und Kot ausscheidet, so ist die Notwendigkeit einer steten Zufuhr in der Nahrung damit erwiesen.

Eng verbunden mit den Nahrungsmitteln sind die Genußmittel. Sie sind auch aus Eiweißstoffen, Kohlehydraten, Fetten usw. zusammengesetzt, aber sie enthalten dieselben meist in viel zu geringen Mengen, als daß sie für die Ernährung in dem eben angegebenen Sinne in Betracht kommen könnten. Sie dienen wesentlich andern Zwecken. Ihr Name führt leicht zu einer falschen Vorstellung, weil wir gewohnt sind, darunter etwas Ueberflüssiges, dem Geschmackskitzel zuliebe Genossenes zu verstehen. Letzteres ist aber nur ein nebensächlicher Teil ihrer Aufgabe. Das Wesentliche ist ihre Eigenschaft, durch Geruch und Geschmack eine anregende Wirkung auf die Verdauungstätigkeit auszuüben, ein

Digitized by Google

Gefühl des Wohlbehagens zu geben und dadurch mittelbar zur Erhaltung des Körpers beizutragen. Nicht immer läßt sich eine scharfe Grenze zwischen den Genuß- oder Anregungsmitteln und den Nahrungsmitteln im engeren Sinne ziehen. So sind z. B. Zucker, Kakao, Schokolade, Kochsalz, manche alkoholische Getränke u. a. m. sowohl den ersteren wie den letzteren beizuzählen, während Kaffee, Tee, die meisten Gewürze, Tabak u. a. reine Genußmittel sind. Aber ohne Genußmittel würden wir auf die Dauer ebensowenig leben können wie ohne Nahrungsmittel. Sie sind gleich unentbehrlich und haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern in irgendeiner Form eine bedeutsame Rolle gespielt.

Es ist nun eine alte Gepflogenheit, den tierischen Organismus mit einer Dampfmaschine zu vergleichen, die die Feuerung (Nahrungsmittel) verbraucht, um den nötigen Dampf zu erzeugen, der den Kolben in Betrieb setzt und die das Oel (Genußmittel) haben muß, um das Räderwerk der Maschine zu schmieren. Das Beispiel hinkt, wie alle Vergleiche. Denn der Organismus ist imstande, sich mit seinem Heizmaterial selbst aufzubauen, zu erhalten und etwaige Schäden zu reparieren, was die Maschine bekanntlich nicht kann. Aber sehen wir einmal zu, wieviel Feuerungsmaterial unsre Maschine täglich haben muß, damit sie ihren guten Gang geht. Zahlreiche Versuche, auf deren Geschichte und Technik hier nicht eingegangen werden kann, haben gezeigt, daß ein mittelgroßer Mann von etwa 60 bis 70 Kilogramm Körpergewicht bei mittlerer Arbeitsleistung 80 bis 90 Gramm Eiweiß, das sind 360 bis 400 Gramm Fleisch, zwischen 450 bis 500 Gramm Kohlehydrate und 55 bis 60 Gramm Fett nötig hat, um sich ausreichend ernähren zu können. Diese Gewichtsmengen der einzelnen Nährstoffe oder die ihnen entsprechenden sog. Brennwerte (Kalorien)[1]) müssen also zum mindesten in der täglichen Nahrung vorhanden sein. Bei völliger Körperruhe wird weniger, bei sehr angestrengter Arbeit mehr verbraucht. So hat jede Muskeltätigkeit zur Folge, daß der Bedarf an Kalorien sofort stark in die Höhe schnellt. Wenn man „stramm steht", steigt der Bedarf um zirka 12 Prozent, wenn man eine Stunde geht, um zirka 19 Prozent, wenn man 15 Kilometer radfährt, um 21,7 Prozent, bei einer Stunde Bergsteigen um 33 Prozent usw. Merkwürdigerweise hat die Arbeit, die am höchsten eingeschätzt wird, die geistige Arbeit, auf den Stoffwechsel gar keinen Einfluß; er wird dadurch in keiner Weise geändert, d. h. es gelten für den geistig tätigen Menschen dieselben Durchschnittsziffern für die Ernährung wie für den körperlich arbeitenden.

Ein Mann von 70 Kilogramm Körpergewicht liefert bei der Verbrennung 3 Kilogramm Asche, die sich der Hauptsache nach aus Kalk-, Natrium-, Kaliumsalzen (kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk, Chlornatrium, schwefelsaurem Natrium u. a. m.) zusammensetzt. Da einige unsrer Nahrungsmittel, wie z. B.

[1]) Eine Kalorie ist diejenige Wärmemenge, welche notwendig ist, um 1 Liter Wasser von 20 Grad Celsius um 1 Grad Celsius zu erwärmen. 1 Gramm Eiweiß verbrannt, kann 1 Liter Wasser um 4,1 Grad erwärmen, sein Verbrennungswert ist also 4,1 Kalorien. Den gleichen Verbrennungswert haben die Kohlehydrate. Fett hat 9,3 bis 9,5 Kalorien, Alkohol 7 Kalorien usw. Die obigen Mengen entsprechen also ungefähr 3000 Kalorien.

Digitized by Google

Fleisch, Kartoffeln, Getreidemehle, sehr arm an Salzen sind, so ersetzen wir diesen Mangel durch Zugabe derselben, und zwar besonders des Kochsalzes (Chlornatrium) zur Nahrung. Dabei wird die unbedingt unentbehrliche untere Grenze von 3 bis 4 Gramm Kochsalz pro Tag meist überschritten. Wir nehmen gewöhnlich 10 bis 15 Gramm und mehr, weil uns das Kochsalz nicht nur als Nährsalz, sondern auch als Reiz- und Genußmittel dient, und um dies gleich vorwegzunehmen, ist ein Mangel desselben in unsrem an Salzlagern so reichen Lande ausgeschlossen.

Der Erwachsene hat in seinen Körpergeweben und im Blut etwa 63 Prozent seines Gewichts Wasser. Auch dies muß mit der Nahrung geliefert und der Verlust durch den Harn und andre Absonderungsflüssigkeiten, den Schweiß, die Abdunstungen in der Atemluft u. a. m., ersetzt werden. Den größten Teil decken wir durch den Wassergehalt der Speisen, Milch, Kaffee, Tee eingerechnet, den Rest, wenn wir durstig sind, durch reines Wasser oder andre Getränke, Bier, Wein, Limonaden, Mineralwasser. Bekanntlich ist aber der Durst recht oft nicht durch den Bedarf bedingt, sondern, zumal wenn er durch alkoholische Getränke befriedigt werden soll, „eine schlechte Angewohnheit", die sich überwinden läßt. Gleichviel — an Wasser und Getränken fehlt es für gewöhnlich nicht. Mit vorübergehenden Ausnahmefällen hat der Volkswirt nicht zu rechnen.

Durst- und Sättigungsgefühl, nationale und persönliche Gewohnheiten sind uns für Zeit und Häufigkeit der Nahrungsaufnahme maßgebend, und obwohl sie uns von der Wiege bis zur Bahre begleiten, wissen wir auch heute noch nicht, welche feinere Vorgänge in den nervösen Empfindungsbahnen Hunger und Sättigungsgefühl vermitteln. Es wird angenommen, daß der erstere ein sog. Allgemeingefühl sei, vielleicht aber auch im Gehirn eine bestimmte Stelle vorhanden ist, durch die das Hungergefühl ausgelöst wird, wenn das Blut an Nährstoffen verarmt und einer neuen Aufbesserung bedarf. Ueber das Sättigungsgefühl hat man in der letzten Zeit interessante Versuche angestellt. Man fand, daß es zum Teil durch den Druck bedingt ist, den der Mageninhalt auf die Magenwände ausübt. Eine alte, jedem Handwerksburschen wohlbekannte Erfahrungstatsache! Wer Hunger verspürt und nichts zu essen hat, schnürt seinen „Schmachtriemen" etwas fester. Dadurch wird ein Druck auf den Magen ausgeübt und so ein falsches Sättigungsgefühl hervorgerufen.

Die obigen Kostsätze geben aber sozusagen nur ein ideales Maß ab, welches als Anhaltspunkt und Grundlage überall da in Frage kommt, wo es sich um Massenernährung, z. B. in der Heeresbeköstigung, in Gefängnissen, in Krankenhäusern und andern großen Betrieben, handelt. Der einzelne, soweit er in seinen Ausgaben nicht zu sehr beschränkt ist, geht über jene Werte weit hinaus, und mit steigendem Einkommen und steigendem Luxus sind sie in immer breiteren Volksschichten weit überschritten worden.

Dies gilt ganz besonders für den Fleischkonsum, der in Deutschland pro Kopf im Jahr 1816 nur 13,6 Kilogramm betrug, von da ab aber bis zum Jahre 1913 in fast gleichmäßiger Steigerung (in den letzten Jahren etwas

Digitized by Google

schneller) bis auf 53,3 Kilogramm angewachsen ist, womit gesagt ist, daß der Verbrauch an Fleisch heute mindestens dreieinhalbmal so viel beträgt als vor 100 Jahren. Nun wird niemand leugnen, daß es auch damals kräftige Leute mit erheblichen körperlichen Leistungen gab — es sei nur in den jetzigen Kämpfen an die Tage der Befreiungskriege erinnert —, trotzdem so viel weniger Fleisch als heute gegessen wurde. Das gibt zu denken! Dazu kommt, daß der Verbrauch in den Städten bei weitem größer als auf dem Lande ist, obgleich die Landbevölkerung sicherlich an körperlicher Kraftleistung nicht hinter den Städtern zurücksteht. Dort 52,3 Kilogramm, hier nur 31,6 Kilogramm. Wir stehen in Berlin mit 70,9 Kilogramm an der Spitze, während z. B. in Königsberg nur 40,7 Kilogramm auf den Kopf kommen. Ja, wir haben es in Deutschland fertiggebracht, die Engländer, wie in manchem andern, so auch in dem Punkte der Fleischvertilgung zu überflügeln. Hier 52,3, dort 47,6 Kilogramm pro Kopf und Jahr, während die mäßigen Italiener mit 10,4 Kilogramm an der letzten Stelle der verschiedenen Nationen stehen. Ich will bemerken, daß ich diesen Sieg über England nicht für so besonders schätzenswert ansehe; es ist ein überflüssiger Fleischkonsum, in den wir hineingetrieben sind, aber da Fleisch unbedingt das teuerste Nahrungsmittel ist, so zeigen diese Ziffern auf das bündigste die außerordentliche Steigerung unsres Nationalwohlstandes in den letzten 100 Jahren an. Im Volksbewußtsein heißt es: Fleisch gibt Kraft, wer recht viel Fleisch essen kann, müßte auch dementsprechende Kraftleistungen vollbringen können. Daß dies aber nur in einem sehr bedingten Maße richtig ist, lehrt die Tatsache des größten Fleischverbrauchs in den Städten, dem keineswegs ein entsprechendes Mehr an Körperarbeiten entspricht. Es hat sich auch gezeigt, daß, wie schon oben gesagt, das Eiweiß nur zum Ersatz des verbrauchten Eiweißes und zum Aufbau des Organismus dient, aber mit der Kraftspendung wenig zu tun hat. Das was der Mensch mehr als nötig zu ersterem Zweck an Eiweiß zu sich nimmt, wird allerdings verbrannt, soweit es den auch im Eiweiß enthaltenen Kohlenstoff betrifft, und dient somit als Kraftquelle, die aber gegenüber den Fetten und Kohlehydraten kaum in Betracht kommt.

Endlich ein weiterer, mehr auf sozialem Gebiet liegender Umstand, der dazu beiträgt, daß das Fleisch so außerordentlich überschätzt wird und sein Konsum so stark heraufgeht. Damit wird der Punkt gestreift, der sich auf die Differenz des Eiweißkonsums auf dem Lande und demjenigen der Städte bezieht. Ich habe mich bei früherer Gelegenheit folgendermaßen ausgesprochen:[1])

„Die Städte haben im allgemeinen mehr wohlhabende Einwohner als das Land, und die wohlhabenden Leute essen teils des Wohlgeschmacks und der Abwechslung, teils des oben besprochenen Vorurteils wegen mehr Fleisch, als notwendig ist. Die weniger bemittelten Städter, die vielleicht früher auf dem Lande gelebt haben und dort einen bedeutend geringeren Fleischverbrauch hatten,

[1]) C. A. Ewald, Stoffwechsel und Diät von Gesunden und Kranken. Leipzig 1913, Quelle & Meyer.

Digitized by Google

halten es für einen Ehrenpunkt, sobald sie nach der Stadt kommen, ebensoviel Fleisch zu essen wie die Bemittelten. Sie suchen es hier wie in andern Dingen den „reichen Leuten" möglichst nachzumachen und fühlen sich auf eine höhere Stufe gehoben, wenn sie in bezug auf Vergnügen und äußere Lebensführung ihren Vorbildern nahekommen. Ob das vernünftig oder unvernünftig ist, bleibt sich gleich. Es hat aber noch niemand bewiesen, daß das Leben in der Stadt in der Tat einen größeren Fleischkonsum wie auf dem Lande notwendig macht. Dadurch nun, daß in den letzten Jahren die Abwanderung von dem Lande nach der Stadt eine sehr große war, erklärt sich auch der größere Verbrauch von Fleisch in der Stadt."

Daß man bei weniger Fleischgenuß kräftige Muskelarbeit leisten kann, zeigt das Beispiel der italienischen Arbeiter, die als kräftige, geschickte und fleißige Leute überall bekannt sind und sehr wenig Fleisch essen. Ein Zuviel von Eiweiß ist übrigens nicht nur dem Geldbeutel, sondern aus manchen Gründen auch dem Organismus von Nachteil. Es muß immer wieder gesagt werden, daß die übertriebene Bewertung des Fleisches falsch ist, und daß es mit Vorteil bis zu dem früher genannten, allerdings unentbehrlichen „eisernen Bestand" herunter durch Fette und Kohlehydrate ersetzt werden kann. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß der Mensch rein vegetabilisch zu leben habe. Daß diese Lebensweise nicht zu empfehlen ist, hat andre Gründe. Wir können, wie wir nun einmal geartet sind, das Fleisch auf die Dauer nicht entbehren. Alle Versuche, dasselbe in der Massenernährung des Volkes durch andre eiweißhaltige Nahrungsmittel zu ersetzen, sind fehlgeschlagen, weil diesen der Anreiz auf den Appetit, die leichte Verdaulichkeit und der hohe Gehalt an Eiweiß bei verhältnismäßig geringer Masse fehlt. Von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, hat sich die vegetarische Ernährungsweise als unzureichend für die große Menge gesunder Menschen erwiesen. Aber es ist etwas andres, ob man sich auf das Notwendige beschränkt oder einen überflüssigen Luxus treibt! Ich stehe deshalb, schrieb ich schon vor Jahren, den Klagen über die Zunahme der Fleischteuerung recht kühl gegenüber.[1]) Schränkt euren Fleischverbrauch auf ein richtiges Maß ein, und die Preise werden nach dem ehernen Gesetz von Angebot und Nachfrage heruntergehen. Das wird auch den Armen wieder zugute kommen. Diejenigen, die am meisten dem starken Fleischverbrauch das Wort reden, haben meist ein offensichtliches materielles Interesse daran.

Von dem Gesamtfleischkonsum der verschiedenen Stände fallen nach Rubner auf den Landarbeiter und den ungelernten Arbeiter 16,5 Prozent, den gelernten Arbeiter 44,8 Prozent, den niederen Mittelstand 15,3 Prozent, den Mittelstand 10,5 Prozent und die höheren Stände 12,9 Prozent. Diese Zahlen geben, worauf zu achten, nicht die absoluten Verbrauchswerte an, die im Gegenteil bei den höheren Ständen am höchsten sind (für die erste Gruppe 39 Kilogramm pro Kopf und Jahr, für die letzte 136 Kilogramm), aber sie zeigen, wie sehr

[1]) Hygiene des Essens und Trinkens. Berlin 1905.

Digitized by Google

die gelernten die ungelernten Arbeiter übertreffen, obgleich beide Gruppen an Zahl und körperlicher Leistung wenigstens gleich sind. Bei den ersteren sind eben die Ansprüche an ein gewisses Wohlleben in der Beköstigung mit dem vermehrten Verdienst auch größere geworden.

Nach den Vorschriften für die Verpflegung der deutschen Armeen im Frieden und im Kriege (1909) soll jeder Soldat für den Tag erhalten: in der Garnison zwischen 90 und 116 Gramm Eiweiß, 20 Gramm Fett, 435 bis 664 Gramm Kohlehydrate; im Manöver: Eiweiß 110 bis 140 Gramm, Fett 30 Gramm, Kohlehydrate 450 bis 764 Gramm; im Kriege: Eiweiß 130 bis 150 Gramm, Fett 40 Gramm, Kohlehydrate 460 bis 670 Gramm. Durch gelegentliche Zugabe von Speck kann das Fett noch erheblich, bis zu 138 Gramm, vermehrt werden. Aber von dem gesamten Eiweiß werden nur 33 bzw. 55 bzw. 83 Gramm in Form von Fleisch, das sind rund 150, 250 und 375 Gramm Fleisch, geliefert, das übrige wird durch Brot, Hülsenfrüchte und Kartoffeln gedeckt. Nur im Feldzuge 1870/71 wurden nach dem siegreichen Einrücken der Truppen in Frankreich für den deutschen Soldaten täglich 171 Gramm Eiweiß (darin 500 Gramm Fleisch), 230 Gramm Fett und 430 Gramm Kohlehydrate gefordert. Das sind aber Ausnahmezustände, von denen wir hoffen wollen, daß sie sich auch jetzt wiederholen mögen!

In dem mir zurzeit unterstellten Reservelazarett vom Roten Kreuz (Augusta-Hospital zu Berlin) erhalten die Mannschaften pro Tag 200 Gramm Fleisch (Rohgewicht), des Mittags und jeden zweiten Tag abends 35 bis 40 Gramm kalten Aufschnitt (Wurst, Schinken, kalten Braten u. dgl.), das sind rund 50 bis 55 Gramm Eiweiß in Form von Fleisch. Der Rest wird durch pflanzliches Eiweiß in Hülsenfrüchten, Mehl, Milch usw. und Kohlehydrate und Fett gedeckt. Dabei befinden sich die Leute sehr wohl und erholen sich prächtig.

Uebrigens treiben wir im allgemeinen auch mit dem Fett eine erhebliche Verschwendung. Wer sich die oben pro Tag angesetzten 50 Gramm Fett als Butter abwiegt, wird sehen, daß er gewöhnlich mindestens die Hälfte, wahrscheinlich noch mehr auf sein tägliches Brot streicht und der Rest lange nicht ausreicht, um das zum Kochen benötigte Fett zu decken, ganz abgesehen davon, daß viele Lebensmittel, Rauchwaren, Speck, Sahne, fetter Käse u. a., an sich schon einen hohen Fettgehalt haben und in Gegenden, wo man viel Salat ißt, auch dazu reichlich Fett (Oel, Speck, Sahne) verwendet wird. Es wird also viel mehr Fett genossen, als dem Grundgewicht entspricht. Und wieviel Fett geht nicht täglich mit dem, was auf dem Teller zurückbleibt oder sonst vergeudet wird, im Spülwasser verloren! Darin könnte fraglos durch größere Achtsamkeit und eine nicht einmal besonders schwer durchzuführende Beschränkung viel gespart werden.

Einen wichtigen und bisher nicht genügend berücksichtigten Posten in der Eiweiß- und Fettversorgung bilden die Eier. Für den Tag und Kopf der Bevölkerung werden für München 25 Gramm, für Berlin 23 Gramm angegeben (1 Hühnerei wiegt im Mittel zirka 51 Gramm), die Einfuhr nach Deutschland

Digitized by Google

betrug etwas über 1 Million Dutzend, die uns nun auch zum größten Teil abgeschnitten ist. Die Eierpreise sind deshalb schon jetzt bald bis auf das Doppelte gestiegen. Die Hühnerzucht steht in Deutschland, verglichen mit andern Ländern, z. B. Amerika, nicht auf der Höhe, sie wird zu viel im Kleinbetriebe gehandhabt und es fehlt an den großen Züchtereien, angeblich wegen des damit verbundenen erheblichen Risikos. Sollte nicht auch hier durch rationelle Einrichtungen, rechtzeitige Isolierung der erkrankten Tiere, Aenderungen in der Futterhaltung u. a. m. manches gebessert und ein größerer Ertrag erzielt werden können? Daß diese Dinge auch jetzt nicht vernachlässigt werden, ist ja sicher, es fragt sich nur, ob sie nicht trotzdem noch verbesserungsfähig sind, da doch die Tatsache des vorhandenen Defizits nicht zu bestreiten ist.

Man kann berechnen, wieviel Nährwerteinheiten für 1 Mark erhältlich sind. Es handelt sich dabei nicht um feste Werte, die selbstverständlich nach dem Marktpreis schwanken, vielmehr sind die Nährwerteinheiten darauf gegründet, daß sich der Geldwert von Fleisch, Fett und Kohlehydrate wie 5 : 3 : 1 stellt. Multipliziert man den Gehalt eines Nahrungsmittels an genannten Nährstoffen mit diesen Zahlen, so ergeben sich die Nährwerteinheiten desselben. Ich will aus einer von König zusammengestellten Tabelle nur ein paar Ziffern herausnehmen. Danach erhält man an ausnutzbaren Nährwerteinheiten für 1 Mark:

Reh	229
Blumenkohl	268
Karpfen	374
Rindfleisch (mittelfett)	595
Hühnerei	599
Kalbfleisch	616
Gans	789
Schweinefleisch (fett)	983
Butter	1125
Bohnensuppe	1316
Kuhmilch	1839
Magerkäse	1877
Hering	2127
Weizenbrot	2133
Roggenmehl	4077
Kartoffeln	4666 usw.

Es ergibt sich, daß die Nährstoffe in den tierischen Nahrungsmitteln durchweg drei- bis fünfmal so teuer bezahlt werden als in den pflanzlichen, und unter den Fleischsorten die fetten Stücke preiswerter als die mageren sind, weil sie weniger Wasser enthalten. Die Seefische sind sehr preiswert, viel weniger die Flußfische. Trotzdem finden die Bestrebungen der Seefischereivereine im ganzen und großen bei unsrer Bevölkerung weniger Anklang, wie zu wünschen

Digitized by Google

wäre. Vielleicht weil sie trotz gleichen Nährwertes ein geringeres Sättigungsgefühl wie das Fleisch hervorrufen. Unter den pflanzlichen Nahrungsmitteln stehen Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Getreidemehle bezüglich der Preiswürdigkeit obenan. Auch Milch und Molkereiprodukte sind verhältnismäß billige, dagegen die feineren Gemüse durchweg sehr teure Nahrungsmittel, in denen sich vielfach die Nährstoffe teurer wie im Fleisch stellen. Sie sind also weit eher als Genußmittel wie als Nahrungsmittel zu betrachten.

So viel dürfte sich aber aus den vorstehenden Ausführungen ergeben, daß in der Ernährung des Einzelnen und der Gesamtheit gegenüber den bisherigen Gepflogenheiten mancher Abstrich gemacht werden kann, ohne daß Gesundheit und Wohlbehagen darunter zu leiden hätten. Es muß eben nur mit verschiedenen Angewohnheiten des Mittelstandes und der wohlhabenden Kreise gebrochen werden, die sich im Laufe der letzten Jahre in steigendem Maße eingebürgert haben. So kann also jeder an seinem Teil dazu beitragen, den Konsum mit der Produktion ins richtige Einvernehmen zu setzen, d. h. also so zu gestalten, daß wir für die großen Massenartikel der Ernährung von der Zufuhr aus dem Ausland unabhängig sind. Wie hier kleine Ursachen große Wirkungen haben können, hat Rubner an folgendem Beispiel gezeigt: „Wenn jeder Mensch in Deutschland täglich nur 1 Gramm Butter weniger aufs Brot streicht, so macht das im Jahre einen Minderverbrauch von 25 000 Tonnen Butter. Zur Butterbereitung braucht man rund das Dreißigfache des Buttergewichtes an Milch, also 750 000 Tonnen Milch, und da eine Kuh im Durchschnitt 2500 Liter Milch im Jahre liefert, also 2,5 Tonnen, so beschäftigen wir für diese an sich so gering aussehende Verschwendung von 1 Gramm Butter pro Tag 300 000 Kühe während eines Jahres. Dabei fällt freilich auch viel Magermilch ab, die nicht völlig für das Vieh nötig ist, daher können wir auch sagen, wenn wir an Butter sparen, gewinnen wir auch wieder reichlich Milch für die ärmeren Klassen, nämlich schon bei 1 Gramm Fetterspanis pro Kopf der Bevölkerung 3000 Liter Vollmilch pro Tag, so daß man das teure Fleisch teilweise durch Milch ersetzen könnte."

Daß man für wenig Geld eine schmackhafte und auskömmliche Mittagsmahlzeit herstellen kann, beweisen unsre jetzt eingerichteten Kriegsvolksküchen, in denen für 20 resp. 30 Pfennig ein Teller Suppe ($^1/_2$ Liter) mit Einlage von Gemüsen und Fleisch nebst einem Stück Brot geliefert wird. Diese Küchen arbeiten vielfach zum Selbstkostenpreise oder mit nur geringem Zuschuß, wobei allerdings zu bemerken, daß das Personal zum Teil unentgeltlich tätig ist und daß nicht mehr wie zwischen 60 bis 70 Gramm Fleisch (Rohgewicht) auf die Portion gegeben wird.

Von verschiedenen Seiten ist nun in den letzten Wochen die Frage aufgeworfen und besprochen worden, wie sich die Ernährung der deutschen Zivilbevölkerung während des Krieges praktisch zu gestalten habe, und vor allen Dingen, wie weit wir ohne die Zufuhr aus dem Ausland bzw. bei einem sehr eingeschränkten Maß derselben mit unsern eignen

Digitized by Google

Erträgen auskommen können. Dabei ist zunächst zu bemerken, daß unsre landwirtschaftlichen Erzeugnisse in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren in einem dauernden Aufstieg gewesen sind. Einige wenige statistische Angaben zum Beweise.[1])

Pro Hektar wurden im Durchschnitt produziert an

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln	Wiesenheu
1891/95	12,8	9,8	12,9	10,9	84,4	44,8
1908/12	20,1	17,0	16,6	19,7	136,2	44,0

Also vielfach fast eine Verdoppelung der Zunahme. Die Zuckerrübenernte ist von 204 Doppelzentner im Jahre 1873 auf 330 Doppelzentner im Jahre 1912 gestiegen und die Ausnutzung der Rüben um etwa die Hälfte gesteigert. Die Milchproduktion hat sich innerhalb der letzten dreißig Jahre um beinahe das Doppelte gehoben. Das Rindvieh hat sich von rund 15 Millionen auf 21 Millionen Stück vermehrt, die Fleischproduktion von 533123 Milletilo im Jahr 1883 auf 1100713 im Jahr 1912. Aehnliche Zahlen (688608:1757000) ergibt der Markt für Schweinefleisch.

Das sind an und für sich sehr erfreuliche Tatsachen, die allerdings unmittelbar nichts mit der oben gestellten Frage zu tun haben, aber doch aus dem Grunde hier eine Erwähnung verdienen, weil aus ihnen hervorgeht, daß bei rationellem Betrieb selbst heute noch eine weitere Steigerung der Erträge nicht ausgeschlossen erscheint.

Stellen wir den diesjährigen Bestand, den wir bereits ausreichend überschauen können, als Guthaben ein und rechnen den zu erwartenden Verbrauch dagegen auf, so können wir nach den Ueberschlägen bewährter Fachmänner wie Gruber, Rubner, Frank, Witte, Lehmann u. a. der Zukunft mit aller Ruhe ins Auge sehen, wenn wir nur mit dem, was wir haben, sorglich haushalten. Auf Grund statistischer Ueberschläge ergibt sich, daß die deutsche Landwirtschaft die tierischen Nahrungsmittel in solchen Mengen erzeugt, daß uns der Ausschluß der Zufuhr von außen her nicht zu schädigen vermag. Wir haben genug Fleisch im Lande, um die obengenannten 360 bis 400 Gramm Fleisch pro Kopf der Bevölkerung decken zu können. Dabei ist noch folgendes zu beachten. Etwa 90 Prozent der Gesamtbevölkerung stehen nicht bei der Armee, sondern sind daheim geblieben, und darunter selbstverständlich ein großer Teil Kinder, Frauen und Greise, deren Fleischverbrauch natürlich unter der obigen Norm zurückbleibt. Schwierigkeiten macht die Beschaffung der Futtermittel. Es ist namentlich die in großen Mengen von Rußland bisher eingeführte Futtergerste — die Einfuhr betrug im letzten Jahre $3^1/_2$ Millionen Tonnen —, für die wir Ersatz schaffen müssen. Wir haben oben gesehen, daß das Ernteerträgnis in den

[1]) Diese und weitere Zahlen sind dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, Berlin 1914, Puttkammer & Mühlbrecht, entnommen.

Digitized by Google

letzten vier Jahren für Getreide insgesamt, d. h. für Weizen, Roggen, Hafer und Gerste, eine fortgesetzte Steigerung von über fünf Millionen Tonnen erfahren hat. Die Produktion von Brotgetreide allein betrug in den letzten fünf Jahren durchschnittlich etwa 16 Millionen Tonnen, während die Brotnahrung der 68 Millionen Bevölkerung nur etwa 12 Millionen Tonnen und die Aussaat kaum $1^1/_2$ Millionen Tonnen erfordert. Wir sollten demgemäß ausreichende Mengen von Brotgetreide haben, wenn nicht bisher ein so großer Teil der Ernte als Viehfutter verwendet wäre, daß im Vorjahr ein Weizenimport von rund 2 Millionen Tonnen und außerdem eine Gersteeinfuhr von $3^1/_2$ Millionen Tonnen stattfand. Das fällt jetzt fort, denn der Hauptanteil der Einfuhr kam aus Rußland, und die Neutralen können, selbst wenn sie durchhalten, das Defizit nicht ersetzen. Ueber die Mittel und Wege, das fehlende Viehfutter zu beschaffen, gehen die Meinungen der Sachverständigen auseinander. Eine in München beheimatete Kommission hat vorgeschlagen, die bisher zum Bierbrauen verwendete Gerste zu Ernährungszwecken, und zwar für Mensch und Tier, zu verwerten. Ein Vorschlag, der aus der Stadt des „Bierherzens" besonders entsagungsvoll anmutet. Es wird dabei aber vergessen, daß man dem Volk nicht ohne weiteres ein Getränk wie das Bier, welches ja nicht nur Genußmittel, sondern auch in erheblichem Maße Nahrungsmittel ist — das Münchner Löwenbräu hat im Liter 360 Kalorien und zirka 32 Gramm Zucker und 59 Gramm eiweißhaltige Trockensubstanz[1]) —, entziehen kann. Damit würde mehr Schaden wie Nutzen angerichtet und Beunruhigung und Mißvergnügen in die weitesten Kreise getragen. Es ist dies aber auch nicht erforderlich.

Fassen wir zunächst den Bedarf an Roggen, der mit dem an Gerste nahezu Hand in Hand geht, ins Auge, so ergibt sich folgendes. Nach Ansicht kompetenter Landwirte reicht unsre Roggenernte vollkommen aus, wenn sie nicht in so großem Umfange wie bisher verfüttert wird. Denn im letzten Erntejahre kamen neben einem Import an Gerste, Kleie und Kraftfutterstoffen von $6^1/_2$ Millionen Tonnen noch so große Massen an Roggen zur Verfütterung, daß dieser schon im April knapp wurde. Nach der Viehzählung vom 1. Dezember 1913 beträgt Deutschlands Viehbestand rund 21 Millionen Rindvieh, $25^1/_2$ Millionen Schweine und $4^1/_2$ Millionen Pferde, zusammen 51 Millionen Stück. Da fragt es sich bei den jetzigen Ausnahmeverhältnissen, die uns die hauptsächlich in Betracht kommende russische Einfuhr abschneiden, ob man dem Menschen das notwendige Brotgetreide fortnehmen will, um das Vieh schnell fett und schlachtreif zu bekommen, oder ob man der Bevölkerung das notwendige Brot sichern und das Vieh mit weniger kraftvollen Futterstoffen, an denen es nicht mangelt, durchbringen soll. Die Beantwortung dieser Frage erscheint nicht zweifelhaft, wenn man von dem andern Ausweg, das Vieh in größerem Maße abzuschlachten, absieht, weil er in jeder Beziehung unvorteilhaft ist.

[1]) 1 Liter Kuhmilch hat 670 Kalorien, 1 Liter Magermilch 410 Kalorien.

Digitized by Google

Es ist auch bereits unter dem 11. September d. J. ein Verbot des vorzeitigen Schlachtens von Vieh für das Deutsche Reich ergangen. Man könnte aber, ganz abgesehen davon, daß man die Gerste dem Braugewerbe und den Roggen dem Vieh entziehen will, andre Maßnahmen treffen, die geeignet sind, den Ausfall an Getreideeinfuhr, den Gruber, in Billionen Kalorien ausgedrückt, zu — 11,6 veranschlagt, wenn die neutralen Staaten eingeschlossen sind, wenn sie ausgeschlossen sind zu — 7,7, zu umgehen. Dazu gehört vor allem eine bessere Ausnützung des Getreides beim Vermahlen, das bisher mit 20 bis 30 Prozent Abfall rechnete, aber leicht bis auf 95 Prozent Verwertung gebracht werden kann. Es kann ferner am Roggenmehl gespart werden, wenn es mit Kartoffelmehl bis zu 20 Prozent vermengt wird. Der Geschmack des daraus gebackenen Brotes leidet nicht wesentlich, und der Gewinn an Roggen kann als Viehfutter verwendet werden. Auch beim Backen läßt sich sparen, wenn das Brot statt mit Sauerteig, wobei eine Menge Energie als Alkohol und Kohlensäure in die Luft geht, mit dem sog. Luftbrotverfahren (Backmehle, Oetkers Backpulver, Liebigs Backmehl u. a.) hergestellt wird.

Man kann weitere Ersparnisse in dem oben auseinandergesetzten Sinne machen, vor allem auch den Abgang der Kartoffeln durch Fäulnis und sog. Veratmung erheblich verringern, wenn man die jetzt nachdrücklich im großen Maßstabe durchgeführte Kartoffeltrocknung ausnutzt. Eine solche Kartoffeldauerware, Chunos genannt, wird in Peru schon lange durch einfaches Pressen und Trocknen an der Luft hergestellt. In ähnlicher Weise werden die Kartoffeln bei uns fabrikmäßig verarbeitet und als Dauerware sowohl in Scheibenform wie als Kartoffelmehl und Kartoffelgrieß herausgebracht. Der Geschmack dieser Erzeugnisse ist von dem der frischen Kartoffeln nicht zu unterscheiden, und sie müssen sehr gut und leichtverdaulich sein, da die natürlichen Stärkekörner genau wie in den gekochten Kartoffeln zerstört (aufgeschlossen) sind. Es ist dies also ein Verfahren, welches eine weit größere Ausnutzung der Kartoffelfrucht wie bisher gestattet, wenn es in großem Maßstab durchgeführt wird, obgleich sich immer noch ein Verlust von 5 Prozent der Ernte (früher 10 Prozent) nicht verhindern läßt. Anderseits wird aber der Verbrauch für industrielle Zwecke (Stärkeindustrie, Spiritusindustrie u. a.) in diesem Jahre naturgemäß geringer wie sonst sein. Schließlich könnten durch Ausdehnung des Kartoffelbaues und der Zuckerrüben an Stelle der Körnerfrüchte beträchtliche Energiemengen gewonnen werden, indem z. B. ein Hektar Land, mit Rüben bebaut, bei 12,3 Prozent Zuckergewinnung 13,6 Millionen Kalorien gibt, während Weizenboden nur 7,8 und Roggenboden nur 5,9 Millionen Kalorien liefert.

Trotz alledem werden wir uns auf eine Erhöhung der Preise der verschiedenen Nahrungsmittel, vor allem Brot und Fleisch, aber auch Butter, Schmalz, Käse, Hülsenfrüchten usw., gefaßt machen müssen. Wie weit es angängig und zweckmäßig ist, durch staatliche Feststellung von Maximalpreisen oder durch ein Eingreifen in die Verwendung und Verteilung des Getreides, z. B. durch behördlichen Getreideankauf und Verteilung nach dem Bedürfnis, Vorsorge für die

Digitized by Google

Zukunft zu treffen, unterliegt zurzeit noch der Erwägung, die sich freilich schon reichlich lange hinzieht. Aber Vorräte schafft man damit auch nicht, man verhindert nur übertriebene Preisforderungen. Letzten Endes wird es immer und immer wieder darauf ankommen, daß jeder einzelne und durch ihn die Gesamtheit im Sinne obiger Auseinandersetzungen spart und für unser Durchkommen sorgt.

Aber es liegt außerhalb unsrer Aufgabe und Zuständigkeit, auf diese Verhältnisse, die die eingreifendsten Fragen der Landwirtschaft umfassen, des weiteren einzugehen. Dies muß den Fachleuten überlassen werden. Worauf es für jetzt ankommt, ist, auch an dieser Stelle als Ergebnis der vorstehenden Ausführungen festzustellen, daß der Plan unsrer Feinde, uns „durch nagenden Hunger niederzuringen", auf ebenso falschen Voraussetzungen beruht wie ihre Wahnidee, uns leichter Hand mit der Waffe besiegen zu können, ein Selbstbetrug, aus dem heraus sie diesen schmählichsten und niederträchtigsten aller Kriege begonnen haben!

Italien und das europäische Gleichgewicht

Von

Philipp Hiltebrandt (Rom)

Die Neutralitätserklärung der italienischen Sozialisten hat bis auf weiteres einen Strich durch die Rechnung unsrer Gegner gemacht, die durch Verbreitung erlogener Nachrichten über deutsche Niederlagen die öffentliche Meinung in Italien beeinflussen und die dortige Regierung zum Anschluß an die Ententemächte zwingen wollten.

Parteipolitisch bleibt vorläufig diese Agitation, nachdem die stärkste der Linksparteien ausgeschieden ist, auf die Republikaner und gemäßigten Sozialisten beschränkt, deren Führer Barzilai und Bissolati für ihre Mißerfolge in der inneren Politik sich auf dem Gebiete der auswärtigen zu entschädigen suchen, und von denen der letztere auf die Nachfolge San Giulianos spekuliert. Aber auch ihr Versuch, am 20. September, dem Erinnerungstage der durch den Sieg von Sedan ermöglichten Eroberung Roms, mit Hilfe der römischen Teppa die Regierung in den Kampf gegen Deutschland und Oesterreich zu reißen, ist ins Wasser gefallen.

In der Tat hätte man an der Intelligenz und dem politischen Sinne der Italiener verzweifeln müssen, wenn die Dinge einen andern Verlauf genommen hätten.

Die italienische Regierung durfte vor den Politicanti di farmacia, vor den Agitatori della piazza und den nationalistischen Fanulloni des Café

Digitized by Google

Aragno nicht die Waffen strecken, wenn sie nicht die Großmachtinteressen Italiens zugunsten eines beschränkten Irredentismus hätte preisgeben und im Innern, zumal nach den tragikomischen Vorgängen des letzten Generalstreiks, die Autorität der Monarchie und des Staates ein für allemal kompromittieren wollen.

So kann man jetzt den von Frankreich und England geschürten Pressefeldzug gegen Deutschland und Oesterreich, den ein großer Teil der italienischen Blätter noch immer mit unverminderter Hartnäckigkeit fortsetzt, mit größerer Ruhe betrachten und sich dabei mit dem römischen Sprichwort trösten: „Gl' Italiani dicono molte schiochezze ma ne fanno poche."

Seit Jahren bereits arbeiten die Publizisten der Tripelentente mit einer Reihe von Schlagwörtern gegen Deutschland. Wir sind weit davon entfernt, ihnen gegenüber in moralische Entrüstung zu verfallen, und überlassen es jedem, sich der Waffen zu bedienen, die seiner natürlichen Anlage entsprechen. Den Neutralen aber möchten wir in Anlehnung an einen von Bismarck oft gebrauchten Satz sagen: „Wenn Herr N euch etwas vorlügt, was für ihn nützlich, für euch aber schädlich ist, so ist das nicht dumm von N; es ist aber dumm von euch, wenn ihr darauf eingeht" — und sie dazu an ein bekanntes Wort Machiavellis erinnern, nach dem Dummheit auf politischem Gebiete kein bloßer Defekt, sondern geradezu ein Laster ist.

Es gehört nun wahrhaftig kein besonderer Scharfsinn dazu, um sich über die Qualität und die Tendenz der gegnerischen Presse klar zu werden. Sie behauptet das Gegenteil von dem, was den offenkundigsten Tatsachen entspricht, und verfolgt das Ziel, den Deutschen genau das unterzuschieben, was die Ententemächte selber betreiben und erstreben, um auf diese Weise die Neutralen vor angeblichen Plänen Deutschlands bange zu machen und ihre Aufmerksamkeit von der Politik der Ententemächte abzulenken.

Nirgends ist dies so klar als bei dem Schlagwort des „Pangermanismus". Die Schriften und Reden einiger einflußlosen Phantasten müssen dazu herhalten, um den gegenwärtigen Weltkrieg zu einem Kampfe des Pangermanismus zu machen. Und dabei ist der Krieg im wesentlichen ein Kampf zwischen dem germanischen Deutschland und dem — ja leider — auch germanischen England. Die germanischen Flämen sind unsre erbittertsten Gegner, und die andern germanischen Staaten, Holland, Schweiz, Dänemark, Norwegen und Schweden, sehen dem Kampfe als Neutrale zu. Anderseits kämpfen an der Seite Deutschlands 10 Millionen Madjaren und über 25 Millionen Slawen, denen man doch wahrlich keine Vorliebe für das Germanentum vorwerfen kann.

Tatsächlich existierend ist aber nicht der Pangermanismus, sondern der Panslawismus, unter dessen Flagge das Moskowitertum im gegenwärtigen Kriege die österreichisch-ungarische Monarchie zerstören, die kleineren slawischen Nationen und die Türkei sich unterwerfen, am Aegäischen und im Adriatischen Meere Fuß fassen und einen Staat errichten will, der, unter Unterdrückung geistiger und

Digitized by Google

nationaler Freiheit auf dem Absolutismus und der Orthodoxie beruhend, von Valona bis Wladiwostok und vom Nordkap bis zum Matapan reicht, und der, bei seinem unermeßlichen Reichtum an Menschen und natürlichen Bodenschätzen, so ungeheuer stark ist, daß er, wie Kuropatkin dies in seinen Memoiren auseinandergesetzt hat, schon vermöge seines bloßen Druckes allen übrigen Staaten Europas seinen Willen aufzwingen kann, was ja bereits jetzt bis zu einem gewissen Grade England und Frankreich gegenüber der Fall ist. Diese für das gesamte Europa drohende und die europäische, von Rom ausgegangene Kultur gefährdende moskowitische Hegemonie will Deutschland verhindern. Es will ferner den unter der Herrschaft des Moskowitertums schmachtenden Fremdvölkern ihre Freiheit gewinnen und den slawischen Nationen durch deren Anschluß an die Donaumonarchie zugleich die Möglichkeit zur Entwicklung ihrer nationalen Eigenart und die Teilnahme an dem Leben eines Großstaates gewähren. Eine andre Politik wäre verderblicher Wahnsinn: sie würde die slawischen Nationen, deren opferbereite Teilnahme am Kampfe uns den Sieg ermöglicht, auf die Seite Rußlands treiben und dadurch dessen Herrschaft zu einer dauernden machen.

Ebenso durchsichtig wie das Schlagwort vom Pangermanismus ist der Sinn der hauptsächlich von den Engländern verbreiteten Phrase von der deutschen Hegemonie zu Wasser und zu Lande. Durch sie sucht man die Völker über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß England diese Hegemonie bereits besitzt und sie in der brutalsten Weise ausübt. Kraft seiner maritimen Suprematie und des skandalösen Kaperrechts, das ein Hohn auf alles Recht ist, und dessen Abschaffung Deutschland vergebens auf der Haager Friedenskonferenz immer wieder beantragte, hat es den gesamten Welthandel lahmgelegt. Die von England proklamierte Theorie des europäischen Gleichgewichts macht in Wirklichkeit den Inselstaat zur kontrollierenden Macht des Kontinents: sie bedeutet für Europa etwas Aehnliches wie für Amerika die Monroedoktrin. Denn sie bedeutet nicht etwa den Schutz der Schwachen gegen die Vergewaltigung von seiten der Starken, sondern vielmehr die Niederhaltung der lebenskräftigen und England gefährlichen Staaten zugunsten der niedergehenden und deshalb für England ungefährlichen. Keine Nation hat unter dieser Politik des Gleichgewichts so viel zu leiden wie die deutsche und die italienische. Solange Deutschland und Italien schwach und zerrissen waren, konnten sie sich des englischen Wohlwollens erfreuen, wie heute etwa Griechenland Italien gegenüber. In dem Augenblicke aber, da beide Nationen stark wurden und sie sich anschickten, die an England übergegangene Seegeltung der Hansa und der italienischen Seerepubliken wiederzugewinnen, verbündete sich England auf Tod und Leben mit Frankreich, von dem es, nachdem es ihm den Schlag von Faschoda versetzt hatte, nichts mehr zu befürchten brauchte, und die gesamte französische Flotte wurde im Mittelmeer konzentriert, um dort das von Italien bedrohte maritime „Gleichgewicht" aufrechtzuerhalten.

Mehr noch um der Erhaltung dieses Mittelmeergleichgewichts als um des Schutzes der belgischen Neutralität willen (denn was bedeutet für England das

Digitized by Google

Recht und das Wohl der Neutralen!) erklärte England an Deutschland den Krieg und zwang dadurch das mit seinen langgestreckten Küsten, an denen fast alle großen italienischen Städte gelegen sind, dem seegewaltigen England gegenüber ohnmächtige Italien, sich neutral zu verhalten; denn eine Kooperation der italienischen und deutschen Armeen hätte die sofortige und völlige Niederwerfung Frankreichs und damit desjenigen Staates bedeutet, der die Bestimmung hat, den Uebergang der englischen Seeherrschaft im Mittelmeer an Italien zu verhindern. Wenn Italien die Grande proletaria unter den Nationen geblieben ist, wenn das Volk der Renaissance, um leben zu können, genötigt ist, in aller Welt die schwersten und niedrigsten Arbeiten zu verrichten, dann verdankt es dies in erster Linie dem Umstande, daß es durch die englische Politik in seiner natürlichen Entwicklung zur herrschenden Mittelmeermacht unterbunden wird. Denn England kann einfach um seiner Selbsterhaltung willen auf dem High way nach Ostindien das Aufkommen eines Volkes, das sich jährlich um 300000 Köpfe vermehrt und deshalb auf maritime und territoriale Expansion bedacht sein muß, nicht dulden, und es könnte Italien im Falle seines Austritts aus dem Dreibunde in der Reihe seiner lateinischen Klientelstaaten nur eine Stellung anweisen, die der von Spanien, niemals aber der von Frankreich analog wäre. Man führe hiergegen nicht die Zession von Tripolis an: gerade sie war im Hinblick auf die Niederhaltung Italiens ein Meisterstreich der englischen Diplomatie. Denn indem England den Italienern das um die wertvollsten Teile des Hinterlandes und den besten Hafen der Küste beschnittene, für eine größere Besiedlung wenig geeignete Tripolis konzedierte, und sie durch die englische Presse vor einem phantastischen deutschen Okkupationsprojekt warnen ließ, erregte es bei der öffentlichen Meinung Italiens das Mißtrauen gegen das verbündete Deutschland und erweckte (ähnlich wie später durch Gewährung der mancia von Adalia) von neuem den Schein der traditionellen englischen Freundschaft und Großmut für Italien. Indem es die Unterstützung der Rebellen der Cyrenaika durch die ägyptischen Nationalisten zuließ, lenkte es deren Haß von England auf Italien ab und nötigte dieses zu einem langwierigen Kolonialkrieg um die Libysche Sandwüste, der Italien an zwei Milliarden kostete, die, wenn sie auch nur zur Hälfte auf die Verstärkung der italienischen Marine verwandt worden wären, diese zur ersten des Mittelmeeres gemacht hätten.

Diese englische Suprematie, die die Freiheit der Meere unterdrückt und das System des europäischen Gleichgewichts, das den Kontinent der englischen Kontrolle unterwirft, ihn immer neuen Kriegsgefahren aussetzt und die Entwicklung der aufstrebenden Völker unterbindet, will Deutschland beseitigen, um an Stelle der englischen Hegemonie die des von Bismarck und Crispi zur Erhaltung des europäischen Friedens gegründeten Dreibundes und an Stelle des europäischen Gleichgewichts das unter den drei europäischen Zentralmächten Deutschland, Oesterreich und Italien zu setzen.

Zweifellos werden die Engländer alles tun, um uns auf die Bahn der hegemonialen Aspirationen zu drängen, aber sie werden sich vergebens bemühen.

Digitized by Google

Wir kennen die Geschichte der Neuzeit zu gut, um nicht zu wissen, daß die drei Versuche, die in ihr gemacht worden sind, Europa eine kontinentale Hegemonie eines Staates aufzuzwingen, kläglich gescheitert sind, und daß Ludwig XIV. in Verfolgung dieses Planes sein Land der großen Revolution entgegengetrieben hat, während Karl V. in dem trübseligen Kloster von S. Juste und Napoleon I. auf dem einsamen Felsen von St. Helena geendet sind. Deutschland ist relativ nicht so mächtig wie das Weltreich Karls V. oder auch nur wie der Staat Ludwigs XIV., und es besitzt kein militärisch-politisches Genie von dem Range Napoleons I. Auch stehen dem Deutschen Reiche nationale Staaten von ganz andrer Kraft gegenüber als die, an deren Widerstand die Pläne jener drei Herrscher gescheitert sind.

Zum Glück sind wir nicht genötigt, den Kampf gegen England in der Weise Napoleons I. durch Unterwerfung des Kontinents zu führen. Denn der Deutsche Kaiser besitzt, was der große Sohn der Französischen Revolution nicht besaß: einen Thron, der nicht immer durch neue Siege gestützt werden muß — eine Marine, die für England ein ganz anders gefährlicher Gegner ist als die bei Aboukir und Trafalgar vernichtete französische — und endlich Bundesgenossen, wie sie Napoleon wohl suchte, aber nicht fand. Und auf der andern Seite hat England nicht mehr die günstige Position der napoleonischen Periode inne. Es war damals nicht in der Weise wie heute auf den Welthandel angewiesen und verfügte über eine Landmacht, die relativ stärker war als die heutige englische Armee. Es befindet sich auch nicht wie in jener Zeit einer einzigen Seemacht gegenüber, sondern muß befürchten, daß selbst bei einem Siege über die deutsche Flotte seine Suprematie an andre Seemächte übergeht, und daß bei einer längeren Bindung seiner Kräfte in Europa sein nur mit Gewalt aufrechterhaltenes Kolonialreich ins Wanken kommt.

Die dritte Anklage, die gegen uns erhoben wird, der Sieg Deutschlands bedeute den Sieg des brutalen Militarismus und der Barbarei und den Untergang der europäischen Freiheit und Kultur, ist so lächerlich, daß man über sie hinweggehen könnte, wenn sie nicht durch die französische Presse unter plumper Spekulation auf den Analfabetismo intellettuale der Leser durch jahrzehntelange Wiederholung als fixe Idee in das Bewußtsein der öffentlichen Meinung der neutralen Staaten eingehämmert worden wäre. Diese Anklage geht aus von einem Lande, dessen Republikanismus die festeste Stütze des Völker und Freiheit unterdrückenden russischen Despotismus ist — dessen Demokratie die Herrschaft gewissenloser Advokaten und Geldleute bedeutet — und dessen Sozialismus im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die italienischen Arbeiter in Frankreich verprügelt und mit England, d. h. mit jener Kaste von 25000 Londoner Familien, im Bunde steht, die in der erbarmungslosesten Weise die gesamte Welt als ihr Ausbeutungsfeld betrachtet. Sie geht aus von einer Nation, die sich mit der Einigung des deutschen Volkes nicht zufriedengeben zu können glaubte und 44 Jahre lang in dem Wahne lebte, zwei urdeutsche Stämme „erlösen“ zu müssen, aus denen sofort bei Beginn des großen

Digitized by Google

Krieges sich 90 000 Freiwillige zum Kampfe gegen die kommenden „Befreier" meldeten — von einer Nation, deren „übermenschlicher" Militarismus, wie der italienische Publizist Morelli vor einigen Monaten schrieb, den einzigen Grund für die kolossalen Rüstungen Europas bildete und eine beständige Bedrohung des europäischen Friedens bedeutete. Tatsächlich stellte der von dem Lande der Zivilisation vertretene Revanchegedanke die kulturfeindlichste Idee in Europa dar: denn er ist es gewesen, der in letzter Linie den furchtbarsten aller Kriege hervorgerufen hat.

Vergebens hatte es Bismarck abgelehnt, den Präventivkrieg gegen die chauvinistische Republik zu führen und sie zum Ersatz für Elsaß-Lothringen auf das weite Feld der Kolonien zur Befriedigung ihres Gloiredurstes hingewiesen. Vergebens hatte Kaiser Wilhelm II., den man in Frankreich jetzt als das große Tier der Apokalypse bezeichnet, sich in Liebenswürdigkeiten aller Art erschöpft, um die Franzosen zu versöhnen: der Erfolg war nur der gewesen, daß sie von Jahr zu Jahr anmaßender wurden und auf dem angeblichen Charakter von Guillaume le Timide bereits ihre politischen Spekulationen aufbauen zu können glaubten. Deutschland war und blieb das Land der Barbarei und der Force brutale: einer Aussöhnung mit ihm glaubte der französische Historiker Lavisse ein dreifaches „Jamais" entgegensetzen zu müssen. Diese Auffassung hat man in Frankreich einem Staate gegenüber, der in einzigartiger Weise das Prinzip der Disziplin mit dem der Freiheit verbindet — der in sich die stärkste Monarchie und Aristokratie mit der stärksten Demokratie vereinigt — dessen soziale Fürsorge für die unteren Klassen die „demokratischen" Staaten von England und Frankreich vergebens nachzuahmen suchen — der die Geistesfreiheit schützt, ohne die Religion zu unterdrücken — der für Kunst und Wissenschaft in Instituten, Universitäten, Schulen und Volksbibliotheken soviel tut wie kein andrer Staat, so daß in ihm auch der Aermste für wenig Aufwand teilnehmen kann an einem höheren geistigen Leben. Und dies sagt man gegen eine Nation, die ein Deutschland durchaus nicht freundlich gesinnter italienischer Gelehrter als das Cervello del mondo bezeichnet, die die größten Philosophen, Dichter und Musiker der modernen Zeiten hervorgebracht hat, die in den Natur- und Geisteswissenschaften den übrigen Nationen zum mindesten ebenbürtig gegenübersteht und die auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, in Bankwesen, Industrie, Handel, Schiffahrt und Ackerbau alle übrigen zu überholen im Begriffe ist. Und das deutsche Volksheer, das auf dem sittlich-demokratischen Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht beruht und das sich zu einem Drittel aus Sozialdemokraten zusammensetzt, vermeint man mit dem Schlagwort „Militarismus" abtun zu können, und man glaubt gegen das deutsche Volk in Waffen die englischen Söldner, die bengalischen Reiter Indiens, die Mongolen Ostasiens, die Basuto-Kaffern Südafrikas, die Neger des Senegal, die Kosaken des Don und die Kalmücken der Wolga mobilisieren zu müssen, um — zusammen mit den über die von den Franzosen provozierte Beschießung der Kathedrale von Reims wildgewordenen Aestheten — die europäische Kultur vor den „Hunnen

Digitized by Google

des zwanzigsten Jahrhunderts" zu retten. Wenn überhaupt auf einem Gebiete, dann strebt das von dem dreifachen Drucke des Panslawismus, des Chauvinismus und des englischen Seebeuterechtes befreite Deutschland auf dem Gebiete der Kultur eine Vormachtstellung an, seiner Vergangenheit und jenem Ideale getreu, das der Begründer der deutschen Macht in der Kaiserproklamation ausgesprochen hat: „Allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Schon heute haben einsichtige Männer in Italien erkannt, daß dessen Zukunft in kultureller Beziehung an der Seite Deutschlands zu suchen ist. Denn wie bereits die Blüte der neuen, hauptsächlich von Richard Wagner beeinflußten italienischen Musik zeigt, liegt der Fortschritt der italienischen Kultur in einer unter voller Wahrung der nationalen Eigenart erfolgenden Kreuzung mit der deutschen Kunst und Bildung und nicht in einem Nachtreten der ausgetretenen Bahnen der sog. lateinischen Schwester. Und kämen die Führer der nationalistischen Bewegung in Italien nach Deutschland, sie würden sich von neuem von der Verlogenheit der französischen und demokratischen Phrase überzeugen und mit den Augen als reale Tatsache ein dem ihrigen verwandtes moralisch-politisches Ideal verwirklicht schauen, das sie der Jugend des künftigen Italiens in ihren begeisternden Schriften und Reden verkünden, nämlich eine monarchisch-aristokratische, in einem starken Staate organisierte und disziplinierte Nation, in der ein Glied sich mit dem andern im sozialen Gedanken wie in einer großen Familie solidarisch verbunden fühlt, eine Nation, die in opferwilligem Heldenmut den aufgezwungenen Kampf gegen zwei Fronten im festen Glauben an ihre Zukunft auf sich nimmt und die bis zum letzten Manne der sicheren Zuversicht lebt, daß ihr ernster Enthusiasmus den Sieg behalten wird über den verzweifelten Fanatismus der Franzosen und die dumpfe Brutalität der russischen Massen.

Mühelos und ohne größere Opfer werden Italien wie nach den Kriegen von 1866 und 1870/71 gewaltige Vorteile aus einem deutschen Sieg erwachsen: es wird durch Verstärkung seiner Adriaposition sich eine sichere Rückendeckung gegen Oesterreich verschaffen (da Oesterreich sich hüten muß, den verhängnisvollen Fehler Bulgariens zu wiederholen), und es wird nach einer Niederwerfung Frankreichs die erste Etappe auf dem Wege zur Ausbreitung seines Einflusses im Mittelmeer gewinnen. Ob es aber wegen seines leichten Erfolges besonders glücklich zu schätzen ist? Wie im moralischen, so gilt auch im politischen Leben der Satz, daß nur das von wirklichem Werte für eine Nation ist, was mit kühnem Wagemut und unter Opfern in ehrlichem Kampfe erkauft wurde. Oftmals mußte ich in letzter Zeit an den Ausspruch eines alten italienischen Herrn, dem ich auf meinen Wanderungen in Italien in einer kleinen Stadt der Marken begegnete, denken. Als ich, von ihm über meine Eindrücke über Italien befragt, nicht umhin konnte, den wunderbaren Fortschritt, den das Land auf allen Gebieten gemacht hatte, zu rühmen, da antwortete mir der Alte,

Digitized by Google

der, frei von jedem sentimentalen Irredentismus, sich einen klaren Blick für die wirklichen und großen Interessen des italienischen Volkes bewahrt hatte: „Siamo cresciuti materialmente, ma abbiamo perduto moralmente. La nostra unità fù fatta per mezzo degli stranieri. Che ci occorre per il nostro morale politico è una grande guerra vittoriosa."

Schmerzlose Operation mit und ohne Allgemeinnarkose

Von

Prof. Dr. Goebel (Breslau)

Der Gedanke, Operationen schmerzlos zu gestalten, ist alt. Es lag ja auch den Aerzten zu nahe, danach zu streben, die furchtbaren psychischen Aufregungen, zu denen nicht nur die Schmerzen, sondern auch der Anblick des Blutes und der verwundeten Glieder usw. führte, durch einen wohltätigen Schlaf auszuschalten. Auch der Arzt selbst kann ruhiger und überlegter operieren, wenn er nicht einen stöhnenden und sich vor Schmerzen windenden Kranken vor sich hat. Das furchtbare Wort des Celsus, „esse autem chirurgus debet ... animo intrepidus, immisericors, sic, cut sanari velit eum, quam accipit, non ut clamore ejus motus vel magis, quam res desiderat, properet, vel minus, quam necesse es, secet,"[1]) konnte nicht eher ad absurdum geführt werden, ehe man wirklich den Kranken nicht mehr „schreien" hörte. Lange hat man vergebliche Versuche angestellt. Schon im grauen Altertum wurden die Säfte der Mandragorawurzel (Atropa Mandragora), einer Bergpflanze Südeuropas, teils schier, teils in Wein oder auch in Dämpfen oder als Clysma zur Betäubung angewandt. Schwämme, die mit Mandragoraextrakt, Opium, Hyoscyamus, Lactuca usw. getränkt waren und vor den Mund gehalten wurden, nannte man Spongia somnifera (schlafmachend). Der deutsche Name für Mandragorawurzel ist Alraunwurzel; dieselbe hat in ihrer Form Aehnlichkeit mit einem Männchen, man sprach daher von Alraunmännchen und hing sich diese in vollkommener Verkennung der ursprünglichen Anwendung als Amulett um den Hals. Opium wurde zur allgemeinen Betäubung noch in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Betäubung mit Aether schon aufgekommen war, mit leidlichem Erfolge angewandt. Andre Mittel sind Cannabis indica (Haschisch), das in China lange vor unsrer Zeitrechnung bekannt war, Strammonium (in Japan), Alkohol z. B. in Form heißen Weines. Heroischere Mittel waren ein Aderlaß bis zur Ohnmacht oder hohe Dosen Brechmittel, neuzeitlichen Ansichten entsprach die gelegentliche Anwendung von Hypnose (meist unter der Form der Ablenkung der Aufmerksamkeit oder als Mesmerismus).

[1]) Zu deutsch: Der Chirurg muß grausam sein, damit er nicht, durch das Schreien des Kranken verwirrt, zu viel oder zu wenig schneidet.

Digitized by Google

Aber eine wirkliche Allgemeinnarkose wurde erst durch Einatmen betäubender Gase möglich. Auch für diesen Gedanken haben wir im Altertum und Mittelalter Vorläufer. Albertus Magnus sprach schon von einer „aqua ardens", in dem einige sogar Chloroform oder Aether sehen wollen. Pearson in Birmingham ließ im achtzehnten Jahrhundert Phthisiker (Schwindsüchtige) Aether einatmen, Thorton wandte ihn gegen lokalen Schmerz an. Davy entdeckte die schlafmachende Wirkung des Stickstoffoxyduls (Lachgases) und sagte schon, daß man es mit Vorteil bei Operationen anwenden könne. Doch war seine Wirkung bei dahin gehenden Versuchen zu inkonstant. Und doch sollte das Lachgas noch indirekt zur Entdeckung des wahren Anästhetikums führen. Horace Wells, Zahnarzt in Hartford (Connecticut), zog 1844 Zähne mit Lachgas. Als er aber seine Methode einem befreundeten Zahnarzt Morton und dem Chirurgen Warren demonstrieren wollte, versagte sie unter dem Gelächter der Zuschauer. Trotzdem wurde Morton dadurch zu eignen Versuchen angeregt. Aber auf den Rat Jacksons, der schon 1841 bis 1842 Aetherinhalationen mit schmerz- und reizmilderndem Erfolge angewandt hatte, wandte Morton Aether an und zog unter Betäubung mit diesem Mittel eine schwierige Zahnwurzel ganz schmerzlos. Daraufhin wendete der Bostoner Hospitalchirurg Warren gleichfalls auf Jacksons Empfehlung die „Aetherisation" zuerst bei einer Geschwulstexstirpation am Halse am 17. Oktober 1846 an. In Paris und London und in Berlin folgten die Chirurgen dem Beispiel. Simpson in Edinburg benutzte das Mittel als erster in der geburtshilflichen Praxis, empfahl aber dann auf Grund exakter Tierversuche das Chloroform. Letzteres verdrängte auf seinem nunmehrigen Siegeszuge den Aether fast ganz in seiner Heimat Amerika, in Frankreich und Deutschland, während — fast ein Hohn auf den Entdecker — in England der Aether als allgemeines Betäubungsmittel im Gebrauch blieb, um dann wieder in den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts das Chloroform in Deutschland und fast der ganzen zivilisierten Welt zurückzudrängen.

Eine wunderbare Entdeckung! Man läßt den Kranken ein flüchtiges Gas einatmen, er schläft ein, wird ohne Bewußtsein den schwersten und schmerzhaftesten Operationen unterzogen und wacht nachher auf, ohne eine Ahnung davon zu haben, was mit ihm geschehen! Und fast jeder fragt nachher verwundert: Werde ich noch nicht operiert? Ist es wirklich wahr, ist alles vorüber?! — Wie kommt das?

Die Physiologie hatte gelehrt, daß das Blut Sauerstoff aus der Luft aufnimmt und Kohlensäure abgibt. Sie hatte auch gefunden, daß Gase vom Blute absorbiert und den Körpergeweben zugeführt werden können. So auch betäubende Gase. Das eingeatmete Gas wird vom Blut zum Gehirn geleitet und wirkt hier direkt auf die Ganglien- (Nerven-) Zellen lähmend. Und das ist nun das Wunderbare und Wirksame, daß stets zuerst das Großhirn, der Sitz des Bewußtseins, dann das Kleinhirn, das Rückenmark und zuletzt das sog. verlängerte Mark (die Verbindung zwischen Gehirn und Rückenmark) gelähmt wird. Im verlängerten Mark sitzen aber die beiden Zentren, deren Lähmung den Tod

Digitized by Google

herbeiführt, das Zentrum für das Herz und die Gefäße, d. h. für den Kreislauf, und das Zentrum für die Atmung. Die Kunst der Narkose besteht also darin, eine Lähmung des verlängerten Markes zu vermeiden und die andern Zentra, das sind die Zentra für die Empfindung (den Schmerz) und die willkürlichen Bewegungen, auszuschalten. Und zwar tritt bei der Narkose zuerst Empfindungslosigkeit, dann Bewegungsunfähigkeit ein. Haben wir die Aufhebung der letzteren nicht nötig, so kann die Narkose oberflächlicher gehalten werden, ja wir können mit jedem Betäubungsmittel, oft mit nur wenigen Tropfen, einen allerdings schnell vorübergehenden Zustand der Empfindungslosigkeit, den sog. Rausch, hervorrufen, der für kleinere, kurze Operationen genügt.

Woran merken wir aber nun bei längeren Narkosen, wieviel von dem Mittel wir geben dürfen, ohne die gefährliche, die giftige Dosis zu erreichen? Wir sehen das in erster Linie an den Augen, deren Pupillen eng sein und sich verengern müssen, wenn Licht hineinfällt; wir merken es weiter am Puls und an der Atmung, die sorgfältig zu überwachen sind. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kommen aber doch gelegentlich Todesfälle vor, die jedoch so gut wie stets auf besonderer Empfindlichkeit des Kranken gegen die Mittel beruhen, eine Empfindlichkeit, die wir auch bei andern Medikamenten (z. B. Morphium, Opium, Aspirin, Antipyrin usw.) gelegentlich beobachten und die wir als „Idiosynkrasie" bezeichnen. Meist, und das sind die gefährlichsten Zufälle, steht das Herz zuerst still. Bei primärem Atemstillstand ist fast immer durch die künstliche Atmung eine Wiederbelebung möglich. Weil das Chloroform auf das Herz eher lähmend wirkt als der Aether, wird letzterer bei Herzkrankheiten und allen schwächenden Krankheiten überhaupt bevorzugt. Dagegen reizt es die Schleimhäute, besonders die der Luftröhrenäste und führt wohl zu einer Lungenentzündung. Deshalb bevorzugen wir umgekehrt Chloroform bei schon vorhandenen Schleimhautreizungen, z. B. Bronchialkatarrh, Lungendehnung (Emphysem), Lungen- und Kehlkopftuberkulose. Im allgemeinen aber wird, wo es irgend geht, der Aether lieber gegeben als Chloroform. Und das deshalb, weil die Dosis, die tiefe Betäubung bewirkt, und diejenige, die zum Tode führt, beim Chloroform sehr nahe beieinander, beim Aether entfernter voneinander liegen. Das will sagen, daß wir Aether auch in tiefer Narkose noch ruhig eine Zeitlang weitergeben können, ohne Gefahr zu riskieren; wir nennen das: Der Aether hat eine größere Narkosenbreite.

Bei jeder Narkose sind verschiedene Stadien zu unterscheiden: Ein Stadium des Beginns, in dem der Kranke unter Zählen ruhig das Mittel einatmet. Bei kräftigen und besonders bei an Alkoholika gewöhnten Personen schließt sich daran eine Periode der Erregung. Der Kranke hat unruhige Träume, glaubt sich überfallen, schlägt deshalb um sich, reißt dem Narkotiseur wohl die Flasche aus der Hand usw. Die Muskeln des Kinns, der Arme und Beine spannen sich an, auch die Atmung kann vorübergehend durch Anspannung der betreffenden Muskeln stillstehn, aber dann löst sich der Krampf, die Glieder fallen schlaff herab, es beginnt das Stadium der tiefen Betäubung, der Toleranz. In diesem

Digitized by Google

wird der Kranke nun so lange wie möglich gehalten, bis der Operateur sein erlösendes: „Maske fort!“ spricht, und nun wacht der Kranke allmählich auf, oft auch erst nach einem vorübergehenden Erregungsstadium, jedenfalls aber meist unter einer Erscheinung, die auch im Anfang der Narkose sehr oft eintritt: unter Erbrechen. Das ist der Grund, weshalb der Arzt Wert darauf legt, den Kranken nüchtern zu narkotisieren. Denn beim Erbrechen kann dem Besinnungslosen leicht Mageninhalt in Kehlkopf und Lungen gelangen und zu Erstickungsanfällen und später zu Lungenentzündungen, den so gefürchteten Schluckpneumonien, führen. Wegen der Erstickungs- und Aspirationsgefahr dürfen die Kranken auch nichts im Munde haben, das falsche Gebiß, eventuell Kautabak, Bonbons, die den Kindern mit Vorliebe von Eltern und Tanten vor der Operation verabreicht werden, sind zu entfernen.

Zur Vermeidung einer stärkeren Erregung und auch zur Beruhigung geben wir dem zu Narkotisierenden gerne Morphium oder andre betäubende Mittel, z. B. Scopolamin, etwa eine halbe Stunde vor Beginn der Narkose.

Noch eine Menge Vorsichtsmaßregeln sind zu erfüllen. Für ordentlichen Stuhl- und Urinabgang ist vorher zu sorgen, schlechte Zähne sind, wenn möglich, vorher zu plombieren, zur Stärkung des Herzens, an das bei jeder Narkose und Operation, z. B. infolge des Blutverlustes, große Anforderungen gestellt werden, wird eventuell tagelang vorher Digitalis oder Strophanthus oder ähnliches gegeben, Mittel, welche den Herzmuskel zu kräftigen Zusammenziehungen reizen, Bronchialkatarrhe werden vorbehandelt, vor allem wird der Urin auf krankhafte Bestandteile untersucht, in erster Linie auf Eiweiß und Zucker. Denn ersteres kann uns zur Wahl von Aether statt Chloroform veranlassen, da es auf eine Erkrankung oder mindestens Reizung der Nieren hindeutet, Zucker kann wohl die Narkose ganz kontraindizieren, da Zuckerkranke Narkotika, insbesondere Chloroform, oft schwer vertragen. Es kann sich an die Narkose eine fast stets zum Tode führende dauernde Bewußtlosigkeit, das sog. Coma, anschließen. Wir müssen deshalb Zuckerkranke, wenn irgend möglich, vor der Operation diätetisch behandeln, um die Zuckerausscheidung und die Bildung giftiger Stoffwechselprodukte im Körper (Azeton und Azetessigsäure) herabzusetzen oder besser ganz zu unterdrücken.

Nun wird man fragen: Wenn Aether und Chloroform so gefährlich sind, weshalb nimmt man nicht andre Mittel? Das ist eher gesagt, als getan! Versucht haben wir genug. Zunächst hat man Mischnarkosen gegeben, z. B. die Billrothsche Mischung (Aether, Chloroform und Alkohol), dann, und das geschieht fast alltäglich, nimmt man Aether und Chloroform abwechselnd, z. B. kann gelegentlich ein langdauerndes, schweres Exzitationsstadium bei der Aethernarkose durch Darreichung einiger Tropfen Chloroform rasch überwunden werden. Setzt das Chloroform den Blutdruck dauernd herab, so daß der Puls beschleunigt und weich wird, so geben wir umgekehrt Aether, der zuerst erregend auf das Herz (und damit den Puls) wirkt.

Digitized by Google

Man macht dann auch Narkosen mit andern chemischen Mitteln: Lachgas erwähnte ich schon, ferner sind Pental, Chloral, Alkohol usw. zu nennen. Wichtig, besonders für kürzere Narkosen, ist Bromaethyl, ferner wendet man Aethylchlorid an. Aber keines hat dauernd die beiden Narcotica par excellence verdrängen können. Fast alle diese Mittel sind ja, wie Aether und Chloroform, Derivate der sog. Benzolreihe, Kohlenwasserstoffe, sind also untereinander verwandt. Chloroform hat die chemische Formel $CHCl_3$, es ist Trichlormethan, Aether $C_4H_{10}O$, beide sind sehr flüchtig, Chloroform siedet bei 61°, Aether schon bei 35° C. Sie werden zu Narkotisierungszwecken natürlich in chemisch reinstem Zustande verwandt und müssen, vor Licht geschützt, am besten in dunklen Flaschen kalt aufbewahrt werden.

Schleich, der sich um die Physiologie der Narkose große Verdienste erworben, nahm an, daß diese am leichtesten und ungefährlichsten sei, wenn der Siedepunkt des Mittels der Körpertemperatur gleich sei, er konstruierte deshalb sog. ätherische Siedegemische (aus Aether, Chloroform und Petroläther), die dieser Bedingung entsprechen. Sie haben sich aber nicht in die Praxis eingeführt.

Auch nach beendeter Narkose kann das zugeführte Gift dem Körper noch schaden. Durch Degeneration (sog. trübe Schwellung und Verfettung) der großen Unterleibsdrüsen, d. h. der Leber und der Nieren in erster Linie, können gefahrdrohende Schwächezustände entstehen, und von seiten der Lunge droht die Gefahr der Entzündung, die allerdings wohl nur zum Teil durch das Narkotikum, viel mehr durch die Operation, Herzschwäche, Blutverluste usw. bedingt ist. Deshalb müssen wir auch nach der Operation den Kranken sorgfältig überwachen, für ordentliche Durchspülung der Organe durch reichliche Flüssigkeitszufuhr sorgen, das Herz kräftigen, eine energische Lungengymnastik (durch Atemübungen, Prießnitzsche Umschläge usw.) in die Wege leiten.

Wenn trotz aller unsrer Vorsichtsmaßregeln große Statistiken bei Chloroform einen Todesfall auf etwa 2800, bei Aether einen solchen auf über 5000 Narkosen ergeben, so brauchen wir uns deshalb doch nicht zu ängstigen. Zunächst sind diejenigen, die der Narkose zum Opfer fallen, fast stets sowieso dem Tode geweiht (schwache, anämische Leute mit Herzen, die durch Infektionskrankheiten, wie Tuberkulose, Syphilis, Typhus usw. entartet sind), und dann gibt es sehr viel Operateure, die unter Tausenden und Abertausenden von Betäubungen keinen Todesfall erlebt haben.

Wir haben eben bei jedem Eingriff sehr wohl zu überlegen: Ist derselbe eine Narkose wert? Läßt sich der Krankheit halber die Gefahr der Narkose in Kauf nehmen? Ist nicht etwa der Allgemeinnarkose eine örtliche Betäubung, eine Lokalanästhesie vorzuziehen?

Und damit kommen wir zum zweiten Teil unsers Themas, der Besprechung der örtlichen Anästhesie (Schmerzlosigkeit).

Auch rein örtliche Schmerzlosigkeit suchte man schon früher durch verschiedene Mittel hervorzurufen. Die oben erwähnten „schlafmachenden Schwämme" band man z. B. auf das Operationsfeld, aber natürlich ohne Erfolg, man kom-

Digitized by Google

primierte die Nervenstämme oder schnürte die Gliedmaßen ab. Aber das war wegen Gefahr der Lähmung oder des Absterbens (Brandigwerdens) eine zweischneidige Prozedur. Wirksam war zuerst das Verfahren von Richardson, der durch Verdunstung von Aether mittels eines Zerstäubungsapparates lokale Gefrierung und dadurch Schmerzlosigkeit hervorrief. Später und auch jetzt noch wandte man das Aethylchlorid (meist unter dem Namen Kelen im Handel) an. Das Mittel wird in feinem Strahl aus Glas- oder Metalltuben auf die schmerzlos zu machende Stelle geleitet und bewirkt dort eine Kälte von — 35° C, so daß die gefrorenen Stellen nun fast schmerzlos inzidiert werden können. Es eignet sich aber nur für kleine Eingriffe, besonders bei Furunkeln.

Eine wirkliche lokale Anästhesie kam erst durch die Entdeckung der schmerzstillenden Wirkung des Kokains, des Alkaloids der Kokabohne, durch Koller in Bern (1884) zustande. Koller wies nach, daß Einträufeln einiger Tropfen einprozentiger Kokainlösung in die Augenbindehaut Empfindungslosigkeit derselben bewirkt. In der Form der Bepinselung der Schleimhäute mit meist fünfprozentiger Kokainlösung wird dies Mittel auch jetzt noch bei Operationen in der Nase, dem Rachen und Kehlkopf bevorzugt. Im übrigen aber ist es durch wirksamere und weniger giftige — denn auch das Kokain ist ein starkes Gift — Surrogate ersetzt. Von diesen nenne ich das Eukain, Tropakokain, Stovain, Alypin und besonders das Novokain. Diese Mittel sind in emsiger gemeinsamer Arbeit von Medizinern und Chemikern in den berühmten chemischen Fabriken Deutschlands, ich erwähne in erster Linie die Höchster Farbwerke von Meister, Lucius und Brüning, ferner die Firmen Riedel und Bayer, synthetisch zusammengesetzt und experimentell erforscht. Zwei Anwendungsweisen brachten die lokale Anästhesie auf die moderne Höhe. Erstens die Injektion der Mittel in stark verdünnter Lösung, so daß eine sog. Oedemisierung der Gewebe hervorgerufen wird. Hierfür haben sich in erster Linie Schleich in Berlin, Hackenbruch in Wiesbaden und Reclus in Paris verdient gemacht. Nach Schleich macht man zuerst in der Haut eine sog. Quaddel nach der andern, indem man mittels einer feinen Nadel in die Lederhaut selbst die Flüssigkeit einpreßt, so daß eine Blase entsteht. Dann geht man tiefer und tiefer und anästhesiert dadurch die unterliegenden Gewebe. Aber diese Empfindungslosigkeit ging sehr rasch vorbei, sobald die Flüssigkeit vom Blutstrom aufgesaugt (resorbiert) wird. Da führte Braun in Zwickau das sog. Adrenalin in die Lokalanästhesie ein. Dieses Mittel, auch Suprarenin, Paranephrin usw. genannt, stellt das wirksame Element der Nebennieren dar. Die Nebennieren sind kleine, am oberen Pol jeder Niere gelegene Organe. Ihr Extrakt bewirkt eine länger dauernde Zusammenziehung der Blutgefäße, so daß eine lokale Blutleere entsteht. Diese Blutleere verhindert die Resorption der eingespritzten Lösungen, so daß diese länger und intensiver und deshalb auch schon in schwächerer Konzentration wirken können. Mit einer halbprozentigen Novokain- oder Alypinlösung, der einige Tropfen einer 1‰igen Suprareninlösung — die übrigens jetzt auch synthetisch hergestellt wird — zugesetzt sind, können wir nun die Gewebe weit-

Digitized by Google

hin gefühllos machen. Das bewirken wir nicht mehr allein dadurch, daß wir die Lösung in die Gewebe selbst einspritzen (infiltrieren, daher der Name Infiltrationsanästhesie), sondern vielmehr dadurch, daß wir die Nervenstämme selbst umspritzen, gefühllos machen, so daß nun die Leitung der Schmerzempfindung unterbrochen ist (Leitungsanästhesie). So können wir z. B. den ganzen Arm oder das ganze Bein gefühllos machen, wenn wir beim Arm die zuführenden großen Nerven oberhalb des Schlüsselbeins oder in der Achselhöhle, beim Bein den Schenkelnerv in der Leistenbeuge und den Hüftnerv am Sitzbeinhöcker mit einprozentiger Novokain-Suprareninlösung umspritzen und infiltrieren. Die Technik dieser Leitungsanästhesie ist für die verschiedenen Körperregionen eine sehr subtile, und wir sind noch daran, sie weiter auszubauen.

Aber trotzdem sind wir doch jetzt so weit gekommen, daß in den großen Kliniken und Krankenhäusern sicher ein Drittel, wenn nicht mehr, selbst der großen Operationen in Lokalanästhesie ausgeführt werden. Wir kombinieren sie auch im Notfall mit kurzer Aether- oder Chloroformnarkose, mit vorheriger Morphiuminjektion usw.

Es bestehen natürlich auch gegen die Lokalanästhesie Kontraindikationen. Da ist in erster Linie der psychische Eindruck auf den Kranken zu respektieren. Wie mancher zieht einen wohltuenden Schlaf vor, der ihm die Aufregungen der Operation, der Vorbereitung, den Anblick des Operationssaales, der Instrumente, der bösen Doktoren usw. erspart! Bei gewissen entzündlichen Krankheiten, z. B. bei Zellgewebsentzündungen, kann auch die Lokalanästhesie direkt schädlich sein! Und endlich können wir manche Gewebe, besonders sehr fettreiche Stellen, doch noch nicht genügend schmerzlos machen.

Eine besondere Form der Leitungsanästhesie verdanken wir dem Genie Biers, die sog. Lumbal- oder Rückenmarksanästhesie. Bier spritzte nach dem Vorgang des Amerikaners Corning Kokain in den untersten Teil des Rückenmarkskanals und lähmte dadurch die hier austretenden Nerven so, daß nun schmerzlose Operationen an den Beinen, dem After, der Leistenbeuge, ja am Bauche ausgeführt werden konnten. Die Technik dieser genialen Erfindung ist durch zahlreiche Mitarbeiter weiter ausgebildet. Man hat die verschiedensten oben schon erwähnten Surrogate des Kokains versucht. Am meisten scheint sich Tropakokain zu bewähren, das mir auch bei den Fellachen Aegyptens sehr befriedigende Resultate ergab. Leider sind aber auch eine Anzahl Todesfälle veröffentlicht, prozentualiter viel zahlreicher, als die nach Chloroform — oder Aethernarkose. Auch kommen Nachkrankheiten (Lähmungen, Nervenschmerzen, starke Kopfschmerzen usw.) vor. Doch ist diese Lumbalanästhesie keinesfalls zu vernachlässigen und gibt bei Fällen, in denen Allgemeinnarkose nicht angebracht ist, schöne Resultate. Leider paßt sie meist nur für die Anästhesie der unteren Körperhälfte. Allerdings hat sie Jonnescu in Bukarest auch für die oberen Körperregionen mit für uns verblüffenden Erfolgen angewandt. Doch herrscht gegen diese Anwendung bei den deutschen Chirurgen noch große Skepsis.

Digitized by Google

Noch andre Methoden lokaler (Leitungs-) Anästhesie hat die moderne Zeit gebracht, ich nenne die Venenanästhesie Biers, bei der die Venen eines abgeschnürten Körperteils mit Novokainlösung durchspült werden, und die sakrale Betäubungsmethode, bei der anästhetische Lösungen in die Kreuzbeinhöhlung gespritzt werden. Aber diese Methoden werden nur vereinzelt angewandt und harren noch der weiteren Ausbildung.

Durch die Menge der neueren Methoden wird sich nur der Geübte hindurchfinden. Der Patient muß es seinem Arzt vertrauensvoll überlassen, welche Form der Betäubung in seinem Spezialfalle die angebrachteste ist. Viel ist dabei zu bedenken. Daß die alte Form der Chloroform- und Aethernarkose stets beim Arzte sowohl wie beim Publikum ihre Anhänger behalten wird, ist sicher. Es ist niemals zu vergessen, daß diese Allgemeinbetäubung, sachgemäß durchgeführt — und um eine vorsichtige, sachgemäße Narkose wird sich jeder Chirurg bemühen — doch relativ ungefährlich ist und Arzt und Patient die größte Beruhigung gibt. Allerdings brauchen wir nicht so weit zu gehen wie die Engländer, bei denen die Narkosen so gut wie ausschließlich von Spezialisten, sog. Anästhisteuren, ausgeführt werden, die kaum selbst operieren. Sicher kann der Operateur während einer Allgemeinbetäubung im allgemeinen am ruhigsten und überlegtesten operieren. Aufgeregten und feinbesaiteten Kranken kann die Ausführung der Operation in Lokalanästhesie zu einer grenzenlosen Qual werden, wenn sie auch keinerlei körperlichen Schmerz spüren. Ungeduldig fragen sie oft nach ein paar Minuten schon nach dem Ende der Prozedur. Und wenige Augenblicke erscheinen ihnen eine Ewigkeit.

„Salus aegroti suprema lex,“ [1]) das sei unsre Losung auch hier! Stets muß der Arzt individuell vorgehen, das unterscheidet ihn ja vom Kurpfuscher, der nach dem Schema handelt. Und so wird mancher die wohltuende Lethe des Chloroforms oder Aethers dort vorziehen, wo ein andrer eine Betäubung weit von sich weist, wenn er nur durch eine der neueren Methoden den körperlichen Schmerz ausgeschaltet sieht.

Die Wissenschaft und der Krieg

Von

Prof. Dr. Lammasch

In einem geistvollen Aufsatze hat ein Heidelberger Kollege schwere Besorgnis für die geistige Kultur Europas ausgesprochen. Er meint: „Die der echten Wissenschaft eignende Internationalität wird auf lange und mit verhängnisvollen Folgen geschädigt sein,“ und der „Internationalismus der europäischen geistigen Kultur und damit das gleich nach der wirtschaftlichen Austausch-

[1]) Zu deutsch: Das Wohl des Kranken ist unser höchstes Gesetz.

Digitized by Google

gemeinschaft wichtigste Band der europäischen Gesamtheit ist auf eine Generation hinaus auf das schwerste geschädigt".[1])

Diesem Pessimismus entgegenzutreten, scheint mir Pflicht.

Ganz im Gegensatz zu Tröltsch bin ich vielmehr der Ueberzeugung, daß das Zusammenarbeiten der Forscher auf allen Gebieten des Wissens sofort nach der Wiederherstellung des Friedens beginnen wird, weil es nicht länger unterbrochen sein kann. Wie Moltke am Tage nach der Schlacht von Sedan sich pünktlich zur gewohnten, durch mehrere Tage unterbrochenen Whistpartie einfand und nur sagte: „Nach diesem Inzidenzfalle setzen wir unsre Partie fort," so werden sich auch die den verschiedenen, heute kriegführenden Staaten angehörenden Gelehrten nach dem Friedensschlusse zu herkömmlicher Zeit zusammensetzen, um die durch den unliebsamen Zwischenfall unterbrochene Arbeit an dem Punkte wieder aufzunehmen, an dem sie sie hatten verlassen müssen Nur den Ort der Zusammenkunft wird man wohl vorsichtig zuerst in ein neutral gebliebenes Land verlegen, damit das Profanum vulgus sie nicht etwa störe.

Sobald der Kanonendonner verstummt ist, wird die Solidarität der menschlichen Interessen, deren Bewußtsein bei vielen während des Krieges verdunkelt worden, wieder allen einleuchtend werden.

Zwei politische Prinzipien sind es, die die Gegenwart beherrschen. Nationalismus und Internationalismus, von denen das eine der Gegensatz des andern zu sein scheint. Aber wirklich auch nur scheint. In Wahrheit ist ihre gegenseitige Durchdringung möglich, wie namentlich der Präsident der Columbia University in Neuyork, Murray Butler, in seinem Buche „International mind" und durch sein persönliches Beispiel gezeigt hat. Niemand kann wünschen, daß eine Nation ihre Geschichte, die Ruhmestitel ihrer Vorfahren oder ihre Sprache vergesse oder daß ihre Kunst aufhöre, die ihr eigentümlichen Wege zu wandeln und in öder Unterschiedslosigkeit aufgehe. Das Weltorchester muß ein vielstimmiges bleiben. Nur Flöten oder nur Trompeten wäre auf die Dauer unerträglich. Selbst wenn einmal für den kaufmännischen Verkehr oder etwa gar auch für gelehrte Mitteilungen eine Kunstsprache zu allgemeiner Geltung gelangen sollte, wird doch diese Pasilingua, wie Leibniz sie geträumt, niemals die Kraft in sich haben, das innerste Empfinden des Menschen in Gedicht und Gebet auszudrücken. Sprache des Kultus und der Lyrik wird kein Esperanto und kein Ido werden. Im innersten Herzen wird und soll jede Nation sie selbst bleiben. Aber sie darf sich doch nicht von den andern, in Freundschaft oder in Ueberhebung, abschließen, wenn sie nicht in ihrer Entwicklung erstarren will. Japan hat dies, nachdem Krämergeist zum großen Nachteil Europas die erste Bresche geschossen hatte, erkannt, und China ist im Begriff, ihm zu folgen. Ein Volk, das sich in irgendeiner Richtung mit einer chinesischen Mauer umgibt, kann sich nicht weiterentwickeln, weder räumlich noch geistig. Jede Nation hat ihre charakteristischen

[1]) Tröltsch, Der Krieg und die Internationalität der geistigen Kultur. Int. Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Oktober 1914.

Digitized by Google

Kräfte und Vorzüge, aber auch les défauts de ses vertues. Jede Nation hat auch ihre besondere Umwelt, die sie zu gewissen Tätigkeiten beruft, sie ihr erleichtert und ihr andre erschwert. Diese verschieden gerichteten Kräfte sind, wenn eine teleologische Betrachtung irgendwo am Platze ist, bestimmt, sich zu ergänzen. Arbeitsteilung und Vereinigung des getrennt Gearbeiteten zum finalen Produkt ist nicht bloß auf dem mechanischen und industriellen, sondern auch auf dem geistigen Gebiet die Methode des Fortschritts. Die Geschichte jeder Wissenschaft zeigt uns Beispiele in Fülle, wie der Gedanke, den der Forscher der einen Nation ausgesprochen, von dem eines andern Volksstammes weitergesponnen und fruchtbar gemacht wurde. Durch wie viele Köpfe verschiedener Nationen mußten die Entdeckungen und Anregungen Rokitanskys, Listers, Pasteurs und Kochs gehen, um die Erfolge zu erzielen, die wir heute bewundernd und dankbar genießen. Und heute sollte eine Nation ihre Wissenschaft isolieren wollen? Oder sich, äußerstenfalls, auf die Anregung durch das tote Wort des Buches beschränken und selbst mit diesem sich in einer trügerischen Uebersetzung begnügen statt der „feindlichen Originalsprache"? Wir sollten auf den persönlichen Verkehr in Brief und Rede verzichten, aus dem doch die wirksamsten Anregungen stammen? Gerade in den letzten Jahrzehnten war dieser Verkehr auf Kongressen jeder Art besonders gepflegt worden. Mögen auch die für jeden beliebigen „Fachgenossen" zugänglichen Kongresse keinen andern Wert als den einer Art University extension haben, so haben doch die auf engere Kreise beschränkten internationalen Institute, Gesellschaften u. dgl. auf vielen Gebieten schwere und wertvolle Arbeit produktiver Art geleistet. Die Erkenntnis des hohen Wertes dieser Art wissenschaftlicher Kollaboration hat an der Wende des Jahrhunderts zur „Assoziation der Akademien" geführt. Aus einem auf eine Anregung Mommsens und Hartels zurückreichenden „Kartell" der Akademien Wien, München, Leipzig und Göttingen durch Anschluß von Berlin, London, Paris, Washington und St. Petersburg im Jahre 1899 entstanden, hielt sie in Paris 1901 die erste ihrer Sitzungen ab, die zu einem Zentralorgan der wissenschaftlichen Forschung auf mannigfachen Gebieten der Natur- und Geisteswissenschaften geworden sind.

Es ist selbstverständlich, daß alle Untersuchungen, die sich mit dem Ganzen des Erdkörpers oder des Weltalls befassen, von verschiedenen Punkten der Erdoberfläche aus betrieben werden müssen, also von Orten aus, die sich im Gebiet verschiedener Staaten befinden. So die Untersuchungen über Erdbeben und Vulkanismus, über Meteorologie, Magnetismus, über luftelektrische Erscheinungen, über Anomalien der Schwere, Untersuchungen, die dem Zweck dienen, die Verteilung der Masse im Erdinnern zu erkennen, die Verschiedenheit der Dichte unter den Kontinenten und unter den Meeren festzustellen, über die Starrheit und das Gleichgewicht der Erdrinde, über Hebung oder Senkung von Bergketten, die Erdbeben unterworfen sind u. dgl. mehr. Zu all diesen Forschungen wie zu jenen über die Bewegung der Hunderte von neu entdeckten kleinen Planeten ist ihre Vornahme an verschiedenen, oft weit voneinander abliegenden Standorten nötig,

Digitized by Google

zu vielen von ihnen auch eine gewisse Gleichförmigkeit der angewendeten Methoden und Instrumente, die nur durch einheitliche Organisation der Arbeit erzielt werden kann. So kann auch die Messung eines Meridians, wie sie gegenwärtig hinsichtlich des 30. Längengrades östlich von Greenwich im Zuge ist, nur durch das Zusammenwirken aller der Staaten erfolgen, deren Gebiet er durchzieht. Deshalb hat die Assoziation der Akademie und haben mit ihr zusammenhängende internationale Institute diese Probleme sowie die Himmelsphotographie als solche erkannt, zu deren Lösung das Zusammenwirken der Kräfte aus verschiedenen Staaten unerläßlich oder doch überaus förderlich ist. Notwendig ist es auch, daß Institute, die an gewisse lokale Bedingungen gebunden sind, weil Forschungen der betreffenden Art eben bloß an Orten in bestimmter Lage unternommen werden können, Forschern aller Nationen zugänglich seien, so das von Dorn begründete Aquarium in Neapel, das von Mosso geschaffene Observatorium und meteorologische Institut am Col d'Olen des Monte Rosa u. a. m.

Bereits erwähnt wurde die Bedeutung, die der Gleichförmigkeit der Instrumente und Methoden zukommt, unter deren Voraussetzung allein die an verschiedenen Orten gewonnenen Resultate kombiniert, ergänzt und kontrolliert werden können. Einheitlichkeit der Methode ist namentlich u. a. für Messungen der Elastizität, für kalorimetrische Messungen, für meteorologische Beobachtungen, aber auch für chemische Analysen, die den wichtigsten hygienischen und industriellen Interessen dienen, notwendig, z. B. zur Analyse des Zuckers, künstlicher Nahrungsmittel, der Fette, des Kautschuks, des Petroleums. Internationale Vereinigungen zur Herstellung dieser Einheitlichkeit sind daher mit Bezug auf all diese Objekte geschaffen worden. Einige davon erfreuen sich ebenfalls der Patronanz der Akademien, die ihnen zum allermindesten als eine Erklärung d'utilité publique dient. Von besonderer Bedeutung für die experimentelle Wissenschaft ist in dieser Beziehung das Institut Marey in Boulogne sur Seine, das der Vergleichung physiologischer Apparate gewidmet ist. Auch in diesem Institut können alle Nationen Arbeitsplätze für ihre Angehörigen gegen Leistung eines Beitrages erwerben, und es muß sogar statutengemäß mindestens ein Drittel aller Mitglieder aus Nichtfranzosen bestehen. Neben dem angeführten Zwecke der Vergleichung hat dieses Institut aber auch den der Schaffung einer einheitlichen Terminologie für die physiologische Forschung, wie sie u. a. auch die unter Waldeyers Leitung stehende internationale Kommission für Gehirnforschung, die bekannte Brainkommission, anstrebt. Aber auch für andre Zwecke ist eine internationale Reform der teils veralteten, teils infolge der Verschiedenheit der Sprachen irreführenden Nomenklatur notwendig oder doch sehr wünschenswert; so für eine neue Mondkarte, aber auch für die Zwecke der beschreibenden Naturwissenschaften und der Technologie in bezug auf die Benennung der Farben. Auf der Petersburger Konferenz der Akademien im verflossenen Jahre wurde hervorgehoben, wie nicht bloß die Inkongruenz der die farbenbezeichnenden Ausdrücke in den verschiedenen Sprachen (das deutsche Wort „rot" soll einen andern Umfang haben als die beiden entsprechenden russischen Worte), sondern auch die

Digitized by Google

allzu individuelle Abschätzung der einzelnen Nuancen durch die verschiedenen Beobachter und die Vergleichung mit Objekten, deren Farbenschattierung aber selbst nicht immer die gleiche ist („mausgrau", „zitronengelb") nur allzu leicht irreführen kann. Deshalb wurde die Schaffung einer gleichmäßig geltenden „Chromotaxie" gefordert. Wie wertvoll selbst in diesen scheinbar geringfügigen Aeußerlichkeiten die Einheit des Ausdruckes ist, zeigt die Probe auf das Gegenteil mit den in England leider noch immer so hartnäckig festgehaltenen nationalen Maß- und Gewichtseinheiten und der Fahrenheit-Thermometerskala.

Auch auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften ist das Zusammenarbeiten der Fachmänner verschiedener Staatsgebiete nach einheitlichen Grundsätzen für die Lösung gewisser Probleme notwendig, mag auch hier diese Notwendigkeit nicht auf den ersten Blick so einleuchten wie im Falle der Naturwissenschaften. Das Riesenwerk der Herausgabe der sämtlichen gedruckten und bisher auch noch ungedruckten Werke, Manuskripte und Briefe des letzten völlig universellen Geistes, Leibniz, in etwa 140 Bänden hat die Assoziation der Akademien nicht bloß deshalb in die Hand genommen, weil jene Manuskripte und Briefe in den verschiedensten Bibliotheken verstreut sind, sondern aus dem inneren Grunde, weil heute in keinem einzelnen Staat Fachmänner für alle von Leibniz umfaßten Gebiete des Denkens zur Verfügung stünden, die der Größe dieser Aufgabe gewachsen wären. In ähnlicher Weise ist zur Edition der Werke Eulers das Zusammenwirken der Mathematiker verschiedener Staaten notwendig. Ohne eine solche Kollaboration könnten auch das Reallexikon des Islam, die Sammlung der griechischen Urkunden des Mittelalters, die über die ganze Welt verstreut sind, wenn auch die vielleicht wichtigsten sich in den Klöstern von Patmos und des so schwer zugänglichen Berges Athos befinden, die Ausgabe der Mahabharata nicht zustande kommen. Je ferner das Objekt des Studiums dem Weltgetriebe der Gegenwart liegt, je „unpraktischer" es nach dem Urteile der Menge ist, desto geringer ist begreiflicherweise in jedem einzelnen Staate die Zahl der Forscher, die sich ihm widmen, desto unvermeidlicher daher die Beteiligung der Fachgenossen in verschiedenen Ländern. So konnte selbst Großbritannien, trotz seines Kaiserreiches in Indien, so konnte selbst Oxford der Mitwirkung unsres Max Müller nicht entbehren. Geradezu unmöglich wäre das für Religions-, Welt- und Kulturgeschichte gleichmäßig bedeutsame Werk der Wiederherstellung des ursprünglichen griechischen Textes der Bücher des Alten Testaments (der Septuaginta) ohne das Zusammenwirken von Gelehrten, die außer der griechischen noch einer der andern hierfür in Betracht kommenden Sprache, der armenischen, koptischen, äthiopischen, syrischen oder arabischen, kundig sind.

Nur Beispiele sind all dies. Wer mit der Organisation der internationalen wissenschaftlichen Arbeit vertraut ist, würde sicherlich bessere finden. Mögen auch manche der 613 von Eykmann[1]) für das Jahr 1911 aufgezählten inter-

[1]) L'internationalisme scientifique, La Haye, van Stockum et fils 1911, ein Werk, dem ich viele der angeführten Daten entnommen habe, soweit ich sie nicht in den Actes

Digitized by Google

nationalen wissenschaftlichen Vereinigungen nicht gerade unentbehrlich sein, viele unter ihnen sind gewiß mächtige Hebel des Fortschrittes der Wissenschaft.

Das eminent praktische Interesse, das einzelne medizinische oder naturwissenschaftliche Forschungen bieten, hat die Staatsregierungen veranlaßt, sich sogar auf regelmäßig wiederkehrenden diplomatischen Konferenzen oder durch Errichtung von offiziellen „Bureaus" damit zu beschäftigen. Eine Reihe von internationalen Sanitätskonferenzen hat seit 1859 die Ergebnisse der medizinischen Wissenschaften, insbesondere der Hygiene zur Abwehr der Einschleppung von Cholera, Pest und Gelbfieber zu verwerten gesucht; Verträge der Staaten und aus Aerzten der verschiedenen Mächte zusammengesetzte Bureaus dienen diesem Zwecke. Auf Anregung des preußischen Generals Bayer wurde das internationale geodätische Bureau in Potsdam geschaffen; der Initiative der italienischen Regierung ist das internationale Agrikulturinstitut in Rom zu danken, und den Anregungen des Institut de France entstammt die Kommission zur Ueberwachung des metrischen Systems in Paris. Diese „Bureaus" und Institute, die ihre wissenschaftlichen Forschungen und deren Ergebnisse auch wichtigen praktischen Zielen dienstbar machen — das Meterbureau der Industrie, besonders der Textilindustrie, das Agrikulturinstitut z. B. der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten — sind derart organisiert, daß sie ihre amtliche Tätigkeit, selbst wenn sie durch den Krieg unterbrochen sein sollte, sofort nach dem Friedensschlusse wieder aufzunehmen verpflichtet sind. Die Verträge, durch welche diese Institute errichtet sind, sind ja durch den Krieg nicht aufgelöst.[1]) Und die freien wissenschaftlichen Vereinigungen werden nicht anders können. Sobald der normale Zustand des Friedens unter den Staaten wiederhergestellt ist, werden sie ihre Arbeit fortsetzen, weil sie dies zum gemeinen Wohle der Menschheit tun müssen. Aber auch schon während des Krieges sollten Forscher, die bisher nur den Wetteifer ihrer Berufsarbeit gekannt haben, nicht demonstrativ die Bande zerreißen, die den einen oder andern von uns mit Universitäten eines vorübergehend feindlich gewordenen Staates verknüpfen, besonders dann nicht, wenn auch an diesen Universitäten, wie in Oxford und Cambridge, eine Anzahl unserer Kollegen den gewiß nicht gering anzuschlagenden moralischen Mut gehabt hat, sich offen gegen den Krieg auszusprechen oder wie der Kanzler der Universität Manchester, Viscount Morley, wegen desselben aus dem Ministerium auszutreten. Selbst wenn der eine oder der andere, auf dieser oder auf jener Seite, während des Krieges unüberlegte, unfreundliche oder gar feindselige Aeußerungen über die

---

de l'association internationale des Académies über ihre fünf bisher abgehaltenen, alle drei Jahre wiederkehrenden Sitzungen finden konnte.

[1]) Allerdings behauptete unter anderen ein Schriftsteller des Namens Tröltsch vor mehr als 100 Jahren, daß der Krieg alle Verträge auflöse (C. W. von Tröltsch, „Versuch einer Entwickelung der Grundsätze, nach welchen die rechtliche Fortdauer der Völkerverträge zu beurteilen ist". Landshut 1808). Heut ist diese Anschauung jedoch fast allgemein aufgegeben und wird sie jedenfalls auf Verträge des oben bezeichneten Inhaltes nicht ausgedehnt.

Digitized by Google

andere Kriegspartei getan haben sollte, ist es zu wünschen, daß über solche Aeußerungen nach Wiederherstellung des Friedens der Schleier des Vergessens gebreitet werde, wie ja jeder moderne Friedensschluß selbst für viel schwerere Delikte die Amnestieklausel enthält. Für die Wissenschaft, soweit sie nicht etwa eine Anwendung für den Kriegszweck finden kann, gilt ganz besonders das Wort Schillers im „Wallenstein“:

„Hört der Krieg im Kriege nicht schon auf,
Woher soll Friede kommen?“

Einige Bemerkungen zur Erneuerung unsrer Handelsverträge

Von

Wirkl. Geheimrat Dr. v. Koerner

Vor Ausbruch des Krieges beschäftigte die Gestaltung der handelspolitischen Verhältnisse nach dem 31. Dezember 1917 sowohl bei uns wie in andern Ländern die Regierungen und die beteiligten Kreise der Bevölkerung auf das lebhafteste. In mehreren Staaten waren besondere Kommissionen eingesetzt worden, die die Wirkungen der bisherigen Verträge und die für den Abschluß neuer Verträge zu berücksichtigenden Gesichtspunkte prüfen und Vorschläge für diesen machen sollten. Auch in Deutschland hat man sich schon seit längerer Zeit mit der Prüfung der im Falle des Ablaufs der Tarifverträge eintretenden Sachlage und der dadurch bedingten Maßregeln befaßt. Wenn nun auch infolge des Krieges für den Augenblick die handelspolitischen Fragen in den Hintergrund getreten sind, so wird die Notwendigkeit ihrer Erörterung doch früher oder später sich wieder geltend machen, und es erscheint daher auch unter den dermaligen Verhältnissen nicht zwecklos, sich zu vergegenwärtigen, wie es mit der weiteren Entwicklung der Handelsvertragsfrage steht.

Der Krieg hat unsre Handelsverträge mit Rußland, Belgien, Japan, Serbien und Montenegro zu einem vorzeitigen Ende gebracht und die unbefristete Meistbegünstigungsklausel mit Frankreich in Art. 11 des Frankfurter Friedens aufgehoben. Für das künftige handelspolitische Verhältnis zu diesen Staaten wird der Verlauf des Krieges und sein Ergebnis derart maßgebend sein, daß man sich zurzeit noch kein Bild davon machen kann, ob und auf welcher Grundlage die bisherigen Vereinbarungen erneuert werden können. Wenn der Ausgang des Krieges für uns günstig ist, so werden wir nicht unterlassen dürfen, die Friedensbedingungen so zu gestalten, daß die Vormachtstellung des englischen Welthandels von uns erfolgreich bekämpft werden kann, daß unsre Wareneinfuhr nach Frankreich nicht mehr solchen Erschwerungen ausgesetzt ist wie bisher, daß uns das russische Absatzgebiet offen bleibt und daß wir nicht verhindert

Digitized by Google

sind, mit den politisch und wirtschaftlich uns näherstehenden Ländern besondere Vereinbarungen zu treffen, welche uns einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß mit diesen Ländern ermöglichen.

An der Geltung unsrer Handelsverträge mit denjenigen Staaten, welche nicht zu unsern Kriegsfeinden gehören, hat der Ausbruch des Krieges nichts geändert. Sie bleiben in Kraft, bis sie auf dem vertragsgemäßen Wege gekündigt werden. Was insbesondere unsre Tarifverträge anlangt, so sind die Verträge mit Italien, Rumänien, Schweiz, Schweden und Bulgarien bis zum 31. Dezember 1917 fest abgeschlossen, sie erreichen mit diesem Termin ihr Ende aber nur dann, wenn sie ein Jahr vorher gekündigt werden. Erfolgt keine Kündigung, so laufen sie ohne zeitliche Beschränkung mit der Möglichkeit einjähriger Kündigung weiter. Dies gilt auch von dem Vertrage mit Oesterreich-Ungarn, sofern er nicht für den 31. Dezember 1915 gekündigt wird. Der Vertrag mit Griechenland kann seit dem 2. März 1895 von beiden Teilen jederzeit mit einjähriger Frist gekündigt werden. Der Vertrag mit Portugal, der auf deutscher Seite nur ein Meistbegünstigungsvertrag ist, auf portugiesischer Seite aber Tarifzugeständnisse enthält, läuft, da er am 4. Juni 1914 nicht für den 4. Juni 1915 gekündigt worden ist, zunächst bis 4. Juni 1918 und von da an auf einjährige Kündigung.

Ob und wann von den bestehenden Kündigungsrechten Gebrauch gemacht werden wird, ist nicht vorauszusehen. Aber auch dann, wenn von dem einen oder andern Vertragsstaate eine Aenderung der bis zum 31. Dezember 1917 fest abgeschlossenen Verträge für notwendig angesehen werden sollte, ist nicht wahrscheinlich, daß diese Verträge wirklich am 31. Dezember 1917 ablaufen werden. Denn es wird nicht möglich sein, sie bis dahin durch neue zu ersetzen. Der Abschluß von Tarifverträgen wird infolge der erhöhten Bedeutung, welche die dabei vorkommenden Fragen immer mehr erlangen, und bei der Kompliziertheit der neuen Zolltarife immer schwieriger und erfordert immer mehr Zeit. Die Verhandlungen über die jetzigen Verträge begannen Anfang August 1903 in Petersburg, und erst im Februar 1906 war es gelungen, mit Rußland, Italien, Belgien, mit der Schweiz, Rumänien, Serbien und Oesterreich-Ungarn zum Abschluß zu kommen. Die Verhandlungen mit diesen sieben Staaten haben also, obwohl sie zum Teil gleichzeitig geführt wurden, zweieinhalb Jahre in Anspruch genommen. Es ist dies auch ganz natürlich, wenn man erwägt, wie viele einzelne Punkte bei einem größeren Tarifvertrage zu erledigen sind, von denen die meisten eine wiederholte Besprechung erfordern, ehe Uebereinstimmung zwischen den Parteien herbeigeführt ist. Man wird daher nicht annehmen können, daß neue Verträge in kürzerer Frist abgeschlossen werden könnten, vielmehr wird man eher davon ausgehen müssen, daß die Verhandlungen noch mehr Zeit erfordern werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Zahl der Personen, die für solche Verhandlungen verwendet werden können, in allen Ländern eine begrenzte ist, und daß die einzelnen Verhandlungen vielfach voneinander abhängig sind, so daß man den einen Vertrag nicht eher zum Abschluß bringen kann, als bis ein andrer fertig oder wenigstens

Digitized by Google

bis zu einem gewissen Punkte vorgeschritten ist. So mußten z. B. im Jahre 1904 die Verhandlungen mit Rumänien für längere Zeit sistiert werden, weil vor ihrem Abschluß einzelne Fragen mit andern Ländern entschieden sein mußten. Aus diesen Gründen ist die Möglichkeit, die Verhandlungen mit mehreren Staaten gleichzeitig zu führen, sehr beschränkt. Die Frist eines Jahres — des Kündigungsjahres vom 1. Januar bis 31. Dezember 1917 — wäre daher sowohl für uns wie für andre Staaten, welche eine Mehrzahl von Tarifverträgen abgeschlossen haben, voraussichtlich nicht genügend, um neue Verträge zu schließen. Es würde vielmehr, wenn die Verträge gekündigt werden sollten, wohl kein andrer Weg möglich sein als der, der bei den geltenden Verträgen eingeschlagen worden ist, d. h. man würde die jetzigen Verträge während der Verhandlungen und bis zu ihrem Abschluß stillschweigend weiterlaufen und erst nach der Fertigstellung neuer Verträge diese an die Stelle der alten treten lassen. Wird dieser Weg gewählt, so würde eine Kündigung der bestehenden Verträge überhaupt nicht erfolgen, wie denn auch die bis 1902 laufenden Verträge seinerzeit nicht gekündigt, sondern bis zum Inkrafttreten der neuen Verträge stillschweigend verlängert worden sind. Dieses Verfahren hat den großen Vorteil, daß keine Unterbrechung der vertragsmäßigen Beziehungen entsteht und die mit einer solchen verbundenen Nachteile und Verluste vermieden werden.

Ob der Verlauf des Kriegs einen Anlaß bieten wird, mit Oesterreich-Ungarn oder einem anderen der neutralen Vertragsstaaten vor dem Jahre 1917 wegen Aenderung der jetzigen Verträge in Verhandlung einzutreten, läßt sich noch nicht beurteilen. Ein solcher Anlaß würde z. B. gegeben sein, wenn der Krieg einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß des Deutschen Reichs mit Oesterreich-Ungarn zur Folge haben sollte. Abgesehen hiervon ist nach den von maßgebenden Stellen bisher erfolgten Aeußerungen nicht anzunehmen, daß unsererseits die bestehenden Verträge werden gekündigt werden, da sie sich im ganzen bewährt haben, die in ihnen vorkommenden Unstimmigkeiten nicht von wesentlicher Bedeutung sind und auch neue Verträge sich voraussichtlich nicht allzu weit von den bisherigen entfernen würden.

Ein engerer wirtschaftlicher Zusammenschluß Deutschlands mit dem einen oder anderen Staate würde vielleicht zu gewißen Modifikationen der Meistbegünstigungsklausel führen müssen. Diese Klausel gehört ohnehin zu den am meisten umstrittenen Fragen bei den bisherigen Erörterungen über die Erneuerung unserer Tarifverträge. Kaum irgendeine andre Bestimmung hat eine so verschiedenartige Beurteilung erfahren wie sie. Es ist das erklärlich, weil sie sicher neben großen Vorzügen, welche zu ihrer fast allgemeinen Anwendung geführt haben, gewisse Nachteile mit sich bringt, die nicht bestritten werden können. Daß Zugeständnisse, die man einem andern Staate gegen entsprechende Gegenleistungen gewährt hat, einem dritten Staat ohne jede Gegenleistung zufallen sollen, und daß deshalb ein Zugeständnis, das man einem Staate gemacht hat, vermöge der Meistbegünstigung eine ganz andre Bedeutung gewinnen kann, als es dem Staate gegenüber besitzt, dem es gemacht ist, sind Nachteile,

Digitized by Google

die vielfach als solche empfunden werden und den Abschluß von Tarifverträgen erschweren. Es fehlt daher nicht an Stimmen, welche den Abschluß von Meistbegünstigungsverträgen in Verbindung mit Tarifverträgen verwerfen und durch sog. Reziprozitätsabreden ersetzen möchten. Unter solchen denkt man sich die in einigen amerikanischen Verträgen enthaltene Bestimmung, daß dem Gegenkontrahenten Zugeständnisse, die man einem dritten Staate gegen Entgelt macht, nicht ohne weiteres, sondern nur gegen entsprechende Gegenzugeständnisse zufallen sollen. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint eine solche Reziprozitätsabrede ganz natürlich und verständig. Bei näherer Betrachtung ergibt sich aber, daß sie, namentlich bei Ländern, die wie Deutschland eine größere Anzahl von Verträgen abgeschlossen haben und abzuschließen veranlaßt sind, zu Verhältnissen führen muß, welche für Handel und Verkehr sehr unzweckmäßig und nachteilig sind. Denn abgesehen davon, daß es kaum möglich ist, die Gleichwertigkeit der von zwei Staaten für dasselbe Zugeständnis angebotenen Gegenzugeständnisse mit einiger Sicherheit festzustellen, muß die Reziprozitätsklausel zu einem Zustande fortgesetzter Verhandlungen und deshalb fortdauernder Unsicherheit und zu immer weiter gehenden Zugeständnissen führen. Denn macht der Gegenkontrahent, mit dem man eben abgeschlossen hat, einem dritten Staate Zugeständnisse, die über das hinausgehen, was man selbst erlangt hat, so muß man, um dieser Zugeständnisse ebenfalls teilhaftig zu werden und eine nachteilige Differenzierung gegenüber dem dritten Staate zu vermeiden, von neuem mit dem Gegenkontrahenten in Verhandlungen eintreten und neue Zugeständnisse machen, um die Gleichstellung gegenüber dem dritten Staate zu erreichen. Wenn man sich dies auf eine Mehrzahl von Staaten angewendet denkt, so ist klar, daß der wesentliche Zweck der Tarifverträge, die Herstellung stabiler Verhältnisse, für den Warenaustausch völlig vereitelt werden muß. Die Stabilisierung der Absatz- und Bezugsbedingungen ist im allgemeinen von größerer Bedeutung als die Höhe der Zollsätze an sich.

Die allgemeine Meistbegünstigung sichert die gleiche Behandlung mit den konkurrierenden Auslandsstaaten ohne weitere Verhandlung und ohne weiteres Zugeständnis. Dieser Vorteil ist ein so überwiegender und so gewichtiger, daß ihm gegenüber die Nachteile dieser Klausel nicht in Betracht kommen. Dies gilt besonders für Deutschland und seine hochentwickelte Industrie. Wo diese unter gleichen Bedingungen mit den Industrien dritter Staaten in Konkurrenz treten kann, wird sie dies fast immer mit Erfolg tun können. Gegen Konkurrenten, die durch bessere Einfuhrbedingungen begünstigt sind, kann auch sie auf die Dauer den Wettbewerb nicht oder nur mit Verlust durchführen, sofern nicht besondere Verhältnisse, z. B. besonders günstige Frachtverhältnisse, ausnahmsweise einen Ausgleich gewähren. Gerade aus diesem Gesichtspunkte, der Notwendigkeit gleicher Bedingungen mit den konkurrierenden Staaten des Auslandes, sind deshalb auch die Vertretungen unsrer Industrie und unsers Handels ganz überwiegend für die Aufrechterhaltung des Prinzips der allgemeinen Meistbegünstigung eingetreten.

Digitized by Google

Zur Verhütung oder Abschwächung der Nachteile der allgemeinen Meistbegünstigung ist von mancher Seite empfohlen worden, die Tarife möglichst zu spezialisieren und jedem Staate nur solche Zugeständnisse zu machen, an denen er das ausschließliche oder überwiegende Interesse hat, nicht aber auch Zugeständnisse, an welchen dritte Staaten in erheblichem oder gar überwiegendem Umfang interessiert sind. Die Spezialisierung des Tarifs ist gewiß geeignet, die Wirkungen der Meistbegünstigung einzuschränken. Sie hat aber auch ihre Grenzen, welche in der Erschwerung der praktischen Anwendung allzusehr spezialisierter Tarife gegeben sind. Nachdem alle neuen Tarife und namentlich auch der deutsche in der Spezialisierung schon sehr weit gegangen sind, wird in dieser Richtung viel weiter nicht gegangen werden können, ohne für das interessierte Publikum und für die Zollverwaltung die Kenntnis des Zolltarifs und seine Anwendung allzusehr zu erschweren. Selbstverständlich muß bei den Verhandlungen mit andern Staaten vermieden werden, den Zugeständnissen einen Umfang zu geben, welche über das durch die Sachlage gebotene Maß hinausgehen. Deshalb ist auch bei den Verhandlungen über die geltenden Tarifverträge, soweit irgend möglich, vermieden worden, im deutschen Zolltarif sog. Sammelpositionen, d. h. Positionen des Zolltarifs, welche größere Warengruppen in sich schließen, zu binden oder im Zoll herabzusetzen. Aber freilich wird es nicht immer möglich sein, Forderungen des Gegners abzulehnen, welche sich auf größere Warengruppen richten, vielmehr hängt dies von der Gesamtlage der Verhandlungen, dem Nachdruck, mit dem der Gegner seine Forderungen vertritt, und den Mitteln ab, die ihm zur Durchsetzung seiner Forderungen zu Gebote stehen.

Ebenso selbstverständlich ist für alle Tarifverhandlungen, daß möglichst nur solche Zugeständnisse gemacht werden sollen, von welchen überwiegend oder womöglich ausschließlich der Gegenkontrahent Vorteile hat, nicht aber auch andre meistbegünstigte Staaten. Diese Regel ist so sehr von selbst gegeben, daß die Prüfung der Frage, ob an einer Forderung, welche der Gegenkontrahent stellt, auch wirklich dieser und nicht etwa ein dritter Staat das größte Interesse hat, wohl kaum unterlassen werden wird. Sie ist bei den Verhandlungen über die geltenden Tarifverträge von deutscher Seite stets eingehend erfolgt. Aber es hat sich gezeigt, daß mitunter ein Staat aus parlamentarischen, wirtschaftlichen oder innerpolitischen Gründen auf ein Zugeständnis entscheidenden Wert legt, obwohl er ziffernmäßig ein geringeres Interesse an dem betreffenden Artikel hat als ein dritter Staat. Es kann daher sehr wohl vorkommen, daß man, wenn man anders den Vertrag nicht will scheitern lassen, genötigt ist, ein Zugeständnis zu machen, von dem man wohl weiß, daß ein dritter Staat größere Vorteile von ihm hat als der Gegenkontrahent. So legte z. B. Schweden auf eine Ermäßigung des deutschen Zolles für Gummischuhe ein so wesentliches Gewicht, daß diesem Verlangen schließlich, um den Vertrag zum Abschluß zu bringen, nachgegeben werden mußte, obwohl auf deutscher wie auf schwedischer Seite sehr wohl bekannt war, daß von diesem Zugeständnis Rußland einen größeren Nutzen haben würde als Schweden. Deshalb ist der Gedanke, der von einigen Seiten

Digitized by Google

angeregt worden ist, vor Beginn der Verhandlungen über neue Verträge festzulegen, welche Zugeständnisse für den einen oder andern Staat gemacht werden dürfen, um die vorhandenen Kompensationsobjekte möglichst auszunutzen, zwar insoweit prinzipiell richtig, als nach Möglichkeit vermieden werden muß, einem Staate Zugeständnisse zu machen, an denen ein dritter, meistbegünstigter Staat das größere Interesse hat. Aber ausnahmslos durchführen läßt er sich nicht. Denn wenn ein an sich wertvoller und nützlicher Vertrag nicht anders als unter Durchbrechung jenes Prinzips bezüglich eines oder einiger Artikel zustande gebracht werden kann, so wird eben abgewogen werden müssen, ob es richtiger ist, den Vertrag scheitern zu lassen oder ein Zugeständnis mit der Wirkung zu machen, daß ein dritter Staat den größeren Nutzen davon hat. In solchen Fällen wird die Entscheidung wohl meist dahin ausfallen, daß man einen sonst vorteilhaften oder wirtschaftlich notwendigen Vertrag deshalb allein nicht scheitern läßt.

Wenn hiernach auf die allgemeine Meistbegünstigung auch in zukünftigen Verträgen grundsätzlich nicht wird verzichtet werden können, so ist doch denkbar, daß der Wunsch, mit einzelnen Staaten in ein näheres wirtschaftliches Verhältnis zu treten als mit andern, zu Beschränkungen der Meistbegünstigung den letzteren Staaten gegenüber führen kann. Hierauf wird schon bei den Friedensverhandlungen Rücksicht genommen werden müssen.

Welchen Schaden haben die Franzosen von jeher Elsaß-Lothringen zugefügt?

Von

M. v. Köller

„Prenez garde, la France s'ennuie!“ rief der Dichter und Staatsmann Lamartine im Jahre 1847 von der Tribüne der französischen Nationalversammlung herab den Ministern des Bürgerkönigs Louis Philipp zu. Die höheren Stände jener Tage fühlten und sprachen es offen aus: „Das Land bedarf einer Regeneration!“, und durch ganz Frankreich schallte der Ruf: „Vive la réforme!“

Wie oft im Laufe der Jahrhunderte hat das französische Land einer Regeneration bedurft! Wie oft ist das „Vive la réforme!“ Weck- und Deckruf zugleich gewesen, wenn es wieder einmal galt, die langweilig gewordenen bestehenden Formen umzustürzen, um der immer gärenden Erregbarkeit der Franzosen neuen Reiz gewährende Phantasmagorien vorzuspiegeln!

Lamartine, in dessen echt französischer Natur die Leidenschaftlichkeit des Politikers die Harfenklänge des Dichters übertönte, hat seine Landsleute gekannt.

Digitized by Google

„Prenez garde, la France s'ennuie!“ — der Franzose will keine stabile friedliche Hausordnung — er will Affekte, Leidenschaftskräfte, die immer von neuem Veränderungen und Katastrophen heraufbeschwören und entwickeln. Er gleicht dem Morphinisten, der erschlafft, wenn die Wirkung seines Stimulus verfliegt. Das ist Frankreichs Schuld — die Schuld, die sein eignes Schicksal ist — die Schuld aber auch, die Elsaß-Lothringen endlose Unruhe, äußeren und inneren Schaden gebracht hat von Urzeiten her.

Schon im vierzehnten Jahrhundert bedrängten einzelne französische Abenteurer mit Hilfe englischer Söldnerheere das in seiner deutschen Nationalität fest wurzelnde Elsaß. Erbstreitigkeiten zwischen französischen Rittern und habsburgischen Landgrafen gaben den Anlaß zu den mittelalterlichen Vorspielen der großen Invasionen, denen das Elsaß unter Ludwig XIV. hilflos in die Hände fiel.

Nachdem im Jahre 1431 die Jungfrau von Orleans verbrannt worden war, fanden sich 1439 englische Söldnerscharen, die, durch das schöne Land angelockt, im Elsaß Kriegsbeute suchten und, von den Franzosen, die froh waren, die lästigen Gäste loszuwerden, begünstigt, dem Grenzlande schwere Not und Verwüstungen brachten. Kaum hatten die Elsässer sich dieser aus Frankreich kommenden Friedensstörer entledigt, als die durch den alten Feldhauptmann v. Armagnak gebildeten Scharen, die sog. „Armagnaken“, in das Land kamen und in Begleitung von mehr als sechshundert Frauen zu Pferde drei Wochen lang plündernd und raubend die blühenden Gefilde am Fuße der Vogesen durchzogen. In diesem Heere war die Ritterschaft von ganz Frankreich vertreten und übte auf Ritter und Adel und auf alles, was vornehm und „apart“ sein wollte im Elsaß die größte, schädlichste Anziehungskraft aus. Bürger und Bauern in ihrer deutschen Nationalität haßten diese Welschen, aber der Adel mit seinem Anhang ahmte die fremden Sitten in Tracht und Gewohnheiten nach — die erste Suggestion französischer Kulturäußerungen auf die deutsche Natur der Eingeborenen, die erste Scheidung zwischen deutscher Biederkeit und französischem Wesen.

Einem Deutschen, Herrn Hans v. Finstringen, gebührt der traurige Ruhm, den Armagnaken die Wege durch die Vogesen in das Elsaß gewiesen zu haben, dessen bürgerlich deutsche Art er haßte. Der damalige Bischof von Straßburg soll ihm die nachgesuchte Zustimmung nicht versagt haben. Hier finden sich die feinen Wurzeln der Schädlinge, die den festen Grund und Boden elsässischen Deutschtums gelockert haben. Sie führen in die Länderbegehrlichkeit Frankreichs — in den der einfachen deutschen Natur überdrüssigen, nach französischer Sitte und Mode trachtenden altdeutschen Sinn — und in eine kirchliche Art Politik, die gern zwei Eisen im Feuer hatte.

Der Pfalzgraf Ludwig vom Rhein gab den französischen Eindringlingen die Rückkehrwege nach Frankreich frei. Auf ihre Berichte sollen am Königshofe in Paris die ersten Gelüste nach dem Besitz der herrlichen, reichen, unbeschützten Ostgrenze des französischen Reiches zurückzuführen sein.

Digitized by Google

Die Armagnaken sind unter dem Dauphin von Frankreich, Ludwig XI. — zur Zeit der Kämpfe mit den schweizerischen Eidgenossenschaften — wieder in das Elsaß gekommen; ihre Männer sind 1445 wieder vertrieben worden, aber die Saat ihrer Art ist geblieben und aufgegangen.

Die zurückkehrenden Armagnaken wurden von König Karl VII. neu organisiert und bilden den Grundstock der stehenden Heere Frankreichs.

Bei den inneren Kämpfen, welche das Elsaß im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert beunruhigten, hat die französische Regierung niemals aufgehört, die Gelegenheiten, die sich ihr boten, zur Einmischung in die Verhältnisse des Grenzlandes auszunutzen.

Von den Eroberungszügen des in der Schlacht bei Nancy 1477 gefallenen Herzogs Karl des Kühnen von Burgund erhoffte Frankreich eine Verwelschung der deutschen Grenzgebiete. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Die Elsässer bewahrten ihre Selbständigkeit. — In dem sog. „Bundschuh" entwickelte sich 1493 eine vollständige Verschwörung unter Bürgern und Bauern, deren Ziel die Befreiung von den bestehenden, beide Stände schwer belastenden Gesetzen war. Die Bewegung wurde von den herrschenden Klassen unterdrückt, aber der Haß gärte im stillen weiter gegen die geistlichen und weltlichen Gerichte und auch gegen die Juden, unter deren Wucher Bürger und Bauern zu leiden hatten. Mitten in diese Revolutionsatmosphäre kam Luthers Lehre von der evangelischen Freiheit, und die furchtbaren Bauernkriege begannen, in denen die Elsässer ihren deutschen Sinn bewiesen durch das Zusammengehen mit den deutschen Nachbarstämmen am Rhein. Sie stritten gemeinsam gegen die Vorrechte jeglichen Standes.

Der Stadtrat von Straßburg übernahm im Elsaß die Vermittlerrolle zwischen Bauern und Herren, hoffend, die Unruhe im Lande ohne fremde Hilfe schlichten zu können, aber Herzog Karl von Lothringen, begleitet von französischer Ritterschaft, rückte gegen Zabern vor. Er schlug die Bauern in blutiger Schlacht, überließ dann aber das Elsaß der eignen Weiterentwicklung.

In den den Dreißigjährigen Krieg vorbereitenden Religionskämpfen des sechzehnten Jahrhunderts haben Straßburg und seine Reformatoren die den Elsässern über alles wichtige „Selbständigkeit" gerettet, auch durch die schweren Zeiten des Schmalkaldischen Krieges hindurch, unter fortwährenden Schwankungen zwischen deutscher und französischer Beeinflussung.

Der tapfere Hauptmann Schärtlin, der Führer der schmalkaldischen Bundestruppen in Straßburg, verließ schließlich im Unmut über die ruchlose Politik seiner Heimat das Elsaß und trat in die Dienste König Heinrichs II. von Frankreich. Dieser nahm die damit angeknüpften Beziehungen bereitwilligst auf und baute dadurch den zu seines Vaters Franz I. Zeit systematisch vorbereiteten Plan, das Elsaß, vor allem Straßburg, zu gewinnen, weiter aus.

Es ist von großem Interesse, die strategischen, auf den Charakter der Elsässer genau zugeschnittenen Maßnahmen zu verfolgen, mit denen die französische Diplomatie in Beharrlichkeit und Geduld, mit Güte und Strenge die Elsässer und auch die Lothringer in das gestellte Garn lockte und schließlich darin festhielt.

Digitized by Google

Die Aufrechterhaltung der freien Verfassung stand dem Magistrat der Stadt Straßburg und dem ganzen Elsaß auch damals höher als alles andre. Die Sympathie des Landes wandte sich bald nach Frankreich, bald nach Deutschland, je nach dem eignen Bedarf. Je schwächer das deutsche Kaisertum wurde, je folgewichtiger lockte Frankreich, und im Gefühl der eignen Hilfsbedürftigkeit folgte das Elsaß dem Zug nach dem Westen. Nach der Reformation war die Straßburger Staats- und Kirchenpolitik eine durchaus protestantische, und die geschickte Leitung der bedeutenden Männer jener Zeit, wie Zell, Capito, Buzer, Sleidan und Johann Sturm, P. Sturmeck führte ein gedeihliches Regiment, bis die Gegenreformation die Freiheit der protestantischen Welt auch im Elsaß wieder einschränkte und Kämpfe und Unruhe Stadt und Land von neuem bestürmten.

Die Regierung in Straßburg, durch Todesfälle und mehr und mehr zunehmende finanzielle Verlegenheit geschwächt, erkannte die eigne Hilflosigkeit, die wachsende Macht Frankreichs und die zunehmende Schwäche Deutschlands. Die Neigung, sich unter den Schutz der französischen Krone zu stellen, gewann immer neuen Boden. Diese Stimmung benutzte Ludwigs XIII. großer Kanzler, der Kardinal Richelieu, zu Frankreichs Gunsten. Er veranlaßte die Schweden, auch nach dem Elsaß zu kommen, um dadurch in dem Grenzlande den Glauben zu erwecken, daß Ludwig XIII. die dort hart bedrängten Protestanten gegen den katholischen Deutschen Kaiser schützen wolle. In Wahrheit aber kam es ihm nur darauf an, die elsässische Bevölkerung für Frankreich zu stimmen, die deutsche Kaisermacht zu schwächen und die schließliche Annexion des Elsasses einzuleiten. Religion und Politik waren ihm nur Mittel zu Zwecken der Macht. Nur im Anschluß an Frankreich konnte und sollte die Zukunft der Grenzländer sichergestellt sein, und die Tatsachen der Zeit sprachen dafür.

Als Richelieu 1642 starb, konnte er die Beruhigung mit in das Grab nehmen, daß das Elsaß in der Hauptsache seine Hoffnungen auf Frankreich gründete. Sein Nachfolger Mazarin setzte diese Politik fort unter Ludwig XIV., der Richelieus Werk vollendete.

Ludwig XIV. erfüllte die Hoffnungen, welche die Elsässer auf ihn gesetzt hatten, in keiner Weise. Er versprach zwar immer von neuem, ihre „Selbständigkeit" zu schonen, wußte aber sehr wohl, daß er die günstigen Konstellationen der Zeit kurzerhand benutzen mußte, um sein Ziel zu erreichen. Die Verträge des Westfälischen Friedens 1648 wurden von den französischen Diplomaten dementsprechend ausgelegt, und ein Teil des Grenzlandes nach dem andern kam in die militärische Gewalt Frankreichs.

Wenn man im Elsaß sich noch täuschen ließ und hoffte, der Provinz würde wenigstens ihre administrative Selbstverwaltung erhalten bleiben, so wurden diese Illusionen gründlichst zerstört durch den 1657 in Metz eingesetzten obersten französischen Gerichtshof und durch das im Jahre 1662 eingeführte Einwanderungs- und Kolonisationsgesetz, bei welchem schon mit kluger Berechnung die Katholiken überall begünstigt wurden, wodurch Frankreich sich im Innern der Reichslande einen mächtigen Bundesgenossen sicherte. Ein Hilferuf nach dem

Digitized by Google

andern erging an das deutsche Reich, ohne irgendwelchen Erfolg, so daß den Elsässern schließlich nichts andres übrig blieb, als sich der französischen Macht zu beugen.

In einer alten Chronik steht zu lesen: „Anno 1673 hat uns Gott doch gestrafft mit den Franzosen.“ Es wurde als schwere Demütigung empfunden, daß die freie deutsche Reichsstadt Straßburg sich von dem König von Frankreich Gesetze vorschreiben lassen mußte. Eine Erbitterung, die zum Aufstand führte, hatte keinen andern Erfolg, als daß Ludwig XIV. die sogenannten Reunionskammern in Metz einführte — eine Art Gerichtshof, welcher die Ansprüche des Königs, die ihm angeblich nach den Friedensschlüssen der letzten Jahre zustanden, zu legalisieren hatte. Da niemand die Macht besaß, sich diesen unerhörten Anmaßungen durchgreifend zu widersetzen, so ließ Ludwig XIV. die Aussprüche der Reunionskammern mit Gewalt durchführen.

Der General Louvois erschien mit großer Macht vor Straßburg, und die Stadt — aller Hilfsmittel von außen und auch von innen beraubt — öffnete dem neuen Herrn am 30. September 1681 die Tore. Damit wurde Straßburg und das ganze Elsaß eine französische Provinz. Die Entrüstung des alten Römischen Kaiserreichs Deutscher Nation war groß, aber die ottomanische Invasion bedrohte Wien, und der deutsche Kaiser gehorchte der Not seines eignen Landes, als er im Frieden zu Ryswijk 1697 den König von Frankreich als Landesherrn von Elsaß-Lothringen und den Rhein als die Landesgrenze anerkannte.

Sobald der Friede rechtskräftig geworden war, änderte Ludwig seine Maßnahmen. Nachdem ihm, seinen Anordnungen gemäß, in Straßburg gehuldigt worden war, ließ er von dem Franzosen Vauban die Zitadelle der Stadt und andre Grenzstellungen gegen Deutschland bauen. Man hielt dieselben dazumal für uneinnehmbar!

Den vielen Fürsten, Städten und Privatleuten im Lande beließ er ihre unzählbaren Privilegien und Sonderrechte, ihre Religion, ihre Sprache, mit der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert durch die zentrale Macht in Paris so beliebt gewordenen Direktive: „Il ne faut pas toucher aux choses d'Alsace.“ So blieben die Elsässer einstweilen militärfrei, die Schulen wurden als Privatsache angesehen. Dem Volk blieb die wohltuende Illusion erhalten, daß eigentlich nichts geändert sei, und das neue Regiment faßte immer festere Wurzel, weil es keine Reibungen provozierte.

Nur auf religiösem Gebiet gab es, als Ludwig XIV. alt geworden war und die Tröstungen der Religion in Anspruch nehmen zu müssen glaubte, nach Aufhebung des Ediktes von Nantes, 1685, schwere Verfolgungen für die Protestanten, und viele Elsässer — man sagt 13- bis 15000 — verließen ihres Glaubens wegen das heimatliche Land.

Unter Ludwig XV. wurde die neue Provinz durch die spanischen Erbfolgekriege einerseits und dreißig Jahre später, 1744, durch die Sukzessionsfrage in Oesterreich in Mitleidenschaft gezogen. Eine alte französische Chronik schreibt darüber sehr originell: „On vint troubler la tranquillité des Alsaciens, aux-

Digitized by Google

quels il était tout à fait indifférent, qui gouvernerait en Autriche, le Bavarois ou le Toscan, mais, comme le roi Louis XV était d'un autre avis, le peuple innocent fut cruellement éprouvé."

Als Ludwig XV. 1774 starb, gärte in Frankreich schon der revolutionäre Explosionsstoff, und Ludwigs Wort: „Après nous le déluge", ging seiner grauenvollen Erfüllung entgegen.

Auch in Elsaß-Lothringen regten sich die alten traditionellen Freiheitsgelüste, hoffend, in der allgemeinen Umwälzung wieder mehr Selbständigkeit davonzubringen.

Obwohl die Enttäuschung in der Beziehung groß gewesen sein muß — denn man weiß, was die Revolution und das Pariser Regime des einstmaligen deutschen Studenten in Bonn, des Generalanklägers Eulogius Schneider, dem Lande für Ströme von Blut gekostet haben — so war doch ein starkes, unausgesprochenes Einverständnis in der „elsässischen Volksseele", wie der in abstrakte Unklarheit sich verhüllende moderne Ausdruck für die Sondermenschen des Grenzlandes noch bis jetzt lautete, mit dem französischen Liberté, Egalité, Fraternité.

Das alte deutsche Land war verwelscht, das historische Unrecht vollendet. Die französische Moral, die Göttin der Vernunft, der Kulturübermensch waren die idealen Begriffe, die Volk und Land immer fester an Frankreich banden. Der Sinn dafür, daß dem urgermanischen Gebiet aus dieser Koalition „Schaden" erwachsen müsse, war erstorben, und die äußeren Wahrnehmungen sprachen zugunsten Frankreichs.

Als im Kriege 1870/71 die französische Kaiserkrone des letzten Napoleon der Republik in die Hände fiel, büßte Elsaß-Lothringen den Schaden. Der Krieg unsrer Tage hat dem Lande gezeigt, was den Franzosen die alte Provinz noch gilt.

„Acht Tage ihrer Anwesenheit im Lande haben besser germanisiert als die ganze vierundvierzigjährige Zeit deutscher Verwaltung," sagte eine elsässische Zeitung.

Unsre Heere stehen im Herzen Frankreichs! Zum drittenmal in den letzten hundert Jahren.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld!

Digitized by Google

Echtes Völkerrecht

Von

Prof. Dr. Th. Niemeyer (Kiel)

Was ist Völkerrecht? Gibt es noch Völkerrecht? Gab es je Völkerrecht? So schwirren die Fragen aufrichtig Belehrung Heischender.

Macht ist Recht! Völkerrecht ist Aberglauben, Heuchelei, Papier! So lassen sich die über Belehrung Erhabenen vernehmen.

Was wir im Völkerrecht erreicht hatten, ist zusammengebrochen, der Weltkrieg hat es zertrümmert! So klagen Aufrichtige.

Wenige nur stehen, unbeirrt durch die Weltkrisis, in dem positiv gegründeten Glauben an Gegenwart und Zukunft des Völkerrechts.

Wenn die Meinungen so ganz und gar auseinandergehen, so kann man den Versuch einer Verständigung und Aufklärung nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen, wenn man, um ein modernes Bild zu gebrauchen, mit dem Luftschiff so hoch hinaufsteigt, daß der ganze Bereich zu überschauen ist, in welchem die auseinanderlaufenden Meinungen sich bewegen.

Der Versuch soll hier gemacht werden.

Der Höhenblick auf die Wirklichkeit der völkerrechtlichen Vorgänge lehrt uns zunächst, daß man elementar unterscheiden muß: Bruch des Völkerrechts und Zusammenbruch des Völkerrechts.

Jedes Recht und jeder Rechtssatz wird täglich gebrochen. Die Vorschriften des bürgerlichen und des Strafrechts, des Prozeßrechts und des Staatsrechts, des Kirchenrechts und des Völkerrechts werden täglich hundert- und tausendfältig übertreten. Schulden bleiben unbezahlt, Diebstähle unbestraft, Formvorschriften unbefolgt, Rechtsgarantien uneingelöst. Auch Mord, Totschlag, Brandstiftung, Raub sind an der Tagesordnung, obwohl sie verboten und schweren Strafen unterworfen sind. Niemand aber sagt, daß die Rechtsordnung zusammengebrochen sei, weil solche Rechtsbrüche in großer Zahl und Häufigkeit sich ereignen. Man sagt auch nicht, daß Rechtsvorschriften deswegen nutzlos und sinnlos seien, oder daß ihre Aufstellung deswegen heuchlerisch sei, weil sie häufig und ungestraft übertreten werden. Man weiß, daß die Rechtsvorschriften bestimmt sind, vor allem vorbeugend zu wirken, und man weiß, daß sie diese Bestimmung erfüllen, auch wenn sie sehr häufig übertreten werden, und obwohl man die Fälle nicht zählen kann, in denen sie durch ihre vorbeugende Kraft die Uebertretung verhindert haben.

Trotz der Verletzungen sagen wir, daß die Vorschriften gelten. Wir sagen es, indem wir die Nichtbefolgung eben als Verletzung bezeichnen.

Etwas andres ist der Tatbestand der Nichtgeltung angeblicher, von irgendeiner Seite als geltend angesprochenen Rechtsvorschriften. Und dieses ist der Tatbestand, den die jetzt laut und sicher auftretende öffentliche Meinung

Digitized by Google

bewußt oder unbewußt im Auge hat, wenn sie das Völkerrecht in Bankerott erklärt. Ließ doch ein juristischer Schriftsteller jüngst drucken: „Das ganze Völkerrecht ist das Papier nicht wert, auf das es geschrieben und gedruckt ist, es ist papiernes Recht."

Papierenes Recht gibt es auf allen Gebieten des Rechts. Es gibt zahlreiche geschriebene und gedruckte Vorschriften, die niemand befolgt. Entweder sind sie überhaupt niemals befolgt worden oder ihre Befolgung ist außer Uebung gekommen. Der letztere Fall kommt nicht nur als langsames Absterben, sondern auch als gewaltsames Zusammenbrechen vor. Jede siegreiche Revolution, jeder erfolgreiche Staatsstreich, jeder sonstige Verfassungssturz macht das bisher geltende Recht zum papierenen Recht. Theoretisch gilt das alte Recht weiter. Aber wie das deutsche Rechtssprichwort sagt: „Recht ist nicht, was verrückt (d. h. von der Stelle gerückt) ist; Recht ist, was gilt." Und so ist es nach der herrschenden öffentlichen Meinung heute mit dem Völkerrecht, das durch die Windsbraut der Gegenwart hinweggefegt und vernichtet sein soll.

Also nicht nur als Bruch, sondern als Zusammenbruch des Völkerrechts wären nach der Meinung vieler die Geschehnisse zu deuten, welche sich augenblicklich zur Entrüstung bald dieser, bald jener Kriegspartei und der Neutralen vollziehen — beinahe zur Genugtuung jener, welche schon immer dem Völkerrecht das Dasein abgesprochen hatten.

Aber kurzsichtig und irrig wie die Leugnung des Völkerrechts ist auch die Theorie des Zusammenbruchs.

Was die Gegenwart uns auf dem Gebiet des Völkerrechts beschert, ist etwas ganz andres als Zusammenbruch. Viel eher darf man es ansehen als die Reinigung des Völkerrechts von unechten Bestandteilen, während das echte Gold des Völkerrechts in diesem Feuer erst recht klar wird.

Das klingt vielleicht absurd und ist etwas andres, als was Zeitungsleser heute aus dem Munde eines Vertreters des Völkerrechts erwarten. Aber gerade deswegen muß es schon jetzt gesagt werden, obwohl erst nach dem Friedensschluß alles Material vorgelegt werden kann, worauf die völkerrechtbejahende Ansicht sich positiv stützen kann.

Daß die Grundlagen des Völkerrechts bestehen geblieben sind, kann nur leugnen, wer leugnen will.

Freilich muß man sich von einem Irrtum bekehren, der von jeher den Kredit des Völkerrechts beeinträchtigt hat, den man aber leicht erkennt, wenn man den Höhenflug unternimmt, der uns den Zustand der Staatenbeziehungen im übersichtlichen Grundriß zeigt.

Der Irrtum besteht darin, daß man an ein allgemeines und absolutes Völkerrecht glaubt, welches alle existierenden Staaten gleichmäßig umfaßt. Ein solches Völkerrecht gibt es nicht. Nur bestimmte Staaten bilden die Völkerrechtsgemeinschaft. Wer nicht teilnehmen will, bleibt ausgeschlossen. Bevor Japan sich modernisierte, war es ausgeschlossen; seit den neunziger Jahren ist es zu

Digitized by Google

vollem Recht und zu voller Pflicht rezipiert. Die Türkei ist 1856 ausdrücklich rezipiert worden. Abessinien ist noch nicht aufgenommen.

Aber es gibt auch Abstufungen in der Mitgliedschaft. China ist in den fünfziger Jahren zunächst mit einem äußersten Minimum von Rechten und Pflichten in völkerrechtliche Beziehungen zu den europäischen Staaten getreten. Später sind diese Beziehungen vervielfältigt und gesteigert. Aber auch heute ist die Mitgliedschaft Chinas eine solche zweiten oder dritten Grades. Auch die Türkei ist nicht in allen Beziehungen vollberechtigtes Mitglied. Bekanntlich ist z. B. die Stellung der Christen durch Staatsverträge (die sog. Kapitulationen) derart geregelt, daß die Türkei mit Recht darin den Ausdruck geminderter Völkerrechtsstellung erblickt.

Die Wahrheit ist also die, daß es Völkerrecht nur in demjenigen Maße gibt, in welchem die Staaten sich einig sind, und diese Einigung erfolgt in Abstufungen.

Der Staatenkonsens ist die Grundlage, die Bedingung und die Maßgabe des Völkerrechts.

Die Erkenntnis dieses Verhältnisses ist von unmittelbar praktischer Bedeutung. Die eigentümliche Beweglichkeit und Empfindlichkeit völkerrechtlicher Sätze und Einrichtungen, welche nicht nur auf Laien, sondern auch auf einseitig privatrechtlich geschulte Juristen befremdend wirkt, ist mit dem Prinzip des Staatenkonsenses gegeben und wird durch dieses erklärt.

Spinoza leugnete das Völkerrecht, weil es nur gelte, wenn und soweit die Staaten es wollten.

Auch wir wissen, daß Völkerrecht nur gilt, soweit die Staaten es wollen. Aber wir wissen zugleich, daß das wohlverstandene eigne Interesse der Staaten sie zwingt, Völkerrecht im Frieden und im Kriege zu wollen.

Nur das so gewollte und so geltende Völkerrecht ist echtes Völkerrecht.

Recht ist nicht, was verrückt ist; Recht ist, was gilt.

Der gegenwärtige Krieg hat uns gelehrt, Grenzen des Völkerrechts zu erkennen, die uns vorher nicht bekannt waren; wenigstens nicht in den Einzelheiten und nicht in dem vollen Licht der Tatsachen. Wir wußten allerdings eines, daß nämlich Not kein Gebot kennt, daß Kriegsräson über Kriegsmanier geht. Aber wir wußten nicht, was das im einzelnen in einem Kriege bedeutet, der mit modernen Kampfmitteln geführt wird, und in einem Weltkrieg. Was moderne Sprengstoffe und Kanonen, Minen und Torpedos, Fernsprechwesen, Maschinengewehre, Automobile, Unterseeboote und Flugschiffe, was ferner das Nachrichtenwesen bei der heutigen internationalen Mischung der Bevölkerung, was die internationalen Schiffahrts- und Handelsverhältnisse im Kriege bedeuten, das konnten wir ahnen, aber nicht wissen. Und vollends welche Verhältnisse ein europäischer, ein Weltkrieg schafft, davon hatten wir trotz der vielfältigen Beschäftigung mit diesen Fragen keine Vorstellung.

Die Furchtbarkeit der Waffen und die unerbittliche Notwendigkeit, sie auszunutzen, treten uns gleichzeitig in niederschmetternder Ueberzeugungskraft vor

Digitized by Google

Augen. Die in den letzten Jahrzehnten immer wieder versuchte Beschränkung der eigentlichen Mittel der Kriegführung hat sich in der Hauptsache als unmöglich gezeigt. Künftig werden diejenigen guten Stand haben, welche in der ungehemmten Furchtbarkeit des Krieges die beste Sicherung des Friedens erblicken. Wenn es zwischen den Weltmächten jemals wieder zu einem Kriege kommt, so wird man wissen, daß nur wenige Beschränkungen der Kriegsmittel durchführbar sind, nämlich nur solche, welche durch das gegenseitige Interesse geboten sind. Dazu gehört wohl das Verbot der Dumdumgeschosse. Hier haben wir echtes Völkerrecht. Die Uebertretung des Verbotes ist ein Völkerrechtsbruch, den das solidarische Interesse der Kulturstaaten nicht mehr verträgt und der sich an dem Uebertreter selbst rächt. Auf Luftschiffe aber, auf Bomben aus solchen, auf Unterseeboote und auf Minen wird kein Ehrlicher vertragsmäßig verzichten können.

Etwas andres ist es mit den indirekten Mitteln des Krieges. Mancher ist geneigt, auf Grund der gegenwärtigen Erfahrungen den Wirtschaftskrieg für unentbehrlich und unverzichtbar zu halten. Wahrscheinlich aber wird die Schlußbilanz das Gegenteil ergeben.

Auch wie es mit Seebeuterecht und mit dem Recht der Konterbande steht, läßt sich noch nicht übersehen. Wenn aber die bisherigen Eindrücke nicht trügen, so bestätigt — überraschend für viele — dieser Krieg die Ansicht, daß diese beiden alten Rüststücke des Seekrieges völlig entbehrlich sind und die an sie geknüpften Erwartungen und Befürchtungen sich nicht erfüllt haben. Sie sind kleinlich und gehässig, ohne wesentlich zu nutzen.

Die Genfer Konvention und die meisten Bestimmungen der Haager Konventionen, ja sogar die nicht ratifizierte Londoner Deklaration haben sich hingegen bewährt. Die gemeldeten Verstöße sind nicht zahlreich, die Funktionen jener Verträge haben sich in allem wesentlichen durchgesetzt.

Brüche des Völkerrechts sind vorgekommen. Einen Zusammenbruch des Völkerrechts haben wir nicht.

Schon die Tatsache, daß auf die — wirklichen und angeblichen — Verletzungen des Völkerrechts die öffentliche Meinung, übereinstimmend mit den Regierungen, so sehr empfindlich reagiert, spricht für die Geltung und das Fortbestehen des Völkerrechts. Zudem lassen die Klagen über die — freilich zahlreichen, aber doch nicht zahllosen Fälle von — Völkerrechtsverletzungen den Tatsachenschluß zu, daß Befolgung der völkerrechtlichen Vorschriften die Regel bildet, Verletzung die Ausnahme. Die genauere Feststellung der Tatsachen ist in vielen Fällen jetzt nicht möglich, läßt sich aber doch so weit bereits treffen, daß die meisten Staaten die meisten Völkerrechtsgrundsätze anerkennen und sorgfältig beobachten. Kein Staat aber — und dies ist das wichtigste — hat die Stirn gehabt, das Völkerrecht überhaupt oder die Verbindungskraft der Verträge grundsätzlich in Abrede zu stellen.

Man muß übrigens die Handlungen der Staaten und die Handlungen einzelner auseinanderhalten. Wenn die französische Regierung zugelassen hat,

Digitized by Google

daß Dumdumgeschosse in staatlichen Anstalten hergestellt und aus diesen an Soldaten ausgegeben oder verwendet sind, so liegt ein Völkerrechtsbruch Frankreichs vor. Wenn aber französische Soldaten Gewehrgeschosse abgeplattet und verwendet haben, ohne daß daran Organe des Staates beteiligt sind, so verstößt dies zwar gegen das Völkerrecht und die französische Regierung ist haftbar; aber man würde nicht von einem Völkerrechtsbruch der französischen Republik sprechen dürfen.

Zu unterscheiden von allen andern völkerrechtlich bedeutsamen Vorgängen des Krieges ist der Zusammenbruch der belgischen Neutralisierung. Hier ist in der Tat ein Stück der alten Völkerrechtsordnung in die Brüche gegangen. Der deutsche Einmarsch war dafür nicht die Ursache, sondern das Symptom. England und Frankreich hatten mit Belgien das Grab dieser Neutralität längst gegraben. Deutschland sollte in dem Leichentuche dieser Neutralität bestattet werden. Nicht in der Verachtung der belgischen Neutralität, sondern in der militärischen Promptheit, mit welcher dem beabsichtigten Neutralitätsbruch des Feindes begegnet wurde, war Deutschland seinen Feinden überlegen. Alle Regierungen Europas, voran diejenigen von England, Frankreich und Belgien, wußten und wollten, daß in einem deutsch-französischen Kriege die belgische Neutralität an Frankreich geopfert werden sollte. Man spielte aber allerseits Verstecken, nur die Frage, wer zuerst einmarschieren würde, war noch ungewiß. Belgiens Neutralität hatte längst aufgehört, echtes Völkerrecht zu sein. Und Belgien kannte die Unechtheit seines Neutralitätsrechtes und hat seine eigne Unaufrichtigkeit blutig gebüßt. Ihm ist sein Wille geschehen.

In einem juristischen Blatt las man jüngst: „Auch nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges wird man es für verlorene Mühe halten, wieder das Kartenhaus des Völkerrechts aufzubauen, wieder in einseitigen Grundsätzen oder in internationalen Verträgen festlegen zu wollen, was die rücksichtslose Eigensucht des Einzelstaates im Fall des Zusammenstoßes schonungslos und ohne Gewissensbedenken über den Haufen rennt."

Hieran ist so viel wahr, daß man keine Kartenhäuser bauen wird, sondern haltbare Mauern. Der Wert des Gebäudes wird nicht so sehr in der Höhe und Weite der Gedanken als in der positiven Würdigung der Erfahrungen und in der Beschränkung liegen, welche Gewähr dafür gibt, daß künftig nur echtes Völkerrecht gebaut und gelehrt wird.

Digitized by Google

Die italienische Neutralität[1])

Von

T. Galimberti (Rom)

Es gibt zwei Geschichten: die eine ist die, welche wir in den Büchern lesen, die andre jene, die dem Buche des Lebens angehört. Die erstere ist die, welche alle kennen oder kennen können, die andre ist wenigen bekannt und den meisten unbekannt, aber sie ist die wirkliche.

Ich bin z. B. ohne Rücksicht auf Urkunden, diplomatische Bände und Zeitungen der Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Krieg gegen den Willen derer, die ihn führen, ausgebrochen ist. Serbien riß Rußland mit und dieses Deutschland nebst Frankreich und England.

Daß Wilhelm II. den Krieg nicht wollte, wenn er auch bereit war, ihn durchzukämpfen, wird durch die Tatsache bewiesen, daß er, wenn sein Sinn danach gestanden hätte, ihn schon früher hätte führen können: während des Burenkrieges oder des Russisch-Japanischen Krieges, als England und Rußland sich in großen Schwierigkeiten befanden. Trotzdem sprach man in England von eigennützigen Plänen, mit denen er sich getragen haben sollte; und seine Intervention bei dem Frieden mit Rußland wurde der Sauerteig für den gegenwärtigen Krieg Japans mit Deutschland.

Ueberdies würde er einen günstigeren Augenblick gewählt haben und nicht eine Zeit, wo eine der Dreibundsmächte einen äußerst kostspieligen und mühevollen Krieg hinter sich hatte, durch den sie noch heute in Libyen nicht wenig in Anspruch genommen ist.

Er würde darauf bedacht gewesen sein, den alten Dreibundvertrag zu ändern, der zu dem Zwecke geschlossen war, gute Beziehungen zwischen Italien und Oesterreich zu erhalten und den Revanchegeist Frankreichs zu zügeln, aber nicht die orientalische Frage in Betracht zog, aus der der gegenwärtige Krieg entstanden ist — den alten Dreibundvertrag, der noch immer derselbe war, den ehemals Deutschland und Oesterreich geschlossen hatten, und der so wenig aggressive Tendenzen hatte, daß Bismarck seinerzeit einen andern derartigen Vertrag mit Rußland hatte schließen können für den Fall, daß Oesterreich, statt angegriffen zu werden, seinerseits angreifen sollte.

Der Dreibundvertrag, den ich genau kenne, verpflichtete Italien in keiner Weise, in diesem Kriege, der durch Oesterreichs Vorgehen gegen Serbien offensiven Charakter erhalten hatte, an die Seite seiner Verbündeten zu treten. Das

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Vorstehender Artikel von Galimberti, dessen Manuskript uns erst sehr spät für das November-Heft zuging, wird ebenso wie die Abhandlung von Cirmeni für unsre Leser und für weitere Kreise von besonderem Interesse sein. Wir beziehen uns auch bei diesem Artikel auf das Vorwort der Redaktion zu Cirmenis Abhandlung.

Digitized by Google

ist so sicher, daß Italien sich erbot, den Vertrag zu veröffentlichen, um die ganze zivilisierte Welt zum Zeugen dafür aufzurufen.

Für Italien war die Lage jetzt dieselbe wie im Jahre 1870. Es verdankte damals Frankreich die Eroberung der Lombardei und die Abtretung Venetiens. Die Beziehungen zwischen den beiden Höfen von Paris und Florenz waren (durch verwandtschaftliche Bande) sehr eng. Groß war daher der Wille unsers Königs, Frankreich gegen Preußen zu Hilfe zu kommen; Quintino Sella mußte ihm nicht wenig Widerstand leisten und pflegte später zu dem Re Galantuomo, der seine Politik die eines „Kleiderhändlers" nannte, zu sagen, wenn er diese Politik nicht befolgt hätte, so würde Viktor Emanuel den Rosenkranz in der Kapelle von Chislehurst gebetet haben.

Eine Intervention von unsrer Seite war damals außerordentlich gefahrvoll; lange Verhandlungen gingen bis ins Lager an der Maas, und der römische Knoten wurde der Laufknoten des Kaiserreiches und des Kaisers.

Wie heute Frankreich und England mit Mahnungen, Schmeicheleien und Bitten um unser Eingreifen warben, so suchte uns damals Deutschland mit den gleichen Mitteln zur Neutralität zu bestimmen. Mommsen veröffentlichte in der „Perseveranza" seinen berühmten Brief an die Freunde Italiens, und Bismarck verhandelte mit der italienischen Linken und mit Mazzini sogar über die Mittel und Wege zu einem Aufstand im Falle eines Krieges für das Kaiserreich und gegen Preußen.

Der Mittelsmann für die demokratische und republikanische Partei Italiens war damals der Abgeordnete von Bergamo, Francesco Cucchi. Ein Mann, der dem Vaterlande außer seinem Arm seinen ganzen Besitz gab und so bescheiden wie unter den Tätigsten der „Aktionspartei" der Tätigste war.

Er wurde von dem damaligen Grafen Otto v. Bismarck in seinem Schlosse herzlich empfangen und erzählte mir, daß der große Staatsmann für Italien als das alte Mutterland der Künste und Wissenschaften wenig übrig habe. Der künftige Fürst, der in seinen biblischen Vergleichen mit Italien auf die Hunde und die Raben zurückgriff und den General Lamarmora (der Venetien vor dem Kriege von 1866 als Preis für unsre Neutralität ohne Krieg hätte haben können, aber nicht haben wollte) vor dem ganzen Reichstag „einen von den Franzosen bezahlten Scharlatan" nannte — der zukünftige Fürst, sage ich, hatte keine Begeisterung für uns. Das einzige Mitglied seiner Familie, das für uns Sympathie empfand, war sein Schwiegersohn Graf Rantzau. Die Tochter sekundierte aus Liebe zu ihrem Gatten, und um die geliebte Tochter nicht zu kränken, zwang sich der „eiserne Kanzler", zuzustimmen.[1])

---

[1]) Erst später, als die deutsche Einheit eine vollendete Tatsache war, erblickte Fürst Bismarck etwas mit dieser Einheit Gleichwertiges in der Italiens (wie noch unlängst Fürst Bülow treffend bemerkte), und der Minister Mancini sagte in der italienischen Kammer:

„Ich will keine Indiskretion über Gespräche begehen, die ich in den letzten Jahren mit dem hervorragendsten Staatsmann Preußens gehabt habe, auf den die Augen von ganz Europa gerichtet sind; aber ich kann versichern, ohne indiskret zu sein, daß der große Mann

Digitized by Google

Also auch im Jahre 1870 und nachher sprach man von Undankbarkeit unsrer Nation; aber die Zeit hat uns Gerechtigkeit gebracht. Italien war nicht verpflichtet, sich Frankreich in einem Kriege anzuschließen, der von ihm provoziert erschien, und um so weniger, obendrein noch auf die eigne Hauptstadt, auf Rom, zu verzichten.

So konnte Italien heute nicht einen Vertrag gegenseitiger Verteidigung gegen den Angriff andrer, einen Bund für den Frieden in einen Bund für den Krieg umändern. Mit welchem Ziel? Zu welchem Zweck? Was der Dreibund wollte, was er bedeutete, haben fünfunddreißig Friedensjahre bekundet; aber was dieser Krieg von seiten der Zentralmächte bezweckte und bezweckt (zumal in den Beziehungen zu Italien), weiß man noch immer nicht.

Italien hat mit seiner Neutralität den Verbündeten 200000 Mann weggenommen, die sich jetzt an den Ufern der Aisne und der Oise befinden würden; auf der andern Seite hat es in Galizien 150 Bataillone mehr gegen die Russen verwendbar gemacht und mit seinem Beispiel auf Rumäniens Neutralität eingewirkt, d. h. eine weitere halbe Million Soldaten gegen Oesterreich abgezogen, die heute in Siebenbürgen lagern würden.

Dazu kommt, daß Italien, das den Dreibund als Friedensvertrag zum Schutz des Friedens immer wieder erneuert hat, ihn wohl kaum erneuert haben würde, wenn er in einen Offensivvertrag zum Zweck eines Krieges gegen den Dreiverband verwandelt worden wäre.

Italien wird bis zum Halse vom Meer bespült; auf eine seiner Flanken ist wie eine Pistole Biserta gerichtet; Sizilien ist bedroht von Tunis und von Malta her, und die Kolonie Libyen ist wie mit einer Zange zwischen den Schraubstock Frankreichs und Englands geklemmt, das als Herr des Isthmus von Suez und des Kaps die Kolonie Erythrea, in der Rußland einen so großen Einfluß auf das ihm religiös nahestehende Abessinien ausübt, auch von aller Verbindung mit dem Mutterlande abschneiden würde.

Ehe es all den äußerst ernsten Gefahren einer derartigen Lage die Stirn bietet, mußte das italienische Volk mindestens wissen, welche Vorteile es davon haben würde. Denn wenn schon unser Sprichwort wahr ist: Chi non risica, non rosica (Wer nicht wagt, nicht gewinnt), so ist doch auch das wahr, daß man nicht viel wagt, um wenig oder nichts zu bekommen.

Der Dreibund hatte so wenig Aggressives z. B. England gegenüber, daß Francesco Crispi ihn nicht ohne eine englische Gegenversicherungspolice erneuerte; und als man im Jahre 1888 einen Handstreich Frankreichs auf Spezia befürchtete, fuhr sofort das englische Geschwader hilfsbereit nach Genua.

Jetzt speien Republikaner und Reformsozialisten Feuer und Flamme gegen Oesterreich, und die revolutionären Sozialisten wollen die Verantwortung nicht

---

die Einheit Italiens und die Einheit Deutschlands nicht etwa als zwei Fragen, sondern als eine einzige Frage, als zwei Seiten derselben Frage, und es für unmöglich ansah, sie zu trennen und die eine zu bekämpfen, ohne auch die andre zu schädigen und zu verleugnen."

Digitized by Google

übernehmen, das Land in einen solchen Krieg zu treiben, würden sich ihm aber nicht widersetzen, vielmehr ihn im Grunde mit Begeisterung führen.

Die Presse in ihrer großen Mehrheit ist ganz für den Dreiverband eingenommen, besonders für Frankreich, dem gegenüber Italien jede Beleidigung vergessen hat und immer vergißt, während sie niemals Magenta und Solferino vergessen hat.

Doch das ganze Land vertraut darauf, daß die Regierung, auf die es sich bis jetzt vollständig verlassen hat, die beste Lösung finden wird.

Den Versprechungen des Dreiverbandes gegenüber, uns Trient, Triest, Dalmatien, Valona zu geben unter der Bedingung, daß wir hingehen und sie uns holen, sind wir skeptisch geblieben. Doch gegenüber unserm Schicksal in den Alpen wie im Adriatischen Meer können wir es nicht auch bleiben.

„Alpes vice muri tuentur Italiam," predigte der alte Cato, und Italien kann auf keinen Fall auf seine natürlichen Grenzen und auf das Meer von San Marco verzichten.

Im Adriatischen Meer späht, seit die Türken daraus verschwunden sind, die Ostküste zu unserm Ufer herüber, und Italien kann nicht zugeben, daß das venetianische Meer ein österreichischer oder slawischer oder griechischer See werde.

Wenn wir dort zusammenbleiben sollen, müssen wir genau wissen, wer der am wenigsten unbequeme Nachbar und wer der sicherste Freund sein wird.

Dieses Jahr 1914 gleicht in vielem dem Jahre 1814, in dem die moskowitischen Massen sich gegen das napoleonische Kaiserreich stürzten. Leidenschaftliche Aufwallungen des Nationalgefühls, vaterländische Racheforderungen, Völkerideale unter schmutziger Gier, finstern Spekulationen, Enttäuschungen und Verrätereien häufen sich, türmen sich, und die Zukunft ist so ungewiß wie dunkel.

Im Jahre 1815 verblieb der Erfolg nicht dem Genius Napoleons noch dem Ungestüm Blüchers noch der Zähigkeit Wellingtons, sondern der schlauen Geschicklichkeit Metternichs.

Napoleon wurde nicht bei Waterloo besiegt, sondern in dem böhmischen Schloß der Colloredo zu Opotchno durch den Vertrag zwischen dem Kaiser Alexander und dem Minister Franz des Ersten. Forsan et haec olim meminisse iuvabit . . .

„Vorwärts Italien!" ruft es aus jedem Lager; aber für wen und für was? „Die Welt wird nicht mit Vaterunsern regiert," schrieb einer unserer größten Geschichtsschreiber; und die Kriege werden nicht ohne ein ganz klares Ziel geführt, das vom Volke, das sie führen und bis zum Ende durchkämpfen muß, völlig verstanden wird.

„Für den Augenblick" würde Italien (es wird gut sein, wenn man das weiß) sich nur dann dazu bringen lassen, ins Feld zu ziehen, wenn es sich um einen Krieg zur Wiedergewinnung eines Gebietes handelte. Nur ein solcher Krieg würde unser ganzes Volk auf den Füßen finden, bereit wie im Jahre 1859 und wie 1866, zu kämpfen und zu sterben. Und welches andre Volk in unsrer Lage würde anders handeln?

Digitized by Google

Der Dreibund bedeutete für uns einen Schutz. Den Schutz des heimatlichen Herdes, den Schutz unseres Gebietes, und dieses Ideal gegenseitigen Schutzes zu verteidigen, würde man jeden guten Italiener bereit gefunden haben, ganz Italien bereit dafür bis zum letzten Opfer.

Jetzt könnten wir einzig und allein für die Verteidigung unserer heiligsten Interessen den Degen ziehen, oder wenn Italien von irgendeiner Seite bedroht würde.

Deswegen hat sich die ganze Nation um ihre Regierung geschart, von dem Vertrauen beseelt, daß sie die Interessen des Vaterlandes wohl und zur rechten Zeit zu schützen wissen wird. „Amicus Plato, amicus Cicero, sed magis amica Patria."

Episode aus der Kreuzfahrt S. M. S. „Vineta" 1904/05

Den Erinnerungen nacherzählt

von

Kapitän zur See z. D. Pindter

Im Kriegsjahr 1904 an der afrikanischen Küste vor Swakopmund. November, Sonntagmorgen. Dichter Nebel auf dem Ozean, tiefe Stille über dem Wasser, nur unterbrochen zeitweise durch die Nebelsignale der Schiffsglocken auf den zahlreichen Dampfern, die dort verankert liegen und Truppenverstärkungen mit Kriegsmaterial herausgebracht, gelöscht haben oder auf Entladung warten.

Bei ihnen verankert unser Kriegsschiff, der große Kreuzer „Vineta", nach Afrika beordert nach langer Kreuzfahrt an der amerikanischen Küste, um in den ernsten Zeiten als größeres Schiff hier die Flagge zu zeigen und um im Kriegsgebiet die Unternehmungen des Befehlshabers des Expeditionskorps nach Erfordernis und Möglichkeit zu unterstützen.

Vor Swakopmund wird erwartet der gerade fällige Dampfer „Gertrud Woermann", der mit Verstärkungstruppen, Kriegsmaterial usw. auch einige Fähnrichs zur See und Ausrüstung für das Schiff hinausbringen soll. An Bord des Kreuzers der Dienst des Sonntagsmorgens, Anlegen der letzten Hand an Reinigung und Schmuck des Schiffes vor dem Gottesdienst; ruhig und leise arbeitete die Mannschaft, beeinflußt durch die Stille auf dem Ozean, sich den Gedanken hingebend an den Totensonntag, an die Angehörigen in der fernen Heimat, von denen sie manchen Teuren nicht wiedersehen sollten.

Da, in diese friedvolle Ruhe ertönt plötzlich der helle Anruf des Signalpostens der Wache „Boot ahoi", Ruderschläge nähern sich dem Schiff, ein kleines Boot legt an am Fallreep, ihm entsteigen ein lang aufgeschossener Fähnrich zur See und ein Offizier der Woermannlinie, die schleunigst unsern ersten Offizier

Digitized by Google

zu sprechen begehren. Kurz darauf erklingen schon die schrillen Pfiffe der Bootsmannspfeifen durch das Schiff, alle Mann an Deck auf die Stationen rufend — etwas Besonderes muß es sein, was diese ungewöhnliche Unterbrechung des Sonntagsdienstes notwendig macht. Die Kommandos zum möglichst schnellen Dampfaufmachen, zum Bereitmachen sämtlicher Boote zum Aussetzen, zum Mannen der verfügbaren Trossen, Leinen und sonstiger Geräte, zum Ankerlichten werden schnell gegeben. Emsigste Tätigkeit überall, Betrieb und Gelauf an Stelle der Ruhe, ein jeder eifrigst bemüht, seine Verrichtungen so schnell als möglich auszuführen, mit dem Pflichtbewußtsein und der Gewandtheit, die eine alte, seebefahrene Besatzung auszeichnen soll.

Eile tut aber auch bitter not. Die beiden an Bord Gekommenen haben gemeldet, daß der Dampfer „Gertrud Woermann" etwa sechs Seemeilen nördlich von Swakopmund in der Nacht auf Felsenriffe gelaufen und vollständig leck sei. Sofortige Hilfe sei erforderlich. An Bord wären etwa 15 Offiziere, 300 Mann Expeditionstruppen, 10 Fähnrichs zur See, einige Farmerfamilien mit Kindern, 200 Pferde und viel Kriegsmaterial.

Nach kaum fünfzig Minuten geben die Wasserrohrkessel der „Vineta" den nötigen Dampf, die Anker werden gelichtet und hinein geht es in den dicken Nebel zum Rettungswerk — ein gewagtes Unternehmen an dieser gefahrvollen Küste mit wenig bekannten Strömungen, das alle Umsicht und Aufmerksamkeit des energischen Kommandanten erforderte.

Langsam, vorsichtig, genau nach der Uhr werden die einzelnen Seemeilen abgelaufen, fortwährend die Tiefen mit dem Lot gemessen, heulend ertönen die Nebelsignale durch den Nebel, auf der Brücke gespannteste Aufmerksamkeit auf jeden Ton von außen.

Endlich nach langem, bangem Horchen und Warten ein kurzer Knall, noch einmal und dann wiederholt, Infanteriesalven weisen uns die Richtung der Gestrandeten; sie haben unsern Ruf gehört und antworten mit ihren Mitteln. Mit welchen Gefühlen mögen sie die Zeichen der nahenden Rettung an Bord des Dampfers begrüßt haben.

Auf die Richtung wird zugehalten, vorsichtig wird weiter gedampft bis zur geringsten zulässigen Wassertiefe, dann fällt der Anker; noch aber ist nichts zu sehen, also heißt es ruhig warten. Bald darauf dringt die Sonne durch, allmählich hebt sich der Nebel, und in etwa 2000 Meter Entfernung wird inmitten schwarzer Klippen hoch aus dem Wasser ragend der gestrandete Dampfer sichtbar. Um Mitternacht hatte man an der Küste Feuer bemerkt, vielleicht entzündet zur Täuschung von unsern heimtückischen Feinden, hatte sie für die Lichter von Swakopmund angesehen, darauf zugehalten und war so mit großer Fahrt auf die Klippen aufgelaufen.

Von Abschleppen konnte keine Rede sein; es werden daher von „Vineta" alle Boote zu Wasser gebracht und zum Dampfer entsandt, an Bord selbst alles vorbereitet zur Aufnahme der Gestrandeten. Auf dem Dampfer werden die erforderlichen Meldungen entgegengenommen, Anweisungen gegeben, und bald

Digitized by Google

bringen die Boote die Gestrandeten mit Gepäck und Ausrüstung zur „Vineta"; hagere, gebräunte Gestalten mit ernsten Mienen in braunem Khaki mit Gewehr und Tornister, teilweise Kriegshunde führend, die Offiziere und unsre Fähnrichs zur See, verschüchterte Farmerfrauen mit ängstlich blickenden Kindern, denen man noch die überstandenen Schrecken der Nacht ansah, Dampferpersonal betraten das Deck.

Doch bald sind sie alle untergebracht, ein kräftiges, warmes Sonntagsessen, das mit den Hilfsmitteln des großen Kreuzers schnell hergerichtet war, wird verabfolgt, die Stimmung bessert sich mehr und mehr, und bald wird Freundschaft mit unsern wackern Leuten geschlossen.

Noch eine kleine erinnerungswürdige Szene.

Als die Offiziere sich unsern Schiffsoffizieren vorstellen, umarmt plötzlich einer unsrer Wachoffiziere einen der an Bord gekommenen Kameraden der Armee, freudiges, herzliches Begrüßen folgt, zwei Brüder im Dienst des Kaisers feiern unverhofftes Wiedersehen unter solchen Umständen im fernen Lande.

Vom Gepäck und Kriegsmaterial wird noch so viel dem Dampfer entnommen, als die Umstände es zulassen. Die Arbeit gestaltet sich aber recht schwierig, weil die Laderäume bereits zum Teil unter Wasser standen und kein Dampf zur Bedienung der Heißwinden mehr vorhanden war, da die Feuer der Kessel ausgeschlagen waren. In eigenartiger Weise werden die Pferde gerettet; sie werden teils auf Flöße gesetzt, zum andern Teil einzeln mit den Ladebäumen in das Wasser gefiert und ihrem Instinkt wird dann überlassen, den richtigen Weg durch die Klippen zum Dünenstrande zu finden. Hier werden sie von herbeigerufenen Mannschaften des Etappenkommandos Swakopmund eingefangen. Nur ein einziges Tier fand hierbei den Tod in den Fluten.

S. M. S. „Vineta" mußte rechtzeitig die Arbeiten abbrechen, um die Geretteten noch vor Einbruch der Dunkelheit in Swakopmund an Land zu setzen. So wird denn gegen 4 Uhr Anker gelichtet und diesmal mit voller Fahrt nach Swakopmund zurückgedampft. Hier fand dann nach herzlichem Abschied die Ausschiffung statt. Zum erstenmal betreten jetzt die Kameraden vom Expeditionskorps den unwirtlichen Boden Afrikas und ziehen ihrem Schicksal entgegen, das für so manchen von ihnen verhängnisvoll wurde, gingen sie doch bald ab nach dem Südgebiet, in dem soeben der blutige Aufstand der Hottentotten ausgebrochen war.

Unser Kreuzer geht zurück zur Strandungsstelle und setzt im Verein mit dem hinzugezogenen Woermanndampfer die Löscharbeiten fort. Doch bald macht die Dunkelheit dem ein Ende. Glutrot sinkt im fernen Westen die Sonne in die Fluten, leise Dünung bewegt den Ozean; des Südens Sterne strahlen auf, weihevolle Stille ringsherum, kein Spiel, kein Gesang der Mannschaft, jeder geht seinen ernsten Gedanken nach. Ein ereignisvoller Tag naht seinem Ende, unvergeßlich für jeden, dem es vergönnt war, mit seinen Kräften am Rettungswerk mitwirken zu können.

*

Digitized by Google

Für den Leser, den das weitere Geschick des Dampfers interessiert, sei bemerkt, daß noch einige Tage die Löschungsarbeiten fortgesetzt und Teile der Ausrüstung geborgen werden konnten, wenn auch unter großen Schwierigkeiten und aufopfernder Tätigkeit der Mannschaft. Am vierten Tage trat stürmisches Wetter ein, hohe Dünung fegte über den Ozean und die Brandung konnte ihr Zerstörungswerk vollenden.

Mehr Haushaltsunterricht!

Von

Arnold Sachse

Ueber die Notwendigkeit der Einführung des Haushaltsunterrichts in den Bildungsgang der weiblichen Jugend ist schon viel geredet und geschrieben worden. Solange aber der Haushaltsunterricht noch so vereinzelt unter den Bildungsgelegenheiten dasteht, wie leider heute noch immer in Deutschland, ist eben noch nicht genug darüber verhandelt worden. Wenn auch alle Kreise, die sich mit Volksgesundheit und Volkswirtschaft beschäftigen, von jener Notwendigkeit durchdrungen sind, so gilt es doch, immer von neuem die breiten Schichten des Volkes darüber aufzuklären, welche soziale Bedeutung dieser noch kaum dreißig Jahre alte Unterrichtszweig besitzt und wie die seiner Einführung entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden werden können.

Lohnerhöhungen allein helfen dem deutschen Arbeiter nicht zu einer besseren Lebenshaltung. Wichtiger ist noch die Erziehung der Arbeiterfrauen zu einer sparsamen und gesunden Haushaltsführung. Die Arbeiterfrau muß es lernen, auch wenn die Einnahmen nicht erhöht und die Ausgaben in ihrer absoluten Höhe nicht verringert werden können, durch bessere, zweckmäßigere Anlegung der Ausgaben das Wohlbefinden der Familie zu steigern. Es ist anerkannt, wie sehr es den Arbeiterfrauen an der Befähigung dazu noch mangelt. Sehr viele Frauen können ihrem Manne kein behagliches Heim schaffen, weil sie die Speisen nicht schmackhaft zuzubereiten, mit den gewährten Mitteln nicht auszukommen, die Wäsche und das ganze Hauswesen nicht richtig zu besorgen verstehen. Wenn der Mann aushäusig ist und dem Alkoholgenuß huldigt, so haben allerdings auch ungünstige Wohnungsverhältnisse daran schuld. Das schlimmste dabei ist, wenn mehreren Familien, wie das heute noch häufig auch in kleineren Orten der Fall ist, ein und dieselbe Feuerstelle gehört. An solchem Hemmnis muß auch das Können der tüchtigsten Hausfrau scheitern. Hier müssen andre Mittel angewendet werden, um das Uebel abzustellen. Im großen und ganzen aber muß es möglich sein, durch hauswirtschaftliche Erziehung der weiblichen Jugend zu helfen. Aber nur ein geringer Bruchteil der weiblichen Jugend in Deutschland genießt solche Erziehung. Darum muß die Losung sein: Mehr Haushaltsunterricht!

Digitized by Google

Es ist damit in den letzten Jahrzehnten sehr viel besser geworden. Das soll dankbar anerkannt werden. Verschiedene Wege sind versucht worden. Viele pädagogische Fragen über die beste Einrichtung des Unterrichts, die beste Ausbildung des Lehrpersonals sind noch offen. Aber es sind doch Erfahrungen gemacht worden, die Richtlinien angeben für die künftige Entwicklung. Davon soll hier gesprochen werden.

Die erste Frage ist, wie soll man an die Bevölkerungskreise herankommen, die der Hilfe am meisten bedürfen? Da hat es sich denn gezeigt, daß es auf dem Wege der Freiwilligkeit nicht geht. Das haben die edelmütigen Frauen erfahren, welche junge Arbeitsmädchen, Ladnerinnen und andre Arbeiterinnen eingeladen haben, zu ihnen zu kommen, um Unterricht im Kochen und in Hausarbeit zu erhalten. Sie haben wenig Zuspruch erfahren, und die zuerst erschienenen Mädchen sind zum großen Teil wieder fortgeblieben. Sobald die Mädchen aus der Schule entlassen sind, sollen sie mitverdienen. Es ist keine Zeit dazu da, um noch etwas außerhalb des brotbringenden Berufes zu lernen. Vielfach sind es die Arbeitgeber, welche sich weigern, den jungen Mädchen die erforderliche Freizeit zu gewähren. Es muß aber auch rühmend hervorgehoben werden, daß es heute bereits Fabrikherren im Osten wie im Westen gibt, die ihren Fabrikarbeiterinnen Haushaltsunterricht in musterhaft eingerichteten Küchen, Wasch- und Plättstuben erteilen lassen und einen wohltätigen Zwang zur Benutzung dieser Einrichtungen ausüben. Die Preußische Bergverwaltung nimmt hier eine führende Stellung ein. Aber wenn auch die Gelegenheit geboten wird, hält die jungen Mädchen häufig die natürliche Trägheit, der Mangel an Einsicht, Vergnügungssucht und Leichtsinn von ihrer Benutzung zurück. Die Erfahrungen, welche früher mit der Einrichtung freiwilligen Haushaltsunterrichts für schulentlassene Mädchen gemacht worden sind, waren im allgemeinen betrüblich. Es ist neuerdings damit besser geworden. Vielerorten ist das als ein Verdienst der Wanderhaushaltsschulen anzusprechen. Freilich wenden sich diese Schulen an die besseren bürgerlichen und die Handwerkerkreise. Aber deren Beteiligung hat doch auch auf weitere Kreise beispielgebend gewirkt. Ihre Einführung hat zuerst im Kreise Dillenburg im Jahre 1891 stattgefunden und ist dem damaligen Landrat Fromme zu verdanken. Der Landrat Schepp in Siegen folgte nach und gab eine Broschüre heraus, die den Gedanken in weitere Kreise trug. Jahrzehnte hat es gedauert, bis sich der Staat der Sache annahm. Heute aber ist sie im Schwange, und allein in Preußen sind annähernd hundert Wanderhaushaltsschulen eingerichtet. Die Kreise haben Lehrerinnen angestellt, die mit dem gesamten Küchengerät von einem größeren Ort zum andern wandern und an jedem in sechs bis acht Wochen die jungen Mädchen der Gegend, welche sich melden, in der Haushaltsführung unterrichten. Die so ausgebildeten Mädchen sind die besten Werberinnen für neue Schülerinnen. Aber einmal sind diese Kurse noch lange nicht in allen Kreisen eingeführt, dann sind sie nur von kurzer Dauer, und sie erfassen nur die einsichtigeren Bevölkerungskreise. Sie helfen wohl, aber sie lösen die große soziale Aufgabe nicht.

Digitized by Google

Wenn denn auf dem Wege der Freiwilligkeit nicht weiterzukommen ist, so muß der wohltätige Zwang angewendet werden, der in der Form der Volksschulpflicht und der Wehrpflicht dem deutschen Volke zu unendlichem Segen gereicht ist. Die Volksschulpflicht schließt aber im allgemeinen mit dem vollendeten vierzehnten Lebensjahre, die Wehrpflicht beginnt mit dem achtzehnten Lebensjahre. Dazwischen klafft eine Lücke, die sicherlich einmal durch die allgemeine Fortbildungsschulpflicht ausgefüllt wird. Wir sind von diesem Ziele noch weit entfernt, wenn auch in neuerer Zeit erfreuliche Fortschritte dahin gemacht sind. Zu der Zeit aber, als man sich darüber schlüssig werden mußte, ob man auf den hauswirtschaftlichen Unterricht der großen Masse der weiblichen Bevölkerung verzichten oder ihr diese Wohltat angedeihen lassen wollte, da war man von der weiblichen Pflichtfortbildungsschule so weit entfernt, daß man sie für ein positives Schaffen überhaupt nicht in Betracht ziehen konnte. Und so war es natürlich, daß man die Volksschule dem Haushaltsunterricht dienstbar zu machen suchte. Es gelang auch rasch genug, die Unterrichtsverwaltung von dem Nutzen des neuen Unterrichtszweiges zu überzeugen. Zunächst wurde er als freiwilliges Fach, aber doch mit einem gelinden Druck eingeführt, indem die Mädchen, welche sich nicht am Haushaltsunterricht beteiligen wollten, derweilen an andern Kursen teilnehmen mußten. Der neue Unterricht aber fesselte die Mädchen so sehr, daß sie es vorzogen, ihn zu besuchen. Deren Mütter verspürten bald den praktischen Nutzen des Unterrichts in der Hilfe ihrer Töchter im Haushalt, und da sie sie während der Schulzeit doch entbehren mußten, so war es ihnen willkommen, wenn sie eine Ausbildung für den Hausfrauenberuf in der Schule mit erhielten. Wo auch der Haushaltsunterricht eingeführt ist, nirgends ist er auf Widerstand gestoßen. So konnte die preußische Unterrichtsverwaltung unbedenklich dazu übergehen, den Haushaltsunterricht da, wo er eingeführt ist, für ein Pflichtfach der Volksschule zu erklären. Da, wo die Einführung erreicht ist, kann kein Mädchen mehr der Pflicht, etwas vom Haushalt zu lernen, entzogen werden. Das Problem, auch diejenigen Bevölkerungsschichten heranzuziehen, welche sich freiwillig nicht dazu verstehen würden, ist theoretisch gelöst. Aber die Durchführung unterliegt sehr großen Schwierigkeiten, die nicht allein, wenn auch in der Hauptsache, finanzieller Natur sind. Und es tritt die Frage auf, ob denn die in der Volksschule gewährte Ausbildung ausreichend ist.

Mit der letzteren Frage wollen wir uns zuerst beschäftigen. Jetzt werden die Mädchen in der Volksschule da, wo der Haushaltsunterricht eingeführt ist, in der Regel nur während ihres letzten Schuljahres in je vier Stunden wöchentlich im Haushalt unterrichtet. Mehr läßt sich auch schwerlich erreichen. Denn früher sind die Mädchen weder körperlich kräftig noch geistig weit genug vorgeschritten, um mit Erfolg Haushaltsunterricht zu erhalten. Auch können dem Haushaltsunterricht in Rücksicht auf die zahlreichen andern Fächer, die um der gleichmäßigen körperlichen und geistigen Ausbildung der Mädchen willen nicht vernachlässigt werden dürfen, schwerlich mehr Wochenstunden eingeräumt werden.

Digitized by Google

Es kann also in der Volksschule nur ein Anfang gemacht werden. Aber wenn man auch anfänglich den Volksschulunterricht im Haushalt nur als einen Notbehelf angesehen hat, weil man anders an die bedürftigsten Volksschichten nicht herankommen konnte, so hat man sich doch davon überzeugt, daß die Mädchen des letzten Schuljahres sehr wohl mit Nutzen diesen Unterricht genießen können. Und man möchte ihn schwerlich heutzutage missen da, wo er einmal eingeführt ist, weder seitens der Eltern, noch seitens der Schulmädchen, noch seitens des Lehrpersonals. Das Schulmädchen lernt Lust und Liebe zur Haushaltsführung. Die im Schulunterricht empfangenen Lehren sind ein Samen, der häufig erst aufgeht, wenn das Mädchen selbst eine Familie gründet. Für die Mädchen aber, welche in irgendeine dienende Stelle in einer Familie nach dem Schulbesuch eintreten, ist es eine wertvolle Empfehlung und Hilfe. Der Haushaltsunterricht in der Volksschule sollte auch dann nicht aufgegeben werden, wenn es gelungen ist, ihn im Fortbildungsschulalter als Pflichtfach für die Mädchen einzuführen. Daran dürfte überhaupt nur dann gedacht werden, wenn sich die Fortbildungspflicht auf alle Mädchen erstreckte. Aber die Erreichung dieses Zieles liegt noch in weiter Ferne. Wir können es daher nicht gelten lassen, wenn Gemeinden sich der sozialen Pflicht der Einführung des Haushaltsunterrichts in der Volksschule damit entziehen wollen, daß sie behaupten, es vorzuziehen, diesen Unterricht in der weiblichen Fortbildungsschule einzuführen. Die Reichsgewerbeordnung gibt nur die Möglichkeit, zwingt aber noch nicht zur Einführung weiblicher Fortbildungsschulen. Auch die Einführung des Fortbildungsunterrichts für die männliche Jugend ist in weitem Umfange noch in das Belieben der Gemeinde gestellt, und mit der Einführung der weiblichen Pflichtfortbildungsschule ist in Preußen erst ein schwacher Anfang gemacht. Auf dem seit 1900 eröffneten Gebiete der ortsstatutarischen Regelung der Fortbildungsschulpflicht für weibliche Handlungsgehilfen und -lehrlinge ist man bereits weiter gekommen. Es ist hocherfreulich, daß sich der preußische Handelsminister in dem Streite über die Einführung von Haushaltsunterricht in den Lehrplan der kaufmännischen und gewerblichen Pflichtfortbildungsschulen unumwunden auf den Standpunkt derer gestellt hat, welche die Ausbildung für den doppelten Beruf im Geschäft und in der Familie verlangten. Er hat 1913 angeordnet, daß der Haushaltsunterricht bei Errichtung solcher Anstalten als verbindliches Fach aufzunehmen ist. In ähnlicher erfreulicher Weise ist der bayrische Kultusminister bei der im Jahre 1913 erfolgten Reform des Fortbildungsschulwesens vorgegangen. Die süddeutschen Staaten und das Königreich Sachsen besitzen schon lange die Pflichtfortbildungsschule für Knaben und in gewissem Umfange auch für Mädchen. Nach den neuen Verordnungen erstreckt sich in Bayern die Schulpflicht für Knaben und Mädchen auf zehn Jahre, vom vollendeten sechsten Jahr ab, davon sind die drei letzten Schuljahre der Fortbildungsschulpflicht gewidmet. Diese kann entweder in der Volksfortbildungsschule, welche mindestens 140 Unterrichtsstunden im Schuljahr umfaßt, oder in der Berufsfortbildungsschule, welche mindestens 240 solcher Stunden umfaßt, erledigt werden. Nun kann die Zahl der Unterrichtsstunden

Digitized by Google

in einer Berufsfortbildungsschule für Mädchen in Gemeinden, in denen für Mädchen die Pflicht zum Besuch einer besonderen Schulabteilung mit Haushaltsunterricht für das achte Schuljahr eingeführt ist, auf 100 herabgemindert werden. Es wird also gewissermaßen eine Prämie auf die Einrichtung von Haushaltsunterricht in der Volksschule gesetzt.

Nach alledem scheint es richtig, zunächst unverrückt das Ziel im Auge zu behalten: in allen Volksschulen, in denen es möglich ist, den Haushaltsunterricht einzuführen. Aber wo sind die Grenzen der Möglichkeit? Der Haushaltsunterricht erfordert erhebliche Aufwendungen. Sie sind sächlicher und persönlicher Art. Die sachlichen sind nicht erledigt mit der Beschaffung eines Küchenraumes, einer Speisekammer und der zugehörigen Ausstattung, wie Herden, Möbeln und Geschirr, sondern es kommen die laufenden Kosten für die Beschaffung des Speisenmaterials hinzu. Diese Kosten richten sich nach den Preisverhältnissen des Ortes. In einer kleinen Stadt des Westens werden auf das Kind und die Tagesmahlzeit 17 Pfennig, in einer wirtschaftlichen Frauenschule in der Nähe 19 Pfennig gerechnet. Das macht für 16 Mädchen, die gemeinsam einmal in der Woche unterrichtet werden (diese Zahl 16 hat sich in Erfahrung als die richtige Höchstzahl für gemeinsamen Unterricht erwiesen), bei 40 Schulkursen im Jahre eine Ausgabe von 108.80 Mark oder 121,60 Mark, und für die jeden Tag mit 16 Mädchen besetzten Schulkurse 652,80 Mark oder 729,60 Mark. 16 Mädchen im letzten Schuljahr entsprechen einer Bevölkerung von etwa 1800 Seelen. Die persönlichen Kosten bestehen im Gehalt der Haushaltslehrerinnen, von denen man eine auf 96 Mädchen des ersten Schuljahrs rechnen muß.

Die Haushaltslehrerinnen gelten in Preußen als technische Lehrerinnen und werden dementsprechend besoldet. Es versteht sich von selbst, daß jede Gemeinde wünscht, daß die in ihr angestellten Lehrkräfte voll beschäftigt sind. Wenn nun eine Haushaltslehrerin nicht 6 Kurse zu 16 Mädchen gerechnet, d. h. an jedem Tag einen, zu versorgen hat, sondern nur wenige Mädchen vorhanden sind, so muß darauf Bedacht genommen werden, sie neben dem Haushaltsunterricht mit anderm Unterricht zu beschäftigen. Sie muß also für andern Unterricht ausgebildet sein. Herkömmlich haben sich die Haushaltslehrerinnen, um eben vielseitiger verwendbar zu sein und darum leichter Anstellung zu finden, noch in andern technischen Fächern, im Turnen und in der Handarbeit oder in einem dieser Fächer ausbilden lassen. Der Gründlichkeit der Ausbildung schadet die Vielseitigkeit in der Regel. Es kann nicht als Vorzug angesehen werden, wenn eine Lehrerin eine drei- oder vierjährige Ausbildungszeit zum Zwecke der Erreichung einer möglichst vielseitigen Ausbildung in ziemlich heterogenen Fächern verwandt hat. An sich hat das Turnen mit der Hauswirtschaft nichts zu tun, und es kann ein Mädchen ausgezeichnet tüchtig in der Haushaltung sein, ohne die Fähigkeit oder die Kraft zum Turnen zu besitzen. Ueberhaupt lehnt sich der hauswirtschaftliche Unterricht mehr den wissenschaftlichen Fächern als den übrigen technischen an. Die Hauswirtschaftslehrerin muß in Physik und Chemie gründlich

Digitized by Google

beschlagen sein, muß auch eine gewisse rechnerische Gewandtheit besitzen. Sie braucht eine besondere Kraft zu disponieren. Es ist gewissermaßen ein Verwaltungsfach neben dem Lehrfach, das sie beherrschen muß. In der Mitteilung dieser besonderen Fähigkeiten und Kräfte liegen erziehliche Momente von nicht minderer Bedeutung als bei der wissenschaftlichen Lehrerin.

Die Frage erscheint wohl der Erwägung wert, ob man nicht einen falschen Weg eingeschlagen hat, als man die Haushaltslehrerin als technische Lehrerin eingereiht hat, ob es nicht richtiger wäre, den Haushaltsunterricht mit dem Fache der wissenschaftlichen Lehrerin zu verbinden. Wenn jetzt ein anderthalb bis zweijähriger Lehrgang für die Ausbildung der Haushaltslehrerin nötig ist, so wird diese Ausdehnung für die wissenschaftliche Lehrerin nicht erforderlich sein, denn die allgemeine pädagogische Ausbildung genießt diese bereits in der Lehrerinnenbildungsanstalt, und der ganze naturwissenschaftliche Unterricht in dieser Anstalt ließe sich sehr wohl so gestalten, daß er das praktische Ziel der zukünftigen Haushaltslehrerin verfolgt. Für die große Mehrzahl der Lehrerinnen, die später doch heiratet und dem Erwerbsberufe untreu wird, wird viel gewonnen, wenn auch die Lehrerinnenbildungsanstalt auf den zukünftigen Beruf der Hausfrau Rücksicht nimmt. Freilich läßt sich auch viel gegen diesen Vorschlag einwenden. Und ohne eine geringe Vermehrung der Ausbildungszeit, vielleicht von drei auf dreieinhalb Jahre bei der Volksschullehrerin, wird es nicht ausführbar sein. Aber die Verwendungsmöglichkeit der Lehrerin wird damit auf dem Lande und in der kleinen Stadt außerordentlich verbreitert und zwar auf echt weiblichem Gebiet. Jetzt ist die Ausbildungsweise der Haushaltslehrerin in vieler Beziehung unbefriedigend, namentlich unterliegt die Ausbildung an den Frauenschulen schweren Bedenken, die hier aber nicht weiter erörtert werden sollen. Ebenso unterliegt die jetzt erlaubte Verbindung der drei Prüfungen der Haushaltslehrerin, der Handarbeits- und Turnlehrerin solchen Bedenken. Sehr beachtenswert erscheint der Weg, den man zur Einführung des Haushaltsunterrichts kürzlich in Oesterreich eingeschlagen hat. Dort, wo es wegen der Anschauungen innerhalb der katholischen Kirche sehr viel mehr Lehrerinnen gibt als bei uns in Preußen, ist der Boden für die Einrichtung des Haushaltsunterrichts besser vorbereitet als bei uns. Auch auf dem Lande sind in den Mädchenmittelschulen und vielfach auch in den Unterklassen Lehrerinnen angestellt, darum konnte der österreichische Kultusminister 1912 mit der Einführung des Koch- und Haushaltsunterrichts an den allgemeinen Volks- und Bürgerschulen vorgehen. Er verordnete: der Koch- und Haushaltsunterricht kann an allen jenen öffentlichen Mädchenschulen als unobligater Unterrichtsgegenstand eingeführt werden, hinsichtlich deren die Errichtung und dauernde Erhaltung der Schulküche, sowie die Remunerierung der mit dem Unterricht zu betrauenden Lehrerin und die Versehung mit dem nötigen Rohmaterial für das Kochen seitens der lokalen Faktoren (Land, Bezirk, Gemeinde, Vereine, Elternvereine oder Private) sichergestellt erscheint. Er verordnete weiter, daß dieser Unterricht in der Regel von der Klassenlehrerin erteilt werden solle, weil diese Gelegenheit habe, beim Klassenunterricht

Digitized by Google

in einzelnen Gegenständen, namentlich im Rechnen, in der Naturgeschichte und der Naturlehre, den praktischen Unterricht durch theoretische Unterweisungen zu ergänzen und darauf Bezug zu nehmen. Ausnahmsweise könne dieser Unterricht andern Lehrerinnen, darunter auch den Handarbeitslehrerinnen, anvertraut werden, wenn lokale Verhältnisse eine andre Anordnung nicht gestatten. Weiter wurden staatliche Ausbildungskurse für Lehrerinnen, welche an den allgemeinen Volks- und Bürgerschulen mit dem Koch- und Haushaltsunterricht betraut werden sollten, eingerichtet. Zweifelsohne wird es nicht möglich sein, in diesen Kursen völlig ausgebildete Haushaltslehrerinnen zu erziehen. Aber so wenig es möglich ist, den Handarbeitsunterricht auf dem Lande überall durch völlig ausgebildete Lehrerinnen erteilen zu lassen, so wird dies auch für den Haushaltsunterricht wenigstens zuerst nicht möglich sein, und doch wird man es, wie in Preußen bei Handarbeitsunterricht, nicht für unnützlich halten, dann auch mit geringerwertigen Lehrkräften den Anfang zu machen. Wie es später in Oesterreich gemacht werden soll, ob man etwa damit umgeht, die wissenschaftlichen Lehrerinnen auch im Haushaltsunterricht auszubilden, ist uns nicht bekannt, ebensowenig, in welchem Umfange nun in Oesterreich der Haushaltsunterricht eingeführt ist.

In Preußen müßte, ebenso wie es in Oesterreich geschehen ist, wenigstens für die erste Einrichtung der Schulküchen staatliche Beihilfe in Aussicht gestellt werden, um die Gemeinden aufzumuntern, mit der Einführung des Haushaltsunterrichts in den Volksschulen vorzugehen. Das Ziel ist kaum von geringerer sozialer Bedeutung als das der Pflege der Leibesübungen, auf die auch aus Jugendpflegefonds bedeutende staatliche Mittel zur Verfügung gestellt werden. Die Gemeinden würden williger sein, wenn der Staat ihnen zur Einrichtung der Schulküchen dieselbe Summe zur Verfügung stellte, die sie selbst aufwenden wollen. Dann wird es gelingen, den Haushaltsunterricht an sehr vielen Orten einzuführen, an denen persönliche oder räumliche Schwierigkeiten schon jetzt kein unbedingtes Hindernis sind. Eine Statistik über die Verbreitung des Haushaltsunterrichts in den Volksschulen scheint es noch nicht zu geben. Sie würde aber zeigen, daß dieser Unterricht erst an sehr wenigen Orten eingeführt ist und an zahlreichen Orten fehlt, an denen er nicht nur wegen der Zusammensetzung der Bevölkerung ein dringendes Bedürfnis wäre, sondern auch bei besserer Kenntnis von seiner Nützlichkeit und von den Vorbedingungen seiner Einrichtung seitens der maßgebenden Instanzen sehr wohl ins Leben gerufen werden könnte. Während in den Städten sich geeignete Räumlichkeiten in Häusern, die im Eigentum der Gemeinde stehen, meist herrichten lassen, ist die Raumfrage auf dem Lande, ganz abgesehen von den finanziellen Schwierigkeiten, oft ein unüberwindliches Hemmnis. Es sollte kein größeres Volksschulhaus mehr gebaut werden, in dem nicht im Erdgeschoß Räume für eine Schulküche vorgesehen würden, auch wenn es nicht sogleich möglich ist, den Haushaltsunterricht einzurichten. Die Zeit wird hoffentlich nicht mehr fern sein, wo man diesen Unterricht als einen unentbehrlichen Zweig der Erziehung des weiblichen Geschlechts ansehen wird. Mag man jetzt hier seine Einführung in den Volksschulunterricht, dort in

Digitized by Google

die Fortbildungsschule erstreben, das Ziel muß sein, mehr Haushaltsunterricht einzuführen und für die Zukunft in der Volksschule den einführenden, in der Fortbildungsschule den abschließenden Haushaltsunterricht zu erteilen.

Der Winter als Feind aller Armeen, welche auf ihn nicht genügend vorbereitet sind

„Man könnte auch eine Taktik der Jahreszeiten schreiben, so gut wie eine solche der Waffen, Terrains (Gebirgskrieg usw.)," bemerkte der bekannte General v. Schlichting vor etwa dreißig Jahren. Der Ausspruch bezieht sich auf die kurze Tageszeit, in welcher einschließlich der Dämmerung nur zehn Stunden Tageslicht zur Verfügung stehen, während es im Hochsommer zwanzig Stunden sind. Hierzu kommt die Verringerung der Marschgeschwindigkeit durch Schneefall und die verschlechterten Wege. Bewegung außerhalb gebahnter Straßen wird gelegentlich unmöglich, ist sogar für den einzelnen Reiter in den gefrorenen Sturzäckern und Kartoffelfurchen sehr schwierig. Die Wege werden äußerst glatt; Artillerie, Fahrzeuge müssen in unebenem Gelände von Menschenhänden die Berge hinaufgezogen werden. Die Pferde ohne Eisnägel und Stollen stürzen bei der Glätte, und manche erheben sich nicht wieder. Kalter, entgegenkommender Wind erschwert das Vorwärtskommen. Die Notwendigkeit, die Truppen nachts unter Dach zu bringen, bedingt verlängerte Märsche nach Abschluß der Tagesleistung und nochmalige bei deren Beginn, erhöht also die Anstrengung. „Die schnellen Vereinigungen aus großer Entfernung sind im Winter ausgeschlossen. Man muß mit dem Trennen der Heeresmassen vorsichtiger sein, sie enger zusammenhalten, eine Rücksicht, welcher die Notwendigkeit der Unterbringung entgegensteht." („Volk in Waffen" von Freiherr von der Goltz.) Die Einflüsse des Winters machen sich auch im Gefecht geltend. Der späte Aufbruch des Angreifers, die Marschverlangsamung durch winterliche Beschaffenheit der Anmarschwege, die Schwierigkeit und Verzögerung der Bewegung durch den Boden im Entwicklungsraum, der „schleppende" Gang im Angriff, die Kürze der Zeit für einen solchen — das alles stärkt den Verteidiger. „Schlechte Truppen dürfen es eher wagen, die guten stehenden Fußes zu erwarten, um sich mit ihnen zu messen." Die früh einsetzende Dunkelheit hindert den Angreifer an der vollen Durchführung seiner Gefechtsabsicht und ebenso an der Ausnutzung des Erreichten durch energische Verfolgung. Nachtgefechte werden häufig. Der Verteidiger sucht wiederzubekommen, was am Tage ihm genommen ward, der Angreifer sucht in der langen Dunkelheit zu gewinnen, was am Tage ihm versagt blieb. Auch der Erwärmung wegen wird man nachts unternehmender. Auch alle Arbeiten im gefrorenen Boden sind erschwert. Das bezieht sich auf fortifikatorische Anlagen und auf alle Arbeiten im Etappengebiete (Telegraphenanlage usw.).

Digitized by Google

In weiser Erkenntnis dieser Verhältnisse empfahl der heutige Generalgouverneur von Belgien schon vor Jahrzehnten „warme, in der Armee sonst nicht gebräuchliche Winterkleidung, Material für Barackenbau, Lager von Doppelzelten usw. in Masse bereitzuhalten. Sie müssen auf den Etappenlinien dem Heere nachgeführt werden, um für den Notfall verfügbar zu sein". Wer sich für diese Verhältnisse interessiert, möge die Geschichte des Feldzuges in Rußland von 1812 studieren. Er wird erkennen, in welchem Grade der Winter die Operationen der Armeen erschwert.

Aber nicht nur die Tätigkeit der Gesamtheit wird durch die kalte Jahreszeit beeinflußt, sondern auch der einzelne Soldat kann in die Lage kommen, recht erheblich unter ihren Einwirkungen zu leiden. Solchen ungünstigen Einflüssen kann auf verschiedene Art entgegengewirkt werden. Bekanntlich leidet der Mensch bei leerem Magen schon in normalen Verhältnissen leicht unter Frostgefühl. Gute Ernährung also ist bei Kälte ein Vorbeugungsmittel. Deshalb ißt der Nordländer mehr als der Südländer. Für den Soldaten im Felde ist ausreichende Kost eine gerade bei Kälte höchst wichtige Sache. Wärmende Getränke, auch solche mit Alkoholzusatz, sind empfehlenswert. Selbst der Antialkoholiker wird von seinen Abstinenzforderungen vielleicht unter dem Gesichtspunkt abgehen, daß der Alkoholgenuß im Winter unter gewissen Umständen und in mäßiger Menge das kleinere Uebel ist. Eine andre Art, sich gegen Kälte zu wehren, gewährt die wärmende Bekleidung durch Unterzeug. Deshalb ist der bequeme, nicht knappe Sitz der Felduniform eine Notwendigkeit. Wollene oder baumwollene (Lahmann) Hemden, Unterjacken, Unterbeinkleider, Strümpfe, Puls- und Kniewärmer gehören dazu. Wessen Haut nur Leinen verträgt, mag die wollene Unterjacke, das wollene Hemd über dem leinenen tragen. Es wirkt dann nicht durch Reibung, nützt aber auch. Sehr wichtig ist ein warmer Fuß. Zu einem solchen verhilft das Einschlagen in Löschpapier oder weiche Zeitungen. Auch hier ist der Bewegung wegen ein weiter Stiefel erforderlich. Er gestattet auch die Einlage einer Filz- oder Strohsohle. Auch das Auflegen einer Gummisohle tut gute Dienste. Der Reiter wickelt den Steigbügel in Stroh oder legt eine Filzsohle in den Bügel. Neuerdings werden Fußschutzkappen beim Berittenen verwendet. Schließlich sind warme Handschuhe, Ohrenklappen, Baschliks, Kapuzen sehr nötig.

Namentlich denjenigen Kreisen der Bevölkerung, welche bemittelt sind, bei einem unglücklichen Kriege am meisten zu verlieren haben und wenige oder keine Familienangehörigen im Felde besitzen, erwächst die Möglichkeit und die Aufgabe, ihren Pflichten gegen die Gesamtheit dadurch zu genügen, daß sie in erhöhtem Grade sog. Liebesgaben in Gestalt von erwärmenden Gegenständen oder die Mittel zur Anschaffung solcher bereitstellen. Man glaube ja nicht, daß ihrer nur die Truppen in Rußland benötigen! Wir Alten, die wir vor vierundvierzig Jahren in Frankreich waren, wissen, daß es auch dort höllisch kalt sein kann. Erschwerend kommt hinzu, daß gerade in Frankreich das landesübliche Kaminfeuer auch dann nur spärliche Gelegenheit, sich zu erwärmen, bietet, wenn man ein Wohnhaus zur Unterbringung zur Verfügung hat.

Digitized by Google

Die Rumänen in der europäischen Völkergemeinschaft[1]

Von

Demeter A. Sturdza, kgl. rumänischer Ministerpräsident (†)

Die Rumänen (in ihrer Sprache Românі, von Fremden Walachen genannt) bilden einen bedeutenden, im Gebirgsstock der Karpathen und am unteren Donautal wohnenden, bis tief in die Balkanhalbinsel am Pindus und Nordgriechenland reichenden romanischen Volksstamm, der seinen römischen Ursprung unzweifelhaft durch Sprache, Typus, Charaktereigenschaften, Gewohnheiten sowie Sage aufweist.

Gibbon sagt, daß die Rumänen mit Recht von den römischen Kolonisten Trajans sich abgestammt wähnen und von den sie umgebenden Völkern abgesondert leben, und Ranke bekräftigt, daß „die Rumänen die Nachkommen der Menschen sind, welche Trajan aus allen Ländern der römischen Herrschaft nach Dazien verpflanzte".

Der 11 000 000 Seelen zählende rumänische Volksstamm verteilt sich folgendermaßen: 6 100 000 in Rumänien, 2 870 000 in Oesterreich-Ungarn, 1 000 000 in Bessarabien, 800 000 in Mazedonien, Epirus und Albanien, 150 000 in Serbien, 50 000 in Bulgarien und 30 000 in Nordgriechenland.

Die Rumänen bilden den letzten gegen Osten vorgeschobenen Posten der westeuropäischen Völker.

Zieht man vom Nordkap nach Triest eine Europa in zwei Teile scheidende Linie, so umfaßt die westliche Hälfte die germanisch-romanischen Völker und die mit denselben durch Geschichte und Existenznotwendigkeiten verbundenen Griechen, Ungarn, Letten, Finnen, Albanesen und Türken, während die östliche Hälfte von den slawischen Völkern eingenommen wird, deren Führerschaft Rußland beansprucht.

Die Völker der westlichen Hälfte bilden einen die allgemein menschliche Kultur tragenden Kern von 188 Millionen ziemlich gleichzähligen Germanen (94 Millionen) und Romanen (91 Millionen), welche über die erwähnte Nordkap—Triestlinie nach Osten drei mächtige Arme, die Slawen vom Mittelländischen Meere und der Ostsee abwehrend, aussenden, und zwar — einen nördlichen Arm (17½ Millionen) gebildet von Skandinaviern, Finnen und Letten — einen südlichen Arm (10⅓ Millionen), gebildet von Griechen, Albanesen, Mazedorumänen und Türken — und einen mittleren (18¾ Millionen), gebildet durch Rumänen (10¼ Millionen), Ungarn (6½ Millionen) und Deutsche (2 Millionen).

[1] Anmerkung der Redaktion. Den vorstehenden Artikel hatte der leider kürzlich verstorbene Verfasser uns wenige Tage vor seinem Ableben zugehen lassen. Wir werden zum Andenken an diesen hervorragenden Staatsmann noch weitere Veröffentlichungen in der „Deutschen Revue" veranstalten.

Digitized by Google

Die slawischen Völker der östlichen Hälfte zerfallen in zwei Gruppen, die nördliche (87¾ Millionen), durch Polen und Tschechen keilförmig in die germanisch-romanische Welt eindringend, und die südliche (10 Millionen), welche durch die kräftige Gruppe der Rumänen, Ungarn und Deutschen von der russischen Umwerbung getrennt und immer mehr für die westeuropäische Kultur gewonnen wird.

In der mittleren Gruppe der Kulturvölker gewinnt das rumänische Element durch seine kompakte Aufstellung im Königreich Rumänien und durch sein Vorschieben bis ans Schwarze Meer die erhöhte Bedeutung einer Hauptwehr gegen das russisch-slawische Drängen nach Süden. Rußland ist nach Niedergang des Türkentums in Europa nicht sowohl durch seine Bevölkerungsmasse und die Gesamtzahl der Slawen (234½ Millionen Westeuropäer gegenüber 97¾ Millionen Slawen) gefährlich geworden, als durch den Druck dieser Masse auf den südöstlichen Teil Europas, den Karpathen und Balkanländern, die es seiner Machtsphäre einverleiben will, weil sie, allerseits von der Aktion der die außerrussischen Slawen kunstvoll und beständig bearbeitenden russischen Diplomatie umgeben, für widerstandsunfähig gehalten werden. Ein weiterer Umstand zwingt die Russen, ihre Bewegung nach dem östlichen Becken des Mittelmeeres zu verlegen, nämlich die Unmöglichkeit, die enggeschlossene Phalanx der Deutschen an der Oder, der Elbe und den nördlichen Karpathen zu durchbrechen.

So bilden die Rumänen den stählernen Riegel, der den Russen das Tor nach Konstantinopel verschließt, und so nimmt das Königreich Rumänien eine wichtige Stellung in der gegenwärtigen europäischen Staatenbildung ein, die am klarsten hervortritt, wenn man sich das russische Vordringen nach Süd und West, durch ein slawisiertes oder russifiziertes Rumänien befördert, denken würde.

Zur größeren Veranschaulichung diene folgende Tabelle:

Westeuropäische Völker											Slawen	
Zentralgruppe			Skandinavische Gruppe		Donaugruppe			Balkangruppe			Nord	Süd
188 Mill.			17½ Mill.		18¾ Mill.			10½ Mill.			87¾ Mill.	10 Mill.
Romanen	Germanen	Verschiedene	Skandinavier	Finnen, Litauer, Letten	Rumänen	Ungarn	Deutsche	Türken	Griechen	Rumänen, Albanesen	Russen, Polen, Tschechen	Bulgaren, Serben, Kroaten
91	94	3	9	3½	10¼	6½	2	4¾	3	2½		
234⅓ Millionen (70%)											97¾ Mill. (30%)	
57%			5%		5%			3%			27%	3%

Digitized by Google

Die Rumänen haben am Ende des neunzehnten Jahrhunderts dieselbe Bedeutung wie die im Jahre 104 in Dazien eingeführten römischen Kolonisten, die nach Ranke „historisch deshalb von großer Wichtigkeit wurden, weil sie den halbnomadischen Bewegungen in den Regionen jenseits der Donau eine feste Grenze entgegensetzen".

Dieser wichtigen historischen Stellung wegen ist dieser Volksstamm von jeher stark angefeindet und gerade seine Eigenheit von den Slawen in Frage gestellt worden.

Die rasche Entwicklung der Rumänen wäre unmöglich gewesen, wenn eine Rassenverschiedenheit dieselben von den Kulturvölkern des Westens getrennt hätte. Diese Rassenverschiedenheit ist es aber, welche mit der geographischen Stellung den Rumänen eine über ihre Zahl wachsende Bedeutung in der europäischen Welt einräumen.

Bukarest 1893.

Frankreich und Italien in Afrika

Vor dem gegenwärtigen Kriege war in der Presse, und zwar nicht nur in der deutschen, die Rede davon, wie in einem Kriege Dreibund gegen Zweibund oder Dreiverband Italien sich gegen Frankreich betätigen werde. Man war zu der Vermutung gekommen, daß Italien nicht in Europa, in den Alpen zwischen Riviera und Montblanc sich an den französischen Befestigungen verbluten, auch nicht durch das verbündete Oesterreich (Tirol) Armeekorps nach dem Oberrhein entsenden, sondern daß es, unter Sicherung der Apenninenhalbinsel selbst, vom neu erworbenen Tripolis aus gegen die afrikanischen Besitzungen Frankreichs vorgehen werde. Daher werde die Seeherrschaft auf dem Mittelmeer noch wichtiger. Mit einem großangelegten Einbruch in Algier und weiter in westlicher Richtung bis Marokko werde das XIX. französische Korps in Nordafrika festgelegt und würde auch die braune Armee gehindert, auf den europäischen Schauplatz überzutreten. Damit werde Deutschland wirksam entlastet. Ob die Franzosen solchem Verhalten Italiens gegenüber an dem geflügelten Wort: das Haus (Frankreich) stehe ihnen näher als der Garten (Marokko) festhalten und wirklich die oben bezeichneten Heeresteile nach Europa überführen würden, bliebe abzuwarten. Das ist tatsächlich ja nun anders gekommen. Mit diesen Kombinationen steht aber das Verhältnis Frankreichs zu Italien in Afrika im allgemeinen in gewisser Beziehung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf französischer Seite die Absicht vorliegt, Tripolis von Inner- (Zentral-) Afrika abzuschneiden. Ueber all den näherliegenden, spannenden Ereignissen der letzten drei Vierteljahre ist folgendes Ereignis in Europa nicht nach Bedeutung gewürdigt worden. Der Kommandant des französischen Tschadgebietes, der Oberst Largeau im Fort Lamy (100 Kilometer südlich des Tschadsees), welcher sich schon lange mit dem Gedanken beschäftigte, das Land Borku (etwa 600 Kilometer südlich der Südgrenze von Tripolis) einzunehmen, hatte Befehl seiner Regierung, im geeignet erscheinenden Augenblick zu handeln. Vom Besitz des Landes Borku erwartete man nämlich die Sicherung der französischen Gebiete im Norden, Westen und Zentrum Afrikas, und ferner, daß damit den Einfällen der Senussi in die französischen Länder am Tschadsee ein Ende gemacht werde. Seit Besetzung von Tripolis durch die Italiener erschien die Einnahme des Landes Borku der französischen Regierung auch als eine politische Notwendigkeit, die sich aus gewissen Abmachungen von 1899 ergab. Die Nachricht von der Niedermetzelung eines Detachements (Grammont) durch die Räuber von

Digitized by Google

Borku bestimmte den Obersten Largeau, vorzugehen, und am 27. November 1913 besetzte er mit seinen Senegalschützen die Landeshauptstadt Aïn-Galakka (nicht Galata, wie es damals in den Telegrammen hieß). Aïn heißt arabisch Quelle. Der Ort liegt unter dem 18. Grade nördlicher Länge und östlicher Breite, etwa 700 Kilometer nordöstlich des Zipfels von unserm Kamerun, der an den Tschadsee stößt. Eingeschlossen von den Italienern (Tripolis) im Norden und den Franzosen (Französisch-Kongo) im Süden, hatten die Senussi von Borku und Tibesti im April 1911 die türkische Flagge gehißt, während sie bis dahin die türkische Oberhoheit nicht anerkannten. Diese Senussi sind eine fanatische religiöse Sekte, die von den andern Völkerschaften verehrt wird, von denen sie Opfergaben erhält. Sie lebte früher in der Oase Kufra und hat sich aus der unfruchtbaren Lybischen Wüste in die fruchtbaren Gegenden von Borku gezogen, „in den Garten und Kornspeicher der Senussi". Es ist das ein ebenes Land, das sich am Fuße einer Felsenkette ausbreitet, durch welche es gegen die klimatischen Einflüsse der Lybischen Wüste geschützt wird. Weizen, Gerste, Datteln, Salz sind im Ueberfluß vorhanden. Von den saftigen Kräutern leben riesige Hammel- und Rinderherden. In Borku sammelten die Senussi ihre Sklavenherden aus dem südwestlich, nach dem Tschadsee zu, gelegenen Lande Kanem und bis vom Kongo her. Sie schützten die Karawanen, die sich unter ihre Obhut stellten und die von ihnen Zucker und die vom Norden stammenden Webereien gegen Federn, Elfenbein, Felle und oft auch gegen Sklaventransporte austauschten. In schlechten Jahren unternahmen sie Raubzüge nach Zentralafrika. Borku ist für diese kriegerische Genossenschaft so wichtig, daß die Franzosen auf ihr erneutes Vorgehen gefaßt sein müssen, weil sie ihnen jetzt die Lebensmittel entzogen haben, denn der Senussi Sprichwort heißt: „Kufra ist mein Herz, Borku mein Bauch."

Oberst Largeau hatte am 15. Oktober 1913 Mao (140 Kilometer nördlich des Tschadsees, die Orte sind sämtlich auf jedem leidlich guten Atlas zu finden) verlassen, am 27. November nachts die Senussi in Aïn-Galakka überrascht und nach blutigem Straßenkampf, in welchem 3 Offiziere, 15 Mann blieben, 1 Offizier 22 Mann verwundet wurden, mit Tagesanbruch besetzt. Mit welchen Schwierigkeiten die Nachrichtenübermittlung zu kämpfen hatte, geht daraus hervor, daß der Bote zur Bewältigung der 500 Kilometer bis Abeschr (südöstlich Galakka) dreizehn Tage gebraucht hatte, während die Weitergabe nach Paris durch Radiotelegramm am 10. Dezember erfolgen konnte. Der Oberst verfolgte die Flüchtlinge über Guro bis Tekro (Brunnen 300 Kilometer nördlich Galakka), von wo der Wüstenweg nach den Kufraoasen führt, und ließ bei seinem Rückmarsch Besatzungen zurück. Nunmehr — so triumphiert man — ist das französische afrikanische Reich geeinigt. Der schwierigste Teil (Tschad, Borku, Tibesti) ist „pazifiziert" und „die Sklavenhändler können sich nicht mehr mit Menschenfleisch auf Kosten der uns treu ergebenen Völkerschaften versorgen" — sagt „La France Militaire", „da auch die großen Sklavenmärkte in Bengasi (Cyrenaika) und Tripolis durch die Italiener geschlossen sind". Das Werk, das Italien im Norden, Frankreich im Süden unternommen haben, wirkt zusammen, und wie die italienischen Unternehmungen zur Besetzung der Cyrenaika einen Teil der Senussi nach Norden abgezogen haben, so erleichtert die Besetzung von Borku durch die Franzosen die Pazifikation des Südens von Tripolis, wo übrigens noch am 29. Juni ein Kampf zwischen den Senussi und der Kolonne des italienischen Generals Cantore — zu der ersteren Nachteil — stattgefunden hat. Den Italienern dürfte es nicht vorteilhaft sein, daß die Besetzung von Borku durch die Franzosen den alten Handelsweg vom Tschadsee über Oase Kauar nach Tripolis auf Tunis ablenken wird. Die von den Franzosen projektierte Saharabahn von Biskra nach dem Tschadsee (2400 Kilometer) am Ahaggargebirge vorbei, für welche Studien an Ort und Stelle bereits gemacht wurden, würde auch zu dieser Ablenkung beitragen. Italienischerseits soll die Kolonne des Obersten Pantone, welche im März 1914 von Misda in Tripolis auf Rhat (Ghat) sich in Bewegung gesetzt hat, offenbar für die alte Straße auf Tripolis wirken.

Obige Mitteilungen werden durch die Nachricht des „Matin" gestützt, daß Frankreich beabsichtige, für Zentralafrika eine selbständige Regierung einzurichten, welcher die

Digitized by Google

Länder Borku und Tibesti zugeteilt werden sollen. Diese Regierung soll Autonomie in finanzieller und ökonomischer Beziehung erhalten und — ähnlich wie Marokko — einem Militärgouverneur unterstellt werden. Die südliche Grenze dieser großen Provinz soll bis an den Tschadsee reichen, die nördliche über die Oase Bilma hinausgehen. Diese aber liegt, wie die vorher genannte Oase Kauar, an der alten Handelsstraße nach Tripolis. Es wird den Franzosen nicht schwer sein, auf diese Art sie zum Nachteil der Italiener zu unterbinden.

Der vorläufig interimistische Generalgouverneur für Borku—Ennedi (südöstlich Borku) hat im Einverständnis mit dem Obersten Largeau, dem Kommandeur des französischen Tschadgebietes, welcher Aïn-Galakka im November vorigen Jahres einnahm, eine Gebietseinteilung vorgenommen. Die Länder Borku—Ennedi erhalten Faya als Hauptort, für Ennedi ist als Sonderhauptort N'Du bestimmt. Zur Feststellung der Grenze zwischen Französisch Aequatorialafrika und Italienisch Südtripolis findet seit 20. Juli eine vorbereitende Konferenz beiderseitiger Missionen in Bern statt. Für Frankreich nehmen Hauptmann Nièges und der Geologe Professor Gautier teil. Vom 1. Dezember ab tritt die Kommission an Ort und Stelle zusammen. Französischerseits soll sie 15 Mitglieder — darunter 11 Offiziere — umfassen. 350000 Franken soll das Parlament bewilligen. Die Feststellung der Grenze geschieht auf Grund eines französisch-italienischen Uebereinkommens von 1898 bzw. 1899 über die beiderseitigen Aktionssphären. Die Grenze folgt, am 30. Breitengrade südlich der Oase Ghadames beginnend, der Grenze von Fessan, läßt die Oasen Ghat und Mursuk bei Italien, die Oase Djanel bei Frankreich, folgt dem Wendekreis des Krebses und stößt in der Libyschen Wüste an Aegypten. Die Tätigkeit der Grenzkommission wird sich auf 2000 Kilometer Luftlinie erstrecken. Hierzu ging durch die Zeitungen folgende Nachricht:

Frankfurt a. M., 7. Oktober.

Die „Frankfurter Zeitung" meldet aus Rom: Aus einem Privatbriefe aus Tripolis geht hervor, daß eine französische Kolonne in den ersten Septembertagen die Oase von Barkat oder Barracat, 10 Meilen südlich der Oase Ghat, die auf allen Karten als zu dem tripolitanischen Hinterlande gehörig verzeichnet wird, besetzt hat. Für die schwebenden Verhandlungen zwischen Frankreich und Italien wegen der Abgrenzung von Tripolis kann dieser französische Schritt von Bedeutung werden.

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. Preis des Heftes je 50 Pf.

Von dieser Sammlung, über deren Gesamtplan und Eröffnungsheft wir schon in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift berichtet haben, liegen jetzt sechs neue Hefte vor. D. Friedr. Naumann behandelt „Deutschland und Frankreich" in dem Sinne, daß es im Interesse beider Teile läge, baldigst einen Separatfrieden abzuschließen, faßt aber auch die leider viel wahrscheinlicheren Möglichkeiten längeren französischen Widerstandes ins Auge. Aus den Einzelheiten der außerordentlich anregenden und bedeutsamen Schrift sei hier nur die Charakteristik des ermordeten Sozialistenführers Jaurès hervorgehoben. — Ein außerordentlich wichtiges Thema hat sich der ausgezeichnete Orientkenner Professor Dr. C. H. Becker gewählt: „Deutschland und der Islam". Ueberzeugend weist Becker nach, daß einerseits Deutschland die einzige Macht ist, zu deren Lebensinteressen eine lebenskräftige Türkei gehört, daß anderseits die Türkei in dem Augenblick untergehen müßte, in dem Deutschlands Großmachtstellung vernichtet würde. Wie dabei die Geschicke der Türkei mit dem Gesamtislam aufs engste verflochten sind, und welche Sympathien und Hoffnungen die Moslems aller Länder und Nationen dem Deutschen Reich entgegenbringen, das bildet den weiteren Inhalt der Schrift. — Im 4. Heft schreibt Gottfried Traub über: „Der Krieg und die Seele". Der evangelische Geistliche, der in ganz Deutschland Anhänger und Verehrer besitzt, führt darin aus, wie

Digitized by Google

unser aller Seelen passiv vom Krieg beeinflußt werden, er gibt aber auch treffliche Mahnungen und Winke, welche Eigenschaften und Fähigkeiten unsrer Seele wir entwickeln und kräftigen sollten, um den ungeheuren Aufgaben dieser Zeit gewachsen zu sein. — In Heft 5 schildert der Reichstagsabgeordnete M. Erzberger „Die Deutsche Mobilmachung", dies Wunderwerk militärischer Organisation. Erzberger, einer der fleißigsten und sachkundigsten Arbeiter in den Kommissionen des Reichstags, schöpft hier aus dem Vollen seiner Kenntnisse und weiß das statistische Material übersichtlich zu gruppieren. Besonders lehrreich sind die Vergleiche zwischen unsrer Heeresmacht und der unsrer Feinde. — Nr. 6 der Serie, „Deutschlands Weltkrieg und die Deutschamerikaner", hat den bekannten Heidelberger Historiker Professor Dr. Hermann Oncken zum Verfasser. Es ist ein Dokument von wahrhaft hinreißender Beredsamkeit, einer Beredsamkeit, die aus der Seele kommt und die durch tiefe geschichtliche Bildung, durch geistvolle Schlagfertigkeit unwiderstehlich wird, ein Appell an die Deutschamerikaner, der zugleich eine wuchtige Anklage gegen die Engländer bedeutet, die heute für Neutralität und Menschlichkeit zu kämpfen vorgeben, und die bisher noch jedes Volk, darunter die Vereinigten Staaten mit am schärfsten, durch die Tat haben empfinden lassen, wie gering sie Menschlichkeit und Neutralität achten, wenn ihr Handel und ihre Seemacht in Frage kommen. — Heft 7, „Die russische Sphinx" von Axel Schmidt, ist eine knappe, aber zuverlässige sachkundige Darstellung der russischen Verhältnisse, da der Verfasser von Geburt Deutschrusse und mit den Zuständen der russischen Monarchie vollkommen vertraut ist. Wenn er nach seinen, besonders auch die Nationalitätenfrage beleuchtenden Darlegungen den Schluß zieht, daß auch die vielgepriesene und -gefürchtete, dem Umfang nach riesige Militärmacht Rußlands im Grunde ein „Schwert von Pappe" sei, so wird diese Folgerung dadurch beglaubigt, daß dies Wort nicht von ihm, sondern von einem ebenso scharfblickenden wie patriotischen Russen, dem Fürsten Trubetzkoi, geprägt worden ist.

Kritische Bücherkunde der deutschen Bildung. Teil 1: Geisteswissenschaften. Von Victor Loewe. Weimar, A. Duncker. 205 S. M. 2.50.

Der Verfasser stellt in gutgeordneten Bücherlisten diejenigen selbständigen Werke von bleibendem Wert zusammen, die seiner Meinung nach in Form und Inhalt allgemeinen Bildungsinteressen dienen. Die einzelnen Büchertiteln beigegebenen kritischen Bemerkungen sind recht dürftig. So wenig bestritten werden soll, daß auf die Arbeit große Mühe verwandt ist, und daß sie manchem gute Dienste leisten kann, so scheint doch der Inhalt des Buches weder den stolzen Titel noch den hohen Preis zu rechtfertigen.

Br.

Denken und Schauen. Gedichte von Hans Much. Würzburg, C. Kabitzsch. Geb. M. 4.50.

Hans Much, Oberarzt am Eppendorfer Krankenhaus, der einige medizinische Schriften verfaßt hat, die lebhaften Beifall gefunden haben, veröffentlicht hier eine Gedichtsammlung, die ein hohes ideales Streben verrät. Tiefer philosophischer Gehalt tritt darin zutage und die Form harmoniert mit dem Inhalt.

E. M.

Geschichte der Weltliteratur. Von Paul Wiegler. Berlin, Verlag von Ullstein & Co. Preis geb. M. 6.—.

Der Verfasser berichtet über die dichterische Produktion des Orients und der europäischen Völkerfamilie bis zum neunzehnten Jahrhundert. Er will einen Abriß bringen, der den kulturellen Reichtum, der in der Dichtung und in der Kunstprosa der führenden Völker beschlossen ist, dem empfänglichen Leser näherbringt. Es handelt sich hier nicht um ein Universalwerk, sondern um eines, das die großen Züge hervorhebt: die orientalische Vorgeschichte der europäischen Literaturwelt, diese selbst in ihrer Umgestaltung von Volk zu Volk, ihre Erweiterung im neunzehnten Jahrhundert, der Zutritt der amerikanischen Literatur in englischer Sprache, der slawischen Literatur und derer von China und Japan. Trotz des großen Stoffes, der hier zu bewältigen war, hat der Verfasser ihn außerordentlich übersichtlich gestaltet, und er weiß durch eine lebendige Darstellung den Leser zu fesseln und anzuregen.

H. H.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen, herausgegeben in Verbindung mit F. Kurze und P. Rühlmann von G. Lambeck. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Preis jedes Heftes 40 Pf.

Ueber den Wert der Quellenbenutzung in der Schule herrscht seit langem im wesentlichen Einverständnis: die größere Anschaulichkeit und Bestimmtheit, die der Unterricht durch sie gewinnt, die Heranbildung der Schüler durch sie zu selbständiger Mitarbeit, historischem Denken, historischem Urteil, überhaupt zur kritischen Besonnenheit und damit zur ruhigen Sicherheit im eignen Leben wird kaum noch von einer Seite bestritten. Und dennoch werden die Quellen im Geschichtsunterricht der höheren Schule noch immer selten herangezogen — warum? Weil der Lehrer sie bisher mühsam selbst zusammentragen, auswählen, kritisch bearbeiten mußte.

Digitized by Google

Diese Sorge ist ihm jetzt durch die Teubnersche Sammlung abgenommen worden: hier liegt das gesamte Material, von angesehenen Fachmännern mundgerecht dargeboten, in trefflichster Zusammenstellung und praktischster Anordnung vor, und zwar nicht nur das Material der rein politischen Geschichte, sondern auch das der Kultur-, Wirtschafts-, Geistes-, Verkehrsgeschichte usw. Es ist kein Zweifel, daß die Sammlung dank ihrer inneren Vorzüglichkeit, ihrer ausgezeichneten Ausstattung und ihrem billigen Preise bald zum täglichen Handwerkszeug jedes Geschichtsunterrichtes gehören wird.

Dr. Hans Zimmer.

Die Freundschaft als sittliches Problem. Eine Sammlung von Maximen von August Haake. Leipzig, Fritz Eckardt. 182 Seiten. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

In 955 einzelnen Sätzen, zum Teil Lesefrüchten, zum größeren Teil eignen Worten des Verfassers, wird das Wesen der Freundschaft in all ihren Beziehungen entwickelt: ihre Notwendigkeit und Schönheit, ihre Voraussetzungen, ihre Formen, ihre Grenzen und Fehler, ihr Entstehen, Vergehen und Wiedererwachen. Das Buch ist ein hohes Lied der Freundschaft, in der die eigne Persönlichkeit gewahrt und gefördert wird — gemäß dem vom Verfasser angeführten Satz des Aristoteles: „In einer sittlichen Freundschaft steht jeder fest auf sich selbst und ist ein Hort der Tugend dem Freunde.“ Es ist voll guter und nicht alltäglicher Gedanken und spricht diese in künstlerisch reizvoller Form aus. Br.

Die Kirche im Urchristentum. Von Prof. Otto Scheel, Tübingen. Tübingen, Mohr. 56 Seiten. 50 Pf.

Auch in der neuesten Zeit ist von katholischer Seite her durch den französischen Forscher Batiffol der Versuch gemacht worden, die Urchristenheit schon als die sichtbare Kirche zu erweisen, die eine abgeschlossene Verfassung erhalten hatte. In dieser Kirche soll eine von Gott geschaffene Gewalt den Bischöfen übergeben gewesen sein, und sie soll in dem Apostelfürsten, dem ersten Papste, ihre Spitze besessen haben. Diese Ansichten sind von Professor Scheel mit mustergültiger Umsicht geprüft und auf ihre nur sehr relative Geltung (S. 26) zurückgeführt worden. Seine Darlegung besitzt darum eine ganz spezielle Wichtigkeit. Ed. König.

Platz der Jugend! Novellen von Marg. v. Schuck-Mankiewicz. Leipzig, Xenienverlag. M. 4.50.

Diese Novellen, die zum Teil geschichtliche Stoffe behandeln, sind recht flott geschrieben und tragen in einigen Stimmungsbildern auch künstlerisches Gepräge; im ganzen aber erzielen sie nur Augenblickswirkungen, denn weder ist die Darstellung der Tatsachen und ihres Zusammenhanges immer klar genug, noch die Entwicklung der seelischen Zustände hinreichend vertieft. Br.

Wilhelm Raabe. Sämtliche Werke. Erste Serie, Band 1: Die Chronik der Sperlingsgasse. Der Hungerpastor. — Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Hermann Klemm, Berlin. Preis jeder Serie geb. M. 24.—.

Ueber Wilhelm Raabe noch etwas zu sagen, dürfte heute kaum nötig sein. Aus der anfänglich kleinen Gemeinde, die ihn schätzte und ehrte und die jedes seiner Werke mit Freuden begrüßte, ist jetzt eine große geworden, und jeder Gebildete, der an seine Lektüre hohe Ansprüche stellt, kennt und liebt Raabe. Und weshalb steht Raabe in unsrer Schätzung so hoch? In allen seinen Werken quillt ein so tiefes Gemütsleben, ein warmes Mitempfinden für menschliches Leid und menschliche Schwäche, aus allen spricht eine so unendliche Güte. Und wie Güte immer mit Humor gepaart zu sein pflegt, so finden wir auch bei ihm die eigentümliche Mischung von frischem Humor und liebenswürdigem Uebermut und von elegischer, ja pessimistischer Grundstimmung. Und dann, er weiß so prächtige Szenen, so reizvolle Genrebilder zu zeichnen. Gleich in seinem ersten Buch, „Die Chronik der Sperlingsgasse“, zeigt er diese Eigenart, und wie hat sie sich in den weiteren Werken ausgereift! Man braucht nur die Titel einiger Bücher zu nennen: „Der Hungerpastor“, „Der Dräumling“, „Christoph Pechlin“, „Wunnigel“, „Alte Nester“, „Das Horn von Wanza“, um damit anzudeuten, welchen Schatz uns der Dichter hinterlassen hat. Die jetzt erscheinende Gesamtausgabe von Raabes Werken (sie ist auf drei Serien zu je sechs Bänden berechnet) wird darum allgemein willkommen sein, um so mehr, als sie gediegen ausgestattet ist und zu einem billigen Preise geboten wird. Möchte sie zu den vielen Verehrern des Dichters zahlreiche neue Freunde gewinnen. H. H.

Goethe in Ilmenau. Unter Benutzung zahlreichen unveröffentlichten Materials dargestellt von Julius Voigt. Mit sieben Handzeichnungen Goethes, einer Karte, einem Faksimile und zweiundzwanzig Bildbeigaben. Leipzig, Xenien-Verlag. XVI und 392 Seiten. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Zwei Hauptaufgaben stellt sich der Verfasser in diesem Werke: das persönliche Verhältnis Goethes zu Ilmenau und seine amtliche Tätigkeit an diesem Orte erschöpfend darzustellen und zu würdigen. Er zeigt ihn uns als Dichter und Zeichner, als sehnsüchtigen Liebhaber und sorgenden Freund

Digitized by Google

(besonders in dem menschlich so rührenden Verhältnis zu seinen beiden Ilmenauer Schützlingen, Peter im Baumgarten und Krafft), als Naturforscher und als Leiter des Bergbaus. Er gibt genauen Bericht über jeden Besuch Goethes in Ilmenau und veröffentlicht eine große Reihe von seinen amtlichen Schriften, seinen Zeichnungen und andern wertvollen Beilagen. Das anregend geschriebene Werk ist in seiner Gründlichkeit und Vielseitigkeit ein wertvoller Beitrag zur Goetheliteratur. Br.

Hochofen. Ein Büchlein Psalmen von Nikolaus Welter. 3. Aufl. Esch-Alzette (Luxemburg), P. Schröll. M. 2.—.

Das kleine Bändchen ist ein gewaltiger Hymnus auf die Bergwerksindustrie. Die Sprache Welters ist manchmal kühn in Form und Bildung. Die erste und zweite Auflage der Gedichte wurde innerhalb zweier Monate in Luxemburg abgesetzt. E. M.

1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. Ausgewählt von Julius Bab. 1. „Aufbruch und Anfang." Berlin, Worawe & Scheffelt. Preis 50 Pf.

Eine ungeheure Menge von Gedichten hat uns die „lyrische Mobilmachung" gebracht, die am selben Tage wie die Mobilmachung unsrer Armee einsetzte. Viel künstlerisch Wertloses ist unter all diesen gutgemeinten Versen; aber ein empfänglicher, fein wählender Sinn konnte doch aus der Menge eine Reihe ebenso tief wie eigenartig empfundener Lieder und Gedichte herausfinden, deren Zahl nur relativ klein genannt werden kann. Julius Bab hat eine solche Auswahl in der hier genannten Sammlung zu vereinigen begonnen; wenn die folgenden Hefte dem ersten an dichterischem Wert und Gehalt gleichen, dann wird das Ganze auch in künftigen Friedenszeiten eine Quelle ernster Erhebung und heiliger Erinnerung, ein Ehrenmal für den Sinn, den das deutsche Volk in diesen Tagen bewährte, bleiben, wie es uns heute Erquickung und Verheißung ist, daß auch unter unsern Dichtern, denen von Beruf wie denen des Augenblicks, der große Moment kein kleines Geschlecht gefunden hat. —y—

Henrik Ibsens Kunstanschauungen. Mit Porträt.) Von M. Bienenstock. Leipzig, Xenien-Verlag. Kart. M. 4.—.

Die ästhetischen Fundamente, die theoretischen Voraussetzungen des Ibsenschen Werkes sind trotz der umfangreichen Ibsen-Literatur bisher noch zu wenig beachtet worden. Es handelt sich um gelegentliche Notizen, kleinere kritische Abhandlungen, Briefe, persönliche Bekenntnisse in den einzelnen Dramen — ein verstreutes, oft übersehenes Material, das einer Sichtung und Zusammenstellung dringend bedurfte. Das vorliegende Werk will diese Lücke füllen, und der Verfasser hat seine gewiß nicht unbedenkliche Aufgabe ohne Ueberschätzung derselben in zweckentsprechender, übersichtlicher Weise durchgeführt. Die interessanten Einblicke in die geistige Werkstatt des Meisters, die man dem Buch verdankt, lassen die Gesetze seines Denkens, seiner Produktion erkennen, die er selbst — dieser grimme Feind jeder Kunsttheorie, diese sich vor neugierigen Augen so schroff verschließende Persönlichkeit — überdeckte, im schaffenden Dunkel seines Wesens walten ließ. Das strenge Verantwortlichkeitsgefühl, das Bewußtsein seiner prophetischen Sendung, das stete „Gerichthalten über sich selbst" mußte aber einen wenn auch noch so spärlichen Ausdruck finden, der die Selbstentfaltung in seinem eigentlichen Werk aufs schönste ergänzt. — Dem Bande, der als 1. Teil einer größeren Darstellung „Zur Theorie des modernen Dramas" gedacht ist, sollen noch weitere über Hebbel, Ludwig und Wagner folgen, und man wird ihnen mit Interesse entgegensehen.

Oskar Beyer.

Die heilige Erde. Ein Hausbuch für freie Menschen. Mit einem Geleitswort von Otto Ernst. Herausgegeben von L. Satow. München, E. Reinhardt. Gebunden M. 4.—.

Eine neuzeitliche Anthologie, Poesie und Prosa, liegt uns hier vor. Sie gliedert sich in drei große Gruppen: Kampf gegen die Finsternis; All und Erde; Empor zum Licht. Es sind Dichtungen der Weltliteratur, die gegenüber dem Jenseitsglauben eine natürliche Welt- und Lebensanschauung predigen. Wer diesen Standpunkt teilt, wird hier seine Befriedigung finden. E. M.

Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. II. Prosa. Ausgewählt und erläutert von Dr. Hans Legband. (Sammlung Göschen, Bd. 365.) Berlin und Leipzig, J. G. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 160 Seiten. Geb. 80 Pf.

Als Ergänzung zu dem früher erschienenen ersten Teil des Werkes, der eine Auswahl lyrischer Erzeugnisse aus derselben Zeit bringt, bietet der Verfasser hier eine geschickte Zusammenstellung von Prosatexten: u. a. als Beispiel des heroisch-galanten Romans einen Abschnitt aus Ziglers „Asiatischer Banise", als Proben der Schelmenerzählung und der satirischen Literatur Auszüge aus Zincgref, Moscherosch, Schupp, Grimmelshausen, Weise, Abraham a Santa Clara, Christian Reuter, Liscow. Auch Opitz und Leibniz sind vertreten. Bei der Fülle des zur Verfügung stehenden Stoffes möchte

Digitized by Google

wohl der eine Leser noch dies, der andre das wünschen: freuen wir uns des Gebotenen, das im ganzen ein durchaus klares und umfassendes Bild ergibt. Eine vorzügliche Einleitung und kurze Erläuterungen zum Text erhöhen den Wert des Buches. Br.

Die Ortsnamen im Deutschen, ihre Entwicklung und ihre Herkunft. Von Dr. Rud. Kleingaul. (Sammlung Göschen, Nr. 573). Berlin und Leipzig, G. J. Göschen. Gebunden 80 Pf.

Täglich hören und lesen wir eine Menge von Ortsnamen aus der ganzen Welt, aus allen Sprachen des Erdkreises, über deren Abstammung und Bedeutung der auf diesem Gebiete so wohlbewanderte Verfasser klipp und klar Auskunft erteilt. Es handelt sich also keineswegs nur um heimatliche Ortsnamen, die ja auch keltische, lateinische und slawische Bestandteile enthalten, sondern auch um solche fremder Länder und Erdteile, deren Deutung uns hier geboten wird. Besonders schätzenswert ist die klare Gliederung des bunten Stoffes in diesem Bändchen, das eine reiche Fülle des Wissenswerten und Interessanten enthält. E. M.

Hans Thoma, Festkalender in Bildern.

In diesen ernsten und schweren Tagen spricht ein langgenährter, langsam und still gereifter Künstlertraum mit tröstlicher, freundlicher Kraft zu uns: Hans Thoma's Festkalender in Bildern (Preis M. 3.80) nennt sich eine Mappe mit 61 farbigen Bildern, handschriftlichen Versen und Erläuterungen, die der Verlag von E. A. Seemann zu Meister Thomas 75. Geburtstag (2. Oktober) uns beschert. Thoma faßt in diesem Werk den von ihm schon mehrfach behandelten Gedanken des Kalenders aufs neue zusammen. Er geht mit seinem Bilderkalender, der ein Kalendarium allerdings nicht enthält, auf den urtümlich deutschen Gedanken eines Schauwerks für das Volk zurück. In mehr als einer Hinsicht ist dieser Bilderkalender ein Lebenswerk. Sein Inhalt wurde geschöpft aus den Jugendeindrücken Thomas in seiner Schwarzwaldheimat und ist ferner bestimmt durch das tiefe und lautere Erleben des rein menschlichen Gehaltes im Christentum, frei von konfessionellen Begrenzungen. Er ist Gottverbundenheit als schlichte Weltfrömmigkeit. In den Monatsbildern werden die Jahreszeiten und ihre Erscheinungsformen veranschaulicht; so führt zum Januar einer der drei Könige das Jahr ein, im Februar wirbelt Frau Holle Schneeflocken herab usw., bis im Dezember Wotan, der Wanderer, die ihm geheiligten langen Nächte durchschreitet. In den acht Planetentafeln sind Sonne, Mond, Mars, Venus usw. in ihrem Einfluß auf die Bewohner der Erde gezeigt. Mit der Sichtbarmachung dieser Ideen folgt Thoma gewissermaßen dem auf Anschauung gerichteten Zug der Zeit. Aber als ein echter Dichter und Verdichter weist er auch hinter und über die Dinge. Am stärksten geschieht dies in den elf Tafeln zum Christuszyklus: Geburt Christi, die Hirten und die Magier, Ruhe auf der Flucht, Lehramt Christi, Versuchung und Oelberg, Kreuzestod, Auferstehung, Chaos und Kampf in der liebeleeren Hölle, paradiesische Seligkeit und Schönheit in der liebeerfüllten Geisterwelt. Der Festkalender ist durch seine Anordnung und die künstlerisch technisch vollendete Wiedergabe der Bilder ein besonderes Werk geworden von einer Einheitlichkeit, wie nur eine große Künstlerpersönlichkeit sie geben kann. Ebenso persönlich und eigenartig sind Thomas einleitende Worte und Begleitverse zu den Bildertafeln. Jeder Freund vertiefter und beseelter Kunst besitzt an dieser Mappe ein köstliches und erbauliches Kleinod deutscher Kunst. Man dürfte heute vergeblich einen Meister suchen, der aus rührendem Kindersinn und reiner Geistesgröße, aus lauterer Herzlichkeit und reifer Gestaltungskraft ein im besten Sinn so volkstümliches und volksgemäßes Werk schaffen könnte, wie es in diesem Festkalender geboten wird.

J. A. Beringer.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. R. Charmatz, Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs im 19. Jahrhundert. II. H. Nemitz, Die altdeutschen Maler in Süddeutschland. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. je M. 1.25.

Aus Sachsens Vergangenheit. Heft 8: Aus der Zeit der Freiheitskriege und des Wiener Kongresses. 87 ungedruckte Briefe und Urkunden aus sächsischen Adelsarchiven, herausgegeben und geschichtlich verbunden von Otto Eduard Schmidt. Leipzig, B. G. Teubner. M. 8.—.

Digitized by Google

Barthel, Dr. Ernst, Der Irrtum „g". Ein Traktat über den freien Fall. Leipzig, O. Hillmann. M. 1.—.

Dallago, Carl, Die böse Sieben. Essays. Innsbruck, Brenner-Verlag. M. 3.—.

Fernau, Hermann, Die französische Demokratie. Sozialpolitische Studien aus Frankreichs Kulturwerkstatt. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 5.—.

Friede, Richard, Unter der Sonne. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. Geb. M. 3.—.

Fullerton, George Stuart, Die amerikanischen Hochschulen. Wien, E. Tempsky. Kr. 2.40.

Goltz, v. d., Colmar, Freiherr, Kriegsgeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. II. Teil: Im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Siegreichen. Berlin, Georg Bondi. M. 10.—.

Görland, A., Ethik als Kritik der Weltgeschichte. (Wissenschaft und Hypothese XIX.) Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 7.50.

Grünfeld, Dr. Ernst, Die japanische Auswanderung. Supplement zu den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Bd. XIV. Berlin, Behrend & Co. M. 3.—.

Herrmann, Leo, Nathan Birnbaum. Sein Werk und seine Wandlung. 4. Heft der Sammlung „Die Jüdische Gemeinschaft". Berlin, Jüdischer Verlag. 50 Pf.

Historische Untersuchungen. 4. Heft: Friedrich Julius Stahl und die deutsche Nationalstaatsidee. Von Herbert Schmidt. Breslau, M. & H. Marcus. M. 3.60.

Hoffstetter, Dr. Balthasar, Vorgeschichte des französischen Protektorats in Tunis bis zum Bardovertrag 12. Mai 1881. Bern, A. Francke. M. 2.80.

Holst, Adolf, Lustige Vögel aus meinem Garten. Gedichte. Leipzig, Fritz Eckardt. M. 2.50.

Huch, Ricarda, Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens und der Kunst. München, Ernst Reinhardt. M. 2.50.

Kitzling, Dr. Johannes, Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. 2. Band. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 6.50.

Koch, Paul, Die arischen Grundlagen der Bibel. Berlin, Hellmuth Johnke. M. 2.—.

Kultur der Gegenwart, Die, Teil II, Abt. VIII. Systematische Rechtswissenschaft. 2. verbesserte Auflage. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 16.—.

Lamprecht, Karl, Der Kaiser. Versuch einer Charakteristik. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 2.—.

Marburger Akademische Reden Nr. 29, Paul Verlaine. Seine Kunst und sein Glaube. Von Eduard Wechßler. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Mohr, Heinrich, Feldbriefe. 1. Brief: An die Frau des Kriegers. 2. Brief: An die Mutter des Kriegers. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Je 15 Pf.

Muschial, Anton, Die Feuerkinder. Roman. Chemnitz-Leipzig, Mitteldeutsche Verlagsanstalt.

Rippold, Friedrich, Das Kaiserin-Augusta-Problem. Leipzig, S. Hirzel. M. 2.40.

Osteuropäische Forschungen. Heft 1: Dr. B. Ischchanian, Nationaler Bestand, berufsmäßige Gruppierung und soziale Gliederung der kaukasischen Völker. Statistisch-ökonomische Untersuchungen. M. 2.80. — Heft 3: Dr. Hans Pilder, Die Russisch-Amerikanische Handels-Kompanie bis 1825. Berlin, G. J. Göschen. M. 4.80.

Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins. Blatt X: Besiedlung des Ostens und Hanse. Von Hans Witte. München, Duncker & Humblot. M. 1.—.

Ruland, Wilhelm, Der Dichter Dornenwege. Eine einseitige Literaturgeschichte. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 2.—.

Schulze, Dr. Rudolf, Justus Möser. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Kempten, J. Kösel'sche Buchhandlung. Geb. M. 1.

Schütz, Julius Franz, Erbe, Eigen und Liebe. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. Geb. M. 3.—.

Singer, A., Geschichte des Dreibundes. Mit einem Anhang „Der Inhalt des Dreibundes", eine diplomatische Untersuchung von Hans F. Helmolt. Leipzig, Dr. Sally Rabinowitz. M. 6.50.

Tiefenhausen, Heinrich von, Gedichte. Riga, E. Bruhns. M. 1.75.

Triplizissimus, Das Dogma des Sandschaks. Eine geschichtliche Untersuchung. München, Duncker & Humblot. M. 1.20.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 5. Band, Heft 3: Adolf Günther, Das Problem der Lebenshaltung. M. 2.—. 6. Band, Heft 1: Ernst Schultze, Die politische Bildung in England. M. 1.—. Heft 2: Prof. Dr. Allfeld, Die Gewohnheitsverbrecher im künftigen Strafrecht. 80 Pf. Heft 3: Prof. Dr. Binding, Die Notwehr der Parlamente gegen ihre Mitglieder. M. 1.—. Heft 4: Prof. Dr. Lindner, Die Weltlage Europas seit den Befreiungskriegen. 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.

Zeromski, Anna v., Auf dem Heidehügel. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Ziegler, Theobald, Menschen und Probleme, Reden, Vorträge und Aufsätze. Berlin, Georg Reimer. M. 7.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich 1859/60

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès (Hannover)

Fratellanza latina! Die völkerverwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Franzosen und Italienern, den lateinischen Schwesternationen, sind nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Italien von ehrgeizigen Politikern oft genug hervorgehoben und betont worden, nicht immer im Einklange mit der jeweiligen Regierung. Am lautesten traten derartige Kundgebungen während der letzten Jahre in die Erscheinung anläßlich der Halbjahrhundertfeier des italienischen Krieges Napoleons III. (1909). Unter der Aegide des rührigen französischen Botschafters in Rom wurden sie dazu benutzt, die Volksstimmung auf der Apenninhalbinsel anzustacheln und die sonst schon schlummernde Begeisterung für Frankreich zu möglichst heller Flamme zu entfachen.

Hatten die Italiener wirklich Grund, bei jenen Erinnerungen so fast restlos in eitel Dankbarkeit für Frankreich aufzugehen? Zwei Namen wurden damals so gut wie gar nicht erwähnt, um nicht die Freude zu stören: Nizza und Savoyen, die beiden Provinzen, welche bis damals vor fünfzig Jahren dem Kernlande des neuen Königreichs Italien, Piemont, angehört hatten und seitdem französisch sind.

Napoleon III. hatte einst (1831) als dreiundzwanzigjähriger Jüngling, als Prinz ohne politische Bedeutung, beim Eintritt in die geheime Vereinigung der Carbonaria durch Eidschwur sein Leben der Befreiung und den Einheitsbestrebungen Italiens geweiht. Italien konnte durch die Abstammung seines großen Oheims im Grunde auch als sein Vaterland gelten. Der letzte und größte italienische Kondottiere hatte die seit Jahrhunderten schlummernde Idee der Einheit des Landes verwirklicht in seinem Königreich Italien, dessen Krone er sich selbst aufgesetzt hatte. Es war zerstückelt und geknechtet worden durch die Wiener Kongreßakte von 1815, die Napoleons I. Eroberungswerk zerstörten.

Auf den Thron Frankreichs gelangt, betrachtete sich der Bonaparte nach dem siegreichen Krimkrieg (1854/56) als Mittler und Schiedsrichter Europas. An das Versprechen aus seiner Jugendzeit ward er schmerzlich erinnert durch das Attentat des irregeführten italienischen Patrioten Felice Orsini am

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

14. Januar 1858 und durch die sich anschließenden Kundgebungen aus der italienischen Revolutionspartei.

Auf Veranlassung des Kaisers fand am 20./21. Juli desselben Jahres eine Zusammenkunft zwischen ihm selbst und dem leitenden Staatsmann des Königs von Sardinien, Viktor Emanuel II., Camillo Benso Grafen von Cavour, im Vogesenbadeorte Plombières statt. Bereits auf dem Kongreß zu Paris, der 1856 den Abschluß des Krimkrieges bildete, in welchem Sardinien seine Hilfstruppen den Franzosen zur Verfügung gestellt, hatte Cavour, im geheimen unterstützt von Napoleon, gegen die Vorherrschaft Oesterreichs in Italien auf das geschickteste die Interessen der gesamten Nation vertreten. Er hatte die Notwendigkeit einer durchgreifenden Besserung ihrer Lage den diplomatischen Regierungsvertretern Europas dargelegt, von denen der englische, Lord Clarendon, damals ein tatkräftiges Interesse von seiten seiner Regierung in Aussicht zu stellen schien; daß sie trügerisch sein würde, sollte sich letzten Endes ergeben.

In der Unterredung zu Plombières erklärte sich Napoleon unter gewissen Voraussetzungen bereit, Sardinien in einem Kriege gegen Oesterreich zu unterstützen, damit es das Po-Tal, also die Lombardei und Venetien, dazu vom Kirchenstaate „die Legationen und die Marken" erhalte, als Königreich Oberitalien.

Jedenfalls sollten die Oesterreicher aus Italien vollständig vertrieben werden. Aber Napoleon forderte für die französische Unterstützung eine Entschädigung: Savoyen und Nizza. Zur Abtretung Savoyens wollte sich Cavour verstehen in Rücksicht auf das angebliche Nationalitätsprinzip; die Savoyarden könnten, wie er damals zugab, eher als Franzosen denn als Italiener gelten. Umgekehrt wäre es aber bei den Bewohnern von Nizza. Daß sich der piemontesische Staatsmann überhaupt zu der Preisgabe einer wertvollen Provinz des Stammlandes entschloß, geschah in der Hoffnung, mit diesem Opfer dem mächtigen Nachbar den Tribut der Dankbarkeit entrichtet zu haben. Er glaubte dadurch sein Vaterland vor der Gefahr einer Abhängigkeit von jenem, vor einer Vasallenherrschaft Frankreichs bewahren zu können, die auszuüben sich Napoleon als Führer der romanischen Völker berechtigt fühlte.[1]) In jener Unterredung blieb die Frage über Nizza unerledigt — „mit diesen für ihn völlig nebensächlichen Fragen könne man sich auch später beschäftigen," meinte der Kaiser.

Als einen zweiten Preis für das in Aussicht genommene Bündnis wünschte er die Vermählung seines Vetters, des Italien freundlich gesinnten Prinzen Napoleon (Plon-Plon), mit der ältesten Tochter des Königs, der damals sechzehnjährigen Prinzessin Clotilde, also die ebenbürtige Gleichstellung der Familie des Emporkömmlings mit dem alten Königshause Savoyen.

Im Januar des folgenden Jahres 1859, das Napoleon mit der bekannten alarmierenden Ansprache gegen Oesterreich beim Neujahrsempfange des Diplo-

[1]) So hatte der Kaiser bereits im März 1857 sich Bismarck gegenüber dahin geäußert, er denke sich „als Ergebnis eines nächsten Krieges ein Verhältnis der Intimität und Abhängigkeit Italiens zu Frankreich, vielleicht die Erwerbung einiger Küstenpunkte" („Gedanken und Erinnerungen", I, S. 193).

Digitized by Google

matischen Korps eingeleitet hatte, wurden Bündnis- und Vermählungsprojekte verwirklicht. In dem sogenannten „Pacte de famille" vom 18. Januar wurde die Bildung eines neuen italienischen Königreichs entsprechend den Vereinbarungen von Plombières in Aussicht genommen. Als Entschädigung würden Savoyen und Nizza an Frankreich fallen, so hieß es in dem Dokumente, das der Bräutigam dem zukünftigen Schwiegervater zur Ratifizierung vorlegte, während bei Verhandlungen im Dezember 1858 nur Savoyen genannt worden war. Am 23. Januar folgte die Brautwerbung und am 30. bereits die Hochzeit.

Nach der Kriegserklärung verkündete dann Napoleon in seiner Proklamation an das französische Volk vom 3. Mai 1859 als Ziel des Kampfes, „Italien sich selbst zu geben," — „Italien müsse bis zur Adria frei sein" ... „Wir werden dann an unsern Grenzen ein befreundetes Volk haben, das uns seine Unabhängigkeit verdanken wird." Daß Frankreich „keine Eroberungen wolle", betonte er noch ausdrücklich, wiederholte er später mit Nachdruck in Mailand. —

Die Schlachten bei Magenta und Solferino waren geschlagen, siegreich für die verbündeten Franzosen und Piemontesen. Da überraschte Napoleon das staunende Europa mit dem Beginn von Friedensverhandlungen, ohne daß das vorgesteckte Ziel erreicht war. Verschiedene Gründe waren bei ihm dafür bestimmend: die Nervenabspannung durch Hitze und Klima, das auch in der Armee Krankheitsopfer forderte, sein Abscheu vor den Schrecken des Schlachtfeldes, die Befürchtung, daß die in Verbindung mit Kossuth geplante Erhebung Ungarns gegen Oesterreich auch nach Italien, möglicherweise sogar nach Frankreich hinüberspielen und dort revolutionäre, für ihn selbst bedenkliche Bewegungen zeitigen könnte, seine und seiner Franzosen Mißstimmung über das Verhalten der italienischen Soldaten und ihres nach angemessener Selbständigkeit drängenden Königs, sowie über die unerwartet wachsende Steigerung des italienischen Nationalgefühls, Verdruß über die Eifersüchteleien zwischen seinen Generälen und über die erwiesene Unzulänglichkeit seiner militärischen Machtmittel, vor allem die Furcht vor einer langwierigen Kampagne im venetianischen Festungsviereck, überhaupt vor einer Niederlage, die ihm den Thron kosten könnte, und deshalb besonders vor der Einmischung Preußens, vor seinem und des übrigen Deutschen Bundes drohenden Angriff auf die Ostgrenze Frankreichs, sobald die französische Armee in Venetien einrücken würde.[1])

Eine bedenkliche Situation, die auch Viktor Emanuel durch seine Gesandten in Berlin und Petersburg bekannt geworden sein dürfte und die die Petersburger Regierung veranlaßte, Napoleon den schleunigen Beginn von Friedensunterhandlungen anzuraten; zu ihrer Vermittlung — aber nur bei Verzicht Frankreichs auf Gebietserweiterungen — sei Preußen bereit. Der Kaiser sucht hingegen eine solche bei England, entschließt sich aber, da ihn die Nachrichten von dorther nicht befriedigen, am 6. Juli zu der direkten Uebermittlung eines

[1]) Germain Bapst, Der Friede von Villafranca, in „Deutsche Revue", XXVIII. (1903), Bd. IV, S. 103, 218.

Digitized by Google

Waffenstillstandangebots an den Herrscher Oesterreichs — jedoch ohne Wissen seines Verbündeten,[1]) wie dieser selbst behauptet hat. Franz Josef nahm das Angebot an. Am Morgen des 8. wurden die näheren Bedingungen von den militärischen Vertretern der drei Monarchen festgestellt und unterzeichnet. In einer persönlichen Zusammenkunft vereinbarten am 11. Juli die beiden Kaiser zu Villafranca die Friedenspräliminarien, nach denen Oesterreich die Lombardei, aber mit Ausnahme der Festungen Mantua und Peschiera, abtreten sollte. Gemeinsames Ziel der beiden Kaiser sollte die Gründung eines italienischen Staatenbundes unter dem Ehrenvorsitz des Papstes sein — die Verwirklichung eines Planes, der bereits zu Plombières zwischen Napoleon und Cavour berührt worden war. Zu der Aufgabe Venetiens vermochte Napoleon seinen bisherigen Gegner nicht zu bewegen.

Daß der Waffenstillstand zu einem Ende des gemeinsamen Krieges führen sollte, widersprach der Mitteilung, die Napoleon vier Tage zuvor, nach Abschluß des ersteren, seinem Verbündeten gemacht hatte; daß des weiteren die Eroberung Venetiens so bedingungslos, allen Zusagen zuwider, aufgegeben werden, daß die Erwerbung der Lombardei durch die Zurückhaltung der Festungen, der Verteidigungslinie, entwertet bleiben sollte, die Stiftung eines Staatenbundes, der nach Metternichschem Rezept die ersehnte Einheit Italiens nur hintertreiben konnte, da er die bisherige Vorherrschaft Oesterreichs, nun noch neben der Frankreichs, in Italien bestehen ließ, sie sogar in beunruhigender Weise zu verschärfen schien — das alles mußte Viktor Emanuel naturgemäß in Zorn versetzen. Auf ihn und seine Wünsche hatte der Kaiser bei seinem eigenmächtigen Vorgehen, bei derartig eingreifenden und entscheidenden Verhandlungen gar keine Rücksicht genommen, ihn jedesmal erst nachträglich in Kenntnis gesetzt.

Als Napoleon nun, zurückgekehrt, ihm die Friedensvereinbarungen selbst meldete, vermochte sich der König nicht mehr zu beherrschen. Sich von einem solchen Verbündeten zu trennen und den Krieg allein weiterzuführen,[2]) war sein erster Gedanke.

Er wies darauf hin, daß nach so viel vergossenem Blute ein derartig übereilter Friede nur binnen kurzem einen neuen Krieg nach sich ziehen werde. Viel besser wäre es, jetzt ein für allemal die italienische Frage restlos zu erledigen.

Doch Napoleon wandte ihm ein, daß er für diese nicht seine Krone aufs Spiel setzen wolle. Würdevoll antwortete ihm da der italienische Monarch: „Meine Krone ist bereits seit vielen Jahrhunderten von meinen Vorfahren ge-

---

[1]) Abweichend davon die Darstellung von Germain Bapst in der „Deutschen Revue", XXVIII. (1903), Bd. IV, S. 101, 104, 226; mit der Angabe bei L. Chiala, Lettere, III, CCXII, wonach der König durch die fertige Tatsache überrascht worden sei, stimmen die von mir benutzten ungedruckten authentischen Berichte überein.

[2]) Auf eine dementsprechende Aeußerung hin soll Napoleon geantwortet haben: „Wie es Ihnen beliebt; aber statt eines Feindes dürften Sie dann leicht zwei vorfinden." Eine Drohung, die er übrigens schwerlich hätte verwirklichen können, was auch der König wohl erkannt haben wird.

Digitized by Google

tragen worden. Trotzdem bin ich bereit, sie samt meinem Leben und meinem Blute aufs Spiel zu setzen für die Sache Italiens. Ich halte sie für gut und gerecht."

Mit eisiger Kälte erwiderte ihm der Franzose, er sei ein Narr, ein solcher werde er seinerseits nicht sein. Angesichts seiner unfreien Lage, der bedrohlichen Unzugänglichkeit des Mannes, an den er jetzt gekettet war, mußte sich der König bezwingen. Ein schmerzerfülltes „Povera Italia!" entrang sich seiner gequälten Brust, ehe er mit der Versicherung seiner Dankbarkeit und Treue wieder einzulenken suchte. Der Text der Präliminarien ward dann vom Kaiser zusammen mit dem Prinzen Napoleon festgestellt. Die vom österreichischen Kaiser noch am gleichen Tage genehmigte Fassung unterzeichnete schließlich auch Viktor Emanuel, aber mit dem Zusatz: J'approuve pour ce qui me concerne (d. h. nur die Annektierung der Lombardei), eine Klausel, die dem Re Galantuomo volle Freiheit zu handeln im Sinne seiner großen nationalen Aufgabe gestattete.

Auf das heftigste empört und schmerzlich erschüttert war Cavour! Er riet dem König, die Friedensbedingungen endgültig zurückzuweisen und den Verräter, wie er Napoleon nannte, durch Abberufung der piemontesischen Truppen im Stich zu lassen, da die Würde des Königs auf das schmählichste beschimpft sei. Natürlich jetzt vergebens! In maßloser Erregung, die Cavour selbst in Gegenwart des Königs nicht unterdrückt haben soll, nahm er seine Entlassung. Der „Besiegte von Villafranca", den die dankbare Begeisterung seines gegen die Franzosen wegen ihres Eigendünkels und rücksichtslosen Eigennutzes erbitterten Volkes begleitete, zog sich erst nach Savoyen, dann nach Presinges am Genfer See zurück.

Daß der Herrscher Frankreichs sein Interesse für Italien verloren hatte, war nunmehr offenbar geworden. Er hatte sich den Krieg leichter gedacht. Die Aussichtslosigkeit seiner geheimen Idee, den Vetter Napoleon auf den großherzoglichen Thron von Toskana zu erheben und mit ihm eine weitere napoleonische Dynastie zu begründen, hatte er auf italienischem Boden erkannt. Mit großer Beschleunigung kehrte er nach St. Cloud zurück, aber einen Teil seiner Truppen ließ er noch in Oberitalien als Okkupationsarmee, zu nicht geringem Verdruß der Italiener.

Und die Abtretung Nizzas und Savoyens?

Am 15. Juli hatte Napoleon dem König in Turin erklärt: „Ihre Regierung wird mir die Kriegskosten bezahlen, und an Nizza und Savoyen wollen wir nicht mehr denken." Entsprechende Versicherungen hatte seinerseits auch der französische Minister des Aeußern, Graf Walewski, bereits am 8. Juli dem diplomatischen Vertreter des argwöhnischen englischen Kabinetts, Lord Cowley, gegeben; schon seiner Mittelmeerinteressen wegen suchte England einer Zunahme des französischen Einflusses in Italien entgegenzuwirken.

Bald jedoch wurden separistische Umtriebe in Savoyen entdeckt. Die Vermutung, daß Frankreich die Hand im Spiele habe, lag nahe, trotz der offiziösen Gegenerklärung der französischen Regierung. Um die Anhänglichkeit des seit acht Jahrhunderten der Dynastie angehörenden Herzogtums Savoyen, der „Terra

Digitized by Google

classica della fedeltà al Re", zu verstärken, wurden die beiden Söhne des Königs, Kronprinz Humbert und Herzog Amadeus von Aosta, zu einer Reise dorthin veranlaßt. Sie fanden die alte herzliche Aufnahme und enthusiastische Huldigungen.

Im September 1859 ward die sardinische Regierung hingegen gewahr, daß die französische trotz alledem nach dem Besitze von Savoyen und von Nizza trachte, jetzt aber, da Venetien nicht zu erlangen war, als Preis für die Duldung einer Konsolidierung Italiens durch Vereinigung der mittelitalienischen Staaten, welche ihre bisherigen Herrscher und Regierungen vertrieben hatten, nämlich Toskanas, der päpstlichen Romagna, Parmas und Modenas mit Piemont.

Am 16. Oktober deutete Napoleon dem sardinischen Minister des Aeußern Dabormida an, er würde an keine weiteren Kriegskosten denken, wenn er die Abtretung von Savoyen erlangen könnte. Er wies dabei darauf hin, daß sie von dem größten Teile der dortigen Bevölkerung gewünscht werde. In Wirklichkeit war das aber nur eine kleine klerikale Partei. Jedoch sollte diese Frage unentschieden ruhen, solange noch nicht das Prinzip der Nationalität in Italien selbst durchgeführt und verwirklicht sei.

Zur Regelung der schwebenden Fragen — die Präliminarien von Villafranca waren inzwischen im Definitivfrieden von Zürich (am 10. November 1859) bestätigt worden, aber ohne eine der europäischen Mächte zu befriedigen, noch überhaupt zur Ausführung zu gelangen — ward ein Kongreß zu Paris in Aussicht genommen; er kam jedoch nicht zustande.

In politischen Unterredungen während der Monate Oktober 1859 bis Januar 1860 mit Dabormida, mit dem sardinischen Gesandten Desambrois, mit dem englischen, Lord Cowley, hatte der Kaiser nur von Savoyen gesprochen, Nizza unerwähnt gelassen. Seinerseits war jedenfalls Cavour, der am 20. Januar 1860 wieder an die Spitze der sardinischen Regierung getreten war, nun entschlossen, auf besagte Annexionen in Mittelitalien vor einer Abtretung zu dringen und einige Vorbehalte wegen der Ausdehnung der letzteren zu machen.

Daß aber die peinliche Angelegenheit dem König selbst sehr viel näher ging, offenbarte er fast am gleichen Tage. Auf die Anfrage des gefeierten Freischarenführers und Generals Giuseppe Garibaldi, ob die Abtretung seiner Heimat Nizza an Frankreich beschlossene Sache sei, ließ Viktor Emanuel antworten: „Ja! Nicht bloß Nizza, sondern auch Savoyen! Und wenn ich mich drein finden muß, mein Land, das Land meiner Väter, meines alten Stammes abzutreten, wird auch er es ertragen müssen, sein Land zu verlieren, wo er nur geboren ist."

In tiefem Schmerze konnte er die bittere Bemerkung nicht unterdrücken: „Es ist ein grausames Schicksal, daß ich und er Italien dieses Opfer bringen müssen, das größte, das man von uns fordern konnte."

Warum war nun der übermächtige Nachbar auf die Abtretung zweier wertvoller, seit einem halben Jahrtausend und länger zum integrierenden Bestande des Königreichs gehörenden Territorien zurückgekommen? Hatte er doch durch den überraschenden und einseitigen Friedensschluß von Villafranca die Vorbedingung,

Digitized by Google

sein Versprechen, „Italien frei bis zur Adria", nur zur Hälfte, also so wenig erfüllt, daß er den Italienern die Vollendung einer großen Aufgabe allein überlassen mußte. Warum genierte er sich jetzt nicht mehr, den vollen Preis für die Erfüllung jener Aufgabe zu verlangen, an der er selbst verzweifelt hatte?

Es galt für Napoleon, den eignen, wankend gewordenen Thron neu zu stützen. Rücksichten auf seine innere Politik verführten ihn dazu, Italien zweier Provinzen zu berauben. Schon die finanziellen Verluste, welche Ankündigung und Beginn des Krieges Frankreich gebracht, hatten diesen unpopulär gemacht. Bei seiner Rückkehr von Villafranca erfuhr der Kaiser einen bei allem äußeren Gepränge doch ziemlich kühlen Empfang. Alle Parteien waren von dem Ausgang des Krieges enttäuscht. War der das Leben von 7500 gefallenen, das Blut von 12000 verwundeten Franzosen wert? Durch besondere strategische Fähigkeiten hatten sich weder die Generale noch der Kaiser selbst ausgezeichnet. Die Stellung Frankreichs hatte auch nicht einmal in politischer Hinsicht gewonnen. Liberalisierende Maßregeln in der inneren Politik, mit denen Napoleon jetzt zu beginnen versuchte, hatten nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Sein schroffes Auftreten gegen den Heiligen Stuhl entfremdete ihm weiter die öffentliche Meinung Frankreichs. Mit dem Programm, das er in einer von ihm inspirierten Broschüre „Le pape et le Congrès" bekanntgab, der Papst müsse sich mit der Stadt Rom als weltlichen Besitz genügen lassen, verscherzte er es sogar mit der klerikalen Partei, der einstigen Hauptstütze bei seinem Emporkommen. Durch eine Gebietserweiterung hoffte er jetzt dem selbstgefälligen Nationalgefühl der Franzosen zu schmeicheln und die verlorene Volksgunst wiederzugewinnen.

Napoleon ließ nun für seine Annektierungswünsche in der gouvernementalen Presse Stimmung machen. Am 25. und 27. Januar erschienen in der „Patrie" Artikel, die nachweisen sollten, wie beide Provinzen, ihrer Sprache und Sitte nach, eigentlich zu Frankreich gehörten. Sie wirkten beunruhigend in ganz Europa.

Für Sardiniens Vergrößerung auf Kosten des Papstes und österreichischer bzw. bourbonischer Herzöge verlangte — Frankreich Entschädigungen!!

Am 2. Februar 1860 überreichte der neue französische Gesandte Baron Talleyrand in Turin sein Beglaubigungsschreiben; es enthielt die formelle Forderung der Annexion von Savoyen und Nizza, falls die Volksabstimmung in Mittelitalien zugunsten des Hauses Savoyen ausfiele, das hieß: falls außer den andern Teilen Mittelitaliens auch Toskana, das Napoleon als selbständigen Staat — wie er noch immer zu hoffen schien, unter dem Zepter seines Vetters —, in dem von ihm geplanten und vertretenen Staatenbunde hatte erhalten wollen, sich an Sardinien anschließen würden. Dies war neben andern Momenten auch die Folge eines englischen, in der Thronrede der Königin dann proklamierten Vorschlags (vom 22. Januar), der eine Intervention Frankreichs und Oesterreichs in den inneren Angelegenheiten Italiens nur bei einstimmiger Einwilligung der Großmächte gestatten wollte und das Schicksal Mittel-

Digitized by Google

italiens von der Volksabstimmung seiner Staaten[1]) abhängig machte, dadurch also die französischen Anschläge auf die Selbständigkeit und das Selbstbestimmungsrecht der Italiener zu vereiteln suchte.

Wohl gab Cavour noch am 3. Februar dem englischen Gesandten in Turin, Sir James Hudson, die Zusicherung, daß Sardinien in keiner Weise an eine Abtretung, an einen Austausch oder Verkauf Savoyens dächte, auch nicht an die Ausübung eines Drucks auf die Untertanen des Königs, um deren Demonstrationen zu fördern oder zu verhindern. Wenn die Savoyarden sich über irgend etwas zu beklagen hätten, so wüßten sie ja, daß sie bei einer konstitutionellen Regierung berechtigt wären, sich durch das Parlament an die Krone zu wenden. Aber seine Schlußworte: „Ueber das Schicksal Savoyens werde die gesunde Vernunft und die gute Gesinnung der Savoyarden entscheiden," ließen deutlich genug verstehen, daß die piemontesische Regierung dem entschiedenen Ausdruck eines entsprechenden Wunsches Napoleons würde nachgeben müssen.

Auf die Nachricht von der tatsächlich erfolgten Formulierung der Forderungen Napoleons wies der englische Minister des Aeußern, Lord John Russell, Sir Hudson an, Cavour darauf aufmerksam zu machen, daß nach dem Dafürhalten der englischen Regierung der König das Wappen seines Hauses verunglimpfen würde, wollte er die Wiege seines alten und edlen Stammes an Frankreich hingeben. Durchaus nicht selbstlos, warnte sie vor der militärischen Schwächung des Landes durch Preisgabe und Oeffnung seiner Alpengrenzen für den mächtigen Nachbar.

Des Imperators wahres Interesse für Italiens Einheitssache, sein Unmut über die ihm zu selbständige Entwicklung in Mittelitalien, über die als ein „Unrecht" vor Europa erscheinende Großmachtspolitik Viktor Emanuels, die Ankündigung seiner „Rückforderung" (revendication) der „französischen Abhänge der Gebirge um der Sicherheit der Grenzen willen",[2]) unter Betonung der „wiederholt von ihm proklamierten Politik der Uneigennützigkeit" (sic!) kam in seiner Thronrede am 1. März zum entschiedenen Ausdruck; sie mußte wie anderswo auch in London verblüffen und führte im Unterhause zu einer Interpellation des Ministers des Aeußern. Lord Russell gab, wie bereits am 18. Februar, von neuem die vorläufig beruhigende Erklärung, daß die Abtretung nur nach Befragung der europäischen Großmächte gemäß formeller Zusage Napoleons erfolgen würde; daß letztere irreführend war und nur die Aufmerksamkeit einschläfern sollte, zeigte sich sehr bald.

Großes Vertrauen muß Cavour in eine Unterstützung von seiten Englands gegen den Franzosen nicht gesetzt haben, sonst hätte er einen Widerstand gegen dessen Vorhaben wenigstens versucht. König und Minister mußten sich am 12. März

---

[1]) Gegen das Prinzip des Plebiszits durfte Napoleon nichts einwenden, da auf ihm die Legitimität seines eignen Kaisertums beruhte.

[2]) Die angeblich militärische Notwendigkeit des Besitzes Nizzas für Frankreich hatte Marschall Niel herausgefunden.

Digitized by Google

durch einen geheimen Vertrag zur Abtretung jener beiden Länder verpflichten, ehe die ersten Nachrichten über das Ergebnis der allgemeinen Volksabstimmung in Mittelitalien eingelaufen waren. Sie brachte Toskana und die Emilia (nämlich Bologna mit der päpstlichen Romagna, Parma und Modena) an den sardinischen Staat. Napoleon hatte hier eine politische Niederlage durch den italienischen, zur Einheit drängenden Volksgeist, durch die Naturgewalt der nationalen Leidenschaft, die er zu gering eingeschätzt hatte, erlitten!

Jetzt, wo die aus französischen Zeitungen bekannt gewordene Abtretung Savoyens und Nizzas drohte, traten auch die wahren Gesinnungen und Empfindungen der Bewohner beider Provinzen in so unzweideutiger Form zutage, daß sie die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich ziehen mußten.

Bereits am 29. Januar 1860 hatten in Chambéry, der Hauptstadt Savoyens, 3000 Bewohner des Herzogtums im Namen der ganzen Bevölkerung gegen die Einverleibung protestiert. Eine Huldigungsadresse für das Königshaus wurde dem Gouverneur der Provinz überreicht. Seine Zusicherung, daß der in der Bevölkerung so populäre König nicht im entferntesten die Absicht hege, Savoyen von Sardinien zu trennen, ward mit tausendstimmigem Jubel aufgenommen. Aehnlich waren die entsprechenden Demonstrationen in Nizza. Der Gemeinderat der Stadt entsandte dann Mitte März eine Deputation nach Turin, die dem König eine dringende, ja ergreifende Adresse überreichte, um ihn zu bestimmen, die Grafschaft nicht an Frankreich preiszugeben, ihr Gebiet höchstens zu neutralisieren. Für Nizza trat noch die parlamentarische Opposition ein, welche Cavour in der Presse und in Broschüren anklagte, den Gefühlen des Königs beim „Verkauf" Gewalt angetan zu haben, und ferner Cavours Kollege im Ministerium, der Kriegsminister Fanti; er beharrte bei der Ueberzeugung, daß Nizza, diese nicht allein italienische, sondern für die Verteidigung des Landes unentbehrliche Stadt, unter keinen Umständen abgetreten werden dürfe.

Das alles veranlaßte Cavour, wenigstens die Rettung Nizzas zu versuchen, im schlimmsten Falle auf dem Wege der vorgeschlagenen Neutralisierung. Aber er fand keinerlei Entgegenkommen bei den diplomatischen Vertretern des Franzosenkaisers, der damals auf der Höhe der Macht stand. Gerade jetzt verlangte dieser kategorisch, der geheimen Vereinbarung zuwider, die beschleunigte Abfassung des endgültigen Abtretungsvertrages, der sofort im „Moniteur" veröffentlicht werden sollte.

Sein Gesandter Talleyrand und der eigens zu dem Zwecke nach Turin geschickte Direktor seines auswärtigen Ministeriums Benedetti wollten sogar davon absehen, daß die peinliche Angelegenheit erst dem damals üblichen Plebiszit der Bevölkerung und der verfassungsmäßig vorgeschriebenen Sanktionierung durch das piemontesische Parlament unterworfen werde. Im letzteren Punkte blieb aber Cavour unerschütterlich. In Rücksicht auf das Parlament setzte er es durch, daß die Territorialgrenzen schon im Vertrage festgesetzt werden sollten, statt sie einer späteren gemischten Kommission zu überlassen. Allen weiteren Bemühungen, in Einzelheiten möglichst vorteilhaft abzuschneiden, machte Benedetti mit der

Digitized by Google

Drohung ein Ende, er würde seiner Vollmacht gemäß die noch in der Lombardei stehenden französischen Truppen, statt sie nach Frankreich zurückkehren zu lassen, zur Besetzung von Bologna und Florenz verwenden.

Der französische Protektor der Unabhängigkeit Italiens erzwang also seinen Vorteil, seinen Willen, die Verstümmelung der piemontesischen Territorialeinheit, von der Italiens Einheit und Größe ausgehen sollte, durch rohe Gewalt.

Ein Augenzeuge hat uns Cavours „Ernst und Trauer" bei der Unterzeichnung des Vertrages am 24. März 1860 naturwahr geschildert: „Niemals hatte ich ihn so nachdenklich, so schweigsam gesehen. Sein sprichwörtlich gewordener Ausdruck von Gutmütigkeit, seine unwandelbare Fröhlichkeit hatten ihn verlassen, in einem Augenblicke, da ein Federzug seiner Hand seinem Könige und Herrn zwei Provinzen raubte, deren eine die Wiege des Hauses Savoyen gewesen." Es war für ihn, wie er selbst bekannte, das härteste, das grausamste Opfer seines Lebens! — Am folgenden Tage, also noch nicht einmal vierzehn Tage nach Abschluß der geheimen Uebereinkunft, brachte bereits der kaiserliche Moniteur in Paris die Nachricht von der Unterzeichnung des Vertrages. Die französische Regierung hatte ihren Willen durchgesetzt. Cavour blieb es überlassen, die Abtretung im sardinischen Parlament zu verteidigen, dessen neue Legislatur, auf Grund der Wahlen in dem stark erweiterten Königreiche, am 2. April zu Turin eröffnet wurde. Mit sichtbarer innerer Bewegung bezeichnete Viktor Emanuel in seiner Thronrede die Abtretung als ein notwendiges Opfer, das aber seinem Herzen sehr schwer geworden sei.

Indessen kümmerte sich der französische Imperator vorerst nicht um die Erfüllung seines Versprechens, bei Bestimmung der Grenzlinie möglichst die Wünsche Piemonts zu berücksichtigen. Cavour wußte sehr wohl, daß eine etwa deshalb *vor* der Parlamentsabstimmung ausbrechende Ministerkrise auf diese ungünstig wirken und dem Lande gefährlich werden könnte. Er beklagte sich bitter über die geringe Unterstützung von seiten des Kaisers hinsichtlich der ihm aufgebürdeten „undankbaren Aufgabe" bei dessen Diplomaten. Er wies darauf hin, daß eine große Zahl Deputierter nicht vergessen will, daß der Friede von Villafranca nicht bloß Venedig, sondern auch Peschiera und Mantua in den Händen der Oesterreicher ließ, daß die Annexion Mittelitaliens *nicht* mit dem Willen Frankreichs, sondern sich gegen diesen vollzogen hat usw. Nur zu geringen Zugeständnissen verstand sich endlich am Anfang Mai 1860 Napoleon, jetzt rücksichtslos, nachdem er sein Ziel erreicht hatte. Cavour mußte sich notgedrungen mit ihnen zufrieden geben.

Die Volksabstimmung hatte bereits am 15. bezw. 22. April in den abgetretenen Provinzen stattgefunden;[1]) nach dem System, das dabei unter Napoleon üblich war, konnte sie nur äußerlich glänzend für ihn ausfallen. Vorbereitet war

[1]) Um die angeblichen Nationalitätswünsche der Bevölkerungen der beiden Grenzprovinzen Italiens hätte sich übrigens Napoleon, wenigstens nach der Logik seiner eignen Aeußerungen, *nicht* gekümmert, wenn die Gestaltung Mittelitaliens sich nach seinem Willen, *aber dem italienischen Einheitsgedanken entgegen*, vollzogen hätte.

Digitized by Google

sie durch seine Abgesandten — Laity für Savoyen, Pietri für Nizza —, die dann auch später servile Deputationen und blendende schwülstige Ergebenheitsadressen für Napoleon in Szene zu setzen wußten.

Daß die größten Unregelmäßigkeiten, Bestechungen, Bedrohungen und Einschüchterungen der Votanten, unmäßige Spenden von Wein, Branntwein, von Geschenken aller Art für den einzelnen, Versprechungen von staatlichen Zuwendungen für die Gesamtheit dabei Stimmung machten, ward der französischen Regierung und ihrer Partei öffentlich zum Vorwurf gemacht. Vor allem protestierte Garibaldi am 14. April „gegen die Gewalttat, welche durch Korruption und brutalen Zwang Nizza angetan wird", und nochmals am 4. Mai (gegen diesen „Akt des Betruges und der Gewalt", wie er die Abstimmung nannte), da er mit Laurenti-Roubaudi, als Deputierter Nizzas, seine Entlassung aus dem piemontesischen Parlament nahm; dort hatte er, erfolglos, bereits am 6. und 12. April die Sache seiner Vaterstadt als dringend zur Sprache bringen wollen. Deutlicher machte er noch seinen Gefühlen in einem Briefe vom 25. April an die Heimat Luft: „Mein Herz ist von tiefer Trauer erfüllt. Die Begegnung mit gewissen Menschen [nämlich mit den Franzosen], die sich brüsten, Italien ‚befreit' zu haben, ist mir unerträglich! Ich kann nicht ihr Freund und Verbündeter sein, denn sie sind das Unglück Italiens und Europas. Sie haben mich um meine Heimat, um meine Geburtsstätte betrogen, und ich muß es mit tiefem Schmerze bekennen, daß ihnen dabei eine italienische Regierung hilfreiche Hand geleistet hat! Gott möge es ihr verzeihen." [1])

Der, dem er deshalb unauslöschlichen Haß nachtrug, Cavour, mußte denselben Vorwurf im Parlament, in dem am 10. Mai die Debatte begann, von Bertani hören: „Er habe das Geburtsland eines Garibaldi, die Erde, welche die Gebeine seiner Mutter decke, verkauft" — Worte, die einen um so tieferen Eindruck machen mußten, da damals gerade die Blicke ganz Europas auf den tollkühnen Zug des Nationalhelden nach Sizilien gerichtet waren. Rattazzi und Guerrazzi waren die sonstigen Hauptsprecher der Opposition. Cavour entfaltete (am 26. Mai) seine gewandte Beredsamkeit, mit der er auf die Notwendigkeit hinwies, Italien die Freundschaft Napoleons zu erhalten. Er rechnete bereits mit der demnächstigen Einverleibung des neapolitanischen Königreichs, mit diesem erheblichen Fortschritt in der Vereinheitlichung Italiens, die der Kaiser nicht erschweren oder gar hindern dürfe. Cavour bemühte sich — eingestandenermaßen *gegen* seine Ueberzeugung — darzutun, daß in den abgetretenen Provinzen das französische Element vorwalte, daß besonders Nizza, seiner Natur und Bevölkerung nach, nicht italienisch sei.

Eine kriegerische Verwicklung mit dem anmaßenden Nachbar mußte ja, in Rücksicht auf die damalige Lage Sardiniens, vermieden werden; das wußte auch das

---

[1]) Am 26. März schrieb Garibaldi an Guerzoni: „Ich werde erröten müssen vor meinen Waffengefährten, mich *Italiener* zu nennen, und Ihr werdet mich Untertan des 2. Dezembermannes, des Papstbeschützers nennen."

Digitized by Google

Parlament. Deshalb erfolgte (am 29. Mai) das Zustimmungsvotum zu der in Wahrheit schon perfekt gewordenen Abtretung mit großer Majorität. Auf eine wirklich tatkräftige Intervention Englands war nicht zu bauen, der einzigen europäischen Großmacht, welche wiederholt ihre Sympathie für das zur Einheit Italiens strebende Königreich zum Ausdruck gebracht, sich zum Interpreten der Entrüstung Europas über Napoleons Politik gemacht hatte. Ihre Mißfallensäußerungen und unverbindlichen (weil nie formellen) Proteste waren nur ein Akkompagnement, das die französische Regierung beunruhigen sollte, aber ohne entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Ereignisse! — Am 11. Juni 1860 unterzeichnete dann Viktor Emanuel den förmlichen Zessionsvertrag über Nizza und Savoyen, und nun erst, vier Tage später, zog die französische Armee vollständig aus Oberitalien ab!

Ein eignes Kapitel bilden die teilweise mit Unterstützung der englischen Regierung ausgesprochenen Reklamationen und Proteste der Schweiz wegen der Neutralität der nördlichen Distrikte Savoyens, Chablais und Faucigny, seit dem Juli 1859.

Diese Neutralität war durch die Wiener Kongreßakte von 1815 gewährleistet worden. Am 6. Februar 1860 hatte sich der französische Kaiser dazu verstanden, die Ueberlassung der beiden Distrikte an die Eidgenossenschaft „aus Sympathie für die Schweiz" zuzusichern. Das hinderte ihn aber nicht, am 21. März sein hochherziges Zugeständnis eigenmächtig wieder zurückzunehmen unter dem Vorwand, daß die dortige Bevölkerung selbst dagegen wäre. Ein Protest der Schweiz war natürlich wirkungslos, da sie keinerlei Unterstützung bei den Großmächten fand. —

Man hat die Abtretung Nizzas und besonders Savoyens mit der Erwägung zu beschönigen, man hat es gewissermaßen als naturgemäß zu entschuldigen gesucht — wie es aus Politik Cavour und selbst Viktor Emanuel in seiner mit schlecht verhüllter Bitterkeit durchsetzten Abschiedsproklamation vom 1. April haben tun müssen —, daß beide Provinzen als zweifelhafte Grenzgebiete schon durch die Sprache[1]) nach Frankreich hinneigten. Demnach wären sie in dem neuen nationalen Staate ein fremdartiges Element geblieben!

Ja, konnte man nicht dasselbe von der ganzen, der einen Provinz gleichnamigen Herrscherdynastie behaupten? Als ein fremdartiges Element sie bezeichnen, die nun Mittelpunkt und erste Stütze, der ethische und patriotische Zusammenhalt wurde für das aus ungleichartigen Bestandteilen sich zusammenfügende Staatengebilde auf der Apenninhalbinsel?

Niemals hat es in der Weltgeschichte einen ähnlichen Fall gegeben, daß Grenzterritorien lediglich wegen der Verwandtschaft in Sprache und Sitte dem Nachbarstaate abgetreten wurden, außer infolge kriegerischer Eroberung. Die

---

[1]) Die Sprache der Nizzarden ist ein aus dem Provenzalischen und Italienischen gemischter Dialekt, die der Savoyarden ein ähnlicher französischer Patois, mit etwas weniger Italienisch vermischt.

Digitized by Google

Erwerbung der beiden Provinzen war keine Lebensnotwendigkeit für Frankreich, sie war tatsächlich nur ein Akt der Eroberung seiner damaligen Regierung. Napoleon meinte damit seine und seiner Dynastie Stellung zu befestigen; in Wahrheit aber hatte er in Europa Argwohn und Mißtrauen gegen sich heraufbeschworen. Daß sein Eintreten für Italiens Einheit angeblich aus dem Prinzip der Nationalität heraus nur eigennützig und unaufrichtig gewesen, war jetzt bewiesen. Weitere Wiederherstellungen der „natürlichen Grenzen" auf Grund der kurzlebigen Staatengestaltungen seines großen Oheims durch ihn wurden befürchtet.

Eine derartige Aussicht alarmierte zunächst die Schweiz; nach obiger Theorie war sie ja bedroht in dem ganzen Besitze ihrer französisch sprechenden Teile, vor allem Genfs. Alarmiert war ferner Belgien, aber auch Holland, Preußen[1]) und England.

Was Napoleon wenigstens für diesmal[2]) bei Italien geglückt war, die Geltendmachung der Rolle eines Mittlers in Europa mit Kompensationen für Frankreich, mißlang ihm bei Preußen und führte schließlich seinen Sturz herbei.

Ueber das hier behandelte Kapitel aus der Geschichte der völkerverwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Italienern und Franzosen sagt Heinrich v. Treitschke in dem literarischen Denkmale, das er, begeistert für Italiens Auferstehung, mit überwältigender historischer Feinheit Camillo Cavour gesetzt hat: „Der Makel, der an diesen Händeln haftet, fällt ausschließlich auf die kleinsinnigen Befreier, mehr noch auf die französische Nation als auf ihren Kaiser. Denn schamlos trat die Ländergier der Franzosen wieder hervor. Um Gottes willen, schrieb Bixio aus Paris, unterzeichnet, wenn ihr das französische Bündnis wollt; wo nicht, so wird Italien nie mehr Teilnahme in Frankreich finden!"

Die Neutralität Italiens — eine Enttäuschung?

Von einem österreichischen Politiker

Sir Maurice de Bunsen, der letzte Botschafter Großbritanniens in Wien, hat seiner Regierung einen aus London, 1. September, datierten Bericht über die Vorgänge zu Ende Juli und Anfang August erstattet, der u. a. die Bemerkung enthält, die Erklärung der Neutralität Italiens sei in Wien bitter empfunden, aber von den Zeitungen kaum erwähnt worden. So wenig zutreffend die übrigen Ausführungen dieses Berichtes sind, die darauf hinauslaufen, die englische Regierung reinzuwaschen und die Schuld an dem Ausbruche des gegenwärtigen

[1]) Vgl. Brief des Prinzregenten von Preußen an den Prinzgemahl Albert vom 4. März 1860 bei Th. Martin, The life of the Prince Consort, V, p. 47.

[2]) Gegen weitere Gebietsabtretungen an Frankreich verwahrte sich öffentlich im Parlament sehr entschieden Cavours Nachfolger Ricasoli am 2. Juli 1861.

Digitized by Google

Krieges Deutschland zuzuschieben — sie haben bereits von berufener deutscher Seite die verdiente Zurückweisung erfahren —, so läßt sich nicht leugnen, daß an der eben erwähnten Bemerkung etwas Wahres ist. In der Tat, der gewöhnliche Menschenverstand hat sich den Dreibund stets als ein Verhältnis vorgestellt, das jeden der Verbündeten automatisch auf den Plan ruft, sobald seine Bundesgenossen in einen Krieg verwickelt sind, als ein solidarisches Zusammenstehen in Freud und Leid. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, daß ein so hervorragender Politiker wie Herr Cirmeni es unternommen hat, in einer angesehenen Zeitschrift die Haltung Italiens dem deutschen Publikum mundgerecht zu machen. Seine Ausführungen wurden bereits in der „Deutschen Revue" im Geleit eines Vor- und eines Nachwortes veröffentlicht, welche den Zweck verfolgten, einzelne Behauptungen Cirmenis auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Nichtsdestoweniger folge ich gerne der Aufforderung, den Artikel auch vom österreichischen Standpunkte zu besprechen, und will an derselben Stelle die Argumente, die Herr Cirmeni ins Treffen führt, um zu erklären, weshalb Italien nicht an der Seite Deutschlands und Oesterreich-Ungarns kämpft, der Reihe nach sine ira et studio einer Untersuchung unterziehen. So einleuchtend sie auch sein mögen, rufen sie mir doch die Worte des Thoas in der „Iphigenie" ins Gedächtnis:

„Man spricht vergebens viel, um zu versagen,
Der andre hört von allem nur das Nein."

In die erste Linie seiner Argumente stellt Herr Cirmeni die Behauptung, der Dreibund sei rein defensiver Natur und setze den Casus foederis nur für den Fall fest, daß eine der verbündeten Mächte angegriffen werde. Auf eine Erörterung über den Inhalt des Dreibundes einzugehen, ist deshalb schwierig, weil dieser Vertrag oder richtiger die Verträge, die zwischen Italien einerseits Deutschland und Oesterreich-Ungarn anderseits bestehen, bisher als strenges Geheimnis behandelt wurden und es nur wenigen gegönnt war, den Schleier, der sie verhüllt, zu lüften. Zwar behauptet Herr Galimberti in seinem Artikel, den Dreibund genau zu kennen, ich möchte das aber bezweifeln. Auch die Wiener „Neue Freie Presse" hat im Jahre 1888 den angeblichen Inhalt dieser Verträge veröffentlicht, und der dort enthaltene Text ist sogar von einer Anzahl ernster Völkerrechtslehrer (Liszt, Rolin Jacquemyns usw.) übernommen worden; allein auch die Authentizität dieser Veröffentlichung erscheint mir zweifelhaft. Als sicher darf man allerdings annehmen, daß die Dreibundverträge zum Schutze gegen drohende Gefahren geschaffen wurden. In seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888 sagte Fürst Bismarck: „Der Vertrag, den wir mit Oesterreich geschlossen haben und ähnliche Verträge mit andern Regierungen, insbesondere Verabredungen, die wir mit Italien haben, sind nur der Ausdruck der Gemeinschaft in den Bestrebungen und in den Gefahren, die die Mächte zu laufen haben. Sie haben das gleiche Bestreben, Gefahren, die sie gemeinsam bedrohen, abzuwehren." Der Zweck des Dreibundes war also gewiß ein defensiver, nämlich die Erhaltung des dermaligen Besitzstandes, und ebenso gewiß ist es ihm zu danken, daß Europa durch fünfunddreißig Jahre sich der Segnungen des Friedens erfreuen

Digitized by Google

konnte. Ebenso sicher ist es aber, daß damit seine Aufgabe nicht erschöpft sein konnte, sondern daß er die Verbündeten auch verpflichtete, zur Abwehr drohender Gefahren ans Schwert zu greifen; er wäre sonst ziemlich wertlos. Das zu bestreiten, fällt auch gewiß Herrn Cirmeni nicht ein. Er steift sich aber auf das Wort Angriff. Nun ist das eigentlich eine Frage der Interpretation, denn selbst wenn ein Bündnisvertrag einen ausschließlich defensiven Charakter an sich trägt, wird es, wie der berühmte Internationalist Heffter zutreffend bemerkt, nicht immer leicht sein zu entscheiden, ob der Bundesgenosse der angegriffene oder der angreifende Teil war. Ausschlaggebend muß meines Erachtens der Umstand sein, ob der Angriff den Zweck verfolgt, sich fremden Gutes zu bemächtigen, oder ob er bestimmt ist, den eignen Besitz zu verteidigen. Offensiv in diesem Sinne des Wortes sind in dem gegenwärtigen Kriege gewiß nicht Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Sie sind die Angegriffenen, sie sind es, die ihren Besitz zu verteidigen haben, zu verteidigen gegen Rußland, das darauf ausgeht, Oesterreich-Ungarn zu zertrümmern, indem es sich der von Ruthenen bewohnten Gebiete bemächtigen will, die Bemühungen Serbiens, Kroatien und Bosnien an sich zu reißen, unterstützt und uns Rumänien in die Flanke zu hetzen versucht, um sich so den Weg zu den Meerengen frei zu machen; — gegen die Franzosen, die aus ihren Revanchegelüsten nie ein Hehl gemacht haben, endlich gegen England, das die aufstrebende Seemacht Deutschlands nicht neben sich dulden will. Ungeachtet also das Ziel, das die Mächte des Dreiverbandes verfolgen, zweifellos eine Minderung des Besitzstandes Oesterreich-Ungarns und Deutschlands ist, hat sich Italien auf den formellen Standpunkt gestellt und sich für die die strenge Interpretation des Casus foederis entschieden.

Aber selbst wenn der Casus foederis unzweifelhaft vorgelegen wäre, hätten anderweitige Verabredungen Italien unter Umständen an der Erfüllung seiner Bundespflichten gehindert. Wie Herr Cirmeni bemerkt, sollen Deutschland und Oesterreich seinerzeit der Erklärung zugestimmt haben, daß Italien an einem Kriege nicht teilnehmen werde, an dem England beteiligt ist. Dies habe der damalige italienische Minister Graf Guicciardini im Jahre 1906 in einer Sitzung des Senates ausdrücklich betont (der ausführliche Auszug dieser Rede, der damals den Wiener Blättern zukam, hat die erwähnte Stelle nicht enthalten). Ferner hätte nach einer Aeußerung Delcassés, von der man hier ebenfalls nichts weiß, Italien in dem von Visconti-Venosta im Jahre 1902 mit Frankreich abgeschlossenem Abkommen über Tripolis und Marokko, das erst Prinetti an die Oeffentlichkeit brachte, sich verpflichtet, an einem Angriffe Deutschlands auf Frankreich nicht teilzunehmen. Man sieht, wie verklausuliert die Verpflichtung Italiens zur Heeresfolge im Grunde ist.

Daß unter diesen Umständen die italienische Regierung in einige Verlegenheit geriet, als es sich darum handelte, zu dem ausgebrochenen Kriege Stellung zu nehmen, ist nicht verwunderlich. In einem Artikel eines Giolitti nahestehenden Blattes wird die Lage Italiens sehr treffend mit den Worten charakterisiert, es sei gezwungen, auf einem Drahtseile zu laufen.

Digitized by Google

Wenn man eine seinerzeit in der „Tribuna“ veröffentlichte Notiz als authentisch ansehen darf, hat der italienische Ministerrat bereits am 1. August die Lage in Erwägung gezogen und sich in der Auffassung geeinigt, daß Italien nicht verpflichtet sei, an dem Kriege teilzunehmen, sich vielmehr seine Entschließungen vorbehalte. Angesichts dieser Erklärung ist es begreiflich, daß die Mächte des Dreiverbandes es an nichts fehlen ließen, um Italien zu sich herüberzuziehen. Der erste Lord der Admiralität, Sir Winston Churchill, gab die Versicherung, daß Frankreich und England keine weitere Ausdehnung im Mittelmeere wünschen, Frankreich wollte der lateinischen Schwester ein Anlehen von einer Milliarde unter den günstigsten Bedingungen gewähren, Rußland endlich hatte den schlauen Gedanken, Italien die Auslieferung der österreichischen Kriegsgefangenen italienischer Nationalität anzubieten unter der Voraussetzung, daß sie verhindert würden, neuerdings in österreichische Kriegsdienste zu treten. Dazu eröffnete man Italien die verlockendsten Perspektiven auf territoriale Erwerbungen, natürlich auf Kosten Dritter. Das Ministerium Salandra blieb allen diesen Verlockungen gegenüber fest und beantwortete alle Interpellationen, die von innen und von außen kamen, dahin, daß Italien unter allen Umständen bei seiner neutralen Haltung verharren werde. Daß dann die Beschlagnahme italienischer Schiffe durch französische und englische Kreuzer, die Behandlung der italienischen Freiwilligen in Frankreich, die Erinnerung an die feindselige Haltung Frankreichs während des libyschen Feldzuges nicht dazu beitragen konnten, Italien für die Liebeswerbungen aus Paris zugänglicher zu stimmen, wird man ihm nicht verübeln können.

Auf eine Andeutung in den beredten Ausführungen Cirmenis möchte ich noch kurz zurückkommen. Zum Beweise, daß der Dreibund seine Teilnehmer nicht unbedingt zu einem solidarischen Vorgehen verpflichte, wird in dem Artikel das Beispiel des Italienisch-Türkischen Krieges angeführt, in dem Deutschland und Oesterreich ihre Neutralität erklärten. Ja, hätte Italien eine Kooperation seiner Verbündeten gewünscht oder auch nur erwartet? Das wird sich kaum behaupten lassen. Dagegen spricht jedenfalls eine Aeußerung San Giulianos vom 18. Dezember 1912, die hier wörtlich angeführt werden soll. „Wenn die Unternehmung in Libyen nicht durch diplomatische Verhandlungen vorbereitet wurde, so hatte das seinen Grund darin, daß Italien von allem Anfang an den Wunsch hatte, diese Aktion ausschließlich mit eignen Kräften, als Ausfluß der erneuerten Energie des italienischen Volkes durchzuführen.“ Uebrigens besaß ja Italien, wie in Crispis Mempiren zu lesen ist, hinsichtlich der italienischen Aspirationen in Nordafrika bestimmte Zusicherungen seiner Verbündeten. Ebensowenig zutreffend ist der Hinweis auf das Ultimatum Oesterreich-Ungarns an Serbien. An eine Mitwirkung Italiens bei diesem Kriege hat man wohl nie gedacht. Uebrigens haben die Dreibundverträge wohl stets nur kriegerische Zusammenstöße zwischen den Mitgliedern der beiden europäischen Mächtegruppen im Auge gehabt und gewiß nicht Fälle, wie die beiden angeführten.

Digitized by Google

Soviel über die Bündnisfrage. Nun zum zweiten, von Cirmeni allerdings nur kurz angedeuteten Grunde für Italiens neutrale Haltung: es fürchtete, daß das Vorgehen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien den Statusquo auf der Balkanhalbinsel zum Schaden des italienischen Einflusses erschüttern könnte. Aus dieser Bemerkung, ebenso wie aus dem Motivenberichte, mit dem die „Tribuna" seinerzeit die Beschlüsse des italienischen Ministerrates eingeleitet hat, spricht neuerdings jenes Mißtrauen in Oesterreich-Ungarns Balkanpolitik, das trotz aller Abmachungen und Zusicherungen in Italien unausrottbar zu sein scheint. Inzidenter auf dieses Thema einzugehen, ist hier nicht der Platz.

Durchaus einleuchtend ist die weitere Erwägung, daß Italien sein Heer nicht vollständig bereit hätte, um einen großen Krieg zu beginnen. Wie es heißt, hat der libysche Feldzug nicht bloß organisatorische Maßnahmen in der italienischen Armee notwendig gemacht, sondern auch die sonst so geordneten italienischen Staatsfinanzen in eine gewisse Unordnung gebracht. Unter solchen Umständen weicht man einem so kostspieligen Unternehmen, wie ein europäischer Krieg ist, begreiflicherweise lieber aus. Ultra posse nemo tenetur.

Als letztes, gewichtigstes Argument führt Herr Cirmeni die Erwägung ins Treffen, wenn Italien an der Seite Deutschlands und Oesterreichs sich am Kriege beteiligte, hätte es zu befürchten, daß die im Mittelmeer vereinigten Flotten Englands und Frankreichs die italienischen Städte an den langgestreckten Küsten beschießen, seine großen Inseln in Gefahr bringen und die Verbindung zwischen Italien und Libyen abschneiden würden. Diesem Gedanken widmet Cirmeni eine längere Ausführung, und er verdient deshalb, auf seine Berechtigung eingehender geprüft zu werden. Oesterreich-Ungarn und Deutschland haben für die Mittelmeerinteressen Italiens stets das vollste Verständnis gehabt und dies auch, wie Crispi erzählt, bei den Verhandlungen über den Anschluß Italiens an das deutsch-österreichische Bündnis deutlich zu erkennen gegeben. Sie haben es auch begreiflich gefunden, daß Italien zum Schutze dieser Interessen besondere, ausschließlich diesem Zwecke dienende Verabredungen mit Frankreich und England traf. Allein es mußte ihr begreiflicher Wunsch sein, Italien aus diesem Verhältnis der Abhängigkeit von der Gnade zweier, einer andern Gruppe angehörenden Mächte zu befreien und ihm behilflich zu sein, auf eignen Füßen zu stehen. Der Gedanke eines Zusammenwirkens der österreichisch-ungarischen und der italienischen Flotte zum Schutze ihrer gemeinsamen maritimen Interessen fand nicht bloß in den Regierungskreisen, sondern auch in unsern Vertretungskörpern warme Anwälte, wie die Protokolle der Delegationssitzungen, die Reden des Grafen Tisza, des Herrn v. Grabmayr usw. erweisen. Um die österreichisch-ungarische Flotte in den Stand zu setzen, dieser Aufgabe gerecht zu werden, wurden die Marineausgaben, die im Jahre 1902 49 Millionen betrugen und seitdem eine fortwährende Steigerung erfuhren, in den Voranschlag für 1914/15 mit 177 Millionen eingesetzt. Diese Bestrebungen blieben in England und Frankreich nicht unbemerkt. Gelegentlich der Beratung des Marinebudgets im englischen Oberhause, August 1913, lenkte Earl of Selborne die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Umstand, daß im

Digitized by Google

Mittelmeere 4 englische 13 italienischen und österreichischen Schiffen gegenüberstehen, und daß sich in den nächsten Jahren die Lage für England noch ungünstiger gestalten werde. Lord Haldane erwiderte, es sei allerdings mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sich die Flottenbestände Oesterreichs und Italiens erhöhen, allein er könne nicht unerwähnt lassen, daß Frankreich im Mittelmeere eine Flotte habe, die beinahe ebenso groß ist wie die vereinigten Flotten Oesterreichs und Italiens, und im März 1914 äußerte sich der erste Lord der Admiralität dahin, daß England im Jahre 1915 im Mittelmeer ein Schlachtschiffgeschwader von 8 Schiffen haben wolle, wovon 6 Dreadnoughts, die auf Malta basiert sein werden. Auch in Frankreich erwachte die Besorgnis von einer Verschiebung der Machtverhältnisse im Mittelmeere. Der französische Marineberichterstatter gab die offene Erklärung ab, daß das Hauptziel der französischen Marinepolitik darin bestehe, Frankreich und seinem Verbündeten um jeden Preis die Beherrschung des Mittelmeeres zu sichern. Es bestehe zwar gegenwärtig eine Gleichwertigkeit in bezug auf das Schiffsmaterial, im Jahre 1920 werden aber 4 Ueberdreadnoughts nötig sein, um dieses Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Welchen Wert übrigens die Unterstützung der Verbündeten auch in maritimen und kolonialen Fragen für Italien besitzt, zeigte sich auf der Londoner Botschafterkonferenz. Als der französische Delegierte Cambon die Abtretung sämtlicher ägäischen Inseln an Griechenland befürwortete, traten die Vertreter Oesterreich-Ungarns und Deutschlands für die Vorbehalte des Marchese Imperiali ein. Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges dürften übrigens dazu beigetragen haben, die Furcht Italiens vor den Flotten Frankreichs und Englands herabzumindern. Das französische Mittelmeergeschwader hat sich in diesen drei Monaten damit zufriedengegeben, einige baufällige Kastelle an der dalmatinischen Küste zu bombardieren, und die Erfolge, die Deutschland zur See erzielte, haben dem Prestige Englands als weltbeherrschender Seemacht zum mindesten einen starken Stoß versetzt. Was aber den dritten Verbündeten, Rußland, anbelangt, hat Italien wohl kaum ein Interesse, ihm den Weg zum Mittelmeer zu ebnen; es würde dies allen seinen Traditionen widersprechen. Als es sich um den Anschluß Sardiniens an die Westmächte im Krimkriege handelte, hielt Graf Cavour im Turiner Parlament eine Rede, in der er ausführte, wenn Rußland sich Konstantinopels bemächtigte, würde es die Oberherrschaft auf dem Mittelmeer erringen, die Folge wäre aber für Piemont wie für ganz Italien im höchsten Grade verhängnisvoll. Vor eine neue Probe auf das Exempel ist Italien durch das Eintreten der Türkei in den Krieg, und zwar als Gegner des Dreiverbandes gestellt. Der Gedanke liegt nahe, daß Italien durch das Entflammen der panislamitischen Bewegung auch in seinen afrikanischen Besitzungen bedroht werden könnte. Diese Befürchtung erweist sich als unbegründet. Es liegen Zusicherungen der Pforte vor, daß sie in Berücksichtigung der italienischen Interessen alle erforderlichen Maßnahmen treffen wolle, um die islamitische Bewegung von Libyen fernzuhalten. Nach seither eingelangten Meldungen soll der Schech der Senussi tatsächlich seine Streitmacht bereits aus der Cyrenaika zurückgezogen und nach

Digitized by Google

Aegypten geschickt haben. Auch die türkische Presse schlägt einen freundlichen Ton an. So wurde unlängst im „Tanin" die Wichtigkeit der Freundschaft der Türkei für Italien hervorgehoben und versichert, daß Italien, solange es seinem Verbündeten treu bleibe, auf die Freundschaft der Türkei rechnen könne. Eine gleiche Erklärung erfolgte angeblich von seiten des türkischen Botschafters am italienischen Hofe.

Versucht man die Argumente, die im Artikel Cirmenis und anderwärts für die Neutralität Italiens vorgebracht wurden, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, so gelangt man zu der einfachen Formel, Italiens Haltung werde ausschließlich durch seine Interessen bestimmt. Diese Interessen weisen es aber auf seine Verbündeten. Die „Tribuna" hat noch vor Ausbruch des Krieges einen Artikel veröffentlicht, in dem es hieß, Italien werde, eines napoleonischen Spruches gedenkend, daß das Herz eines Staatsmannes in seinem Kopfe sitzt, nur seinen eignen Interessen Rechnung tragen; diese müßten es aber bestimmen, den Dreibundvertrag ehrlich und rückhaltlos zu erfüllen und von seinen Verbündeten die Gefahr hinterhältiger Ueberfälle fernzuhalten. Die Kraft Oesterreich-Ungarns und Deutschlands in Europa bedinge die Kraft und Macht Italiens im Mittelmeer. Demselben Gedanken hat der deutsche Staatssekretär v. Jagow in einer Unterredung mit einem italienischen Journalisten Ausdruck gegeben, indem er sagte, die Perspektiven der Zukunft müßten Italien zu den Zentralmächten drängen, deren Interessen mit denen Italiens vollständig zusammenfallen. Ist man sich in Italien dessen bewußt, daß seine dauernden Interessen mit denen seiner Verbündeten gemeinsam sind, so wird man auf der andern Seite gerechterweise verstehen müssen, wenn seine besonderen Interessen es Italien geraten erscheinen lassen, in dem gegenwärtigen Kriege neutral zu bleiben. Daß keine Macht auf die Dauer eine mit ihren Interessen im Widerspruche stehende Bündnispolitik verfolgen könne, hat Bismarck in seiner obenerwähnten Rede besonders hervorgehoben.

Deutschland hat nach den Erklärungen des Herrn v. Jagow in der loyalsten Weise die Gründe anerkannt, welche für den, angesichts mannigfacher Umstände, von Italien gefaßten Beschluß, neutral zu bleiben, maßgebend waren, und auch in Oesterreich-Ungarn würdigt man, wie eine hochoffiziöse Aeußerung im „Fremdenblatt" besagt, vollständig die Erwägungen, die Italien zu seiner Haltung bestimmen, und begreift, daß es sich entschlossen hat, am Kriege nicht teilzunehmen. Italien, das stets einer Politik der Abenteuer abhold war, wird, wie man annehmen darf, auch weiterhin bei seiner wachsamen und besonnenen Neutralität verharren, die sich als ehrlich gegen die Bundesgenossen und als fest gegen den Dreiverband erwies. So ist denn die anfängliche Ueberraschung über die in Rom gefaßten Entschlüsse einem vollen Verständnis gewichen, und Italiens Neutralität wird in Wien nicht mehr „bitter empfunden", wie Herr v. Bunsen sagte.

Wien, 12. November 1914.

Digitized by Google

Wissenschaft und Patriotismus

Von

Prof. Dr. Rudolf v. Scala

Im schwersten Kampfe, den Bildung und Gesittung je gekannt haben, ziemt es sich, auch Einkehr zu halten in das Verhältnis der Wissenschaft zum Vaterlande, zum Weltkriege. Erklärungen von Hunderten sind hinausgegangen, die Zeugnis ablegen dafür, wie eins alle Vertreter der deutschen Wissenschaft und Kunst sich fühlen in dem Kampfe gegen heimtückische Verschwörer und Meuchelmordbeschützer. Es ist uns ja wahrhaft nicht schwer gemacht, aller Welt, die Urteil besitzt, zu zeigen, auf welcher Seite Kultur und Zivilisation beschützt wird, auf welcher Seite eine unfähige Staatsverleitergesellschaft die Japaner, die Turkos und Senegalneger, die Kaffern, die Tungusen und Baschkiren, die Gurkhas und Sikhs, die Anamiten und Tonkingleute auf die Deutschen und Oesterreicher losläßt. Hält die Gewissenlosigkeit Greys in dunklen Stunden den Sieg dieser Horden für möglich? Und dann — après nous le déluge? Und so wollen wir angesichts so unsagbaren Frevels gegen Rassenglauben, gegen Kulturüberlegenheit und gegen die Kulturmenschheit zusammenfassen, wie wir ganz anders als die Unterzeichner der englischen Gelehrtenerklärung vom 1. August, die sich in tiefer Ehrlichkeit gegen einen allfälligen Krieg wenden mußte, in all unseren Gefühlen, aber auch in all unseren Gedanken und Erwägungen uns eins fühlen mit unseren kämpfenden Heeren; wie wir keine Scheidung zwischen Militarismus und Wissenschaft kennen, die so töricht von unseren Gegnern erfunden wird; wie alle unsere Wünsche nur die gänzliche Besiegung unsrer Gegner kennen, nicht etwa in unserem deutsch-österreichischen Interesse allein, sondern zugunsten einer gedeihlichen geistigen Entwicklung der Menschheit: wohin käme sie, wenn die Ideale dieser „Staatsmänner", die zu Hordenführern geworden sind, verwirklicht würden?

Staat und Wissenschaft hatten nicht immer ein inniges Verhältnis. Zeiten tiefen Zwiespaltes waren vorhanden, da wissenschaftlicher Ernst sich mühsam den Weg bahnte, seine warnende Stimme erheben sollte und mußte und doch der staatlichen Autorität nicht schaden durfte und konnte. Aber auch gleichgültige Zeiten hat es gegeben, da der Staatsleitung frischere Impulse fehlten und nur Vernunftehe die beiden aneinander kettete, oder ein inniges Verhältnis zwischen Staat und Wissenschaft nicht einsetzen konnte, weil die Wissenschaft seltsame Wege ging, Welt- und Staatsflucht predigte wie zu Zeiten der feig-anarchistischen Träume der Megariker oder des überhebenden Weisheitsprotzentums eines Teiles der Stoa.

Was uns allen aber jetzt die Zungen löst — wäre es nur zu hinreißender Pfingstpredigt! — und die tiefernst empfundene Pflicht erfüllen läßt, Zeugnis abzulegen für unsere Staaten und unser Volkstum, wenn wir schon nicht das

Digitized by Google

Glück hatten, die Schwielen Niebuhrs von den Gewehrgriffübungen auch bei uns festzustellen, das ist die innerste Ueberzeugung: hier in diesem Kriege vertreten unsere Staaten die höchsten Forderungen, nicht bloß für das Deutschtum und für unser Vaterland Oesterreich-Ungarn, auch für Wissenschaft, Kultur und Moral, Recht und Sitte, für alle Kulturgüter und die Fortentwicklung des gemeinsamen Menschheitsbesitzes. Die Uebung der Wissenschaft würde ja sicher nicht ersterben, wenn auch eine mehr tangentiale Beschäftigung in breiteren Schichten — wie in England — oder mehr mechanische Wissenschaftsnachahmung — wie bei den Japanern — siegen würde; wohl aber ginge die wissenschaftliche Durchtränkung des ganzen Staatswesens verloren. In Verwaltung und Unterricht, Volkswirtschaft, Technik und Industrie und nicht zuletzt in unserem „Militarismus" ist überall wissenschaftlicher Geist lebendig und tätig; Wahrheit, Zucht und Ordnung herrscht, wo unsre Zentralmächte herrschen. Und in unseren Kolonien, mögen sie Deutsch-Ostafrika oder Bosnien und Herzegowina heißen, schafft dieser Geist vor allem gesundheitliche Zustände, ist sich der Pflicht bewußt, im höchsten Sinne zu erobern. Sollen wir jenen französischen Generalstabsarzt zitieren, der Madagaskars Zustände mit jenen Deutsch-Ostafrikas vergleicht, und sollen wir die unermüdliche Arbeit in der Herzegowina mit den Zuständen in Indien vergleichen, wo Cholera und Pest wie ehedem herrscht und die ungeheuren Einkünfte nach England abfließen, statt zum Heile des Landes investiert zu werden? Sollen wir von dem Geiste sprechen, der in unseren Schulen herrscht, oder vom Analphabetentum in Belgien? Sollen wir von der breiten wissenschaftlichen Arbeit sprechen, die, gewiß trefflich, aber in schmaler Zone, auch in England geübt wird? Sollen wir von dem wissenschaftlichen Geiste sprechen, der nicht bloß die todbringenden Zeppeline und die Mörser geschaffen, sondern auch die in England vielgeliebten Zeiß-Instrumente und Arzneimittel, die England durch Patentraub sich nun aneignet? Sollen wir auf jenen wissenschaftlichen Geist hinweisen, der unsre beiderseitigen Staaten bei Kriegsausbruch durchdrang, jenen schlichten Geist der Wahrheit, der alle Parteizerklüftung in nie gesehener Kraft geheilt hat? Und den Geist der Steinschen Berichte gegenüber dem Karnevalstum tollster Lügen über Revolutionen in Berlin und Prag, über unsere Kaiser, über Siege und Niederlagen?

So würde der Sieg der vereinigten Engländer, Belgier, Franzosen, Russen, Serben, Montenegriner, Japaner alle Früchte deutschen Geistes vernichten; jener Dilettantismus in der Staatsauffassung, wie er die edelsten Geister — Lord Morley, Burns und hervorragende Lehrer der englischen Universitäten Oxford und Cambridge — in Opposition trieb, würde allein herrschen und seine Blüten, von denen wir Lloyd George, Curzon und andere Leuchten bereits gehört haben, leiteten den Verkehr der Staaten. —

Wissenschaftliche Auffassung kann so nur zu höchsten Opfern auffordern, um nicht als Zukunftsbild jene frivole Politik nach außen und innen zu erhalten, die scheinbar die alte Logik „Macht geht vor Recht" in die Tat umsetzen will, dabei aber vergißt, daß der Bruch des Rechtes auch in der eignen Nation aufs

Digitized by Google

schwerste verurteilt wird, wenn die Kampfmittel durch Kläglichkeit, Verlogenheit und Rassenverrat die Macht in jedem Fall verringern, ja untergraben müssen. —

Vor jedem wissenschaftlichen Forum, das Täuschung des Feindes als Kriegsmittel anerkennt, wird die Unwahrheit gegenüber dem eignen Volke — bloß als Stimmungsmache — auf das heftigste verurteilt werden. Die Betonung des Neutralitätsschutzes Belgiens hat als Beeinflussung der Stimmung des Auslandes und Verhüllung der strategischen Absichten Englands sicher Wert und damit seine Entschuldigung in sich. Aber das eigne Parlament hat laut stenographischem Protokoll der edle Sir Edward Grey belogen; denn es ist Tatsache, daß gerade dieser erlogene Grund der Kriegserklärung bei den Intelligenzschichten und den breiten Massen am meisten Eindruck machte. Die bloße kaufmännische Bilanz, die als Draufgabe von Sir Edward Grey vorgebracht wurde, hätte bei aller Veranlagung nicht die Schwingungen der englischen Volksseele hervorgebracht. Oder wagt der edle Sir noch angesichts der belgisch-englischen Verhandlungen und Abmachungen von 1906 und 1913 die tiefe Verletzung seines Gerechtigkeitsgefühls durch die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität aufrechtzuhalten? So fadenscheinig war noch nie ein Vorwand zum Kriege. Das ist staatslenkender Dilettantismus, der den weltgeschichtlichen Gegensatz verleugnet: zu den aufstrebenden, neuen Kolonialboden benötigenden und erringenden Mittelmächten mit gewaltiger Technik und Industrie steht nicht England an sich im Gegensatze, wohl aber die Neidpolitik Englands mit ihrem Umklammerungssystem, mit ihren Kettenringen Gibraltar, Malta, Suez, Aden, mit ihrem Schaukelsystem, das die stärkste Festlandsmacht als Gegenstand des größten Neides betrachtet. Weshalb nicht aussprechen, was man fühlt? Weshalb sich hinter Kriegsvorwänden verbergen, die wissenschaftliche Geschichtsauffassung beim ersten Anfassen zerbricht? Die Parteinahme Belgiens für England-Frankreich seit 1906, die Selbstvernichtung der Neutralität durfte einem englischen Parlament nicht vorenthalten bleiben. Nie ward also dem eignen Volke ein kläglicherer und unverfrorener erlogener Vorwand zum Kriege geboten als von Grey! Die Fides punica hat nur dem Ausland gegolten; die Fides britannica, die nun sprichwörtlich wird, wendet sich gegen das eigne Volk. Und ein Stück Schamlosigkeit gehörte immerhin dazu, dem Gegensatze zwischen Leistung und Neid in einem Augenblicke nachzugeben, wo man durch ein Losschlagen die Mörderpolitik der Karageorgevich unterstützte.

Und nun zur Stellung der Wissenschaft gegenüber den Kampfmitteln. Für Beurteilung der Psychologie der Lüge, der Stimmungsmache, wird man in künftigen Jahrzehnten beim Studium der englischen und französischen Zeitungen besonders überrascht sein — man braucht nur auf die widerwärtige Täuschung der Antwerpener Bevölkerung, auf die kläglichen Erfindungen in bezug auf Oesterreich, auf die ständigen Lügenberichte aus Frankreich hinzuweisen. Aber ganz besonders beklagt die Wissenschaft, daß das Volk, dem Gobineau angehört, ebenso wie das englische Volk, dem sonst Rassenbewußtsein nicht abzusprechen ist, alle Ueberlegenheit der weißen Rasse vernichten will. Die Worte Gobineaus rufen

Digitized by Google

wir uns lebhaft ins Gedächtnis, die heute mehr als je Geltung haben: „Später als die Kämpfe kamen, brandmarkte die auserlesene Rasse die beiden niederen Gruppen, zumal die schwarzen Völker, mit jenem Namen Barbaren, welcher sozusagen das Zeugnis einer gerechten Verachtung auf ewige Zeiten blieb. Aber neben dieser Wahrheit zeigt sich uns noch die weitere, daß die gelbe Rasse als Angreiferin und Siegerin, gerade wenn sie zwischen die weißen Völker geriet, einem Flusse ähnlich wurde, der Goldlager durchströmt und zerstört: er belädt seinen Schlamm mit Goldkörnern und bereichert sich so selbst. Darum erscheint die gelbe Rasse in der Geschichte so oft halbzivilisiert und verhältnismäßig zivilisationsfähig, bedeutsam zum mindesten als Werkzeug der Zerstörung, während die schwarze Gattung, von jeder Berührung mit der erlauchten Familie mehr abgeschnitten, in eine tiefe Trägheit versunken bleibt." (Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen 2, 381/2.)

Sind diese Ueberzeugungen vom Weltkriege und seinen frevelhaften Verursachern militaristisch? Kühl abgewogenes wissenschaftliches Urteil muß den Stab brechen über Vorwände, Ursachen, Kampfmittel und Endziel. Dieses Endziel würde genügend gekennzeichnet durch den Sieg der gelben, schwarzen, braunen Rassen, durch den Sieg der Verwundetenverstümmler und Frauenmißhandler, durch den Sieg der beiden Nationen, von denen die eine die Freiheit des Individuums andrer Völker mißachtet, die andre duldet, daß ihre Leiter sich statt zu Vertretern der eignen ehrlichen Arbeitsschichten vielmehr zu Anwälten der durch Sportüberhebung und Globetrottertum in Leistungen rückständigen und daher neiderfüllten Schichten machen.

Nun zum Schluß der langen Reihe von Gründen, die uns Vertreter der Wissenschaft in diesen stolzen und großen Zeiten mehr als je zu glühenden Patrioten macht, weil wir Kultur statt Firnis, Wahrheit statt Lüge, Durchtränkung des Staatsgedankens mit wissenschaftlichem Geiste statt dilettantischer Staatsleitung, Menschlichkeit statt Roheit durch unsre Mächte vertreten finden, weil wir in dem Siege unsrer Völker die bessere Zukunft des ganzen Menschengeschlechtes sehen. In der weißen Rasse liegt Vergangenheit und Zukunft; und Verrat an aller Hoheit der Kultur ist diese Völkeransammlung des Dreiverbandes, wo in ungleichem Einsatze Zierden des deutschen Parlaments, des deutschen Fürstenstandes, der deutschen Arbeit, Lehrer unsrer Hochschulen gegen Schlachtreihen fallen, in denen Hottentotten, Tunguſen und Senegalneger kämpfen!

Die Wissenschaft hat bisher in Uebereinstimmung mit dem Patriotismus, der tiefen Liebe zu Staat und Volk, für weite Verbreitung ihrer Ergebnisse und ihrer Methoden gesorgt, in der Ueberzeugung, daß es dem eignen Lande zum Vorteil gereiche, wenn es teile von dem Reichtum geistiger Kräfte. Unsre Hochschulen standen Serben, Japanern, Engländern, Russen wie andern offen, und wir hatten die Freude der Anerkennung unsers Lehrerberufes: die deutschen und österreichischen Hochschulen schienen ein παιδευτήριον, ein Erziehungshort der Welt zu sein. Schwarzer Undank hat uns gelohnt: nicht bloß deutsche Militärwissenschaft verwendet nun Japan gegen uns, auch sonst kehren sich unsre Waffen

Digitized by Google

wider uns. So ziehen wir uns auf uns selbst zurück — in diesem wissenschaftlichen Sinne auf jene uns zugedachte Splendid isolation gegenüber den Westmächten, die wir aber vor allem mit unsern nordischen Stammesgenossen, Holländern, Dänen, Norwegern, Schweden, mit Schweizern und hoffentlich auch mit Rumänen, Italienern, Bulgaren und Türken teilen wollen.

Die Wissenschaft war „international" im weitesten Sinne. Ihr Patriotismus gebietet ihr nun, nur bestimmte Völker heranzuziehen; der undankbaren bedürfen wir nicht.

Zur Vorgeschichte der französischen Kriegserklärung im Jahre 1870

Von

Dr. Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. V.

Als die Belagerung von Paris bereits in ihr letztes Stadium getreten war, die Deutschen sandten schon ihre Geschosse in die Weltstadt, da begegnete ich Ernest Renan,[1]) dessen Kolleg ich 1862 gehört hatte, und der mir immer freundschaftlich gesinnt geblieben war. Er war sehr mißgestimmt in der Voraussicht der baldigen Kapitulation. „Was sich nun ereignen wird," äußerte er, als ich ihn ein Stück Wegs begleitete, „das ist mir ganz klar. Wir sind dem Ende nahe. Um sich zu trösten, wird alle Welt „Revanche" schreien, Revanche in drei, in fünf, in zehn Jahren, je nach dem Temperament des Sprechers. Aber glauben Sie mir, um es Preußen gleich tun zu können, bedarf es einer völligen Regeneration des französischen Volkes. Ich werde sie nicht erleben, und ich fürchte, Sie auch nicht, Doktor, obgleich Sie noch ziemlich jung sind."

Ich habe sie wirklich nicht erlebt, diese Regeneration, aber einen neuen Krieg Frankreichs mit Deutschland. Und wie damals Frankreich unter nichtigen Vorwänden Deutschland mit Krieg überzogen hat, so ist auch jetzt Frankreich über Deutschland hergefallen, weil es vorgab, dem russischen Barbarenstaat, der indirekt schuld war an der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares,

---

[1]) Verfasser, damals Kanzler der bayrischen Gesandtschaft, war infolge Vereinbarung zwischen Bayern und Frankreich in Paris verblieben, und zwar der schweizerischen Gesandtschaft attachiert, da diese den Schutz der bayrischen und badischen Staatsangehörigen übernommen hatte. In dieser Stellung war er während des Krieges, der Belagerung und der Kommune tätig. Seit dem Jahre 1860 in Paris lebend, hatte er vielfach Gelegenheit, die Pariser der verschiedensten Stände und Berufe in ihrer Eigenart kennen zu lernen. — Nebenbei sei bemerkt, daß er den Dienst an der bayrischen Gesandtschaft im Jahre 1874 aufgegeben hat, um einem Rufe zum Eintritt in das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches Folge zu leisten. — Wie er die Vorgeschichte des Deutsch-Französischen Krieges mit dem nüchternen Auge des Deutschen sich hat abspielen sehen, soll den Gegenstand dieser Zeilen bilden.

Digitized by Google

Hilfe leisten zu müssen. Was aber war der wirkliche Grund zu einem Bündnis Frankreichs mit einem Staat, von dessen Bewohnern der Franzose zu sagen pflegt: „Grattez le russe, vous trouverez le tartare!“ Mit einem Staate, dessen Bewohner 70 Prozent Analphabeten hat. Es war die leidige Revancheidee, die verlorenen Provinzen Elsaß-Lothringen dem Deutschen Reiche wieder zu entreißen. Dafür hat es Milliarden an Rußland gegeben, dafür vergießt es heute Ströme Blutes, und alles dieses umsonst. Wir sind noch nicht am Ende des Krieges, aber dafür stehen alle deutschen Mannen, und wenn diese nicht ausreichen, zwei Millionen Freiwilliger ein, daß uns die deutschen Lande Elsaß-Lothringen erhalten bleiben. Frankreich aber rufen wir zu: „Quos Deus perdere vult dementat prius.“

*

Am Montag, den 4. Juli brachte die Morgennummer des „Constitutionnel“ die aufregende Mitteilung, daß die Kandidatur Hohenzollern für den spanischen Thron greifbare Gestalt angenommen habe.[1]) Tags vorher hatte schon die „Agence Havas“ berichtet, eine von dem General Prim abgesandte Deputation habe dem Prinzen von Hohenzollern die spanische Krone angeboten, die von demselben angenommen worden sei. Diese Nachricht in der Abendausgabe der „Gazette de France“ fand nur wenig Beachtung, da der herrliche Sonntag ganz Paris aufs Land gelockt hatte. Aber der Montag mit seiner Ernüchterung war nicht geschaffen, einen Artikel wie den des „Constitutionnel“ mit Gleichmut zu übergehen. Derselbe besagte, allerdings richtiger als die Depesche Havas, „daß Agenten des Marschall Prim sich nach Preußen (sic!) zu dem Erbprinzen von Hohenzollern begeben hätten, um ihm die spanische Krone anzutragen; man wisse noch nicht, ob Prim dies im eignen Namen oder im Auftrage der Cortes getan habe; sei ersteres der Fall, so handle es sich um eine einfache Intrige; sei aber der Schritt vom spanischen Volke sanktioniert, so würde man bei aller Ehrerbietung vor der Entschließung der spanischen Nation ein Gefühl der Ueberraschung nicht unterdrücken können, daß das Zepter Karls V. einem preußischen Prinzen anvertraut werden soll, dem Enkel einer Prinzessin aus der Familie Murat, an deren Namen sich für Spanien nur schmerzliche Erinnerungen knüpfen“.

Alle Abendzeitungen des 4. Juli brachten dieselbe Notiz, und das Zepter Kaiser Karls V. in den Händen eines „preußischen“ Prinzen war für jede Zeitung, welcher politischen Richtung sie auch angehören mochte, gleichbedeutend mit der Knebelung Frankreichs durch Spanien einerseits und durch das herrschsüchtige Preußen anderseits.

Daß der Artikel des „Constitutionnel“ von dem Ministerpräsidenten Ollivier angeregt war, stand für jeden Kenner der politischen Verhältnisse außer Frage. Merkwürdig ist nur, daß in den in Paris am 4. und 5. Juli erscheinenden

[1]) Siehe Cahn, Pariser Gedenkblätter, Bd. I, S. 1 ff.

Digitized by Google

Zeitungen alle ohne Ausnahme nicht von dem hohenzollernschen, sondern von einem preußischen Prinzen sprachen. Zwischen Preußen und Hohenzollern bestanden aber schon seit Jahrhunderten keine verwandtschaftlichen Beziehungen. Außerdem ist ersteres protestantisch, letzteres katholisch! Dagegen hätte durch einfaches Nachschlagen in der französischen Ausgabe des Gothaer Hofkalenders jeder Journalist leicht ersehen können, daß Prinz Leopold von Hohenzollern nicht nur väterlicherseits (Murat), sondern auch mütterlicherseits (Beauharnais) naher Verwandter der Napoleonischen Familie ist.

Auch die Phrase von dem Zepter Karls V., die jeder französische Journalist ohne weiteres sich leistete und mit hohlem Pathos gegen die unersättliche Herrschsucht der brandenburgischen Emporkömmlinge verwendete, zeugte entweder von großer Unwissenheit in der Geschichte oder von bewußter, zur Irreleitung des Volkes bestimmter Fälschung. Ist doch die Regierung Kaiser Karls V. für Deutschland die unglückseligste Periode seines ganzen Bestehens gewesen, d. h. die der ständigen Uneinigkeit unter den deutschen Fürsten. Frankreich war nicht nur nicht geknebelt, sondern es gelang ihm auch damals, unter Heinrich II., die deutschen Reichsstädte Nancy, Metz, Toul und Verdun, 1551/52, durch List und Verrat, durch Mord und Totschlag dem Deutschen Reiche zu entreißen.[1])

Wenn übrigens der „Constitutionnel" am Schlusse bemerkt, wie eigentlich die Spanier darauf kommen konnten, dem Erbprinzen von Hohenzollern, einem Enkel Murats die Krone anzubieten, da dessen Geschlecht für Spanien nur eine Reihe schmerzlicher Erinnerungen wachrufe, so kann dem Verfasser des Artikels nur das Ziel vorgeschwebt haben, das spanische Volk und die Cortes gegen die Kandidatur von vornherein aufzureizen und dieselbe zu hintertreiben. Auf diese

---

[1]) Unter dem Zepter Karls V. hatte Heinrich II., König von Frankreich, mit den deutschen protestantischen Fürsten, vornehmlich Kurfürst Moritz von Sachsen, zu Fontainebleau Chambord 1551 ein Bündnis abgeschlossen, auf Grund dessen sie von dem französischen König Subsidien in der Fehde gegen Kaiser Karl erhalten sollten. Als Entgelt wurde dem französischen Könige zugesagt, daß er die vier Reichsstädte: Nancy, Metz, Toul und Verdun bis zur Beendigung des Krieges besetzt halten könnte. So kamen, meist gegen den Willen der Einwohner, nur durch den Verrat der mit Frankreich immer liebäugelnden, katholischen Klerisei Nancy, Toul und Verdun in den Besitz Frankreichs. Metz gelangte nur dadurch in französische Hände, daß der Konnetabel von Montmorency um Durchzug durch Metz für sich und seine Reitergarde gebeten hatte, statt dessen aber mit seiner ganzen Macht in Metz einzog und diese Stadt besetzen ließ. Die Magistratsmitglieder widersetzten sich diesem Verrat. Sie wurden vom Konnetabel von Montmorency zu einer Besprechung eingeladen, von dessen Garden überfallen und meuchlings ermordet. Zu den rühmlichen Waffentaten Frankreichs kann die Einnahme von Metz wohl kaum gezählt werden. — Interessant ist übrigens das damals in deutscher Sprache erlassene Manifest Heinrichs II., worin er als „Vikarius des heiligen Reichs mit Vorbehalt aller dem Reiche zustehenden Rechte" zusagte: „Niemand solle einiger Gewalt sich befürchten, da er den Krieg bloß deshalb unternommen habe, um einem jeden seine verlorene Gerechtigkeit, Ehren, Güter und Freiheiten zu verschaffen." Als Probe auf diese Zusage hat König Heinrich II. Metz in der vorher erwähnten Weise seinem Lande zugefügt.

Digitized by Google

Weise, dachte sich Ollivier, würde die Volksstimme in Spanien gegen die hohenzollernsche Thronkandidatur Front machen und der Friede gewahrt bleiben.

Die von der Presse geschürte Aufregung, die sich in bisher ganz ungewohnter Weise dem Volke und dem Gesetzgebenden Körper mitteilte, fand am Mittwoch, den 5. ihren Ausdruck in der an die Regierung gerichteten Interpellation Cocherys, deren Beantwortung für Donnerstag, den 6. zugesagt war.

Vor überfülltem Hause fand dann am 6. im Gesetzgebenden Körper die Erklärung Gramonts statt. Dieselbe lautete: „Ich will auf die gestern vom ehrenwerten Herrn Cochery deponierte Interpellation antworten.

Es ist wahr, daß der Marschall Prim dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die spanische Krone angeboten und letzterer sie angenommen hat. Aber das spanische Volk hat sich noch keineswegs darüber ausgesprochen, und wir kennen noch nicht die genauen Einzelheiten einer Unterhandlung, die uns verheimlicht worden ist.

Eine Diskussion würde daher gegenwärtig zu keinem praktischen Ergebnisse führen; wir bitten Sie also, meine Herren, dieselbe zu vertagen.

Wir waren stets bereit, der spanischen Nation unsre Sympathien zu bezeugen und alles zu vermeiden, was den Schein einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer edlen und großen Nation in voller Ausübung ihrer Souveränität erwecken könnte; wir sind bezüglich der verschiedenen Thronprätendenten aus der strengsten Neutralität (?) nicht herausgetreten und haben für keinen derselben jemals Vorliebe oder Abneigung bezeugt.

Wir sind nicht verpflichtet, aus Achtung vor einem Nachbarvolke zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, dadurch zu unserm Schaden das gegenwärtige europäische Gleichgewicht stört und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährdet.

Diese Eventualität wird sich, wie wir bestimmt hoffen, nicht verwirklichen.

Um sie zu verhindern, rechnen wir gleichzeitig auf die Weisheit des deutschen und auf die Freundschaft des spanischen Volkes.

Sollte es anders kommen, so würden wir, stark durch Ihre Unterstützung und die der Nation, unsre Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen."

Ein wahrer Beifallsdonner folgte diesen Worten.

*

Daß Gramont in dieser vor dem Gesetzgebenden Körper abgegebenen Erklärung nicht nur den Prinzen von Hohenzollern ständig als einen preußischen Prinzen bezeichnete, auch für die von Spanien in die Wege geleitete Kandidatur nicht letzteres, sondern nur Preußen verantwortlich machte und gegen dieses eine offene Drohung aussprach, das war es, was der Sache sofort den Stempel einer geplanten Herausforderung aufdrückte. Man muß sich fragen, wie konnte eine Persönlichkeit, die jahrelang einen der höchsten diplomatischen Posten bekleidet hatte, so auftreten, daß von vornherein jede Brücke zu einer Verständigung abgebrochen war.

Digitized by Google

Allerdings waren die maßgebenden Persönlichkeiten im französischen Heere durchweg der Meinung, daß die hohenzollernsche Thronkandidatur den besten Vorwand biete, um Preußen mit Krieg zu überziehen. Die unvorbereiteten süddeutschen Grenzstaaten Baden und Bayern würden überrumpelt und für eine gemeinsame Aktion mit Preußen lahmgelegt, Frankreich aber habe vor Preußen, neben dem nie fehlenden französischen Elan den Vorzug der besseren Bewaffnung (Chassepot, Mitrailleuse). In den Augen des Kriegsministers Leboeuf galt die Hinausschiebung des Krieges als ein Fehler, der nie wieder gutzumachen wäre.

Eine einzige Ausnahme von den mit allen Segeln in den Krieg treibenden Persönlichkeiten bildeten die liberalen Abgeordneten des Gesetzgebenden Körpers. Sie hatten zwar seit 1866 die Unfähigkeit der kaiserlichen Regierung stets damit gebrandmarkt, daß sie nicht rechtzeitig das Emporkommen des preußischen Staates verhindert hätte. Das Revanchegeschrei für Sadowa hatten *sie* erfunden. Wenn sie jetzt gegen den Krieg mit Preußen auftraten, so entstand diese Gegnerschaft nur aus dem sicheren, echt französischen Nationalgefühl, daß Frankreich im Kriege mit Preußen unschwer den Sieg davontragen würde, und daß dann die napoleonische Dynastie, deren unversöhnliche Gegner sie waren, auf Jahrzehnte gesichert wäre. Letzteres wollten sie unter allen Umständen verhindern. Das Pariser Volk aber ließ sich wider seine Gewohnheit nicht von den liberalen Abgeordneten leiten, sondern jauchzte der Presse zu, die immer dreister in ihren Brandartikeln gegen Preußen und Deutschland auftrat. Als Beispiel mögen hier Artikel aus Journalen vom 7. und 8. folgen. So schrieb die „Liberté" (Emile de Girardin):

„Das siegreiche Frankreich wird, nachdem es das im Jahre 1866 gestörte Gleichgewicht hergestellt und seine natürlichen Grenzen wiedergewonnen hat, gern Leopold II. auf den spanischen Thron setzen.

Aber Preußen ist ein Raubstaat und muß als solcher behandelt werden; wenn es jetzt aus Angst vor der ihm drohenden Flintenkugel das geraubte Lamm fallen läßt, was wird es tun? Es wird demnächst im unbewachten Augenblick einen Hammel wegnehmen.

Nachdem nun der preußische Adler, von seinem Erfolge berauscht und von Prahlerei getrieben, sich vor unsre Gewehrmündung gestellt hat, so ist es an uns, daraus Gewinn zu ziehen.

Wenn aber Preußen, um das Werk des Grafen Bismarck nicht bloßzustellen, sich zu schlagen ablehnen sollte?

Wohlan, dann mit dem Flintenkolben in den Rücken werden wir es zwingen, den Rhein zu überschreiten und das linke Ufer zu räumen."

Im „Pays" schreibt Paul de Cassagnac unterm 8.:

„Unser Kriegsruf ist bis jetzt ohne Antwort geblieben. Das Echo des deutschen Rheins ist noch stumm!

Wenn Preußen *uns* die Sprache geboten hätte, die ihm Frankreich bietet, wir Franzosen wären schon längst unterwegs!"

Man würde es heutigestags nicht für möglich halten, daß auf die fortdauernd herausfordernden Artikel der französischen Presse die deutschen Zeitungen

Digitized by Google

sich damit begnügten, ihr Lesepublikum durch telegraphische Depeschen über das, was in Paris vorging, zu unterhalten, und daß erst vier Tage nach der Gramontschen Drohung man in Deutschland anfing, gegen Frankreichs Anmaßung Front zu machen. Besonders uns, den Mitgliedern der deutschen Gesandtschaften in Paris, die wir allabendlich zusammenkamen, lag es wie ein schwerer Alp auf dem Herzen, täglich die Impertinenzen der französischen Zeitungen gegen Preußen und Deutschland lesen zu müssen, während die deutschen Zeitungen sich so ruhig verhielten, der Kriegstreiberei der Franzosen keine wuchtige Drohung entgegenschrien und in Wirklichkeit den Franzosen die Vermutung nahelegten, als ob ganz Deutschland auf das französische Säbelrasseln nicht imstande wäre, auch seinerseits mit dem Schwerte zu drohen. Der deutsche Michel schlief eben, der Riese in Varzin hatte ihn erst am 9. aufgeweckt. Davon wußten wir allerdings in Paris damals nichts, aber ich konstatierte nach meinen Aufzeichnungen vom 10. mit Freuden, daß endlich die deutschen Zeitungen den inzwischen vom Schreien schon müdgewordenen Franzosen klarmachten, daß man der französischen Fanfaronade kräftigen Widerpart zu leisten verstand.

*

Was war inzwischen von Gramont in der Sache geschehen? Derselbe hatte zuvörderst den französischen Geschäftsträger Le Sourd in Berlin beauftragt, da sich Graf Bismarck in Varzin befand, mit dem Staatssekretär v. Thile in Verbindung zu treten. Dieser erwiderte: Für die preußische Regierung existiere die Sache nicht; man sei also nicht imstande, über etwaige Verhandlungen der spanischen Regierung mit dem Prinzen Leopold Auskunft zu erteilen.

Le Sourd berichtete dies an Gramont, und letzterer beauftragte nunmehr den zur Kur in Wildbad weilenden französischen Botschafter Grafen Benedetti, sich nach Ems zu begeben, um dort mit dem preußischen König zu verhandeln.

Auf die Vorstellung Benedettis antwortete der König, daß er als Chef des Familienhauses kein striktes Recht dem sigmaringischen Hause gegenüber zu einem Verbot der Kandidatur habe, daß er aber gerne demselben den Rat erteilen wolle, auf diese Kandidatur zu verzichten.

In Paris erwartete man indes mit fieberhafter Aufregung das Ergebnis der in Ems von dem französischen Botschafter eingeleiteten Schritte.

Die erste (chiffrierte) Depesche Benedettis war, wie die Abendzeitungen am 10. mitteilten, verstümmelt angekommen, so daß sie nur teilweise lesbar war. Entziffert wurde nur, daß König Wilhelm anerkennt, dem Prinzen Leopold nicht als König von Preußen, sondern als Chef des Hauses Hohenzollern die Erlaubnis zur Annahme der spanischen Kandidatur gegeben zu haben. Hierauf habe Herr Benedetti den förmlichen Protest des französischen Kabinetts überreicht, und nun habe der König eine Frist verlangt, um sich auf diesen Protest zu erklären.

Eine zweite, am 11. bekannt gewordene Depesche Benedettis nach einer in Ems mit dem deutschen Botschafter Freiherrn v. Werther gehabten Unterredung

Digitized by Google

besagte, Frankreich habe sofort öffentlich eine so feindselige Stellung in der Hohenzollernfrage gegen Preußen angenommen, daß dieses mit Recht darin nur die Vermutung bestätigt finde, Frankreich wollte schon längst zu einem Kriege am Rhein gelangen. Preußen glaube aber nicht, daß die Tatsachen derart seien, um die Herausforderungen, deren Gegenstand es von seiten Frankreichs sei, zu rechtfertigen, und bei alldem könne der König im Bewußtsein seiner Würde und als Souverän einer Großmacht nicht vergessen, daß er der Wächter der Bestrebungen und der legitimen Interessen des großen deutschen Volkes sei. Diese beiden Depeschen setzten die Kammer der Abgeordneten und die Presse außer Rand und Band.

Auf die Interpellation der Kammer gab dann Duc de Gramont folgende Erklärung:

„Die Regierung begreift die Ungeduld der Kammer und des Landes; sie teilt die Aufregung, aber es ist ihr noch unmöglich, ein bestimmtes Ergebnis zur Kenntnis zu bringen. Sie erwartet die Antwort, von der ihre Entschließungen abhängen. Alle Kabinette, an die wir uns gewandt haben, scheinen die Rechtmäßigkeit unsrer Beschwerde zuzugeben.

Ich hoffe, sehr bald in der Lage zu sein, der Kammer Aufklärung zu geben; heute aber wende ich mich an den Patriotismus und den politischen Sinn eines jeden Mitgliedes der Kammer mit der Bitte, sich für den Augenblick mit den unvollständigen Nachrichten zu begnügen."

Wenn Gramont in seiner Rede bemerkt hatte, daß alle Kabinette Europas mit dem Vorgehen Frankreichs einverstanden seien, so war dies hinsichtlich der beiden größten Mächte, Rußland und England, nicht zutreffend.

*

Nach der ersten Unterredung, die Benedetti vom König gewährt worden war, hatte dieser den Oberst Strantz mit einem Schreiben an den Fürsten Anton von Hohenzollern nach Sigmaringen gesandt. Als das Schreiben des Königs in Sigmaringen anlangte, war bereits seit einigen Tagen der in Paris residierende politische Agent Rumäniens, namens Strat, dort eingetroffen, um den Fürsten Anton von der schwierigen Lage in Kenntnis zu setzen, in die sein Sohn Fürst Karl geraten würde, wenn Prinz Leopold auf der Kandidatur bestehen bliebe. Wir lesen darüber in den Aufzeichnungen aus dem Leben König Karls von Rumänien folgende mit der Verzichtleistung des Prinzen Leopold in engem Zusammenhang stehende Aufzeichnung:[1])

6. Juli.

„Fürst Karl ist in peinlicher Lage. Strat telegraphiert ihm aus Paris, daß die Kandidatur des Erbprinzen auch für Rumänien eine ernste Gefahr sei;

---

[1]) Siehe „Aus dem Leben König Karls von Rumänien, Aufzeichnungen eines Augenzeugen", Bd. II, S. 99 u. ff. „Deutsche Revue" 1892.

Digitized by Google

der Fürst möge seinen Einfluß auf den Bruder aufbieten, um ihn zum Rücktritt zu bewegen ...

Fürst Karl steht in dem Verdacht, hinterrücks mit den sog. Feinden Frankreichs konspiriert zu haben!

Sowie Strat von diesen Anschuldigungen gehört hat, ist er zum Herzog von Gramont geeilt, um ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß Fürst Karl mit der Kandidatur seines Bruders in Verbindung gebracht werde. Der Herzog hat aufrichtig geantwortet, daß er das nicht in Abrede stellen könne, und schloß mit den bezeichnenden Worten: „Du moment que le Prince Charles conspire contre les intérêts français, il n'est que de bonne guerre que nous fassions notre possible pour le renverser, et que nous commencions même par là, dans le cas d'une guerre avec la Prusse, afin de donner une certaine satisfaction à l'opinion publique qui a maintes fois reproché à l'Empereur d'avoir mis un Hohenzollern sur le Danube!" (Von dem Augenblick, da der Fürst Karl gegen die französischen Interessen sich verschwört, ist es nur loyaler Kriegsbrauch, unser möglichstes zu seinem Sturze beizutragen. Im Falle eines Krieges gegen Preußen würden wir damit beginnen, daß wir der öffentlichen Meinung eine gewisse Genugtuung gewähren, zumal diese schon oft dem Kaiser einen Vorwurf daraus gemacht hat, dem Hohenzoller zum Thron an der Donau verholfen zu haben.)

Zwei Stunden nach dieser Unterredung reiste Strat nach Sigmaringen, um dem Fürsten Karl Anton die Sachlage zu unterbreiten.

Aus dem „Leben König Karls von Rumänien" entnehmen wir noch folgendes:

12. Juli.

„Der Erbprinz von Hohenzollern hat offiziell seine Kandidatur zurückgezogen, um Frankreich jeden Vorwand zum Kriege gegen Deutschland zu nehmen. Fürst Karl Anton hat heute mittag dem spanischen Botschafter in Paris, Olozaga, den Wortlaut der Depesche, die er an Marschall Prim gerichtet hat, telegraphisch mitgeteilt.

Der Erbprinz ist im bayrischen Gebirge auf einer Fußtour und ahnt nicht, welche Bewegung in Europa ausgebrochen ist; so hat sein Vater für ihn handeln müssen ..."

Der Wortlaut der an Olozaga gerichteten Depesche, die bereits zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags sich in den Händen des Ministerpräsidenten Ollivier befand, während der Adressat erst gegen 4 Uhr davon Kenntnis erhielt, war folgender:

„Je crois de mon devoir de vous informer, comme représentant d'Espagne à Paris, que je viens d'expédier à Madrid, au maréchal Prim, le télégramme suivant: Vu la complication que paraît rencontrer la candidature de mon fils Léopold au trône d'Espagne, et la situation pénible que les derniers événements ont créée au peuple espagnol, en le mettant dans une alternative où il ne saurait prendre conseil que du sentiment de son indé-

Digitized by Google

pendance, convaincu qu'en pareilles circonstances, son suffrage ne saurait avoir la sincérité et la spontanéité sur lesquelles mon fils a compté en acceptant la candidature; je la retire en son nom." (Ich halte es für meine Pflicht, Sie als spanischen Vertreter in Paris davon zu benachrichtigen, daß ich soeben dem Marschall Prim in Madrid folgendes Telegramm habe zugehen lassen: „In Anbetracht der Verwicklungen, welche anscheinend durch die Kandidatur meines Sohnes Leopold auf den spanischen Thron entstanden, und angesichts der peinlichen Lage, welche die letzten Ereignisse dem spanischen Volk geschaffen haben, indem es dasselbe vor die Alternative stellte, die ihm nur gestattet, das Gefühl seiner Unabhängigkeit zu Rate zu ziehen; überzeugt, daß unter solchen Umständen seine Stimmabgabe nicht von der Aufrichtigkeit und Unbenommenheit bekleidet sein dürfte, auf die mein Sohn bei der Annahme der Kandidatur gerechnet hat, ziehe ich dieselbe in seinem Namen zurück.")

*

Mit dieser Depesche eilte Ollivier schnurstracks in die Wandelgänge des Gesetzgebenden Körpers, um dort einzelnen einflußreichen Abgeordneten den Inhalt der Depesche mitzuteilen. Er war bald von einer Korona Abgeordneter umgeben und äußerte sich dieser gegenüber wörtlich dahin:

„La candidature est retirée, le prince de Hohenzollern ne régnera pas en Espagne, l'incident est terminé. Nous n'avons plus rien à demander à la Prusse; la paix de Prague ne nous regarde point." (Die Kandidatur ist zurückgezogen, der Prinz von Hohenzollern wird nicht in Spanien regieren, der Zwischenfall ist erledigt. Wir haben nichts mehr von Preußen zu verlangen. Der Prager Friede geht uns nichts an.)

Unter den um Ollivier stehenden Personen war auch Thiers, der sagte:

„Vous avez mieux réussi que je ne pensais, maintenant il faut vous tenir tranquille." (Es ist Ihnen besser geglückt, als ich dachte. Nun heißt es aber, sich ruhig verhalten.)

„A qui le dites-vous," erwiderte Ollivier, „soyez tout rassuré, nous tenons la paix et nous ne la laisserons plus échapper!" (Wem sagen Sie das? Seien Sie unbesorgt. Wir halten den Frieden und werden ihn uns nicht mehr entschlüpfen lassen.)

Das einfache Zurückziehen der Kandidatur war aber nicht der gewollte Sieg über Preußen, wie ihn sich Gramont, die Bonapartisten und die Militärpartei gedacht hatten. Sollte der Verzicht einen Sieg für Frankreich bedeuten, so mußte er von dem preußischen König für alle Zeiten in bündiger Form gewährleistet werden. Das sei das wenigste, was man fordern müsse, zeterten die Mitglieder der Rechten in den Wandelgängen des Gesetzgebenden Körpers und ihr Führer Duvernois beeilte sich, den unabänderlichen Willen seiner Partei in nachstehender Interpellation kundzugeben: „Wir beantragen, das Kabinett über die Bürgschaften zu interpellieren, die es vereinbart hat oder zur Verhütung fortwährender Verwicklungen mit Preußen zu vereinbaren gedenkt."

Digitized by Google

Während dies im Gesetzgebenden Körper vorging, hatte Gramont eine Unterredung mit dem Botschafter des Norddeutschen Bundes, Freiherrn v. Werther. In dieser Unterredung ließ Werther dem französischen Minister gegenüber, der sich gleich anfangs erkühnte, Preußen vor ganz Europa zu bedrohen, jene kaltblütige Entschlossenheit und unverblümte Zurückweisung vermissen, die man von einem geschulten Diplomaten erwarten durfte. In dieser Unterredung hatte der Herzog von Gramont die Stirn, dem deutschen Botschafter zuzumuten, daß der König von Preußen dem Kaiser Napoleon quasi einen Entschuldigungsbrief wegen der Hohenzollernkandidatur zugehen lasse.

In seinem Buche „Philosophie d'une guerre", S. 175, sucht Ollivier seinen Kollegen Gramont zu rechtfertigen. Dieser habe nicht eigentlich Werther einen Entschuldigungsbrief aufgetragen, sondern ihm nur eine „Esquisse ad memoriam" eingehändigt. Was aber der Brief des Königs enthalten sollte, das wird in dieser „Esquisse ad memoriam" sehr deutlich dargetan und sieht dem Entschuldigungsbrief, der dem König von Preußen in so „impertinenter Weise" — des Königs eigne Worte im Brief an die Königin — zugemutet wurde, so ähnlich wie ein Ei dem andern. Die „Esquisse ad memoriam" lautete nach Ollivier:

„En autorisant le prince Léopold à accepter la couronne d'Espagne, le Roi ne croyait pas porter atteinte aux intérêts ni à la dignité de la nation française. Sa Majesté s'associe à la renonciation du prince et exprime son désir que toute cause de mésintelligence disparaisse désormais entre son gouvernement et celui de l'Empereur." (Indem Prinz Leopold ermächtigt wurde, die Krone von Spanien anzunehmen, hat der König nicht geglaubt, den Interessen oder der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten. Seine Majestät schließt sich der Entsagung des Prinzen an und spricht den Wunsch aus, daß von jetzt ab jeder Grund eines Mißverständnisses zwischen seiner Regierung und derjenigen des Kaisers verschwinden möge.)

Gramont, zufrieden mit dem seiner Meinung nach gut ausgeheckten Diplomatenstückchen, an dessen Erfolg er keinen Augenblick zweifelte, begab sich gegen 7 Uhr abends zum Kaiser nach St. Cloud. Dieser hatte vorher dem österreichischen wie dem italienischen Botschafter mitgeteilt, daß nach dem Verzicht der Hohenzollern der Friede gesichert sei. Indessen hatten die bonapartistischen Senatoren und Deputierten sowie verschiedene Generäle das Ohr der Kaiserin gefunden, die von Anfang an den Krieg mit Preußen und dessen Demütigung als Lebensbedingung für das Fortbestehen der Napoleonischen Dynastie erkannt hatte. Der Kaiser, der schon vor der Ankunft Gramonts von der Interpellation Duvernois' benachrichtigt, außerdem von der kriegerischen Stimmung der Presse und des Volkes in Kenntnis gesetzt worden war, hatte gegen die in Rede stehende Garantieforderung nichts einzuwenden. Infolgedessen richtete Gramont noch an demselben Abend eine dahin zielende Depesche an Benedetti. Eine zweite Depesche Gramonts, verschärft durch den Brief, den der Kaiser noch um 11 Uhr abends an Gramont gerichtet hatte, ging dann noch

Digitized by Google

11¾ Uhr nach Ems ab. In dem Buche Olliviers, „Philosophie d'une guerre", S. 195, wird der kaiserliche Brief wörtlich mitgeteilt; derselbe lautet im Original:

„Palais de Saint-Cloud, le 12 juillet 1870.

Mon cher duc, en réfléchissant à nos conversations d'aujourd'hui et en relisant la dépêche du „père Antoine", comme l'appelle Cassagnac, je crois qu'il faut se borner à accentuer davantage la dépêche que vous avez dû envoyer à Benedetti en faisant ressortir les faits suivants:

1. Nous avons eu affaire à la Prusse et non à l'Espagne.

2. La dépêche du prince Antoine adressée à Prim est un document non officiel pour nous, que personne n'a été chargée en droit de nous communiquer.

3. Le prince Léopold a accepté la candidature au trône d'Espagne, et c'est le père qui renonce.

4. Il faut donc que Benedetti insiste comme il en a l'ordre, pour avoir une réponse catégorique, par laquelle le Roi s'engagerait pour l'avenir à ne pas permettre au prince Léopold, qui n'est pas engagé, de suivre l'exemple de son frère et de partir un beau jour pour l'Espagne.

5. Tant que nous n'aurons pas une communication officielle d'Ems, nous ne sommes pas censés avoir eu de réponse à nos justes demandes.

6. Tant que nous n'aurons pas eu cette réponse, nous continuerons nos armements.

7. Il est donc impossible de faire une communication aux Chambres avant d'être mieux renseignés.

Recevez, mon cher duc, l'assurance de ma sincère amitié."

(„Mein lieber Herzog! Indem ich mir unsre heutige Unterredung überlege und die Depesche des Pater Antonius, wie Cassagnac ihn nennt, nochmals lese, glaube ich, daß die an Benedetti abgesandte Depesche mehr verschärft werden muß, indem folgende Punkte besonders hervorzuheben sind:

1. Wir haben es mit Preußen und nicht mit Spanien zu tun.

2. Die an Prim gerichtete Depesche des Fürsten Anton ist keine amtliche Urkunde für uns, die niemand uns mitzuteilen beauftragt war.

3. Der Fürst Leopold hat die Kandidatur auf den spanischen Thron angenommen, und der Vater ist es, der darauf verzichtet.

4. Benedetti muß der bereits erhaltenen Weisung gemäß darauf bestehen, eine bündige Antwort zu erzielen, wonach der König sich für die Zukunft verpflichtet, dem Prinzen Leopold nicht zu erlauben, dem Beispiel seines Bruders zu folgen und eines schönen Tages nach Spanien abzureisen.

5. Solange wir nicht eine solche Mitteilung aus Ems besitzen, sind wir nicht der Meinung, eine Antwort auf unsre gerechten Forderungen erhalten zu haben.

6. Solange wir diese Antwort noch nicht erhalten haben, werden wir unsre Rüstungen fortsetzen.

Digitized by Google

7. Demgemäß ist es unmöglich, den Kammern eine Mitteilung zu machen, bevor wir nicht besser unterrichtet sind.

Empfangen Sie, mein lieber Herzog, die Versicherung meiner aufrichtigen Freundschaft.")

13. Juli.

Die Vorgänge, die sich vor unserm geistigen Auge am 12. Juli abspielen, sind dem Charakter der obersten Leiter der Geschicke Frankreichs entsprechend. Sie zerfließen wie durch die Sonne verscheuchte Nebelgebilde. Zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags lagert die heitere Sonne des Friedens auf ganz Paris. Der Kaiser versichert den beiden Botschaftern Nigra und Metternich, daß er den Frieden nunmehr verbürgen könne, und sein Ministerpräsident Ollivier läuft in den Wandelgängen des Gesetzgebenden Körpers umher, wedelt mit der Depesche des Fürsten Anton wie mit einer roten Fahne und verkündet den Deputierten, Journalisten, Börsenspekulanten, daß der Friede gesichert sei. Die meisten dieser Herren haben nichts Eiligeres zu tun, als nach der Börse zu laufen und den Tanz um das goldene Kalb zu beginnen.

Von der gereizten Stimmung der Rechten und der Interpellation Duvernois unterrichtet, eilt Gramont nach St. Cloud, erhält dort vom Kaiser, der vier Stunden vorher die schönsten Friedensbeteuerungen abgegeben hat, den Auftrag, Benedetti anzuweisen, vom König von Preußen die Garantien für die Zukunft zu verlangen. Vier Stunden später, 11 Uhr nachts, befiehlt der Kaiser, aufgestachelt von seinen getreuen Mamelucken Rouher, Jérôme David, Paul de Cassagnac, Bourbaki u. a., daß der Depesche an Benedetti ein verschärfter Inhalt gegeben werde. Um 2 Uhr nachmittags voller Friede, um 11¾ Uhr nachts schickt Gramont seine zweite Depesche an Benedetti, die mit der vorhergegangenen **für Frankreich das Unheil besiegelt, für Deutschland aber den festen Grund legt zur lang ersehnten Einheit.**

*

Als König Wilhelm am 13. morgens auf der Brunnenpromenade den Botschafter Benedetti anredete, war ihm der Verzicht des Fürsten Anton schon bekannt. Der Fürst von Hohenzollern hatte nämlich drei Depeschen abgesandt; die erste, wie schon bekannt an Marschall Prim, die zweite an den Botschafter Olozaga in Paris, die dritte an die hervorragendsten deutschen Zeitungen. Letztere war schon in früher Morgenstunde überall angeschlagen und lautete:

„Sigmaringen, den 12. Juli.

Der Erbprinz von Hohenzollern, um der spanischen Regierung die Freiheit ihrer Initiative zurückzugeben, entsagt seiner Thronkandidatur, fest entschlossen, eine untergeordnete Familienfrage nicht zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen."

Benedetti suchte nun, der Weisung seiner Regierung entsprechend, den König zu bestimmen, in betreff der hohenzollernschen Frage noch über einige Punkte

Digitized by Google

Aufklärung zu geben. Hierauf erwiderte der König, daß er in der in Rede stehenden Angelegenheit ein besonderes Schreiben an den Fürsten Anton gerichtet habe, und daß er jede weitere Erörterung ablehnen müsse, solange ihm nicht eine Antwort vom Fürsten Anton zugekommen sei. Sofort nach Eintreffen derselben würde er, wie schon früher bestimmt, seine Zustimmung zu diesem Verzicht erteilen.

Seiner Zusage entsprechend, sandte auch der König gleich nach Eintreffen der bestätigenden Verzichtantwort des Fürsten Anton seinen diensttuenden Adjutanten, Prinzen Radziwill, zum französischen Botschafter mit der Mitteilung, daß der Prinz Leopold nunmehr auch ihm gegenüber verzichtet habe. Der französische Botschafter bemerkte hierauf dem Prinzen Radziwill, daß der König seine ausdrückliche Zustimmung zu dem hohenzollernschen Verzicht zugesagt habe und daß ihm überdies eine weitere Audienz über die am Morgen angeregten Punkte einer Zukunftsgarantie in Aussicht gestellt worden sei. Seine Majestät ließ darauf dem Botschafter durch denselben diensttuenden Adjutanten vermelden, daß er allerdings vergessen habe, seiner Mitteilung über den Verzicht die Bemerkung hinzuzufügen, daß er zu dieser Entsagung seine Zustimmung erteile, Seine Majestät ermächtige den Botschafter, die französische Regierung von dieser Zustimmung in Kenntnis zu setzen. Der Botschafter nahm von dieser ihm mündlich bestellten Zustimmung Akt, bat aber gleichzeitig den Fürsten Radziwill, bei Seiner Majestät anzufragen, wann er zu der ihm in Aussicht gestellten Audienz antreten dürfe. Der König schickte den Prinzen Radziwill zum drittenmal zum Botschafter mit der Bestellung, daß für ihn die Angelegenheit nunmehr erledigt sei, und daß er in derselben keinerlei Mitteilung mehr zu machen habe.

Zwischen der zweiten und dritten Bestellung an Benedetti war Seiner Majestät dem König seitens des Staatsministers Grafen Eulenburg und Geheimrats Abeken das Ansinnen des Duc de Gramont an den Botschafter von Werther zur Kenntnis gebracht worden. Diese Zumutung hatte den König so empört, daß die dritte Bestellung an den Botschafter Benedetti einen vollständigen Abbruch bedeutete. Gleichzeitig ließ der König durch Abeken eine Depesche folgenden Inhalts an Bismarck abgehen: „Seine Majestät schreibt mir: Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, daß ich mich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten habe, und da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.

Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten Karl Anton bekommen. Da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe mit Rücksicht auf die obige Zu-

Digitized by Google

mutung auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch seinen Adjutanten sagen zu lassen, daß Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Seine Majestät stellt Euer Exzellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unsern Gesandten als der Presse mitgeteilt werden sollte."

*

Als diese Depesche am 13. Juli abends bei Bismarck ankam, hatte dieser die Generale Roon und Moltke zu Tisch. Bismarck hatte gerade vorher seinem Mißmut darüber Ausdruck gegeben, daß man französische Anmaßungen so langmütig hinnähme; er befürchte, daß der König von der in Koblenz weilenden Königin in der Richtung eines unter allen Umständen aufrecht zu erhaltenden Friedens allzusehr beeinflußt werde. Da wurde das Eintreffen der Abekenschen Depesche gemeldet.

Die Vorlesung dieses langatmigen Schriftstückes machte auf die beiden, durch die Schilderung der Sachlage in Ems mißgelaunten Generale keinen besonders günstigen Eindruck. Aber Bismarck war die langen Noten und die pastorale Weitschweifigkeit Abekens gewöhnt, und sein großer Bleistift machte mit unglaublicher Geschwindigkeit aus dem längsten Schriftstück ein in knapper Form gehaltenes, nur Wesentliches zum Ausdruck bringendes Schreiben.

Bismarck hatte sofort aus der Depesche Abekens herausgelesen, daß ihm Seine Majestät der König anheimgab, „den deutschen Gesandten (an den fremden Höfen) sowie auch der Presse von der Forderung Benedettis und deren Zurückweisung Mitteilung zu machen."

Bismarck stellte an Moltke einige Fragen in bezug auf den Stand der Rüstungen, resp. auf die Zeit, deren dieselben bei der überraschend aufgetauchten Kriegsgefahr noch bedürfen würden.

Moltke antwortete darauf, wenn Krieg ausbrechen sollte, so erwarte er von einem Aufschub keinen Vorteil ... er halte den schnellen Ausbruch im ganzen für vorteilhafter als eine Verschleppung. Bismarck entschuldigte sich auf einige Minuten bei seinen Tischgästen, und von der ihm von Abeken übermittelten Ermächtigung des Königs Gebrauch machend, reduzierte er das Telegramm, ohne etwas hinzuzufügen, auf folgende Fassung:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es

Digitized by Google

darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

Nachdem Bismarck seinen beiden Gästen die konzentrierte Redaktion vorgelesen hatte, bemerkte Moltke: „So hat das einen andern Klang, vorher klang es wie Schamade, jetzt wie eine Fanfare in Antwort auf eine Herausforderung." [1])

Was war es, das, wie Moltke sich ausdrückte, die Depesche Bismarcks zur Fanfare machte, während die Abekens einer Schamade gleichkam, da doch Bismarck in der verkürzten Depesche sich weder einer Abweichung vom Inhalt des durch Abeken gesagten, noch einer Verschärfung des Tones schuldig machte? Was letzteren anbelangt, so kann um so weniger von der Verschärfung des Tones die Rede sein, als die nach Abekens Depesche von Seiner Majestät gebrauchten Worte: „in zudringlicher Art" in der Depesche Bismarcks vermieden sind. Der Unterschied bestand darin, daß Abeken im Eingang seiner Depesche sich sehr breit über die von Frankreich beanspruchte Garantieforderung ausließ.

Ganz anders Bismarck! Derselbe erklärt von vornherein die Angelegenheit lediglich als eine spanisch-französische. Nachdem der Erbprinz von Hohenzollern verzichtet hat und die kaiserlich französische Regierung von der königlich spanischen davon amtlich verständigt worden ist, muß die französische Forderung, die dem König von Preußen zumutete, auf alle Zeiten für eine Nichtwiederholung der Hohenzollernschen Kandidatur Bürgschaft zu leisten, zurückgewiesen werden.

Bismarck, vom König ermächtigt, den preußischen, bzw. norddeutschen Gesandten und der Presse mitzuteilen, daß der französische Botschafter in dieser Angelegenheit von Seiner Majestät nicht mehr empfangen worden sei, hat dies ohne weitere Einleitung in knappster Form und auf schnellstem Wege der Oeffentlichkeit übergeben.

Zur selben Zeit, als die Emser Depesche in Paris bekannt wurde, zog der König von Ems nach Berlin, auf seinem Wege von der Begeisterung aller, alt wie jung, hoch wie niedrig, begleitet. Das Volk war wieder aufgestanden, der Sturm losgebrochen!

In Paris erwartete man am 13. Juli mit fieberhafter Ungeduld die Antworten Benedettis auf die ihm abends vorher zugegangenen telegraphischen Weisungen. Nach Ollivier (a. a. O., S. 255) langte eine Depesche an Gramont erst um 10 Uhr abends an. Sie war in Ems $3^3/_4$ Uhr aufgegeben und lautete:

Germania locuta est!

*

„Seine Majestät hat die Antwort des Fürsten Anton von Hohenzollern erhalten, daß sein Sohn Leopold auf die Kandidatur verzichtet. Der König ermächtigt mich, die Regierung Seiner Majestät des Kaisers wissen zu lassen, daß er diesen Entschluß billigt. Der König hat einen seiner Flügeladjutanten

[1]) Siehe Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen", S. 91 u. ff.

Digitized by Google

beauftragt, mir diese Mitteilung zu machen, und ich gebe genau den Wortlaut wieder. Da der König in betreff der Zusicherungen für die Zukunft nichts hinzugefügt hat, so habe ich um eine letzte Audienz gebeten, um ihm die heute morgen gemachten Bemerkungen von neuem zu unterbreiten. Ich habe starke Beweggründe zur Vermutung, daß ich in dieser Beziehung kein Zugeständnis erlangen werde."

Die Antwort Benedettis auf die ihm in der Nacht vom 12. zugegangene Weisung Gramonts hatte folgenden Inhalt:

„Auf mein Ersuchen um eine neue Audienz hat der König mir erwidern lassen, daß er in eine Wiederaufnahme der Erörterungen hinsichtlich der uns zu gewährenden Zusicherungen für die Zukunft nicht einwillige. Seine Majestät bezieht sich in dieser Hinsicht auf die bereits am Morgen dargelegten Erwägungen. Der König hat eingewilligt, wie sein Gesandter noch im Namen Seiner Majestät hinzugefügt hat, seine volle und rückhaltlose Billigung zum Verzichte des Prinzen zu erteilen; ein weiteres vermag er nicht zu tun. Vor meiner Abreise von Ems werde ich Ihre weiteren Befehle erwarten. Herr v. Bismarck wird nicht hierher kommen, aber der Finanzminister und der Minister des Innern sind hier."

*

Inzwischen setzte die Kriegspartei in St. Cloud ihr Werk fort. Durch die beiden Depeschen Benedettis hatte die Unentschlossenheit des Kaisers, der in der letzten Depesche die volle und rückhaltlose Zusicherung des Königs besonders hervorhob, wieder Oberhand gewonnen, und Ollivier beauftragte seinen Freund Mitchell, Chefredakteur der „Constitutionnel", für den Frieden mit aller Kraft einzutreten.

Die Abendzeitungen dagegen, „Pays", „Public", „Liberté", „Gaulois", sprachen vom gegenwärtigen Ministerium als von einem Ministerium der Schmach und Schande, das nicht einmal den Mut besäße, gegen das auskneifende Preußen („la Prusse cane") den Degen zu ziehen. Presse und Kammer hatten auf diese Art das Ihrige dazu beigetragen, das Volk in eine Art von Kriegstaumel zu versetzen, und die Boulevards hallten wider von dem nicht endenwollenden Geschrei: „A Berlin! A Berlin! Vive la guerre! Vive la guerre! A bas la Prusse! A bas la Prusse!"

Ollivier hatte von Gramont die Mitteilung erhalten, daß der Kaiser auf Grund der beiden Depeschen Benedettis wieder an eine Erhaltung des Friedens glaube. Einem Diner am nächstfolgenden Tag, zu dem der Kaiser alle Minister einlud, sollte eine Sitzung folgen. Ollivier bereitete eine Erklärung vor, die dem Ministerrat im Falle dessen Zustimmung der Kammer am 15. vorgelegt werden sollte. Ollivier wollte mit dieser Erklärung den Beweis führen, daß durch die volle und rückhaltlose Zustimmung des Königs zum Verzicht des Erbprinzen alles erreicht sei, was Frankreich verlangt habe. So saß am 14. früh der Ministerpräsident an seinem Schreibtisch, eifrig die Argumente hervorhebend,

Digitized by Google

welche für die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen zwei so hervorragend zivilisierten Völkern in Betracht zu ziehen wären.

Da trat Gramont ein, eine Depesche in der Hand, und rief: „Mon cher, vous voyez un homme qui vient de recevoir une gifle.“ (Mein Lieber, Sie sehen in mir einen Mann, der soeben eine Backpfeife erhalten hat.)

Dies war das erste und einzig wahre Bekenntnis, das Gramont in den Tagen vom 6. bis zum 14. Juli abgegeben hat.

Und seltsam, gerade diesem wahren Ausruf glaubte Ollivier anfangs auch nicht, bis ihm Gramont die vom Geschäftsträger Le Sourd eingesandte Depesche überreichte. Ollivier war, wie er uns erzählt (a. a. O., S. 260), wie niedergeschmettert. „Il n'y a plus d'illusions à se faire,“ fuhr Ollivier fort, „ils veulent nous obliger à la guerre.“ (Da läßt sich nichts hinwegtäuschen, sie wollen uns zum Kriege zwingen.) Dieser naive Ausruf Olliviers kennzeichnet den ganzen Mann. Er mag von Natur ein Friedensapostel gewesen sein, aber wer war es denn, der durch den vom 4. Juli inspirierten Artikel des „Constitutionnel“ vom Zepter Karls V. und der Knebelung Frankreichs redete? War es nicht Ollivier, der den Stein ins Rollen brachte und zum Kriege schürte? Ollivier war ein Phrasenheld, der sich selbst an der Deklamierung seiner wohlgefügten Sätze völlig berauschte und in diesem Sinnesrausch Erklärungen abgab, die der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlugen. Nach der Meinung der beiden Minister war aber die politische Lage derart gespannt, daß eine Sitzung unter dem Vorsitz des Kaisers, die auf den Abend festgesetzt war, nicht so lange verzögert werden konnte, sondern sofort abgehalten werden mußte. Die Sitzung fand am 14. Juli $^1/_2$1 Uhr in den Tuilerien statt. Ollivier versuchte zuvörderst für den Frieden zu sprechen, und der Kaiser stimmte ihm zu. Nachdem jedoch Gramont erklärt hatte, daß er dann nicht länger Minister der auswärtigen Angelegenheiten bleibe, und Marschall Leboeuf darauf hinwies, daß ihm Nachrichten zugekommen seien, wonach Preußen schon mobilisiere und er durch weitere Verzögerungen ins Hintertreffen käme, wurde vom Kaiser und sämtlichen Ministern Leboeuf ermächtigt, die Reserven einzuberufen. Nachdem Leboeuf den Saal verlassen hatte, traf eine neue Depesche Benedettis ein, welche die Antwort König Wilhelms in etwas milderem Licht erscheinen ließ. Dieselbe bewirkte bei allen Ministern, Gramont inbegriffen, einen plötzlichen Umschwung, der in der Idee der Zusammenberufung eines europäischen Kongresses zum Ausdruck kam. Der Kaiser stimmte dem Gedanken zu und beauftragte Ollivier, eine entsprechende Erklärung zu entwerfen. Der Entwurf wurde angenommen. Aber die Kaiserin, der Hof, die Generäle Bourbaki, Leboeuf und vor allem das Volk wollten den Krieg, und da auch die Teilnahme an einem Kongreß von seiten Englands und Rußlands sehr zweifelhaft war, so schloß der Abend des 14. mit dem vom Kaiser erteilten unbedingten Auftrag, in der auf den folgenden Tag anberaumten Kammersitzung das Kriegsbudget zur Beratung vorzulegen.

Die Sitzung des Corps législatif am 15. Juli begann um 1 Uhr. In seiner Eingangsrede wiederholte Ollivier die Behauptung Gramonts vom

Digitized by Google

11. Juli, daß die Mehrzahl der fremden Mächte die Gerechtigkeit der französischen Beschwerde anerkannt habe. Diese Behauptung war, wie schon gesagt, nicht zutreffend; geradezu unwahr aber ist, daß von vornherein dem König von Preußen das Ansinnen unterbreitet worden sei, dafür zu bürgen, daß man auf eine derartige Thronkandidatur nicht wieder zurückkommen würde. Eine solche Bürgschaft ist erst in der Nacht vom 12. auf den 13. gefordert worden. In seiner Erwiderung betont Thiers, von immerwährenden Zwischenreden der bonapartistischen Heißsporne unterbrochen, daß durch die Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern der Forderung der französischen Regierung Genüge geschehen sei. Wenn nun Frankreich einer Form wegen, deren Berechtigung er nicht einsehe, weil das Ministerium die hierauf bezüglichen Akten nicht vorgelegt habe, sich in diesem Augenblick anschicke, den Krieg zu erklären und dazu beizutragen, daß Ströme Blutes vergossen werden, so müsse er erklären, daß er hierzu seine Stimme nicht geben könne.

„Quant à moi, soucieux de ma mémoire, je ne voudrais pas qu'on puisse dire que j'ai pris la responsabilité d'une guerre fondée sur de tels motifs.“ (Was mich anbelangt, so möchte ich, besorgt um meinen Nachruf, nicht, daß man sage, ich hätte die Verantwortlichkeit für einen auf solche Motive gegründeten Krieg übernommen.)

Die kaiserlich französische Regierung verfolgte bei dieser Forderung der Bürgschaftleistung lediglich das Ziel, den König von Preußen zu einer demütigenden Erklärung zu veranlassen; wäre es ihr geglückt, so hätte man dies französischerseits einem Siege über Preußen gleich erachtet. Das wußten die Liberalen sehr wohl, und aus diesem Grunde genügte Thiers' Hinweis, um zu verlangen, es möchten einer besonderen Kommission die zwischen den Regierungen in dieser Angelegenheit erwachsenen Akten vorgelegt werden. In Beantwortung der Thiersschen Rede verlas nunmehr Ollivier die bekannte, von Bismarck redigierte Depesche. Er hob hervor, daß alle Kabinette Europas von seiten Preußens verständigt worden seien. Außerdem habe der König durch seinen Adjutanten dem französischen Botschafter sagen lassen, er werde ihn nicht mehr empfangen.

Dies enthalte eine schwere Beleidigung für den Botschafter, und wer diesem eine Beleidigung zufüge, der beleidige die ganze Nation. „Wenn in einem solchen Fall das Vaterland zum Schwerte greift, so beginnt an diesem Tage für die Minister, meine Kollegen, und mich eine große Verantwortlichkeit. Wir nehmen diese Verantwortlichkeit auf uns, leichten Herzens.

Wenn Ollivier erwähnt, daß alle Kabinette Europas von dem Nichtempfang des preußischen Botschafters durch den König preußischerseits benachrichtigt worden seien, so ist dies eine Unwahrheit. Nach dem Wortlaut der königlichen Depeschen sollten nur die preußischen bzw. norddeutschen Gesandten sowie die Presse von der Tatsache des Nichtempfangs benachrichtigt werden.

Außerdem ist ausdrücklich bemerkt, daß der König dem Grafen Benedetti habe sagen lassen, daß er ihn nicht mehr empfange, weil er ihm keine weitere Mitteilung zu machen habe. Diesen Nachsatz hat Ollivier,

Digitized by Google

wie aus dem stenographischen Bericht der Sitzung vom 15. Juli hervorgeht, weggelassen. Durch diesen Nachsatz wird aber die ganze angebliche Beleidigung aufgehoben. Es kann doch unmöglich ein Monarch gezwungen werden, einen Botschafter zu empfangen, wenn er ihm sagen läßt, er habe ihm in dieser Sache keine weiteren Mitteilungen zu machen. So hatte es auch Graf Benedetti selber aufgefaßt. In seiner Zeugenaussage (siehe Enquête parlementaire, Bd. 1, S. 88) betont Benedetti, es sei ihm aufgefallen, daß niemand im Corps législatif die wortgetreue Verlesung der Depesche verlangt habe. Benedetti sagt wörtlich: „Quoiqu'il en soit, personne n'est monté à la tribune pour indiquer, quel était le véritable sens de ces dépêches . . .“ (Wie dem auch sei, niemand ist auf die Tribüne gestiegen, um anzugeben, welches der eigentliche Sinn dieser Depeschen war . . .) Jedenfalls hat sich Benedetti durch die Audienzverweigerung mit dem mildernden Nachsatz so wenig beleidigt gefunden, daß, als der Botschafter am 14. morgens angewiesen wurde, sich sofort nach Paris zu begeben, er es den König wissen ließ, um sich von ihm zu verabschieden. Der König ließ ihm hierauf sagen, daß er selbst nach Koblenz zum Besuch der Königin reise, und daß er gern den Botschafter in seinem Salonwagen empfangen würde, um noch einige Augenblicke mit ihm zu plaudern (siehe a. a. O., S. 87). Wo steckt da die schwere, mit so großem Lärm verkündete Beleidigung des französischen Botschafters? Streichen wir aber die angebliche Beleidigung Benedettis aus dem Lügengewebe Olliviers, dann fällt auch die Beleidigung der französischen Nation, auf Grund derer der Krieg erklärt wurde, in sich zusammen. Uebrigens hat Benedetti in seiner Aussage (siehe a. a. O., S. 86) auf das Bestimmteste erklärt: „Je n'ai reçu aucune offense à Ems et ma correspondance établira que je ne me suis jamais plaint d'aucun mauvais procédé.“ (Mir ist in Ems keinerlei Beleidigung zugefügt worden, und mein Briefwechsel stellt fest, daß ich mich niemals eines schlimmen Vorgehens mir gegenüber zu beklagen hatte.) Den Mitgliedern der Linken, die der Legende von einer dem französischen Botschafter angetanen Beleidigung mißtrauten, und die deshalb die Vorlage der bezüglichen Schriftstücke verlangten, wurde deren Mitteilung in der Kommission zugesagt. Daraufhin wurde die Sitzung unterbrochen und auf 8½ Uhr abends wieder anberaumt.

Wie aus der „Enquête parlementaire“, Bd. I, S. 232, hervorgeht, soll Gramont bald nach dem Eintritt in den Sitzungssaal dem Marquis de Talhouët mitgeteilt haben, daß er im Augenblick, da er von der Kommission zu einer näheren Aussprache beschieden worden sei, sich mit dem italienischen und dem österreichischen Botschafter in wichtiger Konferenz befunden habe. Vom Präsidenten der Enquete wurden die damals von Gramont hingeworfenen Worte dahin gedeutet, daß dieser die Mitglieder der Kommission glauben machen wollte, es handle sich für den Kriegsfall um ein Bündnis mit Oesterreich und Italien gegen Deutschland. Dieses Manöver war natürlich darauf berechnet, die Mitglieder der Kommission zu veranlassen, ihre Wißbegierde in betreff der Depeschen einzuschränken; man durfte ja in einer so wichtigen Frage die Herren Botschafter,

Digitized by Google

die noch im Empfangssaal am Quai d'Orsay der Rückkunft des Ministers harrten, unter keinen Umständen warten lassen!

Der Berichterstatter der Kommission, Talhouët, der, wie sich später herausstellte, seinen Bericht von dem Journalisten Dréolles hatte anfertigen lassen, hat auch nicht die Wahrheit gesprochen, als er erklärte, daß Gramont die gewünschten Aufschlüsse gegeben habe und daß sich alles so verhalte, wie es von Ollivier in seiner Rede ausgeführt worden sei.[1]) In seiner Aussage vor der Enquête parlementaire hat Marquis de Talhouët entgegen seinem vor dem Corps législatif verlesenen Bericht zugestanden, daß den Mitgliedern der Kommission keinerlei Schriftstücke zur Einsicht vorgelegt worden seien, sondern daß Gramont nur einzelne Depeschen ohne Datum vorgelesen und erläutert habe.

Der von Dréolles verfaßte, von Talhouët verlesene Bericht, der insonderheit betonte, daß alle Akten und Depeschen vorgelegt und von dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten erläutert worden seien, wurde von der gesamten Kammer mit nicht endenwollendem Bravo aufgenommen, und das Kriegsbudget mit allen Stimmen gegen eine — die von Glais-Bizan — angenommen. Aus dem Vorausgehenden ist ersichtlich, daß Frankreich dem Deutschen Reiche den Krieg nur mit Hilfe eines vom 4. bis zum 15. Juli fortlaufenden Lügengewebes aufgezwungen hat.

In seinem Werke: „Histoire de la troisième République" sagt der bekannte Geschichtsschreiber Zévort, Bd. I, S. 6, an der Stelle, wo er von der fast einstimmigen Annahme des Kriegsbudgets spricht: „Les destinées de la patrie allaient se jouer sur un double mensonge." (Die Geschicke des Vaterlandes sollten sich nun auf Grund einer doppelten Lüge abspielen.) Die Lügen, auf die Zévort anspielt, sind die angebliche Beleidigung Benedettis und die Garantieforderung. Zévort hätte die Zahl der Lügen noch um ein Erkleckliches höher beziffern können.

Als dann für Frankreich Niederlage auf Niederlage folgte, da verfluchte das französische Volk die Urheber dieses Krieges, als welche es besonders Ollivier und Gramont ansah, und am 9. August wurde das Ministerium „Ollivier Leichtherz", wie ihn spottweise das Pariser Volk nannte, ohne Sang und Klang zu Grabe getragen. Weder das von der Kaiserin ernannte nachfolgende Ministerium noch die am 4. September verkündete Republik konnten dem Triumph des geeinigten Deutschlands Einhalt gebieten. Der Friedensschluß vom 10. Mai 1871 brachte dem Deutschen Reich die verlorenen Provinzen Elsaß-Lothringen wieder zurück. Es ist jetzt Reichsland und wird Reichsland bleiben für alle Zeiten!

---

[1]) Siehe Ollivier, Philosophie d'une guerre, S. 298. Er erzählt: A la reprise de la séance, Dréolles, membre de la commission, s'approcha de mon banc et me dit: „J'ai rédigé le rapport, vous en serez content, je fus surpris de cette confidence de la part d'un journaliste qui ne cessait de me vilipender." (Bei Wiederaufnahme der Sitzung näherte sich Dréolles, Mitglied der Kommission, meinem Sitze mit den Worten: „Ich habe den Bericht redigiert, Sie werden damit zufrieden sein." Ich war überrascht ob dieser Vertraulichkeit von seiten eines Journalisten, der nie aufgehört hat, mich anzukrakeelen.)

Digitized by Google

Ich möchte nicht schließen, ohne noch einmal auf die vielerwähnte Emser Depesche zurückzukommen.

Bismarck hatte nach seiner Entlassung kein Bedenken getragen, im Kreise seiner Intimen von der Aenderung der Depesche Abekens zu erzählen. Dabei hatte er lachend auch das bekannte Wort Moltkes zitiert, daß vorher die Depesche wie eine Schamade, jetzt, nach der Aenderung, wie eine Fanfare klinge.

Diese Erzählung hat sehr bald ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden. Die Folge war, daß die Franzosen, die bisher ohne Widerspruch zugegeben hatten, die Urheber des unheilvollen Krieges zu sein, nunmehr behaupteten, nicht sie, sondern Bismarck allein trage die Verantwortung.

Vor allem war es Ollivier, der sich bemühte, die Schuld von sich ab auf Bismarck zu wälzen. Dieses Bemühen füllte seinen Lebensabend aus — ohne Erfolg. Wer, wie ich, als objektiver Beobachter die Vorkommnisse jener Julitage miterlebt hat, wird sich durch Olliviers Schriften nicht beeinflussen lassen. In der Geschichte Frankreichs wird Ollivier immer das Kainszeichen des „Leichtherz" an der Stirn tragen.

Bemerkungen zum ersten Kriegsquartal

Vor etwa zweieinhalb Jahren erschien in Frankreich ein kleines Buch: „Die Schlacht an der Woëvre (1915). Bericht des Generalmajors Braccio di Montone, Flügeladjutant des Königs Viktor Emanuel von Italien, an diesen." In der pseudonymen Schrift handelt es sich um die Annahme des Kriegsfalles Deutschland—Frankreich. Beide Länder sind ohne Bundesgenossen. Die Hauptschlacht findet am 8. Juni in der auch gegenwärtig viel genannten Ebene von Woëvre, also halbwegs Metz—Verdun, statt. Auf deutscher Seite hat ein Wartensleben Pagny sur Meuse oberhalb Commercey genommen. Da erscheint der französische Generalissimus 3 Uhr nachmittags mit den bisher an der oberen Mosel versammelt gewesenen Kräften im Rücken der Deutschen, deren Oberbefehlshaber, Fürst von Rudolstadt, zu spät den Rückzug befiehlt. Graf Wartensleben muß sich mit 28000 Mann, 80 Geschützen, 17 Fahnen und Standarten ergeben. „Das ist die Vergeltung für Sedan." „Da Eure Majestät mir befohlen haben" — schreibt der Italiener weiter — „nur in großen Zügen zu berichten, gehe ich auf Einzelheiten nicht ein ... Ohne Metz, Straßburg, Thionville zu bombardieren, besetzten die Franzosen diese bewunderungswürdig befestigten Plätze, weil sie angedroht hatten, Köln, Koblenz, Mainz und alle Rheinfestungen würden aus der Luft angegriffen werden, wenn Elsaß-Lothringen nicht sofort geräumt würde."

Wie ist doch alles so anders gekommen! Zwar die Ebene von Woëvre hat in den Tagen, die der Einnahme der Côtes Lorraines vorangingen, eine Rolle gespielt — sonst aber war alles anders. Der tatsächliche Verlauf des

Digitized by Google

Krieges gab vielmehr dem gerade von französischer Seite verspotteten Senator Beranger recht, welcher im August 1913 das „Loch von Luxemburg" entdeckte. Insofern zwar hatte er unrecht, als er meinte, als erster auf die Einrichtung des Lagers von Wasserliesch (1684 angelegt) aufmerksam gemacht zu haben.

Durchgekommen durch das Loch von Luxemburg sind die Deutschen doch! Man warf dem Senator Humbert damals ein, es sei ja ganz vorteilhaft, wenn die Deutschen sich mit starken Kräften auf Luxemburg stürzten, denn dann seien sie — wenn die Franzosen in günstiger Richtung (also südlich Metz) offensiv würden — mit dem rechten Flügel zu weit ab, um dem linken zu helfen. Auch solle man — hieß es — nicht vergessen, daß das beste Mittel gegen deutschen Einbruch darin bestehe, den Krieg in Feindesland zu tragen. Senator Humbert darf immerhin heute behaupten, richtig gewahrsagt zu haben.

Seit Jahren schon wiegte man sich in Frankreich in der Hoffnung, der sinkenden eignen Geburtenzahl dadurch aufhelfen zu können, daß man im Kriegsfalle die braune (nordafrikanische) und die schwarze Armee nach Europa überführte. Erstere, die braune, ist im gegenwärtigen Kriege schon lange eingetroffen, und auch Singhalesen sind unter den Gefangenen. Ob erstere auch den Winter über nördlich der Loire mit Rücksicht auf das Klima behalten werden können, wird abzuwarten sein. Höchst unwahrscheinlich ist das Verbleiben der Schwarzen: der Singhalesen und der Importen von den Kleinen Antillen. Erstere haben sich in Marokko beim Zuge des Obersten Mangin nach Marrakesch (Stadt Marokko 1912) gut bewährt. Letztere sind in größerer Zahl im vorigen Frühjahr nach Marseille gebracht worden. Dort sollten sie als Soldaten ausgebildet werden. Man umgab sie mit einer ausgezeichneten Pflege und Vorsicht. Ihre Beschäftigung war nichts weniger als eine Vorbereitung auf den Krieg. Nichtsdestoweniger litten sie unter dem Klima derartig, daß man sie heimschicken mußte. Daß die Singhalesen widerstandsfähiger sein sollten, ist unwahrscheinlich, denn auch sie sind unterm 15. Grad nördlicher Breite beheimatet. Sie dürften zumal im Herbst und Winter für die französische Heeresverwaltung noch zum erheblichen Impediment werden. Diese Tropensöhne taugen in unsern Breiten nur als Heizer auf den Dampfern, da ist's ihnen warm genug, und nebenbei entlasten sie die Franzosen von dem schweren Dienst, als Landsoldaten sind sie unbrauchbares Material. Man hat sich für den Gedanken solcher Verwendung der Schwarzen derartig in Frankreich begeistert, daß der, welcher die Möglichkeit bezweifelte, Gefahr lief, als schlechter Franzose behandelt zu werden. Nichtsdestoweniger haben General de Torcy, Major de Choulot und ein dritter Offizier, Herr Dussange, den Mut gehabt, schon vor längerer Zeit der öffentlichen Meinung, dem allgemein gehegten Wunsche entgegenzutreten. „Weder Klima noch Lebensgewohnheiten, noch Nahrung in Frankreich oder in den benachbarten Ländern (natürlich Deutschland) können für die Singhalesen passen ... Die braune Armee allein" — so endet Herr Dussange — „kann der kontinentalen Armee die zuverlässige Verstärkung liefern, die den künftigen Sieg wird herbeiführen helfen."

Digitized by Google

Daß Herr Dussange mit seinem Urteil über die Akklimatisationsfähigkeit der Singhalesen in Mitteleuropa recht hat, bestätigt eine Zeitungsnachricht, nach welcher der baldige Rücktransport der Senegalschützen nach Marokko zwischen der französischen Regierung und den Messageries maritimes vereinbart sein soll. Angeblich handelt es sich um einen Wunsch des Gouverneurs von Marokko, Lyautey. Das mag sein. Er bedarf ihrer für seinen Pazifizierungsfeldzug, zu dem er angeblich 40000 Mann braucht. Die Rücksicht aufs Klima wirkt aber zweifellos mit.

Antwerpens Einnahme am 10. Oktober gab die Möglichkeit, den ganzen von uns damals noch unbesetzten Teil Belgiens zu besetzen, die Küste mit Ostende in Obhut zu nehmen und den linken Flügel der im Kreise aufgestellt gewesenen Hauptarmee der Verbündeten zu bedrohen.

Daß die Einnahme Antwerpens durch die Deutschen den Engländern „gegen den Strich" war, daß sie eigne Truppen einsetzten, um das zu hindern, ist erklärlich, wenn man weiß, wie seit Jahren von Großbritannien gegen die Befestigung des holländischen Vlissingen agitiert wurde. Eine solche erfolgte dennoch, und gerade deshalb mußte ein in der gefügigen Macht Belgiens befindliches starkes Antwerpen den Engländern wünschenswert erscheinen. Zur Hilfe schickten sie Marinetruppen. Ihr zusammengewürfeltes Expeditionskorps war wohl nicht zuverlässig genug. Nebenbei bemerke ich, daß die Roheit und Gemeinheit dieser Bande nicht unerklärlich ist. Rekrutiert sie sich doch zum Teil aus Elementen, nach deren Vorleben man nicht fragt, die aber aus Rücksicht auf hohen Lohn sich anwerben lassen (Arbeitslose). Zweifellos setzt es sich zum großen Teil aus Leuten zusammen, die mit dem Gefängnis schon nahe Bekanntschaft gemacht haben, wenn sie selbst nicht etwa aus einem solchen ad hoc entlassen sein sollten. Und mit solchem Pack muß sich unser Volksheer herumschlagen! Singhalesen, Marokkaner, Kosaken, Indier, Indianer, englische Zuchthäusler — eine feine Gesellschaft!

Die Festung Lille hat sich Mitte Oktober, um allen Schwierigkeiten zu entgehen, als offene Stadt erklärt. Damit hat man einem parlamentarischen Streit ein Ende gemacht. Herr Vandamme, der Deputierte von Lille in der französischen Kammer, forderte im März d. J., daß die Frage der Auflassung der Festung Lille beraten werden solle. Die Frage war schon damals nicht neu, denn bereits im November/Dezember 1912 hatte General Herment mehrere Aufsätze über die „Entfestigung von Lille" (le démantèlement de Lille) in der „France Militaire" veröffentlicht. Der General meinte, es seien Privatinteressen im Spiele. Man wolle Raum für Boulevards schaffen, und die Grundstücksbesitzer der Festung wollten aus ihren Besitzungen vor den heutigen Werken hundertfachen Gewinn ziehen. Deshalb behaupte man, Lille sei als Festung unnütz, weil sie leicht umgangen werden könne, und wenn sie auch sechs Bahnen unterbräche, so könne man doch nicht verhindern, daß ein Gegner andre fände, die bis ins Herz Frankreichs führten. Dagegen wendet General Herment ein, daß, wenn der Feind — nach Verletzung der Neutralität Belgiens — Lille gewänne, dieses ihm ungeheure Hilfsmittel böte und zudem als offene Stadt eine seinem

Digitized by Google

Reichtum angemessene riesige Kontribution werde zahlen müssen. Ein Hauptargument des Generals Herment gegen die Entfestigung von Lille wird einer Bemerkung des Obersten „Göedke" (Gaedke) entnommen, welche dahin ginge, daß die Franzosen einen deutschen Angriff über Belgien nicht zu befürchten schienen, andernfalls würden sie für Befestigung ihrer Nordgrenze mehr tun. — Schließlich werde die Entfestigung von Lille den Belgiern das Recht geben, zu behaupten, mit solcher Desarmierung der Grenze zögen die Franzosen die Deutschen geradezu durch Belgien gegen die eigne Nordgrenze an, und das täten sie in dem Augenblick, da Belgien sein Heer verstärke. Der belgische General Brialmont und andre hätten immer mit dem Vorgehen der Deutschen durch Belgien gerechnet. Deshalb seien die befestigten Lager von Lüttich und Namur angelegt worden.

Es ist nach den Ereignissen der letzten Monate nicht uninteressant, diese Erwägungen sich ins Gedächtnis zurückzurufen. Lüttich — Namur — Antwerpen — Lille, was sagen sie uns heute von deutscher Kühnheit, Ausdauer, Tapferkeit!

Daß man auch in Frankreich anfing, den ganzen Wert englischer Zusagen zu begreifen, bewies ein Artikel der „Liberté" vom Oktober, in dem es heißt: „Als Frankreich, der friedliebende Staat, sich zum Kriege entschloß, kannte es genau seine militärische Kraft, und war nur unter der Voraussetzung und in der Hoffnung zu diesem aggressiven Schritt zu bewegen, daß seine Verbündeten ihren Bundespflichten in vollem Maße entsprechen würden. Rußland ist der Erfüllung seiner Bundespflichten zumindest zeitlich ausgewichen, als es sich im Interesse Serbiens (damit es einen Teil der drohenden Uebermacht Oesterreich-Ungarns von diesem Lande abwende) mit der ganzen Wucht seiner Armee auf Oesterreich-Ungarn warf. Rußland hat die Existenz Frankreichs dem Interesse seiner Rasseverwandten untergeordnet. Sollte Rußland nicht in der allerkürzesten Zeit dem Bundesvertrage entsprechend vorgehen, so müssen wir den Bundesvertrag als gebrochen ansehen! Es ist eine Todsünde, daß die französische Regierung unter solchen Verhältnissen unter dem Einflusse Englands in den Vertrag über einen gemeinsamen Friedensschluß eingewilligt hat. Damit hat sie dem französischen Volke die Möglichkeit eines anständigen Rückzuges genommen, und gleichzeitig haben Rußland und England anstatt Taten noch immer nichts als Versprechungen gegeben und damit ihren Bundespflichten entsprochen zu haben geglaubt."

Der Vizeadmiral Freiherr v. Maltzahn bemerkt im Vorwort seines „Der Seekrieg zwischen Rußland und Japan 1904 bis 1905", daß der Russisch-Japanische Krieg eine Mischung von Land- und Seekrieg gebracht, wie man ihn seit Hannibals Zeiten nicht gekannt habe. Im Kriege der Balkanstaaten gegen die Türkei griffen türkische Schiffe in die Landkämpfe von Tschekmedsche auf dem linken Flügel der Tschataldschastellung ein, und jetzt betätigten sich Teile der englischen Flotte an den Kämpfen, die seit Oktober am belgisch-französischen Nordseestrande tobten.

Digitized by Google

Was versprach man sich in Frankreich doch seit Jahren von den Flugzeugen! Und wie überlegen hielt man sich unsern Zeppelinen und Fliegern gegenüber! Und der Erfolg? Unsre Flieger ängstigen Paris, leisten im Aufklärungsdienst Vorzügliches, und die Sorge vor den Zeppelinen läßt die Engländer wieder einmal nicht schlafen.

Wenig angenehm wirken bei uns die Miesmacher. Namentlich der Osten, die Russenfurcht läßt ihnen keine Ruhe. Und da möchte man doch fragen, wer hat bei Kriegsbeginn zu hoffen gewagt, daß die Russen, wenn sie nur wollten, nicht bis an die Weichsel in Preußen, an die Oder in Schlesien kommen würden? Anstatt dankbar anzuerkennen, daß es dazu nicht kam, wird daran gemäkelt, daß die Erfolge im Osten nicht schnell und durchgreifend genug gewesen seien. Das ist eben die Gefahr so rascher, erfolgreicher Operationen, wie wir sie von Anfang an im Westen hatten, daß der Geschmack verdorben wird. Jede ruhige, vernünftige Ueberlegung verläßt solche Zivilstrategen, und an der Aisne geht's ihnen ebenso zu langsam, wie an der Maas, Yser, dem Oberrhein und an der Weichsel. Dabei vergißt das Publikum hinterm warmen heimatlichen Ofen, daß die Manöveranlagen von 1912 und 1913 mit den Kämpfen gegen die Russen um die Elbe bzw. am Eulengebirge gerechnet hatten und daß die Kämpfe an Aisne und Yser einen Stellungskrieg, einen Belagerungskrieg darstellen, in welchem die Flüsse den Wallgraben bilden.

In bezug auf den Osten werden die ängstlichen Gemüter wohl wieder etwas beruhigt sein. Der neueste Sieg des Generaloberſten v. Hindenburg in den Kämpfen von Wloclawec-Kutno und südlich davon ist wieder ein Meisterstreich Durch das Vorgehen weichselaufwärts von Thorn her gegen den rechten Flügel. und Flanke der dortigen Russen sind diese von ihrem Ausgangspunkt Warschau und von ihren rückwärtigen Verbindungen in der allgemeinen Richtung Lodz abgedrängt. Wenn — wie man wohl hoffen darf — die Oesterreicher den Russen entgegenkommen, geraten diese zwischen zwei und, nimmt man unsern deutschen rechten Flügel von Czenstochau her dazu, zwischen drei Feuer. Das soll wohl helfen und ihnen ernste Verlegenheiten bereiten!

Und noch etwas Heimatliches! Musikkünstler suchen sich in sehr anerkennenswerter Absicht in Lazaretten dadurch zu betätigen, daß sie für die Verwundeten Vorträge veranstalten. Sie stellen dabei nicht immer die Eigenart ihrer Zuhörerschaft in Rechnung. Stundenlanges Violinspiel ist nicht einmal für jeden gesunden Menschen ein Genuß, noch weniger für einen Verwundeten, und am wenigsten, wenn es sich lediglich um Beethovensche Sonaten oder derartiges handelt. Unser Lazarettpublikum zieht in die Ohren fallende, bekannte, lustige Melodien den klassischen vor, wenn erstere ja gewiß auch weniger stilvoll sein mögen.

Digitized by Google

Die militärische Bedeutung des Eintretens der Türkei in den Krieg gegen die Entente

Wir waren im ersten Kriegsquartal schon in solchem Grade daran gewöhnt (hatten uns auch damit abgefunden), daß, wenn ein europäischer oder nichteuropäischer Staat noch in den Kampf eintrat, dies gegen uns geschah, daß die Beteiligung der Türkei mit uns selbst den Verhältnissen recht Nahestehenden überraschend war. Nicht als ob man geglaubt hätte, sie werde ihre eignen Interessen so weit verkennen, daß sie sich Rußland und England anschließen würde, aber man rechnete doch recht stark mit der Wahrscheinlichkeit weiterer Neutralität. Das ist nun anders gekommen, und was Herr Limpus von der türkischen Flotte übriggelassen hat, betätigte sich ja schon recht erfreulich. Eine solche Tätigkeit kann sich unmittelbar Rußland gegenüber geltend machen und das Schwarze Meer wird das Feld bilden. Es wird sich hierbei freilich rächen, daß Herr Limpus sich zwar jahrelang von der Türkei bezahlen ließ, seine Tätigkeit aber darauf richtete, die türkische Flotte, zu deren Reorganisation er engagiert war, zu desorganisieren. Man wunderte sich ja schon im jüngsten Balkankriege darüber, wie passiv die türkische Flotte sich verhielt. Selbst die rühmenswerte Tätigkeit von „Hamidijeh" des „fliegenden Holländers", war ja nur dadurch erreicht worden, daß das schneidige Schiff sich Mitte Januar 1913 der Wirkungssphäre der englischen Kommission entzog und auf eigne Faust handelte. In neuerer Zeit sollen nun auch noch wichtige Teile des „Haireddin Barbarossa" und andrer Schiffe „zur Reparatur" in die Werften der Engländer und Franzosen abgeschoben worden sein. Auch diese verstümmelten Schiffe scheinen aber — nach Entfernung der Engländer — aus Deutschland stammende Führer und Besatzungen erhalten zu haben, und die „Breslau" und „Göben" stellen weitere, recht achtbare Gegner dar, die der russischen Schwarze-Meer-Flotte manche Nuß zu knacken geben werden. Mit ihrer Hilfe werden auch „Haireddin Barbarossa" (Friedrich Wilhelm), „Torpud Reiß" (Weißenburg), „Medjidije" und die wenigen andern Schiffe sich geltend machen und den Russen im Schwarzen Meere das Gleichgewicht halten können. Dankbare Objekte werden auch die russischen Werften und Hafenstädte für eine Wirksamkeit à la „Hamidijeh" bieten.

Zu Lande wird — wie die politischen Staatenbildungen auf der Balkanhalbinsel liegen — ein Zusammenstoß zwischen Russen und Türken dort nicht stattfinden können. Für einen solchen kommt, von etwaigen Landungsversuchen am Schwarzen Meer abgesehen, der Kaukasus in Betracht. Die drei türkischen Korps (zu je drei Divisionen) von Erzerum, Erfingjan und Wan können, verstärkt durch europäische, den hohen Gebirgswall überschreiten und ins russische Gebiet einfallen. Der bevorstehende Winter und die sehr schwierigen Wegeverhältnisse im Kaukasus werden die türkische Offensive in jetziger Jahreszeit nicht gerade begünstigen.

Digitized by Google

Rußland hatte im Frieden drei kaukasische Korps. Die Stäbe des I. und II. waren in Tiflis, derjenige des III. in Wladikawkas. Ein viertes Korps sollte am 1. Oktober neu gebildet werden. Die bestehenden drei Korps dürften die Gesamtstärke von 130- bis 140 000 Mann darstellen. Ob sie, wie es in deutschen Nachrichten hieß, auf den Kriegsschauplatz in Polen herangezogen sind oder ob sie ganz oder zum Teil im Kaukasus gelassen worden sind, wie holländische Nachrichten wissen wollen, ist ungewiß. Die Wahrscheinlichkeit spricht für die Richtigkeit ersterer, denn es ist doch näherliegend, daß man sie herangeführt hat, als daß man auf die sibirischen zurückgriff. Im Kaukasus scheinen sie durch die zwei finnländischen Korps ersetzt zu sein. Jedenfalls werden die Türken, welche besser organisiert und ausgerüstet in den Kampf treten, als sie es vor zwei Jahren taten, die Ueberlegenheit haben. Wie groß solche sein wird, hängt davon ab, welche Kräfte nach Aegypten geschickt werden sollen. Türkischer Erfolg im Kaukasus oder Bedrohung mit solchem wird natürlich den Verbündeten in Polen keine direkte Erleichterung bringen. Nicht ein Mann der russischen Armee wird des Kampfes im Kaukasus wegen aus Polen fortgezogen werden. Die Russen besitzen im Kaukasus den Kriegshafen Batum am Schwarzen Meer und die Festungen Kars — aus 1877 bekannt — Alexandropol, Tiflis, Wladikawkas. Auch zu Lande haben bereits Kämpfe der beiden Gegner stattgefunden. Nicht nur nach türkischen Nachrichten waren sie für diese siegreich. Es wird vielleicht nicht ganz leicht sein, sich nach den Zeitungen ein zutreffendes Bild vom Kriegsverlauf zu machen. Nach den Leistungen der Türken im letzten Kriege in unrichtiger Berichterstattung und nach den schamlosen Lügenmeldungen der Russen im gegenwärtigen Kriege wird man erwarten dürfen, daß die Wahrheit schwer zu ergründen sein wird. Bis jetzt ist der Erfolg, wie auch die Russen zugeben, auf türkischer Seite.

Die Armeeinspektion Bagdad umfaßt je ein Armeekorps zu zwei Divisionen in Bagdad, Mossul und Sanaa (Südarabien) und die zwei selbständigen Nizamdivisionen (aktiv) von Hedjas. Zu diesen Heeresteilen könnte noch das Armeekorps von Damaskus treten. Sie würden, lediglich unter geographischem Gesichtspunkt betrachtet, in Aegypten einrücken können, wenn der Uebergang über den Suezkanal gelänge. In Verbindung mit einem Aufstande am Nil würden den Engländern arge Verlegenheiten zu bereiten sein. Es könnte dahin kommen, daß die dort anwesenden Truppen, ebensowenig wie die aus Indien herangeführten, nach dem europäischen Schauplatze übergeführt würden. Nimmt man die begonnene Aufstandsbewegung in Südafrika und die immerhin mögliche in Indien hinzu, so würde das englische Weltreich in recht schwierige Lage geraten. Schließlich könnte auch Persien wie Afghanistan die Gelegenheit benutzen, um sich von der russischen Vormundschaft frei zu machen. Ob man zu diesem Zwecke sich westlich des Kaspischen Meeres von Aserbeidschan aus den Türken im Eindringen in Transkaukasien unmittelbar anschließen oder besser desselben östlich in Richtung auf Chiwa vorgehen würde, ist schwer zu sagen. Das gemeinsame Bindemittel für diese auf so verschiedenen Schauplätzen sich betätigenden Kräfte ist — abgesehen

Digitized by Google

von Südafrika — der islamitische Gedanke. Dieser und seine Betätigung, der heilige Krieg, führt zu Frankreich über, das durch einen solchen in seinen nordafrikanischen Besitzungen bedroht ist. Ob die älteren französischen Erwerbungen Tunis und Algier vor einem Aufstande der Eingeborenen sicher sind, ist schwer zu beurteilen. Mit einiger Sicherheit aber kann man annehmen, daß die unruhige Bevölkerung des doch nur recht mäßig pazifizierten Landes Marokko im gegenwärtigen Augenblick dem Gouverneur Liantey manche ernste Stunde machen mag. Ist doch Tazza „la mystérieuse", auf dessen Einnahme die Franzosen sich vor einem halben Jahre so viel zugute taten, von den Aufständischen bereits zurückerobert. Die guten Leute ahnen natürlich nicht, daß die Deutschen in Frankreich seit langer Zeit stehen, solche Nachrichten befördert der französische Telegraph nicht, aber das wissen sie, daß das IX. Armeekorps aus Algier, ferner die Turkos, Zuaven, Spahis ganz oder zum Teil aus dem Lande fortgezogen sind, daß der Islam gegen den Dreibund aufgerufen ist. Auch die Schwierigkeiten, welche auf diese Art den Franzosen erwachsen, werden uns gewiß nur indirekt nützen, indem sie nicht eine Schwächung der Armee Joffres bewirken, deren weitere Verstärkung durch braune Truppen aber verhindern werden.

Bis diese Zeilen im Druck erscheinen werden, wird vielleicht Klarheit darüber gewonnen sein, welchen Einfluß die türkische Beteiligung auf die Haltung der andern Balkanstaaten und auf diejenige Italiens ausüben wird. Das ist heute noch das große Fragezeichen. Bulgarien schlösse sich gewiß gern den verbündeten Kaisermächten an. Es käme damit in Krieg gegen Serbien, den es in Erinnerung an die jüngste Vergangenheit gern führen würde. Sollte aber nicht ein Bündnis Griechenland-Serbien bestehen, welches ersteres auch auf den Plan, und zwar *gegen* Bulgarien-Oesterreich riefe?

Rumänien wird sich wie vor einem Jahre klug zurückhalten und beim einstigen Friedensschluß — gestützt auf ein nicht verbrauchtes, sondern frisches Heer — seine Interessen vertreten.

Daß Rumänien Wahrung seiner Interessen eher bei den verbündeten Kaisermächten als bei Rußland fände, sollte man auch dort eigentlich wissen. Dasselbe gilt von Italien. Was würde aus ihm, wenn England-Frankreich das Mittelmeer dauernd beherrschten und Rußland unbehinderten Austritt aus dem Schwarzen Meere fände!?

Ob Fürst Bülow solchen Gedanken nicht in Rom Eingang verschaffen wird?

Digitized by Google

Einige Gedanken über den Ursprung der englisch-französisch-russischen Koalition gegen Deutschland

Von

Prof. Dr. Schiemann

Es ist wohl nicht genügend zur Geltung gebracht worden, daß ein psychologischer Rechnungsfehler von seiten Frankreichs in verhängnisvoller Weise die Knoten geschürzt hat, die den gewaltigen Krieg, in dem wir stehen, herbeigeführt haben. Weder das französische Volk noch die leitenden französischen Staatsmänner haben ursprünglich einen Krieg mit uns auf sich nehmen wollen. Dazu war trotz allem die Erinnerung an die Schrecken von 1870/71 zu lebendig im allgemeinen Bewußtsein. Wohl aber ist, speziell seit 1904, d. h. seit Abschluß der englisch-französischen Entente, die französische Politik darauf gerichtet gewesen, eine Kombination zu schaffen, die durch das Gewicht ihrer Macht Deutschland nötigen sollte, auch ohne Kampf einen Rückzug anzutreten, der im Effekt den Verzicht auf unsre Großmachtstellung bedeutet hätte. Das war die Politik, deren typischer Vertreter Herr Delcassé war, als er den Konflikt um Marokko vorbereitete. Delcassé wußte im Frühjahr 1905 sehr wohl, daß Frankreich nicht kriegsbereit war, aber als man ihm diese Tatsache vorhielt und auf die stets bereite Schlagfertigkeit Deutschlands hinwies, das sich eine Beleidigung nicht werde ungestraft gefallen lassen, da antwortete er: sie werden es nicht wagen! „Ils n'oseront pas!“ Er war fest überzeugt, daß jetzt, da zu der russisch-französischen Allianz die politische Verständigung mit England getreten war, von der er wußte, daß sie militärische, nicht bloß diplomatische Hilfe bot, Deutschland, im Angesicht einer Koalition von drei Großmächten, es nicht wagen werde, seine Rechtsansprüche aufrecht zu erhalten. Wenn man in Berlin so rede, sei es ein bloßer Bluff! Der Einzug Kaiser Wilhelms in Tanger, am 31. März 1905, zeigte jedoch, daß in der Tat ein fester Wille die Madrider Verträge von 1880 stützte, und die Folge war der Sturz Delcassés. Derselbe Ruf, daß Deutschland „bluffe“, wiederholte sich, als in der Krisis, welche die Annektion Bosniens und der Herzegowina 1909 nach sich zog, Deutschland den kombinierten Drohungen Rußlands und seiner Mitläufer England und Frankreich gegenüber erklärte, daß es unter allen Umständen die Verpflichtungen getreu erfüllen werde, die ihm das Bündnis mit Oesterreich auferlege. In London wie in Paris war man aufs äußerste verstimmt, als Rußland am 25. März 1909 die Erklärung abgab, daß es die Annektion von Bosnien und der Herzegowina anerkenne und dadurch auch Serbien genötigt ward, einen Rückzug anzutreten. Man hatte eine politische Niederlage Deutschlands und Oesterreich-Ungarns mit Sicherheit erwartet und es für undenkbar erklärt, daß Deutschland um Oesterreichs willen sich der ungeheuren Gefahr aussetzen werde, die ein Zusammengehen Rußlands, Englands und Frankreichs bedeutete. Als die Krisis begann, im Mai 1908, erklärte die

Digitized by Google

„Nowoje Wremja", der Dreibund sei ein „politisches Phantom", und im Januar 1909 erklärte ein inspiriertes Organ der englischen Presse, der „Observer", daß England für den Kriegsfall „mit all seinen Hilfsmitteln und Streitkräften" auf seiten seiner Freunde stehen werde. Als dann nach einer stürmischen Sitzung des russischen Ministerkomitees die Duma die offizielle Mitteilung erhielt, daß Rußland nicht vorbereitet sei, einen Krieg auf sich zu nehmen, war die Enttäuschung in den zum Kriege treibenden Kreisen Englands und Frankreichs kaum zu beschreiben. In drei aufeinanderfolgenden Leitartikeln vom 11., 12. und 13. März gab der „Temps" aufs neue das Schlagwort von dem großen „Bluff" Deutschlands und Oesterreichs aus, und die „Times" hat, wie nicht anders zu erwarten war, in dasselbe Horn geblasen. Parallel damit ging eine Panik in England, die benutzt wurde, um eine neue Vermehrung der Flotte vom Parlament zu erlangen, und das sehr lehrreiche Bekenntnis, daß nun alle Hoffnung geschwunden sei, durch einen Kontinentalkrieg die Gefahr, die England von der wachsenden deutschen Flotte drohe, ablenken zu können. Es schien praktischer, sofort gegen unsre Flotte vorzugehen, und Admiral Fitzgerald sprach es in einer Guildhallrede direkt aus. „Man hat uns," sagte er, „den Handschuh hingeworfen, wir müssen ihn aufheben."

Die leitenden englischen Staatsmänner dachten vorsichtiger. Die französische Theorie vom deutschen Bluff schien ihnen nicht überzeugend bewiesen zu sein, und die Tatsache, daß Rußland sich selbst für nicht kriegsbereit erklärt hatte, wirkte ernüchternd. Man entschloß sich, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, vor allem aber sich selber für den Augenblick vorzubereiten, in dem der entscheidende Schlag geführt werden sollte. Asquith brachte sein Programm vom Zwei-Mächte-Standard ein, aber bei der Panik, die damals wie ein ansteckendes Fieber durch ganz England ging, als der russische „Freund" versagte, schien das ungenügend und dieser Aufschub unerträglich. Der Londoner „Standard" veröffentlichte einen ihm aus Kanada zugesandten Artikel (Juni 1909), in dem es hieß: „Es gibt sechs Regeln für siegreiche Kämpfe; hält man sich an die sechste: „den ersten Schlag führen", so mag man die übrigen vergessen. England hat heute eine Uebermacht zur See, die niemand herausfordern darf. Wenn es diese Gelegenheit nutzt, kann es seinen Feinden zuvorkommen. Zwei Wochen, vielleicht zwei Tage werden genügen, des Kaisers Seemacht zu vernichten; ist sie erst aus der Welt geschafft, so würde der Friede Europas gesichert sein."

Acht Tage danach veröffentlichte die „Morning Post" eine Ausführung, in der es hieß: „Wir sind in der Lage, die deutsche Kriegsflotte zu zerstören, und den ungeheuren und zunehmenden deutschen Handel völlig zu ruinieren ... eine entschlossene Politik wie diese wird vielleicht den Frieden erhalten. Deutschland wird nachgeben, einfach weil es nicht fertig ist." Auch hier klingt die gefährliche Anschauung durch, daß die Entschiedenheit, mit der Deutschland seine Würde und politische Ehre aufrecht erhielt, nichts andres sei als ein Bluff! Aber, wie gesagt, das englische Ministerium hielt den Augenblick nicht für günstig. Nicht nur Rußland sollte Zeit finden, weiter zu erstarken, auch England selbst wollte

Digitized by Google

stärker werden. Und so baute man neue Dreadnoughts und Ueberdreadnoughts und wartete auf eine günstige Gelegenheit. Es kam hinzu, daß man sich des Geschreis der gelben Presse zu schämen begann, und daß der Hohn, mit dem die amerikanischen Zeitungen dies Treiben begleiteten, doch stark ernüchternd wirkte. So schrieb der „New York American": „Das Kläglichste in der Welt ist ein großes Reich, das von Panik ergriffen ist. Die Panik des großen und mächtigen Rom, als die Goten kamen, war kläglich. Aber die Panik Englands, da niemand kommt, ist mehr als kläglich. Sie ist entsetzlich. Wer greift denn England an? Wo ist der Feind? Das weiß niemand! Die Führer dieses dekadenten Reiches reden und kreischen wie im Säuferwahnsinn (like dipsomanes). Sie heulen nach mehr Flotten, sie schreien nach größeren Armeen und wissen nicht, wer sie angreifen will!"

Es ist wie ein prophetischer Ausblick in die Gegenwart, da England alle Weltteile und alle Rassen herbeiruft, weil es trotz seiner Flotte und trotz seiner beiden Alliierten sich nicht zu helfen weiß.

Nach der Panik von 1909 folgte eine Zeit leidlicher Ruhe, die durch das Ende 1910 abgeschlossene Potsdamer Abkommen zwischen Deutschland und Rußland die erfreuliche Aussicht auf Verstummen jenes Kriegsgeschreis zu bieten schien, das bereits einen chronischen Charakter angenommen hatte. In Rußland hatte mit dem Ministerium Ssasonow die friedfertige Tendenz zeitweilig das Uebergewicht gewonnen. Das System der Schikanen gegen den Ausbau der Bagdadbahn wurde aufgegeben, gegen das Versprechen Deutschlands, die russischen Zirkel in Persien nicht zu stören, und beide Mächte verpflichteten sich gegeneinander, keinen gegen einen von ihnen gerichteten Angriff, von wem er immer ausgehe, zu unterstützen. Das gab dann zu Anfang 1911 Anlaß zu einer neuen antideutschen Kampagne in England, zu der die Absicht Hollands, Vlissingen zu befestigen, den Anlaß gab. Da der Bau neuer Befestigungen nicht stattfand, tröstete man sich jedoch schließlich in London mit dem Gedanken, daß es abermals der Presse gelungen sei, durch ihr rechtzeitiges Einschreiten eine deutsche Intrige zuschanden gemacht zu haben. Deutschland sei zurückgewichen vor den kräftigen Worten, die man ihm an den Kopf warf, und daraus folge klärlich, welches die Methode sei, nach der man mit Deutschland verhandeln müsse. Im Verlauf dieser Erörterungen aber gab der „Standard" eine Erklärung über die zwischen Frankreich und England bestehende militärisch-politische Vereinbarung, die, wie wir heute wissen, der sorgfältig von den offiziellen Vertretern Frankreichs und Englands geheimgehaltenen Wirklichkeit entsprach und die wörtlich lautete: „Frankreich und England sind verpflichtet, einander zu Wasser und zu Lande, sowohl durch Krieg wie durch Verhandlungen, zu unterstützen, falls eine von beiden Mächten durch eine europäische Kombination angegriffen werden sollte." Das bedeutete, bei der bekannten Dehnbarkeit des Begriffs „Angriff", ein Schutz- und Trutzbündnis, was es ja auch, trotz der Reservatio mentalis, die den wahren Sinn der „politischen und militärischen Unterhaltungen" beider Kabinette zu verhüllen sucht, tatsächlich der Fall

Digitized by Google

gewesen ist. Schon der April 1911 bewies die Wahrheit der Angaben des „Standard". Ende des Monats kündigte General Moinier an, daß Frankreich gegen Fez vorgehen werde, und am 21. Mai trafen seine Truppen tatsächlich dort ein. Das war eine offenkundige Verletzung der Verträge von Algeciras und vom 9. Februar 1909, und die Antwort, die Deutschland darauf gab, war die Entsendung des „Panther" nach Agadir, um den Franzosen anzuzeigen, daß man 1911 ebensowenig wie 1905 geneigt sei, seine Rechte mißachten zu lassen, und daß das Vorgehen gegen Fez eine neue Lage geschaffen habe, die eine neue Lösung finden müsse. Sie kam am 4. November mit der Unterzeichnung des Berliner Marokkovertrages durch Herrn v. Kiderlen und Herrn Cambon. Während dieser ganzen Krisis hat England eine drohende Haltung gegen uns eingenommen, und auch in Frankreich war man bemüht, uns durch Säbelgerassel einzuschüchtern. Es tauchte wiederum die Behauptung auf, die ganze Agadirdemonstration sei nichts andres gewesen als ein Bluff, und der große Fehler der englischen wie französischen Politik, ihn ernst genommen zu haben. Der Schluß, der daraus gezogen wurde, war, daß man bei nächster Gelegenheit durch einen stärkeren Druck die Demütigung Deutschlands erreichen müsse. Die Parole lautete fortan: Stärkung der Rüstungen; und das Jahr 1912 begann unter drohenden Aspekten. England konzentrierte seine Flotten im Kanal und in der Nordsee, in Frankreich wurde ein neues Flottenprogramm durchgesetzt, und Churchill hatte die Insolenz uns zuzurufen, daß die englische Flotte eine Notwendigkeit, die deutsche ein Luxus sei. In Rußland aber mehrten sich die Angriffe auf das Auswärtige Amt und seinen Leiter, der die Zeit der politischen Spannung nicht ausgenutzt habe. Parallel damit gingen Verhandlungen über eine deutsch-englische Verständigung, die wir nun, nachdem wir den Untergrund der geheimen Verpflichtungen kennen, die England auf sich genommen hatte, unserseits als einen bösartigen Bluff bezeichnen müssen, der nur bezweckte, uns irre zu führen und außer bei einigen nicht eingeweihten Politikern von keinem englischen Staatsmann ernst genommen wurde. Auch hat die offizielle Politik der Ententemächte, wie sie sich in der Praxis des politischen Lebens geltend machte, schon damals den Charakter einer Verschwörung getragen, welche die Vorbereitungen zu der großen Aktion treffen sollte. Man wollte Deutschland zwingen, sei es durch Waffengewalt oder unter dem lähmenden Druck der gewaltigen Macht, die man ihm gegenüberstellen wollte, auf seine Großmachtstellung zu verzichten.

Die Reise des damaligen Ministerpräsidenten Poincaré, der vom 10. bis 16. August 1912 in Petersburg weilte, wo er und Herr Ssasonow unter dem Druck der russischen Kriegspartei sich darüber verständigten, daß Frankreich von der zweijährigen zur dreijährigen Dienstzeit zurückkehren und Poincaré zum Präsidenten der französischen Republik gewählt werden solle, verfolgte dieses Ziel. Gleichzeitig beanspruchte Rußland eine neue Anleihe, um sein strategisches Eisenbahnnetz gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn auszubauen. Es lag dabei nicht die Absicht vor, sofort einen Krieg zu provozieren, sondern das Jahr 1916 wurde in Aussicht genommen. Bis dahin rechnete man darauf, die russische Flotte, für

Digitized by Google

welche die Duma große Mittel bewilligt hatte, fertigzustellen. Auch mußte Rußland sich verpflichten, seine militärische Aufstellung wieder näher an die Westgrenze des Reichs zu verlegen.

Die Wirkung dieser Vereinbarungen, in welche England eingeweiht wurde, zeigte sich sehr bald. In England schlug Lord Roberts aufs neue kriegerische Töne an und verlangte Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Lord Beresford variierte das bekannte Thema von der unbedingten Notwendigkeit, die englische Flotte weiter zu verstärken. Sie stießen aber beide auf heftigen Widerspruch in einem Teil der Presse, und wir wollen uns nicht versagen, eine dieser Stimmen hier zu Wort kommen zu lassen, da sie die beste Widerlegung der verleumderischen Vorwürfe bringt, die heute von allen Seiten gegen uns erhoben werden:

„Lord Roberts" — schrieb die „Nation" — „sagt, daß der Krieg in dem Augenblick ausbrechen werde, da die deutschen Streitkräfte ihrer Ueberlegenheit auf jeder Seite sicher sein würden. „Deutschland schlägt los, sobald diese Stunde geschlagen hat." Aber Deutschland hat niemand seit 1870 angegriffen, und damals schlug es, um seine nationale Einheit zu sichern und den steten Drohungen des französischen Imperialismus ein Ende zu machen; seither ist es das friedfertigste, in sich genügsamste, wenn auch gewiß nicht das sympathischste Glied der europäischen Völkerfamilie gewesen. Frankreich hat einen großen Teil von Nordafrika absorbiert, wir haben gewaltsam ein neues Stück Südafrika geschaffen, Rußland, Italien, Oesterreich haben Angriffskriege geführt. Deutschland ist noch heute das Deutschland von 1870, ein großes Reich der Industrie, an dem Wissenschaft und Handel weiterbauen. Und darauf baut Lord Roberts sein unwissendes Pasquill auf! Er gibt tatsächlich seinen Zuhörern die Versicherung, daß er Deutschland nicht tadle, weil jede große Nation das Recht habe, über ihre Nachbarn herzufallen, wenn sie die Macht dazu hat, und zieht daraus direkt den Schluß, daß wir Deutschland tun sollten, was, wie er fälschlich behauptet, Deutschland sich vorbereitet, uns zu tun. Das ist eine Moral für ein Rudel Wölfe, nicht für eine Gesellschaft christlicher Männer, und wurde — als ausgezeichnete Politik — der britischen Nation in Gegenwart eines Bischofs der anglikanischen Kirche empfohlen." Diese Polemik, der eine ähnliche Bewegung in Rußland parallel ging, in welcher der alte Fürst Meschtscherski die Rolle der „Nation", die „Nowoje Wremja", die des Lord Roberts spielte, zog sich bis an das Ende des Jahres 1912 hin, während gleichzeitig der Krieg auf der Balkanhalbinsel wütete, und die russische Politik bemüht war, den großen Balkanbund zu bilden, durch den sie Oesterreich-Ungarn von Süden anzugreifen plante.

Nun schürzten sich die Knoten, die zur Katastrophe führen sollten, immer mehr. Am 18. Februar 1913 trat, nach seiner glücklich unter ungeheurer Reklamearbeit durchgesetzten Wahl, Poincaré die Präsidentschaft der französischen Republik an. Ziemlich genau einen Monat vorher hatte in Konstantinopel der Staatsstreich Enver-Beis stattgefunden, von dem der Beginn der wirklichen Wiedergeburt der Türkei zu datieren ist; eine neue Balkankrisis brach aus, und in den Wand-

Digitized by Google

lungen und überraschenden Wendungen dieser Krisis erhitzte sich die öffentliche Meinung Rußlands, wie sie in den Slawenbanketten zum Ausdruck kam, so sehr, daß Europa im März 1913 wiederum unmittelbar vor einem russisch-österreichischen und damit vor einem europäischen Kriege zu stehen schien; auch damals hat die Erklärung Deutschlands, daß es seinen Verbündeten nicht im Stich lassen werde, in Petersburg den Ausschlag für Erhaltung des Friedens gegeben. Man wußte in Rußland also ganz genau, welche Folgen ein Angriff auf Oesterreich haben werde, und ebenso wußte man in Paris und London ganz genau, was ein österreichisch-russischer Konflikt für die Welt bedeuten werde. Dieser Konflikt war jeden Augenblick herbeizuführen, sobald die russische Regierung ihn herbeiführen wollte, oder wenn sie zu schwach war, dem Andrängen der vom Großfürsten Nikolai Nokolajewitsch geführten Kriegspartei länger die Spitze zu bieten. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß der Gedanke, die Balkanvölker zu einer gegen Oesterreich gerichteten Koalition zusammenzufassen, keinen Augenblick aufgegeben wurde. Auch nach dem für Bulgarien so unglücklich auslaufenden Kriege gegen Serbien und Griechenland hielt man an diesem Plan fest. Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand wurde als eine unangenehme Verlegenheit empfunden, weil der Anstand verlangte, die Ermordung dieses von Rußland meistgehaßten Mannes zu verurteilen. Aber es war ein Meisterstück der Politik des Dreiverbandes, daß sie es verstand, diese Mordaffäre wie durch ein Taschenspielerkunststück vom politischen Horizont verschwinden zu lassen und an ihre Stelle das großmütige Eintreten für die Unabhängigkeit Serbiens zu setzen. Dieses letztere Schlagwort wurde der Hebel, mit dessen Hilfe die für Aufschub des Krieges eintretende Partei im russischen Ministerium und am kaiserlichen Hofe aus dem Sattel gehoben wurde. Der Unterstützung Frankreichs und Englands fühlte man sich sicher, und zugleich beruhigte man die noch fortdauernde schüchterne Opposition mit der Versicherung, daß es bei einem russisch-österreichischen Kriege bleiben werde; Deutschland meine es mit seiner „Nibelungentreue" nicht ernst, wie stets vorher stehe man auch jetzt einem deutschen „Bluff" gegenüber! Alles Weitere dürfen wir als bekannt voraussetzen. Was vorherging, ist die Vorgeschichte des Krieges, von der im englischen Blaubuch kein Wort zu finden ist. Es ist aber unerläßlich, diese Vorgeschichte zu kennen, wenn man nicht aus der Geschichte eine Fabel machen will.

Berlin, den 10. November 1914.

Digitized by Google

Englands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg

Von

Ministerialrat v. Völcker

I. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung

Wie Gallien, so waren auch große Teile von Großbritannien einst römische Provinz. Aber die römische Herrschaft dauerte kürzer und die römische Kultur drang nicht so tief ein wie in der gallischen Provinz, und als nach Abberufung der römischen Legionen die Sachsen, Angeln und Dänen im Sturme der Völkerwanderung den Norden und Osten Englands und den Süden Schottlands besetzten, wurde die römische Kultur der keltischen Ureinwohner nahezu völlig vernichtet, nur wenige Ortsnamen wie Chester, Manchester, Lancaster (aus dem römischen „Castra") und spärliche Reste von Toren, Türmen, Bädern, Straßen und von der gewaltigen Hadriansmauer erinnern heute noch an die römische Herrschaft. Das angelsächsische Volkstum entwickelte sich selbständig und schuf seine eigne, auf germanischer Art beruhende Kultur.

Die normannische Eroberung im elften Jahrhundert und die seitdem erfolgte Einführung normannischer, also französischer Sprache und Sitten am Hofe vermochten den germanischen Grundzug des angelsächsischen Volkstums nicht zu unterdrücken. Wohl schuf die normannisch-germanische Baukunst prächtige Werke, und die englische Sprache verdankt der normannischen Einwanderung ihren romanischen Einschlag, aber die breite angelsächsische Volksmasse wurde von der Kultur der eingewanderten normannischen Adelsgeschlechter nicht ergriffen.

Während des fast vierhundertjährigen Krieges mit Frankreich wurde der Grund zur freiheitlichen Entwicklung der englischen Verfassung gelegt, die in der späteren Folge das Vorbild der parlamentarischen Entwicklung auf dem Festlande geworden ist. Bereits im vierzehnten Jahrhundert gab es in England ein aus Oberhaus und Haus der Gemeinen zusammengesetztes Parlament.

Wohl blieb auch England von blutigen Bürgerkriegen und religiösen Kämpfen nicht verschont. Aber das Zeitalter der Renaissance, in welchem Deutschlands Niedergang besiegelt wurde, war für England der Beginn eines nur mit wenig Unterbrechungen bis heute andauernden politischen Aufschwungs. Unter Elisabeth wurde in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die innere Ruhe hergestellt, Handel und Gewerbe wurden gefördert, die alten Vorrechte der Hansa wurden aufgehoben; jetzt begann die glänzende Entwicklung der englischen Seeschiffahrt. Francis Drake umschiffte die Erde, Virginien wurde besiedelt, die Ostindische Kompanie gegründet und damit der Grund zum englischen Kolonialreich gelegt. Die stolze spanische Armada wurde im Jahre 1588 auf der Reede von Dünkirchen besiegt; die Segelschiffe der viel kleineren eng-

Digitized by Google

lischen Marine überwanden hier die Jahrtausende alte Technik der Rudergaleere, Spaniens Seeherrschaft war für immer gebrochen. Auch die späteren Kämpfe mit der holländischen und französischen Seemacht endigten mit dem Sieg Englands, das britische Kolonialreich vergrößerte sich fortwährend, und wenn es auch im nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg durch den Abfall der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine empfindliche Einbuße erlitt, so blieb doch seine Seeherrschaft ungebrochen. Man entschädigte sich reichlich für den Verlust durch die Erweiterung des kolonialen Besitzes in Ostindien. Schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist England die erste See- und Kolonialmacht der Welt. Gestützt auf seinen Reichtum an Kohle und Eisen, entwickelt sich seine Industrie zu ungeahnter Blüte. England beherrschte seit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts den Welthandel ein volles Jahrhundert lang ausschließlich, bis ihm gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts infolge der kräftigen Entwicklung des deutschen und nordamerikanischen Welthandels ein immer fühlbarer werdender Wettbewerb entstand.

Es ist eine eigenartige Erscheinung im Werdegang des englischen Weltreiches, daß trotz seiner gewaltigen kolonialen Expansionskraft doch die innere Entwicklung nichts weniger als zentralistisch war; nicht einmal im Mutterlande selbst. Schottland ist erst 1707 mit England zu einem Gesamtstaat vereinigt worden, Irland erst 1800. Erst von diesem Zeitpunkt an sind die drei Reiche zu dem „Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland“ verbunden. Erst von da an besteht ein gemeinsames Parlament und die englische Nationalflagge mit dem „Union Jack“, dem viereckigen Ausschnitt am oberen Rand, der in seinem Bild die drei Kreuze der vereinigten Reiche darstellt.

Noch heute hat man keine gemeinsame geographische Bezeichnung für das britische Inselreich, das im Ausland gewöhnlich mit „England“ bezeichnet wird, während der Engländer selbst diese Bezeichnung nur im Gegensatz zu Schottland und Irland gebraucht und von dem „Vereinigten Königreich“ spricht, wenn er die drei Bestandteile miteinander umfassen will.

Irland hat sich bis heute, abgesehen von der im Nordosten gelegenen industriellen Provinz Ulster, dem vereinigten Königreich nicht zu assimilieren vermocht. Es war wiederholt der Schauplatz erbitterter Aufstände und schwerer innerer Unruhen, die die Forderung des „Home Rule“, d. h. der autonomen Verfassung mit eignem Ministerium und Parlament, durchzusetzen suchten. Ein von der Regierung erst in diesem Jahre eingebrachter Homerule-Gesetzentwurf soll die Ideale des irischen Nationalismus verwirklichen und Irland aus dem britischen Einheitsstaat herauslösen. Die politischen Kämpfe um diese Frage haben neuerdings wieder die Grundfesten des englischen Staatswesens erschüttert. Der Ausbruch des Krieges hat die Lösung des Konfliktes einstweilen hinausgeschoben.

II. Volkswirtschaft

Das Vereinigte Königreich besitzt bei einem Flächeninhalt von etwas über 300 000 Quadratkilometer 45 Millionen Einwohner, aber das Mutterland macht an

Digitized by Google

Fläche nur den hunderſten, an Bevölkerung nur wenig mehr als den zehnten Teil des Weltreiches aus.

Das Vereinigte Königreich ſteht unter den europäiſchen Staaten nach der Volkszahl an vierter Stelle. Aber es iſt die Beherrſcherin des größten Kolonialreiches, das die Welt je geſehen hat. Das britiſche Weltreich umfaßt den fünften Teil der Landfläche der Erde und über ein Viertel ihrer Bewohner.

In der Volksdichte ſteht das Vereinigte Königreich mit 144 Einwohnern auf 1 Quadratkilometer nur Belgien und Holland nach. Sein Volksreichtum beruht vor allem auf dem dicht beſiedelten engliſchen Stammland. Schottland und Irland mit ihrer überwiegend landwirtſchaftlichen Bevölkerung ſtehen an Volksdichte unter dem Durchſchnitt der europäiſchen Vollkulturländer. Auf der Induſtrie und Schiffahrt des Landes beruht die Volksvermehrung. Die landwirtſchaftlichen Bezirke nehmen infolge der Abwanderung nach den Induſtriegebieten fortgeſetzt ab. Darum iſt auch die Volksvermehrung in England am größten, in Irland, das noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts England an Volksdichte überlegen war, geht die Bevölkerung ſogar zurück. Im ganzen mindert ſich das Zuwachsprozent des Vereinigten Königreichs fortgeſetzt. Es beträgt heute nur mehr durchſchnittlich jährlich 0,87 Prozent gegen 1,36 Prozent in Deutſchland.

Iſt ſchon der Zuſammenhalt des Mutterlandes von zentrifugalen Kräften bedroht, ſo iſt das politiſche Band, das die Kolonien mit dem Mutterlande verknüpft, noch viel lockerer.

Die einzelnen Gemeinweſen des britiſchen Weltreichs ſind mit mehr oder minder weitgehenden ſelbſtändigen Regierungs- und Verwaltungszuſtändigkeiten ausgeſtattet. Gemeinſam iſt ihnen allen nur, daß ſie nicht Krieg erklären und Frieden ſchließen können, keine diplomatiſche Vertretung gegenüber dem Ausland beſitzen, nicht Geſetze erlaſſen dürfen, die mit den Geſetzen des Mutterlandes in Widerſpruch ſtehen, und daß ein zum Teil mit kolonialen Mitgliedern beſetzter oberſter Gerichtshof in London eingerichtet iſt, der allerdings nach dem materiellen Recht der betreffenden Kolonie entſcheidet, denn eine Rechtseinheit zwiſchen Mutterland und Kolonien beſteht nicht.

In einer vortrefflichen Studie über die Organiſation des britiſchen Weltreichs unterſcheidet Bonn[1]) folgende beiden Haupttypen von Kolonien:

1. Die „Herrſchaftskolonien", die durch die Unterwerfung der eingeborenen Bevölkerung britiſcher Beſitz geworden ſind, Gemeinweſen mit mehr oder minder dünner Europäerbevölkerung.

2. Die „Tochterkolonien", „Dominions", die großen Siedelungskolonien mit Selbſtverwaltung, bei denen die eingewanderten Europäer das überwiegende Element der Bevölkerung bilden und der Zuſammenhang mit dem Mutterland vor allem durch die gemeinſame Abſtammung und natürliche Intereſſengemein-

[1]) Dr. Bonn, Die Organiſation des britiſchen Weltreichs, im Heft 1 der Veröffentlichungen der Handelshochſchule München: „Grundlagen der engliſchen Volkswirtſchaft" 1913.

Digitized by Google

schaft bedingt ist. Tochterkolonien sind die drei großen Staatenbünde in Kanada, Australien und Südafrika, dann Neuseeland, Neufundland und Labrador.

Zu 1. „Herrschaftskolonien" sind alle Kolonien, die nicht zu den vorgenannten Tochtervölkern gehören, das sind die „Kronkolonien" und Indien, das im Sprachgebrauch der englischen Kolonialverfassung nicht zu den Kronkolonien gerechnet wird. Die Herrschaftskolonien werden von einem Gouverneur (Indien von einem Vizekönig) verwaltet, dem in der Regel eine Art Volksvertretung zur Seite steht. Aber diese Volksvertretung besteht in ihrer Mehrheit aus Beamten, und die von ihr beschlossenen Gesetze unterliegen dem Veto des Gouverneurs.

Zu 2. Auch die Tochterkolonien unterstehen einem Gouverneur, dem Repräsentanten des Königs und obersten Verwaltungsbeamten. Aber ihm steht ein Ministerium zur Seite, das dem Parlament verantwortlich ist. Das Parlament besteht aus einem ernannten Oberhaus und einem gewählten Unterhaus.

Früher war man auch in England vielfach der Meinung, daß die Tochterkolonien, wie einst die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich früher oder später vom Mutterlande unabhängig machen würden. Noch Disraeli hat die Tochterkolonien als Mühlsteine bezeichnet, die am Halse des Mutterlandes hängen und mit der Zeit alle verloren gehen würden.

Der Uebergang des Mutterlandes zum Freihandel um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte die Entwicklung der kolonialen Selbständigkeit der Tochtervölker beschleunigt. Sie erhielten das Recht, ihren Zolltarif selbständig zu gestalten, ja selbst gegen das Mutterland Zölle zu erheben. Trotzdem ist das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Tochtervölkern und Mutterland niemals erloschen. Neuerdings ist es sogar wieder lebendiger geworden. Seit 1897 begannen die Dominions dem Mutterlande Zollbegünstigungen einzuräumen, und als nach der glücklichen Beendigung des Burenkriegs, der in den Tochterstaaten große Begeisterung geweckt hatte, der imperialistische Gedanke wieder an Boden gewann, trat im Jahre 1902 der Staatssekretär für die Kolonien, Josef Chamberlain, mit dem Plane hervor, durch die Gewährung von Vorzugszöllen Mutterland und Kolonien zu einem einheitlichen Reichswirtschaftsgebiet zusammenzuschließen. Das Mutterland sollte Schutzzölle einführen und auch seinerseits den Kolonien eine Vorzugsbehandlung zusichern. Die aus dem Chamberlainschen Programm entstandene allgemeine Schutzzollbewegung führte zur Spaltung der konservativen Partei und zu deren Niederlagen bei den Wahlen im Jahre 1905/06 und 1910/11.

Der Plan der Schaffung eines „Greater Britain" war damit gescheitert. Nichtsdestoweniger machte aber der Gedanke der Bevorzugung der mutterländischen Einfuhr in den Kolonien Fortschritte. Fast alle Tochterländer haben nach und nach dem Mutterlande Vorzugstarife eingeräumt.

Auch in der Frage der Reichsverteidigung marschierte der Einheitsgedanke. Im südafrikanischen Krieg stellten die Tochtervölker 30 000 Freiwillige. Seit

Digitized by Google

1887 werden für die Flotte Zuschüsse geleistet. Australien und Kanada haben eigne Flotten im Bau.

Mit der zunehmenden Festigung des Verhältnisses zwischen Mutterland und Kolonien entstand auch das Bedürfnis nach Schaffung gemeinsamer Reichsorgane. Zwar gelangte Chamberlains Plan eines Reichsparlaments nicht zur Verwirklichung, aber die gemeinsamen Fragen werden mit Vertretern der Tochterkolonien in regelmäßig wiederkehrenden „Reichskonferenzen" beraten. Wenn auch die Beschlüsse auf diesen Reichskonferenzen mit Stimmeneinheit gefaßt und von den Einzelparlamenten genehmigt werden müssen, so ist durch diese Einrichtung doch der imperialistische Gedanke im britischen Weltreich, wenigstens soweit die Tochterkolonien in Betracht kommen, bedeutend gefördert worden.

Es ist anzunehmen, daß der europäische Krieg ebenso wie seinerzeit der südafrikanische das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen dem Mutterlande und den englischen Tochtervölkern eher stärken als mindern wird, so wenig Sympathien auch das japanische Bündnis in Australien gefunden hat. Nicht die gleichen Sympathien werden dem Mutterlande von den nicht englischen Volksteilen in den Tochterstaaten entgegengebracht. Die neuesten Vorgänge in Südafrika zeigen, daß das Nationalgefühl des heldenmütigen Burenvolkes noch keineswegs erloschen ist. In den Herrschaftskolonien und im besonderen in Indien kann England von vornherein mit einer Begeisterung für den Krieg nicht rechnen. In Indien bilden weder die 220 Millionen Hindus noch die fast 70 Millionen Mohammedaner ein den Engländern wohlgesinntes Element. Insbesondere können die Mohammedaner, die die Blüte der Volkskraft bilden, zu einer furchtbaren Gefahr für die englische Herrschaft werden, nachdem sich jetzt auch die Türkei am Krieg beteiligt und der Sultan als Kalif und Nachfolger des Propheten die muselmanischen Völker zum heiligen Kriege gegen die Feinde des Islams aufgerufen hat. Sollte es sich dann bewahrheiten, daß in diesem Kampf Japan, der Todfeind europäischer Kultur, in Asien zum Schutze Indiens von England zu Hilfe gerufen wird, so könnte dieser Verrat Englands an der weißen Rasse für sein Prestige im Indischen und Stillen Ozean verhängnisvoll werden. Nicht minder drohend ist die islamitische Gefahr für Englands Herrschaft in Aegypten, das als völkerrechtliches Protektoratsland zwar nicht zu den Kronkolonien gehört, aber seinem Wesen nach doch zu den Herrschaftskolonien gerechnet werden muß und gegen den Druck der Fremdherrschaft schon seit länger starke Kräfte in Bewegung setzt. —

Von der Landfläche des Vereinigten Königreichs sind nur etwa 4 Prozent mit Wald bedeckt, weniger als in irgendeinem andern europäischen Staat. In der Land- und Forstwirtschaft sind nur 12 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung beschäftigt, ebenfalls weniger als in irgendeinem andern Lande Europas.

Seit der Aufhebung der Getreidezölle im Jahre 1846 und noch mehr seit dem Preissturz des Getreides infolge der wachsenden überseeischen Einfuhr um

Digitized by Google

die Mitte der 1870er Jahre, ist der Getreidebau stark zurückgedrängt worden und befindet sich noch im Rückgang. Nach einer amtlichen englischen Statistik betrugen

	in Großbritannien		in Deutschland		
	1893	1913	1893	1913	
die Anbauflächen	14,0	12,8	42,2	45,4	Mill. Acres
der Ernteertrag an Getreide .	38,2	35,0	98,7	159,7	Mill. Quarters.

England muß an Weizen den Bedarf von zehn Monaten durch die Einfuhr decken und dafür jährlich eine Milliarde Mark bezahlen. In der Landwirtschaft herrscht die Viehzucht vor. Zwei Drittel des gesamten Bodens sind Wiesen und Weiden, deren Gedeihen durch das feuchte Klima begünstigt wird. Trotzdem wird der Bedarf an Fleisch, Butter und Käse nicht annähernd durch die eigne Landwirtschaft gedeckt. Gefrierfleisch wird in großen Mengen eingeführt; das von der englischen Landwirtschaft gelieferte frische Fleisch ist Qualitätsware.

Von größter Bedeutung ist von alters her die britische Schafzucht, ihr verdankt die englische Textilindustrie ihre Entstehung. In seinem Bestand an Schafen wird das Inselreich in Europa nur von Rußland übertroffen. Auch die Zucht edler Pferderassen ist beträchtlich.

Einen bedeutenden Ertrag liefert die Fischerei. Schottische Heringe und südenglische Austern werden in ansehnlichen Mengen ausgeführt.

Die englische Landwirtschaft leidet schwer unter dem Latifundien- und Pachtsystem, unter dessen Einfluß das flache Land immer mehr entvölkert wurde. Von dem Umfang englischer Herrschaftsgüter mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß z. B. der Herzog von Southerland über 5600 Quadratkilometer Land besitzt, ein Areal, das größer ist als ein Zehntel der gesamten landwirtschaftlich benutzten Fläche Bayerns. Die englische Regierung hat einschneidende Maßnahmen zur Begründung eines selbständigen Kleinbauernstandes ergriffen. Aber das Kleinbauerntum kommt wegen der Schwierigkeit des Absatzes seiner Produkte nur langsam auf. Der Schatzkanzler Lloyd George hat erst im Herbst vorigen Jahres den Vernichtungskampf gegen das „Landmonopol" angekündigt, das sich in den Händen einiger weniger Leute befinde, die „das Land zu einer Wildnis machen und die gesetzliche Befugnis besäßen, Schlimmeres anzurichten als ein fremder Eindringling in einem eroberten Lande". Die Regierung strebt nichts Geringeres an als eine Enteignung des Landes und eine Rückgabe des Eigentums an die Krone, die nach englischem Recht die Lehensherrin alles Grund und Bodens ist.

Bis um die Jahrhundertwende war Großbritanniens Kohlenerzeugung die erste der Welt. Von da an hat England den Vereinigten Staaten den Vorrang einräumen müssen, und bereits schickt sich Deutschland an, die englische Produktion gleichfalls zu überflügeln. Mit einer Kohlengewinnung von 265 Millionen Tonnen wird die deutsche Produktion von der englischen im Jahre 1912 nur noch um 9 Millionen Tonnen übertroffen. An Qualität steht freilich die englische Kohle obenan. Der Anthrazit von Wales ist als Maschinenkohle un-

Digitized by Google

erreicht. Dabei liegen die englischen Kohlengruben zum Teil dicht am Meer. Cardiff, der erste Kohlenumschlagsplatz der Welt, versorgt die meisten Seehäfen und Kohlenstationen der Erde. Trotzdem übertrifft der eigne Bedarf der heimischen Industrie den Export bei weitem.

Eisen findet sich in Großbritannien meist dicht neben der Kohle. Allerdings ist Großbritannien in der Eisenerzgewinnung von den Vereinigten Staaten, von Deutschland und neuerdings auch von Frankreich überholt worden. In der Roheisenerzeugung steht es Frankreich noch voran.

Auch andre Mineralien, wie Blei, Zink und Kupfer, werden in großen Mengen gewonnen. Selbst Gold und Silber kommt vor. Der Zinnreichtum von Cornwall, der schon von den Phöniziern ausgebeutet wurde, ist nahezu erschöpft.

Die englische Industrie reicht bis in das Mittelalter zurück. Als im vierzehnten Jahrhundert Herzog Wenzel die übermütigen Tuchweber Löwens dafür züchtigte, daß sie bei einem Aufstand die adeligen Ratsherren aus den Fenstern des Rathauses in die Speere der untenstehenden Menge geworfen hatten, wanderten Tausende von Webern nach England aus und legten hier den Grund zu der späteren großartigen Entwicklung der englischen Tuch- und Wollindustrie, der die damals schon ausgedehnte Schafzucht des Landes das Rohmaterial lieferte. Jetzt reicht die einheimische Wollproduktion längst nicht mehr aus, die englische Industrie verarbeitet hauptsächlich australische und südafrikanische Wolle. Aus der Wollindustrie entwickelte sich die Baumwollspinnerei und -weberei und die übrige Textil- (Leinen-, Hanf-, Jute- und Seiden-) Industrie. Die englische Textilindustrie ist weitaus die größte der Welt, Liverpool der erste Baumwollmarkt der Erde. Großbritannien besitzt über ein Drittel der Baumwollspindeln der Welt. Nach dem „Economist" ist gegenwärtig infolge des Krieges eine halbe Million Textilarbeiter beschäftigungslos.

Noch wichtiger als die Textilindustrie ist die Stahl-, Eisen- und Metallverarbeitungsindustrie. In England gelang es zuerst, die teure Holzkohle beim Hochofenprozeß durch die Steinkohle im Wege der Verkokung derselben zu ersetzen. Der Puddelprozeß, der Gußstahl, Bessemer- und Thomasstahl verdankt England seine Entstehung. England ist das Geburtsland der Dampfmaschine, des Schienenweges und der Lokomotive. Auf der mächtigen Eisen- und Maschinenindustrie beruht auch sein Schiffbau, der bedeutendste der Erde, mit den großen Werften am Clyde (Glasgow), am Tyne (Newcastle) und bei Belfast.

Die englische Industrie ist nicht in dem Maße Großindustrie wie die amerikanische und deutsche. Das mittlere Unternehmen herrscht in ihr mehr als anderwärts. Die Textilindustrie von Liverpool und Manchester braucht ihre Rohstoffe und Halbfabrikate nicht auf Lager zu halten, sondern kann sie jederzeit auf offenem Markte erwerben, sogar auf Kredit. Im Berichte der Royal Commission on Canals and Waterways vom Jahre 1909 wird hervorgehoben: „Der ganze innere Verkehr des Vereinigten Königreichs hat den Charakter des Detailhandels angenommen. Man bestellt in kleinen Quantitäten, die man binnen

Digitized by Google

vierundzwanzig Stunden braucht, und erspart dadurch Lagerraum und Kapital." In der Organisation der einzelnen Unternehmungen herrscht eine weitgehende Arbeitsteilung und im Betrieb ein ausgeprägtes Spezialistentum; in der Technik liegt der Schwerpunkt bei den empirisch arbeitenden Werkleitern („managers"), Werkmeistern und Arbeitern. Der mit einem Stabe akademisch gebildeter Ingenieure arbeitende technische Direktor ist dem englischen Industriebetrieb fremd. Ein so großes Angebot an wissenschaftlich durchgebildeten Technikern und Chemikern wie in Deutschland besteht nicht. An den Hauptplätzen des Weltschiffbaues, am Tyne und am Clyde, sind die für den deutschen Schiffbau so charakteristischen Kranenbauten mit ihren elektrischen Hochbahnen über den Hellingen, ihren Deckenkranen, fahrbaren Turmkranen usw. unbekannt. Die „Lusitania", der schnellste Dampfer der Welt, ist mit den primitivsten Hebezeugen, den Masten mit Ladebäumen, gebaut (Laas). Der Schwerpunkt der Geschäftsführung liegt bei der englischen Industrie meist mehr in der kaufmännischen Tätigkeit und in der Ausnutzung von Konjunktur und Geldmarkt als in der Technik. Der Aufsichtsrat („board of directors") bestimmt weit mehr als bei uns die Politik der Unternehmungen. Der mittlere englische Kapitalist will sich in den Unternehmungen betätigen, aber gleichwohl noch für Sport, Jagd und Politik hinlänglich Zeit übrig behalten. Die monopolistische Organisation der Unternehmung in Trusts und Kartellen hat selbst in der englischen Eisen- und Stahlindustrie nicht die fast unumschränkte Herrschaft erlangt wie in Deutschland und Nordamerika. Der jeder Beschränkung der individuellen Freiheit abholde Sinn des englischen Unternehmers steht dieser Entwicklung entgegen, die in Deutschland und Nordamerika auch durch das Schutzzollsystem begünstigt wird.

Aber diese Eigentümlichkeiten in der Organisation des Unternehmertums haben die Entwicklung der englischen Industrie im Wettbewerb mit Deutschland und Amerika doch vielfach gehemmt. „Die englische Industrie, die vor fünfzig Jahren auf fast allen Gebieten der deutschen überlegen war, vermag heute in großen Teilen den Vergleich mit uns nicht auszuhalten. Die chemische Industrie, die Elektrizitätsindustrie stehen weit hinter der unsern zurück. Dagegen ist die Textilindustrie noch immer an der Spitze aller Länder" (Vogelstein).[1])

England war mit dem Uebergang zum Freihandel der Weltlieferant für Industrieerzeugnisse (Workshop of the World) geworden. Da begann gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein Umschwung einzutreten. Die deutsche und amerikanische Industrie nahmen immer erfolgreicher den Wettbewerb mit der englischen auf. Aber auch in der Arbeiterschaft bereitete sich damit eine Wandlung vor. Der maßgebende Einfluß der Gewerkschaften, der bis dahin die friedliche Entwicklung der Industrie gewährleistet hatte, begann zu schwinden.

[1]) Vgl. zu den vorstehenden Ausführungen über die Organisation der englischen Industrie insbesondere Dr. Vogelstein, Die englische Industrie. Veröffentlichungen der Handelshochschule München: „Grundlagen der englischen Volkswirtschaft". 1913.

Digitized by Google

In den Gewerkschaften sind nur die gelernten Arbeiter organisiert, die ungelernte Arbeiterschaft, der die Fachhandwerker in der neueren Entwicklung der Großindustrie immer mehr Boden abtreten müssen, beginnt das Haupt zu erheben, an die Stelle des gewerblichen Kampfes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer tritt wie in Frankreich der politische Klassenkampf, eine Arbeiterpartei (Independent Labour Party) entsteht, sie stürzt im Verein mit den Liberalen im Jahre 1905 die konservative Mehrheit. Unter der Führung des selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Schatzkanzlers Lloyd George stellt die Regierung ein großartiges sozialpolitisches Programm auf, 1909 wird ein Alterspensionsgesetz erlassen: alle über siebzig Jahre alten Arbeiter erhalten ohne jede Beitragsleistung wöchentlich 5 Schilling. 1912 folgte die Invaliden- und Krankenversicherung, zu der Unternehmer, Arbeiter und Staat wöchentliche Beiträge leisten. Die englische Sozialgesetzgebung ging aber noch über die deutsche hinaus. Es wurde eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit geschaffen. Unternehmer, Arbeiter und Staat zahlen Beiträge; der beschäftigungslos gewordene Arbeiter erhält 7 Schilling in der Woche an Unterstützung, außer bei Streik und Aussperrung. Das Gesetz ist zunächst auf den Maschinenbau, Schiffbau und das Baugewerbe beschränkt. Die bereits früher bestandenen fakultativen Vermittlungsämter (Conciliation Boards) wurden für die Eisenbahnen nach den großen Streikbewegungen des Jahres 1911 obligatorisch. Noch weiter geht die Trade Boards Act von 1909, die, dem Vorgang von Australien und Neuseeland folgend, für gewisse Zweige der Heimarbeit („sweated industries") Lohnämter (Trade Boards) einsetzt, die zur Festsetzung von Mindestlöhnen berechtigt sind. In dem gefährlichen Streik des Jahres 1912 haben auch die Arbeiter des Kohlenbergbaues der Regierung ein Gesetz abgezwungen, demzufolge für die einzelnen Kohlendistrikte Lohnämter Minimallöhne (minimum wages) festzusetzen haben.

Selbst diese weitgehenden sozialen Gesetze haben nicht ungünstig gewirkt. Auch von den Unternehmern ist dies vielfach anerkannt worden. In einzelnen Fällen ist sogar die Ausdehnung des Lohnämtergesetzes auf andre Zweige von den Arbeitgebern selbst beantragt worden, weil die Lohnregelung der unlauteren Konkurrenz entgegenwirkt. Industrie und Wirtschaftsleben haben sich im ganzen Zeitraume von 1902 bis 1912 kräftig entwickelt.

Aber der soziale Friede wurde bis jetzt nicht hergestellt; im Gegenteil, die Jahre 1911 und 1912 waren von Streikbewegungen und Aussperrungen in den verschiedensten Gewerbezweigen mehr als je erfüllt. Dabei hat die Arbeiterbewegung in den letzten Jahren mehr und mehr einen syndikalistischen Charakter angenommen, die Arbeiter suchten ihr Ziel durch Generalstreik, allgemeine Ruhestörung und Lahmlegung des ganzen Wirtschaftslebens zu erreichen. Im April des laufenden Jahres hat der Bergarbeiterverband eine Einigung mit dem Transportarbeiterverband und der Gewerkschaft der Eisenbahnarbeiter zum Zweck gemeinsamen Vorgehens angebahnt. Der Ausbruch des Krieges hat die weitere Entwicklung zunächst unterbrochen.

Digitized by Google

Die tieferliegenden Ursachen dieser elementaren Bewegungen in der englischen Arbeiterschaft sind noch nicht völlig aufgeklärt. Jaffé[1]) führt sie darauf zurück, daß die Löhne im letzten Jahrzehnt trotz der glänzenden Entwicklung der englischen Industrie mit der Verteuerung der gesamten Lebenshaltung nicht gleichen Schritt gehalten haben. Die Entwicklung der Verhältnisse des englischen Eisenbahnpersonals, die unten noch zu behandeln sein wird, scheinen diese Annahme zu bestätigen.

Großbritanniens auswärtiger Handel ist der größte der Welt. Aber der Abstand zwischen England und Deutschland hat sich immer mehr verringert. Von 1884 bis 1912 hat sich der britische auswärtige Handel verdoppelt, bei Deutschland verdreifacht. Seit 1886 ist Großbritanniens Anteil am Welthandel von 21 Prozent auf 17 Prozent gefallen, jener Deutschlands von 10 Prozent auf 13 Prozent gestiegen. 1913 betrug die englische Ausfuhr 10,7, die deutsche 10,1 Milliarden Mark, der Wert des deutschen Exports blieb sohin hinter dem englischen nur mehr um 6 Prozent zurück. Damit ist für England die Gefahr, von seinem Rivalen überholt zu werden, unmittelbar drohend geworden. Sowohl in der Gesamteinfuhr Großbritanniens als in der Ausfuhr britischer Waren nimmt Deutschland die zweite Stelle unter allen Ländern der Erde ein. Seine Einfuhr in England wird nur von derjenigen der Vereinigten Staaten, die englische Warenausfuhr nach Deutschland nur von derjenigen nach Britisch-Ostindien übertroffen. Freilich ist Großbritannien auch Deutschlands bester Kunde. Aber von 1900 bis 1913 hat sich Deutschlands Absatz nach Großbritannien um weit über die Hälfte vermehrt, während Großbritanniens Absatz nach Deutschland sich kaum gehoben hat. Es betrug

	Deutschlands Ausfuhr nach England	Deutschlands Einfuhr von England
1900 . . .	912 Mill. Mark	841 Mill. Mark
1913 . . .	1438 „ „	876 „ „

Immerhin nimmt Deutschland allein dem britischen Inselreich über 8 Prozent seiner sämtlichen Erzeugnisse ab, England dem Deutschen Reiche allerdings 14 Prozent. Diese Zahlen zeigen, wie empfindlich beide Länder in ihrem gegenseitigen Handelsverkehr durch den Krieg betroffen werden und wie schwer allein die Unterbindung des deutsch-englischen Wechselverkehrs die Arbeiterschaft treffen muß. Und doch sind diese Ausfälle nur ein kleiner Bruchteil der schweren Schädigung des Exports, die durch den Krieg für die beiden Länder herbeigeführt worden ist. Wahrscheinlich wird aber im ganzen die englische Volkswirtschaft unter dem Krieg schwerer leiden als die deutsche. Deutschland ist kein so ausschließliches Industrieland wie England, über ein Drittel seiner Bevölkerung

[1]) Vgl. zu den vorstehenden Ausführungen Jaffé, Die Arbeiterfrage in England. Veröffentlichungen der Handelshochschule München: „Grundlagen der englischen Volkswirtschaft." 1913.

Digitized by Google

lebt noch von der Land- und Forstwirtschaft, in England nur mehr ein Zwölftel. Das Rückgrat der deutschen Volkswirtschaft ist der innere Verkehr. Der auswärtige Handel Deutschlands macht (dem Gewichte nach) nur ein Siebentel des gesamten Handelsverkehrs aus. Das englische Wirtschaftsleben ist in weit höherem Maße auf den Export gestellt als das deutsche. Die Wirkungen der Arbeitslosigkeit infolge des Krieges werden in Deutschland durch die allgemeine Wehrpflicht wesentlich abgeschwächt, denn Deutschland stellt fast zehnmal soviel Soldaten ins Feld als England.

Englands Kapitalreichtum ist bekannt. England dürfte, was Reichtum und Volkseinkommen anlangt, heute noch an erster Stelle unter den Ländern der Welt stehen, wiewohl nach den Schätzungen, die Helfferich in seiner bekannten Studie „Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913" anführt, auch in dieser Beziehung ihm Deutschland den Rang streitig machen würde.

London ist das wichtigste Zentrum der Welt für den internationalen Clearingverkehr und Zahlungsausgleich. Die Londoner Devise und die englische Banknote sind die vornehmsten Zahlungsmittel im Weltverkehr. Aber das Vertrauen der Völker auf die englische Rechtssicherheit und Verläßlichkeit ist seit dem Kriegsbeginn stark erschüttert worden.

Die englischen Staatsfinanzen sind glänzend, seit 1903 hat sich die Schuld um 2,8 Milliarden Mark vermindert, dabei haben sich von 1906 bis 1913/14 die jährlichen Ausgaben für die Flotte um 236 Millionen Mark vermehrt, für soziale Zwecke sind 400 Millionen Mark vorgesehen, während 1906 noch nichts ausgegeben wurde. Die Heereslasten haben sich nicht wesentlich verändert. Es betrugen die Ausgaben

	in England	in Deutschland
für die Flotte	926	480 Millionen Mark
für das Landheer	565	1369 „ „
Summa	1491	1849 Millionen Mark.

Die englische Staatsschuld beläuft sich auf 15, die deutsche (einschließlich derjenigen der Einzelstaaten) auf 21 Milliarden Mark, aber in Deutschland steht dieser Schuld das auf 17 Milliarden Mark zu bewertende Anlagekapital der Reichs- und Staatsbahnen gegenüber.

III. Verkehr

Das Vereinigte Königreich besitzt ein Eisenbahnnetz von 37 700 Kilometer. Obwohl das Vaterland der Eisenbahn, ist es in der Ausdehnung seines Netzes von Deutschland, Rußland, Oesterreich-Ungarn und Frankreich überholt worden. Selbst in der Dichte des Eisenbahnnetzes ist Großbritannien mit 12 Kilometer Bahnlänge auf je 100 Quadratkilometer von Belgien und auch von Deutschland bereits überflügelt. Die Zunahme seines Eisenbahnnetzes hat von 1890 bis 1912 nur 17 Prozent betragen, gegen 71 Prozent in Deutsch-

Digitized by Google

land. Seit 1906 steht die Bautätigkeit fast still. Es wurden nur 600 Kilometer Bahnen gebaut gegen 7500 in Deutschland.

Während die englischen Kolonien Indien, Australien und Südafrika Staatsbahnen besitzen, sind die Eisenbahnen des Mutterlandes ausnahmslos Privatbahnen. Während der großen Arbeiterbewegungen der letzten Jahre hat die Arbeiterpartei die Eisenbahnverstaatlichung mit Einführung eines gesetzlichen Mindestlohnes, des „Living Wage", in ihr Programm aufgenommen.

Die Regierung hat auch eine Kommission mit der Untersuchung der Frage betraut. Einstweilen hat diese Kommission sich mit starker Mehrheit gegen die Verstaatlichung ausgesprochen.

An Intensität des Betriebes wird das englische Eisenbahnwesen von keinem andern in der Welt erreicht. Das Anlagekapital der Bahnen beträgt über 700000 Mark für das Kilometer, mehr als doppelt so viel wie in Deutschland. Die englischen Eisenbahnen sind allerdings „überkapitalisiert", etwa 15 Prozent des Anlagekapitals sind „Wasser". Für die parlamentarische Genehmigung der Eisenbahnen sind ungeheure Kosten erwachsen. Sie betrugen schon bei der nur 50 Kilometer langen ersten öffentlichen Dampfeisenbahn Englands von Liverpool nach Manchester 1,4 Millionen Mark und werden heute für alle englischen Bahnen im Durchschnitt auf 50000 Mark für das Kilometer geschätzt. Die parlamentarischen Kosten der englischen Hauptbahnen betrugen also für das Kilometer fast so viel als das gesamte kilometrische Anlagekapital unsrer deutschen Kleinbahnen.

Die Anlage der englischen Eisenbahnen zeigt von Anfang an alle Merkmale eines intensiven Betriebes: lange Gerade, schlanke Krümmungen, häufige Tunnels, tiefe Einschnitte. Oeffentliche Wege dürfen nur mit Genehmigung des Parlaments in Schienenhöhe über die Bahn geführt werden, darum sind schienengleiche Ueberfahrten selten. Ein schwerer, teurer Oberbau mit Stuhlschienen und eng verlegten breiten Holzschwellen sichert den Fahrzeugen auch bei den größten Geschwindigkeiten einen ruhigen Lauf. Die Anlagen für den Personen- und Güterverkehr sind in weitem Umfang getrennt, 56 Prozent aller Bahnen sind zwei- und mehrgleisig, mehr als in irgendeinem andern Lande der Erde. Die großen, von London ausgehenden Bahnlinien sind auf lange Strecken nach dem Westen Englands und bis in die Industriebezirke Mittelenglands hinein viergleisig.

Die Stationsanlagen sind überaus einfach, aber zweckmäßig, alles nicht unbedingt Notwendige ist weggelassen, Warteräume und Büfetts sind klein und schmucklos, aber überall, auch in den kleinsten Stationen, sind schienenfreie Zugänge für die Reisenden vorgesehen. Die großen Hauptstationen sind meist Kopfbahnhöfe, damit die Bahn tiefer in das Herz der Großstädte eindringen kann. Sie sind nicht von der deutschen Pracht und Großräumigkeit, wenn sie auch monumentaler Fassaden nicht entbehren. Gepäckbahnsteige sind in England sowenig bekannt wie in Frankreich. Die Großstädte sind reich mit Stationen ausgestattet. Großlondon besitzt (einschließlich der Untergrundbahnstationen) über

Digitized by Google

600 Eisenbahnstationen, mehr als die württembergischen Staatsbahnen. Ueberall sind die Bahnsteige hoch, so daß nur ein kleiner Höhenunterschied zum Wagenboden zu überwinden ist. Dadurch wird das Ein- und Aussteigen erleichtert und beschleunigt.

Alles ist im englischen Eisenbahnbetrieb auf Geschwindigkeit gestellt. Häufige und kurze Züge bedienen den Personenverkehr. Wagen des Durchgangssystems gibt es nur in einigen Fernschnellzügen, und diese Wagen haben auch Seitentüren. Sonst baut man nur Abteilwagen, um das Ein- und Aussteigen zu beschleunigen. Direkte Wagen kennt man wenig, direkte Züge gibt es fast überallhin. Die Zahl der überall anhaltenden Züge wird auf den großen Linien von denjenigen, die die Stationen ohne Aufenthalt durchfahren, um ein Vielfaches übertroffen.

Zur Bedienung des Unterwegsverkehrs werden den Schnellzügen sog. Slip carriages angehängt, die in voller Fahrt abgekuppelt werden und dann für sich allein bis in die Station laufen, um dort ihre Reisenden abzusetzen. Auf vielen Linien wird die Post aus den Zügen abgeworfen und in dieselben mit besonderen Vorrichtungen in voller Fahrt aufgenommen. Zwischen den Schienen liegen in angemessenen Abständen Fülltröge, aus denen die Lokomotiven während der Fahrt ihr Wasser aufnehmen. Dadurch wird es ermöglicht, ungeheure Strecken ohne Aufenthalt zurückzulegen. Der Cornish Riviera Expreß durchfährt die 363 Kilometer lange Strecke London—Plymouth — etwa so weit wie von Berlin nach Kassel — ohne anzuhalten, die längste aufenthaltslose Fahrt der Welt. Schnellzüge mit Reisegeschwindigkeiten von 90 bis 100 Kilometer in der Stunde sind keine Seltenheit.

In keinem Lande der Welt ist der Personenverkehr so reich bedient wie in England. Mit wenig Ausnahmen führen die Bahnen nur die I. und III. Klasse. Fast alle Schnellzüge haben die III. Klasse, es gibt keinen Schnellzugszuschlag, aber die normalen Personentarife III. Klasse (1 Penny für die Meile) sind gegen unsre Schnellzugsfahrpreise um 70, gegen unsre Personenzugstarife (IV. Klasse, in Bayern III b) um 160 Prozent teurer. Allerdings besteht Freigepäck. Mit der Fahrkartenprüfung wird der Reisende so wenig als möglich behelligt. Auf den großen Endstationen passiert er die Sperre in der Regel ohne jede Kontrolle. Die Inhaber von Zeitkarten (Season tickets) zeigen ihre Ausweise überhaupt nicht vor, und als in neuerer Zeit einige Bahnen das Vorzeigen der Karten anordneten, erhob sich hiergegen beim Publikum ein Sturm der Entrüstung; man erblickte in der Maßnahme ein Mißtrauen der Verwaltung und verklagte diese sogar wegen Beleidigung.

Die Gepäckabfertigung, die mit der unbedingten Ehrlichkeit des Publikums rechnet, kann in ihrer primitiven Einfachheit nicht mehr übertroffen werden. Das Gepäck wird lediglich mit einem „label“ beklebt, auf dem die Zielstation vorgetragen ist. Der Reisende bekommt nichts in die Hand, keinen Schein, um sich auf der Zielstation zu legitimieren. Jedermann kann das Gepäck als das seinige bezeichnen und mitnehmen; tatsächlich kommen freilich Durch-

Digitized by Google

stechereien so gut wie nicht vor. Die Bahn übernimmt keine Haftung für die richtige Ein- und Umladung. Der Reisende muß sich selbst darum kümmern. Auf den Umladestationen wird einfach alles auf den Bahnsteig geworfen. Bei großem Sommerverkehr, insbesondere nach den Seebädern, entsteht nun ein heilloses Durcheinander. Reisende und Gepäckträger laufen zwischen den Gepäckstücken hin und her, jeder sucht das seinige zusammen, um die richtige Umladung zu sichern. Zwar ist die Gepäckbeförderung unentgeltlich und die Gepäckträger sollen kein Trinkgeld annehmen, aber wer nichts gibt, kann warten, bis sein Gepäck an die Reihe kommt. Die Wohltat der Einfachheit wird zur Plage für den Reisenden.

Wie im Personenverkehr, so ist auch im Güterverkehr die Schnelligkeit oberster Grundsatz. Ein Gut, das heute in Edinburg aufgegeben ist, wird morgen in London abgeliefert, obwohl die Entfernung zwischen beiden Plätzen fast so groß ist wie die von Berlin nach München. Der Wettbewerb der Bahnen unter sich und mit der Seeschiffahrt, deren Frachtraten man nicht unterbieten kann, nötigt zur Beschleunigung des Transportdienstes, die durch die kleinen Wagen- und Zugeinheiten erleichtert wird. Das durchschnittliche Ladegewicht der Wagen und die durchschnittliche Stärke der Züge sind kaum mehr als halb so groß wie in Deutschland. Freilich werden hierdurch die Selbstkosten der Beförderung wesentlich erhöht. Die ungeheure Zahl von Privatwagen, die ganz unglaubliche Mißstände in der Verwaltung und im Betrieb und ungeheure Leerläufe erzeugen, trägt zu dieser Kostenverteuerung wesentlich bei. Die Gütertarife sind für die große Masse der Güter um 40 bis 100 Prozent höher als bei uns.

Die Einnahmen der englischen Bahnen haben sich seit 1886 nicht ganz verdoppelt, während sich die Einnahmen der deutschen Bahnen verdreifacht haben. Dabei sind wie in Deutschland die Ausgaben viel stärker gewachsen als die Einnahmen. Um die Eisenbahnen in den Stand zu setzen, die großen Mehrausgaben für die Zugeständnisse anläßlich des großen Eisenbahnerstreiks des Jahres 1911 zu decken, mußte das Parlament die Genehmigung zu namhaften Tariferhöhungen erteilen. Die englische Eisenbahnpolitik hat sich dabei auf eine gefährliche Bahn begeben. In Deutschland sind bis in die letzte Zeit die Tarife fortgesetzt ermäßigt worden. Die Mittel für Gehalts- und Lohnaufbesserungen des Personals sind in Deutschland niemals aus Tariferhöhungen, sondern stets nur aus der natürlichen Verkehrssteigerung und aus der Vervollkommnung der Organisation und Technik des Betriebes geschöpft worden. Die Durchschnittsbezüge des Eisenbahnpersonals sind in England erheblich niedriger als in Deutschland (auf den Kopf 1910: 1370 Mark gegen 1620 Mark in Deutschland) und die Bahnen, die ihr Anlagekapital ohnehin nur mit $3^1/_2$ Prozent (gegen 6 Prozent in Deutschland) verzinsen und 1910 selbst auf garantierte und Vorzugsaktien nicht mehr als durchschnittlich 3,65 Prozent Dividende verteilt haben, sind tatsächlich auch nicht in der Lage, aus eignen Mitteln die Bezüge des Personals zu verbessern. Ihre Aktien und Anleihen befinden sich zum großen Teil in den Händen kleiner und mittlerer Kapitalisten. Dabei gärt es im Eisenbahnpersonal

Digitized by Google

nach wie vor. Im ganzen sind die Löhne trotz der neueren Aufbesserungen nur wenig gestiegen, während die Teuerung aller Lebensverhältnisse nach den Indexziffern des Jahres 1912 gegenüber 1900 auf 15 Prozent zu veranschlagen ist. Die deutschen Staatseisenbahnen haben während dieses Zeitraumes die Bezüge ihrer Angestellten stark erhöht und durch die Ueberführung eines möglichst großen Teiles ihres Personals aus dem Taglohnverhältnis auf etatsmäßige Stellen, d. h. in ein mit den Garantien des öffentlichen Dienstes umgebenes Beamtenverhältnis eine weitgehende Sicherung des Eisenbahnbetriebes gegen Streikbewegungen geschaffen. In England wird der gesamte Eisenbahndienst durch Taglohnpersonal versehen. Die Vereinigung zwischen Transportarbeitern und Bergarbeitern, über die oben schon berichtet wurde, wird aller Voraussicht nach das Land noch vor weitere Erschütterungen durch Streikunruhen des Eisenbahnpersonals stellen.

Nach alledem wird man die innere Lage des englischen Eisenbahnwesens nicht als rosig bezeichnen können.

Die Handelsmarine des Vereinigten Königreiches ist die größte der Welt. Sie übertrifft mit 12 Millionen Registertonnen die deutsche fast um das Vierfache. Aber wie im Welthandel, so hat sich auch in der Weltschiffahrt Deutschland in der letzten Zeit rascher entwickelt als Großbritannien. Von 1900 bis 1912 hat die Tonnage der deutschen Handelsmarine um 62 Prozent, jene der englischen nur um 28 Prozent zugenommen. Deutschlands Industrie und sein Bedarf an Rohstoffen und Lebensmitteln aus überseeischen Ländern hat sich stark gesteigert. Für den überseeischen Warenverkehr Zentraleuropas liegen die deutschen Seehäfen günstiger als jene Englands. Gegen das Ende der 1890er Jahre haben die deutschen Schnelldampfer des Lloyd und der Hapag der deutschen Flagge das „blaue Band" des Ozeans gewonnen. Ueber zehn Jahre blieb es in deutschem Besitz. Da erbaute 1908 und 1909 die englische Cunardlinie mit einer Regierungssubvention von jährlich je 1,5 Millionen Mark zwei Turbinenschnelldampfer, „Lusitania" und „Mauretania", die mit einer Höchstleistung von 27½ Seemeilen in der Stunde den Schnelligkeitsrekord in der transatlantischen Fahrt wieder an England brachten. Aber es zeigte sich, daß diese Schiffe nicht wirtschaftlich waren. Sie erforderten ganz ungeheure Maschinenkräfte (70 000 Pferdestärken) und Kohlenbunker und konnten trotz ihres gewaltigen Deplacements (33 000 Registertonnen) neben Passagieren keinerlei Fracht mehr nehmen. Hierzu kommt, daß der verwöhnte nordamerikanisch-europäische Reiseverkehr größeres Gewicht auf Geräumigkeit, Bequemlichkeit und ruhigen Lauf der Schiffe legt als auf übermäßig gesteigerte Geschwindigkeit. Diesen Bedürfnissen trägt der kombinierte Fracht- und Passagierdampfer größten Deplacements weit mehr Rechnung als der reine Schnelldampfer. Luxusdampfer von ganz außergewöhnlichen Abmessungen wurden zuerst von der englischen White Star Line gebaut. Ihre Schiffe „Olympic" (46 000 Registertonnen) und die 1912 untergegangene „Titanic" waren die mächtigsten Schiffe auf dem Weltmeer. Da trat seit 1913 die Hapag mit ihren Luxusdampfern „Imperator"

Digitized by Google

(52000 Registertonnen), „Vaterland“ (55000 Registertonnen) und dem 1914 vom Stapel gelassenen „Bismarck“ (58000 Registertonnen) auf den Plan, die an Dimensionen und Ausstattung alles Bisherige weit übertreffen. Die deutsche Schiffahrt nimmt heute, was Bequemlichkeit und gute Verpflegung in allen Klassen anlangt, in der Welt den ersten Platz ein. Die deutschen Schiffahrtsgesellschaften Hapag und Lloyd sind die größten der Welt. Ihr Anteil am Einwanderungsverkehr in Neuyork beträgt über 40 Prozent des gesamten dortigen Einwanderungsverkehrs.

Der Schwerpunkt der deutschen Reederei liegt in der Linienschiffahrt, drei Viertel der Hamburger Reederei ist Linienschiffahrt. In der englischen Handelsflotte überwiegt die freie oder Trampschiffahrt, deren Tonnengehalt drei- bis viermal so groß ist wie jener der Linienschiffahrt. Die Vorherrschaft Englands in der Trampschiffahrt beruht vor allem auf der Kohle, die fast drei Viertel der englischen Güterausfuhr ausmacht und selbst die englische Einfuhr übertrifft. Jedes Schiff findet infolgedessen in England auch auf der Ausreise nach jeder Richtung Ladung.

Im Schiffbau nimmt England gleichfalls weitaus den ersten Platz in der Welt ein. Im britischen Reich (einschließlich der Kolonien) wurden 1912 Dampfer mit insgesamt 1,6 Millionen Registertonnen gebaut, in Deutschland nur 0,34 Millionen. Aber auch hier hat sich der Abstand verringert. Von 1900 bis 1912 hat die Schiffsbautätigkeit in Deutschland um 82 Prozent, im britischen Reich nur um 17 Prozent zugenommen. In dem sehr lohnenden Bau von Trampdampfern besitzt England allerdings noch heute geradezu das Monopol.

Englands größter Hafen ist London, heute noch der größte Hafen der Welt. Aber sein Handelsmonopol ist bereits gebrochen. Sein Schiffsverkehr nimmt seit 1910 sogar ab, wahrscheinlich nicht allein wegen seiner veralteten Hafeneinrichtungen. Im Auslandsverkehr (Tonnengehalt der ein- und auslaufenden Schiffe) ist London von Antwerpen und Hamburg bereits überflügelt. Im Kolonialverkehr steht es allerdings noch an der Spitze. Liverpool ist im Auslandsverkehr von Antwerpen und Hamburg überholt worden.

Von den etwa 7000 Kilometern Binnenschiffahrtswegen des Vereinigten Königreichs bestehen zwei Drittel aus künstlichen Wasserstraßen, und von diesen befindet sich über ein Drittel in den Händen oder unter Kontrolle der Eisenbahngesellschaften, die sie teils außer Betrieb gesetzt haben, teils nur einen schwachen Verkehr auf ihnen unterhalten. Trotzdem ist der Verkehr der englischen Binnenwasserstraßen in seiner Gesamtheit nicht unbeträchtlich. Er wird auf ein Siebtel des gesamten Güterverkehrs geschätzt. Er hat sich im letzten Menschenalter nur wenig entwickelt, bei den in der Verwaltung der Eisenbahnen stehenden Kanälen hat er sogar abgenommen. Die Kanäle sind eben in ihrer großen Mehrzahl technisch unzulänglich.

Die Regierung hat im Jahre 1906, gedrängt von den Kanalfreunden, eine Kommission zur Untersuchung des Wasserstraßenproblems niedergesetzt, deren Mehrheit eine großzügige Erweiterung und Verbesserung des Wasserstraßennetzes

Digitized by Google

unter Inanspruchnahme staatlicher Mittel vorschlug. Diesem Gutachten trat aber eine starke Minderheit entgegen. Diese bezeichnete es als eine Ungereimtheit, staatliche Mittel für die Wiedererweckung eines Verkehrsmittels aufzuwenden, das den Wettbewerb mit den in keiner Weise staatlich unterstützten Eisenbahnen aufnehmen solle, aber nur für gewisse Güterklassen und nur in bestimmten Bezirken mit Vorteil benutzt werden könne. Die Minderheit wies darauf hin, daß im englischen Geschäftsleben alles auf die Schnelligkeit und Pünktlichkeit der Beförderung ankomme. Auf den Eisenbahnen bestehe zwischen allen wichtigen Städten eine eintägige Beförderungsdauer, die Kaufleute lebten mehr als früher von der Hand in den Mund. Man bestelle bei den Fabriken öfter und in kleineren Quantitäten, die man binnen 24 Stunden braucht, und man erspare dadurch Lagerraum und Zinsen. Diesen Anforderungen entsprächen die Eisenbahnen besser als die Wasserstraßen.

Großbritannien und Irland, die Heimat des Einheitsportos und der Briefmarke, besitzt ein vortrefflich organisiertes Postwesen, einen mit beispielloser Präzision und Schnelligkeit arbeitenden Zustelldienst. Es hat das größte Postpersonal und den stärksten Briefverkehr unter allen Ländern der Welt, wenn es auch in der Zahl seiner Postanstalten erheblich hinter Deutschland zurücksteht.

Auf dem Gebiete des Telegraphenverkehrs wird das Vereinigte Königreich zwar in der Zahl seiner Telegraphenanstalten und der Größe seines Leitungsnetzes von Deutschland und Frankreich weit übertroffen, auch Rußlands Leitungsnetz ist größer, aber kein Land der Erde besitzt einen größeren Telegrammverkehr als das Vereinigte Königreich. England und englische Gesellschaften besitzen auch weitaus die große Mehrzahl aller Unterseekabel. England beherrscht so gut wie unumschränkt den überseeischen Telegraphenverkehr auf dem Erdkreis.

IV. Schlußbetrachtung

England steht mit seiner Industrie, seinem Handel und seinem Verkehr auch heute noch in den meisten Beziehungen an der Spitze aller Länder der Erde. Aber Englands Entwicklung nach aufwärts hat sich in den letzten Jahrzehnten verlangsamt. Sein wirtschaftlicher Vorsprung vor Deutschland, das ihm im auswärtigen Handel, in der Weltschiffahrt und in der europäischen Kohlenerzeugung auf dem Fuße folgt, hat sich mehr und mehr verringert. Englands Bevölkerung mehrt sich nicht mehr so stark wie die deutsche. Seine Landwirtschaft steht still, ein schlimmes Latifundien- und Pachtsystem hemmt den Fortschritt und entvölkert die Dörfer. Selbst in der Industrie machen sich Anzeichen einer gewissen Erschlaffung der treibenden Kräfte geltend. Die englische Binnenschiffahrt ist rückständig, das Eisenbahnwesen zwar, was Schnelligkeit der Beförderung anlangt, im Personen- wie im Güterverkehr unerreicht, aber infolge seiner Zersplitterung unter eine Vielzahl von Verwaltungen, seines Kleinverkehrs und seiner vielen veralteten Einrichtungen dem deutschen Eisenbahnwesen weder in der Billigkeit der Tarife noch in der wirtschaftlichen Organisation und im finanziellen Erfolge des Betriebes ebenbürtig.

Digitized by Google

Die hervorstechenden Züge des englischen Volkscharakters sind Selbständigkeit, rücksichtslose Tatkraft und kühl berechnender praktischer Sinn. Der Engländer liebt in seinem Geschäfts- und Privatleben die Einfachheit und Einförmigkeit. In einer englischen Wohnstadt ist oft, so weit das Auge reicht, ein Haus dem andern gleich. Eingänge und Treppenhäuser, Türen und Fensterstöcke, Dachfirsten und Kamine, Vorgärten und Wohnungseinteilung weichen oft durch ganze Straßenzüge und Stadtteile hindurch nicht um einen Zentimeter voneinander ab. Aber man individualisiert und differenziert auch da nicht, wo die Einförmigkeit Geld kostet. Die nur wenige Kilometer langen Schmalspurbahnen auf der Insel New Jersey — bei uns wären sie Kleinbahnen einfachster Art — sind in Stationsanlage und Stationsbesetzung, Fahrpark und Betrieb nur Miniaturausgaben der englischen Hauptbahnen. Mit großer Zähigkeit haftet man am Althergebrachten, zweckwidrige Formen und Einrichtungen werden weiter geschleppt und hemmen den Fortschritt. Ein unglaublich unpraktisches, zum Teil auf dem Zwölfersystem, zum Teil völlig systemlos aufgebautes Münz-, Maß- und Gewichtssystem erschwert das Geschäftsleben. Volksbildung und Schulwesen stehen nicht auf gleicher Höhe wie in Deutschland und Frankreich.

Das englische Volk ist an Vermögensbesitz und Einkommen wohl noch heute das reichste Volk der Erde. Aber die Einkommensverteilung ist nirgends ungünstiger. Die Gegensätze zwischen reich und arm sind nirgends größer. Der Mittelstand, der die Grundlage des deutschen Wohlstandes bildet, hat in England nicht annähernd die gleiche Bedeutung. Der Herzog von Westminster besitzt in dem Stadtteil, dessen Namen er trägt, dem vornehmsten und teuersten Londons, fast $2^1/_2$ Millionen Quadratmeter Grund und Boden. Aber neben diesem märchenhaften Reichtum wohnt im gleichen Stadtbezirk das unsagbarste Elend. In dem Vaterlande des Parlamentarismus, in dem tatsächlich das Volk die Geschicke des Landes bestimmt, herrschen die größten Standesunterschiede.

Der Anteil derer, die von ihrer Rente leben, hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. Die Lust an Sport und Vergnügen ergreift immer weitere Kreise. Die Londoner Geschäftszeit dauert von 10 bis 5 Uhr mit dreiviertelstündiger Lunchpause, beträgt also nur wenig über sechs Stunden. Zu dem streng gefeierten englischen Sonntag kommt in ganz England auch in den kleinsten Plätzen noch mindestens ein freier Wochennachmittag, an dem alle Geschäfte geschlossen sind. Immer mehr macht sich neuerdings die Neigung bemerkbar, die Weekendpause auf drei Tage auszudehnen.

Aber an diesen Vorteilen nehmen die Arbeiter nur geringen Anteil. Ihre Lebenshaltung ist durch die fortschreitende Teuerung, der die Löhne erst nach erbitterten Lohnkämpfen einigermaßen gefolgt sind, immer mehr erschwert worden. Die politische Stoßkraft der unzufriedenen Arbeitermassen wird in England nicht aufgenommen von kräftigen Mittelstands- und Agrarparteien, daher die elementaren Wirkungen der jüngsten Arbeiterbewegungen.

Die jetzige liberale Regierung hat versucht, durch radikale Reformen die bestehenden schweren Schäden im Organismus des britischen Volks- und Wirt-

Digitized by Google

schaftslebens zu bekämpfen. Es ist ihr aber nicht gelungen, den sozialen Frieden herzustellen. Auch in der irischen Frage ist ihre Politik auf unüberwindliche Widerstände gestoßen. Die Unmöglichkeit, aus dem Labyrinth von inneren Schwierigkeiten einen Ausweg zu finden, scheint bei ihrer Entscheidung in der äußeren Politik tatsächlich mitgewirkt zu haben, wenn sie auch nicht ausschlaggebend war.

Die Weltmachtstellung einer Nation ist heute mehr als je von ihrer Welthandelsstellung abhängig. Seit dem sechzehnten Jahrhundert hat sich Englands Politik stets gegen den stärksten Rivalen auf dem Meere gerichtet. Die deutsche Hansa wurde unschädlich gemacht, die Seemacht von Spanien, Holland und Frankreich wurde gebrochen, und nun soll die Reihe an das aufstrebende Deutschland kommen. Wohl kämpfen einstweilen in Englands Flotte und Landheer nur Söldner. Von einer allgemeinen Erhebung des Volkes konnte bis jetzt nicht die Rede sein. Man überläßt es den Arbeitslosen, sich für das Heer anwerben zu lassen. „War is only for unemployed men." Die Umstände, unter denen England in den Krieg getreten ist, waren auch gewiß nicht dazu angetan, eine einmütige nationale Begeisterung für den Krieg im britischen Weltreich zu erwecken. Das fromme Albion tritt für den Schutz der serbischen Königsmörder ein. Es hat seine hundertjährige politische Tradition der splendid isolation verlassen, um an der Seite des Zarismus gegen „deutschen Militarismus" zu kämpfen, kann aber dabei seinem russischen Verbündeten kaum aufrichtig den Sieg wünschen, da dessen Ziele in der Dardanellenfrage und in Persien den englischen Interessen feindlich sind. Die unheilvolle Greysche Politik mußte zur Erhebung des Islam führen und Englands Herrschaft in Aegypten und Indien gefährden. Dabei setzt sie das britische Weltreich in eine gefahrvolle Abhängigkeit von Japan, dem Todfeind der asiatischen und australischen Kolonien Englands.

Inzwischen hat aber der Verlauf des Krieges gezeigt, daß Englands Weltmachtstellung auf dem Spiele steht, und jetzt scheint das alte Wort wieder lebendig zu werden: Right or wrong, my country. Kriege haben stets den Einheitsgedanken im britischen Weltreich gestärkt. Immer mehr scheint sich die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß der Krieg die Mobilisierung der ganzen physischen und wirtschaftlichen Kraft der Nation erfordert. Es fragt sich nur, ob es hierzu nicht schon zu spät ist und ob auch die Verbündeten so lange aushalten werden, als es England gut dünkt. Bis jetzt ist auch die Bewegung für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen. England möchte es seinem deutschen Rivalen gegenüber wirtschaftlich auf ein Saigner au blanc ankommen lassen. Die letzten hundert Millionen sollen nach Lloyd Georges Meinung den Krieg gewinnen, und wirtschaftlich sollen die Feinde Englands früher erschöpft sein.

Hier könnte sich aber die englische Rechnung als falsch erweisen. Die englische Volkswirtschaft wird aller Voraussicht nach unter dem Krieg empfindlicher leiden als die deutsche. Der Export des englischen Mutterlandes nach den kriegführenden Ländern beträgt allein 23 Prozent des gesamten englischen Exports.

Digitized by Google

Auch die Kaufkraft der neutralen Länder ist geschwächt. Deutscher Zucker, deutsche Farbstoffe und Chemikalien sind für England geradezu unentbehrlich. Englands Volkswirtschaft ist stärker in die Weltwirtschaft verkettet als diejenige Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, die dank ihrer leistungsfähigen Landwirtschaft auch als isolierte Wirtschaftsgebiete bestehen können. Wohl werden bei uns vielleicht manche Artikel, die England in völkerrechtswidriger Weise als Konterbande erklärt, knapp werden, und wir werden den Mangel schwer empfinden. Aber viele dieser Waren werden durch andre ersetzt, manche bisher über See eingeführte Stoffe von unsrer hochentwickelten chemischen Industrie auf synthetischem Wege hergestellt werden. Vor hundert Jahren kamen wir durch den Krieg zum Rübenzucker. Gelingt es uns und unsern Verbündeten jenseits der Grenze, gegen Frankreich, Rußland und Serbien Fortschritte zu machen, so erweitert sich unser Wirtschaftsgebiet. Im übrigen haben schon die Erfahrungen bei der Kontinentalsperre gezeigt, daß es nicht möglich ist, ein so großes Wirtschaftsgebiet wirksam abzuschließen.

Unter allen Umständen wird aber das deutsche Volk gemeinsam mit seinen Verbündeten die Entbehrungen, die der Krieg etwa mit sich bringen sollte, ebenso auf sich nehmen wie die ungeheuren Opfer an Gut und Blut. Wir werden ausharren, und wir setzen in unsre Heer- und Flottenführer das Vertrauen, daß sie Mittel finden werden, um auch gegenüber dem selbstsüchtigen britischen Feinde einen Frieden zu erkämpfen, der unsrer ungeheuren Opfer würdig ist.

Die Bedeutung der serbischen Frage im Ursachenkomplex des Kriegsausbruches

Von

Bartholomäus v. Lányi,

k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, k. ungarischer Justizminister a. D.

Ueber die Ursachen des Krieges wurde schon so viel geschrieben, die Beweggründe, welche die Spannung in den internationalen Beziehungen der europäischen Mächte veranlaßt und die bereits seit Jahrzehnten bestehenden Interessengegensätze mit einem Schlage zu einem Zusammenstoße von noch nie dagewesenen Dimensionen verschärft haben, wurden bereits von so vielen Gesichtspunkten erörtert, daß es vielleicht als überflüssig erscheinen mag, daß wir uns hier mit dieser Frage befassen. Wir sind jedoch der Ansicht, daß es nicht ohne Interesse sein dürfte, wenn man bei Beurteilung von Rechtsverwicklungen, die zwischen den einzelnen Staaten entstanden sind und behufs deren Lösung der Kampf mit den Waffen zur unumgänglichen Notwendigkeit wurde, unser Augenmerk auch auf den Zusammenhang des internationalen Konfliktes mit den innerpolitischen Zuständen der betreffenden Staaten richten.

Digitized by Google

Diesmal wollen wir einige Beiträge dazu liefern, daß die sonderbare Erscheinung, wonach die sogenannte serbische Frage vermöge der verschiedenartigen diplomatischen Winkelzüge eine so hervorragende Rolle unter den kriegerregenden Tatsachen erlangen konnte, zum großen Teil in den politischen Zuständen ihre Erklärung findet, welche in den jüngstverflossenen Jahrzehnten das öffentliche Leben der österreichisch-ungarischen Monarchie, insbesondere aber des Königreichs Ungarn aufweist.

Wenn man bloß diejenigen Ereignisse ins Auge faßt, welche dem Ausbruche des Krieges unmittelbar vorangegangen sind, so könnte man zu der Schlußfolgerung gelangen, daß den Krieg die gegen den Thronfolger Franz Ferdinand in Serajewo verübte Mordtat und in weiterem Verlaufe der Umstand verursacht hatte, daß gemäß der Ergebnisse der eingeleiteten Untersuchung die Attentäter im Einvernehmen mit den offiziellen Kreisen des Königreiches Serbien gehandelt haben und die serbische Regierung die seitens der Monarchie dem Ernst des Falles entsprechend geforderte Genugtuung verweigerte, weshalb dann die Monarchie gezwungen war, behufs Ahndung der gegen sie verübten unerhörten Unbill zu den Waffen zu greifen. Wenn man jedoch die Sache eingehender prüft, so wird man ohne Zweifel feststellen können, daß der jetzige Weltkrieg ein unvermeidliches Ergebnis eines im gegenseitigen Verhältnisse der europäischen Großmächte bereits seit längerer Zeit vorbereiteten Zusammenstoßes widerstrebender Kraftfaktoren ist, seinen Ursprung in dem Entwicklungsgange der allgemeinen europäischen Lage hat, und daß das Attentat zu Serajewo nur die Gelegenheitsursache war, welche die schon geraume Zeit glimmende Glut zur lodernden Flamme entbrennen ließ.

Wohl war man anfangs bestrebt, den Konflikt zu lokalisieren, um die Austragung des Falles der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem Königreiche Serbien zu überlassen; wer jedoch in den letzten Jahren die einzelnen Entwicklungsphasen der internationalen Beziehungen der europäischen Mächte eingehender verfolgt hat, konnte es im vorhinein wissen, daß diese Bestrebungen scheitern werden. Rußland hat seine Einmischung damit begründen und rechtfertigen wollen, daß es als natürlicher Beschirmer der slawischen Volksstämme am Balkan nicht zulassen könne, daß Oesterreich-Ungarn den schwachen Nachbarstaat Serbien vernichte und infolge dessen die Hegemonie auf dem Balkan erlange, das Deutsche Reich hat sich hinwieder darauf berufen, daß es seinen durch Rußland angegriffenen Bundesgenossen nicht im Stiche lassen könne; jedoch sind dies ebenfalls nur Teilmomente in dem gewaltigen Siedeprozesse, welcher die politischen Gemüter Europas in Bewegung setzte und behufs Verwirklichung der seit jeher gehegten Machtaspirationen zur Anwendung der äußersten Kraftmittel veranlaßte.

Nun ist es allgemein bekannt und anerkannt, daß es sich im gegenwärtigen Weltkriege in letzter Linie um die weltherrschaftlichen Bestrebungen und Errungenschaften handelt, welche England besonders auf dem Gebiete des Welthandels früher sozusagen konkurrenzlos verwirklichen konnte, in den letzten Jahrzehnten

Digitized by Google

aber durch den bewundernswürdigen volkswirtschaftlichen Aufschwung und die zielbewußte Außen- und Kolonialpolitik des Deutschen Reiches auf das Empfindlichste gefährdet sah. Die Abwendung dieser Gefahr wurde somit zum Drehpunkt der britischen Staatspolitik. Nachdem der Gedanke, die englische Exportindustrie im Wege einer entsprechenden Zollpolitik und wirtschaftlichen Organisierung der britischen Kolonien zu fördern, fallen gelassen wurde, hat sich das höchste Bestreben der leitenden Staatsmänner Englands darin konzentriert, des unangenehmen Konkurrenten durch Anwendung direkter Machtmittel aus dem Arsenal der internationalen Politik los zu werden. So kam man zur Idee internationaler Abmachungen und Bündnisse vorerst behufs Sicherung von neuen Absatzplätzen für die Erzeugnisse der englischen Großindustrie, dann aber, in Anbetracht dessen, daß die immer mehr zur vollen Realität gelangende Betätigung des Grundgedankens der deutschen Weltpolitik und Weltherrschaft nicht nur für den obigen volkswirtschaftlichen Zweck, sondern auch für die sonstigen politischen Machtaspirationen mehrerer europäischer Staatenorganismen ein vollwirksames Gegengewicht bildet, behufs Vernichtung oder zumindest Abschwächung der politischen und wirtschaftlichen Machtstellung Deutschlands.

Auf diese Weise kam die sogenannte Tripelentente zustande, zusammenfassend sämtliche deutschfeindliche Elemente. In diesem eigentümlichen Gebilde des internationalen Staateneinigungswesens repräsentierte Rußland das Großslawentum, welches mit seinen exorbitanten Aspirationen dem Germanentum und der germanischen Kultur sowie den an die letztere sich anschließenden Staatswesen seit jeher feindlich gegenüberstand; Frankreich vertrat hinwieder die Revanchegelüste, die im Interesse der innerpolitischen Parteikämpfe zeitweise angefacht, das leicht erregbare Gemüt der französischen Nation stets hinzureißen vermochten.

Die derart koalierten Großmächte haben es jedoch nicht nur darauf abgesehen, Deutschland auf geradem Wege anzugreifen, sondern sie haben ihr Augenmerk auch darauf gerichtet, dasselbe auf Umwegen von jenen Stützen zu berauben, welche ihm nebst seiner eignen Machtvollkommenheit in dem bundesfreundlichen Zusammenwirken andrer Staaten, insbesondere der österreichisch-ungarischen Monarchie, zu Gebote standen. So entstand anfangs die Idee der Isolierung Deutschlands auf diplomatischem Wege.

Es gab eine Zeit, wo man davon sprach, König Eduard VII. habe gelegentlich eines Besuches zu Ischl (1907) den Versuch gemacht, den Kaiser und König Franz Josef für die Tripelentente zu gewinnen. Dieses Ansinnen wurde jedoch entschieden zurückgewiesen, nicht nur darum, weil die Monarchie ihre bundesgenossischen Verpflichtungen nicht verletzen wollte, sondern vielmehr darum, weil sie die festeste Garantie ihres Bestandes, nebst den eignen staatenbildenden und staatenerhaltenden Faktoren, stets auch in dem Dreibunde, insbesondere aber in ihrem seitdem bereits zu wiederholtenmalen glänzend bewährten Bündnisverhältnisse zu Deutschland erblickte und die Bundestreue im beiderseitigen Interesse bewahren wollte.

Digitized by Google

Sodann wurde beschlossen, die Monarchie in ihren internen Existenzbedingungen anzugreifen, die feindselige Gesinnung der Nachbarstaaten zu schüren, und diejenigen Faktoren, welche im innerpolitischen Leben der Monarchie und der beiden Staaten derselben staatzersetzende Tendenzen bekundeten, aufzumuntern und auf diesem Wege die Konsistenz der Monarchie zu untergraben, mit einem Worte durch heimtückische Einmischung in die Angelegenheiten der Monarchie alles aufzubieten, was im Falle eines europäischen Konfliktes geeignet wäre, die Aktionsfähigkeit der Monarchie zu beeinträchtigen und den Wert ihrer bundesgenössischen Mithilfe entweder gänzlich zu vernichten oder wenigstens auf ein Minimum herabzusetzen. Mit dem mächtigen Deutschland allein glaubte man dann eher fertig zu werden.

Zu dieser Unterminierarbeit wurde als Werkzeug und als Stützpunkt Serbien gewählt, welches trotz seiner Geringfügigkeit sich von jeher mit überaus kühnen nationalen Zukunftsträumen befaßte, deren Verwirklichung nicht nur mit dem guten nachbarlichen Verhältnisse zu der Monarchie und mit der politischen und wirtschaftlichen Interessensphäre der Monarchie auf dem Balkan, sondern selbst mit der territorialen Integrität derselben geradezu unvereinbar war. In Serbien war die Errichtung eines großserbischen Reiches stets ein solches Ziel, welches die Gemüter auf das lebhafteste beschäftigte und zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Formen zum Gegenstand der heftigsten politischen Bestrebungen gemacht wurde und schließlich mit der unwiderstehlichen Kraft einer Volkshypnose auftrat. Jedoch, um dies sein zu können, bedurfte es einer Anregung, Aneiferung und Fanatisierung von außen.

Die großserbische Aspiration war anfänglich bloß ein politisches Parteiprogramm, später — besonders seit dem Regierungsantritt der Dynastie Karageorgewitsch — wurde sie ein integrierender Teil des „serbischen Nationalprogramms" der Regierung, und sodann auch der sämtlichen politischen Parteien. Das serbische Nationalprogramm enthält offen und unumwunden die These der Befreiung aller serbischen Länder von fremden Regierungen (Türkei, Oesterreich-Ungarn) und ihre Vereinigung in ein unabhängiges Königreich oder Republik (vgl. Mijatovic: Serbia en the Serbians); als „serbische Länder" wurden aber aus dem Territorialgebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht nur Bosnien und die Herzegowina, sondern das zu den Ländern der ungarischen Krone gehörende Kroatien und Slavonien sowie die ungarischen Komitate Bácsbodrog, Temes, Krassó—Szörény usw. (Bätschka, Banat) bezeichnet (s. offizielle Publikation des serbischen Landwirtschaftsministeriums 1905). Daß das serbische Nationalprogramm direkt gegen die Monarchie gerichtet war und unzweideutig die Verstümmelung der Staatsgebiete der Monarchie bezweckte, beweist ein Memorandum der serbischen Regierung vom Jahre 1904, in welchem auf Grund des Nationalprogramms die nächste Aufgabe der Regierungsaktion folgends umschrieben wurde:

„Wirtschaftliche Emanzipation von den österreichisch-ungarischen Märkten, zielbewußte Förderung der handelspolitischen Interessen der Westmächte, Ruß-

Digitized by Google

lands und Italiens in Serbien, als bestes Mittel, die großserbische Idee in Europa populär zu machen;

Förderung der Koalitionsidee der kleinen serbischen und serbenfreundlichen Parteien in Kroatien behufs Unterstützung der ungarischen Unabhängigkeitspartei in ihrem Kampfe gegen Krone und Dualismus;

Agitation in Bosnien behufs Anschluß an Serbien, Diskreditierung der dortigen österreichisch-ungarischen Administration durch systematische Propaganda und Nährung der Unzufriedenheit der orthodoxen und mohammedanischen Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina."

Es fehlt auch an sonstigen Regierungsäußerungen nicht, aus welchen klar hervorgeht, daß Serbien sich sozusagen zur Lebensaufgabe machte, die Zerstückelung des Besitzstandes der Monarchie bzw. Ungarns zu bewirken.

Die Schilderung der verschiedenen Aktionen, mit welchen die serbischen offiziellen und nicht offiziellen Kreise das Nationalprogramm im Laufe der Zeit durchzuführen versuchten, würde gewiß den Rahmen dieser Zeilen überschreiten, und es ist das diesbezügliche Vorgehen Serbiens, besonders in der neuesten Zeit, als allgemein bekannt anzunehmen. Es sei hier bloß im allgemeinen bemerkt, daß die diesbezügliche Aktionsweise nicht nur an Vehemenz immer mehr zunahm, sondern sich auch auf immer größere Tätigkeitsgebiete auszubreiten wußte. Es gelang nicht nur die monarchiefeindliche Gesinnung der Bevölkerung Serbiens zu einem maßlosen Hasse gegen alles österreichisch-ungarische zu steigern, sondern man erkühnte sich, die großserbische Propaganda auch in Bosnien und in der Herzegowina, in Kroatien und in Südungarn auf das ärgste zu betreiben. Kein Mittel wurde gescheut. Beunruhigung, Aufwiegelung und Terrorisierung der Bevölkerung gehörten zu den sanfteren Agitationsformen, und man scheute auch vor Mordattentaten nicht zurück.

Wenn man nun fragt, wo hat das kleine Serbien den Mut hergenommen, sich der mächtigen Donaumonarchie in einer so eklatanten und systematisch betriebenen Weise feindlich gegenüberzustellen, so könnte man etwa glauben, daß die Aufstellung des serbischen Nationalprogramms eine in den innerpolitischen Zuständen Serbiens wurzelnde Notwendigkeit war, um die zügellosen radikalen Elemente durch Vorspiegelung einer großartigen nationalen Mission zu besänftigen; auch könnte man vielleicht sagen, daß die friedliche Außenpolitik, welche die Monarchie seit Jahrzehnten betrieb und jedem ernsteren internationalen Konflikt aus dem Wege zu gehen bestrebt war, dem serbischen Friedestörer die Meinung beizubringen vermochte, daß er sich, gegebenenfalles zur Verantwortung gezogen, mit leeren Ausflüchten wird aus der Klemme ziehen können, — bei genauerer Betrachtung der Dinge konnte man es jedoch mit vollster Gewißheit feststellen, daß sich die Machinationen Serbiens auf den Schutz mächtiger Protektoren stützen, ja sogar von diesen suggeriert und geleitet werden. Dieses ist besonders gelegentlich der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch die Monarchie offenkundig geworden, als nämlich Serbien es bereits zeitgemäß fand, seine unberechtigten Aspirationen auf die annektierten Länder in einer schrofferen Form

Digitized by Google

zum Ausdruck zu bringen und gleichzeitig die ferneren Ziele des großserbischen Planes deutlicher durchblicken zu lassen. Die Diplomatie der Tripleentente hat die Aspirationen Serbiens nach Möglichkeit unterstützt, und es wäre zufolge der entschiedenen Weigerung der Monarchie gegenüber den Forderungen Serbiens schon damals zum Kriege gekommen, hätte sich nicht Deutschland in unverbrüchlicher Bundestreue, mit voller Entschiedenheit an die Seite der Monarchie gestellt, und hätten es die Ententemächte nicht vorgezogen, den Zusammenstoß auf einen späteren, für sie günstigeren Zeitpunkt zu verschieben und Serbien zum Rückzug zu veranlassen.

Immerhin hielt man an dem früheren Zwecke der politischen Machenschaften fest, alles mögliche anzuwenden und vorzubereiten, daß die Monarchie im Falle eines Krieges nicht standhalten könne und schon zufolge der vermuteten Morschheit ihrer inneren Struktur von selbst zusammensinke. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß in der Monarchie sämtliche Bindeglieder derart gelockert sind, daß sie einer wirksamen, einheitlichen Kraftentwicklung gar nicht mehr fähig ist. Die beiden Staaten der Monarchie würden bei einer derartig gewaltigen Erschütterung, welche ein Krieg mit sich bringt, auseinanderfallen, die verschiedenen Teilelemente sowohl in dem einen als auch in dem andern Staate der Monarchie würden sich gegenüber dem Einheitlichkeitsgedanken des betreffenden Staatsverbandes auflehnen oder wenigstens gleichgültig benehmen. Die bewaffnete Macht der Monarchie sei unzulänglich und in ihrer Zusammensetzung unzuverlässig, ja sogar man glaubte es voraussetzen zu können, daß die staatsfeindliche Gesinnung der Nationalitäten bereits einen solchen Grad erreicht habe, daß sie gegen ihre slawischen Brüder, die Serben und die Russen, überhaupt nicht kämpfen werden. Mit einem Worte, man war der Meinung, ein Krieg würde den Zersetzungsprozeß der Monarchie in vollen Gang setzen und auch vollenden.

Und somit gelangen wir zu der Frage: Wie konnte eine solche ungünstige Beurteilung der Konsistenzfähigkeit der Monarchie überhaupt entstehen und Wurzel fassen?

Wir wollen es wohl zugeben, daß wir es hier in erster Linie mit einer Selbsttäuschung zu tun haben, welche den meisten Illusionen und frommen Wünschen gewöhnlich anzuhaften pflegt; hierbei müssen wir aber auch eingestehen, daß in den letzten Jahrzehnten die politischen Zustände der Monarchie, und zwar sowohl in Oesterreich als auch in Ungarn, gar manche Anomalie aufzuweisen hatten, welche geeignet waren, besonders in den Augen eines feindlich gesinnten Beobachters als Symptome der Zerrüttelung des Staatswesens zu erscheinen. Es hat sich im Laufe der Zeit hüben und drüben ein derartiges System parteipolitischen Machtringens entwickelt, welches darauf gerichtet war, jede kontinuierliche Regierungstätigkeit zu hemmen, und sowohl in Anbetracht der Kampfweise als auch in Anbetracht der jeweilig angewendeten Kampfmittel keineswegs dazu beitrug, die Grundlagen des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn sowie des kraftvollen Gedeihens des eignen Staatswesens zu festigen und zu fördern. Insbesondere in Ungarn, dessen Besitzstand durch die

Digitized by Google

Tendenz des serbischen Nationalprogramms unmittelbarer bedroht war, wurde die parlamentarische Obstruktion zur regelmäßigen Waffe der Opposition, so oft sie eine ihr nicht genehme Regierung stürzen wollte, und diese Kampfmethode wurde ausnahmslos in solchen Fragen angewendet, welche das staatsrechtliche Verhältnis zu Oesterreich berührten und geeignet schienen, das Vorgehen der Opposition in den Augen des Publikums als eine das staatliche und nationale Selbständigkeitsgefühl fördernde und daher anerkennungswerte Tätigkeit zu rechtfertigen. Mehr als ein Jahrzehnt lang wurden auf diese Art die zur Erhaltung und Förderung der Wehrfähigkeit unumgänglich notwendigen Mittel, speziell die von seiten der Regierung dringend beanspruchte Erhöhung des jährlichen Rekrutenkontingents vorenthalten, und zwar unter solchem Vorwande, der mit der in den Ausgleichsgesetzen vom Jahre 1867 gewährleisteten Einheitlichkeit der Führung, Leitung und inneren Organisierung der Armee und mit den diesbezüglichen Majestätsrechten unvereinbar war. Als im Jahre 1904 der damalige Ministerpräsident Tisza die Obstruktion mittels Anwendung einer ausnahmsweisen Maßnahme bezwingen wollte, hatten die koalierten oppositionellen Parteien diesen Fall als einen unerhörten Verfassungsbruch gebrandmarkt, und in den darauffolgenden Wahlen zur Majorität gelangt, haben sie sich nicht nur geweigert, die Kabinettsbildung auf der bestehenden staatsrechtlichen Grundlage zu übernehmen, sondern sie trachteten, jeden Versuch auf Ausgleichung der obwaltenden Gegensätze und auf Weiterführung der Staatsgeschäfte zu vereiteln. Es entbrannte ein Kampf gegen den Thron und gegen die Gemeinsamkeit mit Oesterreich, welcher nicht nur länger als ein Jahr jede ordnungsmäßige Pflege der staatlichen Angelegenheiten speziell des Wehrwesens unmöglich machte, sondern den leidenschaftlicheren Teil der Opposition zur Anwendung solcher Mittel verleitete, die — ernster und wirksamer angelegt — sehr leicht imstande gewesen wäre, das staatsrechtliche Gefüge nicht nur der Monarchie, sondern der Länder der ungarischen Krone zu erschüttern. So entstand am 3. Oktober 1905 unter Mitwirkung einiger ungarischen oppositionellen Politiker die sog. Fiumaner Resolution, deren erster Punkt folgendermaßen lautet:

„Die Kroaten billigen das Bestreben der Ungarn nach vollständiger staatlicher Unabhängigkeit und sehen es als ihre Pflicht an, Schulter an Schulter mit den Ungarn um deren Unabhängigkeit zu kämpfen."

Nachdem dieser Wortlaut — obschon zufällig oder absichtlich — mit dem zu derselben Zeit bekanntgewordenen auswärtigen Aktionsprogramm der serbischen Regierung vom Jahre 1904, namentlich mit der „Förderung der Koalitionsidee der kleinen serbischen und serbenfreundlichen Parteien in Kroatien behufs Unterstützung der ungarischen Unabhängigkeitspartei in ihrem Kampf gegen Krone und Dualismus" auffallend übereinstimmt, so konnte es den Anschein gehabt haben, daß es selbst in Ungarn und selbst im Schoße der magyarischen Bevölkerung Parteien gäbe, die bereit sind, die Verwirklichung des serbischen Nationalprogramms und die damit beabsichtigte Zersetzung der Monarchie und des ungarischen Staatsgebietes

Digitized by Google

nicht nur zu dulden, sondern auch zu unterstützen. Hierbei muß jedoch bemerkt werden, daß es zuweilen auch in Oesterreich politische Strömungen gab, welche auf die Abschwächung des dualistischen Verhältnisses der beiden Staaten der Monarchie abgezielt waren. Der ungarische Chauvinismus trat anfangs mit der Rüstung der vollkommenen Unabhängigkeitsidee, später bloß mit dem Postulat des selbständigen Heeres, in letzterer Zeit nur schon mit verschiedenen extensiven Interpretationen der einzelnen Bestimmungen des Ausgleichswerkes ins Treffen, demgegenüber wurde in Oesterreich der Gedanke des großen österreichischen Gesamtstaates lanciert — und beides trug naturgemäß zur ständigen Beunruhigung der Gemüter und Anfachung des politischen und wirtschaftlichen Antagonismus bei. Auch in Oesterreich gab es Politiker, die die Bestrebungen Serbiens zu beschönigen trachteten und die gegen die serbische Propaganda gerichteten strengeren Regierungsmaßnahmen beanstandeten.

In den äußerst kritischen Jahren 1905 und 1906 versah die ungarischen Staatsgeschäfte die Regierung Fejérváry und hat, einer irregeführten öffentlichen Meinung und faktiösen Majorität gegenüberstehend, das dualistische Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn, die gemeinsamen Institutionen, das gemeinsame Heer, die diesbezüglich einheitlich auszuübenden Majestätsrechte und somit die Machtstellung der Monarchie und mittelbar auch die Vorbedingungen des Bündnisverhältnisses zu dem Deutschen Reiche mit Selbstaufopferung gewahrt und verteidigt, und nebenbei auch den Weg zur verfassungsmäßigen Entwirrung und Aufrechterhaltung der Rechtskontinuität unentwegt offen gehalten. Und es kann jeden Teilhaber dieser Regierungsepoche, und speziell auch den Schreiber dieser Zeilen, als damaligen Interpretator des unverfälschten ungarischen Staatsrechtes im Schoße der Regierung, mit Genugtuung und mit Stolz erfüllen, daß er trotz den heftigsten Anfeindungen solche Güter des monarchischen und staatlichen Bestandes vor einer Schädigung zu bewahren half, welche sich in dem jetzigen Kriege als wahre Stützen der erfolgreichen Aktionsfähigkeit der Monarchie bewährt haben.

Der langwierige Parteikampf auf Grund subjektiver Leitmotive und persönlicher Machtaspirationen mußte auch auf die Moral des öffentlichen Lebens schädlich einwirken. Es wurde sozusagen zur Gewohnheit, die politischen Meinungen dem jeweiligen Wandel der parteipolitischen Machtverhältnisse entsprechend zu wechseln, und dieselbe politische und staatsrechtliche Richtung, die man bei andern als Vaterlandsverrat bezeichnete und verdammte, bloß unter dem Deckmantel einer neuersonnenen populären Formel — als patriotisches Unternehmen fortzusetzen. Vom Standpunkte der politischen Moral könnte man gewiß keine Erklärung dafür finden, daß, nachdem schließlich die ungarische Koalition die Waffen gestreckt hatte und die Regierung im Jahre 1906 auf derselben Grundlage übernahm, welche sie vorher auf das heftigste bestürmte, sie die früheren Stützen derselben Regierungsprinzipien, nämlich die liberale Partei, und besonders die Regierung Fejérváry mit der ganzen Wucht der ihnen in den Schoß gefallenen Regierungsmacht verfolgte, ja sogar von allen Betätigungsgebieten des öffentlichen

Digitized by Google

Lebens zu verdrängen suchte. Als dann später (1910) die liberale Partei zwar unter einem andern Namen, doch mit den früheren staatsrechtlichen Regierungsprinzipien des 1867er Ausgleiches wieder ans Ruder kam und sich die Durchführung der Wehrreform zur Aufgabe machte, wurde sie hierin durch die parlamentarische Opposition auf alle mögliche Weise gehemmt und gehindert, und als demgegenüber der damalige Ministerpräsident Lukács und der damalige Präsident des Abgeordnetenhauses Graf Tisza die Annahme der Wehrvorlagen auf eine energischere Weise durchzusetzen wußten und mittels Einführung einer entsprechenderen Hausordnung auch dafür sorgten, daß die Obstruktionsmanöver der Opposition in der Zukunft ohne Erfolg bleiben, entbrannten abermals die Flammen des bis auf das äußerste gesteigerten Parteihasses, welcher ein Zusammenwirken der Parteien bis zu der jüngsten Zeit völlig vereitelte.

Diese und noch andre ähnliche Zerwürfnisse in dem öffentlichen Leben der Monarchie, der lange andauernde Hader und Haß unter den Parteien, die anscheinend unausgleichlichen Gegensätze unter den verschiedenen Schichten der Bevölkerung mochten wohl zu der Vermutung Anlaß geben, daß die Monarchie jeder Lebensfähigkeit entbehre und gegenüber einem wuchtigeren Anprall von außen seine Konsistenz zu bewahren nicht mehr imstande sei.

Darin haben sich jedoch unsre Feinde gewaltig getäuscht.

Es hat sich herausgestellt, daß die angeführten anomalen Erscheinungen zum größten Teile bloß Aberrationen und Entartungen der politischen Kampfmethode waren, wie sie als Auswüchse der parlamentarischen Regierungsform mehr — weniger auch anderswo vorzukommen pflegen und einen staatsgefährdenden Charakter nur dann annehmen, wenn sie durch längere Zeit ungestört andauern dürfen, und wenn die kompetente autoritative Gewalt im Staate unfähig ist, sie einzuschränken. Mit diesen Mißbräuchen wurde gewiß auch bei uns lange genug nachsichtig umgegangen, jedoch kam noch immer zur rechten Zeit die entsprechende Remedur. Und als dann das Mordattentat zu Serajewo und deren Hintergrund alle die Gefahren aufgedeckt hatte, mit welchen die Lebensinteressen der Monarchie auf die schmählichste Weise bedroht waren, gab es niemand mehr, der nicht gefordert hätte, daß diese Missetat gerächt werde, und der nicht bereit gewesen wäre, den angegriffenen Bestand der Monarchie und das eigne Vaterland mit Gut und Blut zu verteidigen. Die Interessengemeinschaft, welche die beiden Staaten der Monarchie verknüpft, die historische Vergangenheit des staatlichen Zusammenlebens und die durch dieselbe bedingte Vaterlandsliebe, die Sicherheit des auf einheitlicher Grundlage aufgebauten Gemeinwesens im ungarischen Staate, sowie die unverbrüchliche Treue zum Herrscherhause und zu dem erhabenen Monarchen bewiesen sich als feste Bande in den Tagen der Gefahr. Die öffentliche Meinung des Landes und der Monarchie hat ohne Unterschied des Standes, der Nationalität und des politischen Glaubensbekenntnisses den Ausbruch des Krieges mit wahrem Enthusiasmus begrüßt. Es war herzerhebend, zu sehen, mit welcher Kampfesluft sich unsre braven Krieger unter die Fahnen scharten, und mit welcher Begeisterung wir sie

Digitized by Google

auf ihren Weg zum Schlachtfeld geleiteten. Die Waffentaten, welche die österreichisch-ungarische Armee bereits aufweisen kann, können jeden, der die Dinge sachlich beurteilt, mit Genugtuung, ja sogar mit Stolz erfüllen. Die Einheitlichkeit im Vorgehen unsrer Streitkräfte hat auch die Einheitlichkeit in der Gesinnung und in der Hilfsaktion der bürgerlichen Gesellschaft ausgelöst. Der Krieg hat die politischen Gegensätze zum Stillstand gebracht. Oesterreich und Ungarn begeistern sich gegenseitig füreinander. Institutionen und Symbole des Staates, welche noch vor kurzem bei den Angehörigen des andern Staatsgebietes Haß und Widerwillen erweckt hatten, sind jetzt sowohl in Oesterreich als auch in Ungarn zum Gegenstande gegenseitiger enthusiastischer Ehrung geworden, und hierbei wird auf beiden Seiten der treue und bewährte Verbündete, das mächtige Deutsche Reich, auf das wärmste gefeiert.

Es wäre zu wünschen, daß die Verschmelzung der politischen und gesellschaftlichen Kräfte eine ständige bleibe, und daß die Gehässigkeiten, die Verdächtigungen, mit einem Worte, sämtliche Auswüchse der zügellosen Machthascherei im öffentlichen Leben — welche stets als Schwächen des staatlichen Ganzen gelten — für immer begraben bleiben.

Diesbezüglich besitzen wir auch jetzt schon so manche ernste Garantie. Vorerst haben die bisherigen Kriegserfolge glänzend bewiesen, daß das staatsrechtliche Verhältnis der beiden Staaten der Monarchie, die Gemeinsamkeit des Heerwesens und besonders die einheitliche Ausübung der militärischen Majestätsrechte und last, not least das Bündnis mit dem Deutschen Reiche wahre Grundfesten der Machtstellung der Monarchie, nebstbei aber auch der besonderen Interessen sowohl des österreichischen als auch des ungarischen Staates sind. Ferner glauben wir eine gewisse Bürgschaft in dem Verhalten jener ungarischen Staatsmänner zu finden, die noch vor kurzem unversöhnliche Gegner der Regierung waren, jetzt aber die Bemühungen der Regierung auf sämtlichen mit der Kriegführung verbundenen Tätigkeitsgebieten rückhaltlos und mit vollem Eifer unterstützen. Es ist zwar kürzlich vorgekommen, daß sich der bekanntlich mit französischen, ja sogar russischen politischen Sympathien saturiert gewesene Führer der ungarischen Unabhängigkeitspartei, Graf Károlyi, veranlaßt gefühlt hat, in einem Zeitungscommuniqué auch jetzt noch zu betonen, daß er die Politik der Regierung, welche seiner Ansicht nach den Krieg heraufbeschworen hat, mißbilligte, andre oppositionelle Parteiführer unvergleichlich größeren Kalibers jedoch, wie Graf Andrássy und Graf Apponyi, benützen jede ihrer publizistischen und sonstigen öffentlichen Revelationen dazu, um das Publikum über die aus äußersten Existenzrücksichten unumgängliche Notwendigkeit des Krieges zu beruhigen und alle Schichten der Gesellschaft zur einheitlichen Kraftentwicklung anzueifern. Wer würde z. B. nicht mit Freude dem Aufrufe des Grafen Julius Andrássy beipflichten, mit dem er sich in seiner jüngst abgehaltenen Vorlesung: „Der Krieg und die Gesellschaft" an die Oeffentlichkeit wendet: „Lassen wir allen Parteihader beiseite und konzentrieren wir mit ungeteiltem Wissen alle unsre Bestrebungen auf die Erringung des Sieges."

Digitized by Google

Wir erwarten daher vom Kriege und dem zweifellos günstigen Ausgange desselben die Regenerierung des gesamten politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens. Der Riesenkampf, den wir mit vereinten Kräften und mit Anspannung aller unsrer Machtmittel zu bestehen haben, möge uns die wahren Bürgschaften unsrer staatlichen Existenz richtig zu erkennen und zu würdigen lehren, und das Postulat der Machtstellung der Monarchie möge nie mehr — selbst inmitten der erbittertsten innerpolitischen Kämpfe — unserm Bewußtsein und unsrer Beachtung entrücken. Das Ergebnis des Krieges bringe uns schließlich einen dauerhaften Anschluß an Deutschland, damit uns stets als leuchtendes Beispiel vorschwebe der hohe Grad der Gründlichkeit, des Pflichtbewußtseins, der Disziplin, des Ernstes, des Fleißes und der Ausdauer, vermöge welcher sich das Deutsche Reich zu einer unbezwingbaren Macht und Größe emporgeschwungen hat, und welche uns auch jetzt eine der größten Garantien bietet, daß die Tücke unsrer Feinde zuschanden kommen wird.

Die Krise des Internationalismus

Von

Minister a. D. Dr. F. Klein, Geheimer Rat (Wien)

Aus dem, was das letzte halbe Jahrhundert und die Gegenwart hervorbrachten, ist nach und nach ein Lebensschema entstanden, das bei allem sonstigen Hader einiges in sich schließt, dessen unbedingte Notwendigkeit allgemein anerkannt und das dauernd zu erhalten allgemein gewünscht wird. Dazu gehören insbesondere eine Menge Zusammensetzungen mit dem Worte Welt, das in diesem Schema einen hervorragenden Platz einnimmt: Weltwirtschaft, Welthandel, Weltmarkt, Weltrecht, Weltstellung, Weltverband usw. Irgendwie mit andern Ländern und Völkern in Verbindung zu sein, darin gipfelte fast jedes wirtschaftliche, soziale oder geistige Streben, die Staaten wollten es so gut wie die Einzelnen und die Gruppen. Internationaler Zusammenschluß galt so sehr als selbstverständlich und auf eherner Grundlage ruhend, daß noch im heurigen Sommer delikate internationale Projekte, wie z. B. der Weltfriedenskongreß u. a., auf der Tagesordnung standen. Es fiel niemand ein, sich dadurch beeinträchtigen zu lassen, daß das politische Barometer schon seit langem auf Trüb und Stürmisch wies. Um so größer war die Betroffenheit, als im gegenwärtigen Kriege in rascher Folge beinahe alle wichtigeren zwischenstaatlichen Einrichtungen und Abkommen hinfällig wurden, darunter auch solche, denen, weil sie offenbar vernünftig und nach beiden Seiten zweckmäßig sind, sicheres Gelten im höchsten Maße verbürgt zu sein schien. Der Strafrechtslehrer F. v. Liszt lieh dieser Bestürzung Worte, indem er sagte, es liege nun das internationale Recht zertrümmert und zerschlagen vor uns und Weltwirtschaft wie Wirtschaftsgemeinschaft der Völker seien zer-

Digitized by Google

rissen. Aehnliches war in der heutigen Kulturperiode noch nicht da, insbesondere zeitigte der letzte große hier vergleichbare Krieg, der Deutsch-Französische von 1870/71, nichts Derartiges. Dazu gesellt sich der weitere Umstand, der diese Erscheinung zu etwas für die moderne Zeit absolut Neuem macht: der Bruch beschränkt sich nicht auf die Einrichtungen und Abkommen der Staaten und staatlichen Verwaltungen, die freien privaten internationalen Veranstaltungen sind ebenso davon betroffen. Diese Vorgänge verdienen in der Fülle der Erlebnisse der letzten Monate um so mehr Beachtung, als es sich dabei zugleich um die Gestaltung der künftigen Friedensverhältnisse handelt.

Das Wort Internationalismus — eine kurze Bezeichnung für eine sehr komplizierte Sache — umfaßt zwei Dinge. Einmal die Gesamtheit der zwischen verschiedenen Staaten bestehenden Abmachungen und beiderseits gewollten Kongruenzen, die unter ihnen Verkehrs- und Austauschmöglichkeiten herstellen oder befördern sollen, sei es für den Verkehr der Menschen, sei es für den von Waren, Geld, Nachrichten, Schiffen, Eisenbahnen u. dgl. Menschen und Sachen sollen im Auslande dieselben oder ähnliche Bedingungen antreffen wie der Inländer oder dessen Vermögen usw. Das zweite im Worte Internationalismus Enthaltene sind die Vereinigungen und Gemeinschaften verschiedener Art, die Arbeiten oder Werke oder bloßen Gedankenaustausch unter Mitwirkung von Angehörigen verschiedener Länder bezwecken. Die erste Gruppe mag staatlicher, die zweite gesellschaftlicher Internationalismus genannt werden. Die vorhandenen internationalen Anstalten sind überaus mannigfaltig: die der Gegenwart eigene Vielseitigkeit von Staat und Mensch spiegelt sich darin. Beispiele für den staatlichen Internationalismus sind die Freundschafts-, Niederlassungs- und Konsularverträge zwischen verschiedenen Staaten, die Genfer Konvention und die Haager Uebereinkommen über die Kriegsführung, Münzkonventionen und Abmachungen über den Geldverkehr, Zollunionen oder Zoll- und Handels- oder Schiffahrtsverträge, internationale Eisenbahn-, Post- und Telegraphenvereinbarungen, Uebereinkommen über die Hilfe zur See, Konventionen über Gewicht und Maß, internationale Vereinbarungen gesundheitspolizeilicher Art, Uebereinkommen in Materien des Rechtes, namentlich Schiedsgerichtsverträge, Auslieferungs- und Rechtshilfeverträge, die Berner Urheberrechtskonvention, Verträge in Angelegenheit des Erfindungs-, Muster-, Modell- und Markenschutzes und sonstige ähnliche Anstalten. Zum gesellschaftlichen Internationalismus sind die unzähligen internationalen Institute, Gesellschaften, Verbände, Konferenzen, Bureaus, Kongresse, Versammlungen, Zeitschriften usw. zu zählen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte überall emporschossen. Häufigkeit und Verbreitung dieser Einrichtungen und Abkommen gestatten keinen andern Schluß, als daß man es mit einer — wenigstens ursprünglich — natürlichen und spontanen Bewegung zu tun habe. Ermöglicht und begünstigt wurde sie durch das Nachwirken des Weltbürgertums, der Aufklärung und der klassischen Literatur Deutschlands, durch den Aufschwung von Wirtschaft und Technik, durch den politischen Liberalismus und durch die Manchesterlehre. Die moderne Wirtschaft und Technik machte die Erde kleiner

Digitized by Google

und schuf den Weltmarkt; sie trieb die wirtschaftlich tätigen Menschen aller Nationen über die Grenzen der Heimat und würfelte sie durcheinander. Der Liberalismus schwächte durch die Auflösung der Verbände das Sondernde zwischen den Staaten und die Schranken zwischen den verschiedenen Territorialgruppen von Menschen. Aus der Idee des Rechtsstaates und des Freihandels ergab sich aber, daß der Staat nicht die Aufgabe habe, seine Bürger vor Konkurrenz zu schützen. Im Gegenteile, je mehr Volkswirtschaften und je ungehemmter sie als Mitbewerber an der Bedarfsversorgung arbeiteten, desto vorteilhafter erachtete man es für die Bevölkerung. Als sich später die Staats- und Gesellschaftsauffassungen änderten, hatte der Internationalismus davon keinen Nachteil. Die Schutzzollpolitik konnte des Auslandsverkehres ebensowenig entraten und die zunehmende Uebertragung wirtschaftlicher und sozialer Fürsorge auf den Staat zwang diesen sogar, sich auch mit dem Auslandsverkehre viel intensiver zu befassen. So konnte, wer bloß auf die Außenseite sah, an dem internationalen Systeme von Regeln und Grundsätzen, zu welchen sich die Staaten für Krieg und Frieden verpflichtet hatten, und an dem Wachstume der internationalen Arbeits- und Diskussionsvereinigungen seine helle Freude haben. Der Internationalismus schien konsolidiert durch den guten Willen der Staaten wie durch die Sympathien der Völker.

Wenn man den Dingen auf den Grund geht, erkennt man bald, daß der für die meisten unerwartete Umschwung, der nun darin eingetreten ist, sich allmählich vorbereitete und auch in dieser Frage im Kriege nur die Saaten des Friedens reiften. Die zwischenstaatlichen Verhältnisse waren schon lange nicht mehr so, wie man sie seinerzeit sich ausmalte. Die sehr tiefgreifenden geistigen Bewegungen, die sich seither vollzogen oder doch angebahnt haben, verschonten sie nicht. Namentlich zwei Evolutionen waren von großem Einflusse: die steigende Virulenz und Zuspitzung der nationalen Idee und die zunehmende Energie des wirtschaftlichen Strebens wie dessen politische Infiltration. Ueber das Wachsen und die Kräftigung des nationalen Sinnes zu klagen, wird niemand einfallen. Das nationale Gefühl eint aber, indem es von andern trennt. Diese unerbittliche seelische Distanzierung ist die Quelle aller Schwierigkeiten in national nicht einheitlichen Staaten. Schon die nationale Ausprägung, die Denkart, Sitte und Recht durch die Geschichte erfahren haben, legt irgendwie eingreifenden internationalen Nivellierungen eine Menge Hindernisse in den Weg. Dazu kommt, daß in den letzten Jahrzehnten bei einigen Völkern das Nationalgefühl sich hauptsächlich, wenn man sagen darf, nach der Kontrastseite ausgebildet hat, zu einer fast fanatischen Gehässigkeit oder blinden Voreingenommenheit gegen andre Völker oder Staaten. Es soll damit nicht gesagt sein, daß deswegen der geistige, moralische oder kulturelle Aufstieg dieser Völker, also die positive Fruchtbarkeit des nationalen Gedankens geringer war, doch einem nationalen Geiste, der sich von solchen Schlacken nicht zu reinigen vermag, fehlt gewiß etwas zur vollendeten Schönheit. Diese nationalen Zwangsvorstellungen haben sich mit den Jahren auch beim Abschlusse neuer zwischenstaatlicher Vereinbarungen geltend gemacht,

Digitized by Google

ungleich mehr taten sie es aber, und zwar stets ungescheuter, bei der Handhabung der vereinbarten Regeln. Aehnlich war es mit der Entwicklung der wirtschaftlichen Interessen. Sie verlangen immer mehr, da die moderne Wirtschaft hochgradig expansiv ist, sie nehmen nach außen ein immer größeres Gebiet für ihre Betätigung in Anspruch, werden aber zugleich nach innen stets prohibitiver, mit einer abwehrenden Reflexbewegung gegen alles, was ausländische Konkurrenz ist oder sein könnte. Man weiß, wie schwer deshalb der Abschluß von Handelsverträgen geworden ist. Wenn auch nicht in dem imposanten Aufmarsche wie während der Vorbereitung solcher Verträge, verteidigen sich Tag für Tag die wirtschaftlichen Kreise gegen das Eindringen fremder Volkswirtschaften. Diese aus- und abschließenden Wirtschaftstendenzen herrschen heute mehr oder weniger überall. Die Weltwirtschaft ist weder ein Beweis noch ein Heilmittel dagegen. Es werden zwar deren wohltätige Folgen für den Frieden und die Gesittung gepriesen, doch das ist nur mit großen Vorbehalten richtig. Die Weltwirtschaft hindert nicht, wie die Schutzzollpolitik beweist, die gegenseitige Abschließung der Länder. Die Weltwirtschaft ist ebenfalls Kampf um Absatz und Produktion und das Terrain der allergrößten Spekulationen. Die moralischen Faktoren sind dieselben wie in der nationalen Wirtschaft, und mag es auch richtig sein, daß sie ein gewisses Minimum an internationalen Instituten unbedingt fordert, so sind doch die durch die Weltwirtschaft begründeten geistigen Beziehungen zwischen den Ländern bisher ziemlich oberflächlich geblieben.

Nationalismus neuester Fasson, zum Teile erweitert zu streitbarem Rassengefühle, und Wirtschaftspolitik ergänzen sich und arbeiten sich in einer Weise in die Hände, als ob sie für den historischen Materialismus werben wollten. Beide entdecken oder gebären stets neue Zwiespältigkeiten der Interessen und haben damit die vorhandenen internationalen staatlichen Einrichtungen nach und nach unterminiert und verfälscht. Die Formen blieben aufrecht, jedoch mit einem ihnen ganz konträren Geiste. Statt Gleichheit denkt man an Vorteil oder Vorrecht für sich, seine Stammesgenossen oder seine politischen Freunde. So kam es, daß man sich allmählich in den meisten Ländern innerlich davon mehr oder weniger losgemacht hat. Für den Verfall des Internationalismus bieten die Vorgänge seit Ausbruch des Krieges überwältigende Beweise. Die Versündigungen wider den staatlichen Internationalismus sind jedem Zeitungsleser geläufig; sie neuerlich aufzuzählen wäre überflüssig. Im Bereiche des gesellschaftlichen Internationalismus zittert das nach. Belege dafür sind die Ausschließung von Deutschen und Oesterreichern aus französischen und englischen Akademien, gelehrten Gesellschaften, Künstlervereinigungen usw., die Annektierung von Tantiemenansprüchen durch die französischen Autorengesellschaften und vor allem die Spaltungen innerhalb der internationalen Sozialdemokratie. Kaum eine Spur mehr von dem Gefühle der Achtung, Rücksicht und Toleranz, die man auch dem Fremden schuldet, oder von der Humanität, zu der man jedem menschlichen Wesen gegenüber verpflichtet ist und die um so mehr Angehörigen desselben Kulturkreises gegenüber geboten ist. Es ist wie ein Rückfall in die

Digitized by Google

frühgeschichtliche Kulturstufe, wo die gänzliche Vernichtung des Gegners als Ziel des Krieges galt. Man sage nicht, die Kriegsfurie sei schuld, denn gerade für den Fall des Krieges war doch die Einhaltung jener Regeln versprochen, und die Erregung war gewiß im Deutschen Reiche und in Oesterreich nicht geringer, ohne daß man sich hier hätte hinreißen lassen, dem Völkerrechte und der Menschlichkeit ins Gesicht zu schlagen. Auch mit den Kriegsursachen hat es nicht das geringste zu tun. Jedes Land oder Volk glaubt im Kriege das Recht auf seiner Seite, und dennoch sind jene Maßlosigkeiten etwas Ungewöhnliches. Der Krieg war in Wahrheit nur der Anlaß, um auch die Form wegzustoßen, nachdem man sich seit langem zu einer bloß scheinbaren Achtung der zwischenstaatlichen Einrichtungen gezwungen hatte. Im Gegensatz hierzu ist Professor J. Kohler in seinem letzten Buche (Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart) der Meinung, das gesteigerte Nationalgefühl habe sich in neuerer Zeit wieder besänftigt, man habe erkannt, daß das Heil der einzelnen Nationen nicht im Untergange der übrigen liege; es bestehe vielmehr in Beziehung auf die Kulturentwicklung und das Heil der Völker eine gewisse Solidarität unter den Nationen, und durch Staatsverträge und Vergesellschaftungen würden gemeinsame Bahnen eröffnet, welche die Völker miteinander wandeln. Die Ereignisse seit Ausbruch des Kriegs sind damit nicht im Einklange; in Wirklichkeit ist die Entwicklung die gerade entgegengesetzte. Selbst dort, wo man das Nationale grundsätzlich ausgeschaltet hatte, gewann es nun die Oberhand! Der Krieg hat den bisher latenten Sieg der beiden früher genannten zähen Widersacher des Internationalismus offenkundig und vorläufig zu einem vollständigen gemacht.

Vielleicht ist die Entwicklung des Internationalismus selbst daran nicht ganz schuldlos. Hat er sich nicht mit der Zeit übernommen und zuviel zugetraut? Was zuerst die internationalen Vereinbarungen über die Kriegsführung anlangt, so hat sich der öffentliche Geist, wie erwähnt, seit Abschluß der Genfer Konvention vom Grunde aus geändert, und ebenso sind die Kriegsmittel ganz andre geworden. Es steht heute aus Ursachen, die nicht angegeben zu werden brauchen, ungleich mehr am Spiele, wenn es zum Kriege kommt, als früher. Es kann verlangt werden, das Aeußerste zu tun, um einen Krieg zu verhindern, wie es wirklich von österreichischer Seite und von Deutschland im Sommer ehrlich versucht wurde. Sobald aber das Los gefallen ist und die immensen Angriffs-, Zerstörungs- und Verteidigungsenergien, die durch die Jahre aufgespeichert wurden, mit einem Male entfesselt werden, dann von Normen, hinter denen keine überlegene Macht steht, erwarten, daß sie inmitten der aufschäumenden Leidenschaften befolgt werden, das ist fast ein unmögliches Postulat. Der Burenkrieg war schon an Grausamkeiten reich, die Balkankriege waren ein weiteres Symptom der grimmigen Vehemenz, die in die Kriegsführung gekommen ist, und unangekränkelt von Kulturanwandlungen hat der neue Seelord der britischen Admiralität sein taktisches Prinzip in die rauhen Worte gefaßt: Der Krieg verlange die brutalste Energie; Mäßigkeit und menschliches Rücksichtnehmen im Kriege seien unverzeihliche Schwächen. Clausewitz hat dieselbe Meinung gehabt;

Digitized by Google

läßt das viel Raum für ein mäßigendes, hemmendes internationales Kriegsrecht? Irrig ist es ferner, daß man die Milderung der Kriegssitten von Vertragsregeln erwartete, während doch nur die gesamte Kultur der Völker sie bringen kann. Statt durch die Kulturarbeit des Friedens, durch die Volkserziehung, Pflege der Gesittung usw. unterstützt zu werden, hat die tatsächliche Geistesentwicklung in manchen Ländern den humanen Vertragsregeln direkt entgegengearbeitet; der nationalistische Trieb wurde zum Teile bis in die Schulen hinein aufgestachelt und das Volk systematisch in einen alle bessere Regungen verzehrenden Haß gegen die Zentralmächte gehetzt. Auf dem diplomatischen Wege allein, wie es bisher versucht wurde, sind die Ziele dieser zwischenstaatlichen Veranstaltungen, wenn sie überhaupt aufrichtig gewollt waren, nicht zu erreichen. Das zweite ist, daß sich die internationalen Abmachungen auch inhaltlich mit der Zeit an zu Großes herangewagt haben. Es war eine Art Manie, alles sollte vereinheitlicht werden, obwohl doch die Differenzierungen, die sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zwischen den verschiedenen Gebieten mehr und mehr auswirken, genug darauf hinweisen, daß nicht überall die Bedingungen für die Gleichheit von allem gegeben sind. Nichts war vor diesen Uniformierungsversuchen geschützt; von den gewöhnlichsten Verwaltungsmaßregeln angefangen bis zu dem, was wie Religion und Recht mit Natur und Gemüt eines Volkes am innigsten zusammenhängt. Ich habe auf diesen Ueberschwang vor einem Jahre schon die Aufmerksamkeit gelenkt (Die Haager Beschlüsse über die Vereinheitlichung des Scheckrechts) und ihm die Tatsache gegenübergestellt, daß zwar die Möglichkeiten internationaler Kommunikation außerordentlich leicht sind, doch die verschiedenen Länder und Völker es fast verlernt haben, sich als ein irgendwie Gemeinsames zu denken, vielmehr bei jedem Anlasse auf ihre Selbständigkeit und ihre Sonderinteressen pochen. Diese unifizierenden Bestrebungen waren um so gefährlicher, als nicht bloß einzelne Staaten von Konzessionen in betreff ihrer nationalen Institute selten etwas wissen wollten, sondern außerdem in den Versammlungen, die darüber verhandelten, regelmäßig die heutigen kriegerischen und damals bloß politischen Gruppierungen sich schon sehr merkbar abgehoben haben, so daß die mitteleuropäischen Einrichtungen immer bedroht waren, von Frankreich oder England und ihrer politisch-diplomatischen Suite als international unbrauchbar zurückgesetzt und damit für das Heimatland selbst indirekt beseitigt zu werden. Das dritte endlich war aber, daß der Internationalismus schließlich oft für Dinge empfohlen und propagiert wurde, die wirklich unbedeutend waren. Er wurde vielfach zur bloßen Mode, innerlich so notwendig wie etwa das jeweils vorgeschriebene Gesellschaftskleid. Es erübrigt sich, über dieses Kapitel mehr zu sagen.

Die schleichende Krise des Internationalismus ist nun grell zutage getreten: ein einzelner Fall zwar, doch wegen seiner Gewaltigkeit und wegen der daran Beteiligten ein Paradigma, die Verkörperung eines Gattungsbegriffes. Fast niemand glaubt, daß alles wieder gleich gut sein werde, sobald nur der Krieg vorübergezogen ist. Was für einen Wert hätte es auch, wenn z. B. die miß-

Digitized by Google

achteten Regeln des Land- und Seekriegsrechtes dann wieder zu Gnaden aufgenommen und urkundlich anerkannt würden. Es bedürfte beinahe der Feuerprobe eines neuen Krieges, um an eine wahre Bekehrung glauben zu können. Nur vereinzelt ist die Ansicht zu hören, daß nach Beendigung des Krieges die Solidarität der menschlichen Interessen allen bald wieder einleuchten werde. Der Friede scheint dies um so weniger zu versprechen, als schon jetzt Pläne gesponnen werden, die über den Krieg hinausreichen. Die französischen Kommerzial- und industriellen Kammern bereiten den Boykott deutscher und österreichisch-ungarischer Waren vor. Eine andre Liga bildet sich, um alles zu boykottieren, was in Kunst, Handel und Industrie deutsch ist, und ein Handels- und Industriesyndikat petitionierte bei der französischen Regierung um die Einführung einer Nationalmarke für alle Produzenten und Kaufleute, die sich verpflichten, mit Deutschland und Oesterreich keinen Handel zu treiben und niemand aus diesen Ländern als Angestellten oder Arbeiter zu beschäftigen. In England berät eine Kommission über die Mittel, um den deutschen Handel zu verdrängen. Jenseits des Geschäftsneides spricht Anatole France von der unüberbrückbaren Kluft zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn und dem übrigen Europa. Die Menschen, die europäische Kulturschöpfungen an die Japaner ausliefern und Indier oder afrikanische Soldaten nach Europa rufen, erklären uns des neuen harmonischen Europas mit dem Herzen Frankreich für unwürdig! Das ist wohl schon zu den „affektiven" Gleichgewichtsstörungen der Kriegspsychiatrie zu zählen. Hiernach scheint man aber die verschiedenen Rechtsbrüche nicht bloß als Kriegsmaßregeln aufzufassen, sondern die Prophezeiung wahrmachen zu wollen, daß es mit der Humanität für einige Zeit vorüber sein dürfe. Die beiden verbündeten Kaiserreiche werden daran nichts ändern können. Sie müssen schlimmstenfalls fürs erste die Beschränkungen und Erschwerungen des Verkehres mit den feindlichen Staaten hinnehmen. Die letzteren haben uns zu tief in ihre Herzen blicken lassen, die wirklich sehr oft eine Mördergrube waren. Solange nicht das gottlose Sichbesserdünken und die absurde Vorstellung von Herren- und Knechtvölkern überwunden ist, kann von einem Entgegenkommen kaum die Rede sein. Es gibt in allen Arten menschlicher Verhältnisse Phasen, wo möglichste Trennung der beste Dienst ist, den man sich gegenseitig leisten kann, weil jede Vereinbarung zu einer neuen Quelle von Streit oder zu einer neuen Waffe wird. Für Deutschland und Oesterreich wird noch immer genug von der Welt übrig bleiben. Für die privaten internationalen Organisationen würde an sich zumeist andres gelten. Sie könnten sich von den psychischen Ausstrahlungen der Politik eher frei machen oder frei halten. Doch die früher erwähnten Vorfälle zeigen hierfür in der Bevölkerung unsrer Gegner, selbst unter den Gelehrten, wenig Neigung, und dann wird jedenfalls auch das reservierte Verhalten der Staaten insofern wenigstens einen Eindruck auf den gesellschaftlichen Internationalismus ausüben, als staatstreue Bürger kaum die Absicht haben werden, im Auslande oder gegenüber dem Auslande sich mit der Haltung ihres Heimatsstaates in Widerspruch zu setzen. Nachdem man gesehen hat, wie bedingungslos sich in England und

Digitized by Google

Frankreich, teilweise unter Verleugnung ihrer eignen früheren Gesinnungen, die erlesensten Geister mit allen Aktionen des wirtschaftlichen, sozialen und Lügenkrieges identifizieren, werden sich die Deutschen und Oesterreicher gewiß nicht dort aufdrängen, wo man sich gegen ihr Land so schmachvoll benimmt. Es würde ihnen außerdem schlecht gelohnt werden; der wilde nationale Furor macht keine feinen Unterscheidungen zwischen Staat und Privatpersonen.

Es ist begreiflich, daß man sich schon die Frage vorgelegt hat, wie der Internationalismus aus dieser verhängnisvollen Lage errettet werden könnte. Man denkt an neue Organisationen der Staaten. Von politischen Zukunftsgebilden, wie Staatenbündnissen, Koalitionen usw. zu sprechen, ist noch nicht an der Zeit. Fürs nächste dürfte auch nicht viel freie Wahl bleiben, denn es scheint nicht, als ob der Bund der „vereinigten Staaten von Europa", wie man unsre Gegner in Belgien nennt, so bald zerfallen oder sich freiwillig auflösen würde. Welchen Effekt die Gründung der neuen Partei in England (Vereinigung der demokratischen Kontrolle) hat, steht dahin. Diese Partei, unter deren Führern sich Repräsentanten des besten englischen Geistes befinden, hat den Mut, an ein Zusammengehen aller europäischen Staaten zu glauben, die einen gemeinsamen obersten Rat zu errichten hätten. Das ist eine edle Wallung, ein Lichtblick, aber für uns, die wir die innern Vorgänge in England jetzt nur ungenau kennen, einstweilen nur eine Stimme in der Wüste. Allerdings doppelt wertvoll deswegen, weil sie aus Feindesland die Botschaft guten Willens kündet. Die Krise des Internationalismus trifft auch die Neutralen, das ist zweifellos. Die Verleugnung aller internationalen Verpflichtungen, deren staunende Zeugen wir sind, dürfte wahrscheinlich ihr Vertrauen in die Beständigkeit und den Ernst der zwischenstaatlichen Einrichtungen nicht weniger erschüttert haben. Das ist eine Einbuße an Kulturwert für die gesamte zivilisierte Welt, soweit dieser Ausdruck nach dem Verhalten ihrer angeblichen Spitzen noch am Platze ist. Die neutralen Länder dürften es sich aber ernstlich überlegen, deswegen den Staaten den Rücken zu kehren, die an dieser Zerrüttung schuld sind, weil sie damit über ihren Außenverkehr vielleicht noch größere Gefahren heraufbeschwören. Hier spielen die Gedankengänge und geheimen Wünsche der auswärtigen Politik hinein, die überhaupt oder für den Augenblick Unsicherheiten im zwischenstaatlichen Verkehre als das kleinere Uebel erscheinen lassen mögen. Ein solches Lavieren wird jetzt kaum verdacht werden können: weder den ambitiösen Staaten noch denjenigen, die bloß um ihren Weingarten bangen. Ein Schweizer Blatt sagte letzthin, die Schweizer sollten suchen, es zu verhindern, daß alle Brücken einer geistigen Brüderschaft zwischen den Nationen abgebrochen würden. Das ginge auf neue allgemeine internationale Vereinigungen, in denen wir abermals neben unsern Gegnern sitzen würden. Ob das ausführbar ist und gute Früchte tragen würde, das ist eben die Frage. Sie wird, sofern sich nicht Wunder ereignen, zwar nicht für immer, doch, wie gesagt, aus politischen und psychologischen Gründen wohl für das nächste eher zu verneinen sein. Bessere Bedingungen sind für neue partielle Abwehrorganisationen vorhanden. Der Wunsch nach solchen stellt

Digitized by Google

sich von selbst ein, sobald die Bosheiten und rücksichtslosen Beunruhigungen des zwischenstaatlichen Verkehrs zu arg werden. So hat die Empörung über die Gewaltmaßregeln Englands gegen die Schiffahrt der skandinavischen Länder den Plan entstehen lassen, unter Leitung der Vereinigten Staaten von Nordamerika die „beengten Freiheiten und Rechte" zu verteidigen. Das wäre allerdings eine mehr vorübergehende Verbindung, von welcher der Internationalismus an sich nicht zu viel hätte. Aber es liegt ein Keim zu Größerem darin. Bei Erörterung dieses Planes wurde nämlich die Frage aufgeworfen, ob nicht bald der Zeitpunkt für ein gemeinsames Auftreten der neutralen Mächte gekommen sein werde, denn der Neutralitätsbegriff existiere nicht mehr, wenn jeder Uebergriff der kriegführenden Staaten schlechthin geduldet werde. Das ist ungefähr dasselbe, was ich an andrer Stelle als nötig bezeichnet habe: eine Instanz, die das rechtschaffene politische Gewissen repräsentiert. Was aber insbesondere die Führerschaft Amerikas betrifft, so haben sich die Vereinigten Staaten bis jetzt dem englischen Seeterrorismus gegenüber mehr konservativ als sozusagen sezessionistisch verhalten. Sie wollen England zum Einlenken nötigen. Ob die Erwägungen der hohen Politik ihnen erlauben würden, auch nur diese bisherige Haltung als Wortführer einer unzufriedenen Ländergruppe energisch fortzusetzen, steht keineswegs fest. Das Resultat ist somit wenig tröstlich. Der Internationalismus hat schwer enttäuscht. Er hat nicht, wie man träumte, die Menschheit hoch über alle bisher erklommenen Stufen emporgehoben, nicht das Menschentum veredelt und nicht einmal eine gewisse primitive Solidarität unter den Völkern zuwege gebracht. Eher könnte das von H. Spencer geprägte Wort Rebarbarisation wiederholt werden. Was dabei am meisten bedrückt, ist der Umstand, daß die beiden Zwist- und Kriegserreger: Nationalismus und wirtschaftliche Expansion, den Krieg heil überdauern werden und im weiten Umfange eine wahre internationale Gemeinschaft unter den Staaten nicht aufkommen lassen. Neue zwischenstaatliche Organisationen nützen nichts, wenn die Ursachen der üppig wuchernden Gegnerschaften, die sich immer mehr in die Völker verpflanzen, in sie übertragen werden. Die „Staatenanarchie", welche die Pazifisten als Ursache des Krieges bekämpfen, ist nur eine Wirkung dieser tieferen Ursachen.

Die Enttäuschungen haben jedoch mehr wir selbst, als die andern uns bereitet. Wir gaben uns nämlich zu sehr dem Wahne hin, der Internationalismus sei eine reine Kulturerscheinung. Es wurde um so lieber daran festgehalten, als wahre Kulturerrungenschaften in der Geschichte selten rückgängig gemacht wurden, eine der Tatsachen, auf die sich der Fortschrittsglaube stützt. Die Erlebnisse der letzten Monate haben nun unwiderleglich gezeigt, daß der staatliche Internationalismus, mag er auch teilweise der Hebung der Kultur zu danken sein, praktisch ein Teil der staatlichen Außenpolitik ist und deshalb auch für ihn vorwiegend konkrete Interessen maßgebend sind. Es ist eine Illusion, wegen des Vorhandenseins internationaler Institutionen schon von einer Kulturgemeinschaft der Staaten zu sprechen; in diesen Institutionen spricht sich hauptsächlich nur aus, daß im Augenblicke und einstweilen in dem oder jenem Punkte die Interessen der be-

Digitized by Google

treffenden Staaten halbwegs parallel gehen. Die Interessen, die diesen Internationalismus tragen, sind überdies keineswegs selbständige, besondere Interessen die ihren Eigenwert haben, sie sind vielmehr ganz und gar den sonstigen, die Staatspolitik bestimmenden Interessen untertan und müssen gegebenenfalls sich ihnen beugen oder ihnen weichen. Die zwischenstaatlichen Institute und Vereinbarungen sind daher ihrer Natur nach von derselben prekären Art wie sämtliche Verhältnisse der auswärtigen Politik. Wie diese können sie Mittel des Machthungers, der Hebung der Volkswirtschaft, des Geldbedürfnisses, des Prestige oder der nationalen oder staatlichen Selbsterhaltung sein, den Schutz der im Auslande weilenden Staatsangehörigen bezwecken usw. Der Rückzug Frankreichs in seiner Konfiskationskampagne wird — wohl nicht mit Unrecht — mehr mit dem Interesse in Verbindung gebracht, von dem französischen, im Auslande angelegten Kapitale Vergeltungsmaßregeln abzuwenden, als mit einem Erwachen des Rechtsgefühls oder andrer Kulturregungen, und die lebhafte Erörterung in den Pariser Zeitungen über den Plan der französischen Regierung, die deutschen und österreichisch-ungarischen Patente zu annullieren, durchleuchtet das rein interessenmäßige Fundament des staatlichen Internationalismus wenn möglich noch besser. Nach außen werden die Staaten fast nie etwas andres als reine Interessenpolitik treiben, es gibt in dieser Richtung für sie tatsächlich keine Gewissens-, sondern nur Interessenkonflikte, und man wüßte nicht, warum das just im Punkte des hier besprochenen Internationalismus anders sein sollte. Die ethischen Grundpostulate der modernen auswärtigen Politik: die Schiedsgerichts- und die Friedensidee werden tatsächlich den wirtschaftlichen, nationalen oder Machtinteressen ebenso untergeordnet. Die Kriterien für die Zivilisation oder Kulturstufe eines Staates und das, worin dessen nationaler Charakter zum Vorschein kommt, sind darin zu suchen, wie sich seine Interessen zusammensetzen, in welchem Maße sie ehrlich gemeinte, dem wirtschaftlichen oder politischen Gewinne übergeordnete sittliche und Kulturinteressen enthalten, wie der Staat seine Interessen versteht und was er ihnen jeweilig zu opfern bereit ist. Daß internationale Abmachungen verletzt würden, wenn ihre Beachtung dem Staate in seiner Außenpolitik schadet oder durch die Verletzung erhebliche Vorteile zu erreichen sind, darauf mußte man also gefaßt sein. Nicht notwendig oder selbstverständlich war es hingegen, daß einzelne Staaten in der Wahrung ihrer Interessen zu einem solchen Tiefpunkte egoistischer Politik gesunken sind, wie man es schaudernd gesehen hat. Mit dem vornehmsten Teile des staatlichen Internationalismus, dem eigentlichen Völkerrechte, ist es nicht anders. Auch darüber entscheiden in letzter Instanz die Staatsinteressen, die mit den Lebensbedingungen und Machtzielen der Staaten gegeben sind.

Aus dem Gesagten ergeben sich auch die Lebensbedingungen zwischenstaatlicher Anstalten. Von allen seelischen Beimischungen zunächst abstrahiert, werden internationale Abmachungen nur dann halbwegs beständig sein, wenn und soweit immerwährende oberste Bedürfnisse der nationalen oder Wirtschaftspolitik eines in die heutige Verkehrs- und Wirtschaftsorganisation eingefügten Staatswesens

Digitized by Google

sie erheischen oder sie diesen mindestens nicht widerstreiten. In dem Maße jedoch, als derlei Zugeständnisse bei der Wahrnehmung vitalster Staatsinteressen binden oder sich auf Bereiche beziehen, die zunächst und hauptsächlich territorial und nur sekundär international von Belang sind, oder als das Interesse am Gewähren oder Erlangen solcher Zugeständnisse bloß in wandelbaren politischen Konstellationen begründet ist, in demselben Maße sind die Abmachungen unsicher, es kann nicht unter allen Umständen auf sie gebaut werden. Die erste Regel wird vorzugsweise den internationalen Anstalten zustatten kommen, die für den Außenhandel unumgänglich notwendig sind, da die Handelspolitik in den meisten größeren Ländern dermalen die Achse des Staats- und Wirtschaftsbetriebes ist. Insbesondere die internationalen Reglements in Sachen des Schiffahrts-, Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehrs, der Rechtshilfe, des Patent- und Konsularwesens, in handels- und zollpolitischen Angelegenheiten usw. haben deshalb die Vermutung der Fortdauer oder Wiederaufrichtung für sich. Der gesellschaftliche Internationalismus ist zwar auch von allerlei Nebeninteressen durchsetzt, jedoch in zahlreichen Anwendungen nach Substanz und Ziel überwiegend Kultursache und in die Peripetien der auswärtigen Politik weniger verstrickt. Er vermag daher an und für sich die Krise leichter zu überstehen, was auch H. Lammasch im letzten Hefte dieser Revue (Die Wissenschaft und der Krieg) angenommen hat. Bei gesellschaftlichen Erscheinungen ist jedoch immer auch der psychische Faktor in Betracht zu ziehen, und zwar um so mehr, wenn es sich um Interessen, also um Wertungen handelt und wenn die Gefühlswelt erwiesenermaßen so stark beteiligt ist wie hier. Ein Dreifaches kann eintreten. Ranküne, Neid, Rachsucht usw. können stärker sein als die kühle Interessenabwägung und können die internationalen Beziehungen zwischen den kriegführenden Staaten, wie es früher angedeutet wurde, über den Kriegszustand hinaus aufheben oder doch außerordentlich mindern. Eine zweite Möglichkeit wäre, daß die Völker, die den Internationalismus nun zerschlagen haben, sich selbst wieder finden und besinnen, erschreckt und abgeschreckt durch die Verwüstungen und Greuel, die der nationale Haß anrichtet. Zu solcher Selbstbesinnung würde es wahrscheinlich bald kommen, wenn nicht in manchen Ländern die auswärtige Politik nach den Maximen eines geschäftlichen Unternehmens gemacht und analog der Geschäftsreklame das Publikum für die Zwecke der Politik künstlich aufgestachelt und stets von neuem in feindselige Stimmungen hineingejagt würde, so daß der gute Kern kaum durchbrechen kann. Das dritte wäre, daß die jetzigen Erfahrungen namentlich im Kreise der Neutralen die Erkenntnis zeitigen, wie sehr das Wüten gegen alle internationalen Uebereinkommen und Uebungen auf beiden Seiten schädige, und ihnen nebenbei von dem modernen Kriege ein Bild verschaffen, das sie die Vorteile des Internationalismus wieder höher einschätzen lehrt. Es könnte sein, daß fortan im Verkehre der Neutralen unter sich oder im Verkehr zwischen ihnen und den jetzt kriegführenden Mächten gerade infolge des Krieges der Bewahrung und Festigung gewisser zwischenstaatlichen Institutionen (z. B. der Schiedsgerichtsbarkeit) viel mehr Gewicht beigelegt wird. Letztere könnten aus dem Kriege nach

Digitized by Google

dieser Seite erstarkt vorgehen, während sie zwischen den kriegführenden Staaten knapp das Leben fristen. Für eine Voraussage, wie sich die objektiven und subjektiven Gesichtspunkte kombinieren und die Dinge dann sich gestalten werden, fehlen einstweilen Anhaltspunkte. Keinesfalls ist dem Internationalismus jede Zukunft abgeschnitten; man darf ihn nicht schon schlechthin zu den Toten werfen. So schwere Wunden der Krieg zumal dem staatlichen Internationalismus geschlagen hat, von einer Rückkehr zum isolierten Staate kann weder in administrativer noch in wirtschaftlicher oder geistiger Hinsicht die Rede sein. Das Zusammenspiel der beiden oben angegebenen Beurteilungsreihen wird vielleicht manche Beschränkungen der internationalen Regulative herbeiführen, das würde aber nicht das ärgste sein. Lieber in mäßigen Grenzen Verläßliches besitzen als ein weitläufiges Gebäude, das beim ersten Schusse zusammenfällt.

Der Raubzug der Japaner

Von einem früheren Diplomaten

Angehaltenen Atems, mit einer Spannung, welche wie nie zuvor alle Volksschichten in gleichem Maße ergreift, ist die Welt Zeuge des blutigen Dramas, das sich in den weiten Räumen zwischen dem Aermelkanal und den Vogesen, sowie von der mittleren Weichsel an bis auf die Kämme der Karpathen abspielt, dieses Riesenkampfes von Millionenheeren, der in der Geschichte nicht seinesgleichen hat und dessen welthistorische Perspektiven gegenwärtig sich kaum ahnen lassen. Sicher ist wohl nur, daß der schließliche Ausgang, der auf dem flandrisch-lothringischen und dem polnischen Kriegsschauplatz mit beispielloser Hartnäckigkeit gelieferten Schlachten für die künftige politische Machtverteilung nicht bloß in unserm Weltteil, sondern auch in den bisher direkt oder indirekt unter europäischem Einfluß stehenden überseeischen Gebieten entscheidend sein wird.

An diesen gigantischen Verhältnissen gemessen, tritt die Bedeutung der übrigen Kriegsereignisse selbst in diesem Augenblick relativ zurück, wo der Weltbrand durch das Eintreten des osmanischen Reichs in den Kampf und die Stellungnahme des Islams gegen unsre Feinde eine weitere, derzeit gar nicht zu überblickende Ausdehnung erfährt.

Wir sehen den Feuerschein des ungeheuren Kriegs, den nunmehr zehn Mächte gegeneinander führen an den verschiedensten Punkten der Erdkugel, in den afrikanischen und asiatischen Kolonien, zu Land wie zu Wasser aufflammen. Ein Blick auf diese Nebenschauplätze des Kriegstheaters und auf die dort auftretenden Gegner läßt die Eigenart des um den Besitz der deutschen Niederlassung Kiautschau entbrannten Kampfes hervortreten.

Die drei europäischen Ansiedlungen auf chinesischem Boden Macao, Hongkong und Kiautschau repräsentieren jede in ihrer Art, sozusagen als Typus, das

Digitized by Google

Vorgehen, Sein und Werden der kolonialen Entwicklung der betreffenden Heimatländer.

Macao, jahrhundertelang das unbestrittene Handelsemporium im Osten, einst vielleicht der glänzendste Name unter den kolonialen Gründungen der Portugiesen, ist wie ihr Land selbst zu einem Schatten seiner ehemaligen Größe herabgesunken. Einige chinesische Dschunken auf der versandeten Reede, träges Volk in den Straßen, das sich dem Dolce far niente hingibt, das ist die trübselige Gegenwart Macaos, während prunkvolle, freilich verwahrloste Paläste und Kirchenruinen ebenso an die stolze Vergangenheit erinnern, wie das Denkmal, welches dem Dichter der Lusiaden, der einen Teil seines unsterblichen Werkes dort vollendete, in einem poetisch gelegenen Hain errichtet wurde.

Nur 40 Seemeilen östlich von Macao gelegen, bietet Hongkong den grellsten Kontrast zu der Verschlafenheit der nahen portugiesischen Kolonie. Seitdem im Jahre 1842 die damals fast vegetationslosen, aber einen trefflichen Hafen bergenden Felseninseln englischer Besitz geworden waren, hat Hongkong, begünstigt durch seine Lage an der großen Verkehrsstraße nach China und Japan sowie dank vor allem der intensiven Kulturarbeit der Engländer, sich zu einem Handelszentrum ersten Ranges, zugleich aber auch zu einer alle Vorzüge europäischer Ordnung bietenden Großstadt entwickelt. Was britische Tatkraft dort in wenigen Jahrzehnten in bezug auf Straßenbau, Hafeneinrichtungen, sanitäre und Unterrichtsanstalten, die Anlage öffentlicher Gärten usw. geleistet hat, verdient vollste Bewunderung. Die Bedeutung Hongkongs als eine in jeder Hinsicht blühende Niederlassung, als das kommerzielle Zentrum im Osten, als ein Hafenplatz, dessen Verkehr kaum hinter jenem der größten Welthäfen zurücksteht, wird diesem englischen Besitz aller Voraussicht nach auch weiterhin unbestritten zu eigen bleiben.

Sicherlich nicht in der Absicht, der machtvollen Stellung Hongkongs Eintrag zu tun, sondern bloß von der Ueberzeugung geleitet, daß die immer zunehmenden Handelsinteressen Deutschlands im Reich der Mitte eines festen Stützpunktes an der chinesischen Küste bedurften, schritt die deutsche Regierung im Jahre 1898 zur Pachtung des Gebiets von Kiautschau. Sie folgte damit bloß dem von andern Mächten gegebenen Beispiel, hatten doch — abgesehen von England — Frankreich durch die Eroberung Tongkings, Rußland durch die „Pachtung" von Port Arthur und der Mandschurei unvergleichlich größere Gebietsteile des chinesischen Reichs sich angeeignet, wobei nicht vergessen werden darf, daß der Umfang der Handelstätigkeit jener beiden Mächte in Ostasien bei weitem nicht an die Größe der Handels- und Schiffahrtsinteressen Deutschlands heranreicht.

Wie richtig der der deutschen Initiative zugrunde liegende Gedanke war, sollte sich bald zeigen; in der seither verstrichenen kurzen Frist hat die deutsche Verwaltung das vordem ganz vernachlässigte Gebiet zu hoher Blüte zu bringen gewußt, eine ganz neue Stadt ist dort erstanden, Hafenanlagen, Schulen, Spitäler wurden geschaffen, eine Eisenbahnverbindung nach dem Innern erhöht die kommerzielle Bedeutung der Niederlassung und eine verheißungsvolle friedliche

Digitized by Google

Zukunft schien ihr um so mehr gesichert, da die einheimische Bevölkerung den Wert der neuen Einrichtungen schätzen lernte und deren Entwicklung mit Sympathie verfolgt.

Wer hätte Grund gehabt, anzunehmen, daß ein von unbeteiligter Seite ausgehender heimtückischer Angriff das Weiterbestehen dieses Kulturwerks in Frage stellen würde? Das Unerwartete ist dennoch eingetroffen. Kaum war der Weltkrieg entbrannt, so nahm Japan die Gelegenheit wahr, um, auf Argumente gestützt, die selbst als bloßer Vorwand zu schlecht sind, die Räumung von Kiautschau zu fordern, und als Deutschland diese insolente Zumutung, wie selbstverständlich, mit der Abberufung seines Botschafters von Tokio beantwortete, traf die dortige Regierung sofort militärische Maßnahmen zur Eroberung der deutschen Ansiedlung. So hat nun deren kleine Besatzung, Tausende von Kilometern von der Heimat entfernt, ohne jede Hoffnung auf die Möglichkeit eines Nachschubs oder Entsatzes und ganz auf eigne Kraft angewiesen, sich gegen den Angriff eines übermächtigen, dazu noch durch englische Heeres- wie Flottenabteilungen verstärkten Feindes zu erwehren. Die treue Waffenbrüderschaft der beiden Kaiserstaaten kommt auch auf jenem entlegenen Kriegsschauplatz zum Ausdruck, indem der in Ostasien stationierte österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" Befehl erhielt, bei der Verteidigung Tsingtaus mitzuwirken. Diese kann schon angesichts der in die Augen springenden Mißverhältnisses der Zahl der Belagerten im Vergleich zu der Größe der gegen sie aufgebotenen Land- und Seestreitkräfte aller menschlichen Voraussicht nach nur mit dem heroischen Untergang der kleinen Schar der Verteidiger abschließen; ihre todesmutige Entschlossenheit, trotz alledem den verlorenen Posten bis aufs äußerste zu halten, reicht an die erhabensten Vorbilder antiker Heldengröße heran und sichert den die Fahnen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns in jenem fernen Erdenwinkel mutvoll hochhaltenden Kämpfern unvergänglichen Ruhm.

Wenn aber die Blätter der Geschichte so manches Beispiel ähnlicher aufopfernder Pflichterfüllung verzeichnen, so wird man wohl kaum einen Präzedenzfall für eine Politik auffinden gleich jener, von der sich Japan und England bei ihrem Anschlag auf Kiautschau leiten ließen. Die Beweggründe, welche die beiden Inselmächte zu ihrer gemeinsamen Aktion zusammengeführt haben, sind, wie sich von selbst versteht, nicht identisch. Was Japan betrifft, so hat dieses Land seine phänomenale Entwicklung seit der Zeit der Restauration bekanntlich zu einem guten Teil deutscher Unterweisung zu danken, dies gilt vor allem — und wurde japanischerseits unter dem Eindruck der glänzenden Waffenerfolge im Krieg gegen Rußland auch wiederholt anerkannt — in bezug auf die Heereseinrichtungen, die nach den Anweisungen des deutschen Instruktors General Meckel und vielfach ganz nach deutschen Mustern geschaffen wurden. So vergilt also Japan, indem es seine Waffen gegen Deutschland kehrt, Gutes mit Bösem; einen Vorwurf daraus abzuleiten, wäre freilich unangebracht, da ja die in erster Linie zu berücksichtigenden Staatsinteressen nur zu oft durch eine unüberbrückbare Kluft von der Erfüllung ethischer Pflicht geschieden sind. Wohl aber wirft sich die Frage auf,

Digitized by Google

welcher Art diese von der Regierung des Mikado als maßgebend erachteten Interessen sein mögen, die den Schüler von einst veranlassen, seinen ehemaligen Lehrer anzufallen. Als Frucht seiner Siege über China und Rußland hat Japan Formosa und Korea, dann die Insel Sachalin bis zum 50. Breitengrad erworben, seine territoriale Ausdehnung hierdurch von 382000 auf 674000 Quadratkilometer, die Volkszahl von 50 Millionen auf 72 Millionen gesteigert, überdies die südliche Mandschurei — praktisch genommen — seiner Herrschaft unterworfen. Welche Bedeutung kann einem derart ausgedehnten Gebietszuwachs gegenüber die Erwerbung der Pachtansiedlung Kiautschau mit 580 Quadratkilometern Fläche und kaum 200000 Bewohnern für Japan haben, und hätte dieses Land nicht weiser gehandelt, unter Schonung seiner sehr erholungsbedürftigen Finanzen sich mit friedlichen Arbeiten zu beschäftigen und zugleich in den neu erworbenen, teilweise noch in Auflehnung begriffenen Gebieten Ordnung zu schaffen, anstatt sich in ein kriegerisches Abenteuer einzulassen?

Alle Kenner Japans stimmen überein, unter den charakteristischen Zügen des dortigen Volkscharakters das Selbstbewußtsein und einen ungemessenen Ehrgeiz hervorzuheben. Wie bei dem bekannten B. H. Chamberlain nachzulesen ist, dem wir die trefflichsten Schilderungen des Landes und seiner Bewohner verdanken, rühmen sich die Japaner, binnen 30 bis 40 Jahren Fortschritte gemacht zu haben, zu welchen Europa ebenso viele halbe Jahrhunderte benötigte. Andre vermeinen, ihr Land habe den Westen bereits überflügelt, und ein japanischer Gelehrter verstieg sich zu der Behauptung, es sei verlorene Zeit, in Berlin Philosophie zu studieren, denn die betreffenden Vorträge an der Universität in Tokio stünden höher! Diese psychische Veranlagung — dem Fremden gegenüber freilich verhüllt durch Umgangsformen von übertriebener Höflichkeit — macht es erklärlich, daß das Inselreich an seinen bisher erzielten politischen Erfolgen, wie bedeutend sie auch sind, kein Genügen findet, sondern sich zu noch Größerem berufen erachtet. Es darf wohl angenommen werden, daß der in Tokio eingetretene Thronwechsel die Betätigung dieses Volksempfindens, welche sich zunächst die Vertreibung Deutschlands aus China zur Aufgabe macht, gefördert hat. Unter allen Umständen verfügt der neue Herrscher nicht über den Schatz langjähriger Regentenerfahrung und anerkannter Autorität, welche dem verblichenen Kaiser Mutsuhito nach einer fast fünfzigjährigen, für sein Land segensreichen Regierung zu Gebote stand; zudem sind kurz vor und nach dem Tode dieses Monarchen mehrere seiner bewährtesten Ratgeber, so die früheren Ministerpräsidenten Fürst Ito und Fürst Katsura, die Minister des Aeußern Graf Komura und Vicomte Aoki aus dem Leben geschieden. Der jetzige Kabinettschef und Führer der Progressistenpartei, Graf Okuma, hatte sein Amt schon vor langen Jahren einmal inne, er war späterhin, im Jahre 1896, bald nach dem Friedensschluß von Schimonoseki, Minister des Aeußern; ein seinem hohen Alter zum Trotz heißblütiger Patriot, wird Graf Okuma das unter seinen Landsleuten festgewurzelte Gefühl der Demütigung nicht vergessen haben, die das Land empfand, als es zu jener Zeit infolge des Einspruchs Rußlands, Frankreichs und Deutschlands

Digitized by Google

auf den Besitz, der im genannten Frieden chinesischerseits abgetretenen Halbinsel Liautung mit Port Arthur verzichten mußte. Die damalige Intervention Deutschlands als einer an der Sache nicht direkt interessierten, dabei für Japan freundlich gesinnten Macht rief eine tiefe und nachhaltige Verstimmung im Lande hervor; inwiefern sie, von der gegnerischen Seite sicherlich frisch angefacht, einen Einfluß darauf ausübte, daß die japanische Regierung in heimtückischer Weise dem Deutschen Reiche jetzt in den Rücken gefallen ist, bleibt eine offene Frage.

Wie dem auch sein mag, als feststehend kann angenommen werden, daß das Inselreich die Eroberung der kleinen deutschen Niederlassung durchaus nicht als Endziel seiner Pläne ansieht, daß diese vielmehr ungleich weiter reichen und daß somit der Zug nach Kiautschau bloß die Einleitung zu einer größeren Aktion darstellt.

So begierig Japan alle westlichen Errungenschaften auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und der Technik aufnahm und so erfolgreich es sie für seine Zwecke auszunützen verstand, so erlitt die Japan mit China verbindende uralte Kulturgemeinschaft dadurch doch keinen Abbruch. Hierauf gestützt, dabei dem, wenn auch viel stärker bevölkerten Reich der Mitte in dessen gegenwärtiger Verfassung militärisch weit überlegen, erachtet sich Japan zur Hegemonie in Ostasien und zur Bevormundung aller Völker der gelben Rasse berufen. Wenn nun, gefördert durch die Sympathien, welche Deutschland in China genießt, Kiautschau sich zu einem Zentrum entwickelt haben würde, von wo aus deutsche Kulturarbeit, die im dortigen kleinen Rahmen rasch Großes geleistet hat, nach und nach immer weitere Gebiete des Riesenreiches befruchtet hätte, so wäre vielleicht einmal der Zeitpunkt gekommen, wo China, militärisch und politisch regeneriert, die Weltstellung errungen hätte, die dem Land nach seinen unerschöpflichen wirtschaftlichen Hilfsquellen und der ungeheuren Zahl seiner Einwohner zukommt. Es ist offensichtlich, daß diese Entwicklung die ehrgeizigen Absichten Japans zunichte gemacht hätte. Solche Perspektiven durch die Zerstörung der vielverheißenden deutschen Kulturaat im Keim zu beseitigen, könnte daher den Vormachtgelüsten Japans nur förderlich sein. In weiterer Verfolgung hätte der gegen Deutschland gerichtete Anschlag mit Naturnotwendigkeit zu Konflikten mit den ostasiatischen Kolonialmächten, d. i. mit England, Frankreich und Rußland, den heutigen Alliierten Japans, führen müssen; dies mag der Inselstaat als Cura posterior ansehen und vorerst sich damit bescheiden, den Weg zu größeren Zielen anzubahnen. Möglich auch, daß die Regierung des Mikado als Vertreterin eines streng monarchisch organisierten Staats die Stärkung ihres Einflusses in Peking gern benützen würde, um dem dortigen republikanischen Regiment ein Ende zu machen, zumal wenn die Restauration des Kaisertums einen von Japan abhängigen Herrscher auf den Thron brächte.

Die Unausweichlichkeit eines dereinstigen offenen Konflikts zwischen den Interessen der weißen und den der gelben Rasse angenommen, ist — wie zugegeben werden muß — eine auf die Konzentration der letzteren abzielende Politik, vom Standpunkte eines Ostasiaten aus betrachtet, verständlich. Daß

Digitized by Google

aber England sich bereit finden ließ, an der Seite Japans gegen Deutschland kämpfend, den Gelben das traurige Schauspiel eines brudermörderischen Krieges zu bieten, verdient als Verrat an der Kulturgemeinschaft des Westens gebrandmarkt zu werden. Und gerade jenes Land, wo die soziale Scheidung zwischen Weißen und Farbigen am schärfsten zum Ausdruck kommt, dessen Staatsbürgern, wenn sie z. B. Inder sind, die Ansiedlung in Australien, Kanada usw. als Kolonien der Weißen verboten wird, ist nicht nur der Teilnehmer an dem anglojapanischen Raubzug gegen Kiautschau, sondern sicherlich dessen direkter Anstifter. Der Verlust dieser Ansiedlung, ja selbst der Gesamtheit der deutschen Kolonien würde die Stellung des Deutschen Reichs als Weltmacht in keinerlei Weise erschüttern; das Schicksal Kiautschaus ist sonach für das Endergebnis des Weltkriegs ohne entscheidende Bedeutung. Je weniger Vorteile England sich davon versprechen kann, daß es auch chinesischen Boden zum Schauplatz des Krieges machte, desto schärfer wird jeder unvoreingenommene Beurteiler eine Politik verdammen, welche von Deutschenfurcht und Deutschenhaß wie hypnotisiert, ohne Nötigung und Nutzen blindlings auf alles Deutsche losschlägt.

Kein britisches Lebensinteresse schien in Frage gestellt, also kein Fall jenes äußersten Zwangs gegeben, der allein den Griff ans Schwert zu rechtfertigen vermag, und dennoch ließ die englische Regierung sich in den Weltkrieg hineinziehen; während die englischen Streitkräfte zu Land wie zur See bisher nur Mißerfolge zu verzeichnen hatten, hören wir, daß in Indien, in Aegypten und in Südafrika unter der einheimischen Bevölkerung die Gärung zunimmt, und als wäre daran noch nicht genug, beteiligt sich England an der Seite Japans an einer Aktion, welche in Kanada und in Australien, nicht minder auch in den Vereinigten Staaten als Faustschlag gegen die Solidarität der westlichen Kultur empfunden werden muß. Fürwahr: Quos Deus perdere vult, dementat prius.

Anfang November 1914.

Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914

Ein kurzer Rückblick

Von

Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.

Der im Oktober-Heft auf den Verlauf des Seekrieges während der Monate August und September geworfene Rückblick hat gezeigt, daß die der deutschen weit überlegene englische Flotte darauf verzichtete, auf dem Meere schnelle Entscheidung herbeizuführen, vielmehr vorzog, ihr Kriegsziel, Deutschlands Niederwerfung, durch Vernichtung des deutschen Seehandels anzustreben.

Auch in den Monaten September und Oktober hat England diesen seinen Seekriegsplun nicht geändert, hat die Hauptmacht seiner Flotte nicht zum Ent-

Digitized by Google

scheidungskampf eingesetzt, weil es fürchtet, dabei, selbst bei siegreichem Verlauf der Schlacht, derartig geschwächt zu werden, daß es seinen Platz als stärkste Seemacht der Welt verlöre und eine andre Seemacht, wie beispielsweise diejenige der Vereinigten Staaten von Nordamerika, an ihre Stelle trete. Allerdings ist England die Vernichtung des deutschen Seehandels geglückt, die deutsche Handelsflagge ist so gut wie ganz vom Meere verschwunden. Aber das gelang England nicht, ohne daß gleichzeitig der Seehandel neutraler Staaten erheblichen Schaden erlitt, weil diese vielfach auf den Handelsverkehr mit Deutschland angewiesen sind, ohne manche deutsche Ausfuhrartikel schwer oder gar nicht bestehen können und die stockende Ausfuhr ihrer eignen Produkte nach Deutschland sehr schwer empfinden. Es würde zu weit führen, hier eine Liste aller der Handelsartikel aufzuführen, welche in dem Seehandel neutraler Staaten eine solche Rolle spielen; beispielsweise sei nur hingewiesen auf die Erze und das Holz der skandinavischen Staaten, sowie auf den deutschen Rübenzucker und die Erzeugnisse der deutschen Farbindustrie. Diese Schädigungen des neutralen Seehandels bewirkten denn auch bald, daß die neutralen Staaten gegen die englische Seekriegführung zwar zunächst nur auf diplomatischem Wege Einspruch erhoben. Es liegt aber auf der Hand, daß daraus für England erhebliche Gefahren entstehen können. Die Türkei, welche auch sonst noch Gründe hat, den Absichten des Dreiverbandes zu mißtrauen, hat bereits ihre Neutralität aufgegeben und sich an die Seite der germanischen Völker gestellt.

Jedenfalls ist England mit der Vernichtung des deutschen Seehandels seinem Kriegsziel bisher kaum näher gekommen, hat selbst am meisten darunter gelitten und sich unter den neutralen Staaten neue Feinde gemacht. Deutschlands Seehandel ist aber zu fest gewurzelt, als daß er nicht eine vorübergehende Unterbrechung, selbst wenn sie Jahre dauern sollte, ertrüge, und eine Lebensfrage ist der Seehandel für Deutschland nicht, da es Lebensmittel genug im eignen Lande erzeugt, und für die Dauer des Krieges auf alles das zu verzichten vermag, was erst vom Auslande über See eingeführt werden muß.

Immerhin ist die Unterbindung des deutschen Seehandels ein Erfolg Englands auf dem Meere, der Deutschland zwar schwer, aber nicht vernichtend trifft.

Die Verluste, welche die englische Marine bisher erlitten hat, betragen zusammengefaßt: 7 große Kreuzer, 5 kleine Kreuzer und Kanonenboote, mindestens 4 Torpedoboote und Unterseeboote, ferner der bedeutende Schaden, den der englische Seehandel durch Auslegen von Minensperren an den englischen Küsten, durch Sperrung der Dardanellen und durch Beschlagnahme und Vernichtung einer großen Reihe von Handelsschiffen nicht nur in den heimischen Gewässern, sondern in allen Meeren erlitten hat.

Es ist ohne weiteres klar, daß die deutschen Erfolge schwer ins Gewicht fallen. Immerhin steht die Entscheidung noch aus, weil es bisher nicht gelungen ist, die englische Hauptmacht zur Entscheidungsschlacht zu zwingen.

Nähere Betrachtung der deutschen Erfolge läßt aber den Schluß zu, daß sie bereits von großer Bedeutung für den weiteren Verlauf des Krieges sind,

Digitized by Google

daß sie, sei es mittelbar, sei es unmittelbar, zur Kriegsentscheidung beitragen werden.

In erster Linie ist es die schwere Schädigung, welche dem feindlichen Seehandel durch deutsche Kreuzer und durch die deutschen Minensperren beigebracht wurde, welche England an seinem empfindlichsten Nerv, seinem Handel, traf, und die dazu beitragen muß, nicht nur die Handelskreise, sondern auch die Volksmassen in England davon zu überzeugen, daß dieser Krieg nicht in ihrem Interesse liegt. Ist es doch anzunehmen, daß sowohl die Volksernährung wie auch die Beschäftigung der Massen in England bereits erheblich darunter gelitten haben müssen, daß Nahrungsmittel und Rohstoffe durch die Schädigung des Seehandels in wesentlich verringerter Menge eingeführt wurden.

England ist eben ein Land, welches nicht wie Deutschland sich zum großen Teil aus sich selbst ernähren kann, es ist vielmehr auf die Einfuhr fast aller Lebensmittel sowie auf die industrielle Beschäftigung seiner Volksmassen durchaus angewiesen; es kann mithin ohne seinen Seehandel nicht leben; dessen Unterbindung bedeutet Zusammenbruch des ganzen Volkes.

Es ist weltbekannt und bedarf daher hier nur kurzer Erwähnung, in wie rastloser, tatkräftiger und erfolgreicher Weise unsre Auslandskreuzer und einige Hilfskreuzer auf den Handelsstraßen der Meere ihrer Aufgabe, den feindlichen Seehandel zu stören und möglichst zu vernichten, monatelang obgelegen haben, wie sie in manchen Gewässern bewirkt haben, daß die Handelsschiffahrt zeitweise gänzlich aufhörte. Es genügt nur, die Namen der Kreuzer „Karlsruhe“ und „Emden“ zu erwähnen, um diesen Handelskrieg zu beleuchten. Wie groß die Vermögens- und Einkommensschäden sind, welche England durch diesen Handelskrieg entstanden sind, läßt sich zwar schwer berechnen, kann aber nach der Schätzung maßgebender Handelskreise als ganz außerordentlich angenommen werden.

Diese Störungen des feindlichen Seehandels haben ferner gezeigt, daß Englands Seeherrschaft nicht jederzeit und überall so nachdrücklich ausgeübt wird, wie so oft von englischen Prahlhänsen behauptet wurde. Es ist zu erwarten, daß die Furcht neutraler Staaten vor Englands Allgewalt auf dem Meere sich abgeschwächt hat, und mancher der bisher gegen einen Anschluß an Deutschland gehegten Bedenken fallen zu lassen geneigt sein wird, zumal wenn ihm dabei vor Augen tritt, mit wie geringen und schwachen Streitkräften, lediglich durch gute Führung und zweckmäßige, tatkräftige Ausübung des Handwerks die deutschen Kreuzer die große Schädigung des feindlichen Seehandels fertiggebracht haben.

Nicht unerwähnt darf dabei bleiben, daß unsre Kreuzer in ritterlichster Weise stets bedacht waren, das Leben der Passagiere und Besatzungen der genommenen Schiffe, auf die sich die Kriegshandlungen möglichst wenig erstrecken sollten, zu retten.

Unmittelbar auf die Entscheidung des Krieges zu wirken, sind diejenigen Erfolge unsrer Flotte geeignet, welche durch unsre Unterseeboote und die Artilleriekämpfe unsrer Kreuzer erzielt wurden.

Digitized by Google

Was die Erfolge unsrer Unterseeboote anbetrifft, so ist durch sie der Beweis geliefert, daß wir in diesen Booten eine Waffe besitzen, welche der englischen Flotte schweren Schaden zuzufügen vermag, sobald sie gezwungenerweise oder freiwillig es wagt, ihre Schlupfwinkel zu verlassen und auf dem Meere zu erscheinen. Denn seit es unser Unterseeboot „U 9" unter der geschickten Führung seines Kommandanten fertiggebracht hat, ohne irgendeinen eignen Verlust drei englische Panzerkreuzer innerhalb einer Stunde zu vernichten, hat England sogar auf den Vorpostenkampf fast ganz verzichtet, jedenfalls alle wertvollen Schiffe zurückgezogen und die ganze Flotte in Häfen und leicht verschließbare Buchten an der englischen Westküste versteckt.

Von größter Bedeutung aber für den Kriegsverlauf dürfte es schließlich sein, daß die Artilleriekämpfe unsrer Kreuzer, sowohl in der Heimat wie im Auslande, und im besonderen derjenige unsres Kreuzergeschwaders an der chilenischen Küste am 6. November so außerordentlich erfolgreich für uns verlaufen sind und gezeigt haben, daß die Hauptwaffe unsrer Flotte, die Schiffsartillerie, ihr Handwerk versteht. Dieses ist von um so größerer Bedeutung, als unsre Schiffsartillerie bisher noch nie Gelegenheit hatte, ihr Können im Ernstfalle zu beweisen, daß ihr die Kriegserfahrung noch fehlte, daß es bisher noch mindestens zweifelhaft war, ob es bei der großen Ueberlegenheit der englischen Flotte an Schiffszahl und Bestückung unsre Flotte überhaupt wagen dürfe, ihr zur Schlacht entgegenzutreten. Diese Zweifel sind jetzt beseitigt. Wir wissen nun, daß unsre angestrengte Friedensarbeit, alle die jahrelangen Versuche und fortgesetzten Uebungen nicht umsonst waren. Unsre Schiffsartillerie verfügt über das beste Material der Welt, und hat mit ihm Schießen und Treffen gelernt. Der englische Bericht über das Gefecht an der chilenischen Küste sprach von „unheimlicher Treffsicherheit" der deutschen schweren Geschütze. Das genügt, uns zu beweisen, daß die Schiffsartillerie von „Scharnhorst" und „Gneisenau" ihr Handwerk versteht. Und wenn die Auslandskreuzer unter schwierigen und ungünstigen Verhältnissen ihr Handwerk gut gelernt haben, so ist mit völliger Sicherheit anzunehmen, daß die heimische Flotte, deren Ausbildung unter bedeutend günstigeren Verhältnissen erfolgt, dieses erst recht getan hat. Sie wird ihre Pflicht und Schuldigkeit mit so glänzendem Erfolge erfüllen, wie es sich das Vaterland nicht besser wünschen kann.

Digitized by Google

Ueber die angeblichen Gefahren und die Fortschritte der Strahlenbehandlung

Von

Dr. Franz Nagelschmidt (Berlin)

Als vor einer Reihe von Jahren Professor Röntgen seine wunderbare Entdeckung veröffentlichte, die im wahrsten Sinne des Wortes in das Innere des Menschen hineinleuchten sollte, da stand die Welt wie vor einem Wunder, mit unbegrenzten Hoffnungen Heilung mannigfachster Erkrankungen erwartend. Aber niemand ahnte die Gefahren der neuen Energieform. War die innere Medizin bis dahin gegen diese oder jene rätselhafte Erkrankung machtlos — ja, wenn man doch hineinsehen könnte! — so mußte das jetzt mit einem Schlage anders werden. Und eifrig durchleuchteten die wenigen Glücklichen, denen gleich zu Anfang der Röntgenära ein Instrumentarium zur Verfügung stand, und diagnostizierten nach Kräften. Aber das Glück des Pfadfindertums mußte von manchem teuer erkauft werden. Schon nach wenigen Monaten, in andern Fällen nach Jahren zeigten sich schwere Schädigungen der dem Röntgenlicht am meisten ausgesetzten Körperteile (Hände, Arme, Brust, Gesicht, Nase), die im Laufe der Jahre zu schweren Verstümmelungen, ja zum Tode führten. Die unsichtbaren und unfühlbaren Röntgenstrahlen durchdringen nicht nur den Körper, sondern sie haben auch Wirkungen auf die einzelnen Körpergewebe, und das Merkwürdige ist, daß diese Wirkungen nicht sofort auftreten, sondern erst nach zehn bis zwanzig Tagen, ja, daß nach unvorsichtiger Anwendung auch noch nach Jahren Schädigungen weitergreifen können. — So lernte man an den Schäden, die die Röntgenstrahlen stiften können, ihre Wirkung allmählich kennen, und aus dem Hilfsmittel zur Diagnose erwuchs die Methode der Behandlung mit Röntgenstrahlen.

Auch Morphium, Digitalis, Veronal und manche andre Schätze unter unsern Arzneimitteln sind starke Gifte und können verheerenden Schaden anrichten; aber in ihrer Wirkung richtig berechnet, dosiert und richtig angewandt, sind sie ein Wohltäter der Menschheit. So haben wir allmählich auch die Röntgenstrahlen in ihrer rätselhaften und geheimnisvollen Wirksamkeit näher kennen gelernt, und die Ausbildung der Dosierungsmethoden gestattet uns, so wie wir Morphium mit der Wage abwägen, Röntgenstrahlen nach Qualität und Menge mittels chemischer oder physikalischer Meßmethoden abzumessen und auf die Organe einwirken zu lassen. Da die Röntgenstrahlen eine reine Energieform sind, können wir sie natürlich nicht abwägen, sondern wir messen zum Beispiel den Grad der chemischen Veränderung, den sie auf bestimmtem photographischem Papier hervorrufen. Durch lange, mühselige Versuche ist festgestellt worden, daß ein Parallelismus zwischen der physiologischen Wirkung der Röntgenstrahlen einer bestimmten Qualität auf lebendes Gewebe und ihrer chemischen Wirksamkeit auf photographisches Papier besteht. Wir haben inzwischen auch gelernt, nicht nur die

Digitized by Google

Hautoberfläche der Wirkung der Röntgenstrahlen in bewußter und berechenbarer Weise zu unterwerfen, sondern auch tief gelegene Teile, wie zum Beispiel Drüsen und Geschwülste, beeinflussen wir, ohne die Haut, welche von den Strahlen ebenfalls durchsetzt werden muß, zu schädigen. So sind wir denn heute in der Lage, mit Röntgenstrahlen mit dem gleichen Grade von Sicherheit zu operieren, wie wir es mit unsern chemischen Arzneimitteln zu tun imstande sind. Röntgenschädigungen schwerer Art dürften wohl heute nur bei ganz grober Unachtsamkeit vorkommen, gerade wie auch ein Wägungsfehler des Apothekers nicht mehr etwa einer ungenügenden Exaktheit der Wägemethode zum Vorwurf gemacht werden kann. Wir sehen mit Schaudern die fürchterlichen Verstümmelungen der älteren Röntgenologen und Physiker, die sich in den ersten Jahren der Röntgenära unvorsichtig den Strahlen ausgesetzt haben. Aber es gibt wohl keinen Röntgenspezialisten jüngerer Jahre, dem man den Beruf an den Händen oder an der Nase ansehen könnte.

Noch schauerlicher als die tatsächlichen Schädigungen, welche durch strahlende Energie in Form der Röntgenstrahlen erzeugt werden, sind die Märchen, die man über die Gefahren des Radiums in die Welt gesetzt hat. Die unscheinbaren braunen Körnchen, die in so rätselhafter Weise jahrtausendelang unermüdlich Energie in den Raum um sich herum ausschleudern, regten die Phantasie noch mehr an als die Röntgenstrahlen, zu deren Erzeugung immer noch dauernde Aufwendung mechanischer Energie notwendig ist. Dazu kommt, daß die Zeit, innerhalb welcher sich Wirkungen des Radiums auf die menschliche Haut zeigen, eine wesentlich längere als bei den Röntgenstrahlen ist. Bestrahlen wir zum Beispiel heute die Haut eines Menschen mit einer Dosis Röntgenstrahlen, welche groß genug ist, um eine Entzündung herbeizuführen, so sieht man zunächst nach der Bestrahlung an der betreffenden Hautstelle gar nichts. Erst nach zehn bis zwölf Tagen, mitunter (je nach Wahl der Strahlenqualität und -menge) nach zwanzig Tagen tritt Rötung der Haut ein, und es müssen weitere vier bis sechs Wochen vergehen, ehe der gereizte Zustand der Haut wieder zur Norm abklingt. Beim Radium tritt der Ablauf der Reizwirkung noch langsamer ein. Es vergehen mitunter sechs bis acht Wochen, ehe nach schwachen Bestrahlungen die Wirkung sich zeigt. Alle Berichte dagegen, welche schildern, daß das Tragen einer Radiumkapsel in der Westentasche durch einen Bleischutz hindurch zu furchtbaren Geschwüren der Haut des Leibes geführt habe oder welche von lebensgefährlichen Verbrennungen, ja sogar Erzeugungen von Krebsgeschwüren erzählen, sind in das Reich der Fabel zu verweisen. Müssen wir doch mitunter mit relativ kräftigen Präparaten tagelang hintereinander ganz oberflächlich gelegene Geschwülste bestrahlen, ohne auch nur die gewünschte Zerstörung derselben oder eine genügende Tiefenwirkung immer zu erreichen.

Sind wir somit in der Lage, uns und unsre Patienten vor den früher unvermeidlichen Gefahren jetzt mit Sicherheit durch exakte Dosierung und genaue Kenntnis der Wirksamkeit der Strahlen zu schützen, so haben wir auch anderseits mit unsern Behandlungserfolgen ganz wesentliche Fortschritte gemacht.

Digitized by Google

Das Gebiet der Röntgenstrahlenwirkung erstreckt sich nicht mehr allein auf Erkrankungen der Haut, wenngleich gerade hier eine ganze Anzahl Erkrankungen der Heilung viel schneller und angenehmer für den Patienten zugeführt wird, als wir dies früher mit Salben und den älteren Methoden erreichen konnten; sondern eine große Anzahl Erkrankungen der inneren Organe, wie Gelenkleiden, Drüsenerkrankungen, Blutungen in den Wechseljahren der Frauen, die Kropfkrankheit und manche andre Erkrankungen sind die Domäne der Röntgenbehandlung geworden. Das Radium dagegen ist in hohem Maße überschätzt worden. Während man anfänglich die allergrößte Hoffnung an die Radiumbestrahlung knüpfte, ist davon kaum mehr übriggeblieben als die Behandlung des Blutschwamms (der bekannten roten Feuermäler und auch der braunen Gesichtsmale), die allerdings in vorzüglicher Weise schmerzlos und mit kosmetisch sehr gutem Enddefekt mit Radiumbestrahlung beseitigt werden, sowie kleiner, flacher Hautkrebsgeschwülste. Sobald es sich jedoch um größere oder tiefergehende Geschwülste handelt, versagt leider die Radiumbestrahlung trotz der günstigen Berichte, die man noch mitunter liest. Es mag zugegeben werden, daß mit sehr großen Radiummengen, 200 Milligramm und mehr, auch bei größeren Geschwülsten Erfolge erzielt werden können, aber über solche Mengen verfügt kein Arzt in Deutschland, und nur in Paris und London ist eine so große Radiumkapsel vorhanden, welche ein ganz enormes Kapital repräsentiert.

Viel erfolgreicher ist die Anwendung der Radiumemanation, die besonders als Trinkkur bei rheumatischen und gichtischen Affektionen wirksam ist und neuerdings die Behandlung mit Mesothorium, einem andern radioaktiven Präparat, dessen Umwandlungsprodukt, Thorium X, in großen Mengen in die Blutbahn eingespritzt, wunderbare Besserungen, ja vielleicht Heilungen bei der Weißblutkrankheit herbeiführt.

So sehen wir denn, daß die ärztliche Kunst sich die neuen Strahlungen (Röntgen- und Radiumstrahlungen) sehr bald nach ihrem Bekanntwerden zu eigen gemacht hat. Nach wenigen Jahren tastender Versuche wurden große Krankheitsgebiete diesen Strahlen zugänglich gemacht. Wir lernten die Gefahren kennen und vermeiden und operieren heute sicher mit diesen rätselhaften Naturkräften, die wir ihrem Wesen nach ebensowenig beurteilen können wie die jahrhundertelang bekannte Elektrizität. Wir stehen zwar erst am Anfang der Entwicklung dieses Gebietes der physikalischen Behandlung, und jedes Jahr bringt neue Errungenschaften, Verbesserung der Technik und des Instrumentariums, Erhöhung der Exaktheit der Meßmethoden und bessere Erkenntnis der Heilanzeigen. Aber das können wir heute schon füglich behaupten, daß diese Naturkräfte keine rätselhaften oder unberechenbaren Gefahren bei ihrer Anwendung am Menschen oder unbekannte Fernwirkungen zeigen, so daß man es sehr wohl als ein Vorurteil hinstellen darf, wenn jemand sich scheut, die segensreichen Wirkungen an sich zur Anwendung bringen zu lassen, weil früher einmal, als man die Natur der Strahlungen noch nicht so genau kannte, schwere Gefahren mit ihrer Anwendung verbunden waren. Wir haben viele unsrer Hoffnungen

Digitized by Google

in bezug auf die Heilwirkungen der Strahlen fahren lassen müssen, wir haben anderseits Heilwirkungen gefunden, wo wir sie kaum erhofften, und sind heute schon zu einer genügenden Klarheit über dieses Gebiet gelangt, so daß sich leidende Menschen getrost an sachverständige Radiologen wenden können, um sich der Strahlenbehandlung zu unterziehen.

Die deutsche Gefahr

Von

M. v. Köller

„Le danger allemand" est pour nous continental, maritime, colonial, économique aussi," sagt Professor R. Henry in seinem Vorwort zu Robert Baldys „L'Alsace-Lorraine et l'Empire Allemand".

„Die deutsche Gefahr" also ist das angebliche Motiv für die Moral unsrer Feinde, welche den Krieg genügend zu begründen und zu rechtfertigen geeignet sein soll.

Deutschlands Vorherrschaft auf dem Kontinent, Deutschlands Vorherrschaft zur See — hat doch der Deutsche Kaiser seinerzeit selbst das Wort geprägt: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser."

Deutschlands Vorherrschaft in den Kolonien, Deutschlands finanzielle Vorherrschaft, das alles sind nach Professor Henry Zukunftsbilder, die ihre Schatten vorauswerfen, und diese Schatten sind in den Augen der Tripelentente „die deutsche Gefahr", welche beseitigt werden muß, um „in Europa den Frieden zu erhalten"; eine Hypothese, die Talleyrands Ansicht, daß die Sprache auf der Welt sei, um die Gedanken zu verbergen, bestätigt.

Der Gedanke, der vor Beginn des Krieges verborgen werden sollte, ist: „Deutschlands Vernichtung." Man könnte das Land Deutschland vernichten, wenn „das Deutschtum" darin nicht wäre. Das Deutschtum mit seiner Religion, seiner Ethik, seiner innerlichen, lebendigen Richtung auf das Ganze, Große, sein in jeder Arbeitsstätte ohne Worte bezeugtes Motto: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht," seine Aufopferungsfähigkeit usw.

Möglich, daß sich in andern Ländern dieselbe Selbstkultur finden würde, wenn die dazu notwendige Kraft vorhanden wäre! Worin aber suchten unsre Feinde ihre Kraft?

Englands politische Kraft ist die Herrenmoral Nietzsches, „Jenseits von Gut und Böse". Der englische Wahlspruch „Right or wrong, my country" zieht anscheinend seine Bedeutung immer enger zusammen, und aus dem „my country" ist ein „semper ego" geworden, das sich abschließt, daheim bleibt und die Kohlen aus dem Feuer seiner Kriege von Söldnerscharen hervorholen

Digitized by Google

läßt. Wie England sich geben würde, wenn ihm das Kriegsfeuer in die eigne Bannmeile getragen würde, bliebe abzuwarten.

Die Isolierungs„basis" ist gegeben durch die geographische Lage Englands. Der Engländer ist abgesondert und exklusiv. So war auch seine Politik. England hat aber mit diesem Kriege seinen Standpunkt der objektiven Sonderpolitik verlassen und sein Prestige riskiert! Die Niederwerfung Deutschlands, welche der einzige Weg wäre, die ins Rollen gebrachten Werte wieder aufzurichten, wird nicht gelingen. England bleibt günstigenfalls in einer Konkurrenz, die von seinen Schwächen profitieren kann und wird.

Frankreichs Kraft hat sich immer auf die Illusion gestützt, die dem Volke bewahrt bleiben mußte. Sie war Ludwigs XIV. Verbündete, als er das Elsaß nahm, sie überbrückte zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Kluft zwischen Revolution und Kaiserreich, sie war Napoleons III. Stütze, als er, dem Staatsgefängnis in Hamm entfliehend, den Parisern die Wiederkehr des napoleonischen Glanzes versprach: „Croyez-moi, la France ne sera pas mal entre mes mains," sie ließ endlich jetzt das Kriegswort sprechen von historischen Rechten, die Frankreich längst nicht mehr zustanden.

Rußland baut seine Kraft auf den Aberglauben und die Armut der Massen des Millionenvolkes. Bestochene Priester führen die Geschäfte der Macht; sie öffnen und schließen die Fesseln der Machtlosen. Das Gespenst des Nihilismus erschreckt hoch und niedrig, Autokratie und Anarchie stehen sich gegenüber, wie die Pracht und das Elend im Lande. Rußlands Bündnis mit Frankreich und England wird nur durch den Zweck des Weltkrieges erklärt werden können.

Im Rahmen einer Abhandlung wie diese kann es sich nur um Streiflichter handeln, die den Anspruch auf eine auch nur annähernd maßgebende Beleuchtung nicht erheben können.

Die „deutsche Gefahr" tritt im Verlauf des Krieges von Tag zu Tag deutlicher hervor, sie ist die „Kraft Deutschlands", über welche die Welt bisher nicht orientiert war oder nicht orientiert sein wollte.

Der Lenker aller Völker auf Erden hat Deutschland auf die Bahn zu dieser Kraft geführt. Sein Wille erfüllt sich. Das Ungesunde, Dekadente, die Unredlichkeit muß der Kraft zum gottgewollten Leben weichen. Die Geschichte lehrt, daß wer immer sich dieser treibenden Kraft entzog, Gefahr lief, dem Bann der modernen Nietzschetheorien, dem Betrug der Illusionen, den Schrecken des Aberglaubens zu verfallen.

Die „deutsche Gefahr", das Motiv unsrer Feinde zum Kriege, liegt nicht in beabsichtigten Machtbetätigungen Deutschlands nach außen hin, sie liegt im Innern des Landes — „im Deutschtum".

Digitized by Google

Friedrich List

Von Vaterland und Freiheit

Von

Dr. Karl Goeser

Was gilt es in diesem Kriege?" Es erhebt der mächtige Riese sich und fordert in der Welt den Platz, der ihm schon lang gebührt. Es geht um alles diesmal, was wir mit dem Worte Deutschland im Bewußtsein unsrer Kraft von der Zukunft erhofften, liebend umfaßten. Es gilt das Sein oder Nichtsein einer großen Nation. Das aber heißt angesichts des gewaltigen nationalen Expansionsdrangs der Staaten um uns: es gilt die Weltnation, die jenen Riesenkolossen imperialistischer Machtentfaltung gegenüber den Anteil ihrer eigensten Kultur an dem großen Entwicklungsprozeß der Menschheit sichern muß.

Wie aus dem niedergerungenen Preußenstaate vor hundert Jahren stehen aus dem geeinten Deutschland alle geistigen und physischen Kräfte auf, die lange auf dem undurchdringlichen Grunde dieser Volksseele schlummerten. Die besten, echten, uralten Traditionen dieses Volkes werden wieder wach, da es mit heiliger Gebärde über den Gräbern seiner Großen das Schwert zieht, aufblickt zu seinem Gott. Kommt her, ihr alle, die für dies Vaterland gelebt, gekämpft; euer aller Lebenswerk gilt's nochmals zu erhalten! Denn weniger, als andre ist dieser Krieg ein bloßer Krieg der Waffen. Es geht um alles!

Dieser da gehörte zu uns, Friedrich List, und seine glühende Vaterlandsliebe. Den Kampf, den wir heute führen, hat er schon einmal gekämpft: gegen Englands Weltherrschaft, Kapital- und Industrieherrschaft. Wohl ist er daran verblutet, aber seine große Prophetie hat sich voll erfüllt: Ihr seid nicht bloß die Denker und Dichter, nicht ewig ein zerrissen' Volk in nationaler Ohnmacht, nicht die Krämer, die sich damit begnügen müssen, englische Arbeit weiterzuverhandeln! Ihr seid ein Herrschaftsvolk wie sie, und eure Kultur soll sich die Welt erobern!

Noch einmal kämpfen wir um all dies! Darum sollt ihr mit uns sein, Helden vergangener Tage.

*

Es lohnt sich vielleicht doch, einmal zu fragen: Woher kommt dieser Mann und seine scheinbar so traditionslose Politik? Denn, nicht wahr, Lists „Nationales System" bedeutet einen völligen Bruch mit der im Fahrwasser der weltbürgerlichen Adam Smithschen Schule schwimmenden Politik seiner Zeit. Und das macht seine Erscheinung so einzigartig und isoliert sie für uns, die wir zurückschauen, daß man in dem Haupt- und Lebenswerk Lists etwas Neues vor sich hat, scheinbar ohne daß man die Entwicklungslinien ziehen könnte, die wie bei andern von dem Weltbürgertum der Generation aus der

Digitized by Google

Zeit der französischen Revolution hinführen zu dem Werk des reifen Mannes. Kein Wunder deshalb, daß man oft genug versuchte, in dem „Nationalen System" nichts mehr denn die Nachahmung eines französischen oder amerikanischen Nationalökonomen wiederzufinden.

Das scheint so. In Wirklichkeit gibt es kaum ein Leben, das so organisch, von Stufe zu Stufe aus dem politischen Geiste seiner Zeit heraus sich entwickelte und so aus ganz bestimmten Traditionen herauswächst als eben dieses. Denn die Geschichte von Lists politischer Entwicklung schreiben, heißt ein Stück Geschichte des politischen Denkens überhaupt, heißt ein Stück württembergischer Geschichte aufzeichnen. Und das vor allem (nicht das vielbewegte und tragische persönliche Schicksal eines im tiefsten Grunde doch einfachen, unproblematischen Charakters), das macht uns die Geschichte dieses reichen Lebens über die individuelle Bedeutung hinaus wichtig, daß in ihm die Probleme, welche der Gang der Entwicklung einer politischen Gemeinschaft, einer Stadt, einem Staate, einer Nation aufgibt, mehr als in andern um ihre Lösung ringen.

Man kennt die allgemeine Signatur des geistigen Lebens in Deutschland um die vorletzte Jahrhundertwende. Sie charakterisiert sich ebenso durch das Vorwiegen des Interesses für literarisches und künstlerisches Schaffen und Genießen, wie durch das eben beginnende Erwachen politischen Sinnes in breiteren Schichten als einer Folgeerscheinung der Revolution in Frankreich. Man vergegenwärtige sich einmal die führenden Köpfe und jene „problematischen Naturen" der nachgoethischen Zeit. Noch steht den meisten von ihnen nichts so sehr im Vordergrund ihres Interesses als das Problem der Persönlichkeitsentwicklung. Und wie in der Aufklärungszeit beschäftigt sich das politische Denken noch fast ausschließlich mit dem Einzelmenschen und seinen Forderungen an Staat und Gesellschaft.

Dann kommt die Wendung. Es war die harte Erfahrung der Kriegsnot und des Elends, die europäische Staaten während der Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft machen mußten und die Preußen am wenigsten erspart geblieben ist. Da stellt sich vor die Humanisten und Weltbürger jener Tage gebieterisch die Erkenntnis der Notwendigkeit des nationalen Staates: Zwischen dem Einzelmenschen und der ideellen Gemeinschaft aller steht der Staat. Und das ist das große Thema der Entwicklung während der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts: daß sie alle umdenken lernten; voran die Männer, die das Unglück Preußens miterlebt hatten. Damals wendet sich lebhafter denn je das Denken den Problemen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens zu. Gewiß keine zufällige Erscheinung, daß der extreme Individualismus der Aufklärungszeit, daß der Einzelne aus seiner Isolierung heraus nach einem organisierenden Prinzip überindividueller Gemeinschaft sucht.

Wir kennen alle Beispiele genug dafür. Der interessanteste, weil umständlichste Weg ist vielleicht der, den Fichte gegangen. Der schreibt noch 1804 Worte wie die: „Das Vaterland des Gebildeten ist derjenige Staat, der jeweils auf der Höhe der Kultur steht," und voll bitteren Hohnes beklagte er wohl den

Digitized by Google

„Schollenpatriotismus“ seiner Zeit. Und kaum zehn Jahre später geschieht es, daß er aus dem niedergerungenen preußischen Staate heraus neues politisches Leben fordert. Da will er *seinen* Staat der Zukunft schaffen, und der kann ihm nur noch der Nationalstaat sein, insonderheit der deutsche Nationalstaat. Und in das Gefäß dieses deutschen Staates holt er alle Ideale eines „vernünftigen“ Staates herab, wie ihn eine große Seele sich geschaffen. Da wird ihm das deutsche Volk, das „Urvolk“, das einzige, das die Aufgabe der Menschheitsgeschichte lösen, den Staat der Zukunft schaffen kann. Und in diesem Staate erblickt er ein „höchstes sittliches Gut“ und die Möglichkeit der höchsten Vollendung und freiesten Entwicklung des Einzelnen.

In solche Entwicklung des Denkens von einem gewissen „*naiven*“ *Liberalismus* und staatlosen Individualismus zu einem nationalen *Kulturstaatsgedanken* ist List hineingeboren worden: er ist in die Reihe der Denker des *deutschen Idealismus* zu stellen — wie Schulze-Gävernitz ihn einmal nannte — als ein wirtschaftspolitischer Weiterbildner Fichtes.

Lists politische Wirksamkeit beginnt mit dem *Kampf der Württemberger um ihre Landesverfassung*. In diese Zeit höchstgespannter theoretischer und praktischer politischer Betätigung reichen fast alle Wurzeln seines Lebenswerkes zurück. Und man kann seine politische Stellung in diesen Kämpfen schließlich auf die Formel bringen, daß in ihm, dem Sohne der alten Reichsstadt Reutlingen, die eben erst den letzten Rest ihrer ehemaligen Selbständigkeit verlor, daß in List dies *aufstrebende reichsstädtische Bürgertum mit all seinen Traditionen um einen Platz und um seinen politischen Einfluß in dem neuen Königreiche kämpfte*, dem es künftig angehören sollte.

Lists Vaterstadt bewahrt in einem ihrer Kirchtürme unter seinem Nachlaß einige Manuskripte auf, die ein denkwürdiges und interessantes Dokument aus den Tagen dieser Kämpfe um des Landes altverbrieftes Recht sind. In den entscheidenden Jahren dieses Kampfes, 1817/18, las List als Professor der Staatswirtschaft in Tübingen über Staatsverfassungs- und Verwaltungslehre. Nie hat ein so unzünftlerischer „Gelehrter“ vom dortigen Katheder gesprochen, wie dieser junge, noch nicht dreißigjährige Politiker, der mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments in der politischen Arena stritt. Er besaß das Rüstzeug der politischen Theorie seiner Zeit, er war durch Rousseau und Montesquieu hindurchgegangen und bewunderte das Vorbild des konstitutionellen Staates in England und der Demokratie in den Vereinigten Staaten; aber er verfügte auch über eine überaus reiche praktische Erfahrung, denn er hatte im praktischen Verwaltungsdienst, aufsteigend vom kleinen „Schreiber“ bis zum Mitarbeiter des ersten Ministers, sich über den Sinn und die Bedürfnisse dieses Staatswesens seine eignen Gedanken gemacht.

„Nicht gegen Könige und Fürsten hat man seine Freiheit zu verteidigen, wohl aber gegen die, welche in ihrem Namen handelnd nur den eignen Willen vollziehen.“ — In diesen Worten liegt ein gut Stück des Listschen Programms.

Digitized by Google

Es war der Neuwürttemberger in ihm, der ihn in erster Linie in der mächtigen altständischen wie in jeder modern zentralisierten Bureaukratie die Feinde der wahren konstitutionellen Freiheit suchen ließ, zu einer Zeit, da Männer wie Uhland und mit ihm die altrechtlerische Opposition noch ganz im Sinne der alten Verfassung mit ihrem prinzipiellen Dualismus zwischen Parlament und Krone um den Wortlaut des neuen Landesvertrages rechteten. War erst der tiefe Gegensatz zwischen „Herren" und „Bürgern", d. h. zwischen einer als fremd und aufgezwungen empfundenen Bureaukratie und dem Volksganzen, beseitigt, so fiel das stärkste Hemmnis gegen die Verwirklichung des „Bürgerstaates", an dem alle mit Rechten und hohen Pflichten Anteil haben sollten: die „monarchische Republik".

Aber diese Politik kennzeichnet nicht nur das negative Ziel der Beseitigung eines absoluten Regiments von Schreibern und Beamten, sondern ihr kommt gegenüber jenem primitiven Liberalismus, wie ihn etwa das Altrechtlertum verkörperte, eine höchst bedeutsame Wirkung zu: der Erfüllung des landläufigen Liberalismus mit staatsbildendem Geiste. Lag der Schwerpunkt jener Politik in der Abwehr einer übermächtigen Monarchie vom Standpunkt des Einzelnen aus, der für seine Person eine möglichste Einschränkung der staatlichen Gewalt verlangte, so suchte diese die Verwirklichung jener Freiheitsforderung gerade in der Anteilnahme am politischen Leben in Staat und Gemeinde. Und so kommt die Listsche Politik jener Jahre in ihren wichtigsten Forderungen zu einem Prinzip der Selbstverwaltung, wie sie in Preußen Stein oft fast mit denselben Worten in den Mittelpunkt seiner Reform gestellt hatte.

„Eine große unteilbare Nation ohne engere Verkettung ist ein französisches Hirngespinst, entweder eine Freiheitsfaselei oder ein Attentat, morgenländischen Despotismus einzuführen nach dem Satze: divide et impera!" Damit wollte List sagen: es ist eine irrige Vorstellung, wenn man sich den Staat als eine einzige Gesellschaft denkt, deren Mitglieder alle in Ansehung ihrer Zwecke in derselben Verbindung stehen. Aller Irrtum der herkömmlichen Staatstheorie besteht darin, daß sie von Einzelmenschen redet, als ob der Einzelne unmittelbar mit allen übrigen im Staate in Verbindung stünde: „ein unübersehbares Meer von Einzelheiten, wobei die Ordnung nimmer gedeihen könnte." Und von hier aus kommt er zu einer Theorie der Gemeindeselbstverwaltung, die während des Verfassungskampfes eine große Rolle gespielt hat: Alle wahre bürgerliche Freiheit beruht auf der Freiheit der Korporation im Staate, auf der Selbständigkeit derselben hinsichtlich der ihrer Größe und ihrem Wesen entsprechenden Zwecke. (Eine Erinnerung an jene Debatten steht heute noch in der württembergischen Verfassung der Satz: „Die Gemeinden sind die Grundlagen des Staatsvereins".)

Es kann hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden, daß List aus diesen Grundsätzen heraus eine wirkungsvolle Agitation für die Einführung des Prinzips der Volksvertretung in die Gemeindeverfassung betrieb, daß er mit einigen seiner damaligen politischen Freunde eine Partei der „Bürgerfreunde" und ein eignes Organ derselben begründete usw. In diesem Zusammenhange ist

Digitized by Google

das Prinzipielle festzuhalten, daß hier der demokratische Staatsgedanke mit dem Liberalismus eine neue Verbindung eingeht, die das altliberale Staatsideal vertieft durch eine „organische" Staatsauffassung, und jene Verbindung von Freiheitsforderung (vom Standpunkt des Individuums) und von Staatsgesinnung (im Sinne des demokratischen Bürgerstaats) zum Prinzip der Zukunftsentwicklung macht: Erziehung des Bürgers, als eines Gliedes der freien Gemeinde und damit mittelbar des Staatsganzen zur Teilnahme am politischen Leben, an der Verwaltung in Gemeinde und Staat. Die Freiheit des Einzelnen scheint also am besten gewahrt in der Freiheit der ihm am nächsten stehenden politischen Organisation, nicht in der möglichst weitgehenden Abwehr staatlicher Ansprüche durch das Individuum — die Forderung der (staatsbürgerlichen) Freiheit ist also in das Verhältnis von Gemeinde und Staat verlegt und wird durch Ausgestaltung einer liberalen Verfassung zwischen diesen beiden zu verwirklichen gesucht.

Seltsam! Wie stark konservative Züge enthält dies demokratische Staatsideal, und wie weit ist es entfernt von allem Schlagwortdemokratismus, wenn man es näher kennen lernt.[1]) Und uns will scheinen, daß die politischen Traditionen dieser „Bürgerfreunde" von 1818 sich glücklicherweise gerade mit dieser Mischung von wahrer Demokratie und Konservatismus mancherorts auf die heutige württembergische Demokratie vererbt haben. Der manchesterliche Liberalismus ebenso wie die Sozialdemokraten können von diesen „Bürgerfreunden" lernen: sie waren Künstler genug, um aus dem Chaos von Einzelheiten heraus, die der Liberalismus mit Recht frei machte, neue Formen gesellschaftlichen und politischen Lebens zu suchen.

*

Und nun zurück dahin, wovon wir ausgegangen! Gewiß ist List gegenüber den weltbürgerlichen Smithianern als Volkswirt der Theoretiker des nationalen Schutzsystems, wie er gegenüber dem primitiven Liberalismus der Politiker des demokratischen Bürgerstaates ist. Beides ist er mit dem Zweck der Erziehung: der Erziehung der Nation zur Selbständigkeit und Freiheit gegenüber andern Nationen, der Erziehung des Untertanen zum bewußten und freien Staatsbürger. Und — eine charakteristische Parallele — wie er den Kampf um die staatsbürgerliche Freiheit des Einzelnen in das Verhältnis zwischen Gemeinde und Staat verlegt, so weist er alles individuelle weltbürgerliche Freiheitsstreben an die freie, starke und selbständige Nation, die ihm allein Geltung verschaffen kann.

Das Endziel aber bleibt: Es ist dasselbe für den Politiker von 1818 wie für den Verfasser des „Nationalen Systems": Die Freiheit, die staatsbürgerliche und die weltbürgerliche — als sittliche Forderung.

[1]) Etwa in seiner Stellung zum allgemeinen Wahlrecht. Näheres in meinem eben erscheinenden Buche: „Der junge Friedrich List, ein schwäbischer Politiker", Stuttgart 1914.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Deutsche Bücher für Weihnachten 1914.

Während unsere Tapferen draußen im Feld das deutsche Land gegen Ost und West, zu Land und zur See in beispielloser Kraftanspannung und Hingebung verteidigen, geht das Leben in der Heimat, wie tiefe Schatten von Trauer und Sorge auch darauf fallen mögen, beinahe wieder den ungestörten, regelmäßigen Gang wie in Friedenszeiten. Nur weil wir mittendrin stehen, verliert dieser Zustand für uns das Wunderbare, das heute Ausländer an ihm erkennen und einst die Nachwelt ihm zuerkennen wird: wie ein Volk, das einer Welt von Feinden sein Recht auf Existenz und Atemfreiheit in einem Kampf auf Tod und Leben abringen muß, dabei innerhalb seiner Grenzen, die von den gegnerischen Heeren nur an zwei entgegengesetzten Punkten bisher um eine kleine Strecke überschritten werden konnten, Ackerbau und Industrie, Wissenschaft und Finanz, Handel und Gewerbe mit nur verdoppeltem Eifer betreibt, ja daß neben der Pflege des Notwendigen auch die wiedererwachende Freude an Musik und Theater, an Literatur und Kunst Platz findet. Das könnte fast wie genießerische, gedankenlose Selbstsucht aussehen, ist es vielleicht auch bei dem einen oder andern; aber im großen ganzen ist es doch vielmehr der Ausdruck eines unbeirrbar starken nationalen Lebensgefühls und des Bewußtseins, daß eben dies Sichaufrechthalten, dies Weiterarbeiten produktiver und rezeptiver Art doch zugleich wieder, seelisch und nationalökonomisch, eine Kraftquelle bedeutet, die mittelbar auch unsern Heeren zugute kommt. Das eine freilich ist dabei unerläßliche sittliche Forderung, daß wir uns bei diesem heimatlichen Friedensdasein im Krieg bewußt bleiben, wie teuer es mit den übermenschlichen Anstrengungen, mit furchtbaren Leiden und schwerem Sterben von so vielen Tausenden unsrer Volksgenossen erkauft ist, und daß es darum mit tatbereiter Dankbarkeit gegen diese, in einer höheren und reineren Gesinnung als in den langen Friedensjahren, geführt sein will. Diese Stimmung drückt auch unserm Kunstbedürfnis und Kunstgenuß den Stempel auf. Das Seichte und Frivole, das nur Artistische und Selbstgefällige vertragen wir heute nicht; wir verlangen, um vom Gebiet der Literatur im besonderen zu reden, nach Lesestoff, der, in der äußeren Form gediegen und anziehend, durch Inhalt und Gehalt uns bekundet, daß der Schriftsteller selbst tiefen Anteil hat an den besten, ernstesten Seiten deutschen Seelenlebens, daß er berufen und gewillt ist, mitzuarbeiten an dem Werk nationaler Erhebung und Selbstbesinnung, das jetzt unsre höchste Aufgabe ist.

Ernste und ehrliche Gesinnung ist nicht an die äußere Form oder den Stoff eines literarischen Werks gebunden; sie kann im Ausfeilen einer knappen Erzählung sich ebenso betätigen wie in der Gestaltung eines breitangelegten Romans, sie kann in einer umfangreichen wissenschaftlichen Darstellung sich ausdrücken und in einem lyrischen Gedicht von wenig Zeilen. Die Gesinnung an sich ist das Entscheidende; und wenn von den „vielerlei Gaben" gesagt werden darf, daß in ihnen „Ein Geist" sei, so wird auch von einer Auswahl solcher Gaben neben diesem biblischen Zitat das Wort der deutschen Weltbibel, dem „Faust", gelten: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

Zu den Verlagshäusern, die im Vertrauen auf das Bedürfnis unsers Volkes nach guter Lektüre es gewagt haben, auch in diesem Jahr, trotz und wegen des Ernstes der Zeit, eine Reihe guter Bücher zum Feste des Schenkens, der Weihnacht, herauszubringen, gehört die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Sie läßt in diesen Tagen eine Reihe neuer Werke erscheinen, die als schöne, wahrhaft wertvolle Festgaben empfohlen zu werden verdienen.[1])

Mit einem neuen Band tritt da Ernst Zahn vor seinen großen Leserkreis. Er gehört zu den Schweizern, die von dem unzerreißbar engen Kulturzusammenhang zwischen der Schweiz und dem Reich innerlichst überzeugt sind, und er hat sich zu dieser Ueberzeugung, die mit politischen Konstellationen gar nichts zu tun hat, immer freudig und stolz bekannt. Daß es aber auch für uns Deutsche eine Bereicherung unsers Schrifttums bedeutet, diesen Schweizer zu den Unsern, zu den deutschen Dichtern zählen zu können, dessen werden wir uns auch bei seinem neuen Novellenband wieder dankbar bewußt.

In diesem neuen Band bewährt sich Ernst Zahn wieder als Meister der Novelle; neben zwei kürzeren Stücken, der Erzählung „Trewula", die in zart durchgeführtem Märchenton ein hohes Lied der Treue singt, und einem düster markigen Bild aus der Renaissance, „Der Tod des A Pro", stehen drei größere Novellen, ganz in der Gegenwart und in der Heimat des Dichters wurzelnd; man könnte

[1]) Vgl. auch den diesem Heft der Zeitschrift beigegebenen Weihnachtsprospekt der Deutschen Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

sie mit dem für Heyses Novellistik gefundenen Wort „Problemnovelle“ bezeichnen, denn jede behandelt in der Tat ein psychologisch-sittliches Problem, „Der Liberi“ wie „Die Rechnung des Josef Infanger“ und „Der Gerngroß“; aber das Problem wird doch immer zwischen Menschen durchgekämpft, die in voller, runder Lebendigkeit der Phantasie des Dichters entwachsen sind, so daß man mit dem gleichen Recht von „Charakternovellen“ sprechen könnte; und darin wieder liegt ein dramatisches Element, denn in stummem Ringen und in leidenschaftlichem Aufeinanderprallen stehen die Charaktere gegeneinander. Aber die Katastrophen lassen diese meist so starken und innerlich gesunden Menschen nicht ganz untergehen; in einem stillen, elegischen Ausklingen enden die Stürme, und wie aus weiter Ferne verklingt das „uralte Lied von Leben und Lieben“. Sollten wir einer Novelle aus dem Buch den Preis vor den andern zuerkennen, so reichten wir ihn vielleicht dem „Gerngroß“, der in der Figur des Titelhelden, wenn man ihn so nennen darf, ein Meisterstück psychologischer Feinheit gibt und zugleich eine ganz eigenartige, tief ergreifende Stimmung herbstlichen Entsagens atmet. Alles in allem: Zahn steht mit diesem Band auf jener Höhe und auch in jener Provinz deutscher Novellenkunst, die der Name des Altmeisters Theodor Storm bezeichnet.

Wie wir uns die Menschen Zahns nur auf dem Boden der Heimat des Dichters denken können, so hat die Dichterin Auguste Supper in den Grenzen schwäbischer Art und Landschaft ihre kleine und doch so gar nicht enge Welt gefunden. Klein ist diese Welt, wenn man sie auf der Landkarte sieht, und wenn man die äußeren Schicksale ihrer Menschen am großen Weltgeschehen messen wollte; aber auch über engen Tälern wölbt sich ein weiter Himmel, und das Leben dieser Leute reicht in die Tiefen, wo die ewigen Zusammenhänge alles Geschehens ruhen. „Der Mann im Zug“ heißt der neue Band der Frau Supper nach der an den Anfang gestellten Erzählung, die zugleich den Grundton der ganzen Sammlung anschlägt. „Die gute Leut sehet halt älle enander gleich. Weil se älle den Herrgott zum Vatter hänt.“ Diese Worte sind gleichsam das Motto der eigenartig ergreifenden Geschichte; ihr Sinn klingt uns immer wieder entgegen aus all den übrigen Stücken des Bandes, ob sie nun von fahrendem, viel herumgestoßenem Volk oder von seßhaften, beschaulichen Rentnern, von nachdenklichen, versonnenen Menschen oder gar von seltsam anmutendem Getier berichten. So manchem, den die Welt einen Narren nennt, begegnen wir da, aber keiner trägt seine Kappe mit eitler Selbstgefälligkeit; aus dem Mund der geistig Armen hören wir manches wahrhaft tiefe Wort, „unbewußter Weisheit froh“, in einer Schlichtheit erklingen, die das unnachahmbare Geheimnis echter Empfindung ist. Kleine Leute tragen ein großes Leid als echte Helden, und der Arme hat immer noch Güte genug, einem noch Aermeren zu helfen. Dabei aber nichts von Schönfärberei: daß auch Gefühllosigkeit und jene Narrheit, die aus bösem Herzen stammt, in der Welt sind, weiß die Dichterin, und sie weiß, daß Güte und Unschuld oft unterliegen müssen und ihren Sieg nur in sich selbst tragen. Unausgesprochen klingt uns gar manchmal die Frage Hiobs entgegen, und für den Trost über „die gebrechliche Einrichtung der Welt“ werden uns andre Quellen erschlossen als die eines seichten Optimismus. Wohl aber verträgt sich mit der tiefen und ernsten Weltanschauung der Dichterin ein frischer, gesunder Humor, der so echt und volkstümlich ist wie die meisterhafte, künstlerisch sparsame Verwendung der schwäbischen Mundart.

Wir bleiben im selben geographischen Bezirk, wenn wir uns von Auguste Supper zu Ludwig Finckh wenden. Er hat uns mit seinem „Bodenseher“ wieder ein echtes, tüchtiges Schwabenbuch geschenkt, ein kleines Buch voll Heimatsonne und Herzenswärme, und das rechte Gegenstück zu seiner „Reise nach Tripstrill“. Es ist wieder die Geschichte eines Schwaben, der sich nach allerlei Irrungen und Umwegen in die Heimat, ja in den Schatten des Vaterhauses zurückfindet, zugleich aber der Entwicklungsgang eines zarten, reichen Talents aus dem Handwerk, das der arme Schäfersohn ergreifen mußte, zur Kunst: aus dem Zimmermaler wird, in langsamem, vorsichtigem Weiterschreiten, ein „Kunstmaler“. Ohne große äußere Geschehnisse, aber doch immer unsre Teilnahme wach erhaltend, zieht dieser Lebensweg an uns vorbei wie eine einfache, seelenvolle Melodie, die der Dichter aufs beste mehrstimmig gesetzt hat, indem neben den Schicksalen des jungen Kaspar die seiner beiden Brüder und der reizenden Kindheitsgefährtin Judith nebenherlaufen. Vater und Mutter sehen aus den niederen Fenstern der Schäferei an der Achalm ihren Kindern in die Ferne nach, bis sie alle wieder in die Heimat zurückkehren, der Kaspar mit einer prächtigen Frau, die er in der Fremde gefunden. Die echt poetische, volksliedmäßige Stimmung wird aufs schönste verstärkt und bereichert durch den köstlichen Bilderschmuck, den ein junger schwäbischer Künstler, Karl Stirner, durch seine prächtigen Illustrationen zu Mörikes „Schöner Lau“ schon rühmlich bekannt, zu dem Buch beigesteuert hat: farbige Zeichnungen, die voll Traulichkeit und Anmut, mit der frohen, doch nicht grellen Buntheit eines Wiesenblumenstraußes Berg und Wald und Felder der Alb, malerische Gassen und Winkel der alten schwäbischen Reichsstadt Reutlingen schildern, dabei so vortrefflich reproduziert, daß die Handschrift des Künstlers weder durch die mechanische Wiedergabe noch

Digitized by Google

durch die Verkleinerung an Frische und Kraft etwas eingebüßt hat. So ist Finckhs „Bodenseher" nach Inhalt und Ausstattung ein rechtes Weihnachtsbuch, ein kleines Schmuckstück deutscher Buchkunst.

Süddeutsches Wesen und Leben ist auch in dem Roman von Anton Fendrich, „Emil Himmelheber". Fendrich, als Verfasser mehrerer ebenso vernünftiger wie warmherziger Bücher über Sport und Wandern schon in weiten Kreisen bekannt, tut hier zum erstenmal den Schritt zum Erzähler, und er tut ihn mit Sicherheit und Glück. „Emil Himmelheber" ist ein Stück Entwicklungsroman: Der junge Freiburger Gelehrte, der in die Welt hinauszieht, um sich über sein Inneres klar zu werden und jene Ruhe und Geschlossenheit zu erlangen, die ihm Vorbedingung scheint für die wichtigste Lebensentscheidung: das Freien um die vom Schicksal ihm erkorene Frau — dieser Emil Himmelheber ist zwar bürgerlich und beruflich längst ein Mann, aber innerlich ist ihm viel Jünglinghaftes geblieben. Was davon etwa unreif ist, das stößt er in diesen Monaten des unabhängigen Wanderns und Ansichardeitens ab; aber das unzerstörbar Jugendliche der Seele nimmt er mit in den Stand der Reife. Fendrich hat es vortrefflich verstanden, Fragen der heutigen deutschen Geisteskultur in die Handlung seines Romans fest und zwanglos zu verflechten: der Alpensport gibt als Prüfstein des Charakters ein entscheidendes Eingreifen in das Geschehen; das Leben und Treiben erst in dem Schloß am Main, in dem ein bekannter Vorkämpfer persönlich vertiefter Lebensführung seinen Anhängern eine Erholungsstätte bereitet hat, dann in einem Landerziehungsheim wird ein bedeutsamer Faktor in der inneren Entwicklung des Helden und des Mädchens, das zuletzt seine Frau wird. Wie ganz der Roman, in dem viel Idyllisches, bei allem Ernst der Lebensauffassung auch viel Weltfreudigkeit und gelassener Humor steckt, in dem geistigen Leben unsrer Zeit mittendrin steht, das zeigt sich so recht in den Schlußkapiteln, die uns in den Ausbruch und die ersten Monate des Weltkrieges führen: dieser Uebergang hat nichts Gemachtes, gewaltsam Aktuelles, sondern der Leser empfindet es als etwas Natürliches, daß die beiden Menschen, die er in ihrem inneren Reifer- und Sicherwerden beobachtet hat, nun vor die größte und heiligste Prüfung gestellt werden, und das Hinausmünden dieser Einzelschicksale in das Meer des Volksgeschickes wirkt durchaus innerlich und erhebend.

Wenn Liesbet Dills neues Buch mit seinem Titel „Der Tag in Nancy" die Vorstellung besonderer „Aktualität" erweckt, so lag das nicht in der Absicht der Verfasserin. Die Novelle, die dem ganzen Band den Namen gab, ist lange vor Ausbruch des Krieges entstanden und ihrer Handlung nach nur denkbar in der uns heute so fern erscheinenden Friedenszeit, da Nancy nicht nur für die Französlinge, sondern auch für die gut deutschgesinnten Bewohner des lothringischen Grenzgebiets ein beliebter Ausflugsort war. Frau Marliese, die Heldin dieser Novelle, läßt sich von dem Freund und Vorgesetzten ihres Mannes zu solch einem Ausflug überreden; sie begeht damit, ohne es eigentlich zu wollen, eine Unbedachtsamkeit, die das Glück ihrer Ehe für immer zerstört. Daß sie sich ihrem Manne gegenüber unschuldig fühlen darf, daß er das eigentlich selbst einsehen und sich selber einen Teil der Schuld an dem scheinbaren Fehltritt seiner Frau zuschreiben muß, und daß er trotzdem mit Vorwürfen und Argwohn sich und ihr das ganze fernere Leben verbittert, darin liegt das eigentliche Problem, das L. Dill mit all ihrem psychologischen Scharfblick erfaßt und durchgeführt hat. Es ist eine schwere Anklage gegen die Ungerechtigkeit und Verständnislosigkeit, mit der Ehegatten so oft einander gegenüberstehen; eine Verteidigung für den weiblichen Teil, wie sie so beredt eben nur die Verfasserin von „Einer von zu vielen" und „Freiheit" zu führen vermochte. Aber darum doch nichts von eigentlicher Tendenz; dafür ist L. Dill zu sehr Menschenkennerin und zu sehr Dichterin. Hier, im „Tag von Nancy", wie in den andern, zum Teil sehr ernsten und nachdenklichen Erzählungen freut man sich wieder an der untrüglichen Beobachtungsgabe, der ebenso wirklichkeitsechten wie unterhaltenden Milieuschilderung, worin Liesbet Dill Meisterin ist. Mit oft ganz kleinen Zügen, die mit einer im besten Sinn des Wortes naiven Treffsicherheit belauscht sind, versteht sie einen Menschen, einen Haushalt, einen ganzen Stand zu kennzeichnen. Sie weiß so amüsant zu plaudern, daß oberflächliche Leser sich dabei vielleicht nur unterhalten; ernsthaftere aber werden den ernsten Grundton deutlich genug herausklingen hören und nicht nur unterhalten, sondern innerlich angeregt werden.

Den bisher genannten Werken erzählender Dichtung fügen wir noch ein Bändchen vaterländischer Lyrik an: „Der Tag des Deutschen", Kriegsgedichte von Rudolf Presber. Der Dichter hat hier seine erstaunliche Formgewandtheit, die Schlagfertigkeit seines Geistes ganz in den Dienst der deutschen Sache gestellt; mit schneidigen Rhythmen und oft mit grimmigem Humor begleitet er die Waffentaten unsrer Tapfern, die jenen „Tag des Deutschen", der nach Schillers prophetischem Wort „die Ernte der ganzen Zeit" werden wird, heraufführen helfen. In dem vollen Chor patriotischer Lyrik, den die nationale Erhebung dieser Kriegsmonate geweckt hat, eine Stimme von eignem, frischem, anfeuerndem Klang!

*

Digitized by Google

Keine Dichtung und doch ein Buch voll ernster, großer Poesie ist Adolf Fischers „Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest". Heute, da wiederum deutsches Blut um unsern im opferreichen Hererokrieg neugefestigten Besitz in Südwestafrika fließt, wenden sich unser aller Blicke und Gedanken diesem fernen Lande zu. Nicht die Diamanten, die im Ufersand aufblitzten, haben das Land dem Mann, der dies Buch schrieb, teuer gemacht; als Soldat und Jäger hat er es liebgewonnen. Er liebt es mit jener innigsten Liebe zur Natur, die, wie Fr. Th. Vischer erkannt hat, nur aus dem Ringen mit der Natur hervorgeht; er liebt es, weil es ihm Gefahren zu bestehen gab. Unzugänglich, ernst und arm ist das Feld, aber zugleich von einer wunderbaren Einheitlichkeit und geschlossenen Größe im Charakter der Landschaft, im Wesen der Eingeborenen und im Leben der Tiere. Menschen und Wild sind in einer unerbittlich harten Schule, im jahrtausendelangen Kampf um ein karges, aber freies Dasein so geworden, wie sie heute sind. Der Jäger, der dies Buch schrieb, hat mit dem männlichen Sinne des Soldaten und dem liebevollen Blick des Dichters die eigenartig herbe Schönheit dieses Naturganzen erfaßt, und er weiß von ihr mit solcher Beredsamkeit des innern Erlebens zu sagen, daß sie auch uns zum Erlebnis wird. Jäger und Soldaten wird sein Buch begeistern, auch der Naturwissenschaft wird es willkommen sein; aber nicht minder mag jeder, der als guter Deutscher jenes mit so viel deutschen Leben erkauften Bodens denkt, sich an Fischers Schilderungen erfreuen und erheben. Es ist eine schöne, verheißungsvolle Fügung, daß dies in seiner Art klassische Buch eben in den Tagen erscheint, da um die Kolonie, von der es erzählt, aufs neue gekämpft wird; wir meinen, der Geist, der aus dem Buche spricht, wird auch mit den Waffen sein, die jenes ferne Stück Deutschland verteidigen, wird sie weihen und siegreich machen!

Der Historiker und Geschichtsfreund endlich sei auf das Buch von Theodor v. Sosnosky, „Die Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns seit 1866", hingewiesen, von dem soeben der 2. (Schluß-) Band erschienen ist; er führt bis unmittelbar an die Schwelle des Weltkriegs und gibt noch einen beherzigenswerten Ausblick auf künftige Entwicklungen. Gut österreichisch in der Gesinnung, gründlich und zuverlässig in Beschaffung und Sichtung des reichen Materials, ausführlich und doch niemals ermüdend in der Darstellung, bedeuten diese beiden Bände einen wertvollen, ja unentbehrlichen Beitrag zu einem der wichtigsten Kapitel der Zeitgeschichte. Die Fehler der österreichischen Politik auf diesem Gebiet wurden aus Gutmütigkeit und Energielosigkeit begangen; ihnen steht als Aktivposten eine gewaltige, selbstlose Kulturarbeit in den annektierten Provinzen, ein aufrichtiges Wohlwollen für die Balkanstaaten gegenüber. Vergleichen wir die friedliche Politik der Habsburger auf der Balkanhalbinsel mit der brutalen, intriganten und korrumpierenden Orientpolitik Rußlands — und Sosnosky bietet reichen Stoff für solchen Vergleich —, so müssen wir sagen, daß auch unter diesem Gesichtspunkt der Ausgang des Kriegs, wenn über ihn wirklich die „immanente Gerechtigkeit der Dinge" entscheidet, nicht zweifelhaft ist, daß er nur der Sieg für die Donaumonarchie und das Deutsche Reich, der Untergang der russischen Lügen- und Schreckensherrschaft sein kann.

Goethe, Kestner und Lotte. Briefwechsel. Herausgegeben von Dr. Eduard Berend. Verlag von Steinicke & Lehmkuhl, München. Preis kart. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Das vorliegende Buch ist der erste Band einer Reihe von selbständigen Einzelbänden, die unter dem Titel „Goethe und seine Zeitgenossen. Briefwechsel und Aeußerungen" unter der Leitung von Friedrich von der Leyen erscheinen sollen. Unter den Briefen des jungen Goethe sind die an Lotte und Kestner die schönsten. Auf dem dunklen Untergrunde eines wühlenden Schmerzes kommen die Lichtseiten seines Wesens, die Klarheit und Heiterkeit seines Geistes, die Innigkeit und der Reichtum seines Gefühls zu verdoppelter Wirkung, und das stetige Fortschreiten, das gelegentliche Wiederaufflackern und mählige Erlöschen der Leidenschaft gibt dem Ganzen die innere Geschlossenheit und Gespanntheit eines Briefromans, der den „Leiden des jungen Werther" an Poesie kaum etwas nachgibt. Ergänzt wurden die Goetheschen Briefe durch die Tagebuchaufzeichnungen und brieflichen Schilderungen Kestners sowie durch eine Reihe von weiteren zeitgenössischen Dokumenten. Das Buch führt unmittelbar in die Wertherstimmung ein und spiegelt das Bild der ganzen Epoche wider. H. H.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

In dieser Sammlung, die unter den durch den Krieg veranlaßten Publikationen mit an erster Stelle steht, ist wieder eine Reihe neuer Hefte erschienen. In Heft 8 behandelt der berühmte Jenenser Philosoph Professor Rudolf Eucken „Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes". Er widerlegt die im Ausland so oft wiederholte Behauptung, das deutsche Volk sei sich selbst untreu geworden, es habe seine hohe

Digitized by Google

innerliche Kultur dem Militarismus geopfert. In herzenswarmen, philosophisch vertieften Ausführungen, denen eine feinsinnige Analyse der deutschen Eigenart besonderen Wert gibt, zeigt Eucken, wie „Arbeitskultur“ und „Seelenkultur“ des deutschen Volkes aus denselben unzerstörbaren Wurzeln unsers nationalen Wesens hervorwachsen, wie es nur an politischen Hemmungen lag, wenn die „Arbeitskultur“ sich früher nicht so entfalten konnte wie die „Seelenkultur“. Die von vaterländischer Begeisterung getragene Schrift schließt mit den schönen Worten: „Stehen wir nur fest auf uns selbst, ergreifen wir den tiefsten Grund und die innerste Kraft unsers Wesens, dann wird unser Genius mit uns sein und uns zum Siege führen, dann können die Pforten der Hölle uns nicht bewältigen.“ — Das 9. Heft, „Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren“ von Prof. Gustav Roloff, geht von der Frage aus, ob Rußland und Deutschland bzw. Preußen wirklich historische Bundesgenossen seien. Roloff verneint diese Frage; er legt dar, wie die Beziehungen zwischen Preußen und Rußland stets stark geschwankt haben und wie jederzeit gewisse unüberbrückbare Gegensätze, wenn auch nicht immer allen Augen bemerkbar, vorhanden waren. Roloff schildert den russischen Expansionsdrang, dessen Ziele heute noch dieselben sind, von dem großen nordischen Krieg an, um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts herum, bis auf unsre Tage, eine besonders ausführliche Darstellung den Kämpfen Friedrichs des Großen widmend. Deutschland verteidigt in diesem Kriege gegen Rußland nicht nur den wirtschaftlichen Zugang zu fernen Gebieten, sondern auch uralte Kulturstätten im eignen Machtbereich; es setzt eine seit Jahrhunderten überkommene Mission gegen das barbarische Moskowitertum fort. — Hermann Losch, der ausgezeichnete württembergische Nationalökonom, stellt in Heft 10 „Englands Schwäche und Deutschlands Stärke“ in überraschender und für uns Deutsche sehr ermutigender Antithese gegenüber. Er macht sehr anschaulich, welch wichtige Verschiebungen in dem volkswirtschaftlichen Stärkeverhältnis zwischen den beiden Großmächten stattgefunden haben, und zeigt auf Grund dieser Verschiebungen, daß der deutsche Außenhandel heute durch England gar nicht mehr so geschädigt werden kann, wie unser Feind es beabsichtigt. Das Deutsche Reich ist heute ein viel zu starker Faktor im Weltverbrauch, um ohne die furchtbarsten Schädigungen für alle andern Länder wieder ausgeschaltet zu werden; Englands Stellung aber ist heute gar nicht mehr sicher genug fundiert, daß es die Beute, die es sich von Deutschlands Erdrosselung verspricht, allein verschlingen und verdauen könnte. In dem allgemeinen Wirtschaftsschrecken, den dieser Weltkrieg bedeutet, ist derjenige am besten daran, welcher keinen der andern zur Fortexistenz von heute auf morgen unbedingt nötig hat. England hat sozusagen alle nötig, Deutschland aber nicht. England wird um so größere Verluste erleiden, je länger der Land- und Seekrieg dauert. Nordamerika wird um so größere Gewinne machen, je länger der europäische Krieg dauert. Deutschland wird wirtschaftlich um so mehr wieder an Kraft gewinnen, je siegreicher es mit Oesterreich zusammen auf dem Kontinent ist. — Dr. Paul Nathan gibt seiner Schrift „Die Enttäuschungen unsrer Gegner“ (Heft 11 der Sammlung) den ironischen Untertitel „Eine Vierteljahrsabrechnung“; er zählt alle die Hoffnungen auf, die unsre Gegner auf den Ausbruch innerer Zwistigkeiten und wirtschaftlicher Natur usw. setzten, von denen sich in den ersten drei Monaten des Krieges keine erfüllte, und versteht es ausgezeichnet, all die verfehlten Kalkulationen aufzudecken, mit denen sich die Engländer, Franzosen und Russen gegenseitig den Krieg gegen Deutschland als ein Unternehmen ausmalten, dessen Ausgang für sie nach ihrer Ansicht durchaus nicht zweifelhaft sein konnte. Wie nun der für sie so ganz unerwartete bisherige Verlauf des Krieges mit all seinen Wirkungen ihre Erwartungen und Hoffnungen enttäuscht, weiß Nathan in knappen Strichen ungemein eindringlich und fesselnd zu schildern. — Von hohem Interesse ist es, einen Psychiater von dem Rang und Ruf des Geheimrats Otto Binswanger über „Die seelischen Wirkungen des Kriegs“ sich äußern zu hören (Heft 12). Seine durchaus sachlichen und dabei von warmer Liebe zu deutschem Wesen durchdrungenen Ausführungen berühren außerordentlich wohltuend und beruhigend; gibt doch der Verfasser selbst zu, daß er seine früheren Befürchtungen, das deutsche Volk fange an zu degenerieren, nicht mehr aufrechterhalten könne, seit er Zeuge gewesen von dem mannhaften Eintreten aller Volkskreise und von dem Aushalten aller Strapazen und seelischen Aufregungen selbst bei Personen, die er vorher wegen nervöser Leiden behandeln mußte. Sehr lehrreich sind auch seine Ausführungen über die Massensuggestion im Kriege, über die auf einmal aufkommende und dann ebenso rasch wieder abnehmende Furcht vor Spionen, über die wohl nur noch pathologisch zu nehmenden Verleumdungen der Feinde usw.

Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Von Richard Voß. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. Preis geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Es ist ein prächtiges, zum Teil düster gehaltenes Sittengemälde, das uns der Dichter in der vorliegenden Erzählung zeigt. Er

Digitized by Google

führt uns ins alte Rom, und zwar in die Zeit, da es unter dem Drucke der Herrschaft des Kaisers Tiberius litt. Voß ist bekanntlich ein glänzender Naturschilderer, das zeigt er auch in diesem Buche, das noch dadurch ein besonderes Interesse gewinnt, als der Dichter darin ein Stück eigner Lebensgeschichte verwoben hat. H. H.

Die Großmächte der Gegenwart. Von Dr. Rudolf Kjellén, Professor an der Hochschule in Gothenburg. Uebersetzt von Dr. E. Koch. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

„Eine Serie von Porträtstudien und Charakterzeichnungen der heutigen Großmächte, so wie sie in der Geschichte und der Tagespolitik auftreten mit ihren von Natur, Kultur und Tradition bestimmten Zügen" — das wollte, nach den Worten der Einleitung, der Verfasser in seinem Buch geben; und man muß sagen, daß diese „Porträts" mit scharfem Blick gesehen und mit Meisterhand entworfen sind. Wie viele vor dem Krieg erschienene Werke politischen Inhalts sind jetzt überholt, veraltet, widerlegt! Das Buch Kjelléns aber hat diese Feuerprobe glänzend bestanden. Der schwedische Gelehrte hat die materiellen und, was fast noch mehr sagen will, die geistigen und sittlichen Kräfte überall richtig eingeschätzt, und die Diagnosen, die er gleichsam als Arzt abgegeben und bei denen er manchen Organismus, der in wuchtiger Kraft und unzerstörbarer Lebensfülle dazustehen schien, als innerem Siechtum verfallen bezeichnet hat, sind bestätigt worden, als diese Organismen sich in dem furchtbaren Ernstfall des Krieges hätten bewähren sollen. So richtige Voraussage (das Wort darf nicht irreführen: Kjellén hält sich von dem teils billigen, teils gefährlichen „Prophezeien" ganz fern) kann aber nur durch eine glückliche Vereinigung von angeborener Intuition und von scharfsinniger, fein entwickelter Methode erreicht werden. Die Methode scheint uns vor allem darin zu liegen, daß die drei Faktoren: Natur, Kultur und Tradition ganz gleichmäßig und sorgfältig jeder für sich beobachtet und dann mit vollendetem Feingefühl gegeneinander abgewogen werden. Dieser Methode ist es auch zuzuschreiben, daß auf den nur zweihundert Seiten des Buches neben so vielen fruchtbaren, allgemeinen Gedanken eine Fülle tatsächlichen Materials zusammengedrängt ist (nur sollten die statistischen Angaben, die jedem Kapitel vorangesetzt sind, in weniger esoterischen Formeln gehalten sein), so daß wir an dem kleinen Band nicht nur ein „Lehr"-, sondern auch ein „Handbuch" haben. Daß ein Beobachter wie Kjellén im Deutschen Reich die eigentliche Weltmacht der Zukunft erblickt, empfinden wir Deutschen in dem heutigen Existenzkampf als einen erhebenden und anfeuernden Zuspruch, der uns um so willkommener ist, als er aus einem Volke kommt, mit dem uns auf Grund von Stammesverwandtschaft, geschichtlichen Erinnerungen und kulturellen Sympathien ein Gefühl innerer Zusammengehörigkeit verbindet. —y—

Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch. Herausgegeben von Erwin Rosen. 1. Teil. Stuttgart, Robert Lutz. Preis M. 2.—, geb. M. 3.—.

Der gewaltige Krieg, in dem wir stehen, läßt sich in all seinen Zusammenhängen und Wirkungen heute noch nicht übersehen. Wir erblicken ein immer sich verschiebendes Mosaik militärischer und politischer Einzelzüge, aus denen sich die großen Grundlinien erst nach und nach herausheben. Auch das vorliegende Buch ist ein Mosaik, aber sein Gegenstand ist schon jetzt klar erkennbar und fest umrissen: die geistigen Kräfte, die seelischen Stimmungen, die der Krieg in unserm Volk weckte, gespiegelt in unzähligen Einzelheiten — ernsten und heiteren Anekdoten, Feldpostbriefen, offiziellen Aeußerungen, Gedichten usw. Erwin Rosen ist weiten Kreisen durch sein treffliches Buch über die Fremdenlegion, durch den biographischen Roman „Der Lausbub in Amerika" bekannt; er hat in diesem Anekdotenbuch mit Meisterhand die kleinen und kleinsten Steinchen zu einem Bild zusammengefügt, das groß und einheitlich wirkt. v.

Die Oper von Gluck bis Wagner. Von Karl Maria Klob. Verlag Heinrich Kerler, Ulm. Geb. M. 4.50.

Des Verfassers kritische Arbeiten über Musik und Literatur und seine umfangreiche Biographie des vielseitigen Schubart haben sich guten Ruf erworben. Der Wert vorliegender Arbeit besteht vor allem darin, daß nur über solche Opern referiert wird, die der Darsteller wirklich kennt. Dadurch ist auch die Beurteilung sicherer und zuverlässiger geworden als in vielen andern derartigen Ausführungen. Klob hält sich frei von jedem parteiischen Eifer und verfolgt nur das eine Ziel, den Leser für die Meisterwerke zu erwärmen. Er erreicht dies, wie ich annehme, und zwar vermöge einer Behandlungsweise, die möglichst wenig voraussetzt und dabei doch sachlich und gediegen bleibt. Uebrigens ist Wagner nicht mehr eingeschlossen, wogegen mit Gluck begonnen wurde; der Titel sollte dies deutlicher zum Ausdruck bringen.

Dr. K. Gr.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abel-Musgrave, Dr. Curt, Auf der Suche nach der Demokratie. Bamberg, Germania-Verlag G. m. b. H. Brosch. M. 2.—.

Alten, Georg von, Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 69, 70. 71, 72. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Geh. M. 2.—.

Arndt, Erich, Nachdenkliche Stunden. Meiningen, Keyßner'sche Hofbuchdruckerei. Geb. M. 2.—.

Auerbach, Mathias, Einfälle und Betrachtungen. II. Teil. Philosophische und weltliche Gedanken. Dresden, Carl Reißner Verlag. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Band 428: Dr. E. Lederer, Die wirtschaftlichen Organisationen. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Babo, M. von, Die Zukunftsschule. Ein praktischer Vorschlag für eine völlige Neugestaltung unseres Schulwesens. Stuttgart, W. Spemann Verlag. Brosch. M. 2.—.

Bauer, Wilhelm, Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 8.—.

Berresheim, Fritz, Schiller als Herausgeber der Rheinischen Thalia, Thalia und Neuen Thalia, und seine Mitarbeiter. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Brosch. M. 4.50.

Bischoff, Diedrich, Wie kam's und wohin geht's? Leipzig, Bruno Zechel.

Bollert, Dr. Martin, Gottfried Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung bis zur Revolution. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. Brosch. M. 3.60.

Borkendorf, W. von, Das russische Schreckgespenst und sein wahrer Wert. Leipzig, Bruno Volger. M. 1.—.

Brinkmann, Georg, Waldchristel. Leipzig, Friedrich Schneider.

Carnot, P. Maurus, Gedichte. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Chamberlain, Houston Stewart, Kriegsaufsätze. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.

Chiesa, Francesco, Historien und Legenden. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.20.

Der Greif. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Heft 9 bis 12, à M. 1.—.

Der Krieg. Illustrierte Chronik des Krieges 1914. Heft 1. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 80 Pf.

Der neue Merkur. Monatsschrift für geistiges Leben. 1. Jahrgang. München, Georg Müller Verlag. Vierteljährl. M. 4.50.

Der Theosophische Pfad. XII. Jahrg. Nr. 11. Nürnberg, Verlag für Universale Bruderschaft und Theosophie.

Der Wille zum Sieg. Von F. J. Leipzig, Heinrich Fink. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—.

Deutsche Reden in schwerer Zeit. Heft 1: Wir Deutschen und der Krieg. Von Dr. Gustav Roethe. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 50 Pf.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Wien, Carl Fromme, Lieferung 38, 39, 40, 41, à M. 2.—.

Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Hamburg, L. Friedrichsen & Co. Heft 4, 5 und 6, à 50 Pf.

Eggimann, Hans, Satiren und Einfälle. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 3.20.

Enders, Dr. Carl, Gottfried Kinkel im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. Brosch. M. 2.40.

Fandler, Otto, Buntes Laub. Gedichte. Leipzig, Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung.

Fischer, Edmund, Frauenarbeit und Familie. Berlin, Julius Springer. Geh. M. 1.—.

Fischer, Professor Rudolf, Quellen zu Shakespeare. I. Band: König Lear. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag.

Franchis, Dr. Michele, Adunanza Solenne. Palermo, Sewe Della Societa.

Freiheit und Arbeit. Ein Dichterbuch. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 3.20.

Freimark, Hans, Beiträge zur Geschichte der neueren Mystik und Magie. Heft 2. Mediumistische Kunst. Von E. J. Maecker. Leipzig, Wilhelm Heims. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte. 16. Jahrgang. Heft 4, 5, 6, 7, 8/9. Wien XVIII/3, Selbstverlag.

Gieben, Joseph, Christian Diedrich Grabbe, in der nachschillerischen Entwicklung, Lüdinghausen, Joseph Gieben. Brosch. M. 2.50.

Glatzel, Max, Julius Leopold Klein als Dramatiker. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Brosch. M. 4.50.

Grats, Hue de, Gegenstand und Methode des staatsbürgerlichen Unterrichts auf der Grundlage des Staatsgedankens. Berlin, Julius Springer. Geh. 60 Pf.

Grosch, Dr. phil., Die Friedensorganisation der Staaten. Berlin, Verlag der „Friedens-Warte". Brosch. 60 Pf.

Guinchard, J., Schweden. Historisch-Statistisches Handbuch. I. Teil: Land und Volk. II. Teil: Gewerbe. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner.

Hanna, Oberst H. B., Ein deutscher Angriff auf England? Osnabrück, Verlag G. E. Lückerdt.

Helfferich, Dr. Karl, Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913. Berlin, Georg Stilke. M. 1.—.

Heß, Else, Charlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H.

Heyse, Paul, Italienische Volksmärchen. München, Verlag J. F. Lehmann. Geb. M. 4.—.

Hildebrand, Gerhard, Sozialistische Auslandspolitik. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Hirt, Dr. med. Walter, Das Leben der anorganischen Welt. Zweite, unveränderte Auflage. München, Ernst Reinhardt Verlag.

Höffner, Johannes, Gideon der Arzt. Roman. Wismar, Hinstorff'sche Verlagsbuchh.

Höffner, Johannes, Goethes Mannesjahre. Leipzig, Velhagen & Klasing. Geh. 60 Pf.

Höffner, Johannes, Goethe im Alter. Leipzig, Velhagen & Klasing Verlag. Brosch. 60 Pf.

Digitized by Google

Hönig, Johannes, Ferdinand Gregorovius als Dichter. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Brosch. M. 9.50.

Istel, Edgar, Das Libretto, Wesen, Aufbau und Wirkung des Opernbuchs. Berlin, Schuster & Loeffler. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Jünger, Nathanael, J. C. Rathmann & Sohn. Ein Hamburger Roman. Wismar, Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung.

Jungsohn, A., Aus dumpfer Zeit. Eine Geschichte von 1912. Zittau, W. Fiedlers Verlag (Johs. Klotz). Brosch. M. 2.—.

Kassel, Karl, Kulturbilder aus dem Innungsleben des altpolnischen Heilpersonals. Lissa i. P., Oskar Eulitz Verlag. Geh. M. 1.—.

Kircheisen, Friedrich M., Napoleon I. Sein Leben und seine Zeit. III. Band. München, Georg Müller Verlag.

Kircheisen, Gertrude, Napoleon und die Seinen. I. Band. München, Georg Müller.

Koehler, Franz, Die Pastoralbriefe. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Koetschau, Karl, Repertorium für Kunstwissenschaft. Berlin, Georg Reimer, Verlag. Jährl. 6 Hefte M. 30.—.

Koser, Reinhold, Geschichte Friedrichs des Großen. IV. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Geh. 8.50, geb. M. 6.—.

Kuhn, Karl A., Die wahren Ursachen des Weltkrieges 1914. Berlin, Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst. 25 Pf.

Linan, Dr. Paul, Der Kronprinz. Gedanken über Deutschlands Zukunft. Minden i. W., Verlag Wilhelm Köhler. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.50.

Linde, Ernst, Führer durch die Dramen der Weltliteratur. Ausgewählte Bühnendichtungen im Auszug, I. Band. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Ludloff, Richard, Das Parakletasyl. Erlangen, Max Mencke.

Mackay, Dr. Frhr. v., China. Die Republik der Mitte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Marti, Ernst, Die liebe, alte Straße. Roman. Zürich, Art. Institut Orel Füßli. M. 4.—.

Maurer, K. u. H., Das Bodenseebuch 1915. Konstanz, Reuß & Itta.

Merkbuch für den deutschen Zeitungsverleger. Magdeburg, Verlag des Vereins Deutscher Zeitungsverleger. Brosch. M. 1.—.

Neuner, Ludwig, Leitfaden für eine Deutsche Religion auf naturwissenschaftlicher Grundlage. München, Selbstverlag. Brieffach 23. Geh. 60 Pf.

Oncken, Hermann, Historisch-politische Aufsätze und Reden. 1. und 2. Band. München, Verlag von R. Oldenbourg. Beide Bände gebunden M. 12.50.

Presber, Rudolf, Geweihte Stätten. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. M. 1.75.

Rantzau, Adeline Gräfin zu, Die Siegerin. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Roelli, Hans, Die Geschichte des Jochem Steiner, Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 4.—.

Rost, Dr. Hans, Die Parität und die deutschen Katholiken. Köln, Verlag J. P. Bachem. Brosch. M. 1.60, geb. M. 2.—.

Ruppin, Dr. Arthur, Zionistische Kolonisationspolitik. Berlin, Jüdischer Verlag. Geh. 30 Pf.

Sartori, Paul, Handbücher zur Volkskunde. Band VI. Sitte und Brauch. II. Teil. Leben und Arbeit daheim und draußen. Leipzig, Verlag Wilhelm Heims.

Scholz, Wilhelm v., Sommertage. Konstanz, Reuß & Itta, Verlagsanstalt. Kart. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Schürer von Waldheim, Dr. med. F., Die Heilung und Verhütung des Krebses. Wien, Verlag Schworella & Heick. Geh. M. 2.—.

Sieghardt, Erich, Vom Leben in Wald und Feld. Ravensburg, Otto Meier. Geb. M. 2.—.

Silcher, Friedrich, u. Erk, Friedrich, Allgemeines Deutsches Kommersbuch. 100. Auflage. Lahr, Moritz Schauenburg.

Sorge, Reinhard Johannes, Guntwar. Die Schule eines Propheten. Kempten, Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Speck, Wilhelm, Ursula. Novelle. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 2.80, geb. M. 3.60.

Speckmann, Diedrich, Der Anerbe. Erzählung. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Stehelin, F., Reichsland! Eines Alt-Elsässers Mahnwort zur Widerlegung und Bekämpfung von Vorurteilen, Mißverständnissen und Unwahrheiten auf beiden Seiten. Naunhof-Leipzig, Verlag der Deutschen Briefzeitungsgesellschaft m. b. H.

Wien, Alfred, Henrik Ibsen. Leipzig, Verlag Velhagen & Klasing. Brosch. 60 Pf.

Winfried, Pacificus, Katechismus des Friedensgedankens. Bern, Fr. Semminger vorm. J. Heuberger's Verlag. Geh. 80 Pf.

Wolde, Dr. Eugen, Lebensweisheit. Aus den Schriften und Briefen Berthold Auerbachs. II. Auflage. Berlin-Halensee, Reflektor-Verlag G. m. b. H. Geh. M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Dezember 1914 LITERARISCHER **Dezember 1914**

WEIHNACHTS-ANZEIGER

DER DEUTSCHEN REVUE

Neues Buch von Ernst Zahn

Unlängst wurde ausgegeben:

Uraltes Lied!

Erzählungen

1.–10. Tausend. Geheftet M 4.–, in Leinwand gebunden M 5.–

In dieser schweren Zeit, da das deutsche Wesen von allen Seiten gehaßt und angegriffen wird, verlangen wir nicht nach seichter Unterhaltungslektüre, sondern nach solcher Kunst, in der gerade die viel verleumdete deutsche Art sich rein und lauter ausspricht. Dieser „Forderung des Tags" entspricht in vollem Sinn die Dichtung Ernst Zahns, des Schweizer Dichters, der nie den innigen, durch die besten Geister seines

Ernst Zahn

Landes besiegelten Kulturzusammenhang zwischen der deutschen Schweiz und dem „Reich" verkannt oder verleugnet hat. Das neue Buch von Ernst Zahn darf um so freudiger begrüßt werden, als die in diesem Band vereinigten fünf Novellen Schöpfungen von hohem eigenartigem Kunstwert sind; es schließt sich der Reihe seiner Vorgänger würdig an und wird wie diese geistiges Besitztum des deutschen Volkes werden.

Von Ernst Zahn sind früher bei uns erschienen:

Erni Behaim. Roman. — Menschen. Erzählungen. — Herrgottsfäden. Roman. — Schattenhalb. Erzählgn. — Die Clari-Marie. Roman. — Helden des Alltags. Novellen. — Firnwind. Erzählungen. — Lukas Hochstraßers Haus. Roman. — Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. — Einsamkeit. Roman. — Die Frauen von Tannò. Roman. — Was das Leben zerbricht. Erzählungen. — Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman. — Die vorstehend aufgeführten Bände kosten geheftet je 4 M, gebunden je 5 M. — Kämpfe. Erzählung. 3 M, geb. 4 M. — Bergvolk. Novellen. 3 M 50 Pf., geb. 4 M 50 Pf. — Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Geb. 90 Pf. — Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Geb. 1 M. — Gedichte. 3 M, geb. 4 M. — Gesammelte Werke. I. Serie. 10 Bände. a) Nichtillustrierte Ausgabe. Gebunden 25 M. b) Illustrierte Ausgabe. Gebunden 30 M.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin

Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814

von Professor H. Ulmann

Erschienen ist: Band I: Der Frühjahrsfeldzug und die Zeit des Waffenstillstandes. 483 Seiten Oktav. Geschmackvoll gebunden M. 8.50

Anfang des kommenden Jahres erscheint: Band II: Der Herbstfeldzug und der Krieg in Frankreich im Winter 1814. 572 Seiten Oktav. Geschmackvoll gebunden etwa M. 9.50

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.

Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten

von Dr. Heinrich von Sybel

Volksausgabe. Dritte Auflage. Sieben Bände. In Leinwand gebunden, mit dem Bildnis des Verfassers und ausführlichem Sachregister M. 25.—, Luxusausgabe auf besonders gutem Papier in sieben geschmackvollen Halblederbänden M. 32.—

Historisch-politische Aufsätze und Reden

von Hermann Oncken, Professor an der Universität Heidelberg

2 Bände. 742 Seiten Oktav. Geschmackvoll gebunden M. 12.50

Kleine Historische Schriften

von Max Lenz, o. ö. Professor an der Universität Berlin

608 Seiten Oktav. Preis broschiert M. 9.—, geschmackvoll gebunden M. 11.—

Kunsthistorische Aufsätze

von Georg Dehio, Professor an der Universität Straßburg

314 Seiten Oktav. Mit 5 Abbildungen und 24 Tafeln. Geschmackvoll geb. M. 7.50

Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege (Sezessionskrieg 1861—1865)

von Wilhelm Kaufmann

588 Seiten Oktav. Mit 36 Karten u. Plänen. Geschmackvoll in Leinwand geb. M. 8.—

Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660—1789

von Dr. Max Immich, weil. Privatdozent an der Universität Königsberg i. Pr.

462 Seiten Oktav. Geheftet M. 12.—, geschmackvoll gebunden M. 13.50

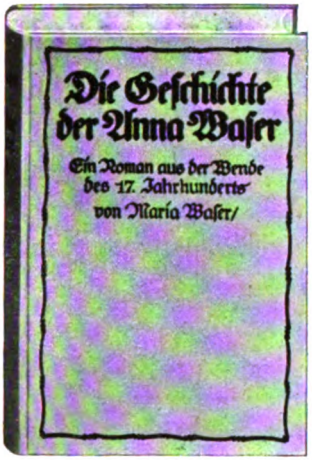
Geschichte des europäischen Staatensystems im Zeitalter der Französischen Revolution und der Freiheitskriege 1789—1815

von Adalbert Wahl, o. ö. Professor an der Universität Tübingen

266 Seiten Groß-Oktav. Geheftet M. 9.—, geschmackvoll gebunden M. 10.50

Digitized by Google

Bücher schweizerischer Dichter



Die Geschichte der Anna Waser

Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts

Von **Maria Waser**

3. Auflage. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

„Von den vielen Romanen, die ich in den letzten Jahren gelesen habe, hat mich kaum einer von der ersten bis zur letzten Seite mit so ungeschwächter Kraft festgehalten und innerlich bereichert. Maria Waser hat sich durch dieses Buch mit einem Schritt an die Seite der bedeutenden Erzähler der Gegenwart gestellt." (H. Corray im „Bund", Bern.)

Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp

und andere Erzählungen

Von **Carl Friedrich Wiegand**

2. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Diese Novellen sind wahrhafte Kunstwerke, die kaum einen Wunsch des kritischen Lesers unerfüllt lassen. Wiegand besitzt neben der Gabe, spannend zu erzählen und gut zu erfinden, auch die Kunst vortrefflicher Komposition und Abtönung, eindringlicher Charakteristik und feingeistigen Humors wie saftiger Komik, alles an seiner Stelle. Die Beherrschung der technischen Mittel ist meisterhaft und erinnert an Thomas Manns vollendete Darstellung. . . . Vollgültige Zeugnisse einer echten und reichen Begabung, von der gewiß noch viel Schönes und Kerniges zu erhoffen ist."

(Literarisches Zentralblatt, Leipzig.)

Das Menschlein Matthias

Erzählung von **Paul Ilg**

3. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„Ein Buch von strotzender Unmittelbarkeit und ausgreifender Perspektive, vollsaftig, von Leben und kräftiger Würze erfüllt. Man verlangt in letzter Zeit immer stürmischer im modernen Erwerbsleben wurzelnde schweizerische Romane; nun, dieser Roman Ilgs ist ein wahres Prachtstück dieser Art." (Bund, Bern.)

„Der dieses Buch schrieb, ist vor vielen Menschen mit einem Herzen begnadet, das die Kindesseele bis ins Heimlichste begreift. Ist ein Schreiber von so guter Schweizer Art, daß Meister Gottfried, hätte er solche Freude an seinem Samen erlebt, ihn gerne als Genossen grüßen würde."

(Hermann Kienzl in der Breslauer Zeitung.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Bei **S. FISCHER, VERLAG, BERLIN** ist erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Gesamtausgaben moderner Dichter

Björnstjerne Björnson
Gesammelte Werke. Volksausgabe.
Fünf stattliche Bände in Leinen M 15.—

Richard Dehmel
Gesammelte Werke in drei Bänden.
In Leinen M 12.50. In Halbleder M 16.–

Otto Erich Hartleben
Ausgewählte Werke in drei Bänden.
In Pappbänden M 10.–. In Ganzpergament M 15.–

Gerhart Hauptmann
Gesammelte Werke in sechs Bänden.
In Leinen M 24.–. In Halbleder M 30.–

Henrik Ibsen
Sämtliche Werke. Volksausgabe in fünf Bänden.
In Leinen M 15.–

Arthur Schnitzler
Gesammelte Werke in zwei Abteilungen:

1. Die erzählenden Schriften. In drei Bänden. Leinen M 10.– Halbleder M 13.–. Ganzleder M 17.–

2. Die Theaterstücke.
In vier Bänden. Leinen M 12.– Halbleder M 16.–. Ganzleder M 21.–

Fischers Illustrierte Bücher

Jeder Band
in handkoloriertem Einband M 1.50

Hermann Hesse, In der alten Sonne. *Illustriert von Wilhelm Schulz.*

E. von Keyserling, Harmonie. *Illustriert von Karl Walser.*

Thomas Mann, Tonio Kröger. *Illustriert von Erich M. Simon.*

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane

Jeder Band geb. M 1.–, in Leinen M 1.25.
Die neuesten Bände:

Alice Berend, Frau Hempels Tochter
Theodor Fontane, Mathilde Möhring
Gustaf af Geijerstam, Frauenmacht
Felix Hollaender, Frau Ellin Röte
Friedrich Huch, Mao
Johannes V. Jensen, Dolores
Selma Lagerlöf, Herrn Arnes Schatz
Thomas Mann, Das Wunderkind
Arth. Schnitzler, Die griech. Tänzerin
Hermann Stehr, Leonore Griebel

Digitized by Google

Weihnachtsbücher

Otto Brahm, Kritische Schriften. *Band 2: Literarische Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts.* Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50.

Laurids Bruun, Vom Bosporus bis zu van Zantens Insel. *Drittes Tausend.* Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–.

Richard Dehmel, Hundert ausgewählte Gedichte. *22. Tausend.* Leinenband M 5.–, Lederband M 6.–.

Gerhart Hauptmann, Der Narr in Christo Emanuel Quint. *Roman. 18. Auflage.* Geheftet M 6.–, in Leinen M 7.50, in Leder M 9.–.

Moritz Heimann, Novellen. Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50.

Hermann Hesse, Roßhalde. *Roman. 20. Aufl.* Geh. M 4.–, geb. M 5.–.

Arthur Holitscher, Amerika Heute und Morgen. *Reiseerlebnisse. 7. Auflage. Mit 69 Abbildungen.* Geheftet M 5.–, gebunden M 6.–.

Johannes V. Jensen, Der Gletscher. *Ein neuer Mythos vom ersten Menschen. 10. Tausend.* Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50.

Bernhard Kellermann, Das Meer. *Roman. 15. Auflage.* Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–.

Bernhard Kellermann, Der Tunnel. *Roman. 100.–110. Auflage.* Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50, in Halbleder M 6.–.

E. v. Keyserling, Abendliche Häuser. *Roman. 4. Auflage.* Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50.

Emil Ludwig, Bismarck. *Ein psychologischer Versuch. 7. Auflage.* Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–.

Aage Madelung, Die Gezeichneten. *Roman. 10. Tausend.* Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50.

Thomas Mann, Buddenbrooks. *Roman. 66. Auflage.* Geheftet M 5.–, gebunden M 6.–.

Arthur Schnitzler, Der Weg ins Freie. *Roman. 25. Auflage.* Geheftet M 5.–, gebunden M 6.–, in Leder M 7.50.

Hermann Stehr, Der begrabene Gott. *Roman. 3. Auflage.* Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–.

Emil Strauß, Freund Hein. *Roman. 20. Aufl.* Geh. M 4.–, geb. M 5.–.

Jakob Wassermann, Der goldene Spiegel. *Erzählungen in einem Rahmen. 8. Auflage.* Geheftet M 4.50, gebunden M 6.–, in Leder M 7.50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN.

Digitized by Google

KLASSIKER DER KUNST
IN GESAMTAUSGABEN

Reich illustrierte, vornehm in Leinen gebundene Bände

In dieser Sammlung liegen bis Dezember 1914 vor:

1. **Raffael.** Mit 275 Abbildungen. Von G. Gronau. M 8.—
2. **Rembrandts Gemälde** in 643 Abbildungen. Von W. R. Valentiner. M 14.—
3. **Tizian.** Mit 284 Abbildungen. Von O. Fischel. M 8.—
4. **Dürer.** Mit 473 Abbildungen. Von V. Scherer. M 10.—
5. **Rubens.** Mit 551 Abbild. Von A. Rosenberg. M 12.—
6. **Velazquez.** Mit 172 Abbild. Von W. Gensel. M 7.—
7. **Michelangelo.** Mit 169 Abbild. Von F. Knapp. M 6.—
8. **Rembrandts Radierungen** in 408 Abbild. Von H. W. Singer. M 8.—
9. **Schwind.** Mit 1265 Abb. Von O. Weigmann. M 15.—
10. **Correggio.** Mit 196 Abbild. Von G. Gronau. M 7.—

11. **Donatello.** Mit 277 Abbildungen. Von P. Schubring. M 8.—
12. **Uhde.** Mit 285 Abbildungen. Von H. Rosenhagen. M 10.—
13. **van Dyck.** Mit 537 Abbildungen. Von E. Schaeffer. M 15.—
14. **Memling.** Mit 197 Abbildungen. Von K. Voll. M 7.—
15. **Thoma.** Mit 874 Abbildungen. Von H. Thode. M 15.—
16. **Mantegna.** Mit 200 Abbild. Von F. Knapp. M 8.—
17. **Rethel.** Mit 300 Abbildungen. Von J. Ponten. M 9.—
18. **Fra Angelico.** Mit 327 Abbildung. Von Frida Schottmüller. M 9.—
19. **Liebermann.** Mit 304 Abbild. Von G. Pauli. M 10.—
20. **Holbein d. J.** Mit 252 Abbild. Von P. Ganz. M 9.—
21. **Watteau.** 182 Abb. Von E. H. Zimmermann. M 8.—
22. **Murillo.** Mit 287 Abb. Von Aug. L. Mayer. M 12.—
23. **Feuerbach.** Mit 200 Abbildungen. Von H. Uhde-Bernays. M 8.—
24. **Dou.** Mit 247 Abbildungen. Von W. Martin. M 9.—

Die Sammlung wird fortgesetzt. In Vorbereitung:
Perugino – Leonardo da Vinci – Hals – Botticelli u. a.

„Ein jedes dieser Bücher ist für Schule und Haus, für Lehrer und Eltern, Künstler und Laien, kurz für alle Freunde der Kunst eine überaus herrliche Gabe." (Prof. Karl Berger, Darmstadt, in der Deutschen Ztg., Berlin.)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Romeo und Julie
Illustration aus Klassiker der Kunst, Band XXIII: Feuerbach

Digitized by Google

VERLAG VON GUSTAV FISCHER IN JENA

Die vorzeitlichen Säugetiere

Von

O. Abel

Mit 250 Abbildungen und 2 Tabellen im Text. 1914. (VII, 309 S. gr. 8°.)

Preis: 8 Mark 50 Pf., gebunden 9 Mark 50 Pf.

Inhalt:

Einleitung. — Die erhaltenen Überreste der fossilen Säugetiere. — Der Erhaltungszustand der vorzeitlichen Säugetierreste. — Die wichtigsten Fundorte größerer vorzeitlicher Säugetierfaunen. — Die ältesten Säugetierreste. — Die Einreihung der vorzeitlichen Säugetiere in das System der lebenden Säugetiere. — Übersicht der vorzeitlichen Säugetiere. — Aufstieg, Blüte und Niedergang der Säugetierstämme.

Unter den verschiedenen Forschungszweigen der Biologie hat in den letzten fünfzig Jahren vielleicht kein anderer so außerordentliche Fortschritte gemacht wie die Paläozoologie. Ein ungeheures Heer vorzeitlicher Formen ist in diesem Zeitraume entdeckt worden, und in dem Maße, als sich die Museen mit den Überresten von Tieren aus vergangenen Zeiten der Erdgeschichte füllten, hat sich auch die Arbeitsmethode der Paläontologen wesentlich geändert. Während früher das Ziel der paläontologischen Forschung in dem bloßen Katalogisieren der verschiedenen Formen, ihrer Einreihung in das „System" und in der Feststellung ihres geologischen Alters erblickt wurde, ist in den letzten dreißig Jahren das Bestreben immer mehr in den Vordergrund getreten, die stammesgeschichtlichen Zusammenhänge der einzelnen Arten, Gattungen, Familien und Ordnungen zu ermitteln und die Wege zu verfolgen, auf denen sich die Entwicklung von niederen Formen zu höheren vollzogen hat und noch immer vollzieht.

Nur historische Dokumente können uns über die Geschichte eines Volkes überzeugende Beweisstücke liefern, und das Gleiche gilt für die Geschichte der Tierwelt.

Seit längerer Zeit ist der Versuch nicht unternommen worden, die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der vorzeitlichen Säugetiere in abgerundetem Bilde einem größeren Kreise zu erschließen. Wohl sind in einzelnen Handbüchern aus neuerer Zeit dem Fachmanne die Errungenschaften der Forschung über die Säugetiere der Vorzeit zugänglich gemacht worden, aber eine übersichtliche und allgemein verständliche Darstellung dieser Fragen hat bis heute gefehlt. Diese Lücke will das vorliegende, von einem der berufensten Kenner geschriebene Buch ausfüllen. Auf eine sorgfältig ausgewählte, gute bildliche Darstellung, das wichtigste Mittel zur Einführung in all diese Fragen, ist besonders Wert gelegt worden.

So wird dieses Buch allen jenen, die einen Einblick in die Vorgeschichte des Säugetierstammes gewinnen wollen, zeigen, daß auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten eine Reihe wichtiger Erfolge erzielt worden ist, auch in solchen Fragen, die noch vor kurzer Zeit hartnäckig einer Lösung getrotzt haben.

Digitized by Google

VERLAG VON GUSTAV FISCHER IN JENA

Die Biologie und ihre Schöpfer

Von **William A. Locy**

Ph. D., Sc. D., Professor an der Northwestern University.

Autorisierte Übersetzung der zweiten amerikanischen Auflage von **E. Nitardy.**

Mit einem Geleitworte von Prof. Dr. J. Wilhelmi.

Mit 97 Abbildungen im Text. 1914. (XII, 416 S. gr. 8°.)

Preis: 7 Mark 50 Pf., geb. 8 Mark 50 Pf.

Inhalt: **I. Die Anfänge der Biologie** (mit Ausschluß der Stammesgeschichte). 1. Skizzierung des Ursprungs der Biologie und ihrer historischen Epochen. 2. Vesalius und der Sturz des Autoritätenglaubens in der Wissenschaft. 3. William Harvey und die experimentelle Beobachtung. 4. Die Einführung des Mikroskops und der Beginn unabhängiger Beobachtung. 5. Fortschritt in der mikroskopischen Anatomie im 18. Jahrhundert. 6. Linné und die Naturwissenschaft. 7. Cuvier und die vergleichende Anatomie. 8. Bichat und die Histologie. 9. Die Physiologie; Harvey, Haller und Joh. Müller. 10. Bär und die Embryologie. 11. Die Zelltheorie; Schleiden, Schwann, Schultze. 12. Das Protoplasma als Grundlage des Lebens. 13. Pasteur und Koch. 14. Erblichkeit und Keimfolge; Mendel, Galton, Weismann. 15. Die Kenntnis der Fossilien. — **II. Die Lehre von der Stammesentwicklung.** 16. Erklärung des Ausdrucks: Entwicklung. 17. Entwicklungstheorien; Lamarck, Darwin. 18. Fortsetzung der Entwicklungstheorie; Weismann, de Vries. 19. Der Entwicklungsgedanke und seine Förderung. 20. Rückblick und Ausblick. Heutige Bestrebungen der Biologie. — Anmerkungen des Übersetzers. — Reading List (Literatur im Originalabdruck). — Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Das in Amerika mit großem Beifall aufgenommene Buch wird durch die Übersetzung auch weiteren Kreisen in Deutschland zugeführt, die sich für die naturwissenschaftliche Entwicklung interessieren. Der Hauptzweck des Buches liegt in der Aufdeckung der Quellen biologischer Gedanken und der Hauptwege der biologischen Entwicklung, und weiterhin darin, den Leser mit jenen vornehmen Gestalten bekannt zu machen, deren Arbeit die Epochen der Geschichte der Biologie bezeichnet, sowie zu zeigen, daß die Entwicklung der biologischen Anschauungen eine lückenlose ist.

August Weismann †

Vorträge über Deszendenztheorie.

Gehalten an der Universität Freiburg i. Br.

Dritte verbesserte Auflage. Mit 3 farbigen Tafeln und 141 Abbildungen im Text. (XXIV, 697 S.) 1913. Preis: 11 Mark, geb. 13 Mark.

Inhalt: 1/2. Allgemeine und historische Einleitung. — 3. Das Prinzip der Naturzüchtung. — 4. Die Färbungen der Tiere und ihre Beziehung auf Selektionsvorgänge. — 5. Eigentliche Mimicry. — 6. Schutzvorrichtungen bei Pflanzen. — 7. Fleischfressende Pflanzen. — 8. Die Instinkte der Tiere. — 9. Lebensgemeinschaften bei Symbiosen. — 10. Die Entstehung der Blumen. — 11. Sexuelle Selektion. — 12. Intraselektion oder Histonalselektion. — 13. Die Fortpflanzung der Einzelligen. — 14. Die Fortpflanzung durch Keimzellen. — 15. Der Befruchtungsvorgang. — 16. Der Befruchtungsvorgang bei Pflanzen und Einzelligen. — 17/19. Die Keimplasmatheorie. — 20/21. Regeneration. — 22. Vererbungserscheinungen im engeren Sinne. — 23. Anteil der Eltern am Aufbau des Kindes. — 24. Prüfung der Hypothese einer Vererbung funktioneller Abänderungen. — 25. Einwürfe gegen die Nichtvererbung funktioneller Abänderungen. — 26./27. Germinalselektion. — 28. Biogenetisches Gesetz. — 29/30. Allgemeine Bedeutung der Amphimixis. — 31. Inzucht, Zwittertum, Parthenogenese und asexuelle Fortpflanzung und ihr Einfluß auf das Keimplasma. — 32. Mediumeinflüsse. — 33. Wirkungen der Isolierung. — 34/35. Entstehung des Artbildes. — 36. Artenentstehung und Artentod. — 37. Urzeugung und Entwicklung. — Schluß.

... Bewundernswert ist die außerordentliche Fülle des in dem Buche entfalteten Tatsachenmaterials. Auf zoologischem und botanischem Gebiete in gleicher Weise bewandert, gibt der Verfasser eine äußerst anziehende und vielseitige Schilderung und Deutung der hauptsächlichsten Anpassungserscheinungen des Tier- und Pflanzenreichs, so daß sein Werk auch als eine ausgezeichnete Einführung in die Biologie und Oekologie empfohlen werden muß. (Aus der Natur, 9. Jahrgang, 9. Heft.)

Digitized by Google

Bücher vom Kriege aus Gegenwart u. Vergangenheit

Alles, was wir vom Kriege wissen wollen,
enthält in klarer, allgemein verständlicher Form

Der Krieg

Wirtschaftliches, Technisches, Statistisches. Ca. 200 S. geb. M. 2.- geb. M. 3.-
Tausend Fragen drängen sich jetzt dem überraschten Laien auf, die in diesem Buche zum ersten Male ihre Beantwortung finden.

Die ersten blutigerlebten Geschichten aus dem gegenwärtigen Völkerkriege beschert uns

Richard Serau, Blut und Eisen

Kriegsnovellen

Mit Umschlag von Emil Preetorius. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—
Es handelt sich bei diesem Buche nicht um müßige Phantasieprodukte, nicht um die Schreibtischarbeit eines Zuhausegebliebenen.
Ein Augenzeuge, ein Mitkämpfer,
der in Offiziersstellung die lothringischen Schlachten mitgekämpft hat, schildert in packenden und farbigen Bildern den modernen Krieg und zwar unverfälscht, in all seinen erhebenden, niederschmetternden, rührenden und begeisternden Momenten.

Das Bild, das sich unsere Feinde von uns machen, tritt uns nirgends klarer entgegen, als in den Äußerungen der Abneigung, des Übelwollens und des Hasses, die aus Anlaß dieses Krieges in einem so verblüffenden Umfang gegen uns laut werden und die in

Dokumente des Hasses

Blicke in die Seelen unserer Feinde

Herausgeg. v. Hanns Floerke. Mit zahlr. Bildbeig. geb. ca. M. 3.-, geb. ca. M. 4.-
in so interessanter und abgerundeter Form zusammengestellt sind. Sie tragen an der Oberfläche, was seit langem an Neid und Groll in den Seelen unserer Feinde gegen uns schlummerte und zeigen uns mit unmißverständlicher Deutlichkeit, daß wir mit unseren Bemühungen, die Widerstrebenden zu gewinnen, auf falschem Wege waren. Eine Sammlung der wichtigsten Dokumente erscheint darum im deutschen Interesse dringend geboten.

Eines der zeitgemäßesten, spannendsten Bücher, ein Beitrag zur Psychologie des Krieges wie der kriegführenden und -ertragenden Völker ist

General Tod

Die besten Kriegsnovellen der letzten hundert Jahre

Ausgew. u. herausgeg. von Joachim Delbrück. Umschl. und Bildbeigab von Prof. Ant. Hoffmann. Geb. M. 4.-. geb. M. 5.-, Luxusausg. M. 15.-
Ältere und moderne Meister sind mit ausgewählten Novellen in diesem Bande vereinigt, um mit ihren Werken — so verschieden in ihrer nationalen Prägung — einen eigenartigen Beitrag zur Psychologie des Krieges zu geben, zur Psychologie auch des Volkes, das ihn führt oder erträgt: sei es mit der tapferen Phrase des Franzosen, dem passiven Gehorsam des Russen oder mit deutschem Pflichtheldentum.

Georg Müller Verlag, München

Digitized by Google

KURD VON SCHLÖZER

Von dieſem feingeiſtigen Diplomaten, der ſeine ſtaatsmänniſche Laufbahn als preußiſcher Geſandter beim Vatikan abſchloß, ſind bei der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſchienen:

RÖMISCHE BRIEFE. 6. Auflage.

Geheftet M 8.–, in Kunſtleder gebunden M 10.–, in echtes Leder gebunden M 12.–

„Was der unübertreffliche Romkenner über römiſche Frauen, römiſchen Wein, römiſche Campagna ſagt, das iſt ein Hymnus auf die Schönheit, an dem ſich der Leſer durch direkten Trunk an der Quelle berauſchen möge... Kein Goethe (mag uns der Olympier verzeihen) hat dem deutſchen Volke einen herrlicheren Trunk in der Ewigen Stadt kredenzt.“

(Dr. Hans Barth (Rom) im Berliner Tageblatt.)

MEXIKANISCHE BRIEFE. 1869–1871.

3. Auflage. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–

„Durch feſſelnde Schilderung ſeiner Reiſen nach und von Mexiko, ſeiner erſten Eindrücke in der Neuen Welt, durch ungemein reizvoll gezeichnete Bilder von Land und Leuten in der mittelamerikaniſchen Republik läßt von Schlözer uns an ſeinen intereſſanten Erlebniſſen teilnehmen, und vieles davon berührt ſo friſch und gegenwärtig, als wenn es heute und nicht vor mehr als vierzig Jahren geſchrieben worden wäre. Aber auch abgeſehen von dieſen ganz aktuell anmutenden Urteilen über Land und Leute, weiß der Verfaſſer durch feſſelnde Beſchreibung ſeiner Fahrten in das Innere der Republik das Intereſſe des Leſers immer wieder von neuem anzuregen und wachzuhalten.“

(Berliner Lokal-Anzeiger.)

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart · 88. Band der Stimmen aus Maria-Laach

Die Zeiten eines Weltkrieges sind über uns hereingebrochen, gewaltige Probleme tiefster Art aufrollend, ungeahnte Kräfte höchsten Idealismus auslösend, den Entwicklungsgang der Völker neu bestimmend. Sehnsucht und Wille der „Stimmen der Zeit" ist es, diese neue Zeit zu deuten, zu werten und ihr zu leben, der Wahrheit zum Zeugnis.

Jährlich 12 Hefte M 12.—, halbjährlich M 6.—
Die Bestellung kann durch die Post oder den Buchhandel erfolgen

Freiburg i. Br. · Herdersche Verlagshandlung

Freiherr von der Goltz

Generalfeldmarschall

1813

Blücher und Bonaparte

Geh. M 1.50, gebunden M 2.50

„Eine Darstellung, wie sie in so erschöpfender Form nur derjenige liefern kann, der den Stoff absolut beherrscht." — (Neue Pr. (†)-Zeitung, Berlin.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Militär-Verlag von Zuckschwerdt & Co. in Berlin-Steglitz, Schloßstr. 41

Zum Weltkrieg!

Heere und Flotten aller Staaten der Erde

von

Rottmann,

Hauptmann beim Stabe des K. S. 8. Infanterie-Regiments „Prinz Johann Georg" Nr. 107.

Kriegsausgabe 1914/1915. **Preis 2 Mark.**

Einteilung und Dislokation der Französischen Armee und Flotte

nebst Übersichten über die Kriegsformationen und einer Dislokationsübersicht

von

von Carlowitz-Maxen,

Major z. D.

August 1914. **Preis 2 Mark 20 Pfennige.** **14. Ausgabe.**

Einteilung und Dislokation der Russischen Armee und Flotte

nebst Übersichten über die Kriegsformationen und Kriegsetats u. einer Eisenbahnskizze

Nach russischen Quellen bearbeitet von

von Carlowitz-Maxen,

Major z. D.

August 1914. **Preis 2 Mark 40 Pfennige.** **35. Ausgabe.**

Kurze militär-geographische Beschreibung Russlands

Nach russischen und deutschen Quellen bearbeitet von

L. Schmidt,

Hauptmann und Kompagniechef im kgl. bayer. 7. Infanterie-Regiment „Prinz Leopold"

Preis 3 Mark.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Neununddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Oktober 1914

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

2A

Deutsche Revue

CORNELL UNIVERSITY
OCT 20 1914
LIBRARY

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71 1
Dr. Freiherr von Jettel: Abrechnung 24
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 28
Prof. Dr. Schiemann: Von Krieg und Politik 33
Ministerialrat v. Völcker: Rußlands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 39
Prof. H. Obersteiner (Wien): Die Anlage zu Erkrankungen des Nervensystems 53
Philipp Hiltebrandt (Rom): Die Haltung Italiens 62
Robert Kohlrausch: Eine stille Hohenstaufentragödie 67
Der Wiener Kongreß 74
Die Neuordnung des türkischen Heeres 77
Prof. Dr. P. Rohland (Stuttgart): Die Entstehung des Lebens 78
Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914 . 82
Prof. Hermann Guthe (Leipzig): Die Kultur der alten Philister 86
August Kestner (Rom): Aus dem Buche der Kunst und Literatur (Schluß) . . 100
Die Moral in der Politik und die englische Flotte 110
Berichte aus allen Wissenschaften
Physiologie und Hygiene. Sanitätsrat Dr. H. Schlesinger (Frankfurt a. M.): Das Wasser als Nährstoff 115
Literarische Berichte 120
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 123

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich. Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden * Hotel Vier Jahreszeiten

Vornehmes Haus I. Ranges

Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Das Menschlein Matthias

Erzählung von **Paul Jlg**

3. Aufl. M 3.-, geb. M 4.- (Stuttg., Deutsche Verlags-Anstalt)

„Eine Erzählung, die so stark wirkt, wie ein eigenes Erlebnis." (Die Zeit, Wien.)

Grimmialp ob Spiez ✦ **Die Idylle des Berner Oberlandes.**

(Schweiz), 1260 m ü. M. Beliebte Sommerfrische für Ruheliebende.

Grand Hôtel. Haus von vornehmer Einfachheit. 150 Betten. Warmwasserheizung. Elektr. Beleuchtung. Pension von Frs. 8.— bis Frs. 15.—. Kurarzt. Illustr. Prospekt durch **Joh. Ch. Poltera**, Dir.

Hochinteressante Aufzeichnungen

eines sächsischen Generals über seine Teilnahme am Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71

Lebenserinnerungen

von

Gustav von Schubert

Königl. Sächsischer Generalleutnant

Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Geh. Kirchenrat Prof. Dr. von Schubert. Geh. M 10.-, Halbfranzbd. M 12.-

Diese Lebenserinnerungen sind gerade jetzt von allergrößtem Interesse, weil sich auch der gegenwärtige gewaltige Kampf zum Teil auf demselben Boden abspielt wie vor 44 Jahren.

„Ein farbenreiches Bild von Deutschlands großer Zeit, in dem die Geschehnisse jener bewegten Tage, in denen das neue Reich entstand, mit dem Reiz eines persönlichen Erlebnisses geschildert sind, entrollt sich vor unseren Augen." (Breslauer Zeitung.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

** Sammlung zeitgenössischer Denkwürdigkeiten **

Fred Graf Frankenberg, Kriegstagebücher

von 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. — 2. Auflage. — Geh. M 5.—, gebunden M 6.—

„Überall begegnet man in den Aufzeichnungen einem klaren Blick, einer feinen Beobachtung, einer von tiefer Vaterlandsliebe getragenen Begeisterung und einer schönen und gewandten Ausdrucksweise. Alle diese Vorzüge machen das Tagebuch des Grafen Frankenberg zu einem der angenehmsten Unterhaltungs- und in gewissem Sinne auch Belehrungsmittel." (Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.)

Albrecht von Stosch, General und Admiral,

Denkwürdigkeiten. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von U. von Stosch. 3. Auflage. Geh. M 6.—, geb. M 7.—

„Es gibt Denkwürdigkeiten, deren Bedeutung vornehmlich in ihrem historischen Quellenwert beruht, und es gibt Denkwürdigkeiten, die den Leser fesseln und anregen, weil in ihnen eine Persönlichkeit zu Worte kommt und ein rein menschliches Interesse erweckt. Von diesem Buch kann man sagen, daß es nach beiden Seiten hin ausgezeichnet ist." (Der Tag, Berlin.)

** Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart **

Packende, wahrheitsgetreue

Schlachtenschilderungen

von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, Lebensbilder der Führer, Berichte über die Marine, Geschützwesen, Luftschiffahrt und anderes, dazu

gute Karten

und **viele Bilder**, z. B. das Kunstblatt **„Zeppelin über Antwerpen"**, finden Sie in

Der Krieg

Illustrierte Chronik des Krieges 1914

Monatlich zwei reichhaltige Hefte à 30 Pf. = 35 h. ö. W.

Probehefte und Abonnements durch jede Buchhandlung, jede Postanstalt (Probe-Abonnement August–September für M 1.20) oder durch die

Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 9.

Digitized by Google

* * Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart * *

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften

Herausgegeben von **Ernst Jäckh**

Die Hefte erscheinen in zwangloser Reihenfolge zum Preise von 50 Pfg. für jedes Heft

Unsere ersten Kenner auf dem Gebiet der Auslandspolitik und Kulturpolitik vereinigen sich in diesen Flugschriften, um die Aufgaben unserer großen Zeit lebendig und fruchtbar zu gestalten. Die Grundlage ist die Frage, warum dieser Krieg „Der Deutsche Krieg" geworden ist, wie er kam, wie er geführt wird; welche Kräfte sich in Deutschland offenbaren, militärisch, wirtschaftlich, politisch, in der Frauenwelt; dann der Reihe nach: unsere Feinde, die Neutralen, unsere Bundesgenossen; die Welt des Islams; die Frau im Krieg usw.

Als Mitarbeiter sind gewonnen:

Paul Rohrbach — D. Friedrich Naumann — Gottfried Traub — M. Erzberger, M. d. R. — Björn Björnson — Prof. Dr. Eucken — Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz — Prof. Dr. Kampffmeyer — Geheimrat Prof. Dr. E. Marcks — Geheimrat Dr. H. Muthesius — Prof. Dr. H. Oncken — Graf zu Reventlow

u. v. a.

Bis jetzt liegen vor:

Heft 1: Warum es der Deutsche Krieg ist!

Von **Paul Rohrbach**

Der Verfasser genießt als einer der ersten Vorkämpfer für kraftvolle deutsche Weltpolitik schon lange hohes, verdientes Ansehen. In dieser Flugschrift gibt er in Beantwortung der Frage, warum dieser Krieg der Deutsche genannt werden soll, eine ebenso knappe und klare Darstellung der politischen Gesamtlage, die zum Krieg führte; er weist nach, wie dieser Krieg auf lange hinaus über das Schicksal des deutschen Volkes und germanischer Kultur entscheiden wird, und in Schlußfolgerungen, die von Tausenden gelesen und beherzigt werden sollten, stellt er die Ziele auf, die wir als Siegespreis erreichen müssen, wenn nicht der Aufwand der ungeheuren Opfer an Volkswohlstand und kostbaren Leben schmählich vertan sein soll.

Heft 2: Deutschland und Frankreich

Von **D. Friedrich Naumann**

Das Thema wird weite Kreise ebenso anziehen wie der Verfasser, der es behandelt. In Naumanns Ausführungen kommt zunächst recht klar die allgemeine Stimmung der Deutschen gegen die Franzosen zum Ausdruck: bei allem Ekel vor der Verlogenheit französischer Manifeste und Kriegsberichte, bei aller Erbitterung über die Hinterlist und Grausamkeit, deren sich Militär und Zivilbevölkerung des feindlichen Landes schuldig machen, denken wir über die Franzosen selbst milder als über ihre beiden Verbündeten. Naumann weist sehr klar und überzeugend nach, warum und wie sehr es im Interesse beider Teile läge, wenn Frankreich mit Deutschland sobald wie möglich einen ehrlichen Separatfrieden abschlösse. Die Wahrscheinlichkeit hierfür hält er freilich für ziemlich gering, und so faßt er denn auch die Möglichkeiten ins Auge, die sich aus einem gemeinsamen längeren Ausharren des Dreiverbandes ergeben. Das Heft bietet nicht nur die lichtvolle Erörterung einer Einzelfrage, es bedeutet auch einen Beitrag zur Erziehung zu politischem Denken, die dem deutschen Volk so notwendig ist.

Neununddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. November 1914

Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

CORNELL UNIVERSITY 1915 LIBRARY.

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71 (Schluß) 125
Dr. Benedetto Cirmeni, Mitglied der italienischen Deputiertenkammer: Italien und der Dreibund 141
Dr. Max R. Weinstein: Die moderne Atomisierung der Welt 147
Prof. Dr. Schiemann: Von Krieg und Politik 152
Ministerialrat v. Völcker: Frankreichs Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 156
Prof. Dr. C. A. Ewald, Geh. Medizinalrat (Berlin): Ernährung, Nahrungsbedürfnis und Nahrungsversorgung im Frieden und im Krieg . . 171
Philipp Hiltebrandt (Rom): Italien und das europäische Gleichgewicht . . 183
Prof. Dr. Goebel (Breslau): Schmerzlose Operation mit und ohne Allgemeinnarkose 190
Prof. Dr. Lammasch: Die Wissenschaft und der Krieg 197
Wirkl. Geheimrat Dr. v. Koerner: Einige Bemerkungen zur Erneuerung unsrer Handelsverträge 203
M. v. Köller: Welchen Schaden haben die Franzosen von jeher Elsaß-Lothringen zugefügt? 208
Prof. Dr. Th. Niemeyer (Kiel): Echtes Völkerrecht 214
T. Galimberti (Rom): Die italienische Neutralität 219
Pindter, Kapitän zur See z. D.: Episode aus der Kreuzfahrt S. M. S. „Vineta" 1904/05 223
Arnold Sachse: Mehr Haushaltungsunterricht! 226
Der Winter als Feind aller Armeen, welche auf ihn nicht genügend vorbereitet sind 233
Demeter A. Sturdza, königlich rumänischer Ministerpräsident (†): Die Rumänen in der europäischen Völkergemeinschaft 235
Frankreich und Italien in Afrika 237
Literarische Berichte 239
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 243

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1914

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich. Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden * Hotel Vier Jahreszeiten

Vornehmes Haus I. Ranges

Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Über Land und Meer

Wöchentlich 1 Nummer / Deutsche Illustrierte Zeitung / Vierteljährlich M 4.–

Der **Kriegsjahrgang 1914/15** beginnt soeben!

Joseph von Lauff,

der wohlbekannte Dramatiker und Verfasser zahlreicher Romane, ein bewährter Kenner des Waffenhandwerks, läßt in einer fortlaufenden zusammenfassenden Darstellung den Leser den gegenwärtigen Völkerkampf mit erleben. Daneben

zahlreiche illustrierte Kriegsartikel,

literarisch wertvolle Kriegsbriefe

angesehener Dichter und Schriftsteller

die als Mitkämpfer oder Korrespondenten mit ins Feld gezogen sind; ferner

Ernst Zahns Erzählung **Der Gerngroß**

Rudolf Presbers Roman **Der Rubin der Herzogin**

ein Beitrag von **Hermann Sudermann**

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probenummer kostenlos durch alle Buchhandlungen oder die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Soeben erschien

das

156. bis 162. Tausend

der

Kriegsnovellen

von

Detlev von Liliencron

Vollständige Ausgabe in Taschenformat

Kartoniert 2 Mark Gebunden 3 Mark

Durch jede Buchhandlung oder den Verlag

Schuster & Loeffler, Berlin W 57.

Digitized by Google

Deutschlands Auswärtige Politik 1888–1913

Von GRAF ERNST ZU REVENTLOW

Umfang 420 Seiten gr. 8° Preis M 8.50, in Ganzleinen M 10.–

Das Buch gibt dem gebildeten Nichtfachmann einen politischen Überblick, den man im Kopf behält und der das Verständnis der Begebenheiten der uns nächsten Tage wesentlich erleichtert. Der Leser, der in den Werdegang der deutschen Weltpolitik einen tieferen Einblick gewinnen will, kann sich der Führung des Verfassers getrost anvertrauen. Weniger zur Kritik als zum Verständnis wollte Graf Reventlow anregen, und das ist ihm im reichsten Maße gelungen. **Kölnische Zeitung.**

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, **Berlin SW. 68.**

Wichtiges Werk zur Politik und Zeitgeschichte

Demnächst wird der II. ⟨Schluß-⟩Band ausgegeben von

Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866

Von Theodor von Sosnosky

Mit einer Karte. Geheftet M 7.50, gebunden M 9.—

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieses Werkes ⟨geh. M 6.50, geb. M 8.—⟩, der überall dem größten Interesse begegnete, sind Ereignisse von ungeheurer Tragweite eingetreten. Das Vorwort des nun vorliegenden 2. Bandes schließt mit dem Hinweis auf die Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers, die den tragischen Auftakt zu einer neuen Phase der Geschichte bildet. Dem, der rückschauend die Ereignisse der letzten Jahre und Jahrzehnte durchleben will, wie sie aus der schwülen Stimmung des Balkanproblems durch den Balkankrieg bis zum Bukarester Frieden führten, wird der vorliegende Band des Sosnoskyschen Werkes bei der Beurteilung der Vorgeschichte des europäischen Krieges von unendlich großem Werte sein. Es bildet eine Fundgrube für alle politisch, historisch und militärisch Interessierten, weil Sosnosky für die Schilderung der Ereignisse der letzten Jahre mehrfach bisher noch unbekanntes Material zur Verfügung hatte. Was schon beim ersten Band von der Darstellungsweise Sosnoskys rühmend hervorgehoben wurde, «daß sie sich ihr unabhängiges Urteil und die Freiheit der kritischen Aussprache wahre und nichts Unliebsames beschönige oder verschweige», darf auch vom 2. Band gelten. So wird besonders die Politik Ahrenthals scharf beleuchtet und manche Unterlassungssünde, die sich bitter rächen mußte, so das Unterbleiben einer frühen gründlichen Abrechnung mit Serbien, gerügt.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Neununddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Dezember 1914

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY
FEB 27 1915
LIBRARY

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. J. Lulvès, Archivrat (Hannover): Die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich 1859/60 245

Die Neutralität Italiens — eine Enttäuschung? Von einem österreichischen Politiker 257

Prof. Dr. Rudolf v. Scala: Wissenschaft und Patriotismus 264

Dr. Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. D.: Zur Vorgeschichte der französischen Kriegserklärung im Jahre 1870 268

Bemerkungen zum ersten Kriegsquartal 288

Die militärische Bedeutung des Eintretens der Türkei in den Krieg gegen die Entente 293

Prof. Dr. Schiemann: Einige Gedanken über den Ursprung der englisch-französisch-russischen Koalition gegen Deutschland 296

Ministerialrat v. Völcker: Englands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 302

Bartholomäus v. Lánpi, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, k. ungarischer Justizminister a. D.: Die Bedeutung der serbischen Frage im Ursachenkomplex des Kriegsausbruches 321

Minister a. D. Dr. F. Klein, Geheimer Rat (Wien): Die Krise des Internationalismus 331

Der Raubzug der Japaner. Von einem früheren Diplomaten 342

Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914 . 347

Dr. Franz Nagelschmidt (Berlin): Über die angeblichen Gefahren und die Fortschritte der Strahlenbehandlung 351

M. v. Köller: Die deutsche Gefahr 354

Dr. Karl Goeser: Friedrich List. Von Vaterland und Freiheit 356

Literarische Berichte 361

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 367

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1914

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Bisher an Vers. bezahlte Dividenden 100 Millionen Mark.
In 1915 trotz dem Kriege gleicher Dividendensatz für die Versicherten wie bisher.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden * Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Die Befestigungen von Przemysl,

die der russischen Belagerung so hartnäckig und ruhmvoll standhielten, wurden in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegt von dem k. u. k. Feldzeugmeister

Daniel Freiherrn von Salis-Soglio.

Die Lebenserinnerungen des Freiherrn von Salis-Soglio, dessen Namen auf kaiserliche Verordnung eines der größten Forts von Przemysl trägt, sind vor einigen Jahren unter dem Titel:

Mein Leben
Was ich davon erzählen will, kann und darf

in 2 Bänden bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart (geheftet M 20.–, gebunden M 22.–) erschienen. Sie gewinnen heute neues Interesse als ein wichtiger Beitrag zu der Heeresgeschichte und speziell zum Genie- und Fortifikationswesen unsres österreichischen Verbündeten und als anziehendes Selbstbildnis des verdienten Verfassers, der heute noch als Hochbetagter seines Ruhestandes genießt und dem die rühmliche Bewährung der von ihm angelegten Festung eine hohe Genugtuung und stolze Freude bereiten dürfte.

Digitized by Google

Joh. Rich. zur Megedes Gesammelte Werke

12 Bände mit zusammen 4147 Seiten. :: Vornehm gebunden M 30.—

Inhalt: 1. **Unter Zigeunern.** Roman. — 2. **Kismet.** Frühlingstage in St. Surin. Schloß Tombrowska. — 3./4. **Quitt.** Roman. — 5./6. **Von zarter Hand.** Roman. — 7. **Félicie.** Aus den Briefen eines Toren. — 8. **Das Blinkfeuer von Brüsterort.** — 9. **Trianon** und andere Novellen. — 10./11. **Der Überkater.** Roman. — 12. **Modeste.** Roman.

Einzelne Bände aus dieser Gesamtausgabe werden nicht abgegeben.

„Zur Megede hat vor allem als Schilderer der vornehmen Welt, der sogenannten „guten Gesellschaft", seine Bedeutung dahin. In seinen Romanen offenbart sich eine intime Kenntnis des Lebens der großen Welt, wie sie bei uns in Deutschland unter den Männern der Feder nicht allzuoft zu finden ist. Ein scharfsichtiger Beobachter des Lebens, zeichnet er mit sicherer, unerbittlich genauer Hand."
(E. Amend in der Karlsruher Zeitung.)

„Ich liebe Megedes Werke; nicht nur, daß sie mich interessieren wie Zolas und Tolstois Gestalten, sondern es spannen sich persönliche Beziehungen zwischen seinen „Helden" und „Heldinnen" und mir an. Was er zeichnete, charakterisierte, malte, bekam durch seinen Hauch Farbe und Leben. Seine Milieuschattierungen malt ihm so bald keiner nach."
(Dr. H. L. Rosegger im Neuen Wiener Tagblatt.)

Die nachstehend verzeichneten Einzelausgaben der Werke von J. R. zur Megede sind nach wie vor durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Unter Zigeunern. 3 M, geb. 4 M — **Kismet.** 3 M, geb. 4 M — **Quitt!** 5 M, geb. 6 M — **Von zarter Hand.** 6 M, geb. 8 M — **Félicie.** 4 M, geb. 5 M — **Das Blinkfeuer von Brüsterort.** 3 M, geb. 4 M — **Trianon** und andere Novellen. 4 M, geb. 5 M — **Der Überkater.** 5 M 50, geb. 6 M 50 — **Modeste.** 4 M, geb. 5 M — **Josi.** Drama. 2 M 50, geb. 3 M 50 —

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Geschäftliche Mitteilungen

Die Karlsruher Lebensversicherung und der Krieg. Trotz dem Kriege werden die Versicherten der Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit für das laufende Jahr die gleiche Dividende von 3¼% des Deckungskapitals beziehen wie seit Jahren, und es werden daher ihre Prämien auch im Jahre 1915 durch den Abzug der steigenden Dividenden wieder eine namhafte Ermäßigung erfahren. Eine nachträgliche Umlage zur Deckung der Kriegsschäden wird bei der Anstalt von den Kriegsteilnehmern nicht erhoben. Bis Ende Oktober sind bei der Anstalt Kriegssterbefälle über rund 3¼ Millionen Mark Versicherungssumme angemeldet. Die Anstalt versichert mit Einschluß der Kriegsgefahr auch heute noch unausgebildete Landsturmpflichtige II. Aufgebots ohne Zusatzprämie, sonstige Landsturmpflichtige und Nichtkämpfer nach besonderer Vereinbarung und gegen einmalige Zusatzprämien, die zurückvergütet werden, wenn der Versicherte am Kriege nicht teilnimmt oder wenigstens nicht auf dem Kriegsschauplatz und nicht außerhalb des Reichsgebiets verwendet wird.

Bad Salzbrunn. Die Fürstlich Plessische Generaldirektion hat den Reservelazaretten zu Schweidnitz, Freiburg, Tempelhof, Breslau und dem Festungslazarett zu Breslau, ferner den Stationen des Roten [illegible] auf den umliegenden Bahnhöfen große Mengen Oberbrunnen, Kronenquelle und Marthaquelle überwiesen.

„... Ihr Kochbuch hat mir und meinen Töchtern viel Freude gemacht, so daß besonders die jungen Mädchen, angeregt durch das hübsche Anrichten der Speisen, mit viel mehr Lust an das Kochen gehen", schreibt Frau Pfarrer Langhoff in Deutschsorno über das illustrierte Kochbuch von Mary Hahn, mit **406 Abbildungen.** Über dasselbe ist diesem Heft ein ausführlicher **mit einer Anzahl reizvoller Bilder** versehener Prospekt beigefügt. Zu haben ist das Buch in jeder Buchhandlung (Preis 5 M.) oder direkt vom Verlag M. Hahn, Frankfurt a. M.-Niederrad.

Schlachtenschilderungen von Kriegsteilnehmern, packende, erschütternde Kriegserlebnis-Bücher aus allen Kriegen der neuen Zeit, veröffentlicht die **Memoirenbibliothek** von **Robert Lutz** in **Stuttgart,** wie aus dem anliegenden Prospekt Kriegsmemoiren hervorgeht. Die Werke sind von der Presse aufs beste empfohlen und werden in der gegenwärtigen Zeit zahlreiche Leser finden.

Das Weltbild der Gegenwart

Ein Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von

Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt

Erscheint in 20 handlichen Leinenbänden. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes

Von dem Unternehmen liegen bis jetzt vor:

Bd. 1: **Prof. Dr. F. Meisel,** Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde. Einzelpreis des Bandes M 7.50

Bd. 2: **J. J. Ruedorffer,** Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Bd. 4: **Prof. Dr. Josef Kohler,** Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Bd. 5: **Gertrud Bäumer,** Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Bd. 6: **v. Massow,** Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. Einzelpreis des Bandes M 7.—

Bd. 13: **Prof. Dr. Aug. Messer,** Psychologie. Einzelpreis des Bandes M 7.50

Bd. 17: **Prof. Dr. Rich. M. Meyer,** Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Die weiteren Bände werden in 1—2monatlichen Abständen in zwangloser Reihenfolge ausgegeben und enthalten:

Bd. 3: **Bonn,** Die Gestaltung der Weltwirtschaft.

Bd. 7: **Meyer,** Die physikalischen und chemischen Probleme der Gegenwart.

Bd. 8: **Schmedes,** Das Maschinenwesen.

Bd. 9/10: **Blum,** Verkehr, Bauingenieurwesen und die „Technik" im allgemeinen.

Bd. 11: **Kammerer,** Allgemeine Biologie.

Bd. 12: **Schleich,** Der Kampf um die Gesundheit.

Bd. 14: **Goldfriedrich,** Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte in der jüngsten Vergangenheit mit besonderer Rücksicht auf Deutschland.

Bd. 15: **Hausenstein,** Die bildende Kunst der Gegenwart (Malerei, Bildhauerei und Graphik).

Bd. 16: **Behrendt,** Kunstgew. u. Architektur

Bd. 18: **Louis,** Die Tonkunst unserer Zeit.

Bd. 19: **Schumann,** Religiöse, sittliche und erzieherische Ideale.

Bd. 20: **Joël,** Wandlgen. d. Weltanschauung

Subskriptionspreis für die vollständige Serie von 20 Bänden 6 Mark für jeden in Leinen gebundenen Band

Die erschienenen Bände können auch einzeln zu den oben angegebenen Einzelpreisen, die weiteren zu verschiedenen, dem Umfang entsprechenden Preisen bezogen werden.

Schwäbischer Merkur, Stuttgart: „Bei der Fülle von Eindrücken, die auf den Kulturmenschen der Gegenwart verwirrend und überwältigend einstürmen, ist eine solche sondernde Enzyklopädie der Gegenwart, ihres Wissens und ihres Wirkens, wie sie hier in einem überaus großzügig gedachten Sammelwerk vor uns entsteht, von hohem Wert. Sie umfaßt die Erkenntnis und das Schaffen der gesamten Kulturwelt, wobei aber doch, der Bedeutung unserer nationalen Arbeit entsprechend, der Anteil Deutschlands in klarer Beleuchtung, scharf ::: ::: umrissen, herausgestellt wird." ::: :::

Den ersten Band kann jede bessere Buchhandlung zur Ansicht vorlegen oder einen ausführlichen Prospekt mit dem Verzeichnis aller Bände übersenden. Letzterer auf Wunsch auch durch die

** **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** **

Digitized by Google

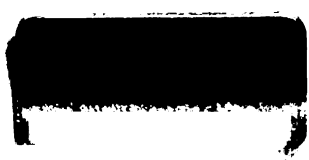
Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google